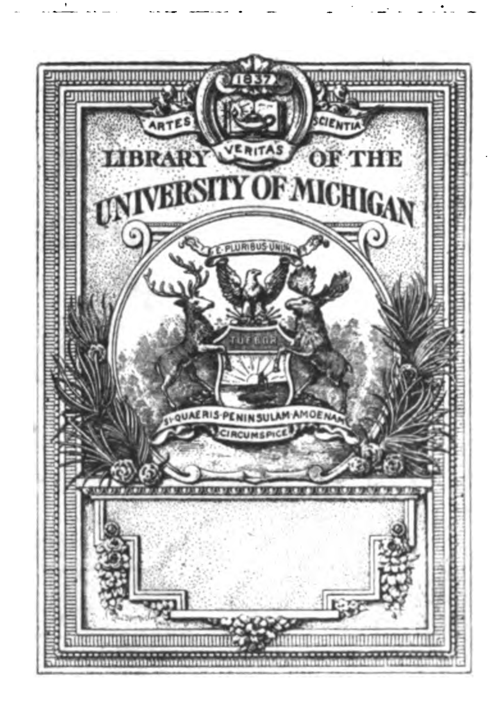
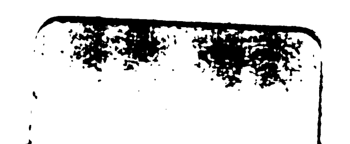



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE




ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertsiebenundfünfzigster Band.

Juli bis September 1914.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
Hofbuchhändler S. K. u. K. H. des Kronprinzen.
1914.

Seite

[illegible], Ad., Besprechung von G. Pfannmüller, Die Kritiker der Religion . . . 321
— — Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. LII 324
— — Jenny Apolant, Stellung und Mitarbeit der Frau in der Gemeinde . . . 327
v. Meerheimb, Briefe eines preußischen Offiziers aus dem Jahre 1848 herausgegeben von Margarete Gräfin v. Bünau geb. v. Meerheimb . . . [illegible]
Meyer, Hermann, Amerikanisches [illegible] und deutsche [illegible] . . . 124
Moltke, Otto Graf v., Noch einmal: „Das Problem der Volksernährung im Kriege" . . . . 2[illegible]
M. v. L., Besprechung von Adam Müller, Mutterschaft oder Emanzipation . . . 32[illegible]
— — J. [illegible], Der neue [illegible] . . . . 54[illegible]
Natorp, P., Die Mission der Weisheit im Gewande der Dichtung. Besprechung von Fritz [illegible], Adams Wiederkunft 535
Plath, Margarete, Besprechung von Karl Budde, Die altisraelitische Religion 314
Ritter, Paul, Wie Leibniz gestorben und begraben ist 437
Rohrbach, Paul, Besprechung von R. Böhme, Die deutsche Auslandshochschule und das nationenwissenschaftliche Studium des Auslandes . . . 157
— — G. Roloff, Geschichte der europäischen Kolonisation seit der Entdeckung Amerikas . . . . 32[illegible]
— — Wilhelm Schüler, Abriß der neuen Geschichte Chinas 522
— — Robert Koldewey, Das wieder erstehende Babylon 527
Sachse, Arnold, Das [illegible] Kultusministerium und die Volksschullehrer . . . 4[illegible]
Schacht, R., Besprechung von Th. Reik, Arthur Schnitzler als Psycholog . . . 1[illegible]4
— — Th. Storm, [illegible] und andere Nachträge zu seinen Werken . . . 165
— — [illegible], Erzählungen an Bord 344
Schlichting, Klagen unseres Volkes über den Zivilprozeß. Eine Erwiderung zu Band 155, S. [illegible] 334
Schmidt, Axel, Besprechung von Otto Hoetzsch, Rußland 151
Schneidewin, Max, Besprechung von W. [illegible], Christus heute als unser [illegible] 314
— — Das Buch des [illegible] . . . . 3[illegible]6
— — Die Naturwissenschaften in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange . . . . [illegible]
Scholz, Heinrich, Auguste Comte und der Positivismus . . . . . [illegible]
— — Besprechung von H. Hoffmann, [illegible] und [illegible] Schriften . . . 3[illegible]
— — Zur Entstehung des modernen [illegible] . . . . [illegible]
— — Julius [illegible], Aus der [illegible] . . . . 5[illegible]
— — [illegible] im [illegible] und die Entwicklung des modernen [illegible] . . . . 5[illegible]
Sokolowski, Ernst, Besprechung von J. v. Uexküll, Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung 137
Thom, Reinhard, [illegible] 133
Tschirch, Otto, [illegible] der [illegible] und der preußische Staat . . . . [illegible]
[illegible], Werner, [illegible] und Terza Rima . . . . [illegible]
[illegible], [illegible] 143

Besprochene Werke.

[illegible] . . . . [illegible]
[illegible], Adam, Mutterschaft und Emanzipation . . . . [illegible]
[illegible], Jenny, [illegible] der Frau in der Gemeinde 327
[illegible] . . . . [illegible]
[illegible] . . . . [illegible]
[illegible] . . . . 32[illegible]
[illegible] 342
[illegible] 327
[illegible] . . . . 3[illegible]6

Seite

Budde, Karl, Die altisraelitische Religion 314
Claissen, Walter, Christus heute als unser Zeitgenosse 314
—„— Zucht und Freiheit 323
Dannemann, Friedrich, Das Emporblühen der modernen Naturwissenschaft seit der Entdeckung des Energieprinzips 516
Diltbey, Wilhelm, Gesammelte Schriften II. Band. 430
Fernau, Herman, Die französische Demokratie 397
Gastrow, P., Pfleiderer als Religionsphilosoph 318
Giehrl, Hermann, Der Feldherr Napoleon als Organisator 37
Goltz, v. d., Blücher und Bonaparte 42
Großer Generalstab, Das Preußische Heer im Jahre 1813 34
Hackmann, H., Religionen und heilige Schriften 309
Hoetzsch, Otto, Rußland 151
K. u. K. Kriegsarchiv, Befreiungskrieg 1813 und 1814 39
Koldewey, Robert, Das wieder erstehende Babylon 527
Lamarck, Die Lehre vom Leben 515
Leyen, F. v. d., und P. Zaunert, Märchen der Weltliteratur 352
Lissauer, Ernst, Der Acker. — Der Strom. — 1813 193
Löwis, A. v. of Menar, Russische Volksmärchen übers. und eingeleitet . 352
Monumenta Germaniae Paedagogica, Band LII 324
Müller-Freienfels, Poetik 163
Ostwald, Wilh., Auguste Comte, Der Mann und sein Werk 304
Palme, Anton, Die deutsche Auslandshochschule und das nationenwissenschaftliche Studium des Auslandes 157
Panzer, Fr., Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm in ihrer Urgestalt herausgegeben 352
Paquet, Alphons, Erzählungen an Bord 344
Pfannmüller, G., Die Klassiker der Religion 321
Pflugk-Harttung, J. v., Leipzig 1813 37
Philippi, Fritz, Adam's Wiederkunft 535
Rauh, Sigism., Deutsche Dichtung 339
Reik, Th., Arthur Schnitzler als Psycholog 164
Reutern-Nolcken, W., Die finanzielle Sanierung Rußlands nach der Katastrophe des Krimkrieges 1862—1878 durch den Finanzminister Michael v. Reuter 268
Roloff, G., Geschichte der europäischen Kolonisation seit der Entdeckung Amerikas 328
Schiefner, Anton, Kalewala, das Nationalepos der Finnen, in's deutsche übertragen 534
Schmitz, Osk. A. H., Das Land ohne Musik — Das Land der Wirklichkeit 397
Schüler, Wilhelm, Abriß der neueren Geschichte Chinas 522
Soldan, Die strategische Bedeutung zur Schlacht bei Dresden 56
Steinberg, Julius, Der neue Götze 548
Storm, Theodor, Spukgeschichten und andere Nachträge zu seinen Werken 165
Streiter, R., Ausgewählte Schriften zur Aesthetik und Kunstgeschichte . 143
Uexküll, v., Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung 137
Winkler, Carl, John Lockes Versuch über den menschlichen Verstand übersetzt 515
Wisser, W., Plattdeutsche Märchen ges. u. bearb. 352
Wolff, Max, J., Shakespeare 166
Wolters, Friedrich, Hymnen und Sequenzen. Uebertragungen aus den lateinischen Dichtern der Kirche von IX. bis XV. Jahrhundert 385
Wundt, Max, Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals 549
Ziehen, Julius, Aus der Studienzeit 545

stand, an dem es sich betätigt: was den Menschen von heute vorwiegend interessiert, ist nicht mehr die Natur schlechthin als Inbegriff alles Außermenschlichen und nicht historisch Gewordenen, sondern es ist der einzelne bildartige Ausschnitt aus der Natur, der dann unter Umständen oder sogar meist auch Spuren menschlicher Tätigkeit und menschlichen Lebens umfaßt, also die Landschaft, was der heutige Sprachgebrauch geradezu mit Natur gleichsetzt.

Wenn wir aber schon die Begriffe Natur und Landschaft nicht unbedingt gleichsetzen können, so müssen wir erst recht Unterschiede zwischen Naturgefühl und Landschaftsgefühl feststellen, also zwischen der Art, wie der Mensch das eine oder das andere unter Anteilnahme des Gemüts in sich aufnimmt. Allerdings ist Naturgefühl die unbedingte Grundlage für jede Wertung der Landschaft; doch ist die Art, wie sich beide schließlich betätigen, wesentlich verschieden.

Seiner ganzen historischen und psychologischen Entwicklung nach äußert sich das Naturgefühl zuerst in der Beobachtung einzelner Gegenstände, etwa eines Baumes oder eines Berges. Dafür sprechen einerseits die ältesten uns bekannten Landschaftsbilder Griechenlands und Aegyptens sowohl als Japans, für die das Herausgreifen einer solchen Einzelform charakteristisch ist, die sich irgendwie im Raum verliert ohne organischen Zusammenhang mit anderen Formen; dann aber auch die Entwicklung des Kindes, das ebenso bis zur vollen Ausbildung seines Sehvermögens nur einzelne Dinge der nächsten Umgebung, wie Bäume, Wiesen, Bach und Berg, wahrzunehmen vermag. Während nun der Mensch einen blühenden Baum etwa in allen Einzelheiten beobachtet, zeigt ihm seine Erinnerung sein Bild, wie es im Winter war oder in den ersten Frühlingswochen. Endlich nimmt er unmittelbar die weiteren Veränderungen im Laufe des Jahres wahr. So erkennt er allmählich in dem Baum ein Wesen, das sich verändert, wächst und altert wie der Mensch, kurzum etwas Belebtes. Noch stärker ist natürlich der Eindruck des Lebens im Wechsel von Tag und Nacht und schließlich im Ablauf der Jahreszeiten. Die Ahnung eines dem seinen verwandten Lebensprinzips, die dies Nacheinander der Erscheinungen im Menschen weckt, ist also die eigentliche Grundlage des Naturgefühls. Damit ist dieses bestimmt als ein sympathetisches Gefühl, das durchaus verwandt ist denen, die Menschen mit Menschen verknüpfen auf der Grundlage des gegenseitigen Verständnisses für seelische Zustände. Seinen dichterischen Ausdruck findet es in dem bewußten Natursymbolismus, dem die Natur zur Veranschaulichung psychischer Vorgänge durch

Harmonie- oder Kontrastwirkung dient. Dieses Naturgefühl wirkt heute noch so gut wie zu Sapphos Zeiten, und der Frühling wird zum Fest der wiedererwachenden Natur und der erwachenden Liebe für Theognis und Ibykos sowohl wie für Walther von der Vogelweide, Goethe und Stefan George.

Das Landschaftsgefühl dagegen betätigt sich in erster Linie am momentanen Eindruck, den das Nebeneinander verschiedenster Gegenstände auf den Menschen macht. Weil es aber kein Vorher und Nachher kennt, so kann es auch das Leben in der Natur nicht in sich aufnehmen, so wenig wie es an Einzelheiten haften bleiben darf. Deshalb setzt es eine weit höhere Entwicklung der Sehfähigkeit wie der seelischen Anpassungsfähigkeit voraus, als das sympathetische Naturgefühl. In der Tat lernt das Kind erst lange, nachdem es bereits Freude an einem Waldspaziergang, einer blumigen Wiese oder einem wilden Bach gezeigt hat, erkennen, daß diese Einzeldinge, vielleicht von einem Hügel aus geschaut, nichts Einzelnes mehr, sondern unter sich enge verknüpft sind. Und Darstellungen geschlossener Landschaftsbilder begegnen uns in der Antike auch erst im Hellenismus, z. B. das pompeianische Wandgemälde von Polyphem und Galateia oder die Schilderung einer Quelle bei Theokrit, die Biese zitiert:

> Einen lebendigen Quell ganz voll durchsichtigen Wassers
> Fanden sie unter dem glatten Gestein, und es glitzerten Kiesel
> Hell wie Kristall und Silber von unten herauf aus der Tiefe.
> Ganz in der Nähe desselben erhoben sich mächtige Kiefern,
> Pappeln, Platanen, Zypressen mit hoch aufstrebenden Stämmen.
> Duftende Blumen dazu, rauhhaariger Bienen Ergötzung,
> Wie beim scheidenden Lenz empor aus den Wiesen sie sproßten.

In früheren Zeiten findet sich vielleicht nur ein einziges Beispiel einer solchen objektiven Landschaftsschilderung, die Beschreibung der Grotte der Kalypso im 5. Buch der Odyssee.

Die Erweiterung des Gesichtsfeldes, auf der jede landschaftliche Betrachtung beruht, ist die Veranlassung, daß auch die Bedeutung des einzelnen Gegenstandes sich verändert: der Baum, der, allein betrachtet, höchst anregend und belebt erschien, wirkt nun als Teil des Ganzen, vereinigt mit Himmel, Wasser, Fels und Wiese, vielleicht unbedeutend oder störend, jedenfalls aber nur noch als grüner Fleck von bestimmter Gestalt. Und ebenso lösen sich alle anderen Einzelheiten auf, so daß die ganze Landschaft sich darstellt als ein

Inhaltsverzeichnis

des

157. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

Seite

Ballod, Carl, Deutsche Volksernährung im Kriege 101
Behrend, Roland, Der Unternehmer als Erzieher des Juristen . . . 248
Conrad, Herm., Besprechung von Max J. Wolff, Shakespeare 166
Daniels, E., Russische Finanzen unter Alexander II. und der Ursprung des Türkenkrieges von 1877 268
—„— Neue Literatur über Frankreich und England 397
Delbrück, Hans, Neues über 1813. 34
—„— Die Antwort des Sprachvereins und Weiteres 118
Diederich, Benno, Ernst Lissauer, der Lyriker unserer Zeit 193
Diem, Karl, Deutscher Sport und amerikanisches Athletentum 129
Dreyhaus, Hermann, Niebuhr und Achim von Arnim 356
Drews, Arthur, Besprechung von Kalewala, das Nationalepos der Finnen, übersetzt oon Anton Schiefner 534
Gürtler, H., Besprechung von Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm in ihrer Urgestalt, herausgegeben von Fr. Panzer . . . 352
—„— Märchen der Weltliteratur, herausgegeben von F. v. d. Leyen und P. Zaunert 352
—„— Plattdeutsche Märchen, ges. und bearbeitet von W. Wisser. . . . 352
—„— Russische Märchen, übersetzt von A. v. Löwis of Menar 352
Havenstein, Martin, Besprechung von Müller-Freienfels, Poetik . . 163
—„— Sigism. Rauh, Deutsche Dichtung 339
—„— Lily Braun, Die Liebesbriefe der Marquise 342
Hildebrandt, Kurt, Die christliche Hymne 385
Hobohm, Martin, Besprechung von Th. Brieger, Die Reformation . . 327
Keidel, Heinrich, Der deutsche Lehramtsassistent in Amerika 261
Korwan, Anton, Besprechung von Bruno Bauch, Geschichte der Philosophie 514
—„— John Lockes Versuch über den menschlichen Verstand, übersetzt von C. Winkler 515
—„— Lamarck, Die Lehre vom Leben 515
Kotschubey, Das Problem der Triple-Entente. Eine Uebersetzung . . . 481
Kriegelstein, Elisabeth, Vom landschaftlichen Erlebnis 1
Krott, Karl, Besprechung von Walter Classen, Zucht und Freiheit . . 323
Matthaei, Ad., Besprechung von P. Gastrow, Pfleiderer als Religionsphilosoph 318
—„— K. Beth, Die Entwicklung des Christentums zur Universalreligion . 319
—„— K. Bornhausen, Religion in Amerika 320

Seite
Matthaei, Ad., Besprechung von G. Pfannmüller, Die Klassiker der Religion 321
—„— Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. LII 324
—„— Jenny Apolant, Stellung und Mitarbeit der Frau in der Gemeinde 327
v. Meerheimb, Briefe eines preußischen Offiziers aus dem Jahre 1848 herausgegeben von Marg.-Henriette Gräfin v. Bünau geb. v. Meerheimb 450
Meier, Hermann, Amerikanisches Athletentum und deutsche Leibesübung 124
Moltke, Otto Graf v., Noch einmal: „Das Problem der Volksernährung im Kriege" 295
M. v. L., Besprechung von Adam Ander, Mutterschaft oder Emanzipation . 325
—„— J. Steinberg, Der neue Götze 548
Natorp, P., Die Religion der Menschheit im Gewande der Dichtung. Besprechung von Fritz Philippi, Adams Wiederkunft 535
Plath, Margarete, Besprechung von Karl Budde, Die altisraelitische Religion 314
Ritter, Paul, Wie Leibniz gestrorben und begraben ist 437
Rohrbach, Paul, Besprechung von A. Palme, Die deutsche Auslandshochschule und das nationenwissenschaftliche Studium des Auslandes 157
—„— G. Roloff, Geschichte der europäischen Kolonisation seit der Entdeckung Amerikas 328
—„— Wilhelm Schüler, Abriß der neuen Geschichte Chinas 522
—„— Robert Koldewey, Das wieder erstehende Babylon 527
Sachse, Arnold, Das Bayerische Kultusministerium und die Volksschullehrer 410
Schacht, R., Besprechung von Th. Reik, Arthur Schnitzler als Psycholog 164
—„— Th. Storm, Spukgeschichten und andere Nachträge zu seinen Werken 165
—„— Alphons Paquet, Erzählungen an Bord 344
Schlichting, Klagen unseres Volkes über den Zivilprozeß. Eine Erwiderung zu Band 155, S. 399 334
Schmidt, Axel, Besprechung von Otto Hoetzsch, Rußland 151
Schneidewin, Max, Besprechung von W. Classen, Christus heute als unser Zeitgenosse 314
—„— Das Buch des Freiglaubens 316
—„— Die Naturwissenschaften in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange 516
Scholz, Heinrich, Auguste Comte und der Positivismus 304
—„— Besprechung von H. Hackmann, Religionen und heilige Schriften . 309
—„— Zur Entstehung des modernen Menschen 428
—„— Julius Ziehen, Aus der Studienzeit 545
—„— Max Wundt, Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals 549
Sokolowski, Ernst, Besprechung von J. v. Uexküll, Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung 137
Thom, Reinhard, Replik 133
Tschirch, Otto, Joseph Görres, der Rheinische Merkur und der preußische Staat 225
Weisbach, Werner, Stadtbaukunst und Terza Roma 70
West, Robert, Moderne Architekturprobleme 143

Besprochene Werke.

Ajam, Maurice, Das deutsch-französische Wirtschaftsproblem 397
Ander, Adam, Mutterschaft und Emanzipation 325
Apolant, Jenny, Stellung und Mitarbeit der Frau in der Gemeinde . 327
Bauch, Bruno, Geschichte der Philosophie 514
Beth, K., Die Entwicklung des Christentums zur Universalreligion . . 319
Bornhausen, K., Religion in Amerika 320
Braun, Lily, Die Liebesbriefe der Marquise 342
Brieger, Th., Die Reformation 327
Das Buch des Freiglaubens 316

Seite
Budde, Karl, Die altisraelitische Religion 314
Classen, Walter, Christus heute als unser Zeitgenosse 314
—„— Zucht und Freiheit 323
Dannemann, Friedrich, Das Emporblühen der modernen Naturwissenschaft seit der Entdeckung des Energieprinzips 516
Dilthey, Wilhelm, Gesammelte Schriften II. Band. 430
Fernau, Herman, Die französische Demokratie 397
Gastrow, P., Pfleiderer als Religionsphilosoph 318
Giehrl, Hermann, Der Feldherr Napoleon als Organisator 37
Goltz, v. d., Blücher und Bonaparte 42
Großer Generalstab, Das Preußische Heer im Jahre 1813 34
Hackmann, H., Religionen und heilige Schriften 309
Hoetzsch, Otto, Rußland 151
K. u. K. Kriegsarchiv, Befreiungskrieg 1813 und 1814 39
Koldewey, Robert, Das wieder erstehende Babylon 527
Lamarck, Die Lehre vom Leben 515
Leyen, F. v. d., und P. Zaunert, Märchen der Weltliteratur 352
Lissauer, Ernst, Der Acker. — Der Strom. — 1813 193
Löwis, A. v. of Menar, Russische Volksmärchen übers. und eingeleitet. 352
Monumenta Germaniae Paedagogica, Band LII 324
Müller-Freienfels, Poetik 163
Ostwald, Wilh., Auguste Comte, Der Mann und sein Werk 304
Palme, Anton, Die deutsche Auslandshochschule und das nationenwissenschaftliche Studium des Auslandes 157
Panzer, Fr., Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm in ihrer Urgestalt herausgegeben 352
Paquet, Alphons, Erzählungen an Bord 344
Pfannmüller, G., Die Klassiker der Religion 321
Pflugk-Harttung, J. v., Leipzig 1813 37
Philippi, Fritz, Adam's Wiederkunft 535
Rauh, Sigism., Deutsche Dichtung 339
Reik, Th., Arthur Schnitzler als Psycholog 164
Reutern-Nolcken, W., Die finanzielle Sanierung Rußlands nach der Katastrophe des Krimkrieges 1862—1878 durch den Finanzminister Michael v. Reuter 268
Roloff, G., Geschichte der europäischen Kolonisation seit der Entdeckung Amerikas 328
Schiefner, Anton, Kalewala, das Nationalepos der Finnen, in's deutsche übertragen 534
Schmitz, Osk. A. H., Das Land ohne Musik — Das Land der Wirklichkeit 397
Schüler, Wilhelm, Abriß der neueren Geschichte Chinas 522
Soldan, Die strategische Bedeutung zur Schlacht bei Dresden 56
Steinberg, Julius, Der neue Götze 548
Storm, Theodor, Spukgeschichten und andere Nachträge zu seinen Werken 165
Streiter, R., Ausgewählte Schriften zur Aesthetik und Kunstgeschichte . 143
Uexküll, v., Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung 137
Winkler, Carl, John Lockes Versuch über den menschlichen Verstand übersetzt 515
Wisser, W., Plattdeutsche Märchen ges. u. bearb. 352
Wolff, Max, J., Shakespeare 166
Wolters, Friedrich, Hymnen und Sequenzen. Uebertragungen aus den lateinischen Dichtern der Kirche von IX. bis XV. Jahrhundert 385
Wundt, Max, Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals 549
Ziehen, Julius, Aus der Studienzeit 545

Seite

Politische Korrespondenz.

Delbrück, H., Die Sozialdemokraten und das Kaiserhoch. — Das demokratische Zukunftsideal und die Schule 168
Daniels, E., Die Ministerien Ribot und Viviani. — Das persische Petroleum. — Albanien und die Franzosen 174
Daniels, E., Bürgerkrieg in England? 363
Korodi, Lutz, Die Lage in Ungarn nach dem Tode Franz Ferdinands . 370
Delbrück, H., Die Kriegsgefahr 374
—„— Die Ursachen des Krieges. — Die Chancen. — Das Ziel . . . 555

Vom landschaftlichen Erlebnis.

Von

Elisabeth Kriegelstein.

> Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden,
> Doch solchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.
> Man sieht sich leicht an Wald und Feldern satt.

Das sind Worte, die ein Wagner heutzutage nicht mehr sprechen würde. Nicht als ob das 20. Jahrhundert jede Wagnernatur zum landschaftlichen Erlebnis Fausts befähigt hätte, wohl aber hat es den Enthusiasmus für die freie Natur, der in den Zeiten Rousseaus und des jungen Goethe seinen ersten Aufschwung nahm, zu einer Sache der Allgemeinheit gemacht, die ihren Platz im Seelenleben des modernen Menschen mit solcher Sicherheit behauptet, daß jeder unproduktive, konventionell denkende Mensch sich die Frage gar nicht mehr vorzulegen wagt, ob er diese Begeisterung aus eigenem Empfinden teilen kann. Ja, in gewissen Kreisen ist es fast zum Dogma geworden, die ziffernmäßige Zunahme der Sommerfrischler gleich zu setzen mit einem besonderen geistigen und kulturellen Fortschritt der letzten Jahrhunderte.

Davon könnte aber wohl nur die Rede sein, wenn die Neuzeit wirklich neue Werte geschaffen hätte in ihrer Naturbetrachtung; daß dies nicht der Fall ist, hat in der letzten Zeit vor allem Alfred Biese durch seine Schriften über die Entwicklung des Naturgefühls nachgewiesen. Wir können also, was den Fortgang der Kultur betrifft, seine heutige Ausbildung nur als eine Begleiterscheinung der allgemeinen Popularisierung des geistigen Lebens betrachten, ohne daß sie sich ihrem Wesen nach von dem unterschiede, was einzelne Individuen schon in früheren Jahrhunderten erlebt haben.

Größer scheint mir der Unterschied im Naturgefühl des heutigen Menschen und desjenigen früherer Zeiten in bezug auf den Gegen-

stand, an dem es sich betätigt: was den Menschen von heute vorwiegend interessiert, ist nicht mehr die Natur schlechthin als Inbegriff alles Außermenschlichen und nicht historisch Gewordenen, sondern es ist der einzelne bildartige Ausschnitt aus der Natur, der dann unter Umständen oder sogar meist auch Spuren menschlicher Tätigkeit und menschlichen Lebens umfaßt, also die Landschaft, was der heutige Sprachgebrauch geradezu mit Natur gleichsetzt.

Wenn wir aber schon die Begriffe Natur und Landschaft nicht unbedingt gleichsetzen können, so müssen wir erst recht Unterschiede zwischen Naturgefühl und Landschaftsgefühl feststellen, also zwischen der Art, wie der Mensch das eine oder das andere unter Anteilnahme des Gemüts in sich aufnimmt. Allerdings ist Naturgefühl die unbedingte Grundlage für jede Wertung der Landschaft; doch ist die Art, wie sich beide schließlich betätigen, wesentlich verschieden.

Seiner ganzen historischen und psychologischen Entwicklung nach äußert sich das Naturgefühl zuerst in der Beobachtung einzelner Gegenstände, etwa eines Baumes oder eines Berges. Dafür sprechen einerseits die ältesten uns bekannten Landschaftsbilder Griechenlands und Aegyptens sowohl als Japans, für die das Herausgreifen einer solchen Einzelform charakteristisch ist, die sich irgendwie im Raum verliert ohne organischen Zusammenhang mit anderen Formen; dann aber auch die Entwicklung des Kindes, das ebenso bis zur vollen Ausbildung seines Sehvermögens nur einzelne Dinge der nächsten Umgebung, wie Bäume, Wiesen, Bach und Berg, wahrzunehmen vermag. Während nun der Mensch einen blühenden Baum etwa in allen Einzelheiten beobachtet, zeigt ihm seine Erinnerung sein Bild, wie es im Winter war oder in den ersten Frühlingswochen. Endlich nimmt er unmittelbar die weiteren Veränderungen im Laufe des Jahres wahr. So erkennt er allmählich in dem Baum ein Wesen, das sich verändert, wächst und altert wie der Mensch, kurzum etwas Belebtes. Noch stärker ist natürlich der Eindruck des Lebens im Wechsel von Tag und Nacht und schließlich im Ablauf der Jahreszeiten. Die Ahnung eines dem seinen verwandten Lebensprinzips, die dies Nacheinander der Erscheinungen im Menschen weckt, ist also die eigentliche Grundlage des Naturgefühls. Damit ist dieses bestimmt als ein sympathetisches Gefühl, das durchaus verwandt ist denen, die Mensch mit Menschen verknüpfen auf der Grundlage des gegenseitigen Verständnisses für seelische Zustände. Seinen dichterischen Ausdruck findet es in dem bewußten Natursymbolismus, dem die Natur zur Veranschaulichung psychischer Vorgänge durch

Harmonie- oder Kontrastwirkung dient. Dieses Naturgefühl wirkt heute noch so gut wie zu Sapphos Zeiten, und der Frühling wird zum Fest der wiedererwachenden Natur und der erwachenden Liebe für Theognis und Ibykos sowohl wie für Walther von der Vogelweide, Goethe und Stefan George.

Das Landschaftsgefühl dagegen betätigt sich in erster Linie am momentanen Eindruck, den das Nebeneinander verschiedenster Gegenstände auf den Menschen macht. Weil es aber kein Vorher und Nachher kennt, so kann es auch das Leben in der Natur nicht in sich aufnehmen, so wenig wie es an Einzelheiten haften bleiben darf. Deshalb setzt es eine weit höhere Entwicklung der Sehfähigkeit wie der seelischen Anpassungsfähigkeit voraus, als das sympathetische Naturgefühl. In der Tat lernt das Kind erst lange, nachdem es bereits Freude an einem Waldspaziergang, einer blumigen Wiese oder einem wilden Bach gezeigt hat, erkennen, daß diese Einzeldinge, vielleicht von einem Hügel aus geschaut, nichts Einzelnes mehr, sondern unter sich enge verknüpft sind. Und Darstellungen geschlossener Landschaftsbilder begegnen uns in der Antike auch erst im Hellenismus, z. B. das pompeianische Wandgemälde von Polyphem und Galateia oder die Schilderung einer Quelle bei Theokrit, die Biese zitiert:

Einen lebendigen Quell ganz voll durchsichtigen Wassers
Fanden sie unter dem glatten Gestein, und es glitzerten Kiesel
Hell wie Kristall und Silber von unten herauf aus der Tiefe.
Ganz in der Nähe desselben erhoben sich mächtige Kiefern,
Pappeln, Platanen, Zypressen mit hoch aufstrebenden Stämmen.
Duftende Blumen dazu, rauhhaariger Bienen Ergötzung,
Wie beim scheidenden Lenz empor aus den Wiesen sie sproßten.

In früheren Zeiten findet sich vielleicht nur ein einziges Beispiel einer solchen objektiven Landschaftsschilderung, die Beschreibung der Grotte der Kalypso im 5. Buch der Odyssee.

Die Erweiterung des Gesichtsfeldes, auf der jede landschaftliche Betrachtung beruht, ist die Veranlassung, daß auch die Bedeutung des einzelnen Gegenstandes sich verändert: der Baum, der, allein betrachtet, höchst anregend und belebt erschien, wirkt nun als Teil des Ganzen, vereinigt mit Himmel, Wasser, Fels und Wiese, vielleicht unbedeutend oder störend, jedenfalls aber nur noch als grüner Fleck von bestimmter Gestalt. Und ebenso lösen sich alle anderen Einzelheiten auf, so daß die ganze Landschaft sich darstellt als ein

Komplex von Linien, Formen und Farben, nicht aber von Organismen.

Durch diese Tatsache erweist sich das Landschaftsgefühl als ein ästhetisches Gefühl, dessen Entwicklung in enger Beziehung zur Kunst steht, die überhaupt erst das Schöne als Begriff entwickelt hat. Das Landschaftsgefühl veranlaßt uns also erst, ein Urteil darüber abzugeben, ob uns die Natur schön erscheint oder nicht, eine Frage, die das sympathetisch-sentimentale Naturgefühl gar nicht interessiert, weil es einfach alle Gegenstände der Natur gefühlsmäßig liebend umfaßt.

Wenn aber auch der ästhetische Landschaftsgenuß sich vom Kunstgenuß her entwickelt hat, so sind wir damit nicht etwa berechtigt, landschaftliche Schönheit mit demselben Maßstab zu messen wie künstlerische. Der Durchschnittsmensch freilich neigt auch heute zu dem Fehler, die Landschaft zu betrachten wie ein Landschaftsgemälde und umgekehrt, auf Farben- und Lichteffekte hin, die für den Maler eine technische Schwierigkeit bedeuten, oder aber nach der kulissenartigen Anordnung der Szenerie, nach einzelnen barocken und auffallenden Formen von Bergen und Bäumen, die von der gewöhnlichen Ordnung der Natur abweichen, der malerischen Komposition aber entsprechen. Die Folge davon ist ein kritisches Abwägen und theoretisierendes Zerlegen der Landschaft, das zwar der populärwissenschaftlichen Tendenz unserer Zeit entspricht, aber durchaus nicht dem Wesen der Landschaft. Denn da sie ein Teil der Natur ist, die für uns der Inbegriff des schlechthin Seienden ist, das nur durch immanente Gesetze bestimmt wird, ist ein Werturteil, durch das der Natur verschiedene Grade von Vollkommenheit beigelegt würden, gänzlich ausgeschlossen. Aus sich heraus kann die Landschaft also einen eigenen Schönheitsbegriff nicht entwickeln, so wenig, wie wir sie gut oder schlecht nennen dürften.

Aber auch den Begriff des künstlerisch Schönen können wir nicht auf sie übertragen, denn künstlerisch schön nennen wir nur die von Geist durchdrungene Form, während die Landschaft wieder keinen uns faßbaren Geist ausdrücken kann

Es ist also nicht möglich, objektive Gesetze für ihre Schönheit aufzustellen, so sehr auch der Durchschnitt unserer heutigen Reiseschilderungen dazu neigt, allgemeine Typen von schönen und reizlosen Gegenden zu konstruieren. In der Subjektivität unseres ästhetischen Verhältnisses zur Landschaft liegt aber auch gerade sein höchst bedeutsamer Unterschied von der Kunst. Nicht wie bei dieser

sehen wir die Natur durch das Medium eines fremden Geistes, einer bestimmten Individualität, wie durch ein System von Spiegeln reflektiert, sondern jeder kann ihre Formen so unmittelbar und in voller Gegenständlichkeit auf sich wirken lassen, wie der produktive Künstler, mit anderen Worten, es hängt nur von seiner subjektiven Veranlagung, nicht von äußeren Umständen ab, ob ihm das Erlebnis des Künstlers, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, zugänglich ist.

Andererseits bildet die Subjektivität des ästhetischen Landschaftsgenusses einen weiteren und vielleicht den entscheidenden Gegensatz zum reinen Naturgefühl. Denn zu seinem Wesen, wie zu dem jedes ästhetischen Erlebens, scheint es zu gehören, daß alle Objekte in das Subjekt aufgelöst werden, wie wir z. B. ein Drama nicht dann als schön empfinden, wenn wir es soweit verstehen, daß wir uns selbst jeder einzelnen Person substituieren können, sondern erst, wenn es mit dem, was wir mitbringen an seelischem Leben, eine Synthese eingegangen ist, die es als einen Teil unseres Ich erscheinen läßt. Diese Synthese kann zum seelischen Erlebnis werden, wenn sie sich intuitiv beim ersten sinnlichen Eindruck vollzieht, infolge einer verwandten Grundstimmung in Beschauer und Kunstwerk.

Das sympathetische Naturgefühl dagegen schreitet umgekehrt vom Subjekt zum Objekt vor, und indem es ein dem eigenen verwandtes Leben in den ewigen Formen der Natur wiederfindet, die gleichsam das Sammelbecken sind für alles subjektive Leben der Menschheit, geht es auf in die Kontemplation der ewigen, in ihnen wirksamen Kraft. Sein Erleben richtet sich deshalb auf metaphysische Erkenntnis, bei primitiven Völkern wirkt es mythologiebildend.

Das einzige Kriterium also, nach dem wir die Schönheit einer Landschaft beurteilen können, ist die Stärke des subjektiven Eindrucks. Steigert sich dieser soweit, daß wir den Anblick einer Landschaft, losgelöst von allen bewußten Vorstellungen und Gefühlen, ganz spontan als ein wesentliches Ereignis in unserem Seelenleben empfinden, so können wir von einem Erleben der Landschaft sprechen, das uns unmittelbar veranlaßt, sie schön zu nennen. Die Fäden aufzusuchen, die bei diesem für unsere Zeit ganz typischen Vorgang Beschauer und Geschautes verknüpfen, soll der Zweck der folgenden Ausführungen sein.

Daß eine so starke Wirkung von der reinen, sinnlosen Form allein ausginge, erscheint gänzlich ausgeschlossen; denn selbst wenn wir sie an bestimmten ästhetischen Grundformen und Verhältnissen

nachweisen wollten, aus denen die betreffende Landschaft sich zusammensetzt, so erhalten doch auch sie ihre Bedeutung erst von unserem Geiste aus. Es ist also unbedingt nötig, daß wir in ihren Formen einen bestimmten Sinn erkennen, wenn sie uns zum Erlebnis werden soll, einerlei, ob er uns zum Bewußtsein kommt oder nicht. Eine objektive Bedeutung, die aus dem allgemeinen Geiste der Natur hervorginge, können wir aber, wie bereits gesagt, nicht aus ihr ablesen. Also bekommt eine Landschaft ihren Sinn erst dadurch, daß wir unseren eigenen Geist in sie hinausprojizieren, um ihn in der Form eines universellen Symbols wieder in uns aufzunehmen. Das ist aber tatsächlich ein Vorgang, der höchstens durch seine geringere Lebhaftigkeit von dem verschieden zu sein braucht, dessen Ergebnis wir im Kunstwerk bewundern. Wie dieses erhält auch das landschaftliche Erlebnis seinen Wert durch die Stärke und Weite des seelischen Lebens, zu dessen Gefäß das Objekt gemacht ist.

Wenn diese Art des geistigen Erlebens durch Vermittlung der Landschaft und in ihr sich auch, wie gesagt, hie und da schon in früheren Jahrhunderten findet, so hat sie doch nie dem ganzen Kulturleben einer Epoche ein so bestimmtes neues Gepräge gegeben, wie im vergangenen Jahrhundert und heute. Landschaftliche Schönheit ist heute ein Begriff geworden, mit dem jeder denkende Mensch sich einmal auseinandersetzen muß, so gut wie mit anderen ästhetischen und ethischen Problemen, nicht so sehr, damit er Herrn Müllers und Herrn Schulzes Diskussion über die Vorzüge ihrer verschiedenen Sommerfrischen mit Verständnis folgen kann, als vielmehr um den Geist seiner Zeit und die Entwicklung der modernen Kunst, in der die Landschaftsmalerei nicht nur quantitativ einen gewaltigen Aufschwung genommen hat, aus tieferen, menschlichen Beziehungen heraus zu begreifen.

Die Kardinalfrage, die wir uns dem Kunstwerk gegenüber immer wieder stellen: „Warum finde ich es schön?“ werden wir daher auch auf die Betrachtung der Natur selbst übertragen müssen. Nach dem bisher Gesagten versteht es sich von selbst, daß die Antwort keine objektiven Gesetze für die Formen der Landschaft aufstellen kann, sondern daß es sich darum handeln wird, gewisse konstante, allgemein menschliche Faktoren herauszustellen, durch die der Einzelne veranlaßt und befähigt wird, eine Landschaft von bestimmten Proportionen als Träger einer Stimmung zu empfinden, die seiner eigenen geistigen Veranlagung innerlich so verwandt ist, daß sie ihm zum Erlebnis wird. Eine weitere Frage, die sich an

jene unmittelbar anschließen muß, die nach dem Wert des landschaftlichen Erlebnisses, wird sich aus diesen Feststellungen heraus unmittelbar entscheiden.

Die Grundlage für die Beantwortung der Frage hätten nun eigentlich Aeußerungen der verschiedensten Menschen über ihre Eindrücke von landschaftlicher Schönheit zu bilden. Jedoch sind, abgesehen von Reisebriefen und Reisebeschreibungen in den Tagesblättern, solche Bemerkungen schwer zu beschaffen in der nötigen typischen Ausprägung und Naivität, weil den meisten Alltagsmenschen die Fähigkeit fehlt, ihre Gefühle treffend auszudrücken. Da sie aber, wie bereits gesagt, der Natur ebenso unmittelbar gegenüberstehen wie der produktive Künstler und den Ausdruck ihrer eigenen Empfindungen stets in dem einen oder andern Kunstwerk wiederfinden, so werden wir uns vor allem an die Formen halten dürfen, die uns Lyrik und Landschaftsmalerei bieten, als die beiden Gebiete der Kunst, denen in erster Linie die Wiedergabe landschaftlicher Eindrücke als Selbstzweck zukommt.

Da kann es uns nun gleich ziemlich weit führen, wenn wir die Menschen einteilen in solche, die nur durch Vermittlung von Verstand und Gefühl zum Erlebnis der landschaftlichen Stimmung kommen, und in solche, die aus der reinen Form freischaffend die Werte herauslesen, deren ihre individuelle Veranlagung zu ihrer Bereicherung bedarf. Diese beiden Typen haben natürlich vielfache Berührungspunkte mit den gebräuchlichen Gegenüberstellungen des sentimentalischen und naiven Menschen und ähnlichen Unterscheidungen, ohne vollkommen mit ihnen zusammenzufallen.

Im allgemeinen wird man sagen können, daß zu der ersten Gruppe vorwiegend unproduktive Naturen gehören, d. h. solche, die nicht die Fähigkeit und den Impuls in sich tragen, ihr ganzes psychisches Leben aus sich heraus organisch zu entwickeln, sondern die eines äußeren Antriebes bedürfen, um Verstand, Phantasie und Gefühl in stärkere Schwingungen zu versetzen, die sie im gewöhnlichen Vorstellungsablauf nicht kennen. Die Beispiele, die später anzuführen sind, werden zeigen, daß auch gestaltende Künstler zu ihnen gehören, denen eben dann auch die Kraft und Ursprünglichkeit des rein menschlichen Erlebnisses abgeht, die den wahren Künstler ausmachen.

Der Grund für diesen Mangel an Naivität ist vielleicht darin zu suchen, daß diese Menschen selbst das Bewußtsein haben, daß ihnen etwas fehlt, was anderen gegeben ist. Sie sehen, wie die

sensitive Seele des Künstlers jeden anscheinend geringfügigen Reiz aufgreift und in ein Stück tiefsten Lebens verwandelt, wo sie überhaupt nichts zu empfinden vermögen. Und eine heimliche Sehnsucht in ihnen begehrt, den Künstlern ihre Erregungen nachzufühlen, um sich selbst die Illusion einer größeren Vollkommenheit des eigenen Ich zu erwecken.

Dem echten Kunstwerk gegenüber ist ihnen das verwehrt, weil es beständig Vergleiche herausfordert, und deshalb meist deprimierend wirkt. Bei der Natur dagegen, der auch der Künstler seine Inspiration verdankt, fällt dieses Hindernis fort. Von allen Gegenständen der gesamten Natur ist aber wieder das Landschaftsbild am besten geeignet, auch auf den stumpfen Menschen Eindruck zu machen; der starke Sinnenreiz, den sie ausübt durch die mannigfache und stark ins Auge fallende Abwechslung von Formen und Farben; die Möglichkeit, das Ganze mit einem flüchtigen Blick aufzufassen, ohne der selbständigen psychologischen Vertiefung oder der belebenden Phantasie zu bedürfen, wie sie die Betrachtung des Menschen oder eines einzelnen landschaftlichen Gegenstandes, eines Flusses oder Baumes etwa, erfordert, machen die sogenannte schöne Landschaft besonders beliebt bei allen Menschen dieser Art. Diese Eigenschaften ermöglichen es, die reine Gegenständlichkeit des Bildes möglichst schnell und oberflächlich abzutun und sich statt dessen der Frage zuzuwenden, die sich sofort mit Aufnahme des äußeren Eindrucks bewußt oder unbewußt vordrängt: „Was läßt sich bei dieser Landschaft denken oder empfinden?"

Ihre eigene Kraft reicht aber, gerade auch infolge ihrer flüchtigen Betrachtungsweise, zu nicht viel mehr aus als unbestimmten Empfindungen von Größe, Lieblichkeit, Neuheit und ähnlichem. Da muß nun der eigenen Armut die Bildung zu Hilfe kommen, der Vorrat von poetischen Ausdrücken, Vorstellungen und Gefühlen, die man sich von Jugend auf angelesen hat, ohne die leeren Formen aus eigenem Erleben mit Inhalt füllen zu können. Hier hat man einen Gegenstand gefunden, auf den man die fremde Form anwenden kann, und paßt sie nicht auf die Landschaft als Ganzes, so reißt man sie auseinander und ist dann um so sicherer, für jeden Teil das passende Kleid eines schönen Gefühls, einer poetischen Vorstellung zu finden.

Da begeistert man sich auf der einen Seite an einer Mühle am Bach und denkt: „In einem kühlen Grunde — so muß die Mühle ausgesehen haben." Auf der anderen Seite sieht man eine

Ruine sich vom Himmel abheben und empfindet echt Eichendorffsche Schauer der Romantik. Oder man schickt gar mit Paul Gerhard sein Herz aus, Freude zu suchen in dieser lieben Sommerszeit. Beim Anblick der Jungfrau zitiert man Manfred usw. ad infinitum.

Wer mehr intellektuell veranlagt ist, fühlt sich stärker vom Reiz des Neuen, Interessanten angezogen. Ihn freut die Landschaft, wenn sie in seine geographischen und historischen Begriffe Anschauung bringt, und er kommt sich selbst vor anderen beglückt und interessant vor, wenn er den Sonnenuntergang in den Alpen, am Meer, in Italien und in Aegypten beobachtet hat.

Wieder ein anderer findet seine Genugtuung am Spiel von Licht und Schatten, an der Mannigfaltigkeit der Farben und der Absonderlichkeit der Formen, was besonders im Zeitalter des Impressionismus ein beliebter und unterhaltsamer Sport ist; denn man braucht sich nun nicht damit zu begnügen, festzustellen: „Diese Gegend sieht aus wie Böcklins Toteninsel oder als ob sie Segantini, Liebermann oder Turner gemalt hätte,“ sondern man kann alle diese Maler übertrumpfen, indem man ausruft: „Wenn ein Maler diese Farben wiedergäbe, so würde ihm einfach niemand glauben, daß er sie gesehen hat.“

Alle diese Menschen verbinden unbewußt mit ihrer Naturbetrachtung den Zweck, ihr Streben nach einem gewissen Schwung des Geistes zu befriedigen, indem sie nur die Züge aus einer Landschaft herauslesen, die sich leicht dem Vorstellungskreise einordnen lassen, dem sie ihre Anschauungen von Schönheit zu entnehmen gelehrt worden sind oder sich selbst gewöhnt haben. Es handelt sich also um ein durchaus verstandesmäßiges Vergleichen und Einordnen in ein überkommenes Begriffsschema, auf Grund dessen man erst imstande ist, seiner Eindrücke sich bewußt zu werden.

Dies war die Art der Naturbetrachtung, die von den gelesensten Lyrikern des 19. Jahrhunderts gepflegt wurde, wie von Geibel, Freiligrath, auch von Lenau in vielen seiner Gedichte. Als ein Beispiel für viele sei ein Gedicht Geibels angeführt:

1. Nun kommt der Sturm geflogen,
Der heulende Nordost,
Daß hoch in Riesenwogen
Die See ans Ufer tost.

2. Das ist ein rasend Zischen,
Ein Donnern und ein Schwall,
Gewölk und Abgrund mischen
All ihrer Stimmen Schall.

3. Und in der Winde Sausen
Und in der Möwe Schrei'n,
In Schaum und Wellenbrausen
Jauchz' ich berauscht hinein.

4. Schon mein' ich, daß der Reigen
Des Meergotts mich umhallt,
Die Wogen seh ich steigen
In grüner Roßgestalt.

5. Und drüber hoch im Wagen,
Vom Nixenschwarm umringt,
Ihn selbst, den Alten, ragen,
Wie er den Dreizack schwingt.

Man beachte, wie die beiden ersten Strophen das gewaltige Bild der stürmischen See zerdehnen durch die Farblosigkeit der gewählten Verba, die, ohne geradezu abstrakt zu sein, doch immer den Vorgang nur ungefähr bezeichnen und gänzlich ungeschaut wirken. Es sind konventionelle Worte und Wortverbindungen, die zufällig, ohne innere Notwendigkeit, auf die Landschaft angewandt werden. Daraus, d. h. aus dem Mangel an Zusammenklang zwischen Bild und Wort, erklärt sich auch die Neigung, die Präzision des Ausdrucks durch Weitschweifigkeit zu ersetzen, die ständige Wiederholung einzelner Begriffe, wie: Sturm — heulender Nordost, hoch — in Riesenwogen, tost — rasend Gischen — Schwall, Donnern — Schall. Nie bedeutet der zweite Ausdruck eine Ergänzung oder Verstärkung des ersten, sondern er wirkt entweder pleonastisch und formelhaft, oder er löst einen konkreten Begriff in Abstraktion auf, wie Sturm und heulender Nordost.

Die landschaftliche Schilderung ist aber auch gar nicht das Entscheidende an dem Gedicht. Dieses ist vielmehr in der Vision der beiden letzten Strophen zu suchen. Und gerade sie verkörpern vollständig das vorhin Gesagte: aus einem nur oberflächlich betrachteten Landschaftsbild wird ein Stück herausgerissen und mit Gestalten erfüllt, die dem Dichter aus romantischen Jugenderinnerungen heraus lieb und vertraut sind, die aber in ihrer Umrißlosigkeit und papiernen Verschwommenheit nur allzu deutlich ihre literarische Herkunft verraten. Sie haben durch den Anblick der aufgepeitschten See plötzlich einen gewissen Inhalt und Leben bekommen; früher waren der Meergott und seine Nixen für Geibel gestaltenlose mythologische Begriffe, jetzt dagegen sagt er sich: so wie heute muß das Meer ausgesehen haben, als zum erstenmal ein Mensch auf den Gedanken kam, es mit Gottheiten zu erfüllen.

Ebenso verstandesmäßig begründet, wie das Geibelsche Gedicht, sind, um dasselbe auch an einem Beispiel aus der Landschaftsmalerei zu zeigen, die griechischen Landschaften Rottmanns in der Münchener Pinakothek. Trotz all ihrer formalen, technischen Vorzüge beweisen sie alle, meist auch wieder durch die äußerst konstruiert wirkende und schlecht passende Staffage, daß es nicht die Landschaft an sich ist, was den Maler angezogen hat, sondern die Vorstellung, daß an ihr die Namen Spartas, Athens oder Thebens haften mit allen Phantasiebildern, die sie zu erwecken imstande sind.

Indessen wurde bereits angedeutet, daß nicht alle Menschen, denen diese erste Art der Naturbetrachtung eignet, auf diesem die Landschaft zum Lehrbuche herabwürdigenden Wege verstandesmäßiger Abschätzung dazu kommen, sie schön zu finden. Eine zweite, bedeutend höher stehende Gruppe gelangt dazu durch Vermittlung des Gefühls, das allerdings auch nicht spontan aus der Landschaft und ihren Formen sich entwickelt.

Beiden gemeinsam ist eine Grundstimmung des Zwiespalts, der Unzufriedenheit mit sich selbst und der Umwelt, aus der sie die Natur befreien soll, also eine durchaus utilitaristische Auffassung, mag der Einzelne sich dieses Motivs bewußt sein oder nicht. Eine selbstverständliche Voraussetzung dieser Betrachtungsweise ist ein mehr oder weniger naiver Realismus, der den Menschen veranlaßt, die Landschaft als etwas außer ihm Existierendes zu begreifen, das man in voller Wirklichkeit ansehen und abmessen kann, dessen Wesen sich mit seiner äußeren Form erschöpft und an dem die Schönheit als etwas sinnlich Wahrnehmbares, gleichsam Materielles haftet. Subjekt und Objekt sind scharf geschieden und wesensfremd, so daß eine direkte, bewußte Beeinflussung vom Objekt aus ausgeschlossen ist. Der psychische Vorgang spielt sich also vollkommen im Ich ab in der Weise, daß ein Gefühlskomplex durch Vermittlung eines Sinnenreizes in einen anderen überführt wird. Die Landschaft spielt dabei ihren tatsächlichen Formen nach keine andere Rolle, als ein beliebiger Gegenstand bei jeder Ideen-Assoziation, dessen anregende Kraft meist von einer Eigenschaft ausgeht, die dem Beschauer gar nicht zu Bewußtsein kommt und die nicht zum Wesen des Wahrgenommenen gehört.

Der Unterschied zwischen beiden Arten von landschaftlichem Erleben beruht in der Hauptsache in der verschiedenen Stärke des Lebensgefühls ihrer Träger. Wie ich schon sagte, sind beide von einem gewissen inneren Zwiespalt beherrscht. Dieser ist aber bei

dem Menschen des ersten Typus etwas Temporäres, was er von Fall zu Fall zu überwinden gewiß sein kann, gegründet auf ein Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit im Vergleich mit anderen Individuen oder einem bestimmten erreichbaren Ideal. Ueberwunden wird er jeweils durch einen Zuwachs an Vorstellungen, der ihnen die Illusion erweckt dem Ideal näher gekommen zu sein. In diesem Optimismus charakterisiert sich die ganze Oberflächlichkeit ihrer Weltanschauung, die selbst auf keinem starken inneren Erleben beruht und deshalb auch in der Natur keines zu finden vermag.

Mit ganz anderem Ernst und größerer Entschiedenheit ziehen die Menschen jener anderen Gruppe die Konsequenzen aus ihren Erfahrungen. Die meisten von ihnen sind durch eine gewisse innerliche Schwäche und Empfindlichkeit dem Leben gegenüber gekennzeichnet, durch ein dringendes Verlangen nach Einklang mit den äußeren Dingen und Menschen auf der Grundlage einer bestimmten Weltordnung, und sie leiden tief unter der Unmöglichkeit ihn herzustellen. Und eben in dem halben Bewußtsein ihrer Abhängigkeit von der empirischen Welt sehnen sie sich nach einem Platze und nach einem Eindruck, der ihr Gefühl über alle Widersprüche hinwegzutäuschen vermag. Dadurch werden sie in einen ständigen Zustand der Reizbarkeit für alle Bilder und Verhältnisse versetzt, die geeignet sind, eine solche Täuschung in ihnen zu erwecken, ebenso wie bei den Menschen der vorigen Gruppe der Intellekt beständig disponiert war, sich durch einen Zuwachs an Vorstellungen zu bereichern.

Die nächste Folge einer solchen Hypertrophie des Gefühls ist die, daß der Mensch überhaupt nicht mehr im Stande ist etwas ohne einen Einschlag seiner individuellen Anlage wahrzunehmen, sondern daß sich jede sinnliche Wahrnehmung, bevor sie noch die Schwelle des Bewußtseins überschreitet, in Gefühle umwandelt, die dann zum eigentlichen Objekt der Beobachtung gemacht werden, sodaß man keine Formen mehr apperzipiert, sondern nur Träger von bestimmten Gefühlen. Es ist also eine Art geistiger Farbenblindheit, auf die ich später noch zurückkommen werde, wenn solche Menschen auch im Landschaftsbilde nur gewisse Verhältnisse aufnehmen und verarbeiten, die besonders geeignet sind durch Vorspiegelung des ersehnten Idealzustandes Lustgefühle zu erwecken.

Wie sich diese Betrachtungsweise zum landschaftlichen Erlebnis steigern kann, möge ein Beispiel erläutern. Eine Hochgebirgslandschaft stellt sich in ihren Grundformen dar als eine Verkettung von Horizontalen und Vertikalen mit ihren Zwischengliedern. Diese

abstrakten Verhältnisse nimmt aber kaum je ein Mensch beim ersten Eindruck wahr, sondern jeder umkleidet sie mit einem Stück seines Geistes und Temperaments. Wer nun als ein Mensch, der sich im Alltagsleben gedrückt und eingeengt fühlt, ein solches Landschaftsbild in starken Formen in sich aufnimmt, der ergreift von allen möglichen Deutungen des Liniensystems nur die eine als eines Gegensatzes von Lasten und Streben und der Ueberwindung des Lastens durch das Streben. Wird ihm dieser Sinn nicht erst allmählich, reflexionsmäßig klar, sondern durchdringt er bereits, ihm selber unbewußt, den ersten sinnlichen Eindruck, so erlebt er in dieser Landschaft das ungehinderte Aufwärtsstreben, das seinem Leben als Ideal vorschwebt, und aus dieser Empfindung heraus nennt er die Landschaft schön.

Andere, die von einer anderen Grundstimmung getragen werden, finden gleichfalls die Idee, nach der sie orientiert sind, in entsprechenden Verhältnissen einer Landschaft wieder: eine einsame Waldlichtung versinnbildlicht den Frieden, ja, sie kann, wie bei Eichendorff immer wieder, zum religiösen Erlebnis werden; das weite Meer verkündet Freiheit für ein unendliches Wollen, eine Deutung des Landschaftsbildes, die geradezu typisch ist für den modernen Nordseeroman von Frenssen u. a. All diesen Betrachtungsweisen gemeinsam ist also das unbewußte Herausgreifen einer einzelnen Beziehung aus dem ganzen Bild, die alle anderen Eindrücke absorbiert, und ihre Verquickung mit Gefühlswerten, die die Natur zum Träger von moralischen Begriffen macht.

Nicht immer freilich, besonders nicht in neuerer Zeit, wird der psychische Vorgang so deutlich ausgesprochen, wie in F. Adlers Gedicht „Am Wasserfall", in dem zunächst der Wasserfall objektiv geschildert wird, worauf eine Strophe das eigentliche Erlebnis ausdrückt:

> Berauschend ist dies schrankenlose
> wilde Gebrause und Getose,
> eine begeisternde Bergespredigt,
> welche die Seele der Fessel entledigt,
> der Fessel, getragen
> in Plagen und Klagen,
> der Fessel, kaum mehr empfunden
> im Kreislauf pflichtiger Stunden.

Damit könnte das Gedicht schließen; es ist aber ein Beweis dafür, daß diese Art der Naturbetrachtung allzu leicht ins Reflektieren ver-

fällt, wenn nun noch die gedankliche Ausdeutung des Erlebnisses eine letzte Strophe bildet:

> Nicht mag ich's mißachten,
> das Sinnen und Trachten usw.

In den meisten andern Fällen wird es, wie gesagt, einer eingehenderen Betrachtung bedürfen, um das Verhältnis von Dichter und Landschaft festzustellen.

Weitere literarische Belege für dieses gefühlsmäßige Verhältnis kann uns zunächst die Poesie des 18. Jahrhunderts bieten, die allerdings auch in dieser Beziehung nicht einheitlich ist. Die Dichtung der englischen Moralisten und Nachtwandler und ihrer deutschen Nachfolger, sowie die Naturdichtung Rousseaus, Klopstocks und des Sturms und Drangs ist durchaus von dem Grundgefühl eines inneren Zwiespaltes getragen, dessen Lösung durch kontemplative und reflektierende Betrachtung der Natur, also von außen her, bewirkt werden kann. Die alltägliche, sie umgebende Landschaft, die fruchtbare Ebene, der helle Tag sind dazu aber nicht geeignet, weil an ihnen der Gedanke an die Wirklichkeit mit ihren Leiden haftet. So kommt es, daß in ihrer Dichtung ihr Landschaftsideal sich immer mehr spezialisiert und nach bestimmten außergewöhnlichen romantischen Formen verlangt, so einerseits nach Mondscheinzauber, andererseits nach unwegsamem Wald und Gebirge, dem Wasser in starker Bewegung. Aus diesen Idealen heraus ist es z. B. zu verstehen, wenn Rousseau in den Confessions IV sagt: „Nie erschien mir ein flaches Land, bei aller sonstigen Schönheit, als eine solche (nämlich als eine schöne Gegend)", oder wenn er St. Preux erklären läßt, daß die Einöden dem Lande den höchsten Reiz verleihen.

Diesen Tendenzen wirkte aber zur selben Zeit die französische Schäferpoesie entgegen mit ihren Rokokoformen. Ohne dieses Gegengewicht wäre vielleicht damals schon das Hochgebirge, dem ja in Haller und Rousseau bereits Propheten erstanden waren, zur Modelandschaft geworden. Im Charakter dieser Dichtung lag es, die oben geschilderte verstandesmäßig-literarische Art der Naturbetrachtung zu pflegen und als Ideal den idyllischen Landschaftsausschnitt zu bevorzugen, dem es an menschlicher Staffage nicht fehlen durfte; ihre Hauptvertreter sind Brockes und die Anakreontik. Ihr Gegensatz zu der anderen Richtung der Engländer und Rousseaus zeigt sich deutlich, wenn man etwa die folgenden Verse Hagedorns im Auge hat:

„O Glück der Niedrigen, der Schnitter und der Hirten,
Die sich in Flur und Wald, in Trift und Tal bewirten,
Wo Einfalt und Natur, die ihre Sitten lenkt,
Auch jeder rauhen Kost Geschmack und Segen schenkt!“

und damit eine Stelle aus dem Werther (Brief vom 30. August) vergleicht: „Und .... so muß ich fort, muß hinaus! und schweife dann weit im Feld umher; einen jähen Berg zu klettern ist dann meine Freude, durch einen unwegsamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Dornen, die mich zerreißen! Da wird mir's etwas besser!“

Beide Stellen entspringen der Abwendung von der Kultur, der Abneigung gegen ihre Disharmonien und dem Wunsch nach Heilung durch die Natur. Hagedorn aber, und mit ihm seine Gesinnungsgenossen, ist so sehr in Literatur und Reflexion befangen, sein Erlebnis bleibt so ganz an der Oberfläche, daß er für möglich hält, den glücklichen Zustand, den er sucht, bei Menschen überhaupt finden zu können, und er sieht deshalb nicht die Landschaft an sich, sondern nur als Milieu für die Szenen, die er aus der literarischen Tradition heraus als erstrebenswert sich konstruiert. Goethe-Werther dagegen sucht in der Landschaft selbst, in möglichster Abwendung von allem Menschlichen, Versöhnung der Gegensätze, weil sein intensiver gefühltes Unglück ihn pessimistisch gemacht und ihm den Glauben an ein so leichtes Vergessen benommen hat.

Doch nahm auch der junge Goethe nicht nur diese romantisch-pessimistische Richtung in sich auf. Sie verdrängte vielmehr erst die idyllisch-idealisierende, die ihn in Leipzig beherrscht hatte. In Straßburg gewinnt dieses Ideal der Idylle an Gegenständlichkeit und Verinnerlichung durch die Bekanntschaft mit Goldsmith und die Sesenheimer Episode, während zugleich die weitere Umgebung der Stadt den Keim zu seinem späteren Verhältnis zur Natur legt, auf das ich später zu sprechen kommen werde.

Hatte er hier also noch, soweit er seine Eindrücke bewußt formulierte, in enger Beziehung zu dem literarischen Landschaftsideal der Schäferpoesie gestanden, so gewann nach seinem Bruch mit Friederike und seiner Rückkehr nach Frankfurt das andere Ideal der Zeit, eben das romantisch-weltflüchtige, in ihm die Oberhand, ein Zustand, den er selbst im 12. Buche von Dichtung und Wahrheit beschreibt.

Es ist kaum nötig, hervorzuheben, wie sehr sich in Goethe diese Zeitstimmungen durch die Intensität seines persönlichen Lebens

klären und vertiefen. Der Vergleich des Werther, der der eigentliche dichterische Niederschlag dieser Anschauungen ist, mit den Hagedornschen Versen hat das bereits gezeigt.

Deutlicher aber noch als in der oben zitierten Stelle tritt das Gefühlsmäßige, ans Reflexive Streifende seiner damaligen landschaftlichen Auffassung hervor in Schilderungen, wie sie sich in den Briefen aus der Schweiz gelegentlich finden, wie z. B. in der folgenden, die noch dadurch besonders interessant ist, daß sie eine Art Parallelstelle zu dem Osterspaziergang Fausts bildet: „Mit welchem Verlangen hol' ich tiefer und tiefer Atem, wenn der Adler in dunkler blauer Tiefe, unter mir, über Felsen und Wäldern schwebt. . . . . Soll ich denn nur immer die Höhe erkriechen, am höchsten Felsen wie am niedrigsten Boden kleben, und wenn ich mühselig mein Ziel erreicht habe, mich ängstlich anklammern, vor der Rückkehr schaudern und vor dem Falle zittern?" Während Faust ein ähnliches Bild in sich aufnimmt als den Drang sich in diese Welt, die sein Blick umfaßt, selbst aufzulösen, und allein hierauf sein Erlebnis beschränkt, verwandelt sich hie[illegible] dem jungen Goethe, das körperliche Verlangen unmittelbar in[illegible] geistiges und Gefühlsleben, das sich gänzlich unabhängig von dem Sinneseindruck weiter entwickelt. Denn es ist nicht zu bestreiten, daß das ganze geistige Erlebnis, das dargestellt wird, nur an einen einzigen Zug der Hochgebirgslandschaft sich anschließt, an die Weite des Blicks, der aus der Höhe über Höhen und Tiefen hinweggleitet, dann aber sich von ihm loslöst und so vollkommen selbständig wird, daß es nicht von selbst aus der Schilderung der Landschaft hervorgeht, sondern ausgesprochen werden muß, damit wir es erkennen. Damit ist es zu einem Vorgang geworden, der allein im Subjekt sich abspielt und nur zufällig mit dem Objekt verbunden ist.

Der innere Grund für diese Wandlungen des Naturgefühls ist bei Goethe deutlich zu erkennen, und speziell für den Uebergang von Idylle zu Romantik hat er selbst die Begründung gegeben im 12. Buch von Dichtung und Wahrheit, wenn er sagt: „Ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen . . . . hier war ich zum erstenmal schuldig." Es handelt sich also auch bei ihm um eine Steigerung des inneren Zwiespalts, um ein stärkeres Bewußtwerden der ewigen Disharmonien im Menschen. Solange er sich sein Unglück verzeihen konnte, und das ist im allgemeinen ein Zustand des Weltschmerzes, der für jeden jungen Menschen mit einiger Lust gemischt ist, solange genügt ein halb spielerisches Idealisieren der

ihn umgebenden Landschaftsformen nach einer gegebenen Richtung hin, um jene schwärmerische Ekstase hervorzurufen, die die Menschen der ersten Gruppe der Natur gegenüber über sich selbst hinaushebt. Die erste schwere Lebenserfahrung aber ließ ihn nach den der Welt seines Alltagslebens fremden Formen greifen, die vorhin geschildert worden sind.

Daß auch heute unter den Dichtern vielfach die gefühlsmäßig-pathetische Landschaftsbetrachtung vorherrscht, hat schon das Beispiel von Adler bewiesen. Noch deutlicher zeigt sie sich bei Otto Ernst in dem Gedicht: „Voll Haß und Unrast lief ich in den Wald.“ Es mag genügen, den Inhalt anzugeben: der Dichter geht in den Wald, um sich von einer unbehaglichen Stimmung zu befreien und bekommt hier vom Bach eine Belehrung über seine Bestimmung. Deutlicher kann man eine sentimentale Kontrastwirkung der Landschaft gar nicht ausdrücken, als es hier geschehen ist.

Stärker noch als in der Literatur macht sich aber das Pathos der Naturbetrachtung in der Landschaftsmalerei geltend. Die übliche Einteilung in V[illegible]nmalerei, stilisierte und Stimmungslandschaft kann uns hier[illegible]nicht weiter führen; die Vedute dürfen wir füglich ganz ausscheiden, denn ein Vedutenmaler ist, menschlich betrachtet, unter allen Umständen ein Stümper, der nur über die allerprimitivsten, halb instinktiven Lust- und Unlustgefühle verfügt und mit der Landschaft nicht viel mehr anzufangen weiß als ein Kongoneger mit Goethes Faust.

Aber auch die stilisierte Landschaft mit ihren Unterabteilungen der heroischen und historischen geht letzten Endes nur auf äußerliche, literarische Merkmale zurück. So ließe sich gleich von den eigentlichen Schöpfern der heroischen Landschaft sagen, daß die beiden *Poussins* durch Vermittlung des Intellekts zum landschaftlichen Erlebnis kommen. Sie betrachten die Natur kritisch nach dem Maßstabe: „Könnten hier die von uns geträumten Idealwesen leben?“ und sie konstruieren im Notfall diese Landschaft aus einzelnen und einzeln gesehenen Teilen, von denen jeder seine bestimmte, reflektierte Bedeutung hat. — Bei *Claude Lorrain* dagegen ist eine Neigung zum Gefühlsmäßig-Pathetischen unverkennbar. Nehmen wir z. B. die bekannte Landschaft mit Hagar und dem Engel, so finden wir als das eigentlich künstlerisch wichtige Moment den Kontrast zwischen Vorder- und Hintergrund, zwischen der im Schatten liegenden Lichtung, auf der die Begegnung stattfindet, und der in den lichtesten Farben der Glückseligkeit prangenden Gegend, nach der der

Engel weist. Das ist landschaftliches Pathos, die Geste, mit der der Maler besagt: sieh hier ein Land, wo alle Leiden enden.

Auf ähnlichem Wege kommt auch Salomon van Ruysdael zur Konzeption zumal seiner früheren Bilder, die auch ganz auf dem gefühlsmäßigen Kontrast einer düster gehaltenen, realistischen und einer idyllisch-heiteren Partie aufgebaut sind. (Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß nicht jeder Kontrast zwischen Licht und Dunkel gefühlsmäßig zu sein braucht: man denke an Rembrandt.)

Geringe Schwierigkeiten macht es auch, in der modernen Landschaftsmalerei denselben Typus zu finden. Nach dem vorhin Gesagten, daß nämlich Menschen, denen diese gefühlsmäßige Naturbetrachtung eignet, immer nach den stärksten landschaftlichen Reizen suchen, die ihrer Zeit zugänglich sind, werden wir Beispiele vor allem unter den Alpen- und Marinemalern finden. Da ist H. B. Wieland, dessen Alpenlandschaften sich größter Beliebtheit erfreuen, in einem seiner bekanntesten Bilder, „Letztes Leuchten" betitelt: ein junger Senn steht im Alpenglühen auf sein Alphorn gestützt und blickt, die Augen mit der Hand beschattend, nach der Kette weißer Gipfel, die sich vom graublauen Abendhimmel abheben. Der geistige Gehalt aber, den diese Formen symbolisieren, ist wieder die hinweisende Handbewegung: „Seht hier ein Land der Freiheit, Größe und Stille!" Eine Illustration dessen also, was wir fast täglich in Worten der höchsten Begeisterung als die Vorzüge der Alpen preisen hören. Und von Segantini besitzen wir sogar die eigene schriftliche Bestätigung dafür, daß seine Gemälde stets einen bestimmten ethischen Sinn ausdrücken sollten.

Ueberblicken wir noch einmal das Resultat der bisherigen Betrachtung, so läßt sich feststellen, daß das Ziel dieser Naturbetrachtung ganz allgemein das ist, den Menschen in Gefühle zu versetzen, die in bewußtem Gegensatz stehen zu denen, die ihn während des Alltags beschäftigen. Diese Beeinflussung kann aber, wie oben nachgewiesen, nicht vom Objekt auf das Subjekt unmittelbar übergehen, sondern nur auf Grund einer bestimmten Ordnung, zu deren Träger das Ich selbst die Außenwelt macht. Das ist die Erscheinung, die ich vorhin als geistige Farbenblindheit bezeichnet habe: der Mensch sieht nicht das Objekt, wie es ist, sondern nur eine einzelne Beziehung, die sich in seiner Seele wiederspiegelt als eine abstrakte Idee.

Von der gewöhnlichen Ideenassoziation unterscheidet sich diese durch ihre Tendenz, sich in gewisse Formen binden zu lassen, die Proportionen nicht freischaffend in der Landschaft zu erkennen, son-

dern der Richtungslinie zu folgen, die die Konvention für ein Zeitalter, ja für die ganze Kulturmenschheit bestimmt. Daß die Konvention aber überhaupt im Stande ist, einen so starken Einfluß auch auf Sinneswahrnehmungen zu gewinnen, erklärt sich in diesem Fall nicht allein aus ihrer Macht an sich, sondern mehr noch aus der Entwicklung des menschlichen Verhältnisses zur Außenwelt. Daß der erste Schritt zur Kultur, die erste Differenzierung des geistigen Lebens, für den Naturmenschen gleichbedeutend war mit einer Einbuße an Unbefangenheit der Sinne der Außenwelt gegenüber, braucht hier nicht mehr festgestellt zu werden. Je mehr sich sein Blick in sein Inneres kehrt, desto gleichgültiger und oberflächlicher beobachtet er nach außen; und wenn am Endpunkt einer gewissen Entwicklung sein Auge wieder auf die Außenwelt gelenkt wird, so sind seine Sinne des schlichten Nur-Beobachtens so gänzlich entwöhnt, daß er nichts mehr anzufangen weiß mit Dingen, die man, wie die Landschaft, nur anschauen kann. Und er fühlt sein inneres Gleichgewicht so lange gestört, bis er die Wege gefunden hat, den fremden Gegenstand in die Formen einzuordnen, die seine Gedankenwelt inzwischen angenommen hat, indem er sie in Begriffe verwandelt, die er mit seinem gewohnten Maßstab auf ihren sittlichen oder intellektuellen Gehalt prüfen kann.

Es ist also eine durchaus natürliche Entwicklung, die von der naiven Naturbetrachtung des Wilden, die aber auch keinerlei Wirkung auf die Seele des Betrachters ausübt, hinüberführt zu der des Kulturmenschen; beide stehen in starkem Kontrast zueinander und bilden doch eine Ergänzung: bei dem Naturmenschen nur Schauen ohne Erleben, bei dem Menschen der Reflexion nur geistiger Vorgang ohne Schauen; wenigstens sind Geschautes und Erlebtes ohne notwendigen Zusammenhang.

Diese Art der Naturbetrachtung ist im Laufe der Zeit, nachdem einmal ein produktiver Kopf die Wege gebahnt hatte, sehr bequem und beliebt geworden. Denn es ist für den Menschen von heute, der während seiner Schulzeit eine ganz erstaunliche Menge guter und nützlicher Begriffe eingeflößt bekommen hat, bedeutend leichter, diese Begriffe reflektierend und wortspielerisch auf einen bestimmten Fall anzuwenden, als seine Sinne zu zwingen, diesen einen Gegenstand lebendig anzuschauen. Ueberdies sorgen Schulunterricht und Gesellschaft dafür, den einzelnen die Assoziation zwischen Landschaft und Begriff immer mehr zu erleichtern, indem sie ihm an ausgewählten Beispielen und besonders an bisher „unmodernen“

Gegenden zeigen, wie man sich mit ihnen abfinden kann. Allmählich funktioniert der Apparat immer leichter und selbstverständlicher, so wie wir eine fremde Sprache uns erst langsam, Wort für Wort, zusammensuchen müssen, dann aber, weiter fortschreitend, sie endlich soweit beherrschen, daß im Sprechen uns Begriff und Name zusammenfallen. Wie aber dann der Ehrgeizige nach immer neuen Gegenständen sucht, seine Sprachfertigkeit daran zu üben, so hat auch der zu dieser Art Naturgenuß erzogene Mensch das Bedürfnis nach einer ständigen Steigerung der landschaftlichen Eindrücke, an denen er Freude finden soll. So löst auch in dem Verhältnis des Menschen zur Landschaft eine Mode die andere ab, und von jeder neuen Etappe zurückblickend, kommt ihm die vorhergehende unbedeutend vor und er kann seine einstige Freude daran nicht mehr begreifen. Denn eben weil jenes erstemal Landschaft und Mensch nur in zufälligem Verhältnis zueinander standen, ist ihre Beziehung etwas Einmaliges, nicht in ihrem Wesen Begründetes, das nur durch einen neuen Zufall wiederhergestellt werden kann.

Zu jeder Zeit hat es aber Menschen gegeben, die bewußt oder unbewußt andere Wege gingen, die sinnliche Anschauung und geistiges Erleben in ihrer Naturbetrachtung in eine notwendige, unauflösliche Verbindung zu setzen wußten. Diese gehören zu der früher schon genannten zweiten Klasse, die ihr Erlebnis aus der reinen Form schöpft.

Wenn wir die Bedeutung der Landschaft bereits dahin festgelegt haben, daß sie die Metapher gewissermaßen, die Hypostase eines bestimmten Lebensgefühls ist, vorhin die eines intellektuell bezw. gefühlsmäßig gestimmten, so werden wir diese neue Gruppe von Menschen begreifen müssen von einem Gefühl innerer Einheit und Harmonie aus, das ihre Weltanschauung als die reifste erscheinen läßt, als eine Ueberwindung der Form, die die beiden ersten Gruppen beherrscht. Ihr Streben ist daher nicht wie das der anderen auf ein Sichloslösen von den gewohnten Vorstellungen gerichtet, sondern vielmehr darauf, alles außer ihnen Existierende so zu begreifen, daß sie es organisch mit ihrem eigenen Wesen zu verknüpfen vermögen, ohne seine Einheit aufzuheben.

Im philosophischen Sinne ist daher ihre Weltanschauung unter allen Umständen idealistisch. Denn gerade das, was den Realismus der anderen charakterisierte, die objektive Verschiedenheit von Außen- und Innenwelt interessiert sie nicht, sondern sie fragen einzig nach dem Werte, der sich ihnen ergibt, wenn sie das sinnlich aufge-

nommene Bild mit der Gesamtheit ihrer Vorstellungen und Gefühle mit dem, was man ihre innere Welt nennen mag, in Beziehung gesetzt haben. Sie werden folglich eine Landschaft als schön empfinden, wenn sie sich leicht organisch einreihen läßt, wenn sie einer Synthese entgegenkommt, dagegen wird sie sie gleichgültig lassen, wenn sie Bild und seelische Stimmung als heterogen empfinden.

Die nächste Folge dieser Art der Naturbetrachtung wird die sein, daß die Zahl der unter sich verschiedenen Landschaftstypen, die bei dem Einzelnen diese Wirkung hervorrufen, beschränkter ist als bei anderen, daß sich ein bestimmter landschaftlicher Geschmack bei ihm entwickelt, während die Menschen der ersten Klasse viel stärkere Empfänglichkeit für Ansichten der verschiedensten Art besitzen, weil sie aus jeder nur eine oder ein paar einzelne Beziehungen herausgreifen und danach ihr Urteil bilden, wozu sie nur einer gewissen Empfänglichkeit für Sinneseindrücke bedürfen.

Der grundlegende Unterschied beider Auffassungen ist also, um das Gesagte noch einmal zusammenzufassen, etwa folgender: Bei der ersten stellt sich das landschaftliche Erlebnis dar als ein Heraustreten über die Grenzen der Persönlichkeit durch die Aufnahme von grundsätzlich oder nur zeitweise als ihr wesensfremd empfundenen Vorstellungen, bei der zweiten dagegen handelt es sich um ein Erweitern dieser Grenzen selbst durch Assimilation ursprünglich verwandter Vorstellungen.

Welches ist nun der eigentliche Vorgang bei diesem Erlebnis, soweit wir ihn überhaupt feststellen können? Die zugrunde liegende Stimmung ist zunächst die völliger Interesselosigkeit und Unvoreingenommenheit, die die natürliche Folge der vorhin charakterisierten Weltanschauung ist. Denn wer alle Werte, die er überhaupt anerkennt, in sich selber schafft und in sich trägt, macht sich dadurch unabhängig von den Dingen der Außenwelt. Er erwartet sich von ihnen unmittelbar weder Gutes noch Böses und kann sie deshalb ohne das abwägende Hoffen und Bangen anderer an sich herantreten lassen. In ihm gibt es nichts, das, wie F. Th. Vischer einmal sagt (Kritische Gänge VI 8), danach verlangte, im Brausen des Sturmes zürnende, im Flüstern der Lüfte freundlich grüßende Geister zu vernehmen oder sich durch einen abendlichen Goldhimmel an eine unbekannte Welt des Lichts und der Herrlichkeit mahnen zu lassen, noch weniger aber, die Naturbetrachtung zu einer Jagd nach malerischen und poetischen Motiven zu machen.

Nur das eine Streben beherrscht ihn, die Dinge objektiv so zu sehen, wie sie sind, um ihren wahren Geist nach Möglichkeit zu erkennen. So nimmt, infolge dieser Unbefangenheit, sein Auge die Landschaft zunächst als reine Form in sich auf, gleitet die Konturen entlang, füllt sie mit Farben, nimmt die Verteilung von Licht und Schatten wahr, jeden einzelnen Zug nachbildend, wie ein gewissenhafter Kopist.

Zugleich aber mit dieser Tätigkeit des Auges und parallel mit ihr vollzieht sich auch eine Arbeit des Geistes, der mit seinen Schwingungen jede Bewegung des Auges begleitet. Schweift der Blick ungehindert und ruhig über eine ebenmäßige Fläche hin, so hat auch der Geist die Illusion einer hemmungslosen Denkmöglichkeit, die Ansicht einer schön geschwungenen Bergkurve erweckt ein ähnliches Wohlgefallen wie dieselbe Kurve als geometrisches Gebilde, jede jähe Hemmung der ruhigen Bewegung des Auges durch ein plötzliches Hindernis, etwa durch das unvermittelte Umbiegen einer Schrägen in einen anderen Winkel, das im Hochgebirge besonders häufig ist, empfindet auch der Geist als ein plötzliches Unlustgefühl.

So und in zahlreichen ähnlichen Nuancen verwandelt sich der rein sinnliche Akt des Schauens unmittelbar in geistiges Leben, das die Landschaft erfüllt im selben Augenblick, in dem sie als Form in die Seele eingegangen ist. Es vollzieht sich also tatsächlich das, was die Aesthetik als Einfühlung bezeichnet, nur mit dem Unterschied von der Kunst, für die der Ausdruck vorzugsweise verwendet wird, daß einem Kunstwerk gegenüber die Mehrzahl der Beschauer einen und denselben Weg geführt wird, den der Künstler selbst ihnen weist, daß dagegen der Landschaft gegenüber der Vorgang stets etwas vollkommen Subjektives bleibt und eben deshalb nicht auf eine Formel gebracht werden kann. So bleibt uns auch ein Gefühl des Unbefriedigtseins, wenn Dilthey in seinem Hölderlin-Essay versucht, für gewisse Landschaftstypen solche Formeln aufzustellen; so richtig auch seine Bemerkungen im Einzelfall sind, so scheint doch ihre Verallgemeinerung wieder dem menschlichen Erlebnis Gewalt anzutun, wenn er sagt: „Die grenzenlose See oder die weite Ebene mit ihrem unendlichen Horizont, die nach allen Seiten zu blicken und zu schreiten gestattet, befreien die Seele und teilen ihr ein souveränes Lebensgefühl mit. Wo der Mensch sich von milden Hügeln und sanften Tälern umschlossen findet und doch nicht gehemmt, wo die feinen fernen Linien blauer Berge weiter locken und doch das Tal schützt und birgt: da entsteht aus diesem

Lagegefühl ein mildes befreundetes Verhältnis zur Natur — Geborgensein, heimliches Sich-Anschmiegen an Tal, Fluß und Hügel und doch Sich-Fortsehnen in die schimmernde Ferne."

Mögen aber so viele Wege zu dem Ziel dieser Naturbetrachtung führen, als es Suchende gibt, so ist dagegen dieses Ziel selbst ewig und unverändert geblieben seit dem Augenblick, in dem zum ersten Male ein Mensch in den Formen der Natur ein dem seinen verwandtes Leben verspürte. Es ist das Streben, in dem allein Naturgefühl und Landschaftsgefühl sich in einander auflösen: die eigene Seele von allem Makel der Endlichkeit und Bedingtheit befreit wiederzufinden in dem Geiste, der in der Natur wirkt, und dem wir uns auf andere Weise nicht zu nähern vermögen, als indem wir ihn dem unsern analog fassen.

Alle aber, denen diese Art des Naturerlebens zugänglich ist, sehen wir nun in ganz natürlicher Weise dieselbe Entwicklung nehmen: wenn anfangs vielleicht noch die Freude am Mannigfaltigen, Bunten und Interessanten sie beschäftigte, so wird allmählich ihre Empfänglichkeit dafür geringer, und sie wenden sich mehr und mehr schlichteren Bildern zu, bis sich ihnen endlich die letzte und tiefste Erkenntnismöglichkeit erschließt im Anblick der ewigen, typischen Formen der Landschaft, die jenseits aller Modeeinflüsse stehen, weil sie das Wesen der Landschaft an sich ausdrücken. Wie dem Blick, der rückwärts schaut auf die Geschichte der Menschheit, allmählich in der Vielfältigkeit toter, vermoderter Formen ein Kern erscheint, der ihm verwandt ist, und ihm das Wirken eines einheitlichen Geistes in tausend fremden Gestalten aufweist, so suchen sie im Wechsel landschaftlicher Bilder das Verbindende, unverändert sich gleich Bleibende auf, um in ihm zum intuitiven Erkennen des Geistes der Natur zu kommen.

So kommt es, daß die wenigen lyrischen Gedichte und Landschaftsgemälde, in denen sich die Spur dieses Naturerlebens erkennen läßt, Landschaften von einer Einfachheit ausdrücken, über die heute jeder Primaner verächtlich die Achseln zuckt, um zwei Beispiele zu nennen: Wanderers Nachtlied und die Allee von Middelharnis des Meindert Hobbema.

Schon früher wurde erwähnt, daß uns bei Goethe die ersten Spuren dieser Auffassung der Landschaft in Straßburg begegnen. Die Schilderung seines ersten Blickes vom Münster herab im 9. Buch ist ein Beweis dafür in ihrer Objektivität der Betrachtung verbunden mit seelischer Durchdringung der Formen, wie sie sich in den bis

zur Greifbarkeit deutlich malenden Epitheta ausspricht. Für die Gegend, die ein moderner Führer durch Straßburg mit den Worten abtut: „Die nächste Umgebung von Straßburg ist nicht allzu reich an landschaftlichen Schönheiten. Man sitzt eben mitten in der Rheinebene, deren kiesiger und steiniger Alluvialboden der Entfaltung einer üppigen Vegetation nicht sonderlich günstig ist. Immerhin hat die Natur auch hier ihre eigenartigen Reize", findet Goethe u. a. die Worte: „Die weit umherliegenden, mit herrlichen dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen." Dabei fühlen wir dieses weite Ausgreifen der Seele mit, mit dem er das Bild in sich aufnahm, und unser Geist begleitet alle Schwingungen, in denen der seine von einer Baumgruppe zur andern gleitet, bald ihren Gegensatz zu den umgebenden Fluren stärker empfindend, bald ihr enges Verknüpftsein untereinander.

Aehnlich belebt ist auch die zweite Schilderung des Elsaß im 10. Buch, die Aussicht vom Bastberg bei Buchsweiler. Auch hier dieselbe Verbindung von konkreter Anschauung und Vergeistigung, wenn er berichtet: „Gegen Norden liegt eine fruchtbare, mit kleinen Wäldchen durchzogene Fläche, von einem ernsten Gebirge begrenzt . . . . und gegen Südost hat das Auge die unendliche Fläche des Elsasses zu durchforschen, die sich in immer mehr abduftenden Landschaftsgründen dem Gesicht entzieht." Wieder fühlen wir, wie durch die gänzlich objektive Schilderung das psychische Leben hindurchschimmert in Ausdrücken wie „die unendliche Fläche durchforschen", wo sich durch das überaus anregend wirkende „durchforschen" die Fläche auflöst in eine Summe einzelner unter sich eng verknüpfter Eindrücke; nicht zu gedenken des ruhevollen Flusses der Vorstellungen, der eingeleitet wird durch die „immer mehr abduftenden Landschaftsgründe".

Doch sind derartige Erlebnisse noch Ausnahmen und vor allem ohne Einfluß auf die Dichtung, wie bereits am Werther nachgewiesen ist. Besonders lehrreich ist hierfür ein Vergleich mit der Schilderung der Umgebung Münsters in den Briefen aus der Schweiz II 1, die eigentlich nichts anderes ist, als eine topographische Darlegung, an die sich eine längere Reflexion über das Gefühl des Erhabenen knüpft, das diese Landschaft in ihm erregt, also eine durchaus gefühlsmäßige und mittelbare Ausdeutung.

Andererseits zeigt sich bereits die Erkenntnis, daß die äußere Natur der Seele in einem tiefen Zwiespalt nicht zu helfen vermag, wenn er Werther schreiben läßt (I, 18. August): „Das volle, warme

Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das ringsumher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger usw." oder II, 3. November: „Wenn ich zu meinem Fenster hinaus an den fernen Hügel sehe, wie die Morgensonne über ihn her den Nebel durchbricht und den stillen Wiesengrund bescheint, und der sanfte Fluß zwischen seinen entblätterten Weiden zu mir herschlängelt, — o! wenn da diese herrliche Natur so starr vor mir steht wie ein lackiertes Bildchen . . . ." Damit ist jener realistisch-reflektierenden Art des Landschaftsgefühls eigentlich die Grundlage genommen, wenn die Möglichkeit einer Einwirkung auf die Seele von außen her in Frage gestellt ist.

Ganz anders ist es, wenn Goethe in späteren Jahren klagt: „mir ist das All, ich bin mir selbst verloren", in einer Zeit, wo das Ziel seines Lebens nicht mehr die sentimentale Rückkehr zur Natur war, die immer „Natur" als etwas Bekanntes voraussetzt, das man nur zu ergreifen braucht, sondern Naturerkenntnis, der „Natur" ein Problem und ein Postulat zugleich ist. Dann ist diese Klage der schmerzliche Ausdruck dafür, wie sehr er sich bis in den Grund seiner Persönlichkeit erschüttert fühlt. Deutlicher hat der alte Goethe vielleicht nirgends die Bedeutung der landschaftlichen Natur für sein Leben ausgesprochen. Sie bedeutet ihm Rettung aus jedem inneren Zwiespalt, aber nicht durch einen äußerlichen Vergleich, sondern indem sie ihm zu dem starken inneren Erleben des Sich-eins-fühlens mit ihr verhilft, vor dem jeder Konflikt verblaßt. Und was er beklagt, wonach er mit ganzer Seele greift, wenn er ausruft: „Ist denn die Welt nicht übrig? Felsenwände, sind sie nicht mehr gekrönt von heiligen Schatten? Die Ernte, reift sie nicht? Ein grün Gelände, zieht sich's nicht hin am Fluß durch Busch und Matten? Und wölbt sich nicht das überweltlich Große, Gestaltenreiche, bald Gestaltenlose?" das ist eben die Fähigkeit zu diesem Erleben, die der Drang der Ereignisse ihm genommen zu haben scheint.

Diese Fähigkeit ist vollkommen Erfüllung geworden in dem Nachtlied, für das wir nur einen armen Begriff setzen, wenn wir es den Ausdruck des Goetheschen Pantheismus nennen. Jeder muß es selbst nacherleben, wie in diesen Versen, die in jedem Wort sinnliche Anschauung sind und zugleich ganz seelischer Vorgang, Subjekt und Objekt, Mensch und All sich ineinander auflösen, wie die Seele sich zur Natur erweitert und wiederum die Natur ganz menschliche Seele geworden ist, so daß hier in Wahrheit alles menschliche Sehnen

gestillt ist, die eigene Seele widerspruchslos außer sich in einer ganzen Welt wiederzufinden.

Ein Brief an Frau von Stein hat das Bild jenes Abends in anderer Form erhalten, die an sich schon reinster Ausdruck dessen ist, was Goethe in seiner thüringischen Landschaft suchte und sah: „Es ist ein ganz reiner Himmel, und ich gehe, des Sonnenuntergangs mich zu freuen. Die Aussicht ist groß und einfach.“ Schon eine solche bestimmte Aussage sollte davor warnen, wie es öfter geschieht, Goethe als den Zeitgeschmack für die Idylle, das Liebliche in der Szenerie teilend darzustellen. Hier stehen wir zweifellos am Ende einer Entwicklung des Landschaftsgefühls, die durchaus von klaren Erwägungen begleitet war und die ihn sich mit vollem Bewußtsein landschaftlichen Gegenständen zuwenden ließ, deren Linien „groß und einfach“ genug waren, um sich nicht überlaut und hemmend in sein geistiges Leben zu drängen, sondern dem Flusse seiner Empfindungen unmerklich sich anzuschmiegen und befruchtend auf sie einzuwirken.

Nach Goethes Tode freilich scheint die Fähigkeit zu seinem landschaftlichen Erlebnis fast völlig erloschen; nur in einigen Gedichten Mörikes und Storms scheint es noch fortzuleben. Aber erst die letzten Jahrzehnte mit ihrer steigenden Abneigung gegen alle sentimentale Reflexion brachten wieder Verse voll solch ursprünglichen Erlebens, wo die Landschaft nicht mehr bloßes Symbol ist, sondern ihr eigenes Leben lebt, das dem des Menschen in seinen feinsten Beziehungen verwandt ist. Deshalb schwingt alles mit, was von Sehnen nach einem wunschlosen Glück in uns lebt, wenn wir Verse hören, wie diese Hofmannsthals:

> Ich habe mich bedacht, daß schönste Tage
> Nur jene heißen dürfen, da wir redend,
> Die Landschaft uns vor Augen, in ein Reich
> Der Seele wandelten: da hügelan
> Dem Schatten zu wir stiegen in den Hain,
> Der uns umfing wie schon einmal Erlebtes,
> Da wir auf abgetrennten Wiesen still
> Den Traum vom Leben niegeahnter Wesen,
> Ja ihres Gehns und Trinkens Spuren fanden
> Und überm Teich ein gleitendes Gespräch,
> Noch tiefre Wölbung spiegelnd, als den Himmel.

Nicht das allzu stark betonte und allzu gedankliche „wandeln in ein Reich der Seele“ ist es, was diese Wirkung hervorbringt, sondern

der Rhythmus, in dem die ruhevolle, schlichte Landschaft und die rege, differenzierte Seele des Dichters ineinanderklingen und einander durchdringen.

Eine durchaus ähnliche Entwicklung hat auch die Landschaftsmalerei in den letzten Jahrzehnten durchgemacht, wenn auch die oben angeführten Beispiele schon zeigen, daß immer noch die verschiedensten Auffassungen der Landschaft einander gegenüberstehen. Doch beweisen gerade die intimsten Stimmungsbilder der Worpsweder und Dachauer Malerschulen, daß die Zeit für einen E. Hildebrandt vorbei ist, der seinen Motiven von einem Pol zum anderen und durch alle fünf Erdteile nachreiste, sondern daß die Künstler wieder gelernt haben, ihr landschaftliches Erlebnis in einfachen, großen, fast möchte man sagen: von Natur stilisierten Gegenden zu finden. Und wenn z. B. ein Maler wie Rudolf Sieck es nicht müde wird, den duftigen, durchgeistigten Himmel, die weitgedehnte, herbe Fläche der bayrischen Hochebene mit den ziervollen, pikanten Birkenstämmchen längs der Bachläufe wiederzugeben, so sind all diese Gemälde nur Stufen zu dem einen Ziel, den Charakter des ganzen Landes in letztmöglicher seelischer Durchdringung in einer einzigen typischen Landschaft zum Ausdruck zu bringen, dasselbe Ziel, das für Holland in Hobbemas Straße von Middelharnis wirklich erreicht ist.

Es wird danach kaum noch nötig sein, an das sinnenverwirrend gewaltige Erlebnis zu erinnern, das Vincent van Gogh in der Landschaft der weiten Ebene oder im Uebergang von der Ebene zur Hügelkette fand. Wohl aber geben mir Hodlers Gemälde Gelegenheit, zu zeigen, wie sich ein großer Künstler den Alpen gegenüber verhält, ganz abgesehen davon, daß er in einem Bild des Basler Museums dieses „Aufgehen im All" an sich darzustellen versucht hat. In den meisten anderen Gemälden aber verwendet er die Landschaft zur Begleitung, Wiederholung und Versinnbildlichung des in der dargestellten Person ausgedrückten Gefühls. Es ist klar, daß er dazu einer größeren Mannigfaltigkeit der Formen bedarf, weshalb die Szenerie meist eine von Bergen begrenzte Ebene ist. Die Monumentalität dieser Bergformen wird aber nicht erreicht durch ein Gegeneinanderausspielen von Vertikalen und Horizontalen, wie es die Natur zeigt, sondern diese wird vereinfacht zu einer einzigen Grundform, meist der Horizontalen. So ließe sich z. B. die Wirkung des „Liedes aus der Ferne" zurückführen auf den Gegensatz zwischen der vertikalen Figur und dem horizontalen Charakter der Landschaft, in die doch durch die leise bewegte Abweichung der

oberen Konturen ein Rhythmus gebracht ist, der zusammenzuklingen scheint mit dem Rhythmus der Schreitenden zum Fluß einer überirdisch großen Melodie.

Neben solcher geistigen Durchdringung der Natur war aber gerade der Impressionismus günstig für eine Landschaftskunst, die durch technische Vorzüge geistiges Leben vorzutäuschen versucht, der aber ein Sonnenuntergang z. B. keinen verwandten Klang enthält, sondern nur ein Schauspiel darstellt, das man festhält, um seine Geschicklichkeit zu zeigen und aus Freude an dem bunten Farbenspiel. Und ebenso hat die moderne Lyrik vielfach in der größeren Schmiegsamkeit der Sprache in ihrer heutigen Entwicklung und dem größeren Wirklichkeitssinn der Zeit die Möglichkeit gefunden, ein durchaus intellektuelles Verhältnis zur Landschaft in eine Form zu kleiden, die dem oberflächlichen Betrachter den Eindruck des Erlebten und Geschauten macht. So steht es u. a. mit dem Vorfrühling von Avenarius:

> Verloren im Raume
> ein erster Vogelruf.
>
> Doch schwer hinschnaubend
> durchs dampfende Marschland
> mit dem Eisen durchwühlt's
> der gewaltige Stier.

Hier ist allerdings die Landschaft objektiv wiedergegeben, so objektiv, daß jeder Maler sie nachbilden könnte. Aber damit erschöpft sich auch der Gehalt des Gedichtes, denn hinter der Form steht kein seelisches Leben, das unauflöslich und unverkennbar mit ihr verknüpft wäre. Was zu Grunde liegt, ist das Erlebnis des gänzlich Unproduktiven, der wohl Formen sieht und ihren Reiz empfindet, aber diesen Reiz nicht aus sich heraus zu deuten weiß, ausgedrückt mit den Mitteln eines gewandten Sprachkünstlers, der anschaulich schildern kann.

Nach den bis jetzt angeführten Beispielen wird es möglich sein, noch einmal die verschiedenen Arten landschaftlichen Genusses zusammenfassend zu charakterisieren. Daß es sich stets um ästhetische Gefühle handelt, wurde bereits anfangs betont, zugleich aber nur Eindrücke von ganz besonderer Stärke in Erwägung gezogen. Wenn das ästhetische Gefühl aber die Kraft des Erlebnisses bekommen soll, so müssen die verschiedensten anderen Faktoren mitwirken: vor allem Schärfe und Genauigkeit der sinnlichen Wahrnehmung, damit die Proportionen des Objekts richtig gesehen werden, Phantasie und ein

gewisser Reichtum an Vorstellungsmaterial, um die Beziehungen zwischen Subjekt und Objekt zu erkennen, endlich Empfindlichkeit des Gefühls, damit Wert oder Unwert dieser Beziehungen für das persönliche Leben des Subjekts in diesem bewußten Ausdruck findet.

Je nachdem eine dieser Fähigkeiten in einem Menschen einseitig vorherrscht, wird auch sein landschaftliches Erlebnis verschiedene Formen annehmen, und wir können dann reden von einer formalen oder artistischen Naturbetrachtung, wie bei Avenarius und etwa bei Compton, von einer intellektuellen, wie bei Geibel und Rottmann, oder von einer gefühlsmäßigen wie im Werther und bei Segantini. Das ausschlaggebende Moment in ihrem Erleben ist jedesmal die Beziehung zwischen Subjekt und Objekt, die oben als Wirkung und Aeußerung der einzelnen Anlagen dargestellt ist.

Aus einer Synthese all dieser verschiedenen Anlagen aber entspringt jenes reinste menschliche Erlebnis, das ich am Beispiel Goethes, Hofmannsthals und anderer entwickelt habe. Es umschließt sowohl die eingehende und deutliche Anschauung wie den weiten Blick für das Erfassen der Analogien zwischen Natur und Mensch und die Sensibilität für das Persönliche in diesen Beziehungen. Deshalb dürfen wir es auch etwas allgemein Menschliches nennen, weil es auf der harmonischen Ausbildung der Seelenkräfte beruht, die allen Menschen eignen, wenn auch in verschiedenem Grade, so daß jeder einzelne in dem Ausdruck, den der Künstler ihm verleiht, sich selbst wiederzufinden vermag.

Zugleich bildet es in seiner stärksten Ausprägung das Mittelglied, in dem Naturgefühl und Landschaftsgefühl ineinanderfließen. Denn an Goethes Nachtlied hat sich schon gezeigt, wie in diesem Erleben der Landschaft, dem Subjekt und Objekt gleichwertig sind und keines vor dem anderen hervortritt, schließlich Mensch und Natur in einander aufgehen. Das ist einerseits der Gipfelpunkt der Entwicklung des ästhetischen Genusses in der höchsten Bewußtheit des Subjekts, dem völligen Insichaufnehmen und Verstehen der Außenwelt; zugleich aber ist es die Vollendung des sympathetisch-methaphysischen Naturgefühls, indem das Subjekt aufhört in seiner Endlichkeit zu existieren und sich auflöst in das absolute Sein der Natur.

Daß diese Art des landschaftlichen Erlebens zeitlos ist und nicht an eine bestimmte Ausbildung der Sehfähigkeit gebunden, sollte sich danach eigentlich von selbst verstehen. Von dem Augenblick wenigstens an, wo die innere Entwicklung des Menschen ihn über-

haupt zur Anteilnahme an der Natur befähigte, wird es immer wieder von einzelnen bedeutenden künstlerischen Persönlichkeiten neu geschaffen, um dann wieder auf lange Zeit hinaus zu verschwinden, zum mindesten keinen künstlerischen Ausdruck zu finden.

. So beginnt die griechische Lyrik mit den unbeschreiblich süßen Versen Sapphos:

Ringsum rauscht aus der Höhe
Die Kühle des Regens
Durch der Quitten Gebüsch,
Und von den blinkenden Blättern
Rieselt Schlummer herab,

zu einer Zeit, wo von Landschaftsgefühl im allgemeinen noch kaum die Rede sein kann. Auch Rom fehlt es nicht an einem Gedicht, das in ähnlicher Weise Natur und Mensch ineinander aufgehen läßt, ich meine Catulls wehmutsvolles Abschiedslied von Phrygien. Dann aber tritt für unsere Kenntnis eine lange Pause ein, die wohl bis auf die Holländer und Goethe reicht. Wohl finden sich reiche Früchte des sympathetischen Naturgefühls in dieser Zeit, bei Franz von Assisi, in Volks- und Minneliedern. Die Landschaft aber als Quelle von ästhetischen Gefühlen gewinnt erst bei Dante und Petrarca und in der Renaissance wieder an Bedeutung, obwohl auch Dante zwar den freien Blick für das Große, Erhabene hat, aber nur mit der ständigen Beziehung auf seine ethische Denkweise: die Landschaft ist ihm erhaben, weil sie seine sittliche Weltanschauung verkörpert, nicht aber durch ihre bloße Existenz.

Jedenfalls zeigt sich auch hier, daß das landschaftliche Erlebnis auch in dieser Form bis zum 17. und 18. Jahrhundert einzelnen hervorragenden Individuen vorbehalten war. Und das ist selbstverständlich, wenn wir die räumliche Gebundenheit der großen Massen bedenken. denen keine Reisen die Gelegenheit zum Vergleich verschiedener Landschaftstypen gaben, der erst die Eigenart des Einzelnen hervorhebt. Rechnen wir noch die langsame Entwicklung der Sehfähigkeit hinzu, sowie die starke Einwirkung platonischer und christlicher Vorstellungen auf den Gesichtskreis auch des Ungebildetsten, so können wir nicht mehr im Unklaren darüber sein, warum die werbende und erziehende Kraft des künstlerischen Einzelerlebnisses, die heute so gewaltige Wirkungen erzielt, früher versagen mußte. Für sie wurde der Boden erst geschaffen durch die bewußte Wertung der Persönlichkeit und des Diesseits, die sich in den Jahrhunderten der Renaissance durchsetzte. Das letzte Hindernis aber begann erst

im 18. Jahrhundert zu fallen, als eine größere Reiselust ganz allgemein eine nähere und häufigere Berührung mit der Natur herbeiführte.

Erst hierdurch wurde die Grundlage für die rein gegenständliche Betrachtung der Landschaft geschaffen, die als Voraussetzung jedes rein menschlichen Eindrucks anzusehen ist, und die utilitaristische und religiös-reflexive Wertung, die in Zeiten der Naturfremdheit vorherrscht, zurückgedrängt. Sie findet ihren reinsten Ausdruck in Reiseschilderungen, wie Goethes zweite Schweizerreise vom Jahre 1797 oder in Wackenroders Bericht über seine Pfingstreise mit Tieck, in Bildern wie dem folgenden: „Von Baiersdorf bis Streitberg wird die Gegend immer reizender. Die Berge werden immer etwas höher, behalten aber die sanfteste, reizendste Schönheit. Dörfer mit Gebüschen und frisch grünenden Bäumen durchwachsen, leuchten von dem Rücken der Anhöhen her, oder ruhen an ihrem Fuße, oder ziehen sich, was den angenehmsten Prospekt gibt, den Abhang hinauf." Hier spiegelt sich wirklich das Individuelle der geschilderten Landschaft wieder, das eben darin bestand, daß sie seiner feinen, stillen Seele die Form darbot, in der sie sich selbst wiedererkannte und über dieses Erlebnis hinaus sich traumhaft in das eines größeren Zusammenhangs verlor.

Wenn man den Wert dieser Darstellung in all ihrer Schlichtheit voll erkennen will, so muß man vergleichen, wie sich das landschaftliche Erleben bei anderen Zeitgenossen gestaltet, wie z. B. Jean Paul es gelegentlich als wichtiges Kunstmittel gebraucht. Ich denke dabei u. a. an den Sonnenaufgang am Lago Maggiore, im Titan: „Welch eine Welt! Die Alpen standen wie verbrüderte Riesen der Vorwelt, fern in der Vergangenheit verbunden, beisammen und hielten hoch der Sonne die glänzenden Schilde der Eisberge entgegen — die Riesen trugen blaue Gürtel aus Wäldern — und zu ihren Füßen lagen Hügel und Weinberge — und zwischen den Gewölben aus Reben spielten die Morgenwinde mit Kaskaden wie mit Wasserbändern und an den Bändern hing der saftnen überfüllte Wasserspiegel des Sees von den Bergen nieder und sie flatterten in den Spiegel, und ein Laubwerk aus Kastanienwäldern faßte ihn ein." — Hier haben sich Natur und Mensch völlig voneinander gelöst; die Landschaft steht groß und farbenprächtig vor dem Betrachter, aber ihm innerlich so erdrückend fremd, daß er seine Eindrücke nicht anders zu ordnen weiß, als indem er jedem einzelnen vermittelst seiner Phantasie eine dem menschlichen Leben entnommene

Bedeutung beilegt, unbekümmert darum, ob sie sich mit den Verhältnissen der Landschaft verträgt.

Schon diese beiden Beispiele zeigen, wie mannigfach sich das landschaftliche Erlebnis der Romantiker differenziert, soweit sie überhaupt in einem innigeren Verhältnis zur Landschaft standen. Denn tatsächlich bedeutet die Romantik ihrem Wesen nach eine Gefahr für jede ästhetische Naturbetrachtung, trotzdem sie es war, die den Typus der romantischen Landschaft in Mode gebracht hat. Diese, deren Grundzug nach Goethes Definition „ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit oder, was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit“ ist, verkörpert zwar die Stimmung, die in allen Schöpfungen der Romantiker mitschwingt, aber kein ursprüngliches Erleben der Landschaft gibt ihr diese Bedeutung, sondern sie ist von der Idee aus gesehen und hat Wert nur als Ausdruck der Idee, nicht als Form. Denn die Romantik trug wegen ihrer Herkunft vom Fichteschen Idealismus die Tendenz in sich, alle Wirklichkeit zu verflüchtigen, um den dahinter verborgenen Geist zu erkennen, und nur das Ding für schön zu halten, das der menschliche Geist in eine höhere Realität gehoben hatte. Deshalb ist bei Novalis und Tieck die Landschaft in bedeutungsvollen Augenblicken immer unwirklich, geflissentlich aus der Endlichkeit hinausgehoben und nur Symbol, ein Gewand für den methaphysischen Begriff der Natur, so daß wir hier das Naturgefühl in seiner reinsten Form sehen, das über die Wirklichkeit, die ihm etwas Fremdes ist, hinausstrebt nach dem Bewußtwerden eines allgemeinen Lebensprinzips, das von seinem Innern aus die Welt zu erfassen sucht, nicht aber das All im Subjekt wie in einem Brennpunkt aufzufangen.

Dieser historische Ueberblick bestätigt wohl das, was schon die allgemeine Betrachtung gezeigt hat: daß das Erlebnis der Landschaft, so weit es hervorgeht aus einem harmonischen Zusammenwirken aller beteiligten Seelenkräfte, getragen von einer Weltanschauung, die den Menschen als ein organisches Glied eines Ganzen begreift, etwas Ewiges ist, das zu keiner Zeit seine Giltigkeit verliert. All die verschiedenen Wege aber, auf denen der moderne Mensch zu seinem Erleben kommt, sind Abzweigungen von diesem Hauptzug, denen das einseitige und deshalb die Harmonie störende Ueberwiegen einer einzelnen Anlage zugrunde liegt. Deshalb entwickeln sie sich langsamer und später, und deshalb unterliegen sie auch der Beeinflussung von außenher, ja, sie gehen eigentlich aus Zeittendenzen

hervor. Aber wie sie geschaffen wurden, so vergehen sie auch wieder, durch das Hervordringen neuer Zeitstimmungen. Dem sentimentalen Naturgefühl der ausgehenden Antike brachte das Christentum die Vernichtung, der Schäferpoesie des 17. und 18. Jahrhunderts das stärkere und tiefere Innenleben Rousseaus und Goethes. Auch dieses erfuhr eine Zurückdrängung durch die Romantik, die ihrerseits wieder dem heutigen stark intellektuellen Landschaftsgefühl weichen mußte. Und so ist der Schluß wohl nicht unberechtigt, daß auch über dieses einst und vielleicht in nicht allzulanger Zeit der Strom eines neuen, starken Erlebens der Menschheit vernichtend hinweggehen wird, um von dem Enthusiasmus der Gegenwart wieder, wie im früheren Kreislauf, nur das übrig zu lassen, was Zeugnis eines Naturerlebens ist, das sich völlig mit der Natur eins fühlt. —

Neues über 1813.

Von

Hans Delbrück.

Schon lange sind die Preußischen Jahrbücher ihren Lesern einen Bericht über die neue Literatur zur Geschichte der Freiheitskriege schuldig. Das Jubiläumsjahr 1913 ist vorübergegangen, ohne daß ich dazu gekommen bin. Da wollte der Zufall, daß zu Beginn der Weihnachtsferien, gerade als ich eine andere Arbeit abgeschlossen hatte, Danzers Armeezeitung in Wien an mich mit dem Antrag herantrat, die Veröffentlichungen des k. u. k. Kriegsarchivs zu besprechen, da man neben den österreichischen Rezensenten auch die Stimme eines reichsdeutschen Kritikers zu hören wünsche. Der Vorschlag gefiel mir; prinzipiell und noch aus einem besonderen Grunde, den man sofort hören wird, und so ist es gekommen, da mir die Arbeit unter den Händen wuchs, daß, was ich historiographisch über 1813 zu sagen habe, zunächst in einer österreichischen Zeitschrift unter dem Titel „1813 in österreichischer Beleuchtung" (Danzers Armeezeitung, März) niedergelegt worden ist. Bei der geringen Verbreitung, die diese Zeitschrift in Deutschland hat, scheint es mir nicht unangebracht, den Aufsatz auch an dieser Stelle zum Abdruck zu bringen, indem ich ihn bezüglich eines wichtigen Punktes, nämlich des Trachenberger Planes, ergänze und zugleich einen Hinweis vorausschicke auf das von der kriegsgeschichtlichen Abteilung unseres Großen Generalstabes herausgegebene Werk „Das Preußische Heer im Jahre 1813". Von den Publikationen neuen Materials im Jubiläumsjahr ist diese unzweifelhaft die wichtigste. In sorgsamer Archivforschung stellt sie die Umwandlung eines Heeres von knapp 40 000 Mann in ein bewaffnetes Aufgebot von 280 000 Mann innerhalb eines Zeitraumes von sechs Monaten dar. In den Festreden ist dieses Aufgebot oft so erschienen, als ob es sich

um ein Aufgebot von Freiwilligen gehandelt habe und jeder Einzelne von diesen 280 000 aus freiem persönlichen Entschluß zur Fahne geeilt sei. So war es natürlich nicht, konnte es nicht sein, sondern die gewaltige Leistung beruhte auf dem Zusammenwirken der staatlichen Zwangsgewalt mit einem entgegenkommenden guten Willen der Einzelnen in den Massen. Freiwilligkeit und Zwang sind im Staatsleben relative Begriffe: man kann gesetzlich gezwungen etwas sehr gern tun, was man doch freiwillig nicht tun würde. Aber auch positiver böser Wille in den Einzelnen, Trägheit, Feigheit und Selbstsucht müssen überwunden werden, nicht nur um dieser Bösen, sondern auch um der Guten willen, die sonst überlastet oder vielleicht auch selber schwach werden würden. So sehe ich es als ein besonderes Verdienst dieses Buches an, daß es uns ohne falsche Schminke darlegt, wie stark auch die Zwangsmittel des Staates haben in Bewegung gesetzt werden müssen, bis zu Stockprügeln, um die Landwehr-Bataillone auf die Beine zu bringen und vollzählig zu machen. Eine „Volkserhebung" bleibt die Bewaffnung Preußens im Jahre 1813 darum doch, nur daß „Volk" nicht gleichbedeutend ist mit der Masse oder der Mehrzahl, überhaupt nicht mit irgendeiner Zahl. Eine „Volkserhebung" war es, weil die sittlichen Kräfte des ganzen Volkes in den Dienst des Kriegszweckes gestellt wurden. Bei wem sind diese sittlichen Kräfte zu finden? „Die gebildeten Schichten hauptsächlich", sagt unser Werk (S. 300), „waren während dieser Jahre die Träger des vaterländischen Gedankens." Die breiten Massen wurden erst in Ostpreußen durch die Verzweiflung in Bewegung gebracht, dann wurden auch die anderen Provinzen durch das Beispiel dieser Provinz und durch die Opferfreudigkeit der gebildeten, den freiwilligen Jägern zuströmenden Jugend fortgerissen „Eine ursprüngliche Volkstat ist die Erhebung Preußens zum Freiheitskampfe nicht gewesen. Das Volk in seiner Gesamtheit mußte erst im Namen seines Königs gerufen und vielfach zu seiner vaterländischen Pflicht gezwungen werden. Von einer das ganze Land umfassenden Volkstümlichkeit der Landwehr war anfangs keine Rede. Trotz aller Begeisterung im einzelnen war und blieb die Errichtung der Landwehr im allgemeinen ein Werk staatlichen Zwanges."

Angesichts der Tatsache, daß Friedrich Wilhelm III. doch nur unter dem allerstärksten Druck gegen seine innerste Neigung, beinahe gezwungen, in den Freiheitskampf gegangen ist und ihn eröffnet hat (noch neuerdings wieder gegen alle Vertuschungsversuche, an denen es auch in dem vorliegenden Generalstabswerk nicht fehlt, nachgewiesen

von Max Lehmann in der Historischen Zeitschrift, Bd. 112), in Anbetracht dieser Tatsache hat man den alten schönen Spruch: „Der König rief und Alle, Alle kamen“, travestiert „als Alle Alle riefen, kam auch der König“, und Max Lehmann selber hat einmal die Wendung gebraucht, Volk und Dynastien hätten zusammengewirkt in diesem Kampfe, aber so, daß das Volk vorangegangen sei. Um weder nach der einen oder anderen Seite in falsche Vorstellungen zu geraten, muß man sich den Begriff „Volk“ zu vertiefen suchen. „Volkswille“ ist, wie ich jüngst in einem Buche entwickelt habe, keineswegs Summierung des Willens der Einzelnen. Wer war das preußische Volk, das im Jahre 1813 sowohl den König wie die Massen fortgerissen und in den Freiheitskampf geführt hat? Prachtvoll ist in Max Lenz' Geschichte der Universität Berlin auf Grund der Briefe und Aussagen von Schleiermacher, Alexander v. d. Marwitz, Gerlach, Varnhagen geschildert, wie noch im Winter 1812/13 die Glut des patriotischen Feuers unter einer dicken Aschenschicht gelegen habe. Noch am 31. Mai 1813, nach der Schlacht bei Bautzen schrieb Schleiermacher an seine Frau: „Und das Volk? Mein Gott, ist auf das zu rechnen? Wie viele gibt es, die ein Gefühl vom Vaterland haben?“ Erst im Fortgang der Ereignisse selbst, im Laufe des Befreiungsjahres wurde die Erregung allmählich in die Massen getragen und die Tiefe in Bewegung gesetzt.

Es war die kleine Schar der großen Patrioten, die sich um Stein, Scharnhorst, Gneisenau gruppierten, es waren die Fichte, Schleiermacher, Savigny, Niebuhr, Eichhorn, Arndt, Jahn, Reimer, Reil, Böckh, Arnim, Steffens, Ferd. Delbrück, Körner, Schenckendorf, die die Gebildeten mit ihrem Geiste erfüllten, den guten Geist des Preußischen Staates anriefen und so dem Volk als Ganzes den Stempel ihrer Gesinnung aufdrückten. So hat es schon Varnhagen in seinen Tagebüchern (IX, 442) richtig ausgedrückt: „Die preußischen Kriegstaten von 1813 erscheinen, je genauer man sie betrachtet, desto wunderbarer. Diese wenigen Männer, die wirklich Eifer und Kraft hatten, die zahlreichen, hemmenden Gegner, die Unentschlossenheit des Königs . . . ., die Menge wurde fortgerissen, gezwungen.“ Immer und immer wieder erkennt man: das wahre „Volk“ sind nicht die Massen, sondern die in den Massen wirkenden großen Persönlichkeiten. Die gewaltige, Alles umfassende Wirkung aber wurde möglich, weil nicht nur keinerlei Gegenwirkung stattfand, sondern alle Kräfte des sozialen Körpers in dem einen Brennpunkt konzentrisch zusammenbrannten. Die Verwaltung und die Stände, die Schön und Auerswald und

der ostpreußische Landtag, nicht anders als die Parteien, die sich seit dem Beginn der Reform-Gesetzgebung so heftig befehdeten, in der Erhebung zum Kampf gegen Napoleon waren sie alle einig. Hier standen zu Scharnhorst und Gneisenau nicht nur ihre Jünger und Freunde im Heer, die Boyen, Grolman, Clausewitz, sondern ganz ebenso hochgemut und leidenschaftlich ihre Gegner, die York und Borstell. Hier focht Seite an Seite mit Hardenberg und seinem liberalen Berater Scharnweber ihr Todfeind der Junker v. d. Marwitz. Die „Alle, alle", die Massen sind das aber noch keineswegs. „Als Alle Alle riefen, kam auch der König", ist einfach falsch, denn die, die riefen, waren keineswegs die „Alle, Alle", sondern diese kamen erst ganz so, wie es der alte Spruch sagt: „als der König rief", und dieses schöne Wort darf daher mit vollem Fug wiederholt werden, so wahr es ist, daß ein persönliches Verdienst Friedrich Wilhelms III. dabei nicht in Anspruch genommen werden darf. Aber die Königliche Funktion, das Königtum als politische Kraft und sittlicher Wert, tritt darum nur um so bedeutsamer hervor und ist schließlich wieder von der Person des Königs nicht zu trennen.*)

* * *

Seit langem ist es mir klar und allmählich immer klarer geworden, daß der Anteil Oesterreichs an den Freiheitskriegen (ich ziehe diesen ursprünglichen Ausdruck dem jetzt üblichen „Befreiungskriege" vor) ungebührlich in der Geschichtsschreibung unterschätzt worden ist und noch heute unterschätzt wird. Ein politisches und ein zufälliges Moment haben dabei zusammengewirkt. Das politische

---

*) Außer diesem Generalstabswerk wäre wohl noch zu nennen: Leipzig 1813 aus den Akten des Kriegsarchivs des Großen Generalstabes, des Geheimen Staatsarchivs in Berlin, des Staatsarchivs in Breslau und des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in London von Dr. Julius v. Pflugk-Harttung, Geh. Archivrat am Geh. Staatsarchive in Berlin, Ordentlichem Universitätsprofessor a. D. Mit vier Schlachtplänen und einer Abbildung. Gotha 1913. Friedrich Andreas Perthes A.-G. Die Sammlung enthält eine Reihe interessanter Aktenstücke, von denen die bedeutenderen aber alle schon früher benutzt worden sind. Das wichtigste ist der zum ersten Male abgedruckte Bericht des englischen Militärbevollmächtigten Stewart vom 17. Oktober 1813 über das Verhalten Bernadottes. Aber positiv Neues erfahren wir auch hieraus nicht, und der Versuch, den der Herausgeber im Mil. Woch.-Bl. (1913, Nr. 165) gemacht hat, den Bericht historisch zu verwerten, ist mißglückt.

Ich benutze die Gelegenheit auf das höchst interessante kleine Buch „Der Feldherr Napoleon als Organisator" von Hermann Giehrl, Hauptmann i. Gr. Gen. Stab (Berlin, Mittler u. Sohn 1911) hinzuweisen. Es gibt eine anschauliche aus den Urkunden geschöpfte Darstellung von Napoleons Arbeitsweise, der Organisation seines Hauptquartiers, seiner Befehlstechnik, Nachrichten- und Kartenwesen, Straßenbauten etc.

Moment war die österreichisch-preußische Rivalität, die den größeren Teil des 19. Jahrhunderts ausfüllte und naturgemäß auch bei den zu Preußen haltenden Historikern die Tendenz auslöste, in der Vergangenheit Preußens Verdienst in möglichst günstigem, Oesterreichs in weniger günstigem Lichte zu sehen. Einen so sehr großen Vorwurf darf man daraus nicht ableiten, da die unbedingt objektive Geschichtschreibung, wenn auch das letzte und höchste Ziel, doch immer schwer zu erreichen ist, und auch eine Tendenzgeschichtschreibung, solange nicht die subjektive Wahrhaftigkeit darunter leidet, ein gewisses, wenigstens relatives Recht hat. Da nun die wachsende Kraft des nationalen Gedankens in Deutschland es mit sich brachte, daß bei weitem die meisten und talentvollsten Historiker das Heil bei Preußen suchten, während der öffentliche Geist in Oesterreich unter einem starkem Polizeidruck stand, so geschah es, daß die preußische Tendenz auch in der Geschichte der Freiheitskriege entschieden die Oberhand hatte. Mit diesem politischen Moment verband sich nun das zufällige, daß die Aufzeichnungen und Papiere des russischen Generals Grafen Toll in die Hände Theodor v. Bernhardis kamen, eines Mannes, der, ganz preußisch-deutsch gesinnt, nun diese Tendenz mit der einseitig-russischen Auffassung seiner überaus wertvollen Aktenstücke vereinigte und mit einem glänzenden schriftstellerischen Talent begabt und von allseitig anerkanntem militärischen Urteil in seinem „Leben Tolls" ein Werk schuf, das nicht bloß die Preußen und Russen verherrlichte, sondern für die Oesterreicher und neben ihnen für Bernadotte zu einer wahrhaft vernichtenden Verurteilung gelangte. Als ich Ende der Siebzigerjahre meine Untersuchungen über die Freiheitskriege begann, stand alle Welt unter dem Banne Bernhardis, und auch ich ging von seiner Darstellung, als einer, wie es schien, in den wesentlichen Grundlagen für alle Zeit feststehenden Voraussetzung, aus. Freilich, die Nachprüfung im einzelnen ergab doch schon nicht unwesentliche Korrekturen, und ich war nicht der einzige, dem Zweifel aufstiegen. Der Generalstabsmajor Boie, der damals an der Kriegsakademie die Freiheitskriege vortrug (gestorben als General der Infanterie und Gouverneur von Thorn), hatte sich ebenfalls schon soweit von Bernhardi emanzipiert, daß, wie er mir einmal lachend erzählte, seine Kollegen ihm den Spitznamen „Schwarzenberg" gegeben hätten. Ist also schon in der ersten Auflage meines „Gneisenau" eine gewisse Abweichung von der Bernhardi-Orthodoxie erkennbar, so hat sich diese Abweichung in den nächsten Auflagen weiter und weiter gesteigert. Eine Reihe von meinen

Schülern, Wehner, Roloff, Wiehr, v. Jahn, Lüdtke, Kaulfuß, Stein, machten Spezialuntersuchungen, die immer wieder zuungunsten Bernhardis und mehr oder weniger zugunsten Schwarzenbergs oder auch Bernadottes ausfielen und von mir dann für die Neuaüflagen des „Gneisenau" verwertet wurden.

Aber nicht bloß von mir und meiner Schule, sondern auch von anderer Seite ist die Schroffheit der Bernhardischen Auffassung allmählich abgeschwächt und eingeebnet worden. Im besonderen kommt die von einer Reihe von Offizieren bearbeitete große „Geschichte der Befreiungskriege" in Betracht, in der der General Friederich den Herbstfeldzug 1813 bearbeitete und darauf auch auf Grund dieser quellenmäßigen Bearbeitung eine mehr populär angelegte Geschichte der ganzen Freiheitskriege herausgegeben hat. In manchen Punkten haben sich diese Werke meiner Auffassung angeschlossen, besonders der General v. Janson in seiner ausgezeichneten Bearbeitung von 1814. Auch General Friederich hat in einem sehr wichtigen Punkt, der Auffassung von Bernadotte, die Darstellung von Wiehr rundweg akzeptiert. Im übrigen aber hat er doch die Bernhardische Auffassung, wenn schon etwas abgeschwächt und nicht so spitzig vorgetragen, im wesentlichen beibehalten. Was 1814 betrifft, so bedeutet seine Darstellung nicht nur keinen Fortschritt über Janson hinaus, sondern hat sogar schon überwundene Fehler wieder hineingebracht. Was aber 1813 betrifft, so kann man, auch wenn man ihm nicht beistimmt, doch jedenfalls den Vorwurf einer Tendenz gegen ihn nicht mehr erheben, denn seine Behandlung Bernadottes beweist, daß er so vorurteilslos, wie es nur von der objektiven Geschichtschreibung verlangt werden kann, an seine Aufgabe herangetreten ist. Aber immerhin hat er die Bernhardische Auffassung für 1813 soweit festgehalten, daß man sich in Oesterreich unmöglich damit zufrieden geben kann.

In breit angelegter, systematischer Weise hat nun das Werk „Befreiungskrieg 1813 und 1814" aus der Werkstatt des k. u. k. Kriegsarchivs es unternommen, den österreichischen Gesichtspunkten in der Geschichte der Freiheitskriege Raum und Geltung zu erkämpfen, und ich kam gern der Aufforderung nach, mich zu diesem Unternehmen, dem ich von vornherein Sympathien entgegenbringen mußte, zu äußern.*)

*) Befreiungskrieg 1813 und 1814. Einzeldarstellungen der entscheidenden Kriegsereignisse. I. Band: Oesterreichs Beitritt zur Koalition. Nach den Feldakten und anderen authentischen Quellen bearbeitet in der



Denn so sehr ich von Herzen und als Patriot Preuße bin, so habe ich doch als Historiker immer danach gestrebt, nach dem Muster des großen Meisters Leopold v. Ranke unparteiisch zu sein. Also auch ein österreichisches Tendenzwerk, das der preußisch-russischen Tendenz das Gegengewicht hielt, konnte mir nur recht sein. So ist es auch gekommen; das neue Werk mit seiner ausgebreiteten emsigen Archivforschung, mit seiner scharfsinnigen Kritik hat die Forschung in zahllosen Einzelfragen gefördert und vertieft, aber das Lob reiner Objektivität möchte ich ihm nicht spenden. Es macht sich sogar öfters ein etwas gereizter Ton geltend, der ein ebensolches Echo hervorrufen kann, wenn man sich nicht klar macht, daß wahrlich die Oesterreicher und die Schwarzenbergsche Führung mit soviel ungerechten Urteilen angegriffen worden sind und noch heute öfter angegriffen werden, daß man sich über etwas Galle auf dieser Seite nicht wundern darf.

Ich bemerke vorweg, daß das, was ich zu sagen habe, sich nur auf 1813 bezieht. 1814 habe ich noch nicht gelesen.

Als einen besonderen Vorzug der österreichischen amtlichen Werke über Kriegsgeschichte vor den preußischen Generalstabswerken sehe ich es an, daß die einzelnen Arbeiten mit dem Namen der Verfasser bezeichnet sind. Es ist sehr leicht möglich, daß in einzelnen Fragen Gelehrte, die sonst im allgemeinen übereinstimmen, doch auseinandergehen oder daß im Laufe der Jahre sich die Anschauung ändert.

Zeichnet nun allein die Behörde, zum Beispiel die historische Abteilung des Großen Generalstabes, so entstehen innere Widersprüche, oder aber man sucht sie wegzupolieren und erzeugt dadurch Unklarheit. Zeichnet der einzelne Mitarbeiter, so ist dadurch viel mehr Spielraum für die Individualität gelassen, und niemand würde daran Anstoß nehmen, wenn einmal zwei Mitarbeiter sich widersprechen.

Die ersten beiden Bände des neuen österreichischen Werkes behandeln den Beitritt Oesterreichs zur Koalition und heben

kriegsgeschichtlichen Abteilung des k. und k. Kriegsarchivs von Oskar Christe, k. und k. Oberstleutnant. II. Band: Oesterreichs entscheidendes Machtaufgebot 1813, bearbeitet von Wilhelm Wlaschütz k. und k. Oberst. III. Band: Feldzug von Dresden, bearbeitet von Edmund Glaise v. Horstenau, k. und k. Hauptmann. IV. Band: Schlacht bei Kulm, bearbeitet von Maximilian Ehnl, k. und k. Hauptmann. V. Band: Feldzug von Leipzig, bearbeitet von Maximilian Ritter von Hoen, k. und k. Oberst. Wien 1913. Verlag von L. W. Seidel u. Sohn, k. u. k. Hofbuchhändler.

mit Recht die entscheidende Bedeutung dieses Beitrittes hervor. Wenn aber weiter auch behauptet wird, daß in dem langen Hinhalten und dem Waffenstillstand eine überlegene Diplomatie erscheine, so scheint mir das gerade durch das Ergebnis dieser selben Forschungen widerlegt zu werden. Solange man glaubte (wie ich das noch selber in der dritten Auflage meines „Gneisenau" getan habe), daß Oesterreich im Mai 1813 nicht mehr als 35 000 Mann in Böhmen mobil gehabt habe, schien es nicht nur nicht unnatürlich, sondern beinahe geboten, daß es bis zu besserer Wappnung vorsichtig lavierte. Seit wir nun aber eben durch diese Forschungen (schon benützt von General von Caemmerer in der obengenannten Geschichte der Befreiungskriege) wissen, daß Oesterreich Ende Mai 93 000, im Juni gut 100 000 Mann marschfertig in Böhmen und außerdem 30 000 Mann bei Krakau hatte, da hat die Frage des Waffenstillstandes ein wesentlich anderes Gesicht bekommen. Wenn Oesterreich diese 130 000 Mann sofort in die Wagschale geworfen hätte, so hätte es damit eine größere Wirkung ausgeübt als Mitte August, wo die Zahl der Oesterreicher bei der Hauptarmee nicht größer war,*) so daß die seitdem beschafften Verstärkungen wesentlich den Festungsbesatzungen und den Armeen gegen Bayern und Italien zugute gekommen sein müssen. Erst Ende 1813 ist die österreichische Rüstung auf die volle Höhe gebracht worden, und das ist kein Wunder, da noch am 14. Mai in einer Konferenz, der auch Metternich beiwohnte, der Präsident des Hofkriegsrates Graf Bellegarde den Wunsch aussprach, daß es nicht zum Kriege kommen möge, und die Konferenz beschloß, „die weitere Verstärkung der Observationsarmee in Böhmen und die Bereitstellung von Streitkräften im Donautal und gegen Italien" abzulehnen. (Wlaschütz, S. 53.)

Der Grund, weshalb Kaiser Franz gegen seine eigene innere Neigung so zögernd sich den Gegnern Napoleons zugesellte, war das Mißtrauen in die Leistungen der Verbündeten, namentlich aber in die Festigkeit des Kaisers Alexander. Die Folgezeit hat dieses Mißtrauen als unberechtigt erwiesen, aber sehr fein fügt Oberstleutnant Criste, indem er den Irrtum Metternichs konstatiert, hinzu (S. 8),

*) Anmerkung zum Neudruck. Eine kleine Einschränkung möchte ich hier doch noch nachträglich hinzufügen. Sollte von Anfang Juni bis Mitte August die Feldarmee in Böhmen wirklich gar nicht verstärkt worden sein? Ganz ohne Grund wird der Einwand Radetzkys, daß jene 130 000 Mann nur auf dem Papier ständen, doch wohl nicht gewesen sein Aber auch wenn die Oesterreicher im Juni nur mit 90 000 Mann in die Aktion eintraten, so hätte das genügt, das Zünglein herumzuwerfen.



einen Vorwurf dürfe man deshalb kaum erheben, denn in demselben Irrtum sei ja auch ein Größerer befangen gewesen, nämlich Napoleon selbst, als er glaubte, mit dem Verlust Moskaus werde Alexanders Widerstandskraft gebrochen sein. Ist nun die unzutreffende Einschätzung Alexanders kein Vorwurf, so ist sie doch auch kein Ruhmestitel, und die Vorstellung ist unrichtig, daß Oesterreich erst gerade dadurch, daß es so spät in die Kriegshandlung eintrat, die führende Macht der Koalition geworden sei: wenn es unmittelbar nach der Schlacht bei Bautzen, also Anfang Juni, eingegriffen hätte, hätte es von der stark desorganisierten Armee Napoleons nicht nur nichts zu fürchten gehabt, sondern wäre als Retter von den Verbündeten begrüßt worden und hätte den Franzosen eine noch größere Niederlage bereitet als nachher im Herbst.

Mit Preußen steht es ja ähnlich. Hätte Friedrich Wilhelm seine Rüstungen Anfang November 1812 begonnen, wie er sehr gut konnte, statt Ende Januar, so wäre er den Niederlagen von Lützen und Bautzen aller Wahrscheinlichkeit nach entgangen. Schon am 16. Oktober, noch von Moskau aus, hat Napoleon selbst eine Verstärkung der preußischen Truppen erbeten. Wie Feldmarschall v. d. Goltz in seinem neuesten Büchlein „Blücher und Bonaparte“ zu dem Satz hat kommen können, daß das Zögern des Königs von Preußen sogar militärischen Vorteil gebracht habe, ist mir um so weniger verständlich, als der Feldmarschall sich sonst von einer blinden Lobrednerei durchaus fernhält. Es ist aber doch klar, daß, was die Preußen organisatorisch in den Frühjahrs- und Sommermonaten getan haben, sie ebensowohl in den Winter- und Frühjahrsmonaten tun konnten.

Bei der Darstellung des Feldzuges von Dresden hat General Friederich sich im wesentlichen an die Bernhardische Auffassung gehalten. Am 25. August macht er den Verbündeten den Vorwurf, Dresden nicht erstürmt zu haben, und macht, obgleich er in erster Linie die Schuld für das Versäumte bei Alexander findet, doch Schwarzenberg zu seinem Mitschuldigen, da er sich „als Höfling“ der kaiserlichen Entscheidung gefügt habe. Nichts kann ungerechter sein. Nicht nur, weil Schwarzenberg gar nicht in der Lage war, über russische und preußische Truppen gegen den Willen des Zaren zu verfügen, sondern auch — weil die Truppen, die Dresden am 25. nachmittags erstürmen sollten, wie Hauptmann Glaise v. Horstenau jetzt nachgewiesen hat, gar nicht da waren. (S. 160, 304.)

Auch für den 26. August, wo nun am Nachmittag 4 Uhr der Angriff auf Dresden stattfand, hat Friederich harte Vorwürfe für Schwarzenberg und tadelt besonders die Unklarheit seiner Anordnungen. Glaise gibt eine gewisse Unsicherheit der Führung zu und führt sie zurück auf Kompromisse zwischen Alexander und Schwarzenberg. Er hätte meines Erachtens in der Rechtfertigung noch viel weiter gehen können. Der Versuch, Dresden zu erstürmen, war weder eine Halbheit, noch war der Befehl dazu unklar, sondern es war eine Handlung, wie sie im Kriege oft vorkommt, nämlich ein Versuch. Schon Lüdtke und Stein haben schlagend nachgewiesen, daß es sehr fehlerhaft gewesen wäre und daß Schwarzenberg auch von diesem Fehler sehr fern gewesen ist, Dresden coûte que coûte nehmen zu wollen. Man hätte doch nach einem solchen Sturm, nachdem man vielleicht 15 000 oder 20 000 Mann geopfert, die Stadt beim Nahen Napoleons nicht sofort wieder räumen können. Man wäre also gezwungen gewesen, um die Opfer nicht vergeblich gebracht zu haben, sofort mit den geschwächten Kräften Napoleon eine Hauptschlacht zu liefern. Das wollte man bekanntlich gerade vermeiden. Dahingegen konnte man schon einige tausend Mann daransetzen, um zu sehen, ob Dresden etwa mit bloßem Zugreifen, durch Handstreich zu nehmen sei. Das und nicht mehr hat Schwarzenberg gewollt, und um so mehr bestand er mit Recht auf diesem Versuch, als, wie Glaise (S. 196) vortrefflich ausführt, ein gewisser Angriff bei Dresden nötig war, um mit Sicherheit Napoleon von Blücher zurückzureißen. Daß er schon zur Stelle war, wußte man ja nicht, als der Beschluß gefaßt wurde. Was würden die Kritiker aber erst über „Unentschlossenheit" und „Blutscheu" zu räsonieren gehabt haben, wenn man sich nicht einmal getraut hätte, Dresden auch nur anzutasten!

Die Schlacht bei Dresden gilt in der Tradition als der letzte große Sieg Napoleons auf deutschem Boden. In Wirklichkeit hat eine Schlacht bei Dresden, wenn man unter einer Schlacht das volle Einsetzen aller verfügbaren Kräfte versteht, überhaupt nicht stattgefunden. Am 26. haben die Verbündeten nur mit mäßigen Kräften einen Handstreich versucht und am 27. sind sie in eine Defensivstellung gegangen, deren Hauptposition Napoleon gar nicht wirklich angegriffen hat; er hat freilich auf dem von der Hauptstellung abgetrennten linken Flügel der Verbündeten durch die Vernichtung der Division Meszko vermöge des Zusammentreffens einiger ungünstiger Umstände einen erheblichen Vorteil errungen. Aber die

eigentliche Schlacht erwartete er selber erst am nächsten Tage (28.), und der Entschluß zum Rückzug über das Gebirge ist am Nachmittag des 27. gefaßt worden, ehe man von der Teilniederlage auf dem linken Flügel beim Oberkommando Nachricht hatte. Dies festgestellt zu haben ist ein Ergebnis der Untersuchung Glaises, das ich als besonders verdienstvoll hervorheben möchte. Weshalb aber hat man denn den Rückzug befohlen? „Die Verbündeten bekannten sich freiwillig als Besiegte, obgleich sie nicht besiegt waren, und überließen Napoleon den Sieg, den er nicht errungen hatte.“ (Graf Schlieffen.) Schlechte Verpflegung, schlechtes Wetter, überaus große Strapazen auf den schlechten Gebirgswegen hatten die Armee sehr mitgenommen und eine starke moralische Depression erzeugt. „Unter solchen Verhältnissen“ — sagt v. Glaise — „bot die Erinnerung an die in den letzten 24 Stunden halbvergessenen Reichenbacher Abmachungen einen willkommenen Vorwand, den Rückzug anzutreten.“ Sehr gut gefällt mir in diesem Satz die Wendung von den „halbvergessenen Reichenbacher Abmachungen“. So wird es in der Tat gewesen sein: Nirgends findet man sie in diesen Tagen erwähnt. Trotzdem aber möchte ich den Ausdruck „Vorwand“, den Glaise des weiteren gebraucht, beanstanden. Weshalb Vorwand? Die Situation war genau die, die die Trachenberg-Reichenbacher Abmachungen vorgesehen: Man hatte Napoleon selbst mit seiner Hauptmacht auf sich gezogen und dadurch den beiden anderen Armeen Gelegenheit gegeben, ihre Schläge zu führen. Daß die böhmische Armee allein eine Hauptschlacht liefern solle, war nie in Aussicht genommen und nie beabsichtigt worden. Richtig ist, daß die Armee den Rückmarsch über das Gebirge in dem moralischen und physischen Zustand einer besiegten machte. Aber war nicht auch die Schlesische Armee, die nach demselben Programm vorwärts- und zurückgegangen war, am Tage vor der Schlacht an der Katzbach in einem ähnlichen Zustand? Und war nicht auch Napoleons Armee fast am Ende ihrer Kräfte? Wenn man Schwarzenberg hier einen Vorwurf machen will, so kann es nur der sein, daß er nicht wie Blücher und Gneisenau durch alles Mißgeschick, Elend und Hemmungen um ihn herum unbeirrt geblieben, sondern selber einer gewissen moralischen Depression verfallen ist. Gegen seine Führung aber finde ich nichts wesentliches einzuwenden. Fehler im einzelnen sind natürlich da, finden sich aber auch bei Gneisenau und Napoleon. Die Hauptentschlüsse aber waren der jedesmaligen Vorstellung, die man gemäß den Nachrichten sich von der Situation machte, durchaus entsprechend, und

das ist bei dem fortwährenden Dreinreden des Zaren in den Oberbefehl sehr viel.

Schwarzenberg selbst schrieb an seinen Kaiser (28. August): „Mein eigenes Verhältnis betreffend, bin ich Eurer Majestät, dem Staate und meiner Ehre folgende Bemerkungen schuldig. Seine Majestät der Kaiser von Rußland, für seine eigene Person mit dem besten Willen und der besten Einsicht begabt, verläßt mich weder im Hauptquartier noch selbst in den Augenblicken des Gefechtes; er erlaubt mit der höchsten Nachgiebigkeit fast jedem General in den dringendsten Augenblicken jeden Rat und jede Bemerkung, teilt sie mir dann mit und setzt mich dadurch häufig in einen Zustand von Verwirrung und voneinander widersprechenden Ansichten, der an sich schon und ganz besonders dadurch den Geschäften nachteilig wird, daß ich öfters, aus unumstößlichen Gründen veranlaßt, zu einer Nachgiebigkeit selbst in Hauptansichten genötigt bin, deren Nachteil wir jetzt leider schon zu deutlich sehen."

Auf diese Selbstanklage den Vorwurf aufzubauen, Schwarzenberg sei ein „Höfling" gewesen, ist leicht und trotzdem historisch verfehlt. Der Zar war einmal da mit all seinen Eigentümlichkeiten und nicht wegzuschaffen. Die historische Aufgabe war, mit ihm auszukommen, und wer hätte es besser gemacht als Schwarzenberg? Ich ziehe daher aus jener nur zu lebensvollen Selbstschilderung denselben Schluß wie Glaise (S. 27): „So war der Marschallstab beschaffen, den die verbündeten Monarchen dem Fürsten Karl zu Schwarzenberg im August 1813 in die Hand legten. Ein zerbrechliches Instrument fürwahr, das mit außerordentlicher Vorsicht angefaßt werden mußte und das Männer wie Blücher oder York zweifellos zwischen den Händen zerbrochen hätten, von Gewaltnaturen napoleonischer Veranlagung gar nicht zu reden."

Auf dem Wiener Kongreß soll, wie Wolzogen berichtet, Kaiser Alexander einmal gesagt haben: „Die Nachwelt werde entscheiden, ob er oder Schwarzenberg der große Feldherr gewesen sei, der Napoleon überwunden habe." Bernhardis Ergebnis ist eigentlich, daß dieser Feldherr zwar weder Schwarzenberg noch Alexander, aber Toll gewesen sei, der Alexander beriet. Davon kann nun keine Rede mehr sein, im Gegenteil, wenn auch Schwarzenberg gewiß nicht ein Feldherr von napoleonischem Schnitt war, so war er doch eben das, worauf es ankommt, der für seinen Platz geeignete Mann, während die Russen ihn durch ihr Dreinreden nur gestört und geschädigt haben. So hat es schon Gneisenau aufgefaßt, als

er nach dem Friedensschluß an Schwarzenberg schrieb: „Wie sehr Euer Durchlaucht durch Ihr liebreiches, sanftes Betragen die Mißgunst, die Scheelsucht, den unruhigen Ehrgeiz, die stolze Unwissenheit, die verwegene Anmaßlichkeit besänftigt, gebändigt und entwaffnet haben, davon wird die späte Nachwelt einst noch mit Ruhm reden, und ich werde unter den Zeitgenossen keiner der letzten sein, diese Euer Durchlaucht gebührende Huldigung darzubringen."

Gerade daß Gneisenau diese gewiß ebenso schmeichelhaften wie wahren Worte an Schwarzenberg schreiben konnte, ist kein geringes Zeugnis für ihn und gegen Toll, der sicherlich in erster Linie mit jener Schilderung der Bedränger Schwarzenbergs gemeint ist. Unter allen Generalen, die die Waffen gegen Napoleon geführt haben, auch Wellington eingeschlossen, ist Gneisenau der einzige, dem man etwas Napoleonisches nachrühmen kann.*) Die prächtige Natur Blüchers, an der man sich so gern erfreut, läßt Gneisenau bis auf den heutigen Tag in den weiteren Kreisen immer noch nicht zu seinem Recht kommen. General v. Unger hat jüngst die Aufgabe sozusagen so zu lösen gesucht, daß er erst eine Biographie Blüchers**) und dann eine Biographie Gneisenaus geschrieben hat. Beide Werke sind nicht nur flott und gut geschrieben und auf richtigen historischen Grundanschauungen aufgebaut, sondern sie enthalten auch, namentlich das Buch über Gneisenau, manches Interessante und Neue, und man sollte meinen, daß, wenn der Verfasser einer Biographie leicht in eine Voreingenommenheit zugunsten seines Helden verfällt, diese Gefahr hier geradezu auf eine ideale Weise ausgeschaltet sein müßte, indem der biographische Gestalter beiden ganz gleichartig seine Liebe zuwendet. Dennoch bin ich mit

---

*) Anmerkung zum Neudruck. Auch Toll und Radetzky waren gewiß sehr bedeutende Generale und wirkliche Strategen, dürfen aber doch nicht an dieser Stelle genannt werden, da der Kranz des Feldherrn von der Weltgeschichte doch nur demjenigen gereicht werden darf, der die ganz große Tat wirklich getan. Ich sehe nicht mehr, wo das für Toll in Anspruch genommen werden könnte. Radetzky hat seinem Andenken dadurch sehr geschadet, daß er in seinen Denkschriften immer das Letzte nicht kräftig ausspricht, sondern großen Ideen einen gradezu elenden Schluß anzuhängen im Stande ist. Ich glaube nun aus dem österreichischen Archiv-Werk den Grund für dieses auffällige Verfahren (vgl. meinen Gneisenau 3. Aufl. I, 387) herausgefunden zu haben: es war nicht ein Charakter-Mangel, sondern Rücksicht auf den Generaladjudanten des Kaisers Franz, den General v. Duka, dem immer alles zu kühn war. Bernhardi hat diesen General Duka, offenbar nach Toll'schen Aufzeichnungen, hinlänglich und zutreffend charakterisiert.

**) Ueber die Blücher-Biographie vergleiche die Besprechung von E. Daniels „Preußische Jahrbücher", Band 130, S. 160, Band 136, S. 137.

Ungers Werk gerade in diesem Punkt nicht einverstanden und halte seine Charakteristik sachlich für unzutreffend. Noch mehr gilt dies von dem soeben erschienenen Buch des Feldmarschalls von der Goltz „1813 Blücher und Bonaparte". Natürlich sucht auch dieser Autor Gneisenau sein Recht zuteil werden zu lassen, aber doch nur in einigen ehrenden Zwischensätzen. Schon der Titel des Buches zeigt den Fehler an; nicht „Blücher und Bonaparte", sondern „Napoleon und Gneisenau" müßte ein Geschichtsbild heißen, das die strategische Ueberwindung des Kriegsgottes darstellen will. Blücher war der Marschall „Vorwärts", das ist sein Ruhm und wird immer sein Ruhm bleiben. Zum vollkommenen Strategen gehört aber auch, wie Goltz an einer Stelle sehr schön selbst sagt (S. 86), zu rechter Zeit ein Opfer bringen zu können. Nicht bloß das kühne Vorwärts macht die Größe der Führung des schlesischen Heeres 1813 aus, sondern das wiederholte Zurück- und Ausweichen. Goltz schreibt auch dies Blücher zu, aber mit Unrecht. Soviel Ueberblick hatte der Alte nicht. „Wie schwierig meine Lage ist, können Sie sich denken," schrieb Gneisenau nach dem Siege an der Katzbach an Clausewitz, „Blücher will immer vorwärts und hält mich für zu behutsam; Langeron und York zerren mich wieder zurück und halten mich für einen verwegenen Unbesonnenen. Glück sei mir ferner hold!"

Wägt man diese Worte recht, so sagen sie in der Substanz nichts anderes, als was Scharnhorst am Abend der Schlacht von Lützen über Blücher geschrieben hatte: von der Führung der Armee weiß er nichts, aber er ist immer mit einem guten Geiste am Platz.

Ein spezielles Beispiel, wie wenig man selbst an Stellen, wo man es besser wissen müßte, Blücher und Gneisenau zu unterscheiden vermag, bietet ein Artikel im „Militär-Wochenblatt" (1913, Nr. 171), wo von dem berühmten Tagesbefehl nach der Schlacht bei Belle-Alliance gesagt ist, daß „Blücher in seinem schlichten Sinn nach großen Ereignissen immer das rechte Wort zu finden gewußt habe". Dabei ist das Konzept dieses herrlichen Aktenstückes vom ersten bis zum letzten Wort von der Hand Gneisenaus.

Gewiß war auch Blücher ein Meister des Wortes, aber sein Stil und Gneisenaus Stil sind nicht zu verwechseln: der eine war ein Volksredner von Gottes Gnaden, der andere sprach und schrieb die Sprache Goethes.

Auch in dem vorliegenden österreichischen Werk vermisse ich nun diese für tieferes Verständnis notwendige, richtige Unterscheidung im schlesischen Hauptquartier, was mir um so auffälliger ist, als schon in „Danzer's Armee-Zeitung“ (13. Dezember 1913) eine freilich in etwas drastischen Ausdrücken gehaltene, im Grunde aber durchaus richtige Charakteristik des Verhältnisses zwischen Blücher und Gneisenau zu finden ist.

Schwarzenbergs Stellung diesen beiden gegenüber darf nicht abstrakt, sondern immer nur in der Würdigung der Aufgabe, die jeder von ihnen zu erfüllen hatte, gefaßt werden. Sich einer vielfach so peinlichen und unbefriedigenden Aufgabe unterziehen, wie es der österreichische Oberfeldherr getan hat, im Bewußtsein, dadurch das Gute zu schaffen und es besser zu können als irgendein anderer, ist nicht nur sehr edel, sondern auch eine Art Heroismus, die geachtet werden muß. Das gilt wenigstens sicherlich 1813; 1814 arbeitet Schwarzenberg unter völlig anderen Bedingungen. Für 1813 aber wiederhole ich mit der höchsten Anerkennung die Worte, die Schwarzenberg selbst an seine Frau schrieb (5. September): „Oft glaube ich zu unterliegen, aber noch immer gelang es mir, mich wieder zu ermannen, denn der Zweck ist so erhaben und die ganze Lage von der Art, daß ich einsehe, jeder andere würde an meinem Platze weniger leisten können.“

Ehnl geht auch auf das Problem ein, weshalb Napoleon nach Dresden seinen Vorteil so schlecht ausgenützt und wer die Schuld an der Niederlage Vandammes bei Kulm habe. Ich kann ihm aber darin nicht folgen. Er schließt sich denjenigen an, die in dem Befehl Napoleons vom 28., nachmittags 4 Uhr, der die Rückzugslinie der Verbündeten bezeichnet, das Wort „Annaberg“ für einen Schreibfehler halten und dafür „Altenberg“ einsetzen wollen. Für eine so tiefgreifende Aenderung eines feststehenden Textes müßten aber sehr gewichtige Gründe beigebracht werden. In Wirklichkeit gibt aber „Annaberg“ sogar einen sehr viel besseren Sinn und Zusammenhang als „Altenberg“. Annaberg liegt nördlich des Gebirges nach Westen, Altenberg mehr südlich zwischen den Bergen auf dem Wege nach Böhmen. Hat Napoleon also „Annaberg“ geschrieben, so war er der Meinung, daß die Verbündeten den Feldzug noch nicht verloren gäben, sondern diesseits des Gebirges zu manövrieren suchten. Das stimmt ganz genau mit der auch von Ehnl festgestellten Tatsache, daß Napoleon nicht des Glaubens war, eine Schlacht gewonnen zu haben. Er traute der verbündeten

Armee zu, daß sie weiterfechten würde. Hat er hingegen geschrieben, daß der Feind den Rückzug über Altenberg nehme, so ist es völlig unverständlich, daß er Vandamme mit einem vereinzelten Armeekorps über das Gebirge senden und bis Teplitz hat vorstoßen lassen wollen. Friederichs Meinung, Napoleon habe seinen Sieg vom 27. überschätzt, ist sicher unrichtig: im Gegenteil, er hat ja noch gar nicht geglaubt, einen Sieg erfochten zu haben, sondern die eigentliche Schlacht erst am 28. erwartet. Meiner Meinung nach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Napoleon einen ganzen Tag lang, vom 28. bis zum 29., nachmittags 4 Uhr, des Glaubens gewesen ist, die Verbündeten blieben diesseits des Gebirges. Nicht zum Zwecke der Verfolgung also, sondern wie der Befehl ausdrücklich sagt, um in der Bagage der Verbündeten möglichste Verwirrung anzurichten und Beute zu machen, ist Vandamme hinübergeschickt worden. Als Napoleon bemerkte, daß der General drüben auf die ganze feindliche Armee stoßen werde, war er 7 Meilen von ihm entfernt und konnte ihm nicht mehr helfen. So ist der Zusammenhang auf die einfachste und natürlichste Weise erklärt und all die Fabeln und Künsteleien, die man aufgebracht hat, um Napoleons Verhalten zu erklären, sind weggeblasen. Sehr wohl möglich, daß, wie Ehnl vermutet, Befehle Napoleons an Vandamme vernichtet worden sind, um den Kaiser zu entlasten. Denn wie der Oberst Hoen im nächsten Bande einmal mit sehr richtiger Beobachtung sagt (S. 517): „pflegen Heerführer als verfehlt zu beurteilende Maßnahmen mit allem Möglichen zu entschuldigen, nur nicht mit der allein rechtfertigenden Begründung, sich einem Irrtum bezüglich des gegnerischen Verhaltens hingegeben zu haben."

Die vorhandenen Befehle und Aktenstücke reichen aber vollständig aus, um in diesem Falle den Zusammenhang und Irrtum des Kaisers klarzustellen: ein Irrtum, wie noch dazu bemerkt werden mag, wie er tagtäglich bei jedem Feldherrn in jedem Kriege vorkommt, und da die Strategie einmal vielfach Handeln im Dunkeln bedeutet, nicht einmal einen Vorwurf einschließt. Auch die einzelnen Marschälle, Marmont, St.-Cyr, Mortier und Vandamme selbst haben natürlich nicht objektiv vollkommen fehlerfrei, aber, wie es auch General Friederichs Ansicht ist, korrekt gehandelt.

Glaise ist der Ansicht, daß der Grundfehler Napoleons in seinem Feldzugsplan gelegen habe: Er hätte die Offensive nicht nach Norden, sondern nach Süden, nach Oesterreich, richten sollen. Ich möchte das etwas anders fassen. Daß Napoleon seine Offensive

nicht nach Oesterreich richtete, hatte sehr gute Gründe: Er sagte sich, daß, welche Fortschritte er auch in der Richtung nach Wien mache, er in seinem Rücken, im Norden, ebensoviel verlieren werde. Deshalb war seine Idee, zuerst einmal mit der Armee Bernadottes fertig zu werden, diese ins Meer zu werfen oder sie über die Weichsel zu drängen und dann erst die große Offensive in der Richtung von Norden nach Süden zu beginnen. Dieser Plan scheint mir seiner Lage in der denkbar vollkommensten Weise zu entsprechen. Der Fehler aber war, daß er ihn nicht ganz sinngemäß ausgeführt hat. Er hätte die Berliner Armee doppelt so stark machen müssen. Nicht knapp 64 000, sondern vielleicht 140 000 Mann hätte er gegen Bernadotte schicken oder sie selbst führen müssen und sich mit dem Rest seiner Truppen Blücher und Schwarzenberg gegenüber auf der allervorsichtigsten Defensive halten, sich zurückziehen, nötigenfalls sogar Dresden aufgeben, bis die Berliner Armee mit ihrer Aufgabe fertig war und wieder zu den Südkorps stoßen konnte. Statt dessen wollte er, daß gleichzeitig Oudinot Bernadotte schlage und er selber zwar keine strategische Offensive unternehme, aber in der Defensiv-offensive Siege erfechte. Diese zwei positiven Ziele zugleich zu erreichen war er zu schwach. Auch wenn Bülow nicht seinen verfrühten Vorstoß bei Großbeeren gemacht hätte, hätte Oudinot gegen den doppelt so starken Bernadotte nichts ausrichten können, und die offensiven Vorstöße der Hauptarmee scheiterten, unter einem bloß halben Erfolge bei Dresden, an der Katzbach wie bei Kulm.

In dem Bande des Archivwerkes über den Feldzug von Leipzig sind nicht bloß die Bewegungen der Hauptarmee, sondern sehr eingehend auch die Bewegungen der beiden anderen Heere behandelt, und zwar in dem Sinne, daß die Maßnahmen Bernadottes durchweg gerechtfertigt werden. Ich gestehe, daß ich mit diesen Abschnitten des Gesamtwerkes am wenigsten einverstanden bin. Daß ich auch Bernadotte gegenüber völlig unbefangen denke, habe ich bewiesen durch meine Beurteilung seines Verhaltens bei Großbeeren und Dennewitz, wo teils durch mich selbst, teils durch meine Schüler alle die in der preußischen Geschichtschreibung überlieferten Verdammungsurteile bekämpft und widerlegt worden sind. Im besonderen die Beschuldigung, die noch jüngst wieder im „Militär-Wochenblatt" aufgetaucht ist, daß Bernadotte die Franzosen gar nicht habe besiegen wollen, weil er hoffte, nach Napoleons Sturz selber von ihnen zum Herrscher gewählt zu werden, habe ich stets als einen Widersinn behandelt. Denn damit ein Anderer den franzö-

sischen Thron besteigen könne, mußte doch erst Napoleon heruntergeworfen werden, und daß das ohne seine Beteiligung so sicher geschehen könne, kann unmöglich Bernadottes Ueberzeugung gewesen sein. Wenn er wirklich der Spekulation auf den französischen Thron einen Einfluß auf seine Strategie gewährte, so konnte er das nur in der Weise vollziehen, daß er zwar alles daransetzte, Napoleon zu besiegen, gleichzeitig aber vor der Oeffentlichkeit diese seine Teilnahme möglichst versteckte. Er hat es aber gerade umgekehrt gemacht: Er hat den Ruhm, der Sieger von Großbeeren und Dennewitz zu sein, so sehr für sich in Anspruch genommen, daß die preußischen Generale darüber entrüstet waren. Wie kann man glauben, daß ein so kluger Mann nach beiden Seiten, sowohl in dem, was er wirklich tat, als in dem, was er der Oeffentlichkeit darüber mitteilte, das gerade Gegenteil ausgeführt habe von dem, was seinem Zwecke entsprach?

Die Fehler, die der Führung Bernadottes vorzuwerfen sind, gehen allesamt auf übergroße Vorsicht, auf Aengstlichkeit zurück. So faßt es auch Oberst v. Hoen auf; merkwürdig genug ist aber die Vorstellung, daß die Fata Morgana des französischen Thrones auf die Entschlußfähigkeit des schwedischen Kronprinzen eingewirkt habe, so fest eingewurzelt, daß auch Hoen wenigstens beiläufig in einer Anmerkung (S. 322) darauf zurückgreift. Sachlich aber rechtfertigt er die Maßnahmen Bernadottes rein strategisch — und nach meiner Meinung zu sehr. Ich will nur zwei Punkte herausheben. Hoen nimmt an, daß Bernadotte sich am 9. Oktober vormittags bereit erklärt habe, nach Halle zu marschieren. Ich glaube aus den in meinem „Gneisenau“ (3. Auflage, S. 376) angeführten Gründen nicht, daß er das getan hat. Hat er es aber getan, so ist es um so weniger zu rechtfertigen, daß er sich am 10. weigerte, diese Bewegung auszuführen. Das einzige, was sich verändert hatte, war, daß die schlesische Armee statt im Laufe des 9. erst in der Nacht und ganz früh am nächsten Morgen über die Mulde ging.

Ich kann schlechterdings nicht sehen, inwiefern das ein Grund gewesen sein soll, die ganze strategische Konzeption umzuwerfen und statt den Anschluß an die Hauptarmee (über Halle) zu suchen, den Rückzug nach Norden zu nehmen. Es gibt gar keinen anderen Grund als den Mangel an der ersten und höchsten Eigenschaft des Feldherrn, der strategischen Kühnheit. Blücher und Gneisenau mit ihrer kleinen Armee hatten sie und marschierten nach Halle, Bernadotte

mit seiner viel größeren Armee hielt sich vorsichtig weiter nördlich, immer mit dem Blick rückwärts auf die Elbübergänge.

So ging es weiter die ganze entscheidungsvolle Woche hindurch, so daß schließlich die ihm untergebenen preußischen und russischen Generale drauf und dran waren, ihm den Gehorsam aufzusagen und die sämtlichen Militärbevollmächtigten, der Russe, der Preuße, der Oesterreicher und der Engländer, zusammentraten und ihm vorhielten, man erwarte ihn zur Schlacht. Hoen betont mit Recht das Unerhörte dieses Schrittes, aber muß man nicht auch den Schluß ziehen, daß das Verhalten des Feldherrn, das so unerhörte Vorgänge hervorrief, unerhört gewesen sein muß? Was wagte der Schwede denn groß, wenn wirklich Napoleon den Weg nach Norden nahm und sich auf ihn stürzte? Er hatte Blücher unmittelbar neben sich und war in regelmäßiger Verbindung mit der Hauptarmee, die der Armeeabteilung Murats auf den Fersen war. Aber er wollte nicht nur nicht viel, er wollte gar nichts wagen, und da jetzt der Moment in dem Kriege eingetreten war, wo gewagt werden mußte, so verdammt die Geschichte Bernadotte für sein Verhalten bei Leipzig mit Recht.

In dem Leipziger Feldzug Schwarzenbergs ist das Hauptproblem der Dispositionswechsel in der Nacht des 13. zum 14. Oktober. Die Disposition vom 13. früh schob die Hauptarmee in nordwestlicher Richtung an Leipzig vorbei gegen die Saale; hier trat sie in Verbindung mit den beiden anderen Heeren, alle drei also im Rücken Napoleons. Wenn dieser nun gegen eine von ihnen anlief, sollten die beiden anderen ihr zu Hilfe kommen, die französische Armee umfassen und sie vernichten.

Statt des Vernichtungsgedankens hat Bernhardi herauslesen wollen, daß man womöglich den Kampf vermeiden und den Feind durch das bloße Manöver habe aus Deutschland verdrängen wollen. Denn wenn den Franzosen auch der direkte Weg nach Westen versperrt war, so blieb ihnen doch der Weg nach Norden, um, sich zunächst an Magdeburg anlehnend, schließlich über Holland nach Frankreich zurückzukehren.

Auch General Friederich, wenn schon in einer vorsichtigen und etwas verklausulierten Fassung, hält an dieser Vorstellung fest.

Ich sehe sie als durchaus unbegründet an. Denn wenn auch der Gedanke, daß Napoleon nach Norden entweichen könne, sehr ernstlich in Betracht gezogen wurde, so folgt daraus noch nicht, daß das als ein bloßes Zurückmanövrieren aufzufassen ist. Die

Verbündeten wären ihm mit ihrer gewaltigen Uebermacht gefolgt, wären ihm, am linken Saaleufer marschierend, leicht zuvorgekommen, und die französische Armee hätte sich auf dem Rückzug über Holland noch viel mehr aufgelöst, als es auf dem Marsch über Frankfurt nachher tatsächlich geschehen ist. Schon ging der Armee die Munition zu Ende; die Elbfestungen hatten nichts mehr, wie Hoen darlegt; aus Frankreich war, nachdem die direkte Verbindung abgeschnitten, sobald keine weitere Munition zu beschaffen. Die Rheinbundstaaten aber wären abgefallen, sobald sich die alliierten Truppen bei ihnen zeigten, und schließlich wirft Hoen auch sehr richtig die Frage auf, wie es wohl auf Frankreich gewirkt hätte, wenn Truppen der Verbündeten vor Napoleon am Rhein erschienen wären.

Ebensowenig scheint mir die Vorstellung begründet, auf die besonders General Friederich Gewicht legt, daß Napoleon eine der Armeen westlich von Leipzig hätte schlagen können, ohne daß die anderen eingegriffen hätten. Ganz umgekehrt hat ja die neue Anordnung die Folge gehabt, daß am 16. die Schlacht geschlagen wurde, ehe von den verbündeten Truppen viel mehr als die Hälfte zur Stelle war. So schlimm wäre es bei der ersten Disposition schwerlich gekommen. Die Schlacht wäre ja dadurch hinausgeschoben gewesen, die Heere hätten sich näher gestanden und die Uebermacht war so groß (350 000 gegen 190 000), daß noch nichts verloren war, selbst wenn am ersten Tage ein oder der andere Teil ausfiel. Richtig ist ja, daß prinzipiell der verabredete gemeinsame Angriff das Zusammenwirken verschiedener Armeen besser verbürgt, als das Abwarten des feindlichen Angriffes. Irgendwelche Friktionen können in diesem Fall das rechtzeitige Eingreifen einiger Teile verhindern. Aber bei dem Angriff am 16. war ein solches Manko nicht bloß möglich, sondern von vornherein sicher.

Ich sehe also nicht, weshalb man den Radetzkyschen Plan (die erste Disposition vom 13. Oktober) verdammen will. Wie wir heute die Bewegungen Napoleons kennen, hätte das Festhalten an der ersten Disposition statt am 16. erst am 17. zur Schlacht geführt, und die Verbündeten, die am 16. von ihren vier Armeen erst zwei zur Stelle hatten, hätten vermutlich am 17., von vornherein mit großer Ueberlegenheit auftretend, die Franzosen eingekreist und vernichtet. Das Hauptgefecht würde dann vermutlich bei Borna, zwei Meilen südlich von Wachau, stattgefunden haben.

Die Radetzkysche Disposition wurde aber in der Nacht vom 13. auf den 14. aufgegeben und die böhmische Armee statt nord-

westlich, direkt nördlich auf Leipzig vorgeschoben, was in der weiteren Konsequenz zu der Schlacht am 16. führte, ehe Bernadotte, Bennigsen und Colloredo zur Stelle waren. Die weitere Konsequenz wiederum der Tatsache, daß man vor völliger Versammlung der Truppen in die Schlacht ging, war, daß man Napoleon die Rückzugsstraße an die Saale, die schon abgeschnitten war, wieder freigeben mußte.

Trotzdem ist die Aenderung der Disposition als eine erlösende Tat gepriesen worden. Aller Tadel ist auf die österreichische Führung gehäuft worden, weil sie nicht habe anbeißen wollen, aller Ruhm auf den General Toll und den Zaren, die die Angriffsbewegung durchsetzten.

Selbst Oberst v. Hoen hat sich von dieser Vorstellung noch nicht ganz freigemacht. Er findet, daß alle Möglichkeiten wohlerwogen, doch die zweite Disposition, der Vormarsch auf Leipzig, das Bessere gewesen sei und bekämpft die überlieferte Anschauung nur insofern, als er nicht Toll allein das Verdienst der Aenderung zuerkennt, sondern betont, daß doch schließlich dem Oberstkommandierenden, Schwarzenberg, der den Entschluß faßte und die Verantwortung übernahm, der erste Anspruch auf den Ruhm gebühre.

Als ein besonders wichtiges Ergebnis der Hoenschen Forschung für die Schlacht bei Leipzig selbst möchte ich hervorheben die starke Einwirkung, die das Gefecht Gyulais bei Lindenau auf den Verlauf des Ganzen gehabt hat. Wenn Gyulai hier auch nicht siegte wie York bei Möckern, so hat doch gerade sein Angriff dem Kampf bei Wachau besonders viele französische Truppen entzogen, eine Wirkung, die man bisher immer allein der Schlacht bei Möckern zugeschrieben hat.

Sieht man allein auf die gewaltige numerische Ueberlegenheit der Verbündeten bei Leipzig, so könnte bei einem Deutschen ein gewisses Gefühl des Bedauerns aufsteigen, daß es nicht gelungen ist, den Franzosen schon hier ein Sedan zu bereiten und das Heer Napoleons völlig zu vernichten. Aber diese Erwägung wäre doch eine rein theoretische und zieht zwei entscheidende Momente nicht in Betracht. Zunächst sachlich die Tatsache, daß die Verbündeten ohne eigentliche Basis operieren mußten, während Napoleon sowohl auf den Rhein wie auf die Elbe zurückgehen konnte. An der Elbe besaß er die sämtlichen befestigten Uebergänge: Dresden, Torgau,

Wittenberg, Magdeburg, Hamburg. Wir haben gesehen, daß eine Bewegung in dieser Richtung ihm schließlich sicher zum Verderben gereicht haben würde, aber zunächst war sie doch möglich, und nicht bloß Bernadotte, sondern die Feldherren aller drei Heere rechneten sehr stark damit. Daß bei Möckern York fast allein die Last des Kampfes zu tragen hatte und Langeron mittlerweile beinahe einen Luftstoß machte, hängt ja auch hiermit zusammen. Feldmarschall v. d. Goltz macht es Napoleon zum Vorwurf (S. 86), daß er die Elbfestungen nicht rechtzeitig aufgegeben hat; in der Leidenschaft, alles, was er einmal besessen, festzuhalten, habe er sich der zahlreichen Festungsbesatzungen beraubt, die auf den Schlachtfeldern in Sachsen vielleicht einen Umschwung zu seinen Gunsten hätten herbeiführen können, während sie in den fernen und isolierten Festungen wenig mehr tun konnten, als minderwertige Truppen des Gegners festhalten. Wir haben gesehen, daß umgekehrt gerade diese Elbfestungen in seinem Besitz trotz ihrer Entfernung vom Leipziger Entscheidungsfeld ihm einen unermeßlichen strategischen Dienst erwiesen haben, indem sie die dauernde Unsicherheit in die Bewegungen der Verbündeten brachten. Dieser Unsicherheit gegenüber aber stand nun weiter nicht bloß das Genie Napoleons, sondern vor allem sein unbedingtes und einheitliches Kommando. Dieses einheitliche Kommando gibt der französischen Armee einen solchen Vorsprung, daß es nur durch eine erhebliche numerische Ueberlegenheit der Verbündeten ausgeglichen werden konnte. Indem jedes der drei verbündeten Oberkommandos bei dem Streben zum Zusammenschluß fortwährend die vielen verschiedenen Möglichkeiten, die sich für die Operationen der Franzosen darboten, in Betracht zog, konnten sie ihrerseits zu voller Operationseinheit nicht gelangen und mußten so den Franzosen den Ausweg nach Westen, den sie ihnen schon verschlossen hatten, wieder öffnen.

Sie siegten endlich vermöge der numerischen Ueberlegenheit, aber sie hätten trotz ihrer Ueberlegenheit nicht gesiegt, wenn nicht wenigstens an einer Stelle im Oberkommando jene höchste strategische Kühnheit gelebt hätte, der Napoleon in all seinen früheren Kriegen noch niemals begegnet war, im schlesischen Hauptquartier, als Gneisenau Blücher den Rat gab (10. Okt.), alle Verbindung mit der Heimat fahren zu lassen, die Mulde zu überschreiten und nach Halle zu marschieren, um hinter Napoleon weg die Verbindung mit der großen Armee zu suchen.

Der Plan von Trachenberg.

Von dem Ausgang von 1813 bei Leipzig kehre ich noch einmal zu dem Ursprung, dem weltberühmten Plan von Trachenberg, zurück. Unser österreichisches Werk ist auf die Kontroverse, die sich an diesen Plane geknüpft hat, direkt nicht eingegangen, lehnt aber implizite die Auffassung, die ich selbst im Anschluß an Roloff und noch viel schärfer General Friederich vertreten hat, ab, und erst jetzt, nachdem mir noch einige bisher nicht genügend verwertete Aktenstücke aus dem Wiener Archiv liebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt worden sind, bin ich zu dem festen Ergebnis gelangt, daß ich meine frühere Auffassung fallen lassen und der österreichischen beipflichten muß.

Es handelt sich um die Behauptung, daß der Trachenberger Plan seinen Ruhm mit Unrecht genieße, daß er nur eine Etappe in der fortgesetzten Diskussion bedeute, und daß der schließlich in Reichenbach gemäß den Vorschlägen Radetzkys angenommene Plan sich ganz wesentlich von dem Trachenberger unterschieden habe. Manche, z. B. Friederich und ganz besonders Hauptmann Soldan*), gehen so weit, den Reichenbacher Plan als das direkte Gegenteil des Trachenberger hinzustellen, andere, wie Otto Stein**), wollen nur einen Gradunterschied anerkennen, aber immerhin einen Unterschied.

Das Merkwürdige ist nun, daß über ein so fundamentales Ereignis, wie die Aenderung des grundlegenden Feldzugsplanes, sich in keinem Archiv irgend eine Spur erhalten hat, kein Protokoll, keine Aufzeichnung, auch keine Erzählung in irgend einem Memoirenwerk. Friederich behauptet zwar (I, 98), es ließe sich nachweisen, daß bei den maßgebenden Personen des großen Hauptquartiers der Unterschied zwischen den beiden Plänen, dem von Trachenberg und dem von Reichenbach, genau bekannt gewesen sein. Da er jedoch keinen Beleg dafür gibt und ich mich durchaus nicht an eine solche Erzählung erinnern kann, so muß ich vorläufig einen Irrtum vermuten.***) Jedenfalls stellt auch Friederich die Tatsache fest, daß über die neuen Verhandlungen in keinem Archiv etwas aufzufinden gewesen sei. Man müsse sich mit mündlichen Verabredungen begnügt haben.

---

*) Die strategische Bedeutung zur Schlacht bei Dresden. 1908.

**) Berliner Dissertation mit demselben Titel 1911.

***) Friederich hat vermutlich die Anmerkung bei Roloff, Mil.-Wochenbl. 1892 Nr. 60 Sp. 1617, vorgeschwebt, aber ich kann nicht finden, daß in dem dort angezogenen Schreiben von Barclay an Blücher zwischen dem Trachenberger und dem österreichischen Plan ein Unterschied gemacht werde.

So habe ich auch bisher geglaubt. Sollte das wirklich möglich sein, wenn der Unterschied, wie Friederich und Soldan meinen, derart war, daß er nicht weniger als den Unterschied zwischen Napoleonischer und Friderizianischer, zwischen Niederwerfungs- und Ermattungs-Strategie bedeutete?

Die ganze Frage-Stellung aber entfällt, da die angebliche Reichenbacher Umformung des Trachenberger Planes überhaupt keine Umformung, sondern nichts als eine sinngemäße Interpretation gewesen und auch von den Beteiligten so aufgefaßt worden ist.

Die schwierige Aufgabe der verbündeten Heere war, ihre drei Heere, aus Böhmen, Schlesien und Brandenburg gegen den in der Mitte stehenden Napoleon zu vereinigen, ohne diesem Gelegenheit zu geben, die Gegner ehe die Vereinigung vollzogen war, einzeln zu schlagen. Wie konnte man das einem Meister wie Napoleon gegenüber fertig bringen, der überdies alle die wichtigen Flußübergänge der Elbe und Oder in Händen hatte? Der Trachenberger Plan schrieb vor, daß das kleinste der drei Heere, das Schlesische, sich in keine Schlacht einlassen solle, wenn es nicht alle Chancen des Sieges auf seiner Seite habe. Für die beiden anderen Heere wurde keine derartige Bestimmung getroffen. Heißt das nun, daß diese Heere auf den Feind losgehen und unter allen Umständen mit ihm schlagen sollten, auch wenn die anderen beiden Heere noch weit und die Uebermacht des Feindes evident war? Das ist offenbar unmöglich. Man stelle sich vor, daß Napoleon sich mit der Hauptmacht gegen Bernadotte gewandt hätte (was dieser sehr besorgte), sollte dieser ihm dann eine Entscheidungsschlacht liefern, ohne Aussicht auf Unterstützung durch Schwarzenberg und Blücher? Das ist offenbar unmöglich: er hätte ganz wie Blücher in Schlesien suchen müssen, zurückweichend zu manövrieren. Weshalb ist denn aber das nicht ebenso ausdrücklich in den Trachenberger Plan aufgenommen, wie bezüglich der Schlesischen Armee? Liegt in diesem Schweigen nicht mittelbar der Befehl zum Standhalten? Ganz gewiß nicht. Die Nichterwähnung heißt einfach Anheimstellung. Es war weder befohlen noch verboten, sondern freigegeben, nach den Umständen zu handeln. Man kennt das Wort Moltkes, ein Feldzugsplan könne immer nur wenige Tage über den Aufmarsch hinausreichen: was nachher eintrete, sei unberechenbar. Schon Bernadotte in Trachenberg selbst hat den Grundsatz, daß jede der Armeen, die isoliert auf die Hauptmacht des Feindes stoße, zurückgehen müsse, ausgesprochen, und die vielgescholtene Denkschrift Radetzkys,

die dem Reichenbacher Plan zugrunde liegen soll, sagt nichts anderes. Man mag nun insofern einen Gradunterschied zwischen dem Trachenberger und Reichenbacher Programm feststellen, als der ausdrückliche Hinweis auf die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit von Rückzügen eher zu dem Entschluß dazu treiben konnte, als das völlige Schweigen. Aber das ist jedenfalls keine prinzipielle Verschiedenheit in den Plänen. In den Augen der Beteiligten hat, was Radetzky zu Papier gebracht hatte, nur die Bedeutung einer Ergänzung des Trachenberger Protokolls, die sachlich selbstverständlich war, und Radetzky konnte um so leichter aus dem Geiste des Trachenberger Planes diese Ergänzung hinzufügen, als dieser Plan ja auf einer zwischen ihm und Toll vorher in Gitschin getroffenen Verabredung beruhte, wo beide die völlige Uebereinstimmung ihrer Ideen festgestellt hatten.

Friederich freilich meint, der eigentliche Grundgedanke des Trachenberger Planes, die allgemeine Offensive, sei durch Radetzky aus ihm entfernt worden. Das ist aber ein einfaches Mißverständnis der Worte Radetzkys. Dieser schreibt allerdings für den Fall, daß die Franzosen in der Defensive blieben, vor, daß zunächst die beiden anderen Heere vorgingen, das böhmische aber defensiv bleibe — aber nur so lange, bis die anderen Heere nahe genug herangekommen seien. Dann soll auch das böhmische Heer die Offensive ergreifen, und diese Vorschrift war durchaus berechtigt, wenn z. B. Napoleon sich mit seiner Hauptmacht (wie man nachher tatsächlich annahm) bei Leipzig aufstellte. Denn wenn die verbündeten Heere gleichzeitig mit der Offensive gegen Leipzig einsetzten, so hätte das böhmische Heer einen viel kürzeren Weg gehabt, wäre zu früh vor Leipzig erschienen und wäre geschlagen worden. Radetzky hat die Gefahren, die das Operieren auf der äußeren Linie mit sich bringt, schärfer herausgearbeitet und betont, als es im Trachenberger Protokoll geschehen ist, aber der Grundgedanke, daß schließlich alle drei Heere sich zur entscheidenden Schlacht vereinigen sollten, ist derselbe.

Die Vereinigung hat sich ja schließlich so vollzogen, daß das Schlesische und Böhmische Heer im Rücken Napoleons, westlich von Leipzig an der Saale, die Fühlung miteinander gewonnen haben. Bei Beginn des Feldzuges war das natürlich nicht vorauszusehen, und bei dem Hin- und Herziehen hat man zeitweilig den Gedanken der Vereinigung zur Hauptschlacht sehr zurücktreten lassen gegen die Vorstellung, daß man durch das Operieren gegen die Teilheere

auf die Verbindungen, auf Flanken und Rücken Napoleons Vorteile gewinne.

Auch der Fürst Schwarzenberg selbst, als er nach der Schlacht bei Leipzig empfahl, die Grundsätze, die man bisher befolgt, weiter anzuwenden, hat dem Manöver- und Kleinkrieg-Gedanken einen breiteren Raum zugewiesen, als in dem Trachenberger Plan direkt ausgesprochen war, und das ist die Entschuldigung für die Forscher, die, mich selbst eingeschlossen, eine nachträgliche Modifikation jenes Planes angenommen haben. Nicht der Plan Radetzkys aber ist es gewesen, der den Trachenberger Plan nach dieser Seite so ausgebaut hat, sondern die Natur der Dinge. Radetzkys Plan hat nur die Bedeutung, daß er einen derartigen Gang der Dinge vorausgesehen hat. Nicht gleich beim ersten Anlauf konnte die so überaus schwierige Vereinigung der drei Heere auf einem Schlachtfeld gelingen, aber auch die Summe der Vorteile, die man bei den vorausgehenden Teiloperationen und Manövern gewonnen hat, war ja nicht gering, also nicht so unnatürlich, daß Fürst Schwarzenberg bei seinem Rückblick diese Erfolge mit einer gewissen Breite ausmalt. Das letzte Ziel ist ihm darum doch der Trachenberger Kardinalsatz geblieben **„le camp de l'ennemi sera le rendez-vous"**, und die Manövrierzeit hat doch auch tatsächlich nicht länger als acht Wochen, von Mitte August bis Mitte Oktober, in Anspruch genommen. Ist das an sich schon eine gewiß recht mäßige Frist für die operativen Vorbereitungen einer Riesen-Schlacht, so sind die Strategen der verbündeten Heere um so weniger zu tadeln, als mittlerweile die große Verstärkung der sog. polnischen Armee der Russen unter Bennigsen heranzog, den Kriegsschauplatz erreichte und bei der Entscheidung mitwirken konnte. Obgleich in den Quellen die Rücksicht auf diese Verstärkung nicht direkt erwähnt wird, kann man es sich doch wohl nicht anders vorstellen (nach den Darlegungen Roloffs) als daß sie stark in Betracht gezogen worden ist. Der Grundgedanke bleibt nur um so mehr die schließliche große Entscheidung.

Den urkundlichen Beweis, daß dies auch die Auffassung der Oesterreicher war, daß sie nicht daran gedacht haben, auf Grund der Radetzkyschen Denkschrift eine Umgestaltung des Trachenberger Protokolls zu verlangen, haben wir nunmehr in dem unten abgedruckten Bericht des Obersten Grafen Latour an den Fürsten Schwarzenberg, worin er meldet, daß er die Nachricht von „der vollkommenen Annahme des in Trachenberg verabredeten

Operationsplanes" erhalten und dem Zaren davon Mitteilung gemacht habe. Des weiteren wird zwar wirklich eine Aenderung im Trachenberger Plan besprochen, aber eine, die mit den operativen Prinzipien nichts zu tun hat. Ich werde noch darauf zurückkommen, möchte aber zunächst noch eine kriegsgeschichtliche Analogie heranziehen.

Das ist der preußische Einmarsch in Böhmen im Jahre 1866. Auch hier hatte die eine Partei die Aufgabe, in zwei getrennten Kolonnen einem Feinde zu Leibe zu gehen, der auf der inneren Linie stand, und unterlag deshalb der Gefahr, geteilt hintereinander geschlagen zu werden. Am 27. und 28. Juni bei Trautenau und Skalitz stand es auch für die Preußen gefährlich genug, und die Kritiker, die es Benedek zum Vorwurf machen, die wundervolle Gelegenheit nicht ausgenutzt zu haben, wollen nicht verstummen. Was hatte nun Moltke vorgeschrieben für den Fall, daß die eine der beiden preußischen Armeen allein auf die feindliche Hauptmacht stoße? Hat er auch, wie Radetzky 1813, gewollt, daß der Angegriffene in solchem Falle die Schlacht vermeide und zurückgehe? Keineswegs. Er konstatierte, daß eine Armee von 130 000 bis 150 000 Mann soviel innere Kraft habe, um sich nicht „überrennen" zu lassen,*) stellte aus den Nachrichten fest, daß auch die Oesterreicher wahrscheinlich noch nicht völlig versammelt seien, und wagte es daraufhin. Hätte man 1813 nicht ebenso denken und vorgehen können? Es ist ein Unterschied. Von Trautenau, wo 1866 die Kronprinzliche Armee den Boden Böhmens betrat, bis nach Zittau, wo Friedrich Karl die Grenze überschritt, sind nicht mehr als zehn Meilen Luftlinie. Hätte Friedrich Karl nicht in übermäßiger Vorsicht sich gar zu langsam bewegt, so hätte es für die Preußen überhaupt keinen kritischen Moment gegeben. Die verbündeten Armeen im Jahre 1813 waren aber nicht zwei, sondern drei an der Zahl und standen bei Beginn der Operationen 20—30 Meilen voneinander entfernt. Das ist eine ganz entscheidende Differenz. Moltke selber hat sie bei der Verteidigung seines geteilten Einmarsches von 1866 auf das allerstärkste betont: um den Vorteil der inneren Linie ausnutzen zu können, müsse man für einige Tagemärsche Raum haben.**) Die Oesterreicher hatten diesen Raum 1866 kaum, Napoleon 1813 hatte ihn.

---

*) Brief an den General v. Stülpnagel vom 18. Juni.
**) Generalstabswerk, S. 99. Moltkes Taktisch-strategische Aufsätze, S. 284.

Erstaunlich genug ist, daß meines Wissens diese Analogie zwischen 1813 und 1866 noch niemals beachtet worden ist; je öfter und stärker aber die angebliche Tollkühnheit Moltkes mit dem Angriff auf der äußeren Linie 1866 kritisiert worden ist, desto mehr erkennt man die Größe der Aufgabe der Verbündeten im Jahre 1813.*)

Praktisch auf den Verlauf des Feldzuges angewandt wird nunmehr die Frage lauten: Tat Schwarzenberg recht, als er am 26. August, statt sich mit aller Gewalt auf Dresden zu stürzen, nur einen vorsichtig tastenden Versuch machte, und tat er recht, am 27. August nachmittags, obgleich er nicht geschlagen war, den Rückzug über das Erzgebirge befahl, oder hätte er einfach standhalten oder vielleicht nördlich des Gebirges manövrieren sollen? Das letztere war es, was Napoleon erwartete.

Eine ganz positive Antwort zu geben, ist natürlich unmöglich. Bernadotte war trotz des Erfolges von Großbeeren (23.) am 28. erst bis in die Gegend von Luckau und Jüterbog gelangt, 15 bis 18 Meilen vom Schlachtfeld von Dresden entfernt; Blücher hatte eben erst an der Katzbach gesiegt (26.) und war etwa ebensoweit entfernt. Hätte die Hauptarmee sich behaupten können, bis die beiden ihre Gegner völlig niedergerungen und Napoleon im Rücken gefaßt hätten? Wer will es wissen? An Zahl waren die Verbündeten bei Dresden um ein Geringes stärker als die Franzosen; die physischen Kräfte waren hüben wie drüben sehr erschöpft; die Verpflegung und der Munitionsersatz für Napoleon, der sich auf Dresden und die Elbe stützte, jedenfalls leichter als für die Verbündeten, die das Gebirge hinter sich hatten. Ist unter solchen Umständen die Kritik berechtigt, dem Feldherrn aus dem Rückzug einen Vorwurf zu machen? Vielleicht darf man sogar umgekehrt sagen, daß hier die Vorsicht sicherlich der bessere Teil war. Jedenfalls — ob Trachenberg, ob Reichenbach, so oder so aufgefaßt, spielt dabei überhaupt keine Rolle. Aus der praktischen Situation heraus ist der Entschluß gefaßt worden und mußte er gefaßt werden, was auch immer der Feldzugsplan fünf Wochen vorher vorgeschrieben hatte. Denn die Strategie ist eine Kunst der Aushilfen. Die Behauptung, daß unter allen Umständen das Böhmische Heer bei

*) Man darf sich nicht etwa darauf berufen, daß ja auch die preußischen Armeen 1866 zuerst drei und sehr weit auseinandergezogen waren. Als es so war, standen die Oesterreicher noch nicht zwischen ihnen auf der inneren Linie. Erst von dem Moment an, wo sich diese Situation annähernd bildete (eigentlich erst dem 28. Juni), ist eine wirkliche Analogie zu 1813 vorhanden.

Dresden hätte ausharren müssen, ist nichts als ein leerer, blutloser Doktrinarismus.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf den Einwand, den die Oesterreicher tatsächlich gegen die Trachenberger Bestimmungen erhoben haben. Die Verstärkung, die ihnen die Verbündeten zuführen wollten, war ihnen zu groß! 115 000 Mann wollte der Zar und der König schicken, der Kaiser Franz aber wollte nicht mehr als 70 000, da die österreichische Intendantur mehr als 90 000 Mund- und 25 000 Pferdeportionen täglich nicht liefern könne. Je bestimmter diese Differenz als die einzige vorgeschlagene Abweichung von den Trachenberger Bestimmungen verkündigt wird, desto deutlicher ist, daß gegen den operativen Teil nichts eingewandt worden ist, und auch in jenem Punkt hat Kaiser Franz sich schließlich den Gründen des Zaren gefügt. Das Uebrige lese man in den Aktenstücken selber nach, namentlich in der ersten Meldung des Obersten Grafen Latour. Von Trainpferden handelt sie, von Heu und Hafer, Mundportionen und Armee-Lieferanten, aber dazwischen rauscht es wie mit Adlerflügeln; keine Kunst eines historischen Schilderers vermag uns in den Geist jener unvergleichlichen Zeit besser zu versetzen, uns von neuem mit ihm zu erfüllen und emporzureißen, als dieses urprosaische Stück der Handlung selbst.

Latour an Schwarzenberg.

Reichenbach, 31. Juli 1813.

Nachdem ich durch das Schreiben meines Chef des H. F.Mlt. Graf Radetzky vom 25. d. M. die Nachricht der vollkommenen Annahme des in Trachenberg verabredeten Operationsplanes erhalten hatte, wovon ich Se. Maj. den Kaiser aller Reussen zu benachrichtigen nicht säumte, war es Höchstdemselben allerdings unerwartet, bei Ankunft des General Diebitsch die Hindernisse zu erfahren, welche ihn nun in seiner Ausführung verstümmeln.

Aus meinem letzten gehorsamsten Bericht werden E. Durchlaucht gnädigst ersehen haben, daß Se. Maj. der Kaiser, unser erhabener Alliierter, welcher sich der Sache von Europa mit ganzer Hingebung zu widmen entschlossen sind, von dem Grundsatze durchdrungen ist, daß da, wo nach unserer Berechnung der Hauptschlag geschehen wird, auch eine entscheidende Uebermacht versammelt werden müsse, umsomehr als alle übrigen Streitkräfte, besonders aber die aus

Schlesien nach Sachsen vordringende Armee, bis zu ihrem Eintreffen an der Elbe eine sehr sekundäre Rolle spielen wird.

Diese Ueberzeugung des Monarchen und die Stimme aller, die sich irgendeines Einflusses schmeicheln können, haben verursacht, daß, wenn man gleich durch die Depeschen, welche mir Rittm. Grf. Clam nebst E. Durchlaucht gnädigem Handschreiben überbracht hat, die Bestätigung erhielt, unsere Regierung könne sich nicht auf eine größere Anstrengung einlassen, als die tägliche Herbeischaffung von 90 000 Mund- und 25 000 Pferdeportionen, der Kaiser doch nur mit Mühe in die Verminderung der mit Ende des Waffenstillstandes in Böhmen einrückenden Armee willigte, zugleich aber anordnete, alles aufzubieten, um sich sowohl durch Nachschub, als durch Entreprise die Mittel zu verschaffen, eine größere Streitkraft auf dem wichtigsten Punkt des Kriegstheaters zu bringen. Das Verhältnis von 25 000 Pferde- zu 90 000 Mundportionen fand man besonders nachteilig, da bei den nun schon einmal bestehenden vielen Trainpferden die aus 70 000 streitbaren Männern bestehende Armee beinahe keine Kavallerie haben würde. In einer Konferenz, welcher ich beiwohnte, und in der die Zusammenstellung dieser Armee entworfen wurde, fand man wirklich hierin die größten Beschwerlichkeiten, da der kommandierende General es durchaus vermeiden wollte, seine Korps und Divisionen zu zerstückeln und bei jeder Formierung der Kolonnen zu viel Pferde ausfielen. Endlich wurde festgesetzt, diese Armee solle aus dem Wittgensteinschen Korps und nach Verminderung dessen Kavallerie und aus dem Korps des General Kleist bestehen, doch waren die 2. und 3. Kolonne an Pferden viel zu stark. Es konnte diesem Umstand nur dadurch abgeholfen werden, daß der Generalintendant der preußischen Armee sich anheischig machte, 2500 Pferde der 2. und 2500 Pferde der 3. Kolonne auf 20 Tage mit Hafer zu versehen, hingegen mußte ich es auf mich nehmen, E. Durchlaucht die dringendste Vorstellung zu machen, für diese Vermehrung an Pferden die erforderliche Heuquantität herbeischaffen zu lassen. Im äußersten Falle müßten die Trainpferde jeder Kolonne nebst dem Hartfutter, statt Heu eine Anweisung auf Fouragierung erhalten. Die 4. Kolonne ist zwar an Mann und Pferden viel schwächer als in dem Antrag, hingegen gedenkt der kommandierende General ihr 1 oder 2 Kosakenpulks mitzugeben.

Se. Maj. der Kaiser haben zwar heute in diesen von dem kommandierenden General Höchstdemselben unterlegten Plan gewilligt, aber zugleich erklärt, entschlossen zu sein, alles aufzubieten,

um selbst mit dem Reservekorps des Großfürsten und den Garden, welches zusammen über 40 000 Mann beträgt — wenn auch nicht den nämlichen Tag aufzubrechen, doch unmittelbar folgen zu können. S. Maj. geruhten sich hierüber heute gegen mich in folgenden Worten zu erklären: „Es liegt die Ueberzeugung in mir, daß Napoleon gegen meine Armee in Schlesien nur so viel zurücklassen werde, um mit Hilfe der verschiedenen stark verschanzten Lager und Posten, ihren Marsch an die Elbe einige Zeit verzögern zu können, daß er aber mit wenigstens 180 000 Mann auf die österreichische Armee losgehen und sie zu schlagen trachten werde, ehe der Kronprinz von Schweden und die alliierte Armee heranzukommen und auf seine Kommunikationen zu wirken imstande sein werde. 70 000 Mann verschaffen dem Fürsten Schwarzenberg noch keine entschiedene Ueberlegenheit und bei gleicher Stärke ist zuviel dem Zufalle überlassen. Bedenken Sie, daß die erste Schlacht viel entscheidet und daß man imstande sein müsse, sie den 2. und 3. Tag zu erneuern; hierzu gehören große Reserven, und die will ich dem Kaiser von Oesterreich selbst zuführen. Ich werde alles tun, um ihre Verpflegung auf dem Marsche zu bewirken, aber ich glaube allerdings, daß, wenn die Regierung außerordentliche Maßregeln ergreifen will, welche noch immer nicht mit jenen zu vergleichen sein werden, welche den Einbruch des Feindes in Böhmen bezeichnen würden, noch ungleich mehr geschehen kann; es ist nicht für meine, aber für unsere Sache, daß ich es wünsche. — Uebrigens bedenken Sie, daß, wenn der Fürst Schwarzenberg dem Kaiser Napoleon nicht mehr überlegen ist, wir keineswegs zu hoffen berechtigt seien, daß er nicht gezwungen sein werde, einige Zeit auf der Defensive zu bleiben; dann urteilen Sie, ob der kürzere Aufenthalt beider kriegführenden Armeen, wozu noch ein Teil meiner Armee in Gemäßheit des Operationsplanes über Zittau stoßen würde, dem Lande nicht nachteiliger sein würde, als eine augenblickliche Anstrengung, die uns die Ergreifung der Offensive verbürgt.“

Da ich gestern den Grafen Nesselrode ersucht hatte, S. M. von meinem Wunsche zu benachrichtigen, gleich nach Ankunft des General Vacquant meine Reise zu dem Kronprinzen anzutreten, derselbe aber S. Exzellenz dem Grafen Stadion schrieb, Se. Maj. der Kaiser hätten den bestimmten Wunsch geäußert, daß ich nicht vor der gänzlichen Berichtigung des Einmarsches der alliierten Armee in Böhmen abgehen möchte, so machte ich heute, nach der hier in wenigen Worten beigefügten Erklärung des Kaisers S. Maj. den

Antrag, mich selbst zu E. Durchlaucht zu verfügen und in wenigen Tagen die Nachricht desjenigen zu überbringen, was S. Maj. mein gnädigster Monarch zur Erreichung des Wunsches Seines erhabenen Alliierten zu tun sich entschließen würden und worauf bei dem Einmarsch in Böhmen mit dem Reservekorps von Seiten des Landes gerechnet werden könne; welchen Antrag der Kaiser von Rußland allergnädigst aufzunehmen geruhten.

Da ich hier auch im strengsten Sinne des Wortes nicht eine fremde, sondern die Sache meines Monarchen und meines Vaterlandes verfechte, so sei es mir gegönnt, den gehaltvollen Gründen unseres edelmütigen Alliierten noch einige Bemerkungen beizufügen. Die Umstände sind so außerordentlich, die Augenblicke so verhängnisvoll, daß auch die grausamste Maßregel, nämlich die Verpflegung im Wege der Requisition, nicht im Unverhältnis damit zu stehen scheint. Gleichwie in diesem Momente die Ausgaben des Staates ohne Rücksicht auf seine Einnahme vermehrt werden müssen, so scheint es, daß die Verwaltung des Landes augenblicklich ihren väterlichen Charakter verleugnen und bloß der Macht der Umstände gehorchen müsse. Welch ein Beispiel von Anstrengung liefert nicht das benachbarte Schlesien: seit dem Tilsiter Frieden das Opfer der Bedingnisse, um welche er erkauft worden ist, hat es demungeachtet fast allein die Mittel zu der neuen Schöpfung der preußischen Kriegsmacht geliefert; gegenwärtig ist der größte Teil seiner streitfähigen Mannschaft bewaffnet und doch nährt es seit dem Waffenstillstande die ganze alliierte und einen Teil der französischen Armee. Wenn man fühlt, von welcher hohen Wichtigkeit die möglichste Verstärkung E. Durchlaucht Armee ist, so wird man wollen, daß der Einmarsch der russischen Reservekorps möglich werde — und er wird es sein.

Uebrigens kann ich E. Durchlaucht vorläufig die Beruhigung gewähren, daß ein großer Teil der hierzu nötigen Lebensmittel durch Entreprise herbeigeschafft werden wird; der Lieferant Leittersdorffer ist bereits hier eingetroffen und in Unterhandlung mit dem Generalintendanten, und ich hoffe bis morgen bestimmt zu erfahren, wozu er sich wird anheischig gemacht haben, was also notwendig noch von dem Lande geleistet werden müßte. Der erste Schritt zu der Ausführung dieses Planes ist, daß die Regierung seinen Ankäufen nicht allein keine Hindernisse in den Weg lege, sondern sie auf alle Art begünstige.

Morgen nach der Revue der ganzen Infanterie der Garde werde ich noch eine Audienz bei S. Maj. dem Kaiser erhalten, in

welcher Höchstderselbe mir verschiedene Aufträge an S. Maj. den Kaiser und an E. Durchlaucht erteilen will; — morgen abend gedenke ich sodann meine Reise anzutreten.

— — — — —

Soeben hat mir General Barclay de Tolly den Inhalt seines anliegenden Schreibens mitgeteilt, welcher ganz im Geiste der Worte und der Absichten seines Monarchen ist.

Barclay an Schwarzenberg
durch Oberst Latour.

Reichenbach, 19./31. Juli 1813.

Mon Prince,

J'ai appris avec peine que le manque d'approvisionnements et de moyens de transport réduise à 70/m hommes le nombre des troupes Russes et Prussiennes qui se joindront à l'armée autrichienne en Bohême. D'après ma façon de voir, l'entier succès de la prochaine campagne dépend de ce que nous opérions dans ce Royaume avec une supériorité décidée. Le Colonel Comte de Latour aura l'honneur de présenter à votre Altesse la répartition des troupes qui doivent arriver en Bohème le 11 août nouveau stile sur les points dont on est convenu. Le corps d'armée sera commandé par le général de Cavalerie Comte de Wittgenstein; afin que le secret de cette opération soit mieux gardé, il ne recevra l'ordre relatif à sa nouvelle destination sur le 9 août; les troupes également qui doivent se mettre en mouvement successivement, pour arriver au temps préfixé sur le point de rassemblement, ne recevront leurs ordres que de deux en deux marches, jusqu'à a qu'elles soient parvenues sous les ordres du Comte de Wittgenstein aux frontières de la Bohème.

Je n'hésite pas de me permettre, mon Prince, de vous exprimer le voeu, que l'administration Impériale et Royale pût trouver les moyens nécessaires pour faire suivre en Bohème les 70/m hommes susdits par 45/m hommes de troupes Russes et Prussiennes, de façon néanmoins que celles-ci n'arrivassent au plus tard que trois jours après les premières. Les retranchements que l'ennemi construit à Lignitz, Haynau, Bunzlau, Löwenberg, Goldberg et Görlitz et auxquels il travaille jour et nuit font présumer avec raison qu'il se bornera à agir défensivement de ce côté-çi, avec 70/m à 80/m hommes pour porter ses efforts

principaux sur l'armée de votre Altesse. Elle sentira aussi bien que moi de quelle importance il est d'opposer de son côté à l'ennemi un nombre de forces suffisant, non seulement pour arrêter ses efforts, mais pour l'obliger à un grand mouvement retrograde. Dans le cas où l'objet de cette augmentation de 45/m hommes en Bohème pourroit s'arranger, il est très probable que Sa Majesté L'Empereur mon Auguste Maître s'y rendroit et il n'est pas douteux que le rapprochement de nos souverains ne pourroit qu'accélérer la marche des affaires. Je choisirois naturellement dans cette supposition, pour m'y trouver, le point où seroit rassemblée la majorité de nos forces.

Je ne reviens pas sur cette idée que parcequ'elle me paroit d'une haute importance, et je prie votre Altesse, de ne considérer dans les observations, que je prens la liberté de lui réitérer ici, qu'une suite de mon extrême désir de voir un plein succès couronner nos efforts.

Je La supplie de vouloir bien me faire connaître la détermination finale relativement à ce point, le plutôt possible.

Stadion an Metternich.

Reichenbach, 31. Juli.
Präs. Prag, 2. August.

Monsieur le Comte,

M. le Capitaine Comte de Clam est revenu hier matin de Prague et m'a remis votre expédition du 28. Les communications dont il a été chargé pour le Comte de Latour, confirmaient celles que M. le général Diebitsch avait portées du quartier général de Lieben.*) Le Prince de Schwarzenberg vous informera sans doute, M. le Comte, de toutes les discussions qu'il y a eu ici là-dessus et de leur résultat. Nos autorités administratives n'ayant pas trouvé possible de nourrir indépendamment des troupes autrichiennes plus que 90/m hommes et 25/m chevaux, cette circonstance a très fort dérangé les plans de Trachenberg, et c'est avec regret, mais avec complaisance qu'on s'est prêté à ce changement qui ne permit pas aux alliés de renforcer notre armée de plus de 70/m combattants. . . .

Der Rest des Briefes wiederholt nur in ähnlichen Worten, was schon in dem Schreiben Latours steht.

*) Lieben bei Prag, Hauptquartier Schwarzenbergs.

Stadion an Metternich.

Reichenbach, 7. August 1813.
Präs., 8. August.

Monsieur le Comte,

Le courrier Kemperle est arrivé avant-hier le soir à 9 heures, et M. le Comte de Latour l'a suivi dans la nuit d'hier. Les communications dont il a été chargé out été reçues ici avec joie et je puis assurer votre Excellence qu'on y rend entièrement justice aux grands efforts que nous faisons dans ce moment pour une cause qu'on espère voir en peu de jours entièrement la nôtre. M. le Comte de Latour a employé la journée d'hier et la matinée d'aujourd'hui à régler tout ce qui devait être fait en conséquence des ordres qu'il a portés avec lui. On a répondu ici avec la meilleure volonté à son activité et il a tout terminé au point d'en transmettre le soin de l'exécution à M. le général de Wacquant sans risquer des difficultés ou de nouvelles discussions sur les points qui ont été arrêtés. Il sera peu d'heures après l'arrivée de cette dépêche au quartier général de M. le prince de Schwarzenberg pour rendre compte de sa mission.

J'ai passé hier avec lui toute l'après-dinée et la soirée à Peterwaldau pour décider les objets qui sont pour le moment les plus pressants à régler, ceux du Commandement de l'armée et de l'Entrevue entre les souverains. Quoique sur le premier point l'Empereur ait adopté d'abord la thèse de l'unité absolue du commandement et ait même abondé dans ce sens il est cependant dans le courant de la soirée d'hier des secondes pensées qui menaçaient de détruire ce principe si essentiel à maintenir. La grande déférence que Sa Majesté est habituée à témoigner au Commandant général de son armée en parut être le motif; et la crainte de désobliger M. de Barclay de Tolly lui fit proposer à cet égard des demies mesures qui devaient menager l'amour-propre du général peut être aussi la vanité russe et que nous eumes soin de rejeter comme en contradiction avec le principe mis en avant par ce souverain lui-même et devant nécessairement paralyser la plus belle force qui jamais ait encore été opposée à Napoléon. Voici enfin la dernière détermination de l'Empereur que je lui fis répéter et que je répétais moi-même plusieurs fois à Sa Majesté pour la transmettre à votre Excellence dans les mêmes paroles: „Que ce souverain ordonnera à son

Général Commandant en chef de se conformer strictement à toutes les demandes de M. le feldmaréchal prince de Schwarzenberg et de publier au jour même où les troupes russes se réuniront aux nôtres l'injonction à tous les Commandants des Corps russes d'obéir aux ordres qui leur parviendront directement par M. le prince comme aux siens propres.“

Il s'entend au reste que le régime intérieur de l'armée russe resterait privativement au Général Barclay. J'ai cru devoir me contenter de cette déclaration positive de l'Empereur qui remplit dans le fonds ce que nous pouvons raisonnablement désirer pour ce point important et qui dans les formes, si nous le trouvons nécessaire, pourra encore être influée par nous pendant l'entrevue qui doit avoir lieu entre les deux souverains en Bohème. Je suis même d'avis qu'il vaut mieux ne pas toucher cet objet dans les dépêches de votre Excellence pour n'en régler définitivement l'exécution que sur les lieux.

Ainsi que je l'ai dit plus haut toutes les incertitudes de l'Empereur ne paraissent parvenir que de la crainte de désobliger M. le Général Barclay, dont l'Empereur estime la personne quoiqu'il n'ait pas grande idée de son talent. Nous avions proposé de ne faire accompagner les troupes russes que par les commandants de corps respectifs MM. les généraux de Wittgenstein et de Miloradowitz. Mais Sa Majesté nous objecta qu'elle ne pouvait pas renvoyer le Général Commandant en chef ce qui serait une trop grande raison de jalousie pour les Prussiens qui y auraient la grande force. D'après ce que M. de Latour a entendu dire aujourd'hui au Général Sabanief chef de l'Etat-major du Général Barclay, il semble toutefois que ce général lui-même ne fera aucun embarras et se soumettra de bonne grace et de bonne foi aux ordres du feldmaréchal à qui la direction est acquise par toutes les lois de la discipline militaire.

Stadtbaukunst und Terza Roma.

Von

Werner Weisbach.

Wer heute als reflektierender und genießender Geist längere Zeit in Rom zu verbringen Gelegenheit hat, der wird bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Eindrücke, die er empfängt, die Gefühle, die diese Eindrücke auslösen, und die Werte, die sich für die ganze Menschlichkeit des in die fremde Umgebung Versetzten ergeben, sehr verschieden sind von den Erfahrungen, wie sie Romreisende und Romfreunde bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts in einer reichen Literatur niedergelegt haben. Es dürfte dem Beobachter scheinen, als ob unser Verhältnis zu der Stadt, die sich mit Emphase die ewige zu nennen liebt, ein gänzlich anderes geworden ist, ja als ob wir gezwungen seien, ein neues Verhältnis zu suchen, wenn wir sie nicht gänzlich verlieren wollen. Dächte jemand, auf die Lektüre klassischer und romantischer Schriftsteller gestützt, voll von dem Charakteristischsten und Besten, was sie über das Rom ihrer Zeit gesagt haben, mit ihren Idealen im Herzen, sich in der heutigen Stadt zurechtzufinden, er würde nichts als Enttäuschungen erleben. Das, was die alte Rom-Literatur uns in unseren jungen Jahren als Bild der ewigen Stadt ausmalte, womit sie unsere Einbildungskraft entzündete, unsere Sehnsucht anfachte, gehört zum großen Teil der Vergangenheit an und hat nicht als Ewigkeitsgut den großen Umschwung der letzten Zeit überdauert.

Wo einstens ausgedehnte, schattige, blühende und träumerische Parks und Gärten die innere Stadt einzirkelten und den aus engen Straßen Kommenden in eine üppige, die Phantasie gefangen nehmende Vegetation versetzten, da wird er heute auf moderne Mietskasernenviertel stoßen. Die freien Flächen, die als Garten- oder Feldland auf dem alten Stadtareal einen beträchtlichen Raum einnahmen,

sind nahezu gänzlich geschwunden. War es ein gern befolgtes Prinzip des alten Städtebaus, als Ausgleichung für die engen Straßen ein offenes Hinterland zu wahren, so daß sich dem die Straßen Durchschreitenden vielfach Einblicke in weite Höfe und grüne Gärten erschlossen, und die Bewohner von Häusern und Palästen das, was sie von Sonne und Luft an der Front entbehren mußten, in den hinteren Teilen in Fülle genießen konnten, so ist das bei der modernen Bebauung und der allgemeinen spekulativen Ausschlachtung des Terrains nicht mehr aufrecht erhalten worden. Das päpstliche Rom war nach der Peripherie zu immer spärlicher bebaut, so daß hier noch innerhalb der alten Mauern Strecken freien Landes überwogen. Konnte daher ein geistvoller Schweizer des vorigen Jahrhunderts (V. Cherbuliez) als besonders charakteristisch bemerken, daß die Campagna von allen Seiten in die Stadt hineindringe, so müßte man heute sagen, daß die Stadt sich mit gewaltigen Vorstößen von Quartieren hoher Zinshäuser und Fabriken in die Campagna hinauswälzt.

Die enthusiastischste Bewunderung spendeten frühere Besucher der Silhouette Roms, wie sie sich von einer der benachbarten Höhen darbot. Da erhoben sich über dem auf- und abzuckenden Gewirr der Häuser die ruhigen Massen zahlreicher Kuppeln, überragt von dem himmelstürmenden Sankt Peter. Infolge der auf dem hügeligen Terrain entstehenden Niveauverschiebungen durchflutete eine wundersame Bewegtheit das steinerne Bild. Es ist, als hätten die alten Baumeister überall da, wo sie arbeiteten, immer den Gesamteindruck vor Augen gehabt, so daß das, was auf die Höhen gesetzt wurde, sich den in den Senkungen eingebetteten Stücken harmonisch angliederte, und so bei unausgesetztem lebendigem Schaffen gleichsam ein Organismus zustande kam, an dem alle Teile nur auf das Ganze berechnet schienen. Diese Harmonie ist durch die öffentliche und private Bautätigkeit der letzten Jahrzehnte, indem sie unproportionierte Glieder einfügte, aufgehoben worden. Das Nationaldenkmal für König Victor Emanuel, der Justizpalast, das Mietshaus Mengarini auf dem Quirinal haben die Silhouettenwirkung in nicht wieder gut zu machender Weise beeinträchtigt, indem sie mit ihren Baumassen das, was groß gedacht war, hinabdrücken und so alle Verhältnisse verschieben, ganz zu geschweigen von den neuen Quartieren, die das Stadtbild künstlerisch nur geschädigt haben. Der Tiber, der früher bei dem Anblick von oben mit seinen Kurven und seinen unregelmäßigen Ufern das Bild belebte und farbig bereicherte,

ist nach der Einschnürung durch die hohen glatten Kaimauern mit seinem Bett so in die Tiefe gedrückt, daß er für die Aussicht bedeutungslos geworden ist. Die viel dargestellten, überaus malerischen Reize der alten Flußpartien, an deren Stelle sich heute die langweiligen Kaistraßen mit ihren regelmäßigen Baumreihen erheben, waren allerdings teuer erkauft durch die stetigen Ueberschwemmungen, welche die Stadt heimsuchten, und man würde ihren Verlust durch die dringend notwendige Tiberregulierung, eine der großartigsten und segensreichsten technischen Unternehmungen des modernen Italien, eher verschmerzen, wenn nicht durch die anderen willkürlicheren Eingriffe die Verunstaltung des alten Stadtbildes besiegelt worden wäre.

Das, was die früheren Romreisenden im ersten Augenblick frappierte und fesselte, das gänzlich fremde und eigenartige Aussehen der Stadt, das sich mit nichts, was sie kannten, vergleichen ließ, kommt für den heutigen Besucher nicht mehr in Betracht. Um das alte Zentrum, von dem noch einige Stücke in alter Herrlichkeit aufrecht stehen, haben sich die modernen Stadtteile gelegt, die an Ausdehnung den größten Raum einnehmen. Wer auf dem Hauptbahnhof eintrifft und in dem Fremdenviertel absteigt, der wird auf dem Wege zu seinem Quartier nur den Eindruck einer modernen Allerweltsstadt empfangen mit geradlinigen Straßen, deren Flächen von Drähten für elektrische Bahnen und Licht überspannt sind, mit aneinandergehäuften vielstöckigen Häusern und engen Höfen, die auch hier den bodenwucherischen Sünden des neuzeitlichen Kapitalismus ihr Dasein verdanken, mit sogenannten Schmuckplätzen, deren gärtnerische Anlagen etwa die gleichen sind, wie man ihnen heute von Petersburg bis Madrid begegnet. Zieht es den Ankömmling dann ungeduldigen Herzens zu den berühmten Stellen, nach denen er sich gesehnt hat, zur Spanischen Treppe, zur Fontana Trevi, Piazza Navona und zum Kapitol, er findet sie noch im wesentlichen ihre alte Wirkung ausstrahlend, wenn auch zum Teil durch eine neue Umgebung beeinträchtigt; das, was römische Stimmung heißt, tut sich vor ihm auf; er gewinnt den Maßstab für römische Verhältnisse. Ich rate ihm aber, wenn er zum Kapitol geht, seinen Weg nicht über Piazza Venezia, sondern vom Gesù her durch Via Aracoeli zu nehmen; denn wenn er mit der vor dem Nationalmonument sich ausdehnenden weiten modernen Platzfläche im Auge unmittelbar darauf vor das Kapitol tritt, dann wird die Wirkung von Michelangelos Anlage im Maßstab herabgedrückt und nachteilig verkleinert erscheinen, während der gewollte Eindruck heute nur mit

dem Zuschreiten auf die Treppe durch Via Aracoeli erhalten werden kann. Setzt der Wanderer seinen Weg fort durch die Stadtteile am Fuße des Kapitols um Piazza in Campitelli und Piazza Mattei herum, die bis heute den Charakter des alten Palastviertels bewahrt haben, wendet sich über den Campo de' fiori nach der Via Giulia und tritt, den neuen Corso Vittorio Emanuele überschreitend, in die Via de' Coronari und ihre Umgebung ein, wo noch alle die guten Geister früherer Zeiten, allerdings verwahrlost und nach ihrer Entthronung etwas schäbig geworden, zu spüren sind, ihm geht eine Ahnung auf von dem, was die alten Romfreunde mit ihren Augen genossen, mit ihrer Seele umfaßt haben, was ihnen das Leben in dieser Stadt so unendlich lebenswert gemacht hat.

Das Ensemble, die Gesamtstimmung war es, worin sich der **genius loci** offenbarte. Das gab jedem, der dafür empfänglich war, das Gefühl, auf einem besonderen Boden zu stehen, der eben nur Rom sein konnte. Es war nicht nur eine Stadt, die mit zahlreichen zerstreuten Sehenswürdigkeiten lockte, sondern die durch die Form, die sie angenommen und durch das eigentümliche Leben, das sie barg, die stärkste Anziehungskraft ausübte und mit einer wohl einzig dastehenden Fülle von Eindrücken den verschiedenartigsten Interessen entgegenkam. Städtisches und Ländliches griff da, wie schon angedeutet, innerhalb des Umkreises des weiten Mauerringes ineinander. Von der bäuerlichen Tenuta bis zum grandiosen Adelspalast, von der in Feldeinsamkeit träumenden Basilika bis zum Petersdom umschloß dieser Mauerring die wechselndsten Bilder. Auf der einen Seite Residenz des Oberhauptes der Kirche, die einen kosmopolitischen Charakter und eine in höchstem Maße verwirklichte städtische Großstiligkeit zur Schau trug. An einer anderen Stelle Wohnplätze, die sich an hügeligem Abhang hinzogen, mit großen und kleinen Häusern besetzt, wie das Bedürfnis es erforderte, auf dem unebenen Boden neben- und übereinander gestellt, ein Labyrinth von Mauern, Fenstern, Balkons, Terrassen, Höfen, Laubengängen, Gärten, das, nach außen abgeschlossen, nur dem, der aus- und eingeht, seine lauschigen Verstecke und Intimitäten, seine unbeschreiblich malerischen Anblicke enthüllt. Ein Milieu wie dieses — spezifisch römisch — findet man heute noch stellenweise auf dem Hintergelände der Atelierhäuser von Via Margutta, der am Fuße des Pincio sich hinziehenden alten Künstlerstraße. In solcher Umgebung lebten unsere deutschen Künstler, die es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts so unwiderstehlich in die ewige Stadt zog, die

sich an dem phantastischen Reiz dieser Umgebung berauschten, so daß viele nicht davon loskommen konnten und ihrer Heimat für immer entsagten.

Und was wissen unsere alten Berichterstatter nicht alles von dem eigentümlichen Leben, das die seltsame Stadt erfüllte, zu erzählen. Wo Adel, Diplomatie, hohe Geistlichkeit und Fremde von Distinktion den großen Stil der Repräsentation pflegten, Mönche und Mitglieder der zahlreichen Kongregationen und Kollegien dem Straßenleben an dem Mittelpunkt der katholischen Welt seinen besonderen Anstrich gaben. Und dazu die unteren Volkskreise und die Landleute in ihren Trachten, mit ihren bunt bemalten Wagen und den Stilleben der feilgebotenen Waren, was die Straßenbilder stellenweise zu einer ausgelassenen Farbigkeit steigerte. Dieses Leben tönte in einer Melodie zusammen, die sich aus dem Geläut der Kirchenglocken, dem Ausrufen der Waren, dem Klingen der Wagenschellen und anderen Geräuschen mischte, und in Sommernächten im Gesang von Serenaden, die lustwandelnde Gesellschaften mit Begleitung von Saiteninstrumenten anstimmten, ausklang.

Was wir als Eindruck von einer Stadt in uns aufnehmen, bildet sich aus Elementen, welche die verschiedenen Sinnesgebiete berühren, und verdichtet sich zu einem Gesamtgefühl, durch das die Vorstellung von der betreffenden Stadt für unser persönliches Seelenleben eine besondere Nuance erhält.

Die Wirkungen, die Rom auf seine Besucher ausgeübt hat, sind bei dem ungeheuren und mannigfaltigen Reichtum, den der Boden umspannt, und je nach der Veranlagung der Persönlichkeiten sehr vielseitige gewesen. Sie mochten sich dem Lebensimpuls seiner momentanen Existenz hingeben, wie Goethe, und es als einen Organismus begreifen, der durch das Zusammenklingen verschiedener Epochen, durch das Verwobensein von Lebendigem und Totem sein eigentümliches Wesen erhielt und gerade dadurch den Menschen zu einer schöpferischen Aktivität aufzureizen vermag. Oder man mochte vornehmlich das Vergangene herauskehren, wie Stendhal, und Rom als eine Stadt der Gräber bezeichnen, die dazu aufforderte, schwermütigen Träumereien nachzuhängen, deren Seele in dem Moder ihrer Trümmer atmete. Denen, die kamen, um Rom zu genießen und sich an Rom zu erbauen, lag nur das Verhältnis, das sie zu ihm fanden, am Herzen. Sie sahen alles darauf an, inwieweit es den Bedürfnissen ihres Schauens und Fühlens entgegenkam, ohne sich darum zu bekümmern, was für Folgen sich aus der Quelle ihres

Genusses für eine Allgemeinheit oder für das Gemeinwohl ergaben. Es war ein durchaus individualistischer und egozentrischer Standpunkt. Bezeichnend für diese Art von Gesinnung ist die Stelle in einem Briefe Wilhelm von Humboldts an Goethe. Was ihn am meisten an Rom anzöge, schreibt er, sei die poesievolle Verwahrlosung; wenn einmal ein Papst käme, der die himmlische Wüstenei der Campagna kultivieren und aus Rom eine polizierte Stadt machen wollte, dann zöge er fort.

Das was romantischen und ästhetischen Naturen zum Gegenstand der Freude wurde, erhob sich auf tiefen sozialen Mißständen. Die eigentümlichen und bewunderten Reize des römischen Milieus entsprangen zum Teil der Sorglosigkeit, mit der ein schlaffes Regiment alles laufen ließ, wie es wollte. Gepflegte Pracht und Wildnis, Weiträumigkeit und schmutzige Enge, Luxus und Verkommenheit standen in krasser Gegensätzlichkeit, wie vielleicht an keinem anderen Orte. Wenn Taines Aufzeichnungen nicht in eitel Begeisterung schwelgen, sondern stellenweise eine so kritische Haltung annehmen, ist das wohl nicht nur, wie man gemeint hat, auf eine durch sein unbefriedigendes Körperbefinden hervorgerufene Mißstimmung zurückzuführen. Sie erscheinen durch den Eindruck, den er von dem schlechten und verwahrlosten Zustand Roms empfing, stark gefärbt. Er ist vielleicht der erste gewesen, der Rom mit einem soziologisch orientierten Gehirn betrachtete und darüber Rechenschaft ablegte. Unter der malerischen Unordnung sah er die Fäulnis und ihre ansteckende Wirkung.

Der Mangel an Initiative und die Unordnung in der päpstlichen Verwaltung, woraus die romantische Verwilderung und die pittoresken Reize des römischen Milieus erwuchsen, hatte für die Bevölkerung selbst die unheilvollsten Folgen. Schlecht gehaltene Straßen erschwerten den Verkehr und leisteten allen Krankheiten Vorschub. Der Gesundheitszustand war ein schlechter. Fieber hausten in der Stadt. Brach eine Seuche aus, so richtete sie entsetzliche Verheerungen an. Schmutz und Gestank waren unausrottbar. Das Volk ließ es sich nicht nehmen, wo es ging und stand, seine Bedürfnisse zu verrichten. Mancher Altertumsfreund klagte, daß der Besuch von Ruinen nur mit Qualen für die Nase erkauft würde. Nach Regenperioden trat der Tiber über seine Ufer und wälzte bei Hochwasser seine Fluten tief in die Stadt hinein. Schlammige Massen ergossen sich von der Via Flaminia her durch die Porta del Popolo. Das tief gelegene Pantheon wurde be-

ständig durch Ueberschwemmungen heimgesucht. Die „nicht polizierte“ Campagna war ein Gebiet allgemeiner Unsicherheit. Räuberische Ueberfälle gehörten zu den Selbstverständlichkeiten und konnten nicht verhindert werden. Wenn die deutschen Maler draußen in der Landschaft arbeiten wollten, mußten sie sich zusammentun und gemeinsam vor die Tore ziehen, um sich gegenseitig Schutz zu bieten. Die Größe der Mißstände auf allen Gebieten erklärt die Sehnsucht der Bevölkerung nach Befreiung von der päpstlichen Lodderwirtschaft.

Mit der Besitzergreifung Roms durch das Haus Savoyen beginnt eine neue Aera für die Stadt, die bestimmt wurde, die Hauptstadt des geeinten Königreichs zu werden und sich darauf einzurichten hatte. Ein neuer Abschnitt hebt damit für die Entwicklung an, den die Italiener selbst in der Bezeichnung Terza Roma zum Ausdruck bringen. Was die Welt an technischen Errungenschaften und Fortschritten aufwies, denen die päpstliche Regierung gar nicht oder nur ungern Einlaß gewährt hatte, das sollte den Bewohnern nun zugute kommen. Die Erhebung Roms zur Hauptstadt fiel in die Zeit der gewaltigsten Ausdehnung technischer Möglichkeiten. Erfindungen und Entdeckungen überstürzten sich, durch die alle Lebens- und Verkehrsverhältnisse umgestaltet wurden. Das Tempo der Entwicklung war ein rapideres als in irgendeiner früheren Zeit. Hatte man auch im Anfang noch genug damit zu tun, mit Altem aufzuräumen, so ging man doch bald dazu über, mit losgelassenen Zügeln in die Bahn des Fortschritts einzusprengen. Eine Generation, der materialistisches und technisches Denken zur Gewohnheit wurde, übernahm wie fast allenthalben die Führung. Kalte rationalistische Berechnung, wissenschaftlicher Intellektualismus und ausbeuterischer Kapitalismus wurden zu treibenden Elementen der Entwicklung, deren Spuren dem heutigen Rom tief eingegraben sind. Indem es mit den Segnungen der modernen Zivilisation beschert wurde, mußte es seine alten Formen Stück für Stück wandeln. Dem Bevölkerungszuwachs galt es sich anzupassen, wobei man sich zunächst verrechnete und überspekulierte. Die Fremden, deren Strom mit Zunahme der Verkehrserleichterungen von Jahr zu Jahr mehr anschwoll, wollten den internationalen Ansprüchen und Gewohnheiten gemäß untergebracht werden. Hotelpaläste wuchsen aus dem Boden und bestimmten die Bauphysiognomie eines ganzen Stadtteils. Dem gesamten Regierungsapparat waren den neuen Funktionen angemessene Verwaltungsgebäude zu schaffen. Besondere Aufmerksamkeit

erforderte die Regelung des stetig wachsenden Verkehrs, der sich durch die engen, historisch gewordenen Straßen nicht mehr hindurchleiten ließ. Radikale Eingriffe in das Stadtbild haben sich daher als notwendig erwiesen. Das mittelalterliche Gassengewirr wurde mit breiten Verkehrsstraßen durchpflügt.

Bei der Umwandlung des überkommenen Gesamtcharakters ist dann auch der Anteil der wissenschaftlichen Altertumsforscher in Anschlag zu bringen. Von der Regierung begünstigt, entfalteten sie, indem sie die antiken Ruinen als ihre Domäne beanspruchten, eine emsige Tätigkeit, gruben aus, was unter der Erde lag, säuberten Trümmer und stutzten sie auf. Bei ihren nur auf rationalistische Erkenntnis gerichteten Bemühungen bezeigen sie keinen Respekt vor dem Boden, den sie bearbeiten, vor der gewordenen Natur, die die Altertümer umwoben und ihnen ihre eigentümliche Physiognomie verliehen hat. Wie ein Anatom mit dem Seziermesser die einzelnen Körperteile bis zu den kleinsten Fasern bloßlegt, so wollen sie alles, was an antiken Resten zum Vorschein kommt, der Sichtbarkeit erschließen. Während seine Tätigkeit aber der lebendigen Menschheit dienen soll, kommt die ihrige in vielen Fällen nur einem einseitigen Fachinteresse zugute. Durch solche die Oberfläche vernichtende Wühlarbeit sind der Allgemeinheit unersetzbare Werte entzogen worden. Schon Gregorovius beklagte in seiner Geschichte der Stadt Rom den Schaden, der dem klassischen Boden durch die Archäologen zugefügt würde: „Die Geschichte reinigt und sondert heute die palatinischen Trümmer; sie bereichert die wissenschaftliche Kenntnis und fördert sogar noch eine spärliche Nachlese alter Kunstschätze an den Tag, aber sie vernichtet zugleich für immer die Poesie der mittelalterlichen Ruinenwelt."

Mit Schmerzen sahen die älteren Generationen das, was sie an der ewigen Stadt bezaubert hatte, unter der Herrschaft von Technik und Wissenschaft immer mehr zugrunde gehen, glaubten den Schleier der Ewigkeit, den die Zeit über die Zeugnisse einer mehr als zweitausendjährigen Geschichte ausgebreitet hatte, zerreißen zu sehen. Als Sprecher der deutschen Romfreunde erhob in den achtziger Jahren Herman Grimm die Stimme in seinem vielbeachteten Aufsatz: „Die Vernichtung Roms".

Daß sich das alte romantische Rom, so wie es war, nicht halten ließ, als es sich nun einmal der Rolle, Hauptstadt des Königreiches Italien zu sein, anzupassen hatte, ergab sich von selbst aus der neuen Aufgabe. Ob es das Richtige war, das Zentrum des

modernen Staates hierher zu verlegen, an einen Platz, der in städtebaulicher Hinsicht mit seinem hügeligen Terrain und der mit so festgefügten Formen zusammengedrängten Altstadt viele ungünstige Bedingungen bot, ist angesichts der historischen Tatsache eine müßige Frage. Die Idee hat gesiegt, die Idee, an die alte große Vergangenheit anzuknüpfen, durch die Wahl Roms als Residenz dem einen symbolischen Ausdruck zu geben und durch diese Bestimmung seiner Aeternität eine neue Aussicht zu eröffnen. Auf solche Gedankengänge muß sich einstellen, wer die Entwicklung verstehen und verfolgen will. Rom selbst suchte die Idee durch Errichtung riesiger Bauwerke, die an Umfang alles Bestehende hinter sich lassen, weithin sichtbar zu verkörpern.

Mehr als vier Jahrzehnte sind jetzt verflossen, seitdem die Terza Roma ihre Laufbahn angetreten hat. Die Stadt hat Umwälzungen durchgemacht, wie sie sie in ihrer langen Geschichte nur selten erlebte. Vieles ist vernichtet, vieles neugestaltet worden, anderes Wichtiges und tief Eingreifendes geplant. Die Bewegung ist noch mitten im Fluß; aber sie ist in einem Stadium, daß sie sich übersehen, daß sich das auf dem zurückgelegten Weg Erreichte beurteilen und abschätzen läßt. Da darf man sich wohl die Frage vorlegen, welche Mittel die Terza Roma zu ihrer Reorganisation angewandt hat.

Will der heutige Beobachter ermessen, wie man dort mit seinem Pfunde gewuchert, in welcher Weise die neue Generation ihren Willen zur Entwicklung und zum Fortschritt dem Gange der Ereignisse aufgeprägt hat, so muß man sich bewußt sein, was aus den Händen der Vergangenheit überliefert wurde. Versuchen wir es kurz, die charakteristische Physiognomie des alten Rom zu skizzieren.

Städte mit einer alten und langen Vergangenheit besitzen in ihrem Aeußeren ihre in Stein geschriebene Geschichte. Es ist gleichsam die Ablagerung des Lebensstromes, der durch sie hindurchgegangen. In den Straßen, Plätzen, Gebäuden und Monumenten einer Stadt hat sich das Leben der einander folgenden Geschlechter in Formen umgesetzt. Darin dokumentiert sich die Gesinnung ihrer Bewohner oder ihrer Herren in verschiedenen Zeiten und unter wechselnden Lebensbedingungen. Ihr Gestaltungswille und ihre Gestaltungskraft bedingt das, was wir als den Charakter einer Stadt auffassen. Je nachdem der Charakter eine künstlerische Ausprägung in dem soziologischen Organismus durch das Schaffen von Generationen erhalten hat, schätzen wir diesen für uns ästhetisch ein.

Die Wirkungen, die von einer Stadtphysiognomie ausgehen, beruhen auf verschiedenen eng miteinander verknüpften Momenten. Da ist einmal der Gesamtorganismus in seiner Silhouetten- und Grundrißgestaltung. Dieser setzt sich dann aus Teilorganismen zusammen: Straßen, Plätzen, Gebäudekomplexen. Je mehr die Teile in dem Totalbilde aufgehen, je fester sie in diesem verankert sind, um so befriedigender wird der ästhetische Eindruck sein. Da bei dem Ausbau einer Stadt reine Zwecktätigkeit und freies künstlerisches Schaffen ineinandergreifen, so ist das Resultat davon abhängig, inwieweit ein künstlerisches Prinzip sich Geltung zu verschaffen vermag. Eine monumentale Gesinnung trachtet besonders danach, dem Stadtplan bestimmte Akzente zu geben, die für die Gesamtwirkung ausschlaggebend sind. Durch sie wird hauptsächlich der Eindruck bestimmt, den man von einem Stadtbilde mit sich fortnimmt. Will man es sich in seiner Phantasie rekonstruieren, so steigen sie zuerst in der Erinnerung auf. Solche Akzente können Plätze, gewisse Straßen, monumentale Gebäude oder irgendwelche anderen Anlagen von hervorragend charakteristischem Gepräge sein. Wer sähe nicht bei dem Gedanken an Venedig gleich den Markusplatz vor sich, gruppierte nicht Paris um die Plätze Vendôme und de la Concorde, Louvre, Oper und Cité mit Notre Dame. Eine Stadt wie Genua hat als monumentales Zentrum die Via Garibaldi, Straßburg den Münsterplatz, Petersburg die Newaufer. Durch eine unbedachte Verschiebung der Akzente kann ein Stadtbild stark beeinträchtigt werden. Wie es z. B. in jüngster Zeit in Florenz geschehen ist, wo man in der Nähe des Domplatzes nach der Niederlegung des Mercato vecchio die breite, immer öde Piazza Vittorio Emanuele herausgeschnitten und ihr einen monumental sein sollenden Anstrich gegeben hat. Eine Veränderung, die nicht nur an sich unglücklich ist, sondern auch den Domplatz in seiner Eigenschaft als Hauptwirkungsfaktor des Ensembles geschädigt hat. Wie die künstlerischen Akzente gegeneinander abgewogen sind, wie sie von dem Rhythmus der Gesamtmasse getragen werden, davon ist die Schönheit eines Stadtbildes abhängig.

Die mittelalterliche Stadt hatte einen im wesentlichen unregelmäßigen Grundriß mit gekrümmten in verschieden großen Winkeln sich schneidenden Straßen und Gassen. Durch das Verkehrsbedürfnis bildeten sich innerhalb des Straßengewirrs bestimmte Wege heraus, die in besonderem Maße dem Durchgangstreiben und der Verbindung zwischen wichtigen Hauptpunkten im Inneren und

nach den Toren dienten. Noch heute kann man da, wo sich ein altes Stadtinnere erhalten hat, die Richtung solcher Verkehrslinien bald herausfühlen. Sie ziehen einen unwillkürlich mit. An ihnen vermag sich das Auge zu orientieren. Die mittelalterliche Stadt — abgesehen von Neugründungen als Kolonistenstädten — wuchs allmählich, indem sich ein Stück an das andere ankristallisierte. Ihre Grenzen waren bestimmt durch den Befestigungsring, der sie umschloß. Je mehr die Bevölkerung wuchs, um so mehr mußte sie sich innerhalb der Mauern zusammendrängen und einzwängen. Das langsame gemächliche Wachsen gestattete, immer nur für die augenblicklichen Bedürfnisse Sorge zu tragen; man brauchte nicht für eine künftige Zeit vorauszudenken. Indem man sich an keine strengen Regeln band, ließ man sich in jedem Falle vom Moment leiten. Man verbreiterte hier und da einen Straßenzug, wo es sich aus irgendwelchen Gründen als notwendig erwies, öffnete einen Platz oder ein Plätzchen, wo die Zirkulation es zu erfordern schien, machte sich nicht von starren Fluchtlinien abhängig. Ihren künstlerischen Reiz erhielten solche Anlagen dadurch, daß die Baumeister sich mit einer angeborenen Feinfühligkeit dem Terrain und der Umgebung, die sie vorfanden, und der Aufgabe, die sie übernahmen, anzupassen wußten. Sie urteilten und bildeten vom Platz aus, der ihnen gegeben war, aus einer lebendigen Anschauung und Einsicht in die augenblicklichen Bedürfnisse heraus. Indem sie die einzelnen Teile miteinander verknüpften, trugen sie dem Rhythmus des Ganzen Rechnung.

In Rom war durch den riesigen Umkreis der als Befestigungszone immer aufrecht erhaltenen Aurelianischen Mauer ein Gebiet eingeschlossen, das die mittelalterliche Stadt entfernt nicht ausfüllte. Diese bestand aus zwei durch den Tiber getrennten einander gegenüberliegenden Teilen, dem an Vatikan und Engelsburg sich anschließenden kleinen Borgo und der an dem linken Ufer gelegenen eigentlichen Stadt. Obwohl die Befestigung hier keine einschnürende Wirkung ausübte, drängte sich doch alles nach dem Fluß zu, der damals noch ein wichtiges Verkehrsmittel bildete, immer enger zusammen, während die äußeren Gebiete, wie schon erwähnt, einen ländlichen Charakter trugen. Der Kern der Stadt bewahrte bis zum Ende der päpstlichen Herrschaft im wesentlichen das komplizierte Straßennetz, das durch die mittelalterliche dichte und unregelmäßige Bebauung geschaffen war. Ein System gerader Straßenzüge ist aber für die Ausgestaltung des modernen Stadtbildes von besonderer Bedeutung ge-

worden. Es sind die von der Piazza del Popolo strahlenförmig auslaufenden Straßen: in der Mitte der Corso, der der antiken Via Flaminia folgt, rechts die Ripetta, links die Babuino, die alle um das Jahr 1500 in ihrer Führung schon festlagen, aber zum Teil ganz spärlich bebaut waren; der Corso nahm ja noch zu Goethes Zeit in seinem unteren Teil ein immer mehr ländliches Aussehen an. Indem man beim weiteren Ausbau dieser Konfiguration folgte, erhielt der Grundriß jene fächerförmige Gestalt, wie es die Pläne aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts deutlich erkennen lassen. Von dem Haupteingangstor von Norden her weichen die drei geraden Straßen auseinander und weisen den Ankömmling gleich in die verschiedenen Stadtrichtungen. Eine seltene Klarheit liegt in diesem Schema ausgeprägt. Durch den Barock erhielt der wichtige Knotenpunkt bei dem Zusammenlaufen der Straßen seinen monumentalen Akzent in den beiden Kuppelkirchen der Maria de'Miracoli und in Monte Santo.

Dem unregelmäßigen Wachsen der mittelalterlichen Stadt stellte sich als neues Prinzip die Stadtbaukunst der Renaissance gegenüber. Sie wollte den Städtebau im ganzen als eine Kunst ausbilden, der es darauf ankam, bei Neuanlagen alle in Betracht kommenden Faktoren von vornherein aufeinander abzustimmen. Die neue Bauweise, die geradlinige, breitflächige, rechtwinklige, formal regelmäßig gestaltete Architekturen ins Leben gerufen hatte, zog die Notwendigkeit gerader, sich rechtwinklig schneidender Straßen und regelmäßiger Plätze nach sich. Durch den Humanismus war man mit den regelmäßigen Stadtgrundrissen der Antike bekannt geworden und sah in ihnen ein erstrebenswertes Vorbild. Künstler und Theoretiker beschäftigten sich mit dem Problem, behandelten es literarisch und gaben sich damit ab, Idealstadtpläne zu erfinden und zu entwerfen. Die geraden Straßen mit einheitlichen Fluchtlinien und rechtwinkligen Kreuzungen und die symmetrische Platzanlage sind die Verwirklichung der neuen ästhetischen Ansprüche.

Rom erhielt durch Papst Julius II. in der nach ihm benannten Via Giulia die erste groß angelegte monumentale Renaissancestraße. In schnurgerader Richtung zieht sie sich, dem Laufe des Tiber folgend, von Palazzo Farnese nach San Giovanni dei Fiorentini und steht noch heute als stolzes Zeugnis damaliger Baugesinnung. Michelangelo hat das Ideal einer symmetrischen Platzanlage in seiner Umgestaltung des Kapitols in großartiger Weise verwirklicht. Zwei einander entsprechende Gebäude mit gleicher Fassade als Seiten-

kulissen, der Senatorenpalast mit seiner reichen Doppeltreppe als hinterer Abschluß; das Zentrum durch das Reiterdenkmal Marc Aurels betont. Alle Glieder des Ensembles sind auf die verschiedenste Weise unter Berücksichtigung des Terrains, der Ansichten mit ihren Verschiebungen und der Licht- und Schattenwirkungen zueinander in Beziehung gesetzt und miteinander verkettet, um die Einheitlichkeit des Eindrucks zu gewährleisten. Die Zugangstreppe, in die Gesamtanlage hineinbezogen und auf sie berechnet, leitet zugleich den Platz in die Umgebung über und rangiert ihn in das Stadtbild ein, in dem er als neuer monumentaler Akzent seine Rolle zu spielen bestimmt ist. Die Erfindung steht auf dem Uebergang von Renaissance zu Barock. Barock ist der Gedanke, durch die perspektivische Anlage der nach hinten zu divergierenden Palastfronten den Platzraum größer erscheinen zu lassen und nicht einen nach allen Seiten gleichmäßig um die Mittelachse gruppierten Baukörper zu konstruieren, sondern nach dieser eine ideale Symmetrie auszurichten.

Die Stadtbaukunst des Barock hat in Rom recht eigentlich ihr Feld gefunden. Sie hat die durch die Renaissance zugeführten Gedanken aufgenommen, bereichert und ins Große weiterentwickelt. Man rechnet damit, über weite Flächen zu verfügen, den Raum einheitlich zu disponieren und nach bestimmten Gesichtspunkten zu gliedern, ausgedehnte Perspektiven zu schaffen und ihre Endpunkte monumental auszugestalten. Sixtus V. hat diese Kunst in den Dienst seiner weit ausschauenden Pläne für eine Umgestaltung der Stadt gestellt. Die außerhalb des eng bebauten Stadtkerns sich erstreckenden freien ländlichen Gebiete nahm er zum Ausgangspunkt für seine auf große Distanzen berechneten Anlagen. Mit dem Blick auf Santa Maria Maggiore, zog er von Trinità dei Monti die nach ihm benannte Via Sistina mit ihrer Fortsetzung, der Via delle Quattro Fontane. Wo die letztere die Höhe des Quirinalhügels erreicht, wurde die Kreuzungsstelle mit der von Pius IV. tracierten heutigen Via Venti Settembre durch die vier Mauerfontänen hervorgehoben. Den Président de Brosses, der im Jahre 1739 von Paris nach Rom kam, überraschten schon die weiten Aussichten, die sich von hier boten, nach Monte Cavallo, wo der Papst die Rossebändiger hatte aufstellen lassen, nach Porta Pia, nach Santa Maria Maggiore. Es waren Stadtbilder, wie man sie damals nur in Rom sehen konnte. Noch andere Straßen wurden von Sixtus in gerader, langer Richtung vorgezeichnet, um die Altstadt mit wichtigen

Punkten des Außenbezirks zu verbinden. Durch ihn wurden die Obelisken vor Sankt Peter, am Lateran, an S. Maria Maggiore und auf Piazza del Popolo aufgestellt. Bei der Erwähnung des letzteren weist Baglione in seinen Künstlerbiographien ausdrücklich auf die damit verfolgte Absicht hin: er sei perspektivisch auf die drei Hauptstraßen, die in den Platz einmündeten, ausgerichtet, um für sie als Aussichtspunkt zu dienen. Von dieser mit den gewaltigsten und zum Teil mit Gewaltmitteln arbeitenden Reorganisation unter dem Pontifikat Sixtus V. konnte Ranke sagen: „Es war das dritte Mal, daß sich Rom auch äußerlich als die Hauptstadt einer Welt darstellte".

Was der Barock weiterhin noch für die Stadtverschönerung geleistet hat, war auf den hiermit geschaffenen Maßstab eingestellt. Bernini hat mit seinen Kolonnaden vor St. Peter ein Platzbild aufgerichtet, das in bezug auf Grandiosität der Konzeption, Weiträumigkeit und raffiniert berechnete perspektivische Ausnutzung den höchsten Ansprüchen der Zeit entgegenkam. Wer in Rom atmete, war an die große Dimension gewöhnt. Als Bernini sich in Paris aufhielt, das damals in seiner noch mittelalterlich engen Bebauung fast erstickte, und ihm von der Höhe von Meudon die Aussicht auf die Stadt gezeigt wurde, hat er sich, wie uns der Herr von Chantelou in seinem **Journal de voyage** erzählt, über die Unterschiede zwischen den beiden Städten ausgesprochen. Paris, von dem man nur eine Anhäufung von Schornsteinen sähe, verglich er mit einem Wollkamm, während bei einem Blick auf Rom eine Reihe von Bauwerken an den verschiedensten Stellen Markpunkte bildeten, die Größe hätten und ein gewaltiges und stolzes Ansehen.

Neben den erwähnten Schöpfungen hat der Barock dem Stadtkomplex noch andere Akzente gegeben, die seinen Charakter wesentlich mitbestimmen. Um nur das Wichtigste zu erwähnen: die Neugestaltung der Piazza Navona unter Innozenz X. durch Errichtung des Palazzo Pamfili, der angrenzenden Kirche Santa Agnese und der Brunnen von Bernini, dann die Fontana Trevi, die spanische Treppe.

Aber es sind nicht nur die großen Akzente, durch die der Barock das römische Milieu für die folgende Zeit gestempelt hat; er hat durch die ganze Stadt hin sozusagen einen Firnis aufgetragen, der Disparates in einer einheitlichen Stimmung zusammenfaßte. Der vielgeschmähte Stil hat, seitdem er im Laufe des 17. Jahrhunderts in seine malerische Periode trat, der Strenge und dem

zum Teil etwas mürrischen Ernst der Bauwerke vorhergehender Epochen ein heiteres Gegengewicht gegeben. Indem er seine reichen und bewegten Fassaden von Kirchen und Häusern, seinen Zierat an Fontänen, bunten Tabernakeln und anderen Dekorationsmitteln über die Stadt hinstreute, Tore und Bogengänge allenthalben für Durchblicke mit malerischen Perspektiven ausnutzte, hat er sich den überkommenen Organismus angeschmiegt und ihn weiter ausgebaut. Er milderte Hartes und Kantiges, belebte Kahles und ließ eine Welle rauschhafter Ueppigkeit durch das Innere der Stadt strömen; dazu glitzerten und funkelten die vielen Wasser von Brunnen und Fontänen und sandten ihr Geplätscher in die Lüfte; und mit dem Boden gleichsam verwachsen tauchten allenthalben die antiken Ruinen auf, teilweise vom Humus bedeckt und mit Vegetation überwuchert; das alles in einer fühlbaren Einheit von ganz besonderem Gepräge aufgehend, — das war das Rom Piranesis. Das war die Stadt, welche im wesentlichen noch die neue Aera aus den Händen der Vergangenheit empfing.

Was ist nun von solcher Operationsbasis aus in den letzten Jahrzehnten geschehen? Wir sehen dabei ab von den großen Leistungen für die Sanierung und Hygiene, durch die der berüchtigte Fieberort in eine gesunde Stadt verwandelt worden ist, und beschränken uns auf Probleme von rein städtebaulichem Interesse.

Von diesem Gesichtspunkt aus widerfuhr Rom nach seiner Besitzergreifung durch den italienischen Staat, wenn man an die jetzt übersehbaren Folgen denkt, das Schlimmste, was unter den neuen Verhältnissen geschehen konnte: es wurde dem Prinzip des **laisser aller** ausgeliefert. Weder die kommunale Verwaltung noch ein Regierungsorgan nahmen die Entwicklung in die Hand und lenkten sie nach einem durchdachten Plan in eine bestimmte Bahn. Es war nicht mehr die Lage wie im Mittelalter, wo man bei einem langsamen, mehr stetigen Wachstum und bei dem herrschenden Bautypus des Eigenhauses den Dingen ihren Lauf lassen konnte. Auf einmal mußte für große Massen Raum und Unterkunft geschaffen werden, wie noch nie in einer früheren Epoche. Dem zuströmenden Beamtenheer fehlte es an Wohngelegenheiten und allen denen, welche die neue Hauptstadt anlockte. Die Zeit drängte. Die Folge einer Direktionslosigkeit von oben her war, daß die private Boden- und Bauspekulation die Bestimmung der Entwicklung an sich riß und skrupellos dabei ihre eigenen Ziele im Auge behielt. Alle Greuel kapitalistischen Gründerfiebers gingen über die Stadt nieder. Der

große infolge von Ueberspekulation eintretende Baukrach der achtziger Jahre war das erste in die Augen springende Resultat solches Vorgehens. Angefangene Mietskasernen in verschiedenen Teilen der Stadt konnten aus Mangel an Betriebskapital nicht zu Ende geführt werden und zerfielen in halbfertigem Zustand.

Indem der Kommunalverwaltung die Zügel entwunden wurden, war es ihr nicht möglich, darüber zu wachen, daß die bauliche Ausdehnung innerhalb der Grenzen und nach den Richtungen erfolgte, wie es unter den gegebenen Verhältnissen eine vernünftige, die Zukunft der Gesamtentwicklung im Auge behaltende Bodenpolitik erheischte. Sie vermochte es sogar nicht zu verhindern, daß gegen ihren Willen ein neues Ansiedlungsgebiet erschlossen wurde, wie das Arbeiterviertel vor Porta San Lorenzo mit seinen riesigen Zinshäusern, eine der schlimmsten Ausgeburten der modernen Aera.

Man sah zwar schon im Jahre 1870 ein, daß irgendeine Initiative von seiten der Verwaltung ergriffen werden müsse, und ernannte zu diesem Zweck im September einen Ausschuß von vierzehn Ingenieuren und Architekten; im November 1871 wurde auch durch das **Ufficio d'Arte Communale** ein erstes Schema für einen Bebauungsplan entworfen. Aber zwölf Jahre wurden noch nutzlos mit Diskussionen vertan, bis 1883 ein einigermaßen vollständiger Bebauungsplan zustande kam, der jedoch so verfehlt war, daß er sich als unbrauchbar erwies. Das erste offizielle städtische Bebauungsreglement erschien im Jahre 1888. Inzwischen hatte die private Spekulation schon auf eigene Faust genügend Raubbau getrieben, wichtige Areale an sich gerissen und nach eigenem Gutdünken aufgeteilt.

Da in Italien die Gültigkeit eines Bebauungsplanes nach 25 Jahren abläuft, so war seit 1883 im Jahre 1908 wieder der Augenblick zur Aufstellung eines neuen gekommen. Der Zeitpunkt fiel in die Amtstätigkeit des Bürgermeisters Ernesto Nathan. Von ihm wurde der Mailänder Architekt und Ingenieur Sanjust di Teulada mit der Aufgabe betraut. Während man früher lange genug beiseite gestanden und den Dingen ihren Lauf gelassen hatte, wurde jetzt gehetzt und eine Frist von nur drei Monaten für die schwierige Aufgabe gestellt. Es war das Tempo der Aera Nathan. Der Plan, der unter dem Titel **Piano regolatore della Città di Roma** 1908 (Rom, Danesi) von Sanjust veröffentlicht worden ist, wurde als Grundlage für die weitere Bebauung angenommen, erfährt allerdings eine Anzahl nicht unwesentlicher Modifikationen. Er ist von zwei Seiten aus zu beurteilen: hinsichtlich der Anlage neuer

zum Teil etwas mürrischen Ernst
Epochen ein heiteres Gegengewicht g
und bewegten Fassaden von Kirchen
Fontänen, bunten Tabernakeln und
die Stadt hinstreute, Tore und Bogen
blicke mit malerischen Perspektiven au
kommenen Organismus angeschmiegt u
milderte Hartes und Kantiges, belebte
rauschhafter Ueppigkeit durch das Inn
glitzerten und funkelten die vielen B
tanen und sandten ihr Geplätscher in d
gleichsam verwachsen tauchten allenthalben
weise vom Humus bedeckt und mit Veget
in einer fühlbaren Einheit von ganz be
— das war das Rom Piranesis. Das
wesentlichen noch die neue Aera aus d
heit empfing.

Was ist nun von solcher Operat
Jahrzehnten geschehen? Wir sehen d
Leistungen für die Sanierung und Hygien
Fieberort in eine gesunde Stadt verw
schränken uns auf Probleme von rein st

Von diesem Gesichtspunkt aus wird
sitzergreifung durch den italienischen Sta
übersehbaren Folgen denkt, das Schlimm
Verhältnissen geschehen konnte: es wurde
aller ausgeliefert. Weder die kommunale
gierungsorgan nahmen die Entwicklung in
nach einem durchdachten Plan in eine l
nicht mehr die Lage wie im Mittelalter,
samen, mehr stetigen Wachstum und bei d
des Eigenbesitzes den Dingen ihren Lauf la
mußte für große Massen Raum und Unterk
wie noch nie in einer früheren Epoche. Dem
hier fehlte es an Wohngelegenheiten und
neue Hauptstadt anlockte. Die Zeit dran
Direktionslosigkeit von oben her war, daß d
Bauspekulation die Bestimmung der Entw
[illegible] dabei ihre eigenen Ziele im Aus
kapitalistischen Grundbesitzers gingen über d

›eration zum Opfer fällt, wobei
wird: die kürzeste Verbindung
de Linie. Die von Sanjust
en Piazza Colonna und der
ke, als breite Verkehrsstraße
und Via dei Coronari folgt,
einer zweiten Verkehrsstraße
e Vernichtung des schönsten
aus der Zeit der Renaissance
i Coronari, die Sixtus IV.
erts anlegte, um das alte
›en, gehört für den heutigen
en Wanderungen. Paläste
6. Jahrhundert sind noch
Tritt das Auge durch reiz-
Blicke durch Seitenstraßen
is Ensemble hat in dieser
l von seinem ursprünglichen
Patina, die die Zeit darüber
rkung aus. Skrupellos macht
gerade durch den künstlerisch
der geraden Linie abzuweichen,
nde Verkehrsverbindung zwischen
weniger radikale Weise erreicht
Seite überzeugend gezeigt worden
›rechen kommen werden.
ein echtes Ingenieurprodukt wie so
ıen Zeit, nicht von dem geringsten
e konstruiert lediglich nach mathe-
Sie ist aber auch ein echtes
Nathan. In diesem Bürgermeister
erne technisch-materialistische Geist,
ein Wesen treibt. Den zivilisatori-
nach der [illegible] des Technischen.
ht in Betra[illegible] Für das historisch
Sinn und [illegible]kümmerte sich darum
[illegible]an mit der [illegible] mit-
von der ew[illegible] Stadt
fallen, ohne [illegible]ß man
oder um [illegible] zweck-

Quartiere und hinsichtlich der Regulierung der Altstadt. In beiden Fällen ist er gleich verfehlt und unglücklich. Fassen wir zunächst den ersten Punkt ins Auge.

Das System, nach dem die neuen Stadtteile parzelliert sind, ist ein ganz einheitlich schematisches; es operiert mit geraden Parallelstraßen, rechtwinkligen Kreuzungen und Sternplätzen. Abwechslungen für die verschiedenen Regionen gibt es nicht. Die geistlose Starrheit eines vom Reißbrett aus diktierten geometrischen Systems wird dem römischen Boden aufgezwungen, ohne Berücksichtigung der eigentümlichen Vergangenheit der Stadt, ihrer historischen Entwicklung und der besonderen Terrainverhältnisse an den verschiedenen Stellen. Schachbrettartige Figurationen, wie wir sie von amerikanischen Gründungen her zur Genüge kennen, werden an den alten Stadtgrundriß in den Außenbezirken angeklebt. Ein deutscher Architekt, der auf dem Gebiete des Städtebaus sich vielfach betätigende Stübben, hat diese Mängel klarzulegen versucht und seinerseits Vorschläge zur Umarbeitung der beanstandeten Rayons gemacht (Zentralblatt der Bauverwaltung 1913).

Ein weiterer Vorwurf, der dem Plane von Sanjust zur Last gelegt werden muß, ist die unrationelle Verteilung des Landes an die verschiedenen Arten der Bauweisen. Viertel, die einer offenen und landhausmäßigen Bebauung reserviert bleiben sollen, werden von anderen, die für hohe Etagen- und Geschäftshäuser bestimmt sind, eingekreist. Das nordöstlich an den Borghese-Garten angrenzende Land ist einer vielstöckigen Bebauung preisgegeben, so daß der Gürtel von Mietskasernen, der den herrlichen Park bereits von Via Porta Pinciana an begleitet, bald auch nach dieser Seite seine Fortsetzung finden wird. Am Ende der Via Nomentana sieht man vor ein Villengebiet plötzlich wieder ein kleines, hoher und gedrängter Bauweise freigestelltes und ganz schematisch aufgeteiltes Viertel in die Campagna hinaus vorgeschoben. Weiter ins Detail zu gehen, hätte für deutsche Leser kein Interesse. Es fehlt im ganzen an einer befriedigenden Einteilung des Geländes in verschieden abgestufte Bauklassen. Den für den römischen Boden so charakteristischen und wichtigen Niveauverschiedenheiten ist weder auf dem Plan noch bei der schon vollzogenen Bebauung Rechnung getragen worden.

Dieselbe Verständnislosigkeit für die Eigenart der Aufgabe zeigt die Art, wie das innere Stadtgebiet bearbeitet worden ist. Um neue Verkehrsadern zu schaffen, wird auf Grund von Ueberlegungen am grünen Tisch Straßenland herausgeschnitten, unbekümmert um

das, was an alten Werten solcher Operation zum Opfer fällt, wobei lediglich nach dem Grundsatz verfahren wird: die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten ist die gerade Linie. Die von Sanjust konstruierte direkte Verbindung zwischen Piazza Colonna und der nach Sankt Peter führenden Tiberbrücke, als breite Verkehrsstraße gedacht, die der Via di S. Agostino und Via dei Coronari folgt, etwa in der Mitte der letzteren von einer zweiten Verkehrsstraße durchkreuzt, eine solche Anlage würde die Vernichtung des schönsten noch erhaltenen Stückes des alten Rom aus der Zeit der Renaissance bedeuten. Ein Gang durch die Via dei Coronari, die Sixtus IV. in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts anlegte, um das alte Marsfeld mit der Engelsbrücke zu verbinden, gehört für den heutigen Rombesucher wohl zu den genußreichsten Wanderungen. Paläste und Wohnhäuser aus dem 15. und 16. Jahrhundert sind noch zahlreich erhalten, die auf Schritt und Tritt das Auge durch reizvolle architektonische Lösungen entzücken. Blicke durch Seitenstraßen gewähren wundervolle Aussichten. Das Ensemble hat in dieser Gegend, wie schon vorher bemerkt, viel von seinem ursprünglichen Charakter bewahrt und übt mit der Patina, die die Zeit darüber gebreitet hat, eine höchst suggestive Wirkung aus. Skrupellos macht der Bebauungsplan seinen Schnitt gerade durch den künstlerisch wertvollsten Teil, nur um nicht von der geraden Linie abzuweichen, während eine denselben Zweck erfüllende Verkehrsverbindung zwischen den beiden Endpunkten auf eine weniger radikale Weise erreicht werden könnte, wie von anderer Seite überzeugend gezeigt worden ist, worauf wir später noch zu sprechen kommen werden.

Die Arbeit von Sanjust ist ein echtes Ingenieurprodukt wie so viele Bebauungspläne der heutigen Zeit, nicht von dem geringsten künstlerischen Hauch durchweht; sie konstruiert lediglich nach mathematisch-technischen Gesichtspunkten. Sie ist aber auch ein echtes Produkt der kommunalen Aera Nathan. In diesem Bürgermeister verkörperte sich so recht der moderne technisch-materialistische Geist, der in der ewigen Stadt jetzt sein Wesen treibt. Den zivilisatorischen Fortschritt sah man nur nach der Seite des Technischen. Andere Werte kamen daneben nicht in Betracht. Für das historisch Gewordene hatte man keinen Sinn und bekümmerte sich darum nicht. Die Hauptsache war, zu zeigen, daß man mit der Zeit mitgehe und daß der herrliche moderne Geist auch von der ewigen Stadt Besitz ergriffen habe. Bestehendes mußte fallen, ohne daß man noch wußte, was an die Stelle treten sollte, oder um es, oft zweck-

los, durch Minderwertiges zu ersetzen. Seitdem die Villa Borghese in städtischen Besitz übergegangen ist, wurde die alte herrlich berankte Mauer, welche sie von der Außenwelt abschloß, niedergerissen, um dem langweiligsten Eisengitter zu weichen; der Park wurde dafür in den letzten Jahren, wie der Verfasser nach längerer Abwesenheit zu beobachten Gelegenheit hatte, um so schlechter gehalten. Wo man angesichts notwendiger Regulierungen ein energisches Eingreifen der Stadt erwartete, da versagte sie. Bei der immer in der Schwebe hängenden Ausgestaltung eines so wichtigen Verkehrs- und monumentalen Zentrums wie der Piazza Colonna wird ganz den Interessen privater Spekulation Rechnung getragen. Als mahnendes Zeugnis erhebt sich hier schon seit etlichen Jahren ein aus Gips und Pappe zusammengeleimtes, mit erbärmlichen Stuckdekorationen überladenes Vergnügungslokal.

Die Verkehrspolitik, die wir für unsere Betrachtungen hier nur kurz streifen können, hat auch nicht den an sie gestellten Erwartungen entsprochen. Wohl ist das Stadtgebiet mit einem Netz elektrischer Straßenbahnen überzogen, die alljährlich Zuwachs erhalten. Mit Recht hat man aber der städtischen Verkehrspolitik vorgeworfen, daß sie jeden weiten Blick vermissen lasse, dem Bedürfnis nachhinke und keine Pionierarbeit geleistet habe. Sie habe es versäumt, zunächst durch Verkehrsmittel neue Gebiete aufzuschließen und dadurch der baulichen Entwicklung und der Stadterweiterung den Weg zu weisen. Seit einigen Jahren hat die Stadt neben der schon bestehenden Gesellschaft eine elektrische Straßenbahn in eigene Regie genommen, die sie stetig weiter ausbaut. Immer mehr erweisen sich aber die Schienenbahnen in den engen und gekrümmten Straßen der inneren Stadt als Hemmnisse der Kommunikation. In alten Großstädten wie London und Paris sind deshalb auch Schienenbahnen in dem dicht bebauten Stadtinneren nie zur Anwendung gekommen. Man hat im letzten Winter auf dem Corso Versuche mit einem Automobilomnibus gemacht, der mit seiner größeren Beweglichkeit der Schienenbahn wohl bald das Vorrecht streitig machen wird. Da darf es wohl auch als höchst fraglich erscheinen, ob es nötig und an der Zeit war, daß die Stadt trotz heftiger Bekämpfung von seiten eines Teils der Bevölkerung durch die Via Condotti einen Schienenweg führte. Damit wird eine der herrlichsten altrömischen Perspektiven beeinträchtigt: der Blick auf die spanische Treppe im Zuge der Straße, dessen sich Künftige nur noch durch die Drahtanlage der elektrischen Bahn

hindurch erfreuen werden. Wie gleichgültig man solchen ästhetischen und Gemütswerten gegenübersteht, zeigt sich auch darin, daß bei anderen berühmten von dem Barock auf weite Perspektiven berechneten Anlagen mit Aussichtspunkten die Bogenlampen der elektrischen Beleuchtung in der Mitte der Straßen angebracht worden sind, wodurch das Bild natürlich außerordentlich verloren hat, während man sie doch ebenso gut an den Seiten hätte plazieren können.

Die Amtstätigkeit Nathans wird gekennzeichnet durch eine Respektlosigkeit gegenüber allen überkommenen und anerkannten Werten. Ihm war es vorbehalten Michelangelo zu korrigieren; er überraschte die Besucher der Ausstellung von 1911 damit, daß er die Kapitolspaläste durch Bogenhallen in einer monumental gehaltenen Gipsarchitektur zusammenketten ließ. Und zwei Jahre lang duldete man dieses Sakrilegium.

Auf solch ein sich nachdrücklich als modern ausgebendes Verfahren, das mit Vorliebe Worte wie Fortschritt, Verkehr, Technik, Zivilisation im Munde führt, ist auch die Arbeit von Sanjust eingestellt. Im Grunde kann aber weder Herr Nathan noch sein Bebauungsplan auf einen besonderen Grad wirklicher Modernität Anspruch machen. Wäre der Plan einige Jahrzehnte früher erschienen, so hätte er sich darauf vielleicht berufen dürfen. So aber hinkt er einer reichen Entwicklung nach, die sich auf dem Gebiete des Städtebaus in der letzten Zeit vollzogen, eine Anzahl praktischer Beispiele und eine ansehnliche Literatur gezeitigt hat. Der Schauplatz dieser Bewegung ist vornehmlich in England und Deutschland zu suchen. Man hat begonnen einzusehen, daß es unmöglich ist, den Ausbau unserer Städte lediglich dem Lineal des Technikers zu überantworten. Das Künstlerische wurde mehr in den Vordergrund gerückt, darauf Nachdruck gelegt, daß eine Stadterweiterung und -regulierung nicht nur Sache der Planimetrie sei, sondern den feinsten Takt in der Beurteilung von Aufrissen und perspektivischen Ansichten und für die räumliche Disposition erforderte. Wer sich heute über die einschlägigen Fragen unterrichten will, findet bereits ein nach verschiedenen Richtungen für die alte und neue Stadtbaukunst durchgearbeitetes Material und eine unter mannigfachen Gesichtspunkten vorgenommene Behandlung der wesentlichen Probleme vor. Die internationale Städtebauausstellung des Jahres 1910 in Berlin suchte einen Ueberblick über das bisher Geleistete zu geben. Eins der erfreulichsten praktischen Resultate der neuen städtebaulichen Tendenz ist wohl

der Typus der „Gartenstädte“, die, nach einem einheitlichen künstlerischen Plan entworfen, in England und Deutschland schon ihre Existenzfähigkeit erwiesen haben. Betrachtet man den Sanjustschen Bebauungsplan vom Standpunkt des Fortschritts auf diesem seinem eigensten Gebiet, so wird man sagen dürfen, daß er gänzlich außerhalb der letzten modernen Probleme und Errungenschaften steht. Eine Stadt ist nicht nur, wie er sie ansieht, ein mechanisches Konstruktionsobjekt, das so oder so berechnet werden kann, sondern soll ein Organismus sein, der dem Leben dient, und möglichst vielseitig den Ansprüchen, die das Leben und die Menschen stellen, zu genügen hat. Zu diesen Ansprüchen gehört auch der ästhetische. Was hilft es uns, daß wir Museen über Museen bauen, um die Kunst zu magazinieren und zu inventarisieren, wenn wir unsere Städte verhunzen lassen, sie, mit denen wir stetig in lebendigster Fühlung sind, ganz der materialistischen Technik unterstellen. Den Ruin eines schönen Stadtbildes vermag für die Bewohner kein Museum zu ersetzen.

Durch all solche Erwägungen wird der Geist von Sanjust nicht bedrängt. Ein Blick auf seinen Plan zeigt, wie es ihm gar nicht darum zu tun ist, das neue Stadtganze zu einem einheitlichen Organismus zusammenzufassen. Die hinzukonstruierten Teile wirken wie für sich bestehende Anhängsel. Das Mietskasernensystem mit seinem öden Einerlei in geraden Straßen ist das bevorzugte Unterbringungsmittel für die arbeitenden Klassen. Nach allen Seiten wird die bestehende Stadt durch Quartiere hoher Zinshäuser in der fadesten Weise eingekreist.

Der Bebauungsplan hat denn auch bei kultivierteren und künstlerisch fühlenden Geistern in Rom lebhaften Protest hervorgerufen sowohl wegen der Behandlung der alten Stadtteile als wegen der Entwürfe für neue Quartiere. Besonders eingehend hat der Architekt Gustavo Giovannoni die Probleme studiert und scharf gegen das eingeschlagene Verfahren Front gemacht. Im Auftrage der **Associazione artistica fra i Cultori d'Architettura**, einer Vereinigung, die es sich angelegen sein läßt, die geplanten Demolierungen künstlerisch wertvoller Teile zu überwachen und für eine möglichst weitgehende Konservierung einzutreten, hat er das durch den Bebauungsplan bedrohte Viertel der Via dei Coronari durchgearbeitet und Vorschläge für eine Erhaltung dieses reizvollsten Stückes des alten Rom gemacht. Die Zeichnungen, in denen er die Resultate seiner Bemühungen niedergelegt hat, waren 1911 in der Ausstellung der

Engelsburg zu sehen. Vor kurzem hat er seine Anschauungen über die ganze städtebauliche Entwicklung Roms in einem ungemein lehrreichen und interessanten Aufsatz der **Nuova Antologia** (1913) auseinandergesetzt, der den Titel führt: **Vecchie città ed edilizia nuova. Il quartiere del Rinascimento in Roma.** Dieser Abhandlung sind auch verschiedene der von uns schon angeführten Tatsachen entnommen. Giovannoni ist mit den für den modernen Städtebau ventilierten Fragen vertraut; er hat seine Erfahrungen auch außerhalb Italiens durch das Studium anderer europäischer Länder gewonnen. Sein Urteil darf daher ein besonderes Gewicht beanspruchen. Wenn er dazu kommt, an den römischen Verhältnissen eine vernichtende Kritik zu üben, so kann das als die beste Bestätigung unserer eigenen Ueberzeugung dienen. Er beklagt, daß man die Gelegenheit habe vorübergehen lassen, aus Rom eine moderne Stadt zu machen und nennt die augenblickliche Entwicklungsperiode eine durchaus unglückliche.

Der Aufsatz der **Nuova Antologia** kennzeichnet in überzeugender Weise die Sinnlosigkeit der Zerstückelung und damit der Aufopferung der Altstadt nach dem Bebauungsplan von Sanjust, und erläutert die für die Erhaltung der Via dei Coronari und ihrer Umgebung von Giovannoni selbst gemachten Vorschläge. Er fordert mit Recht, daß man den Verkehr nicht künstlich in den künstlerisch wichtigsten Teil der inneren Stadt hineinleiten, sondern diesen vielmehr umgehen solle, wie es mit einem gleichen Resultat für die modernen Ansprüche leicht zu bewerkstelligen sei. Für den zu konservierenden alten Teil werden strenge Bauvorschriften verlangt, nach denen man sich bei Neuanlagen in bezug auf Höhe und Ausgestaltung zu richten hätte. Dem Einwurf, daß diese Gegend wegen ihres schlechten, verkommenen und ungesunden Zustandes für den Untergang reif sei, begegnet Giovannoni dadurch, daß er der Kommune vorwirft, sie habe gerade sie in unbilliger Weise vernachlässigt und verwahrlosen lassen, was durch moderne hygienische Maßnahmen bald wieder auszugleichen sei. Er teilt auch die interessante Tatsache mit, daß nach statistischen Untersuchungen die Krankheits- und Sterblichkeitsverhältnisse in dem alten Coronari-Viertel noch bessere seien, als in den durch die Gründerepoche ins Leben gerufenen, eng aneinander gesetzten Mietskasernen für die Arbeiterbevölkerung vor Porta San Lorenzo.

Reges Interesse für die Erhaltung der alten Schönheiten geht bei Giovannoni durchaus zusammen mit praktischen, neuzeitliche Bedürf-

nisse und Ansprüche berücksichtigenden Forderungen. Die Modernität oder, um das etwas anrüchig gewordene Wort bei Seite zu lassen, die Vernunft der Anschauungen ist zweifellos auf seiner Seite und nicht auf der der maßgebenden Verwaltungsorgane. Anstatt daß Rom von den Kinderkrankheiten anderer europäischer Großstädte, die sich in der kapitalistischen Aera heranbildeten, gelernt hätte, hat es sich in dieselbe ungünstige Lage gebracht. Dieses Schicksal sieht Giovannoni wohl mit Recht als die Folge eines Mangels an Konzentration der die Entwicklung bestimmenden Kräfte an.

Wer sich heute in Rom aufhält, hat das unbehagliche Gefühl, in einer halbfertigen, der Willkür preisgegebenen Stadt zu weilen. Verschiedenes sieht man allenthalben begonnen. Eine Durchführung nach einheitlichen großen Gesichtspunkten vermißt man bei allen Maßnahmen. Es fehlt jede organische Verbindung zwischen den einzelnen neuen Teilen, ein befriedigender Anschluß der Neustadt an die Altstadt. Man vergleiche damit, wie etwa Bologna oder Genua die Aufgabe gelöst haben, das Neue mit dem Alten zu verschmelzen und sich ein Stadtbild von bestimmtem charakteristischen Gepräge erhalten haben. Rom dagegen trägt in seinem Aeußeren die gänzliche Planlosigkeit der Entwicklung seit der großen Reorganisation zur Schau. Als z. B. der Corso Vittorio Emanuele und die Via Cavour als zwei Hauptverkehrsadern angelegt wurden, da war nur der Ausgangspunkt für diese Straßen in der Nähe des Bahnhofs gegeben, wie sie aber endigen und wie sich der Verkehr von ihrem Endpunkt weiter abwickeln sollte, das stand noch in den Sternen geschrieben. Wer die Stadt jetzt vom Zentrum zur Peripherie hin durchwandert, dem klaffen zwischen den zu verschiedenen Zeiten bebauten Teilen Risse entgegen; er empfindet das Disparate der heutigen Anlage. Die neuen Straßen sind zu den alten beibehaltenen Verbindungswegen nicht in ein harmonisches Verhältnis gesetzt.

Wie dokumentiert sich dann die Planlosigkeit in der baulichen Ausgestaltung der neuen Stadtteile! Das Viertel, das in der Ausdehnung vom Vatikan zur Engelsburg tiberaufwärts auf den Prati entstanden ist, darf als abschreckendes Beispiel für eine verfehlte städtebauliche Unternehmung gelten. Es gehörte schon etwas dazu, weder die Peterskuppel noch die Engelsburg hier perspektivisch auszunutzen. Statt dessen schuf man sich ein neues monumentales Zentrum in dem Justizpalast, über dessen künstlerische Wertlosigkeit die Akten heute wohl geschlossen sind, zog daraus aber auch nicht

alle Konsequenzen für die Gesamtplanung. Der große Cavour-Platz, an den der Palast mit seiner Rückfront grenzt, blieb einer willkürlichen Bebauung überlassen und bildet mit seiner gänzlich unorganischen Zusammensetzung aus verschiedenartigen Gebäuden, einem Ministerium, einer Kirche, einem Theater und Mietshäusern, einen höchst unerfreulichen Anblick dar. Die Umgebung der Engelsburg auf dem rechten Tiberufer ist zu einem toten Punkt für das Stadtbild geworden!

Nicht besser sieht es aus, wenn man vor Porta Pia hinausgeht in das neue Viertel, das sich an die große Ausfallstraße, Via Nomentana, anschließt, wo sich Mitglieder der besitzenden Klassen angesiedelt und zum Teil in prunkhaften Villen niedergelassen haben. Die schönen alten Parks, die hier bestanden, sind bei der Ausnutzung durch die Bodenspekulation ganz willkürlich, ohne Rücksicht auf die Umgebung und das Gesamtbild des heranwachsenden Stadtviertels aufgeteilt worden. Oft folgen die Straßen einfach den alten Land- und Gartenwegen, oder die Tracierung der neuen blieb der privaten Initiative überlassen. Die Gegend bietet einen Anblick wüster Unordnung, da jeder Gedanke an die einheitliche Organisierung eines großen Komplexes fehlt. Dieselbe Zerfahrenheit findet man in den baulichen Anlagen selbst. Eine marktschreierische Dutzendphantasie brüstet sich in den Luxusbauten mit der Zurschaustellung einer überladenen Talmi-Dekoration. Welch ein Weg von der ruhigen und einfachen Vornehmheit, der wundervollen Proportionierung, dem Aufgehen in der Natur, wodurch sich die alten italienischen Villen auszeichneten!

Wie muß einem Italiener das Herz bluten, wenn er sich wie Giovannoni zu dem Bekenntnis gedrängt sieht, daß die städtebauliche Entwicklung in einer Stadt wie Rom seit 1870 ohne jeden bewußten künstlerischen Gedanken vor sich gegangen sei.

Der römische Lokalpatriot wird nun aber gewiß das Nationaldenkmal ins Feld führen, das der ganzen Placierung nach von vornherein ausersehen war, mit seiner riesigen Marmormasse die Terza Roma zu beherrschen, demzuliebe bestimmte Modifikationen in dem Stadtbild vorgenommen worden sind. Man wird geltend machen, daß hier eine Fortsetzung jener mit großen Perspektiven rechnenden städtebaulichen Tendenzen des Barock zu sehen sei. Das Monument auf die Mitte des Corso ausgerichtet und auf der Porta del Popolo entgegengesetzten Seite als effektvoller Abschluß der Straße gedacht. Aber sensiblere Geister haben das Emporsteigen des Bauwerks wohl mit gemischten Gefühlen verfolgt. Die Wirkung als Abschluß des

Corso erweist sich als nicht glücklich. Der goldene Reiter, von fern durch die Straßenflucht gesehen, nimmt sich wie in einem Schilderhause stehend aus. Mit feinem Takt hatte es der Barock vermieden, menschliche Figuren von einem realistischen Gepräge als **Points de vue** für große Perspektiven zu verwenden. Man hat dann, um eine die ganze Breite des Denkmals begleitende Platzfläche zu schaffen, den Palazzetto Venezia niedergerissen und die gleichnamige Piazza durch Hinzunahme der Plätze von San Marco und des Foro Trajano vergrößert. Dadurch ist eine Platzgruppe von gewaltigem Umfang entstanden, der aber jede Einheitlichkeit des Raumeindrucks mangelt. Doch überlassen wir das Urteil der Zukunft, wenn die Anlage einmal ganz vollendet dastehen wird. Man wird über die Empfindung eines ungeheuren ausgefressenen Loches in dem Stadtinnern schwer hinwegkommen. Dieser Eindruck wird noch verstärkt werden, wenn der Plan die Kaiserfora auszugraben und freizulegen verwirklicht werden sollte. Ein Ruinenviertel wird dann in der Gegend südöstlich des Denkmals entstehen.

Dieses Projekt gibt uns Gelegenheit, den Anteil, den die Archäologen und Altertumsforscher an der Gestaltung der Terza Roma haben, zu berühren. Ueber Rücksichtslosigkeit gegenüber antiken Resten wird man sich bei der neuen Stadtregulierung gewiß am allerwenigsten beklagen dürfen. Wo römische Mauern oder Trümmer aufstießen, wurden sie, wenn irgend möglich, konserviert. Ein Neubau des Ludovisi-Viertels hat z. B. ein Stück der Servianischen Mauer, das auf seinem Grund und Boden steht, in seine Fassade einbeziehen und eine Art Hohlraum aussparen müssen, so daß es, mit einer Inschrifttafel versehen, von der Straße aus sichtbar ist. Auf den großen Stätten der antiken Vergangenheit, Forum und Palatin, entfaltete man unter dem neuen Regime eine fieberhafte Arbeit. Das Zeitalter der Technik begünstigte eine gesteigerte Ausgrabungstätigkeit. Wie Gregorovius, gewiß einer der glühendsten Freunde Roms, den Beginn der Aufdeckung des Palatin beklagt und den Untergang der eigentümlichen Schönheit des Hügels voraussagt, wurde schon erwähnt. Man höre dann, was Jacob Burckhardt, dem man doch gewiß keine Interesselosigkeit der Wissenschaft gegenüber wird vorwerfen können, in einem Brief vom 29. Februar 1884 an Heinrich von Geymüller schreibt: „Das ganze junge Italien hat eher jeden anderen Sinn als Kunstsinn! Unter den gebietenden Archäologen aber thronen ganz entsetzliche Individuen, welche der Rechthaberei zuliebe das ganze Forum zu einem Tal Josaphat ge-

macht und wahrscheinlich jetzt Vignolas Portone farnese und die letzte malerische Kulisse — Santa Maria Liberatrice dem Boden eben gemacht haben! — Das gehört freilich mit zu jenem langen Kapitel vom fanatischen Hochmut der Wissenschaft, und dieses will ich hier nicht entamieren." — Und was ist seitdem alles geschehen! Die Gärten der Villen Farnese und Mills in das Ausgrabungsgebiet überzogen, die Oberfläche des Bodens nach allen Richtungen durchwühlt. Unter der Erde breitet sich das neue Reich der Wissenschaft aus. Das, was der Hügel in seiner einzigartigen Zusammensetzung von Ruinen, Klosteranlagen, Kirchen, Villen, Gärten und wilder Vegetation früher dem Auge darbot, ist verschwunden. Eine neue Aufgabe ist ihm durch die Terza Roma zugefallen: mit dem Forum zusammen ein großes archäologisches Freilicht-Museum zu bilden.

Die antiken Reste wirken heute in der römischen Natur nicht mehr so bodenständig wie früher, als sie an einem Ensemble Teil hatten, in dem sich durch die Arbeit der Zeit Glied auf Glied abgestimmt hatte. Sie werden von den Menschen anundfürsich als Selbstzweck angesehen, herausgeschält, zu Attraktionen gemacht und einem bestimmten Reglementierungssystem unterworfen. Das Schlimmste, was nach dieser Richtung geschehen ist, bedeutet wohl die Neugestaltung, welche die Gegend der Caracalla-Thermen in den letzten Jahren erfahren hat. Das Gebiet, das in dem früheren Zustand mit seiner wundervollen alten Vegetation, versteckten Basiliken und den aus dem Grün sich erhebenden gigantischen Thermenresten in seiner geheimnisvollen Halbwildheit zu den eindrucksvollsten Partien der näheren Umgebung gehörte, ist der sogenannten Passeggiata archeologica zum Opfer gefallen und gänzlich seines früheren Charakters beraubt worden. Man hat das Terrain zwischen Thermen und Circus maximus schön nivelliert und in eine Art englischen Garten verwandelt, der von einer breiten öden Zufahrtsstraße in zwei Teile zerschnitten und von Schlängelwegen durchzogen wird, durch den sich ein Bächlein krümmt, an dessen Ufer man schlanke Bäumchen gepflanzt hat; regelmäßige Blumenrabatten fassen die Außenmauern der Ruinen ein. Um dieses „Stadtpark"-Milieu hervorzuzaubern, hat man die herrlichste alte Natur und Vegetation dem Untergang geweiht. Die Entwicklungsgeschichte dieser Passeggiata archeologica in all ihren Peripetien mit ihren Barbareien und den Ambitionen der leitenden Persönlichkeiten ist von Prof. Chr. Huelsen in einem Aufsatz der Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik (Februar 1913) anschaulich geschildert worden.

Die Ausgrabung der Kaiserfora ist das nächste große archäologische Projekt, das in Aussicht genommen ist. Umfangreiche Häuserblocks müssen zu diesem Zweck enteignet und niedergerissen werden. Rom wird dann ein neues Ruinenviertel erhalten. Für das Stadtbild wird solch eine mit den Anhaltspunkten der antiken Trümmer bewerkstelligte topographische Rekonstruktion mitten in dem modernen Leben kaum einen Gewinn bedeuten. Das ausgefressene Loch um das Nationaldenkmal herum erhält noch einen größeren Umfang. Eine zugestutzte antiquarische Kuriosität ohne künstlerischen Gesamtcharakter darf als Ergebnis aller Mühen und Aufwendungen erwartet werden. Die ungeheuren nutzlos vergeudeten Summen für die Passeggiata archeologica bei den Caracalla-Thermen sollten ein warnendes Beispiel dafür sein, was bei einer modernen Reglementierung der Ruinen herauskommt. Ueber den Plan der Freilegung der Kaiserfora hat Federico Hermanin, der verdienstvolle Leiter der Galleria Nazionale, in einem Aufsatz der Deutschen Rundschau (Oktober 1912) ausführlich berichtet und eine Planskizze beigegeben, nach der man sich eine Vorstellung von den beabsichtigten Umwälzungen machen kann.

Es ist bezeichnend für die römischen Zustände, daß auf der einen Seite die mit enormen Kosten und Mühen verknüpfte Ausgrabung der Kaiserfora geplant wird, während man auf der anderen die Preisgabe des schönsten noch aufrecht stehenden Renaissance-Stadtteils zugunsten des modernen Verkehrs ventiliert. Dort die unsichere Hoffnung, den schon recht stattlichen Vorrat antiker Denkmäler um mehr oder weniger wertvolle Funde zu vermehren, und als Resultat in Aussicht stehend die Bloßlegung eines Ensembles von Trümmern im Innern einer modernen Stadt, das sich keinem Unvorbereiteten zu unmittelbarem Genuß und Verständnis erschließt. Hier die Möglichkeit, ein Stadtbild von eigenartigem Charakter und faszinierender Wirkungskraft, dessen sich wenige Orte rühmen dürfen, zu konservieren, eine Summe positiver künstlerischer Leistungen, die noch auf Jahrhunderte hinaus Freude und Anregung zu spenden vermögen, den kommenden Geschlechtern zu überliefern.

Italien hat auf dem Gebiete der Pflege und Restaurierung von Denkmälern der christlichen Aera außerordentliche Erfolge aufzuweisen. Was hier unter der Leitung des Kunstdepartements der Regierung in der letzten Zeit geleistet wurde, ist von großem Verständnis für die wesentlichen Probleme getragen und verdient die lebhafte Anerkennung und Bewunderung der ganzen zivilisierten

Welt. Diese wird sich hoffentlich auch darin nicht getäuscht finden, daß man es nicht ruhig mit ansehen würde, wenn es wirklich zu einer Gefährdung des Coronari-Viertels kommen sollte. Es wäre die dankbarste und verdienstvollste Aufgabe, diese Gegend zu retten und nach modernen Grundsätzen der Denkmalpflege zu konservieren. Allerdings dürfte bei einem etwaigen Interessenkonflikt zwischen Kaiserfora und Altstadt die menschliche Erwägung mitsprechen, daß bei einer neuen Ausgrabung, an die sich vorher immer unbegrenzte Hoffnungen und Erwartungen knüpfen, mehr Ehre und Ruhm einzuheimsen ist, als bei der stillen so großen Takt erfordernden Arbeit der Erhaltung von etwas Bestehendem, die doch künstlerisch unendlich viel wertvoller wäre. Wenn heute auch die ganze Welt von einem Ausgrabungsfieber ergriffen ist, der sogenannte wissenschaftliche Geist so stark imponiert, ohne daß die positiven Resultate immer richtig abgeschätzt werden, so wollen wir uns doch der Hoffnung hingeben, daß diese großen Fragen nur unter den Gesichtspunkten allgemeiner Humanität ihre Entscheidung finden werden.

Der augenblickliche Moment ist einer der bedeutungsvollsten für die Entwicklung Roms. Deshalb darf für diese Erörterungen auch das Interesse eines deutschen Publikums vorausgesetzt werden, dem ja die ewige Stadt einen nicht geringen Teil seines alten Kulturbesitzes verkörpert. Der Bürgermeister Nathan ist am Anfang dieses Jahres infolge der Kammerwahlen von seinem Posten zurückgetreten. Eine neue Verwaltung wird über die nächsten Geschicke zu entscheiden haben. Was in der Zukunft liegt, ist nicht nur ein ferneres Ausgreifen der Stadt in die Weite, ein Zuwachs an modernen Quartieren und Gebäuden, es geht jetzt auch an die bisher unberührten großen künstlerischen Akzente. Zwei noch unter Nathans Regime veranstaltete Konkurrenzausschreibungen, deren Resultate Ende 1913 öffentlich ausgestellt waren, gaben einen darauf bezüglichen Hinweis

Der eine Wettbewerb betraf Nathans alte Lieblingsidee, die Verbindung der Kapitolpaläste, um eine Zirkulation zwischen den drei städtischen Gebäuden bei repräsentativen Gelegenheiten zu ermöglichen. Ob der Plan auch nach dem Rücktritt der alten Stadtverwaltung aufrecht erhalten und welche Lösung er finden wird, ist noch gänzlich ungewiß. Auf eine das Platzbild in so hohem Grade beeinträchtigende schwere Architektur, wie sie 1911 provisorisch errichtet worden war, haben die meisten Bewerber verzichtet. Projekte einer unterirdischen Verbindung sind zur Diskussion gestellt.

Nur wenn eine solche sich ermöglichen ließe, sollte die Frage überhaupt ernstlich erwogen werden, da nur dann die Gewähr gegeben wäre, daß Michelangelos Schöpfung unberührt erhalten bleibt. Sonst müßte eben die Konsequenz gezogen und ein neues Gebäude für die städtischen Zwecke geschaffen werden. Wie ja auch Giovannoni an einer Stelle seines Aufsatzes beklagt, daß man seit der Erhebung Roms zur Hauptstadt als Regierungs- und Verwaltungsgebäude vielfach nur überkommene und gar nicht auf solche Bedürfnisse zugeschnittene Bauwerke eingerichtet habe.

Ein anderer Angriffspunkt ist Piazza Navona. Hier soll die nördliche Schmalseite des Platzes nach der neuen breiten Via Zanardelli geöffnet werden, die auf die Mitte des Justizpalastes ausgerichtet ist. Damit wird eines der wichtigsten Kunstzentren der Altstadt mit dem protzigen Repräsentanten der Terza Roma in unmittelbare Berührung gesetzt. Zwar ist vorgeschrieben worden, um die Geschlossenheit des Platzraumes zu wahren, daß die Oeffnung durch Bogengänge innerhalb eines neu zu errichtenden Gebäudes erfolgen solle. Aber immerhin soll doch da, wo heute einfache Wohnhäuser mit glatten Fassaden stehen, in einem Ensemble, das mit Rücksicht auf den Reichtum der Kirche S. Agnese, des Palazzo Pamfili und der drei Fontänen so fein ausbalanziert erscheint, eine neue repräsentative Architektur Platz finden, deren Einfluß auf die Gesamtwirkung der Anlage unberechenbar ist. Es ist einer der gefährlichsten Eingriffe, die das künstlerische Rom bedrohen.

Endlich geht auch die Fontana Trevi einer ungewissen Zukunft entgegen, da eine Veränderung des Platzes, auf dem sie steht, vorgesehen ist, um dem Durchgangsverkehr eine freiere Bahn zu schaffen. Die trotz Schwächen und Manieriertheiten im einzelnen als Ganzes unwiderstehliche Wirkung der Brunnenanlage beruht gerade darauf, daß die reich gegliederte plastische Masse mit dem herabstürzenden Wasserschwall auf den engen Platzraum gebannt, der Eindruck gedrängter, berauschender Fülle dadurch aufs höchste gesteigert ist. Die an den Palazzo Poli sich anlehnende Fontäne und gegenüber die bewegte Prachtfassade der Kirche S.S. Vincenzo ed Anastasio — eingekeilt in den kleinen, von einfachen Fassaden begrenzten Platz — das hat sich zu einem Organismus herausgebildet, von dem der eigentümliche malerische Eindruck abhängig ist. Wer daran rührt, läuft Gefahr, mit dem Ganzen auch jeden einzelnen Teil zu beeinträchtigen.

Bei einer solchen Situation ist es begreiflich, daß alle Freunde -ischer Schönheiten nur voller Besorgnis in die Zukunft sehen.

Der Verfasser weiß sich darin eins mit Gesinnungsgenossen in Italien, Geistern vom Schlage Giovannonis — deshalb darf ihm die Kritik, die er sich an den bestehenden Verhältnissen erlaubt hat, von der sich immer am lautesten gebärdenden chauvinistischen Seite auch nicht als Ueberhebung und Anmaßung ausgelegt werden. Als einen Bewunderer Italiens und seiner Eigenart weisen ihn wohl seine häufigen Besuche in dem Lande und seine Schriften zur Genüge aus. Daß er auch kein parteiischer Lobredner heimischer Zustände ist, wird man aus einem in dieser Zeitschrift (1912) veröffentlichten Aufsatz schließen dürfen, in dem er die schweren Schäden in der städtebaulichen Entwicklung Berlins, das nach seiner Einsetzung zur Hauptstadt des Deutschen Reiches eine ungleich rapidere Zunahme als Rom aufzuweisen hatte, kennzeichnete. Weil er die Folgen einer solchen Entwicklung miterlebt hat, möchte er gern Rom davor bewahrt wissen. Es hat an alten künstlerischen Werten und Reizen der Natur unendlich viel mehr zu verlieren. Deshalb ist die Gefahr eine viel dringendere und etwas, was die ganze zivilisierte Welt bekümmert.

Auf eine Besserung wird in Rom dann zu rechnen sein, wenn Männern der bestimmende Einfluß zufällt, die, in der Stadtbaukunst geschult, sich auf die allenthalben in unserer Zeit gemachten Erfahrungen stützen können. Es ist in der glücklichen Lage, in seiner ganzen näheren Umgebung noch weite Strecken freien Landes zu besitzen. Wenn man darauf sein Augenmerk richtet, wenn eine voraussehende Verkehrspolitik nach der Peripherie bequeme Verbindungen herstellt und die Außengebiete nach modernen Gesichtspunkten kolonisiert, so ließen sich alte Versäumnisse vielleicht noch nachholen. Die Phantasie möge es wagen, sich ein neues Rom auszumalen, umgeben mit einem Kranz von Gartenstädten, die, übersponnen mit der üppigen südlichen Vegetation, der die Gunst ihres Himmels in einem Jahr ein Wachstum verleiht, wozu der Norden beinahe ein Jahrzehnt benötigt, den Uebergang in die Campagna vermitteln. Wer das an anderen Stellen Europas Erreichte im Auge hat, wird sich sagen dürfen, daß das kein Phantom zu sein braucht.

Die moderne Stadtbaukunst sieht in der Verbindung von Aesthetischem und sozialer Ethik eine ihrer besonderen Aufgaben. Ihre Resultate und Erfolge sucht sie darin, das ästhetische und das soziologische Problem von einer einheitlichen Basis aus zur Lösung zu bringen. Darauf beruht ihre sittliche Kraft und die große Sammlung der Geister, die sie hervorgerufen hat. Ihr Ziel ist, die Bewohner des Gemeinwesens, welchem Stande sie auch angehören, zu

glücklichen Menschen zu machen. Aus einem Zeitalter der Technik heraus ist dieser ideale Gedanke geboren worden, und es gilt jetzt, alle technischen Möglichkeiten in den Dienst solch eines Gedankens zu stellen.

Das alte romantische Rom ist endgültig tot, und die Stimmung, in die der frühere Romfahrer versetzt wurde, kann nicht mehr künstlich zurückgerufen werden. Die Stadt hat sich von Grund aus verändert und wir Menschen sind andere geworden. Den römischen Eindrücken gegenüber haben wir neue Maßstäbe und Gesichtskreise. Das Alte, im Laufe einer langen Geschichte Gewordene, ist nicht mehr das in erster Linie Bestimmende und hat nicht die starke Suggestionskraft, vermöge deren andere Empfindungen hintangehalten werden. Für eine vorwärts blickende Zeit ergibt sich die Konservierung der Altertümer heute als ein Teil innerhalb eines umfassenden, einheitlichen städtebaulichen Programms, das allen den vielgestaltigen Ansprüchen eines modernen Siedlungswesens gerecht zu werden, die überkommenen Werte in den neuen Organismus einzubeziehen trachten muß. Immer schwächer und schwächer wird der künstlerische Glanz der Vergangenheit die Terza Roma umstrahlen. Jetzt ist der Augenblick, wo sie sich von Grund aus ihre neue Gestalt gibt — vielleicht auf Jahrhunderte hinaus, denn nichts ist standhafter als ein einmal durchgeformtes Stadtbild. Es gilt, auf der Bahn der Aeternität eine neue Phase zu begründen, die ihre Stellung in der Zukunftsgeschichte der Menschheit bestimmen wird.

Deutsche Volksernährung im Kriege.

Von

Dr. Carl Ballod,
ordentl. Honorarprofessor a. d. Universität Berlin.

Ueber dieses Thema sind in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Schriften erschienen, so noch der Aufsatz des Grafen Moltke im Märzheft dieser Jahrbücher — es ist jedoch bei weitem noch nicht erschöpft, gewinnt vielmehr zusehends an Aktualität und Schärfe. Dies infolge unserer rapide steigenden Verflechtung in den Weltverkehr und unserer wachsenden Bevölkerung. Vor 15 Jahren konnte man noch hoffen, bei fehlender oder doch beschränkter Einfuhr vom Auslande im Kriegsfalle zur Not mit dem eigenproduzierten Getreide im Falle der Ergreifung energischer Maßnahmen, als Verbot der Branntweinbrennerei und der Bierbrauerei, auszukommen — heute ist dies nicht mehr möglich. Zwar unsere Brotkorneinfuhr ist in den letzten Jahren wieder zurückgegangen, wir führen sogar eine halbe Million Tonnen Roggen jährlich mehr aus, anstatt, wie wir es noch in den 90er Jahren taten, $^3/_4$—1 Million Tonnen Roggen mehr einzuführen. Diese Tatsache erklärt denn auch die ganz überwiegend optimistische Auffassung der Gefahr bezw. die Ansicht von der Gefahrlosigkeit einer Abschneidung der Zufuhr vom Auslande, mit der englische und französische Schriftsteller uns schon gedroht haben. Auch Graf Moltke neigt der optimistischen Auffassung zu. Dem gegenüber muß betont werden, daß die Brotkornfrage nur im Zusammenhange mit der gesamten Getreide- + Futtermittel- + Oelfruchtkonsumfrage zu begreifen ist. Die Brotkorneinfuhr ist zurückgegangen — die Gesamteinfuhr aber an Getreide und sonstigen Nahrungsmitteln ist gewaltig gestiegen. Wir führten 1911/13 bereits rund 10 Millionen Tonnen an Getreide und Futtermitteln ein, dazu noch mindestens 5 Millionen Tonnen Getreidewert in dem für

900 Millionen Mark eingeführten Vieh und Fleisch, dem Schmalz, Heringen, Eiern, Butter, Käse!*) Selbst wenn man die deutsche Erntestatistik voll gelten läßt, sie für 1911/13 mit 26 Millionen Tonnen netto einsetzt, so ergibt sich doch, daß ein volles Drittel des Nahrungsbedarfs an Getreide eingeführt wird, die Mehreinfuhr an Brotgetreide macht von der gesamten Getreide- und dem Getreide gleichwertigen Kraftfuttereinfuhr nur den zehnten Teil aus. Es ist daher eine furchtbare Selbsttäuschung, wenn man sich vorrechnet, daß das deutsche Volk elf Monate im Jahr mit dem selbstproduzierten Brotgetreide ausreichen könne. Ausreichen — ja, solange es 60 % der Futtermittel für das Nutzvieh einführen kann! Das Aufhören der Futtermitteleinfuhr bedeutet bereits bei den Kühen Rückgang des Milchertrages auf höchstens 3/4; bei der Schweinezucht wären die Folgen geradezu katastrophal: 2/3 der Ferkel und jungen Schweine könnten nicht mehr ausgemästet werden, sondern müßten schleunigst eingeschlachtet werden! Eine Abschneidung der Nahrungsmittelzufuhr bedeutet daher einen Rückgang des Konsums an animalischen Nahrungsmitteln auf die Hälfte und damit einen schreienden Mehrbedarf nach Brot!

Graf Moltke führt aus, daß die englische Bevölkerung der unserigen gegenüber einen erstaunlich geringen Brotbedarf hätte, und zwar nur 167 kg auf den Kopf im Laufe der letzten 10 Jahre, was wohl stark unter das wünschenswerte und für die Volkshygiene zuträgliche Maß hinunterginge. Dem gegenüber hätte man in Deutschland 1911 über 15 Millionen Tonnen an Roggen und Weizen geerntet, also 227 kg auf den Kopf, 1912 sogar 16 Millionen Tonnen (1913 waren es sogar, wie wir hinzufügen können, 16,87 Millionen Tonnen). Unter Abzug für die Aussaat und des für menschliche Ernährung minderwertigen Hintergetreides würde doch noch annähernd das von der Wissenschaft als notwendige Minimum gesetzte Quantum von 180 kg auf den Kopf vorhanden sein.

Hätte Graf Moltke Recht, so wäre es verwunderlich, daß wir in den Wirtschaftsjahren 1911/12, 1912/13 und 1913/14 überhaupt noch Brotkorn einführten, anstatt solches auszuführen. Es ist aber

*) Der eingehende tabellarische Nachweis ist bereits enthalten in meinem Aufsatze „Die deutsche Volksernährung im Kriege" in der Zeitschrift „Verwaltung und Statistik" Augustheft 1913; zu vergleichen auch der gleichlautende, 1912 erschienene Aufsatz von Georg Fröhlich in Schmollers Jahrbuch 1912. Vergl auch die hier zum Schluß enthaltene Tabelle die ebenfalls großenteils bereits in meinem „Grundriß der Statistik", S. 332, 333, enthalten ist.



mit den statistischen Gegenüberstellungen eine eigene Sache. Nur die englische Statistik des Getreidekonsums ist eine wirkliche Statistik — die deutsche ist es nicht! Die englische Konsumstatistik für Brotgetreide beruht zu $^4/_5$—$^5/_6$ auf der Einfuhrstatistik, die absolut sicher ist, die deutsche nur zu $^1/_{10}$, zu $^9/_{10}$ dagegen auf der Statistik der Eigenernten, die bloß Schätzungswerte vorstellt. Kein Mensch kann sagen, ob die deutschen Ernteschätzungen nicht um 10, ja 15 oder gar 20 % zu hoch sind. Einige Hinweise werden dies erhärten. Das Königreich Sachsen, das 1910 rund 4,8 Millionen Menschen zählte, hatte 1910/12 eine Eigenernte von 576 000 Tonnen Brotkorn, abzüglich Aussaat 530 000 Tonnen. Die Einfuhr an Brotkorn betrug nach der Verkehrsstatistik*) in den Jahren 1909/11 im Durchschnitt nur 252 000 Tonnen. Wir gelangen somit für Sachsen zu einem Brotkonsum von auch nur 160 kg auf den Kopf, also zu demselben „erstaunlich niedrigen" Konsum, wie in England. Und dies unter Voraussetzung, daß die sächsische Ernte-Konjekturalstatistik nicht zu hohe Ziffern bietet! Für Posen — eine Ausfuhrprovinz par excellence — haben wir unzweifelhaft zu hohe Zahlen: Die Produktion an Brotgetreide betrug 1908/1910 durchschnittlich netto (abzüglich Aussaat) rund 1,13 Million Tonnen, die Ausfuhr im Mittel der Jahre 1909/11 350 000 Tonnen. Es hätten also übrig bleiben müssen etwa 663 000 Tonnen, was rund 325 kg auf den Kopf der Bevölkerung ausmacht. Daß dies eine ganz unmögliche Zahl ist, leuchtet ohne weiteres ein — soviel Brot braucht denn doch auch der Polenmagen nicht. Noch höhere, ganz unwahrscheinliche Ziffern ergeben sich für die anderen drei östlichen preußischen Provinzen (Ost- und Westpreußen und Pommern) und für Mecklenburg; diese hatten zusammen 1908/10 eine Durchschnittsernte von 2,92 Millionen Tonnen Brotgetreide netto, die Ausfuhr betrug rund 620 000 Tonnen, es hätten also von der 6,2 Millionen zählenden Bevölkerung dieser Gebiete $\frac{2,300}{6,2}$ = 371 kg auf den Kopf verbraucht werden müssen! Reduzieren wir den Eigenverbrauch für die östlichen vier preußischen Provinzen und Mecklenburg auf den sicher nicht zu niedrig gegriffenen Betrag von 250 kg auf den Kopf, was noch den statistischen Reichsdurchschnitt um 15 kg übertrifft, so ergibt sich eine

---

*) Berechnet aus den vom Kaiserl. Statist. Amt alljährlich herausgegebenen Bänden der „Statistik des Güterverkehrs auf deutschen Eisenbahnen" und der „Statistik des Güterverkehrs der deutschen Binnen-Wasserstraßen."

Mindereernte von 110 · 8,32 = 915 200 Tonnen, bezw. eine Verringerung von 4,361 : 0,915 = um 22 %!

Die Erntestatistik ist also vermutlich um diesen Betrag falsch, d. h. überhöht! Rechnen wir die Ueberhöhung der erntestatistischen Angaben für das ganze Deutsche Reich zu 15 %, so würde sich ergeben, daß 1908/10 im Durchschnitt nicht 26,8 Millionen Tonnen geerntet sind, sondern nur 22,8, bezw. abzüglich Aussaat knapp 20,7 Millionen Tonnen. Selbst für 1911/13 würden sich dann anstatt 28 nur 22,8 Millionen brutto, bezw. 21,7 netto ergeben. Die Mehreinfuhr an Getreide, Kraftfuttermitteln und Oelfrüchten, die 1909/11 rund 9,2, 1911/13 10,0 Millionen Tonnen betragen hat, würde alsdann zuzüglich der 5 Millionen Tonnen Getreidewert in den eingeführten animalischen Nahrungsmitteln noch mehr in die Wagschale fallen. Gewiß kommt für die Frage der Volksernährung in Betracht, daß wir gewaltige Massen Kartoffeln ernten — in den letzten drei Jahren waren es über 40 Millionen netto —, man darf aber deren Bedeutung für die Ernährung nicht überschätzen, was durch Behrend bereits geschehen ist: die Kartoffel ist ein einseitiges Nahrungsmittel; sie enthält nach den heute allein noch gebrauchten Tabellen von Kellner zwar 15—19 % Stärkemehl, aber nur 0,2 % Eiweiß und nur 0,1 % Fett. Das Verhältnis von Stärkemehl : Eiweiß : Fett ist also bei der Kartoffel etwa wie 170 : 2 : 1, während der Bedarf des Menschen sich bezüglich dieser Nährstoffe wie 10 : 2 : 1 stellt. Nicht viel anders stellt sich der Bedarf bei den Tieren. So große Vorzüge das vielgerühmte Trocknungsverfahren bei der Kartoffel auch bietet bezüglich der Erhaltung sonst verderbender Massen, so löst es doch durchaus nicht die Frage der Ernährung von Mensch und Vieh, sondern zur rationellen Ernährung sind Zugaben von eiweiß- und fetthaltigen Nährstoffen unbedingt notwendig. Daß die Kartoffel bei Arbeitsruhe einen Teil des den Pferden gereichten Hafers ersetzen könnte, ist anzunehmen, bei Arbeitsruhe verringerte aber schon früher ein jeder Landwirt den Pferden die Haferration. Leichtfertig aber wäre es, bei starker Arbeit die Haferration der Pferde auch nur um 20 % zu schmälern. Wenn also durch die Allgemeineinführung der Kartoffeltrocknung 10 % der heute verderbenden Kartoffelmassen, also etwa 4—5 Millionen Tonnen gerettet und ausgenutzt werden könnten, so wäre das gewiß schon eine große Errungenschaft. Man vergesse aber nicht, daß diese 4—5 Millionen Kartoffeln nur etwa 1 Million Tonnen an Getreide oder Kraftfutter gleichwertig sind, während wir

doch das Zehnfache einführen. Ja, man darf sogar behaupten: je mehr durch die Kartoffeltrocknung erreicht wird, daß sonst verderbende Kartoffeln erhalten werden, desto mehr muß, zwecks rationeller Ausnutzung des Plus an Kartoffeln, der Einfuhrbedarf an eiweiß- und fettreichen Kraftfuttermitteln steigen, weil sonst das Mehr an Kartoffelnährwerten gar nicht ausgenutzt werden kann, vielmehr weggeworfenes Geld bedeutet! Gewiß, wir könnten auch im Inlande mehr eiweiß- und fetthaltige Früchte züchten, z. B. Bohnen, Wicken, Rübsamen, Lein — allein wir könnten dies nur tun, wenn wir gleichzeitig das heute dem Getreide und der Kartoffel eingeräumte Areal schmälerten, was kaum rationell wäre.

Wenn Graf Moltke weiter seine Befriedigung über das Anwachsen des Fleischkonsums ausdrückt, der in Deutschland von etwa 40 kg vor der Jahrhundertwende auf $52^1/_2$—$53^1/_2$ kg auf den Kopf gestiegen sei, so ist zu bemerken, daß wir dieses Anwachsen zum guten Teil der Konjekturalstatistik des Kaiserl. Gesundheitsamtes verdanken: es hat s. Z. aus Stichproben gewonnene, methodologisch falsch*) errechnete Durchschnittsgewichte auf alle geschlachteten Tiere, deren Ziffern seit 1904 für die gewerblichen Schlachtungen bekannt sind, ausgedehnt (für die Hausschlachtungen haben bis jetzt nur dreimal, 1904, 1907, 1912, Erhebungen stattgefunden). Der Einfluß guter und schlechter Futterjahre ist bei dieser Rechenmethode völlig ausgeschaltet, daß in schlechten Futterjahren aus Not leichtere Tiere geschlachtet werden müssen, fällt unter den Tisch. Wäre die Fleischkonsum-Konjekturalstatistik des Kaiserl. Gesundheitsamtes richtig, so hätte das deutsche Volk in bezug auf den Fleischkonsum statistisch bereits die Lebenshaltung des englischen erreicht. Allerdings nur statistisch. In der Wirklichkeit ist bis in die letzte Zeit nicht beachtet, daß die Angaben über den englischen einheimischen Schweinebestand, auf dem die Berechnungen über den Schweinefleischkonsum beruhen, viel zu niedrig sind, weil die Schweine des kleinen Mannes, des „Cottagers", nicht miterfaßt sind. Wenn Müller (Die deutsche Volksernährung unter dem Gesichtspunkte der wirtschaftlichen Kriegsbereitschaft) das Mehr auf 3 kg per Kopf schätzt, so ist das entschieden noch viel zu wenig gerechnet. Aus den in England eingeführten 3,2 Millionen

*) Der Nachweis darüber in meinem Aufsatz „Die Frage nach der wissenschaftlich richtigen Ermittelung des Fleischkonsums des deutschen Volkes" in der Zeitschrift „Verwaltung und Statistik", Dezemberheft 1912; zu vergl. auch das Buch von Eßlen, „Die Fleischversorgung des Deutschen Reiches", Stuttgart 1912.

Tonnen Gerste und Mais lassen sich 600000 Tonnen Schweinefleisch erzeugen und nicht bloß 300000, wie dies die Statistik der Royal Statist Society bisher annahm. Der Fleischkonsum Englands ist wahrscheinlicherweise um 5—6 kg auf den Kopf, d. h etwa 10 % höher, als bisher angenommen wurde. Dazu kommt noch, daß der Fischkonsum in England etwa 22 kg auf den Kopf, in Deutschland einschließlich der Heringe kaum über 8 kg ausmacht.

Graf Moltke verbreitet sich weiter darüber, daß große Massen des bei uns erzeugten Roggens und Weizens in Friedenszeiten der industriellen Verwertung dienstbar gemacht (Kornbranntwein, Stärkefabrikation usw.) und dadurch den eigentlichen Ernährungszwecken entzogen würden. Da verlohnt es sich zu fragen: Wie groß sind diese Massen? 1909/10 waren es 341, 1910/11 320 Tausend Tonnen, für 1911/12 stieg allerdings der Verbrauch auf 509000 Tonnen, dies aber infolge der Kartoffelmißernte (es konnten anstatt 2,5 nur 1,8 Millionen Tonnen Kartoffeln gebrannt werden). Es ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß das in der Branntweinbrennerei verbrauchte Brotgetreide überwiegend Hintergetreide war, das höchstens zu Fütterungszwecken zu brauchen war. Aber abgesehen davon — würde man durch ein Verbot des Branntweinbrennens im Kriege alle Nährstoffe des in der Brennerei verbrauchten Getreides und der Kartoffeln als zuschüssige Nahrungsmittel gewinnen können? Nein. Denn — und das darf nicht übersehen werden: in den Abfällen der Brennerei, in der Schlempe, ist ja schon die Hälfte der verbrauchten Nährwerte, und zwar ausgerechnet gerade die wertvollsten, nämlich fast das gesamte Eiweiß und Fett, enthalten und werden mit großem Vorteil zur Fütterung von Nutzvieh verwendet! Es ist also die Frage, ob durch das Verbot der Brennerei an Eiweiß und Fett etwas gewonnen würde, denn gerade dies sind die Substanzen, an denen wir beim Abschneiden des Auslandbezuges ein Mehr zu gewinnen trachten müßten Die Kohlehydrate könnten wir mit Leichtigkeit durch Mehrkonsum von Zucker (von dem beim Aufhören der Ausfuhr $^3/_4$—1 Million Tonnen im Lande bleiben würden) und Kartoffeln ersetzen.

Offen bleibt noch die Frage, ob durch das Aufhören des Branntweinkonsums nicht ein entsprechender Mehrbedarf an Nahrung entstehen würde. Denn wenn auch Alkohol kein Nahrungsmittel ist, so spart er doch nach der noch heute vorherrschenden Ansicht an Nahrung. Das Problematische des Nährwertgewinnes beim Verbot der Branntweinbrennerei trifft ebenso zu, nur noch in einem höheren Grade,

bei der Frage eines Verbotes der Bierbrauerei. Für die Bierbrauerei werden noch erheblich höhere Getreidemengen aufgewendet, als für die Branntweinbrennerei, und zwar etwa $1^1/_4$ - $1^1/_3$ Millionen Tonnen Gerste. Allein auch da ist zu beachten, daß in den Abfällen der Brauerei, den Träbern, nahezu $^2/_3$—$^3/_4$ des gesamten Eiweiß- und Fettgehaltes der Gerste enthalten ist! Und der Rest der Nährwerte der Gerste ist zum großen Teil in der Bierwürze enthalten, von der höchstens die Hälfte bei der Gärung in Alkohol umgewandelt wird. Der wahrscheinliche Gewinn an Nährwerten wird also gering sein. Dazu muß noch erwogen werden, ob eine zwangsweise völlige Alkoholentziehung auf ein doch nun einmal an mäßigen Genuß von Alkohol gewöhntes Volk, wie das deutsche, nicht eine sehr deprimierende Wirkung ausüben würde — allein schon die Gemütsdepression kann verlorene Schlachten zuwege bringen! Man weiß z. B., daß einige Nordpolfahrer, wie Nansen, sich rühmen, daß sie auf Nordpolarexpedionen ohne Alkohol ausgekommen seien. Aber die Teilnehmer waren zuletzt alle in einen Zustand höchster seelischer Verstimmung gelangt, die unter Umständen hätte bedenklich wirken können. Dagegen wird bei der deutschen (v. Drygalskis) Südpolarexpedition gerade gerühmt, daß die Gemütsstimmung eine vorzügliche blieb, und zwar gerade mit, weil ein mäßiger Alkoholgenuß gestattet war.

Wenn also Graf Moltke meint, daß Deutschland auch bei Sperrung seiner Grenzen und Häfen, die niemals eine vollständige sein werde, reiche Hilfsmittel für die Ernährung seiner Bevölkerung besitze, so bedauere ich, diesem Optimismus aufs entschiedenste widersprechen zu müssen. Unsere Volksernährung wird vielmehr aufs äußerste gefährdet werden. Zunächst ist schon unverständlich, wieso denn eine Grenzsperre niemals eine vollständige sein könnte. Glaubt Graf Moltke etwa, daß die belgischen, niederländischen, dänischen, schwedischen Häfen uns auch im schlimmsten Falle, bei einem großen Kriege: Dreibund contra Dreiverband, offen stehen werden? Daß England auch nach der Kriegserklärung seine Schiffsreeder und Kaufleute anweisen wird, uns ja via Holland mit Nahrungsmitteln zu überschütten? Englische Autoren sind anderer Ansicht, sie sprechen es offen aus, daß man Deutschland aushungern könne.*) Wohlgemerkt: zum Zwecke der Nahrungsmittelsperre braucht

*) Um zu erfahren wie groß unser Zufuhrbedarf ist, brauchen die Engländer keine Spionage zu betreiben, sie brauchen dazu nicht einmal die deutsche amtliche Statistik, die natürlich in jeder englischen Bibliothek zu haben ist,

England nicht einmal die Neutralität Belgiens und der Niederlande zu verletzen: Die auf Holland und Belgien schwimmenden Getreideschiffe sind, was die meisten deutschen Autoren nicht zu wissen scheinen, zu $^{2}/_{3}$ englischer Nationalität . . . Die englische Regierung braucht also bloß die englischen Schiffe in ihre eigenen Häfen zu beordern . . . Die Nichtgehorchenden könnten doch wohl wegen Landesverrats angehalten werden . . . Die deutschen Schiffe würden gekapert werden. Der Rest? Nun, Belgien muß selbst $2^{1}/_{2}$ Millionen Tonnen Getreide zukaufen bei einer Eigenernte von $1^{1}/_{2}$ Millionen Tonnen; Holland ist dem Auslande für $1^{1}/_{2}$ Millionen Tonnen tributpflichtig (Eigenernte knapp 1 Million). Die Neutralität der Niederlande und Belgiens ist also wertlos. Diese beiden Länder müssen froh sein, wenn England ihnen so viel Getreide einzuführen erlaubt, als für die Ernährung ihrer eigenen Bevölkerung nötig ist . . . . Die Schweiz? Nun, die Schweiz hat eine Eigenernte von $^{1}/_{4}$ Million Tonnen, eine Einfuhr von $^{3}/_{4}$, darunter $^{1}/_{2}$ Million Tonnen Weizen. Sie bezieht ihren Getreidebedarf via Mannheim, Genua, z. T. auch aus Ungarn. Oesterreich-Ungarn? Dieser Staat hat in gewöhnlichen Jahren selbst keinen Getreideüberschuß, in ungünstigen, wie 1909, muß er noch $^{3}/_{4}$ – 1 Million Weizen einführen! Italien? Italien führt allein an Weizen $1^{1}/_{4}$—$1^{1}/_{2}$ Millionen Tonnen ein, daher ist auch für Italien die englische Gunst so wichtig . . .*) Rumänien? Ja, wenn Rumänien uns sicher wäre, könnte es freilich eine erhebliche Ausfuhr gewähren, da es in guten Jahren etwa 2 Millionen Tonnen Getreide jährlich ausführt, $^{1}/_{4}$—$^{1}/_{5}$ des deutschen Einfuhrbedarfes . . . Aber Rumänien ist unsicher geworden . . . Dänemark? Die unfreundliche Neutralität Dänemarks versteht sich doch von selbst. Schweden-Norwegen? Schweden führte $^{1}/_{4}$, Norwegen $^{3}/_{4}$ seines Brotgetreide-

---

einzusehen: in England erscheinende Fachzeitschriften führen genau Buch über die wöchentlichen Verschiffungen an Getreide, Futtermitteln, Oelfrüchten sowie die Einfuhr in europäische Häfen. Die englische Presse ist über die Schwächen unserer wirtschaftlichen Richtung besser unterrichtet, als die Deutsche.

*) Es ist mitunter geltend gemacht, die vereinigte italienisch-österreichische Flotte werde alsbald stärker sein als die französische, und daher imstande, das Mittelmeer frei zu halten . . . Einstweilen, bezw. Ende 1914 werden erst 6 italienische und 4 österreichische Dreadnoughts 7 französischen Voll-Dreadnoughts und 6 Halb-Dreadnoughts gegenüberstehen, 207 500 Tonnen Deplacement gegen 271 800 An Vor-Dreadnoughts sind die Franzosen unerheblich überlegen an Panzerkreuzern aber ist die Ueberlegenheit eine erdrückende . . Und gesetzt den Fall, das Unwahrscheinliche werde Ereignis, die französische Flotte würde niedergekämpft — dann bliebe noch der österreichisch-italienischen Flotte die Aufgabe, Gibraltar zu erobern: eher kommt kein Getreideschiff ins Mittelländische Meer!

bedarfs ein, beide Staaten sind bezüglich ihres Roggenbedarfs großenteils auf Deutschland angewiesen. Nun könnten ja die neutralen Getreideschiffe in norwegische Häfen beordert werden, um auch für Deutschland Getreide zu bringen. Bergen, Drontheim, Narvick kämen so als Einfalltore in Betracht. Gesetzt den Fall, die Engländer gönnen den norwegischen Kaufleuten den fetten Verdienst an der Getreidedurchfuhr für Deutschland. und es würde von da Getreide nach Trelleborg geschafft, von Trelleborg auf deutschen Schiffen (Voraussetzung: Sperre von Sund und Belt durch die deutsche Flotte und Beherrschung der Ostsee) nach Stettin und Lübeck . . . Aber zu dem Zwecke müßten die beiläufig hundert Getreidezüge à 30 Waggons täglich auf Entfernungen von 1400 bis 2000 km über Höhen, die bis in den „ewigen Schnee" hinaufreichen, befördert werden . . . . Wird das technisch durchführbar sein? Die schwedisch-norwegischen Bahnen sind eingleisig. Und wenn das technisch durchführbar wäre, dann wäre todsicher, daß England dieser Art Getreideversorgung seines Gegners schnellstens ein Ende machen würde — dazu braucht es bloß ein paar kleine Kreuzer nach Norwegen zu beordern —, die norwegische Flotte ist quantité négligeable . . ., die holländische ist es nicht minder: sie taugt allenfalls zur Aufrechterhaltung der Polizeibefugnisse gegenüber Seeräubern im Insulinde . . . Neutralität? Wann hat England je die Neutralität schwacher Staaten geachtet? Letztes Beispiel: Sperre der Delagoa-Bai im Burenkriege. Ja, wenn man den deutschen Getreidebedarf wie ein paar Kilo Sacharin in die Tasche stecken und per Schmuggel über die Grenze befördern könnte . . ., dann würde der Handel sich sicher eine solche Gelegenheit nicht entgehen lassen, um einen großen Schnitt zu machen. Aber 10 Schiffsladungen, 100 Eisenbahnzüge täglich? Wir dürfen also die Sachlage für Deutschland keineswegs rosig ansehen. Und es liegt doch im direktesten Staatsinteresse, zu verhindern, daß die Bevölkerung zur Hälfte oder zu $^2/_3$ verhungert, wie im 30jährigen Kriege. Schon weil sonst später die Steuerzahler und Soldaten fehlen würden. Die Erhaltung der Bevölkerung mindestens auf dem Status quo ist die vornehmste Aufgabe der Staatsmänner, selbst wenn man von allen ethischen Beweggründen absieht . . .

Was ist also zu machen? Nun, es kann niemand verlangen, daß der Zivilbevölkerung im Kriege die volle Ernährungsnorm garantiert wird, wie im Frieden. Dazu werden einfach die Mittel nicht langen. Auf gewisse Einschränkungen wird man sich einrichten

müssen. Man wird sich abfinden müssen damit, daß sofort im ersten Kriegsjahr eine Einschränkung des Fleisch- und Milchkonsums auf etwa 75—80% stattfindet, auch in dem Falle, wenn man den ganzen Jungviehbestand und 3/4 des Schweinebestandes zwecks Ersparnis an Futter sofort einschlachtet.*) Um so mehr müßte aber dann gesorgt werden dafür, daß wenigstens der Brotkonsum keine Einschränkung erfährt, ja daß wenigstens für einen Teil der eingebüßten hochwertigen animalischen Nahrungsmittel vegetabilische (Brot!) beschafft werden. Nun ist mitunter erklärt worden, im Bedarfsfalle könnte eine ausgiebigere Vermahlung von Roggen und Weizen stattfinden, an Stelle von 20—30% Kleie, könnte 5% Kleieabfall genügen. Auch da gibt man sich einer gefährlichen Selbsttäuschung hin: Das Eiweiß der Kleie kann ausgenutzt werden vom tierischen Magen, nicht aber vom Menschenmagen. Man würde durch eine Mitverwendung der Kleie für die menschliche Ernährung zwar dem Tiere einen Teil des so wichtigen Kraftfutters entziehen, es aber nur zum Magenbetrug, zur Füllung des Menschenmagens, nicht zur besseren Ernährung verwenden. Es bleibt wirklich nichts übrig, als für ein Mehr an Brotkorn zu sorgen! Es wäre die Aufspeicherung von mindestens 2½ Millionen Tonnen Brotkorn bereits im Frieden erforderlich. Es ist erforderlich — und das wird auch Graf Moltke zugeben, daß man die Lebensmittel gleich da hat, wo man sie braucht, weil im Kriegsfalle die Eisenbahnen mit Militärtransporten allein voll zu tun haben werden und kaum Bedarfmittel für die Zivilbevölkerung werden befördern können. Mit anderen Worten also: es müßten in den großen Städten und in den Zufuhrgebieten große Getreidelagerhäuser angelegt werden, im Betrage etwa eines Jahresbedarfs. Das Rheingebiet, Rheinland-Westfalen, Hessen-Nassau und Süddeutschland führten bereits 1909/11 allein zu Wasser auf der Rheinstraße 1⅔ Millionen Tonnen Weizen und ⅓ Million Tonnen Roggen mehr ein als aus. Diese zwei — heute wohl 2¼ Millionen Tonnen Brotkorn bilden offenbar den Bedarf der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung West- und Süddeutschlands. Diese lebt gewissermaßen aus der Hand in den Mund, indem größere Vorräte, wie uns die Getreidestatistik der Mannheimer Lager belehrt, so gut wie gar nicht vorhanden sind. Unter den heutigen Verhältnissen muß ein Kriegsausbruch für die Industriebevölkerung West-

*) Die eingehendere Begründung ist in meinem Aufsatz in der „Verwaltung und Statistik“, Augustheft 1913 gegeben.

deutschlands in wenigen Wochen zur Katastrophe führen, die Brotpreise würden in kürzester Zeit eine für die Masse der Bevölkerung unerschwingliche Höhe erreichen. Dem könnte man allenfalls begegnen, wenn man, wie in einer belagerten Festung, sofort alle Brotkornvorräte für den Staat konfiszierte und alsdann die Brotration für die Bevölkerung von ganz Deutschland entsprechend dem tatsächlich vorhandenen Vorrat herabsetzte. Eine große Kindersterblichkeit ließe sich freilich nicht vermeiden — auch der Hungertyphus würde Opfer fordern. Die bessere, wahrhaft staatsmännische Maßnahme wäre aber die, bei Zeiten für größere staatliche Vorräte zu sorgen. Damit wäre man nur zu den besten Traditionen einer großen Zeit zurückgekehrt, den Maßnahmen Friedrichs des Großen, dem es mittelst seines außerordentlich sinnreich erdachten und ausgeführten Magazinierungssystems nicht nur gelang, seine Armee schlagfertig zu erhalten, sondern auch die Zivilbevölkerung in den von ihm besetzten Teilen (Schlesien) trotz der unsäglichen Leiden des Krieges selbst im siebenjährigen Kriege zumindest auf dem Status quo zu erhalten, was in den benachbarten österreichischen Landen nicht der Fall war, wo vielmehr die Hungersnot furchtbare Opfer forderte.

Große staatliche Vorräte sich auch erforderlich, um den Bedarf der eingezogenen Mannschaften zu decken und zugleich Preistreibereien zuungunsten der Zivilbevölkerung und des Staatssäckels zu verhindern. Und die Menge der in den Dienst Eingezogenen wird keine geringe sein. Es ist doch selbstverständlich, daß in einem großen Kriege, in dem um Sein oder Nichtsein von Reichen und Nationen gekämpft wird, der letzte Mann heran muß. Die Menge der einzuziehenden Mannschaften wird oft unterschätzt, zu $2^1/_2$ höchstens 3 Millionen angenommen. Dies hängt zum Teil damit zusammen, daß selbst von sonst sachkundigen militärischen Autoren die Anzahl der uns überhaupt zur Verfügung stehenden Mannschaften innerhalb des wehrpflichtigen Alters, vom 20.—39. Lebensjahre, unterschätzt wird. So nimmt General von Blume, dem Dr. Blaustein (Deutschlands wirtschaftliche Kriegsbereitschaft, 1914, S. 5) beipflichtet, für 1913 diese Anzahl zu nur 4 172 000 Mann an, davon 2 754 000 Feld- und Feldreservetruppen (nach Abzug von 15 % für Ausfall) und 1 418 000 Formationen II. Linie (25 % Ausfall). Dem gegenüber ist einfach darauf hinzuweisen, daß bereits am 1. Dezember 1910 in Deutschland in 1872—1890 geborenen, also im Zählungsjahr 20—39 Jahre alten, Personen männlichen Geschlechts 9 473 134

gezählt wurden. Rechnet man davon 473 134 auf Ausländer (im ganzen gab es Ausländer männlichen Geschlechts rund 700 000), so verbleiben rund 9 Millionen Deutsche im Alter von 20—39 Jahren.*) Ausgehoben sind seit 1893 im Durchschnitt 53,8 % aller „endgültig Abgefertigten". Wir kommen sonach zu 4 842 000 militärisch ausgebildeten Mannschaften, für Ende 1913 bereits zu etwa 4 900 000, und nicht bloß zu 4 172 000. In Wirklichkeit müßte diese Anzahl noch etwas größer sein, weil nämlich die militärisch ausgebildeten Personen eine Elite der gesundesten und kräftigsten jungen Männer sind, die im späteren Leben einer geringeren Sterblichkeit unterliegen, als die Nichtgedienten und als der Durchschnitt. Von diesen rund 4,9 Millionen werden rund 3,3 Millionen der Reserve und der Landwehr I. Aufgebots angehören, 1,6 Millionen der Landwehr II. Aufgebots. (Der 15 und 25 % Ausfall war richtig zu einer Zeit, als wir eine gewaltige Auswanderung und eine höhere Sterblichkeit hatten, d. h. vor 1890.) Die 3,3 Millionen wird man zweifellos sofort an die Grenze schicken und höchstens die 1,6 Million als Reserveformationen zurückbehalten. Dadurch entsteht natürlich ein furchtbarer Eingriff in die gesamte Volkswirtschaft: alle Berufszweige werden sehr in Mitleidenschaft gezogen. Am wenigsten noch die Landwirtschaft, weil da der Prozentsatz der Dienstpflicht geringer ist, die älteren Leute vorherrschen. Dennoch hätte auch die Landwirtschaft mit einem Ausfall von rund einer Million männlichen Erwerbstätigen zu rechnen, und es fragt sich, ob denn überhaupt der Rest imstande wäre, die intensive Ackerkultur weiter zu pflegen, die für die Erhaltung der Ernten auf dem heute erreichten Stande nötig ist, insbesondere da ein Teil der fremden Wanderarbeiter fehlen würde. Es ist möglich, daß da unter Umständen eine drakonische Maßregel ergriffen werden muß: ein Teil des Landsturms I. Aufgebots eingezogen und ihn zu den Erntearbeiten kommandiert. Eine gewisse Verringerung des Arbeitsbedarfs könnte herbeigeführt werden, wenn die Anbaufläche für Zuckerrüben um etwa 200 000 ha vermindert wird und an Stelle der Zuckerrüben Sommerweizen gesät wird. Ebenso könnte ein Teil der für den Kartoffelbau bestimmten Felder mit Sommerroggen bestellt werden. Voraussetzung ist natür-

*) Die Zahl 473 134 ist reichlich hoch angenommen; 1900 standen unter 484 343 Ausländern männl. Geschl. 317 021 also erst 65 % im Alter von 15—40 Jahren Die Anzahl der Ausländer im Alter von 20—39 Jahren dürfte daher schwerlich mehr als 60 % betragen haben, die Anzahl der deutschen Staatsangehörigen im Alter von 20—39 daher 1910 noch höher gewesen sein als angenommen (9 Millionen).

lich, daß der Krieg so zeitig im Frühjahr beginnt, daß diese Abänderung der Wirtschaftsdispositionen noch möglich ist. Es ließe sich auf diese Art sogar unter Umständen nahezu der ganze zuschüssige Brotkornbedarf gewinnen: nämlich auf 200 000 ha Rübenfeldern à 2 Tonnen Sommerweizen, auf 1 Million ha Kartoffelböden à $1^1/_2$ Tonnen, gleich $1^1/_2$ Millionen Tonnen mehr, Roggen. Dazu brauchte man freilich ca. 200 000 Tonnen Saatkorn, 34 000 Tonnen Sommerweizen, 170 000 Tonnen Sommerroggen, das gewöhnlich im Frühjahr nicht mehr vorhanden ist, weil kein Landwirt an einen ausgedehnten Anbau dieser an sich weniger einträglichen Feldfrüchte denkt. Allerdings — der Ausfall an Rübenschnitzeln und Kartoffeln würde auf die Viehzucht ungünstig einwirken: die Verfütterung der Kartoffeln an Schweine müßte auf die Hälfte eingeschränkt werden. An Gesamtnährwert, wenn man diesen auf die in den letzten Jahren als maßgebend angesehenen „Stärkewerte“ reduziert, würde man erheblich verlieren: es würden z. B. 12 Millionen Tonnen Kartoffeln netto à 19 Stärkewerteinheiten = 228 Millionen Stärkewerteinheiten verloren gehen und dafür in $1^1/_2$ Millionen Tonnen Roggen à 74 = 111 Millionen Stärkewerteinheiten gewonnen werden! Besser also man baut nach wie vor Kartoffeln und hält das Brotkorndefizit für ein Jahr auf Lager.

Bezüglich der Verschiebungen in der Industrie, die durch die Einziehung der Wehrpflichtigen einerseits, des Aufhörens von Import und Export andererseits entstehen würden, macht man sich auch vielfach keine genauen Vorstellungen. Zunächst ist zu bemerken, daß durch die Mobilisierung der gesamten wehrfähigen Mannschaft die schwere Industrie, Bergbau, Eisen- und Maschinenbau, rund 30 bis 35 % ihrer Arbeiterschaft, und zwar gerade die kräftigsten, abgeben müßte. Die leichte Industrie, insbesondere die Textilindustrie, würde viel weniger in Mitleidenschaft gezogen. Würde der Rest der industriellen Arbeiterschaft für die notwendige Produktion ausreichen? Weit mehr als das. Beim Aufhören des Exports ins Ausland müßte die Eisen- und Maschinenproduktion sofort um 40 % reduziert werden. Sodann aber wird gewöhnlich nicht in Rechnung gezogen, daß das gesamte Baugewerbe im Kriegsfalle (mit Ausnahme der Festungs- und Eisenbahnbauten) sofort feiern müßte: keinem Unternehmer würde es mehr einfallen, Wohnhäuser, Warenhäuser usw. zu bauen, wenn ein Viertel der männlichen Erwerbstätigen, und zwar gerade diejenigen, die das beste Einkommen gehabt, in den Krieg müßte. Das würde natürlich weiter verringernd auf den

Eisen- und damit den Kohlenbedarf einwirken. Die Neuanlagen von Fabriken, durch die heute soviel Eisen und sonstiges Baumaterial beansprucht wird, würden sich von selbst verbieten, da ja bereits die vorhandenen Anlagen ihre Produktionsfähigkeit nur zum Teil ausnutzen könnten. Ziegeleien, Zementfabriken würden also auch zu $^{3}/_{4}$—$^{9}/_{10}$ stillgelegt. Und die Textilindustrie? Auch diese müßte wenige Wochen nach Kriegsbeginn feiern, einfach, weil die Rohstoffe ausgegangen wären! Die Seide- und Baumwolleindustrie sind doch mit ihrem Rohstoffbezug ganz aufs Ausland angewiesen. Vorräte gibt's so gut wie gar nicht. Auch die Wolle- und Leinindustrie verbraucht heute zu $^{9}/_{10}$ ausländischen Rohstoff. Das war 1870 noch ganz anders! So sehr also auch die Militärverwaltung für die ins Feld gezogenen Mannschaften Kleidung brauchte: sie könnte sie, sobald die vorhandenen Vorräte an fertigen Uniformen verbraucht wären, gar nicht mehr beschaffen — es sei denn, daß beizeiten für Vorräte gesorgt wäre, d. h. auch da ergibt sich die Notwendigkeit, Rohstoffvorräte für wenigstens eine Reservegarnitur Uniformen und, falls sich der Krieg in den Herbst und Winter hineinzieht, eine Garnitur Sweaters auf Lager zu haben! Die Zivilbevölkerung kann zur Not die alten Kleider auftragen; das Militär muß ausreichende, warme Kleidung haben. Es ist bekannt, daß die meisten Teilnehmer am Winterfeldzug 1870/71 in Frankreich eine dauernde Schädigung ihrer Gesundheit davongetragen haben. Und dies im „reizend schönen Frankreich", wo man doch im Winter meist unter Dach übernachten konnte. Wieviel größer muß die Sorge sein um ausreichende warme Bekleidung unserer heutigen Riesenheere, die auch in den am dichtest bevölkerten Gebieten ganz überwiegend werden biwakieren müssen.

Gewiß würde die Eisenindustrie aus den Bestellungen der Militärverwaltung für die Zwecke der Waffen-, Munitions-, Panzerplatten- ꝛc. Beschaffungen Vorteile ziehen. Daß aber diese Bestellungen den Ausfall, der aus dem Entfall des Exports ins Ausland und dem Verlust der Lieferungen ans Baugewerbe entsteht, zugleich ersetzen könnten, ist eine zu kühne Annahme. M. E. würde sich trotz der Einziehung der waffenfähigen Mannschaft eine große Arbeitslosigkeit in der Industrie, insbesondere der leichten Industrie (Mangel an Rohstoffen!), einstellen, und es würde daher ein Ueberströmen eines Teils der industriellen Arbeiterschaft aufs platte Land eintreten, wenn dafür die Organisation geschaffen wäre. M. a. W.: Für den Ausfall der ins Feld gezogenen landwirtschaftlich erwerbstätigen Männer ließe

sich aller Wahrscheinlichkeit nach bei längerer Kriegsdauer aus den infolge Arbeitslosigkeit überschüssig gewordenen, in der Industrie Erwerbstätigen voller Ersatz schaffen! Es ließe sich sogar daran denken, die Elektrizitätsindustrie und die Industrie der landwirtschaftlichen Maschinen durch zweckentsprechende Kreditorganisation in Stand zu setzen, größere Mengen Mähmaschinen, Kartoffelerntemaschinen zu liefern und — elektrische Pfluganlagen einzurichten. Alsdann könnte ein guter Teil der Zugochsen erspart und aufgezehrt werden, wobei der weitere Vorteil noch der wäre, daß das Futter der ersparten Zugochsen den Milchkühen zugute kommen könnte.

Die Möglichkeit des Abschneidens der ausländischen Nahrungsmitteleinfuhr muß schon in Friedenszeiten, und darin stimme ich dem Grafen Moltke durchaus zu, für uns ein Anlaß mehr sein, die Produktivität der heimischen Landwirtschaft zu steigern.

Alles in allem: wir sind nicht, wie Graf Moltke anzunehmen scheint, am Ende der Erörterungen über die wirtschaftlichen Fragen im Kriegsfalle, sondern erst am Anfange. Nicht nur die genügende oder ungenügende militärische, auch die ausreichende oder nicht ausreichende volkswirtschaftliche Vorbereitung wird in der Hauptsache über Sieg oder Niederlage, ja Sein oder Nichtsein von Staaten und Dynastien entscheiden. Das Bedauerlichste ist, daß man das Wünschenswerte der Vorratsansammlung vielfach zwar einsieht, jedoch nicht die Mittel auftreiben zu können glaubt, fürchtet, es würde den eigentlichen militärischen Zwecken schaden, wenn erklärt würde, man brauchte noch so und soviel mehr für die Vorratsbeschaffung. Dem gegenüber ist zu betonen, daß das Aufkaufen von Getreidevorräten mittelst Notenausgabe geschehen könnte, für das Reich also keine neue Anleihe und somit auch keinen Zinsverlust bedeuten würde. Die Reichsbank gibt doch bereits heute Noten gegen Wechsel, die in Wirklichkeit nicht durch Gold oder Silber, sondern nur durch Warenvorräte gedeckt sind. Nun gibt es für den Kriegsfall gar kein sichereres Deckungsmittel als Getreidevorräte, denn Getreide wird in einem Getreide-Einfuhrstaat aufs höchste geschätzt werden!

Getreide-, Futtermittel-, Oelfrucht-Mehreinfuhr in Deutschland (in 1000 Tonnen).

	Weizen	Roggen	Weizen- u. Roggenmehl-Ausfuhr	Brotgetreide und Mehl	Gerste	Malz	Hafer	Kleie, Malzkeime usw.	Mais	Oelkuchen	Hülsenfrüchte	Reis, Buchweizen, Hirse	Oelfrüchte	Zusammen: Getreide, Futtermittel u. Oelfrüchte	Zucker Mehr-Ausfuhr
1891	905	842	90	1657	721	64	119	363	408	203	96	170	398	4 399	784
1892	1296	547	78	1765	574	71	87	321	717	257	99	164	370	4 525	608
1893	703	224	119	808	873	76	242	460	761	256	70	157	466	4 049	706
1894	1074	604	182	1496	1078	72	380	414	583	255	126	130	521	5 056	829
1895	1268	929	152	2045	880	71	187	371	324	221	114	146	500	4 870	894
1896	1577	992	118	2451	1008	78	465	585	821	204	120	152	542	6 427	989
1897	1008	750	153	1605	1045	83	526	648	1266	307	144	330	531	6 511	1141
1898	1343	784	37	2090	1040	91	409	557	1580	359	123	227	560	7 037	1033
1899	1174	438	136	1475	1090	92	191	677	1627	340	107	279	560	6 440	939
1900	999	817	115	1701	751	100	356	814	1382	359	102	189	607	6 251	1006
1901	2042	772	71	2743	862	89	256	840	1193	399	99	210	619	7 310	1088
1902	1992	872	91	2773	1093	91	366	723	900	338	103	308	671	7 265	1074
1903	1759	605	125	2240	1544	97	384	985	953	332	130	240	777	7 683	1020
1904	1862	116	162	1816	1401	82	142	996	773	360	130	236	910	6 840	780
1905	2123	252	183	2192	1606	86	864	1104	928	403	130	232	825	8 423	742
1906	1809	406	111	2103	2095	75	401	1245	1140	437	129	222	800	8 650	1217
1907	2359	375	124	2610	2113	77	− 26	1680	1252	533	160	223	900	9 533	922
1908	1829	−247*)	203	1380	1992	68	−195	1424	670	475	184	416	972	7 388	841
1909	2223	−376	257	1590	2568	50	227	1457	707	536	212	177	1056	8 421	860
1910	2062	−436	340	1326	3000	43	21	1402	578	508	244	286	1280	8 580	710
1911	2178	−154	403	1621	3634	26	334	1688	743	535	323	258	1241	10 613	867
1912	1991	−474	376	1141	2970	27	282	2005	1142	531	483	306	1424	10 312	429!
1913	2011	−581	402	1028!	3232	36	−155	1778	919	828	233	293	1732	8 920	1216

*) Seit 1908 Mehrausfuhr.

Eigenproduktion (in 1000 Tonnen abzügl. Saat).

	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Zusammen: Getreide	Kartoffeln
1891	2819	3 851!	2260	4600	13 030	12 924
1892	3252	5 861	2160	4060	15 333	22 696
1893	3526	7 719	2100	3500	16 850	34 652
1894	3436	7 316	2590	5900	19 242	27 558
1895	3247	6 722	2530	5560	18 060	31 686
1896	3453	7 517	2470	5290	18 725	26 230
1897	3334	7 156	2300	5040	17 830	27 642
1898	3721	8 021	2550	6070	20 400	30 560
1899	3916	7 677	2700	6210	20 580	32 224
1900	3896	7 538	2720	6410	20 570	34 128
1901	2597	7 174	3040	6370	19 180	42 050
1902	3997	8 447	2820	6790	22 050	36 980
1903	3635	8 882	2840	7150	22 500	36 427
1904	3870	9 025	2670	6260	21 830	29 513
1905	3798	8 560	2320	5870	20 550	41 691
1906	4016	8 588	2830	7750	23 184	36 332
1907	3560	8 730	3220	8470	23 980	38 940
1908	3840	9 700	2780	7010	23 330	39 780
1909	4260	10 330	3210	8450	26 250	40 058
1910	4360	9 380	2620	7220	23 580	36 875
1911	4300	9 824	2870	7020	23 910	27 731
1912	4580	10 535	3200	7840	26 150	43 600
1913	4300	11 200	3400	9000	27 900	48 000

Mehreinfuhr.

	1913		1912		1911	
	1000 Tonn.	Mill. Mk.	1000 Tonn.	Mill. Mk.	1000 Tonn.	Mill. Mk.
Fische	370	107	358	122	342	107
Fleisch	62	77	66	77	33	33
Schmalz	107	113	106	111	97	88
Margarine	46	54	44	50	37	35
Talg	27	20	21	16	22	15
Butter	54	123	55	126	56	129
Rahm	44	34	42	33	32	26
Käse	26	37	21	31	20	32
Eier	170	194	168	191	161	175
Summe:	906	759	881	757	800	640
Dazu:						
Rinder		87		73		60
Schweine		25		23		11
Federvieh		54		54		45

Die Antwort des Sprachvereins und Weiteres.

Von

Hans Delbrück.

Die Leser der „Preußischen Jahrbücher" werden zu erfahren wünschen, ob der „Allg. D. Sprachverein" auf meine Feststellungen im Maiheft etwas erwidert hat, insbesondere ob die Zeitschrift des Vereins sich noch nachträglich bereit gefunden hat, die von mir zitierte Stelle aus Treitschkes „Politik" ihren Lesern mitzuteilen und in Verbindung damit zu bekennen, daß sie mit der Behauptung, Treitschke habe nachträglich seine Auffassung geändert, sich geirrt hat.

In der Tat hat die „Zeitschrift" eine Erwiderung auf meinen Aufsatz gebracht, aber ohne jeden sachlichen Inhalt und ohne auch jetzt noch die entscheidende Kundgebung Treitschkes abzudrucken. Es wird nur eine halbe Spalte lang in demselben Ton, von dem ich bereits genügende Proben gegeben habe, auf mich gescholten. Ich würde mir etwas vergeben, wenn ich auch nur um sie tiefer zu hängen, diese Ausdrücke wiederholen wollte. Ich begnüge mich, hier festzustellen, daß der Herr, der es über sich gewonnen hat, die redaktionelle Verantwortung für diese moralischen Entgleisungen auf sich zu nehmen, der Gymnasialdirektor Dr. Oskar Streicher in Gr.-Lichterfelde ist.

Die Beschimpfungen, mit denen Herr Sarrazin die Unterzeichner der Erklärung von 1889 und im Besonderen Treitschke und Erich Schmidt bedacht hatte, werden, wie ich ausdrücklich konstatieren muß, nicht zurückgenommen, sondern mit dem nur zu kurzem Mäntelchen, damit hätte ich, ganz allein ich getroffen werden sollen, zu verhängen gesucht.

Die Treitschkes Andenken so schwer belastende Behauptung Ungern-Sternbergs, er habe ihm, dem Vorstandsmitgliede des Sprachvereins, mündlich erklärt, er habe sich geirrt und bedauere

seine Unterschrift, während er gleichzeitig in den „Preußischen Jahrbüchern" noch weitere Unterschriften veröffentlichen ließ und in seinen Vorlesungen nach wie vor die Sprachreinigung scharf, ja mit einer gewissen Gereiztheit bekämpfte — diese Behauptung wird zwar nicht ausdrücklich aufrechterhalten, aber die Ausdrucksweise doch so gewählt, daß der unvorsichtige Leser der „Zeitschrift" glauben muß, die Behauptung sei richtig gewesen. Ich sehe in diesem Verfahren einen Versuch der Verdunkelung und stelle deshalb hier ausdrücklich fest, daß wenn auch Herr v. Ungern-Sternberg in seiner Behauptung sicherlich gutgläubig gewesen ist und Herr Engel sie ebenso gutgläubig wiederholt hat, sie jetzt derart widerlegt ist, daß wer sie jetzt noch wiederholt, nicht mehr gutgläubig sein kann. Wohlgemerkt, auch nicht dahinter kann man sich zurückziehen, daß Treitschke zwar nicht seine Gesinnung geändert, aber bekannt und bedauert habe, sich über den Sprachverein geirrt zu haben. Denn wenn ihm darüber eine Aufklärung zuteil geworden wäre, die ihm vorher gefehlt hätte, so wäre das unmittelbar nach der Veröffentlichung der Erklärung geschehen. Er hat aber noch in den nächsten Monaten neue Unterschriften angenommen und veröffentlicht. Es bleibt also schlechterdings keine andere Erklärung, als daß bei Ungern-Sternberg ein Mißverständnis vorliegt.

Zum Ueberfluß sind übrigens, wie mir mitgeteilt worden ist, Herrn Sarrazin privatim noch weitere Beweise für den Irrtum Ungern-Sternbergs unterbreitet worden.

Aus den zahlreichen Zustimmungserklärungen und Zuschriften, die mir u. a. auch von sehr hoher Stelle zugegangen sind, bringe ich hier noch einige Ergänzungen zu meinem Aufsatz zum Abdruck.

Frau Alma v. Hartmann, die Witwe **Eduard v. Hartmanns**, schreibt mir, indem sie ihre Zustimmung ausdrückt; „In der Wissenschaft sind die Fremdwörter gar nicht zu entbehren, der Ansicht war auch mein Gatte, der sich in der mittleren Periode seines Lebens einer gewissen Einschränkung im Gebrauch der Fremdwörter beflissen hat, im Fortschritt der Jahre aber wieder zum rücksichtslosen Gebrauch derselben, namentlich in den streng wissenschaftlichen Werken, vorgegangen ist, weil er einsah, daß nur dadurch ein genauer Ausdruck in knapper Form möglich war. Er sagt in dem Vorwort zur 2. Auflage des „Sittlichen Bewußtseins":

„Man hat mir von vielen Seiten geraten, die bezüglichen Fremdwörter durch deutsche zu ersetzen; ich habe mich jedoch hierzu nicht entschließen können. So sehr ich für Sprachreinigung stimme,

soweit die Bestimmtheit und Deutlichkeit des Ausdrucks dadurch nicht berührt wird, eben so sehr meine ich, daß die Terminologie der Wissenschaften sich hüten sollte, ganz bestimmte eng begrenzte Begriffe mit deutschen Worten zu bezeichnen, welche unvermeidlich noch eine Menge anderer Nebenbedeutungen mit sich führen und dadurch die Präzision des Ausdrucks schädigen. Nirgends befinden sich die philosophischen Streitfragen in heilloserer Verwirrung als da, wo sie sich um deutsche Termini drehen, z. B. den der Freiheit."

Er hat den Titel der ersten Auflage des „Sittlichen Bewußtseins", der „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" lautete, umgeändert, trotzdem er „diese verdeutschende Umschreibung für eine Verschlechterung" hielt, weil es Leute gibt, die sich von einem Titel, welcher ihnen schon in der Aussprache Schwierigkeiten macht, so abschrecken lassen, daß sie nicht einmal das Vorwort eines solchen Buches lesen mögen."

Ein wesentlicher Punkt in der „Erklärung" von 1889 ist die Unterscheidung zwischen den „maßvollen Satzungen" des Sprachvereins und der sehr viel weiter gehenden Praxis in den Beiträgen und seitens vieler Vertreter. Diese Kluft ist seitdem gewiß nicht kleiner geworden. Als Beitrag, wie weit man im Sprachverein tatsächlich geht, schreibt mir Herr Oberamtsrichter Gerok in Waiblingen, in einer Darlegung von ihm über die Gesetzessprache, die der Sprachverein selber in seinem Organ abzudrucken wünschte, habe man das Wort „Methode" in „Verfahren" übersetzt und „naiv" mit „lebenswahr und ursprünglich" umschrieben; „Interesse" sollte mit „Teilnahme" übersetzt werden, was dann auf den Protest des Autors noch in „Anteilnahme" abgemildert wurde. Hat ein Purismus, der Wörter wie „Methode", „naiv" und „Interesse" ausscheiden will noch Anspruch auf das Beiwort gemäßigt?

Den selben Widerspruch zwischen der gemäßigten Theorie und der radikalen Praxis des Sprachvereins, weist eine Zuschrift von Herrn Dr. W. Ahrens in Rostock nach in einem Angriff der „Zeitschrift" (Nr. 3, März 1914) gegen das „Deutsche Museum von Meisterwerken der Technik und der Naturwissenschaften" in München. Hier wurden zahlreiche Fachausdrücke bemängelt, für die es zumeist keine deutschen Ausdrücke gibt. „Gewiß, schreibt Herr Dr. Ahrens, werden viele Museumsbesucher diese Ausdrücke nicht verstehen, aber ersetzte man sie durch deutsche Namen, so würde niemand diese verstehen, weder Laie noch Fachmann. Selbst Beobachtungs- und Meßinstrumente, die heute nirgends mehr gebraucht werden und nur noch

historisches Interesse haben, wie „Armillarsphäre" oder „Astrolabium", sollten jetzt — gewissermaßen **post mortem** — noch umgetauft, „verdeutscht" werden. Mit ebensoviel Recht könnte man dem Geschichtsschreiber und Geschichtslehrer untersagen, bei Darstellung der Geschichte Roms von „Konsuln" und „Tribunen", von „Patriziern" und „Plebejern" von „Komitien" und „Centurien", von „Legionen" und „Kohorten" zu sprechen, und „deutsche" Ausdrücke hierfür fordern!"

Ueber die Mitarbeit des Sprachvereins an unseren Gesetzen ist mir mittlerweile noch folgendes bekannt geworden. Zunächst ist sie geringer, als die Notizen, die der Sprachverein darüber der Presse zukommen zu lassen pflegt, sie haben erscheinen lassen. Viele von seinen Verdeutschungen sind bei der endgültigen Redaktion wieder herausgebracht worden und der Hauptgrund, überhaupt einen Sprachtechniker zuzuziehen, war, wenigstens bei der Reichsversicherungsordnung, nicht sowohl die Verbesserung der Sprache, als ihre Einheitlichkeit, da das sehr umfassende Gesetz von acht verschiedenen Referenten ausgearbeitet war.

Nichtsdestoweniger ist freilich von den mit Hilfe des Sprachvereins vorgenommenen „Verbesserungen" noch gar zu viel stehen geblieben. Wenigstens hat mir ein hoher Beamter, der täglich mit diesem Gesetz zu arbeiten hat, gesagt, daß die Fassung, die das Gesetz oft so schwer verständlich mache, zum Teil von den fehlerhaften Verdeutschungen herrühren möchte. Eine solche falsche Verdeutschung sei z. B. die Wiedergabe von „Naturalleistungen" und „Naturalbezügen" mit „Sachleistungen" und „Sachbezügen"; es soll der Gegensatz sein zu „Geldleistungen" und „Geldbezügen" — als ob Geld keine „Sache" wäre.

An einer Stelle (S. 145) heißt es: „Beamte, die der Dienstgewalt einer staatlichen oder gemeindlichen Behörde unterstehn". „Gemeindliche Behörde" statt „Kommunal-Behörde" ist gewiß schon ein sehr bedenkliches Deutsch; „Dienstgewalt" aber statt „Disziplinargewalt" ist ein wahres Schulbeispiel, wie der Purismus die Sprache unpräzis macht, denn es ist klar, daß „Dienstgewalt" ein sehr viel weiterer Begriff ist, als „Disziplinargewalt".

Statt „Kataster" hat man eingesetzt „Betriebsverzeichnis" und damit das „katastrieren" ausgeschlossen — ein hübsches Gegenstück zu dem verunglückten „Fernsprecher", der sich nicht durchsetzen kann, weil die Sprache das „telephonieren" nicht entbehren kann. Daß aus diesem Grunde der „Fernsprecher" eine verunglückte Wort-

bildung sei, wurde übrigens jüngst in der „Zeitschrift des Allgemeinen Sprachvereins“ selber offen zugegeben.

Schon in dem ersten Artikel (Januar-Heft) habe ich eine Reihe von sonstigen Beispielen angeführt, wie die „Reinigung“ der Sprache zu einer Verkümmerung, man könnte sagen, Verschleimung der von unseren Altvordern geschaffenen und gewonnenen Begriffsbildung führt. Besonders gefährlich ist dieses Beginnen in der Armee, wo schließlich von der unbedingt präzisen Auffassung der Befehle Gewinn und Verlust von Schlachten abhängt. Wenn nun, wie ich höre, jetzt, was man früher nach dem Manöver die „Kritik“ nannte, „Besprechung“ genannt werden soll, so ist der Wechsel gewiß ebenso harmlos, wie das gewählte Wort farblos — aber soll wirklich das Wort „Kritik“ aus der deutschen Sprache entfernt werden? Weniger harmlos ist es schon, wenn das Wort „detaschiert“ durch „entsendet“ wiedergegeben wird, denn dieser Ausdruck ist viel zu allgemein, um so fest umrissene Begriffe wie „detaschiert“ und „Detaschement“ so wiederzugeben, daß unter allen Umständen jedes Mißverständnis ausgeschlossen ist.

Eine Mahnung zur Vorsicht ist hier ganz gewiß am Platz, um so mehr, wenn man sich klarmacht, was wir noch alles von der überaus lebendigen und tatkräftigen Agitation des A. D. Sprachvereins zu erwarten haben. Auf seiner jüngsten Tagung in Hamburg wurde gewünscht (nach dem Bericht der Frankfurter Zeitung vom 5. Juni), „daß die Lesebücher immer mehr von Fremdwörtern gereinigt und daß Preise ausgeschrieben werden möchten für Aufsätze über Wesen und Erfolge des deutschen Sprachvereins, die in angemessener Form den Lesebüchern der höheren und niederen Schulen einverleibt werden sollen“. „Für die evangelische Kirchensprache, besonders die Predigt, verlangt man nachdrücklich, daß sie sich von Fremdwörtern freihalten möchte“. Auch von Worten wie „Religion“, „Testament“, „Apostel“, „Propheten“, „Evangelium“ und was es sonst für undeutsche Worte im Christentum gibt? Vielleicht kommen uns, wenn wir erst so weit sind, die ganz Konsequenten und Charaktervollen zu Hilfe und entdecken, daß nicht nur die Wörter, sondern sogar das Christentum selbst keinen deutsch-nationalen Ursprung nachweisen könne.

Solchen Anregungen gegenüber möchte ich selbst mit der Anregung hervortreten, ob sich nicht einige tatkräftige Freunde und Kenner der deutschen Sprache zusammentun wollen, um den bildungs- und kulturfeindlichen Bestrebungen dieses Vereins systematisch ent-

gegen zu wirken. Die Aufgabe ist nicht leicht, denn einerseits wird ein Unbefangener anerkennen, daß der A. D. Sprachverein auch nicht ohne gewisse Verdienste um die deutsche Sprache ist, und anderseits ist es heut so überaus leicht, Sympathie zu erwecken und Beifall zu finden, wo man den Schein einer spezifisch nationalen Bewegung für sich hat oder zu erwecken versteht. Mit einer einfachen, radikalen Formel ist das Problem des Fremdworts in der deutschen Sprache nicht zu lösen. Das gibt ja theoretisch der „Sprachverein" selber zu, und so scheint der ganze Streit schließlich auf einen bloßen Gradunterschied hinauszulaufen, um den zu kämpfen der Mühe nicht lohnt. So ist es aber keineswegs, und wenn es so wäre, so wäre es immer schon ein großes Verdienst, wenigstens die Uebertreibungen und Einseitigkeiten des Purismus einigermaßen einzudämmen.

Notizen und Besprechungen.

Amerikanisches Athletentum und deutsche Leibesübung.

Eine Erwiderung.

„Bei den Lebensverhältnissen von heute bieten Turnen und Sport nahezu die einzige Gewähr, der drohenden Gefahr vorzubeugen und den körperlichen Bewegungsdrang des modernen Menschen zu befriedigen.“ Zu dieser Einsicht kommen von Tag zu Tag immer mehr Menschen. Und es kann nur zum Heile der ganzen Nation sein, wenn die Jugend von heute statt in Bierhäusern und ähnlichen Lokalen ihre freie Zeit auf Sportplätzen zubringt. Obige Worte könnte man das Programm der Sportbewegung nennen. Nun meint Herr Dr. Thom, es sei Bestimmung des Deutschen, abgelegte Kleider zu tragen, denn in Amerika und England sinne man auf Abhilfe dessen, was wir zu übernehmen gewillt seien. Auf die Einseitigkeit dieser Anschauung sollte man gar nicht hinzuweisen brauchen. Von einer Bestimmung des Deutschen, abgelegte Kleider zu tragen, kann keine Rede sein — er wurde allerdings lange genug gelehrt, daß alles Heil nur von Griechen und Römern käme, daß er beinahe fähig sein könnte, das Moderne zu verachten. Wir wollen aber zeigen, daß wir selbständig sind und dementsprechend handeln können. Wir haben erkannt nach langer Zeit, daß unsere Schüler zu sehr geistig in Anspruch genommen werden auf Kosten ihres Körpers, und diese errungene Ansicht gilt es jetzt zu verwerten. Wir kennen aber auch die Mängel der englischen und amerikanischen Schule, und die Befürchtung einer Möglichkeit, Englisches oder Amerikanisches einfach in unsere Verhältnisse hereinpflanzen zu können, ist ganz nnd gar unnötig. Ein Vergleich der Schulverhältnisse dieser Länder mit den unsrigen ist gar nicht möglich — Herr Dr. Thom weiß das ja selbst — und eine vom Staate geleitete Institution, wie unsere Schule mit ihrer pedantischen Tradition, wird nicht mit einem Male amerikanisiert werden.

Wenn Herr Dr. Thom meint, daß wir uns jetzt mit teutonischem Grimme in die Sache hineinstürzen wollen, so hat das den Anschein, als kenne Herr Dr. Thom die Verhältnisse des deutschen Sportes nicht. Wer von der großen Oeffentlichkeit kümmerte sich bis jetzt um Sport und wer

kennt die langsame, mühevolle Entwicklung, die der Sport bei uns durchgemacht hat? Wie lange ist es her, daß sich die Militärverwaltung und städtische Verwaltungen des Sportes annehmen? In wenigen großen Städten waren Sportszentren, wenig drang davon in die Menge. In unseren Mittelschulen war der Sport — Leichtathletik und Fußball — verboten von den Anstaltsleitern, und an den Universitäten war es der Verbindungsgeist, der hinderlich im Wege stand. Nun, wo die Sportbewegung mehr an Interesse gewinnt im Hinblick auf 1916, wo man allgemein davon spricht, in Zeitschriften Aufsätze erscheinen und Vorträge gehalten werden, wo man der lange vernachlässigten Bewegung das gebührende Maß von Aufmerksamkeit schenkt, nun stürzen wir uns mit teutonischem Grimme in die Sache hinein! Schon treten Warner auf, die englische und amerikanische Schreckgespenste sehen. Wenn Herr Diem für die amerikanischen Zustände schwärmt, so mag er das tun, an seiner Stelle ginge es manchem anderen gerade so, aber ich bin fest überzeugt, daß wir draußen nur lernen wollten, um das Gelernte in unseren Verhältnissen und nach besonderen Umständen zu verwenden, soweit dies angängig und vernünftig ist. Darüber bin ich mit Herrn Diem derselben Ansicht, daß es wenige Turnlehrer gibt oder, besser gesagt, bisher gegeben hat, die etwas von Sport verstehen. Und daß bis heute noch der größte Teil der Männer, die in einem Lehrerkollegium sitzen, sich gegen den Sport an den Schulen ausgesprochen haben und erst jetzt auf ministeriellen Wunsch hin nichts mehr sagen, ist wieder zu wahr.

Wenn wir uns jetzt mehr dem Sport widmen, wenn wir an unseren Schulen, von den Universitäten angefangen bis zur Volksschule, den Sport einbürgern wollen, so geschieht das nicht, um das Turnen zu vernachlässigen, um Sportfexen zu erziehen und Höchstleistungen zu erreichen. Es ist dies getan worden, um jedem jungen Deutschen die Möglichkeit zu geben, seinen Körper im Freien auf dem Rasen zu bewegen, nachdem er ihm lange genug in der meist staubigen Turnhalle hat stärken sollen. Jedem soll jetzt Gelegenheit geboten werden, das sinnreich eingeführte Sportabzeichen zu erwerben. Die Bestimmungen dafür lauten aber so, daß nur Durchschnittsleistungen erfordert werden — also keine Höchstleistungen —, und damit der Körper nicht einseitig ausgebildet werde, sind fünf verschiedene Arten von Leibesübungen vorgeschrieben, in denen jeder Bewerber genügen muß, dabei auch Schwimmen, das doch den Körper am gleichmäßigsten in Anspruch nimmt, und Turnen — also gewiß keine Ausschaltung des Turnens zugunsten des Sportes.

Freilich werden diejenigen, die zu der einen oder anderen Art besondere Anlagen zu haben glauben, sich darin besonders versuchen und es auch zu Höchstleistungen bringen. Aber Höchstleistungen sind eine Erscheinung auf allen Gebieten, sie kommen nicht von Amerika, sondern haben von jeher bestanden und werden bestehen überall da, wo mehrere sich messen, auch in jedem Turnverein. Jeder Mann will seine Kraft und

sein Können in Wettkämpfen zeigen und das tägliche Leben zwingt ihn ja schon dazu — weshalb man diese Angst hat vor athletischen Wettkämpfen, verstehe ich nicht. Eine Uebertreibung des Sportes will kein besonnener Anhänger, und dem, daß er zu große Wichtigkeit, wie etwa in Amerika erreiche, wird mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werden. Aber die Furcht davor ist meiner Ansicht nach unbegründet, denn wir wollen ja den Sport erst zum Allgemeingut des Volkes machen; wir stehen erst am Anfang einer Entwicklung und man zeigt uns schon ein greuliches Ende. Es gibt bei uns keine Berufsfußballspieler, und wo sie vereinzelt auftreten, erhalten sie vom Verbande die schärfsten Strafen; es wird auch keine Spezialisten von Beruf für die einzelnen Arten der Leichtathletik in ihrem engeren Begriffe geben, woran amerikanisches Vorbild schuld wäre — Radrennfahrer, Ringer, Schwimmer von Beruf hat es von jeher gegeben, ohne Amerika, es gibt auch Jockeys. Die Sorge um alle Auswüchse dürfen wir ruhig dem deutschen Verband für Leichtathletik überlassen.

Wenn Herr Diem freudig von der Begeisterung für Sport unter den Studenten Amerikas spricht und da die Universität Princeton erwähnt, so glaube ich, daß er es nur tut, um zu zeigen, welches Interesse man dort hat im Vergleich mit unseren Universitäten, nicht aber, um dieselben ungesunden Verhältnissen bei uns eingeführt zu wissen. Wer den deutschen Studenten kennt, der weiß, daß er sich einem derartigen Ansinnen widersetzen würde. Ich freue mich, daß auch auf unseren Universitäten ein größerer Sportgeist sich zu regen beginnt, und zwar großenteils unter Führung von Aerzten und Professoren. Daß der deutsche Student und der deutsche Schüler mehr für die körperliche Ausbildung tun müssen, das ist die endlich erworbene und durchgedrungene Ansicht aller derer, die dauernd mit der Jugend in Verbindung stehen, die die Jugend heranziehen müssen.

Der Sport eigne sich nicht für die heranwachsende Jugend, schreibt Herr Dr. Thom, immer mit dem Gesichtspunkt der Höchstleistung. Wieder verweise ich auf die Bestimmungen des deutschen Reichsausschusses für olympische Spiele zwecks Erwerbung des Sportabzeichens, die erstens keine Höchstleistungen verlangen und zweitens nur Leute mit vollendetem 18. Lebensjahre zur Bewerbung zulassen. Herr Dr. Thom fährt dann fort, wie gesund das Rudern sei, wenn es nicht übertrieben würde, wenn es nicht sportlich ausarte — weist aber auf die Wettrudern der höheren Schulen Berlins hin, bei denen man Auswüchse zu beschneiden wußte. Ebenso sicher, wie man dabei Auswüchse zu beschneiden wußte, wird man es auch bei anderen Gelegenheiten wissen. Solche Auswüchse werden an Schulen von vornherein eine Seltenheit sein, da es sich meist nur um Bewerber des Sportabzeichens handeln wird, von denen nur Durchschnittsleistungen verlangt werden. So rosig Herr Diem sieht, so schwarz malt Herr Dr. Thom; beides aber ist verkehrt und kann der allgemeinen Sache nicht dienen.

Herr Dr. Thom meint, der Turnunterricht an unsern Schulen würde genügen zur körperlichen Ausbildung der Schüler. Ich wage aber dies

rundweg zu verneinen. Allerdings stehen auf dem Stundenplan selbst für Primaner der Gymnasien 2 Stunden Turnen. Es wird aber Herrn Dr. Thom nicht entgangen sein, daß mindestens $^1/_3$, oft sogar die Hälfte der Schüler vom Turnen dispensiert ist. Wo bleibt dann für diese Leute die nötige Körperkräftigung? Man kann ruhig zugeben, daß für das Geräte-Turnen nicht jeder Schüler geeignet ist, auf dem Sportplatz aber, wo es die verschiedensten Zweige der Betätigung gibt und jeder tun darf, was ihm besonderen Spaß macht, da kann jeder eine Art finden, wie er seinen Körper ohne Nachteil stählen kann.

Wenn dann Schüler der einzelnen Schulen einer Stadt zunächst unter sich und dann mit den ansässigen Sportvereinen Wettkämpfe austragen, so ist das nur zu begrüßen. Wir sind heute leider schon so weit, daß ein Gymnasiast sich erhaben fühlt über den Realschüler, und eine riesige Kluft trennt ihn vom Volksschüler und vom Handwerker. Unsere Klassengegensätze sind ohnehin schon groß genug, wir sollen sie nicht noch in den Schulen vergrößern. Einen Ausgleich kann gerade die gemeinsame Ausübung des Sportes bringen bei Wettkämpfen. Auf dem Sportplatz ist nicht Stand und Rang maßgebend, sondern einzig und allein die Leistung. Der Gymnasiast der höchsten Kreise wird dort sich veranlaßt sehen, den höheren sportlichen Leistungen des Arbeiters seine Bewunderung zu zollen und die Menschen ehren, die trotz schwerer täglicher Arbeit, noch Zeit für den Sport finden, ebenso wie der Arbeiter neidlos jede Ueberlegenheit eines andern tragen wird. Eine gegenseitige Berührung kann da nicht von Schaden sein; der zukünftige Akademiker lernt Menschen kennen und deren soziale Lage — was für ihn unbedingt notwendig ist, wenn er sich seiner kommenden Pflichten bewußt ist —, und auf den Arbeiter kann ein Verkehr mit sozial höher stehenden nur veredelnd wirken. Das mit Bezug auf die Wettspiele, denn ich weiß, daß die Bedenken manches Lehrers darin gipfeln, ob es ratsam ist, seine Primaner mit Mitgliedern von Vereinen, die sich aus allen Ständen rekrutieren, zusammenkommen zu lassen.

Freilich wäre es auch nicht nach meinem Wunsche, wollte man die Organisation, wie sie jetzt an den Schulen zwecks Sport eingerichtet wird, den Sportvereinen angliedern. Die Sportabteilungen der Schulen sollen selbständig bleiben als Organisation, sie sollen nur bei Wettkämpfen mit den betreffenden Vereinen zusammenarbeiten. Daß natürlich die Schüler nach Verlassen der Schule Sportvereinen beitreten, ist zu wünschen, denn sonst hätte die ganze Einrichtung an den Schulen keinen Wert, wenn sie nicht nur der Vorübung für später dienen sollte.

Haben wir nun aber einmal den Sport eingeführt an Schulen und Universitäten, dann brauchen wir auch Sportlehrer, die über die richtige Ausübung des Sportes wachen und die nötigen Anleitungen geben. Zur Erlernung der richtigen Ausübung der Leibesübungen bedarf man ebenso der sachkundigen Anleitungen, wie bei allen andern Dingen des täglichen Lebens. Ein solcher Sportlehrer kann jeder Turnlehrer, überhaupt jeder

Lehrer sein, der einen Sportlehrerkurs absolviert hat — allerdings darf ein solcher Sportlehrer nicht als Schulmeister seinen Schülern auf dem Rasen gegenübertreten, sondern als Freund und Berater — als Sportsmann im besten Sinne des Wortes. So eine schreckliche Institution werden die Sportlehrer also bei uns nicht werden, und von amerikanischen Riesengehältern, werden die Herren wenig zu sehen bekommen. Herr Dr. Thom ist von einer unheimlichen Angst des „Amerikanisiert-Werdens" befallen, die aber meist unbegründet ist.

Und wenn Herr Dr. Thom so oft die Schriftsteller des Altertums erwähnt als Kronzeugen seiner Ansicht gegen die neuen Maßnahmen, so bedeutet das ebensoviel, als die Schriftsteller der alten Griechen als Zeuge gegen alles Moderne anführen zu wollen. Nur eines hat Herr Dr. Thom nicht erwähnt, das alte Olympia — das hätte nicht so gut zu seinen Ansichten gepaßt. Wir wollen aber kein amerikanisches Athletentum und wollen auch keine Griechen sein — auch deren Sieger wurden wie Helden gefeiert, nicht nur die amerikanischen Athleten. Wir wollen unserer heutigen Jugend Gelegenheit geben, bei Spiel und Sport Körper und Nerven vernünftig zu stärken, als Gegengewicht gegen die sehr großen Anforderungen, die Schule und Universität stellen — für manchen ist da die Militärzeit schon zu spät; er wird gar nicht zum Militär kommen, weil er seinen Körper vernachlässigt hat.

Lobend erwähnt Herr Dr. Thom die Turnvereine und die 80000 Turner in Leipzig bei den Freiübungen. Eben dieses Lob fällt zur Hälfte auch auf die Sportvereine, denn nicht nur, daß in jedem Turnverein auch nahezu alle leichtathletischen Uebungen gepflegt werden, sondern die Mitglieder der Turnvereine sind meist auch die besten Mitglieder der Sportvereine. Und diese Disziplin, die so sehr hervorgehoben wird, ist die Disziplin, die man sich beim Sport aneignet, ja aneignen muß: ohne sie ist keine ersprießliche Betätigung möglich.

Wenn wir bei dem jetzigen System des Vormittagsunterrichts einige Stunden ansetzen für Sport, so wird das an dem hohen Standpunkt unserer Schulen nichts ändern. Die Verantwortung, „ungeheuer wichtige kulturelle Werte aufs Spiel zu setzen, um alles auf den Sport einzustellen", ist nicht halb so groß, wie Herr Dr. Thom meint. Ein Satz mit „ungeheuer wichtige kulturelle Werte" klingt zwar sehr gut, und wir stellen auch nicht „alles" auf Sport ein, sondern werden unsere Schüler daran gewöhnen, anstatt in Stuben herumzusitzen und in Bierlokalen, oder wenig vorteihafte Spaziergänge zu machen, auf den Sportplatz zu gehen und sich dort ihrer Erholung zu widmen. Daß sie darnach geistig frischer sind und die Arbeit leichter und besser vonstatten geht, ist eine zu bekannte Tatsache, als daß man sich ihr verschließen könnte. Erhalten wir unsern Schulen und Universitäten den Sport und sorgen wir für sachgemäße, gesundheitsfördernde Uebung, so werden wir nicht amerikanisiert werden, wohl aber desto tüchtigere, kräftigere Deutsche geben. Dr. Hermann Meier.

Deutscher Sport und amerikanisches Vorbild.

In seinem Aufsatze „Amerikanisches Athletentum und deutsche Leibesübung“ hat Herr Dr. Reinhard Thom meine im Amerika-Bericht der Studienkommission des Deutschen Reichsausschusses für Olympische Spiele aufgestellten Leitsätze angegriffen, und, wie mir scheint, recht unglücklich angegriffen. Allerdings stellt er sich eingangs seiner Betrachtungen als ein Freund des Sports vor, desselben Sports, den er nachher so eifrig bekämpft. Er scheint es also bei einer mehr platonischen Verehrung für den Sport bewenden zu lassen.

Demgegenüber behaupte ich und finde mich in keinem Punkte widerlegt:

Deutschland braucht zu gegenwärtiger Stunde dringender denn je eine körperliche Erziehung seiner Jugend, stärker und umfassender als sie bisher erreicht ist. Mit dieser Erkenntnis finde ich mich im Einklang mit einer großen Zahl geistiger Führer unseres Volkes und, wie ich wenigstens nach seinen einleitenden Ausführungen annehmen darf, auch mit Dr. Thom selbst. Ein hervorragendes Mittel zu dieser Belebung unserer körperlichen Ausbildung ist, schon an seinen praktischen Erfolgen bemessen, der Sport. Auch ich erblicke, genau wie etwa Professor Heinrich, den Dr. Thom zu Unrecht gegen mich ausspielen möchte, das Ideal in einer Verbindung von Turnen, Spiel und Sport. So gut wie wir auf turnerischem Gebiet unsere eigenen Lehrmeister gewesen und noch dazu für andere Völker geworden sind, so sicher können und müssen wir auf anderem Gebiete, voran auf dem des Sportes, von anderen Ländern lernen, da wir lange genug in beschämender Gleichgültigkeit verharrt sind und unsere gesamte körperliche Ausbildung infolge ungerechtfertigter Abschließung in Erstarrung geraten war.

„Angriffe“ auf das deutsche Turnen und gar die deutsche Erziehung sind in meinem Amerika-Bericht überhaupt nicht verzeichnet. Man hat das leider mehrfach ohne Unterlagen behauptet. Das ist doch noch kein Angriff, wenn ich die objektive Feststellung mache: „Die deutschen Turnlehrer, die etwas vom Sport verstehen, sind selten, die aus veralteten Anschauungen auf ihn schimpfen, zahlreich.“ Für dieses Zweite könnte ich Dutzende von Belegen bringen, die mir Dr. Thom ersparen wird, und die erste Feststellung rechtfertigt sich allein schon durch den erfreulichen, ganz ungewöhnlich starken Zulauf, den unsere Sportlehrerkurse im ganzen Reiche gerade aus Turnlehrerkreisen finden. Oft genug habe ich da gehört: „Hätten wir das alles nur schon früher gewußt, wir hätten den Sport gerecht beurteilt.“

Als Kronzeugen kann ich einen Mann wie v. Skal, den Korrespondenten einer deutschen Zeitung in New York, nicht anerkennen, denn man kann nicht die gleiche Sachkunde über amerikanische Eisenbahnen, Beamte, Schulen, Kriegsrüstungen, Schiffe, Spielhöllen, Banken und Sportzustände haben. Ueberdies leiden leider alle mir bekannten Bericht-

erstatter der deutschen Presse in den Vereinigten Staaten daran, daß sie uns alles Merkwürdige, Groteske, Falsche von drüben erzählen, nicht aber das Normale, Nachahmungswürdige. Das mag in ihrer Stellung begründet liegen. Gegen die von Dr. Thom angeführten Vertreter der Wissenschaft äußere ich das gleiche Bedenken einer gewissen Sachunkunde, wenigstens haben wir in Professor Sloane, der als amerikanischer Austausch-Professor ja doch wohl auch Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung machen kann, drüben einen Mann gefunden, der uns einen durchaus neutralen Einblick in die akademischen Sportverhältnisse Amerikas zu haben schien und dessen Urteil wesentlich anders lautet. Wie gefährlich es ist, aus dem Zusammenhang genommene Bemerkungen im Streite der Geister zu verwerten, zeigt Dr. Thom selbst. Was will es denn schon sagen, wenn Münsterberg meint, daß „der amerikanische Sport sicherlich mit vielen unsportmäßigen Elementen durchsetzt ist". Natürlich ist er das; welcher wäre das nicht? Vielleicht das Idealsystem der Zukunft nicht, das Dr. Thom vorschreibt? Daß die Zeitschrift „Physical Training" uns Deutsche vor einer Uebernahme der Schwächen amerikanischen Betriebes warnt, war jedenfalls überflüssig, denn so vernünftig sind wir allein.

Daß sie diesen Warnungsartikel erließ, ohne unsere Eindrücke oder unseren Reisebericht zu kennen, mag sie vor sich verantworten, daß Herrn Dr. Thom aber entgangen ist, daß des amerikanischen Verfassers ganzer Kummer der unterbliebene Besuch beim — man höre: christlichen Verein junger Männer war, dürfte einen Schatten auf seine Objektivität werfen.

Auch was Dr. Thom von der Entartung antiken Sportlebens sagt, scheint mir in keiner Weise den Kern der Sache zu treffen. Griechenlands Freiheit ist doch gewiß nicht um seiner Olympischen Spiele willen zugrunde gegangen, sondern diese Spiele haben sich mit dem sinkenden Geschick ihres Volkes auch nach unten gewandelt. Antike und moderne Zustände lassen sich überhaupt nicht vergleichen. Natürlich wird es auch in Rom Leute gegeben haben, die Anstoß an der damaligen gymnastischen Ausbildung nahmen. Solange man mir aber unter unseren landläufigen deutschen Studenten keinen der in griechischer Skulptur verewigten Körper zeigen kann, sondern als Regel den durch einseitig intellektuelle Erziehung und akademische Sitten häßlich verbildeten, solange sollten wir uns doch ja hüten, die antike Körperkultur verächtlich anzusehen.

Es ist eben schlimm für uns Deutsche, daß in demselben Augenblick, wo wir ein deutsches Stadion erbauten, auch schon die Gedankenreihe einsetzen konnte: Deutsches Stadion — Römisches Stadion — Gladiatorentum — Caracalla-Wahnwitz — Untergang. Womit dann bewiesen ist, daß unser Stadion im Grunewald, auf „häßliche Masseninstinkte" berechnet (denn es faßt 30 000 Personen), den Anfang vom Ende bedeutet. Der einzige Trost in diesen Gedankengängen ist dann die deutsche Jugend selbst, die täglich durch die Tat beweist, daß bei Spiel und Sport ein frohes, gesundes, willensstarkes Geschlecht aus ihr wird.

Dr. Thom bekämpft meinen Leitsatz, nach dem der Jugend mehr Gelegenheit zu Wettkämpfen gegeben werden muß, und spricht leichten Herzens die Worte aus: „Darum eignet sich der Sport nicht für die heranwachsende Jugend, kann doch ein sich entwickelnder Körper ohne Schaden solche Höchstleistungen nicht aushalten." Diese Behauptung verstößt gegen die elementare Forderung, die wir Führer der Sportbewegung nunmehr seit langer Zeit aufstellen und der man sich im allgemeinen gefügt hat, dahingehend, daß über den Sport nur solche Beurteiler mitreden, die ihn praktisch kennen. Wer den obigen Satz schreiben konnte, kennt ihn nicht. Wir Leiter großer Sportvereine und -verbände sehen täglich den gesunden Einfluß sportlicher Uebungen auf die uns anvertraute Jugend, und uns hat vor kurzem sogar eine Behörde recht gegeben, der doch gewiß niemand vorwerfen wird, daß sie die Gesundheit ihrer Schüler leichtsinnig aufs Spiel setzt, nämlich das Preußische Kultusministerium (und ihm folgend die Ministerien anderer Bundesstaaten), indem es auf Antrag des Deutschen Reichsausschusses für Olympische Spiele die Abhaltung von Olympia-Prüfungskämpfen für die Abiturienten der höheren Schulen und der Lehrerseminare anordnete. Preußen hat dabei einige Wettbewerbe gestrichen, wie das 400 m-Schwimmen, den 400 und 1500 m-Lauf, das will aber hier deswegen nicht viel sagen, weil uns die Gutachten so anerkannter Sachverständiger wie Professor Schmidt-Bonn, Professor Hueppe, Dr. Willner, Kraenzlein, Professor du Bois Reymond auch in diesem Punkte recht gegeben haben, überdies kaum jemand auf Grund praktischer Erfahrungen behaupten wird, daß ein Lauf über 100 m geringere Anforderungen an die Herzkraft stelle als über 400 m, oder ein Schwimmen über 100 m andere als ein solches über 400 m. Es hat also keinen Zweck, wenn ich mich in diesem Punkte mit Dr. Thom auseinandersetzen wollte. Auch was er vom Rudern sagt, daß man nämlich die Auswüchse beim Rennrudern der höheren Schulen Groß-Berlins zu beschneiden wußte, zeigt ihn nicht im Lichte besserer Sachkunde, denn gerade das Wettrudern in schweren Booten, wie bei den Schülerregatten in Berlin, stellt an den Körper so hohe Anforderungen, daß wir Sportsleute den Schülern diese ungebührliche Anstrengung entweder ersparen oder sie in wirkliche Rennboote setzen würden.

Die „deutschen Jugendspiele" schätze ich natürlich hoch ein. Ich bitte aber, unser Fußballspiel auch dazu zu rechnen, denn es zählt heute schon immerhin die bescheidene Zahl von 185 000 im Deutschen Fußball-Bund organisierter Spieler! Will Dr. Thom das Fußballspiel aber ausschließen — vielleicht, weil es englischer Abkunft ist —, so tut er damit nichts Unrechtes, nur begeht er bestimmt einen Fehler: er verscherzt sich nämlich die Jugend dabei. Und ich dachte doch, daß es auf die gerade ankommt.

Warum soll ein Marburger Rektor nicht einmal von den „Gefahren des Sports" gesprochen, ohne sich viel dabei gedacht zu haben? Wir haben noch viel unverständigere Kritiker erlebt. Wer von einem „Entgiftungsprozeß" redet und diesen nur im Schlaf verwirklicht sieht, der sei freund-

lichst eingeladen, sich auf einem beliebigen unserer Spiel- und Sportplätze diese „nervenschwache Jugend“ mit den „Giftkeimen“ anzusehen; hoffentlich wandelt er dann das in der Studierstube geborene Urteil.

Dr. Thom zitiert wieder einmal, wie ich finde, diesmal den Präsidenten der „Carnegie Foundation“: „Faule Geschichten bei den Wettkämpfen (corruption in athletics), welche so oft die moralischen Zustände nachteilig beeinflussen und den Stand der amerikanischen Anstalten erniedrigen, kommen in Preußen nicht vor.“ — Nein, gewiß nicht, denn wenn man keine Athletik an den Schulen hat, kann man auch keine faule Athletik haben. Aber sollten wir nicht andere „faule Geschichten“ in unserer Schulerziehung haben, die wir u. a. auch dem Mangel einer durch den Sport vorzüglich zu bewirkenden Charaktererziehung verdanken? Gilt das Betrügen der Lehrer nicht jetzt den meisten deutschen Jungen als einwandsfreies Mittel? Wollen wir uns wirklich so aufs hohe Roß setzen, und gar nichts, rein gar nichts zulernen?

Einen weiteren Fehler begeht Dr. Thom, wenn er lange Auszüge aus meiner Schrift ohne weiteres als meine Reformvorschläge für Deutschland hinstellt, wie er es z. B. für „das öffentliche Leben und die Presse —“ tut, ein Kapitel, das überdies gar nicht von mir verfaßt ist. Sowohl meine Begleiter wie ich haben zu schildern gesucht, wie sich die amerikanischen Eindrücke ihnen darboten. Es war doch kaum mißzuverstehen, daß unsere aus ihnen gewonnenen Vorschläge lediglich in den darum so genannten „Leitsätzen“ zum Ausdruck kamen. Dr. Thom ist übrigens der erste, der sich dieser Mißverständnisse schuldig macht.

Und dann kommt er uns mit den Leitsätzen des Berliner Philologen-Vereins. . . . Ach, an solchen gebrechlichen Ja-aber-Leitsätzen haben wir ja wirklich übergenug; uns fehlt nur eins, nämlich die Taten. Und derer hat sich jetzt nach den recht schwachen Erfolgen anderer Instanzen die Olympische Idee angenommen, die unser ganzes Volk gottlob so machtvoll durchflutet zum Zeichen dessen, daß große Ziele immer noch ihre Scharen unter uns gesammelt haben.

Carl Diem.

Replik.

Motto: „Sana mens in corpore sano“
Cuncto generi humano
Bleib's ein Wunder wirkend Wort!
Stramm der Muskel, kühn die Stirne! . . .
Aber, Brüder, laßt dem Hirne
Auch noch sein erfreulich Teil. . . .

Rudolf Presber.

„Deutscher Sport und amerikanisches Vorbild“ heißt die Erwiderung Herrn Diems auf meinen Aufsatz „Amerikanisches Athletentum und deutsche Leibesübung“. Mit Bedauern stelle ich fest, daß man den Sinn meines

Aufsatzes nicht verstanden hat: denn einmal bekämpfe ich überhaupt nicht Turnen und Sport, wie man mir vorwirft, auch nicht den Sport allein, was Herr Diem ja eigentlich meint, vielmehr bin ich mir bewußt, auf die Vorzüge des Turnens hingewiesen und vor den Uebertreibungen des Sportes gewarnt zu haben.

Bevor ich auf die Ausführungen Herrn Diems näher eingehe, sei es mir erlaubt, seine Methode zu beleuchten. Hat er doch eine ganz eigene Art, zu kämpfen. Einige Beispiele mögen genügen.

Ich hatte mich auf von Skal, einen der vorzüglichsten Kenner amerikanischer Verhältnisse, berufen, der bereits 36 Jahre in Amerika gelebt hat. Aber Herr von Skal findet keine Gnade, er ist Herrn Diem nur Korrespondent einer deutschen Zeitung und „überdies leiden alle ihm bekannten Berichterstatter der deutschen Presse in den Vereinigten Staaten daran, daß sie uns alles Merkwürdige, Groteske, Falsche von drüben erzählen, nicht aber das Normale, Nachahmungswürdige". — Aber Herr Diem fand in fünf Wochen das Normale und Nachahmungswürdige!

Ich berief mich ferner auf Wheeler, Präsidenten der kalifornischen Staatsuniversität und Austauschprofessor, der in Deutschland studiert hat, ebenso auf eine Reihe anderer hervorragender amerikanischer Gelehrter und Lehrer, die alle ihre Erfahrungen in Büchern und Berichten niedergelegt haben. Ihnen spricht Herr Diem ohne Begründung die Sachkenntnis ab und beruft sich dafür auf das mündliche Zeugnis des früheren Diplomaten und heutigen Professors Sloane, weil dieser einen „durchaus neutralen Einblick" in die akademischen Sportsverhältnisse Amerikas zu haben „schien".

Die Zeitschrift „Physical Training" wird damit abgetan, daß man ihre Warnung an uns Deutsche „vor einer Uebernahme der Schwächen amerikanischen Betriebes" überflüssig findet. Diese Zeitschrift ist sehr unbequem. Vielleicht ist sie auch „sachunkundig", weil sie über die Vertreter der Kommission schreibt: „Es scheint, daß sie damit zufrieden waren, den Trainingplan kennen zu lernen, der ihnen völlig neu war. . . . ." „In gewisser Hinsicht wäre es für sie besser gewesen, sie hätten ihn gar nicht kennen gelernt, als in dieser Einseitigkeit. . . . ."

Ich hatte den Physiologen und Universitätsprofessor Schenk angeführt, der 1913 einen Vortrag über „die Gefahren des Sportes" gehalten hatte. Merkwürdig ist der Gegenbeweis: „Warum soll ein Marburger Rektor nicht einmal von den Gefahren des Sportes gesprochen, ohne sich dabei viel gedacht zu haben? Wir haben noch viel unverständigere Kritiker erlebt." Sodann heißt es, daß meine „Ausführungen über die Entartung des antiken Sportlebens in keiner Weise den Kern der Sache zu treffen scheinen". Aber kaum hat Herr Diem gesagt: „Antike und moderne Zustände lassen sich überhaupt nicht vergleichen", vergleicht er unsere „landläufigen, deutschen Studenten", deren Körper er „häßlich verbildet" findet, mit den „in griechischer Skulptur verewigten Körpern der Griechen".

Für Herrn Diem sind Seneca, beide Plinius, Tacitus, Juvenal, wie auch der große Gelehrte und Sportarzt Galen oder Philostrat, der über Gymnastik schrieb, nur „Leute“!

Eigenartig berührt auch sein Verhalten dem preußischen Kultusministerium gegenüber. Einmal lobt er diese Behörde, da sie „auf Antrag des deutschen Reichsausschusses für Olympische Spiele die Abhaltung von Olympia-Prüfungskämpfen für die Abiturienten der höheren Schulen und der Lehrerseminare anordnete“, das andere Mal aber erklärte er in der Wettkampf-Ausschußsitzung des Reichsausschusses für Olympische Spiele am 21. April 1914, „die Prüfungswettkämpfe in der Schule hätten sehr wenig praktischen Wert“, denn es seien „die Prüfungsbedingungen derart verwässert worden, daß jede ernste Prüfung, Schwimmen und Laufen ausgemerzt worden sind“.

Welche seltsamen Zusammenhänge werden von Herrn Diem konstruiert! Ich hatte auf die bekannten Berichte des Präsidenten der Carnegie-Foundation hingewiesen, wo es u. a. heißt: „Faule Geschichten bei den Wettkämpfen kommen in Preußen nicht vor“. Diesen Satz benutzte Herr Diem zu einem Ausfall gegen unsere Schule: „Aber sollten wir nicht andere „faule Geschichten“ in unserer Schulerziehung haben, die wir u. a. auch dem Mangel einer durch den Sport vorzüglich zu bewirkenden Charaktererziehung verdanken? Gilt das Betrügen der Lehrer nicht jetzt den meisten Jungen als einwandfreies Mittel? Wollen wir uns wirklich aufs hohe Roß setzen und gar nichts, rein gar nichts zulernen?“

Die Lehrer haben es ihm anscheinend besonders angetan, und zwar die Lehrer in ihrer Gesamtheit, außer den Sportlehrern. In seinem Bericht hieß es: „Die Turnlehrer, die etwas vom Sport verstehen, sind selten; die, die aus veralteten Anschauungen auf ihn schimpfen, zahlreich.“ Und ferner: „Ein Lehrerkollegium, das nicht frische Männer genug hat, die auch gern Mitglied eines Sportvereins sind, taugt sowieso nichts.“ Und an einer anderen Stelle des Berichts erklärt er mit großem Behagen, daß man ihm auf seine Frage, warum die Sportlehrer in Amerika mehr Gehalt bezögen als die Wissenschaftler, die Auskunft gab, diese hätten „ja meistens nur Einfluß auf das Wissen, die Sportlehrer aber auf den ganzen Menschen, auf seinen Charakter“.

Was sagt dazu ein Amerikaner, ein Kenner der Verhältnisse der Sportlehrerschaft und des Sportberufstums: „Insbesondere imponiert es uns hier, daß in dem Berichte (Diems) von der feinen Sportlehrerschaft gesprochen wird, während doch tatsächlich der Durchschnittslehrer für Leichtathletik meist ein unkultivierter Mensch ist, der eben nur in seinem athletischen Fach eine besondere Technik herausgebracht hat, die ja auch ihren Zweck erfüllt. Aber diese Mannschaft als Vorbild hinzustellen und ihnen die Fürsorge der Jugend zu überlassen, ist einfach . . .*) Gerade darin

*) Wir geben den Ausdruck nicht wieder.

ist uns Deutschland vorbildlich, daß an den höheren Schulen, an denen eifrig gespielt wird, die Leitung in den Händen von wirklichen Erziehern liegt."

Ich hatte geschrieben: „Das ist eben die Gefahr der Sportausbildung, daß sie körperliche Höchstleistungen verlangt. Darum eignet sich der Sport nicht für die heranwachsende Jugend, kann doch ein sich entwickelnder Körper ohne Schaden solche Höchstleistungen nicht aushalten." Und was antwortet Herr Diem darauf? „Leichten Herzens" spräche ich diese Worte aus, und wörtlich fährt er fort: „Diese Behauptung verstößt gegen die elementare Forderung, die wir Führer der Sportbewegung nunmehr seit langer Zeit aufstellen und der man sich im allgemeinen gefügt hat, dahingehend, daß über den Sport nur solche Beurteiler mitreden, die ihn praktisch kennen. Wer den obigen Satz schreiben konnte, kennt ihn nicht."

Ich bedaure, daß ich gegen eine elementare Forderung der Führer der Sportbewegung, die sie selbst aufgestellt und der man im allgemeinen sich gefügt hat, — verstoßen haben soll, daß ich den Sport nicht „praktisch" kennen soll. Ich will nicht anführen, in wieviel Sportsarten ich mich betätigt habe, aber ich darf vielleicht darauf hinweisen, daß ich jahrelang von dem damaligen Meisterschaftsruderer Deutschlands ausgebildet oder trainiert bin.

Veröffentlicht Herr Diem nicht leichten Herzens auf Grund einer Fünfwochenreise einen so wichtigen Bericht! Er besucht dabei Städte, die über tausend Kilometer Luftlinie voneinander entfernt sind; er schreibt über Universitäten und Schulen; und was sieht er nicht alles, obwohl er sich gerade die Ferien der amerikanischen Schulen ausgesucht hat; und wieviel Forderungen schließt er daran an, ohne die Grundlagen der ausländischen Einrichtungen zu kennen!

Und ist seine Methode sonst einwandsfrei? Sahen wir nicht, daß ihm ein hervorragender Publizist nur Korrespondent ist? Amerikanische Gelehrte und Lehrer, die anderer Meinung sind, erklärt er für sachunkundig; deutschen Universitätsprofessoren wirft er vor, daß sie sich nicht viel dabei denken, wenn sie einen Vortrag halten; Autoritäten des Altertums wie der Neuzeit, der alten wie der neuen Welt bedeuten ihm nichts, wenn sie anderer Ansicht sind — und wenn jemand Kritik an seinem Bericht übt und vor einigen seiner Leitsätze warnt, dann versteht er eben nichts von Sport.

Ich glaube, diese Kampfart genügend gekennzeichnet zu haben.

Welche eigentümlichen Anschauungen Herr Diem vom Altertum hat oder uns beibringen will, zeigt er in seinem Aufsatze: Das deutsche Stadion. Er erklärt, warum bei den Griechen das Olympiafest national war. „In der Blütezeit der Olympischen Spiele waren die Griechen das einzige Kulturvolk der ihnen bekannten Welt — — — ich rechne die technische Entwicklung des alten Aegyptens nicht zum Kriterium der Kultur, sondern der Zivilisation . . . Sie ließen diese so wenig zu ihren Spielen zu, wie

wir heute Negerstämme aus dem Innern Afrikas zur Teilnahme laden würden." Herr Diem ahnt nicht, daß der Orient schon mehrere Kulturperioden hinter sich hatte, ehe die Hellenen auch nur zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen; die alten Aegypter aber haben nach Diem nur eine Zivilisation gehabt!

So sieht Herr Diem die Vergangenheit! Und wie malt sich ihm die Zukunft? „Im Stadion bekränzt unser Kaiser am Schlusse des Festes den Weisesten, dessen schaffendes Hirn uns im Rate der Völker Gewicht gibt, den Begnadetsten, dessen Kunst unserem Leben den göttergleichen Flug verleiht, und den Schnellfüßigsten, dessen jugendliche Spannkraft uns die Gewähr für lebenskräftiges Fortbestehen bietet."

Daß nicht alle Sportsleute über die internationalen Olympien gleich Herrn Diem denken, mögen folgende Zeilen lehren.

Herr Professor Wickenhagen, der über ein Menschenalter für den Sport eingetreten ist und der noch heute die Ruderkurse für die preußischen Oberlehrer leitet, schrieb mir auf meinen Artikel u. a. folgendes Urteil, das ich mit seiner gütigen Erlaubnis hier veröffentliche: „Die internationalen Olympien, so wie sie sich entwickelt haben, halte ich für eine Verirrung. Ein Wettkampf mit ungleichen Kampfbedingungen, hier also zwischen Völkern, die unter ganz verschiedenen Kultur- und Volkserziehungsverhältnissen leben, ist, wie jeder Sportsmann weiß, ein Unding. . . . Wir leben im Lande der allgemeinen Schul- und Dienstpflicht; der Grundsatz „Jedem das Seine" gibt unserer Volkserziehung einen sozialen und nationalen Wert, der längst nicht hoch genug eingeschätzt wird. Aber freilich: diese großzügige Schule läßt sich nicht in den Rahmen eines internationalen Sportfestes pressen . . . Hüten wir uns, daß wir das Brot aus unserem Wandersack preisgeben und Steine dafür aufnehmen! Wie unsere heimatliche Turnschule von Ausländern beurteilt wird, dafür ein Beispiel aus dem englischen Fachblatte „Illustrated Sports" über ein Münchener Turnfest: das allgemeine Ergebnis unseres Besuches ist, daß uns allen der ungeheure Wert turnerischer Arbeit, vom nationalen Standpunkt aus betrachtet, und die Notwendigkeit vor Augen geführt wurde, das Turnen in dieser Weise hier (in unseren Schulen wenigstens) einzuführen, wenn wir uns selbst als eine Nation (!) betrachten wollen. Die Mehrzahl der Turner dort waren körperlich schön ausgebildete Leute und zum Besuch des Turnfestes ebensowenig ausgesucht wie unsere englischen. Es wurde uns klar, daß wir als Nation in körperlicher (physischer) Erziehung noch gänzlich im Schlafe sind. Während sich hier durchs Turnen nur wenige Erholung schaffen und das allgemeine Publikum dasselbe als ein harmloses Mittel zum Zeittotschlagen betrachtet, ist die Turnerei in Deutschland zum Range einer Wissenschaft erhoben und ein mit Zwang durchgeführter wichtiger Teil der nationalen Erziehung. . . . Die Folge davon ist, daß die Deutschen jedenfalls der körperlich am besten ausgebildete Stamm sind, den man

jetzt in Europa finden kann — uns heilige Englishmen selbst nicht etwa ausgenommen."

Herrn Diems neueste Schrift lautet „Friede zwischen Turnen und Sport". Wenn er in dieser verlangt, aller vorangegangener Streit sei begraben, damit man eine Einigung herbeiführe, so begrüße ich diesen Schritt aufs Wärmste.

Zum Schluß möchte ich mich nochmals zu dem Standpunkt bekennen, der im „Kunstwart" auf meine Schrift hin folgendermaßen formuliert war:

„Wir leben in einer Zeit, da die Formen der körperlichen Ertüchtigung unseres Volkes wahrscheinlich für eine lange Zeit festgelegt werden. Da scheinen uns gründliche, vorurteilsfreie Untersuchungen nötig über die Wirkungen der deutschen Leibesübung durch Turnen, Jugendspiel und Wandern und der amerikanischen durch einen stark spezialisierten Sport. Jedenfalls scheint die unbesehene Herübernahme amerikanischer Methoden lange nicht so empfehlenswert, wie manche glauben."

Dr. Reinhard Thom.

Philosophie.

„Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung." Gesammelte Aufsätze von Jacob Baron von Uexküll. Herausgegeben und eingeleitet von Felix Groß. F. Bruckmann A.-G., München. 1913.

Dieses Werk verrät eine Fülle wissenschaftlichen Fleißes, umfassender Bildung und so glänzender Kritik, daß es schwer fallen dürfte, ihm in einer kurzen Besprechung gerecht zu werden. v. Uexküll gehört zu den Wiedererweckern, man muß sagen: Wiederentdeckern der Forschungsresultate Mendels; letzterer war ein Mönch in Brünn, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an den Kulturpflanzen seines Klostergartens in aller Stille die schwerwiegendsten Entdeckungen machte; Entdeckungen, die totgeschwiegen wurden, weil sie sich den herrschenden Anschauungen des Darvinismus nicht willig einfügten. Mendel fand, daß das Vererbungsgesetz einer einfachen und mathematischen Formel folgt, ferner: daß die Anlagen der werdenden Individuen einen ebenso ausgesprochenen wie beharrlichen Charakter zeigen. Schließlich muß von den Anlagen gesagt werden, daß sie keine materiellen, sondern formale Größen sind. Mit der Entdeckung dieser Tatsachen ist natürlich dem Darvinismus der Krieg erklärt. v. Uexküll weist der Naturforschung nicht nur die richtigen Wege, indem er ihr rät, endlich mit dem Beweisenwollen ein Ende zu machen und sich auf das Beobachten und Belauschen der Natur zu verlegen und das „Benehmen" der Tiere zu studieren. Aus dem ausgedehnten Felde seiner bisherigen Arbeiten berichtet v. Uexküll, was als bedeutungsvoll anzusprechen ist, immer unter der Berücksichtigung und Namhaftmachung der übrigen in gleicher Richtung tätigen Forscher. Er weist ferner in geist-

voller Weise auf die Perspektiven hin, die sich durch die Arbeiten der Biologie für alle Gebiete des Lebens eröffnen.

Punctum saliens ist: die Stellungnahme zur Möglichkeit resp. Unmöglichkeit, einen immateriellen Faktor in die Naturwissenschaften einzuführen. Oder besser gesagt: den Weg zu finden, auf dem dieser Faktor in plausibler und geschmackvoller Weise einzuführen sei.

Die Entelechie des Aristoteles (Fähigkeit, ein Ziel in sich zu tragen) und die „Zielstrebigkeit", die K. E. v. Baer in der Natur fand, schienen durch die Mechanisierung der Natur, wie der Darvinismus sie propagierte, definitiv ad acta gelegt. Der Forscher Driesch nahm die Fragen wieder auf, die jetzt, anhebend mit den Mendelschen Forschungen, mit ebensoviel Fleiß wie Kritik bearbeitet wurden und heute bereits die unermeßliche Fruchtbarkeit des Arbeitsfeldes überblicken lassen. Drieschs Verdienst war es, die Entelechie (Aristoteles), die Zielstrebigkeit (v. Baer) vom Verdachte der Illegitimität zu befreien und ihr die Stellung vorzubereiten, die ihr tatsächlich gebührt. Er weist ihr eine eigene Gesetzmäßigkeit nach; eine Gesetzmäßigkeit, die sich freilich nur in der Erkenntnis der Beziehungen vom Teil zum Ganzen offenbart, also nicht Kausalität ist, eine Intensität, keine Extensität, also der Heiligkeit der Zahlen nicht untertan.

„Mir scheint", so äußert sich von Uexküll, „daß man die Entelechie am besten mit dem „Genius" der Römer vergleichen kann, der überall auftritt, wo es sich um eine Neuorganisation handelt, deren erzeugendes und erhaltendes Prinzip er darstellt. Endet der Organismus, so verschwindet auch der Genius".

Was nun den beregten („immateriellen") Faktor und die Möglichkeit (resp. Unmöglichkeit) seiner Einführung in die Natur betrifft, geht v. Uexküll folgenden genialen Weg:

Angesichts der Mendelschen Forschungen und ausgehend von der Tatsache, daß die Form des fertigen Tieres ebenso vom Keim bedingt ist, wie sie selbst den Keim bedingt, benehmen sich „Ziel und Anfang wie zwei gleichzeitig vorhandene Maschinenteile. Die Teile passen auch der Zeit nach zusammen, wie die Töne einer Melodie. Die Formen der Tiere und Pflanzen sind nichts anderes als abgeschlossene Handlungen". Die Brücke, welche Intention und Extension vereinigt, sieht und findet v. Uexküll in der Form. Und in dem genannten Verhältnis zwischen Keim und Form sieht er das „Planmäßige", einen Naturfaktor, den wir in der ganzen unbelebten Welt nicht kennen und der in dem organischen Bildungsmaterial. nämlich im Protoplasma wirksam ist. Es ist ein glücklicher Wurf v. Uexkülls vom „übermechanischen" Faktor zu reden, wenn schon der „immaterielle" vermieden werden soll.

Die Beobachtungen v. Uexkülls sind an den sogenannten niederen Tieren gemacht worden. Bei ihnen nämlich scheiden sich Merkwelt und Wirkungswelt; es sind zwei getrennte Gebiete, in denen das Subjekt merkt resp. wirkt. Beim Menschen fallen beide Welten zusammen.

Die Scheidung und Unterscheidung von Merkwelt und Wirkungswelt ist v. Uexküll ebenso glänzend gelungen, wie die Wahl dieser beiden Bezeichnungen.*)

In der Wirkungswelt, so stellt v. Uexküll fest, geht eine antizipierte Funktion der entsprechenden Strukturbildung voraus; die Amoebe bildet Extremitäten ad hoc und annulliert sie wieder, Bewegungsapparate, die von höher und mehr entwickelten Lebewesen als dauernder Besitz und Struktur geführt werden und über welche sie verfügen als über ihr Erb und Eigen. Jede Entwicklungsklasse hat aber wiederum ihre eigene antizipierte Funktion; und diese Funktion greift wiederum über den Rahmen der Leistungen hinaus, die den Lebewesen der betreffenden Gattung Dank ihrer Struktur vergönnt sind.

Diese Feststellungen v. Uexkülls haben auf die Vorgänge des organischen Werdens ein entscheidendes und helles Licht zu werfen vermocht: das Leben im Keim eines jeden Organismus beruht eben auf jenen antizipierten Funktionen lediglich. Strukturen sind nicht vorhanden, aber präformiert, also: späteren Entwicklungsphasen des Organismus vorbehalten.

Die Wirkungswelt ist also ein Abschnitt des objektiven Seins, diejenige Strecke Weges, die das Subjekt je nach disponiblen Wirkungs-, d. h. Bewegungsapparaten („Effektoren") mit dem Gesamtgeschehen gemeinsam zurückzulegen befähigt ist.

Dagegen ist die Merkwelt des Subjekts der Ausschnitt aus der Außenwelt, der gerade ihm gewährt wird und nach Maßgabe der disponiblen Sinnesorgane („Rezeptoren") geboten ist, außerdem aber nach Maßgabe seiner „relativen Intensität" (d. h. jeweiligen Verfassung des Subjekts) und von der Leistungsfähigkeit des Zentralapparates abhängt, der zwischen dem Nervenapparat der Merk- und Wirkungswelt eingeschoben ist. Das ist ein Apparat, welcher je nach dem Grade seiner Ausgestaltung unter anderen Funktionen auch die eines „Erregungsreservoirs", also eines Regulators und Kompensators versieht.

„Wie in jedem Lebewesen sich die einzelnen Organe zu einem einheitlichen Organismus zusammenfinden, so bildet der Organismus mit seiner Umwelt zusammen ein zweckmäßiges Ganzes." Hier ist unter Umwelt die Wirkungswelt + Merkwelt zu verstehen. „Man muß sich aber gleich Rechenschaft davon geben, daß die Beiden zusammen keine Einheit ergeben, sondern daß unbedingt der Organismus des Tieres dazu gehörl, der erst den Zusammenhang zwischen den beiden Welten schafft."

Ich hatte die Absicht, den „Bausteinen" v. Uexkülls ein warm empfundenes Begrüßungswort zu reden, ohne den Wunsch, eine Inhaltsangabe

---

*) Für Merkwelt hat v. Uexküll in früheren Arbeiten das Wort: „Umwelt" gebraucht, was sich mißverständlich als synonym mit „Millieu" eingebürgert hat. J. v. Uexküll: Umwelt und Innenwelt der Tiere. Berlin, Springer.



zu geben, weil der Rahmen dieser Zeilen für die unermeßliche Fülle des Gebotenen zu klein gedacht war. Während ich jedoch schreibe, entdecke ich mich auf der Entgleisung meiner Vorsätze und sehe, daß ich an einem kritischen Punkte angekommen bin; an einem Punkte, an dem v. Uexküll selbst, der zunächst mit naturwissenschaftlichen Forschungsresultaten bekannt machen will, nachhaltiger verweilt, weil hier ein Baustein gefunden ist, der für den Ausbau einer neuen Weltanschauung besonders bedeutungsvoll werden muß. Es ist die Doppelwährung des Subjekts, die v. Uexküll auf naturwissenschaftlichem Wege bestimmt, die er in dem parallelen Bestehen der Merk- und Wirkungswelt sieht und die ihre unerschöpflichen Varianten in den mannigfachen Beziehungen dieser beiden Welten zueinander zur Erscheinung bringt.

In erster Linie hat v. Uexküll sich verdient gemacht um die Wiedererweckung K. E. v. Baers, um die Wiederaufnahme der „Zielstrebigkeit" in die Naturforschung, die v. Uexküll „Planmäßigkeit" nennt. Gleichzeitig findet naturgemäß die Bekämpfung des Darvinismus statt. Während letzterer die Werdegänge in der Natur durch die einfache Frage nach Ursache und Wirkung erledigen zu können meint, hat die Biologie den glücklichen Griff nach einer ganz anderen Beziehung der Dinge zueinander getan; nach der Beziehung vom Teil zum Ganzen. Die Biologie führt -- um mit Kant zu reden — die Kategorie der Inhärenz in die Naturforschung ein, anstatt der in den letzten fünfzig Jahren unglücklicherweise allein gehandhabten Kategorie der Kausalität. Das ist ein ebenso bedeutungsvoller wie folgenschwerer Schritt.

Freilich haben wir für diese Kategorie im „bürgerlichen Leben" nichts übrig, weil in unserer Merkwelt nichts vorkommt, wodurch sie in uns wirksam werden könnte. In unserer Wirkungswelt aber spielt sie eine große Rolle, und damit ist die direkte Berührung zwischen Naturforschung und Philosophie ermöglicht und ihrer gemeinsamen Arbeit Tor und Tür geöffnet. Das eben ist das Arbeitsfeld der Metaphysik, nämlich: der Teil der menschlichen Wirkungswelt, der nur als antizipierte Funktion existiert, für die uns keine Struktur, vor allem aber keine Merkwelt zur Verfügung steht. v. Uexküll selbst bezeichnet die Forschungsergebnisse der „subjektiven Biologie" sehr treffend als „die endlich gereifte Frucht, die uns vom Baume der Kantschen Philosophie in den Schoß fällt".

Es liegt nach dem Obigen nahe, daß der biologischen Forschung und Wissenschaft das Menschliche nicht als die höchste Wesenheit erscheinen kann. Denn die von ihr aufgedeckten „antizipierten Funktionen" vermitteln die Berührung mit einem Wesen, für dessen Verständnis unsere Merkwelt nicht ausreicht und dessen entsprechendes Schema uns fehlt. Gleichwohl müssen wir seine Macht über uns ergehen lassen, wie die Pflanze die menschliche Pflege oder der Käfer den tödlichen Fußtritt.

Die neuen biologischen Forschungen scheinen geradezu für das allgemeine Verständnis des Gehaltes der Religion einen Beitrag zu liefern,

nämlich für das Verständnis des Bedürfnisses nach Auseinandersetzung mit einem Ueberwesen. Diese Auseinandersetzungen werden durch die antizipierten Funktionen ermöglicht und bewerkstelligt, und jenes Bedürfnis wird durch sie vermittelt.

Gelegentlich zitiert v. Uexküll (pag. 50) den zeitgenössischen Autor Hermann Keyserling, der in seiner philosophischen Arbeit „Unsterblichkeit" darauf hinweist, daß wir überall von einer „unpersönlichen Welt umgeben sind". Dem Menschen fällt es freilich schwer, einen Unterschied zwischen „unpersönlich" und „wesenlos" zu finden. Was als Ueberwesen, d. h. als übermenschliches Wesen empfunden oder gesucht wird, gerät unverhofft in den Rahmen der Person. Je primitiver der Menschengeist (Wilde und Kinder), um so mehr besteht die Neigung, sogar die Wirkungen des Wesens zu personifizieren. Es war der „subjektiven Biologie" vorbehalten, auf dem Forschungswege einen wichtigen Beleg dafür beizubringen, daß und warum dieser Personifikationstrieb vorhanden ist: Letzterer besteht zu Recht und wird immer bestehen, weil des Menschen Merkwelt für ein Wesen ohne das Gepräge der Person keinen Raum hat. Uns fehlt ein Schema dafür. Wir haben — um in der Schülersprache zu reden — das unpersönliche Wesen „nicht gehabt". Der eingefahrene Weg zum Wesen geht immer via Person oder verliert sich daselbst.

Ob aber die biologische Weltanschauung die Aussicht hat, Allgemeingut zu werden, oder auch nur sich in den weiteren Umkreisen der kultivierten Welt festzusetzen? Wird der unglückselige Trieb dem „Urschleim", irgend etwas entlocken zu wollen, als der Unsinn erkannt werden, der er a priori ist? Ist die Homunculusfabel ausrottbar, welche, aufgefrischt durch die Lehren des Darwinismus, stets in irgendeiner Fassung in den Köpfen herumspukt? Es handelt sich immerhin um das Angebot einer starken Speise von Seiten der subjektiven Biologie.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die Nachfrage nach der Gewißheit eine sehr geringe ist. Was verlangt wird, ist Sicherheit, d. h. Hinwegräumung von Zweifeln. Je elementarer und je primitiver das Entwicklungsniveau des betreffenden Lebewesens, um so dringlicher wirkt die Bewußtseinsenge, um so stürmischer wird die Flucht in die Einzahl. Der Zweifel ist aber quälend, denn er ist Zweizahl; darum fort mit ihm um jeden Preis! Ist er aber erst hinauseskamotiert, so hält angesichts der Einzahl als solcher — das Gefühl der Sicherheit seinen Einzug, — selbst unter der Voraussetzung, daß die gefundene Einzahl ein Unsinn ist. Fetisch, Talisman, Amulet 2c., sie alle haben die Aufgabe, für Sicherheit zu sorgen und tun es auch.

Durch ein richtiges Rechnen mit diesem allzu menschlichen Faktor, dem Sicherheitshunger, ist der Triumphzug des Darwinismus zu erklären: Unter beständigem Applaus konnte er Gesetze suchen und finden, „die von der Ethik bis zur Technik reichen".

Daher konnte er es für möglich halten, die ganze Welt, in Atome zerlegt, auf rechnerischem Wege zu erledigen; daher findet er den Fortschritt keineswegs nur an die Welt des Unvollkommenen gebunden und daher das geblähte Gebaren des darwinistischen Wechselbalges unter der Firma des „Monismus". Darum schließlich war es der bisherigen Naturwissenschaft vorbehalten, der Anmaßung Geltung zu verschaffen, als gehöre die Naturmacht, die wir „Leben" nennen, in den Verfügungskreis des menschlichen Geistes.

Schopenhauer gibt seinem Mißmut über die Mediziner gelegentlich Ausdruck, indem er sie vor dem Leugnen der „Lebenskraft" warnt, weil gerade sie es sei, für deren Leistungen die Aerzte ihr Honorar einstreichen. Schopenhauer konnte freilich als Metaphysiker nicht die Zugkraft entwickeln, die einem Naturforscher von Profession in dieser Frage zur Verfügung stehen müßte. J. v. Uexküll aber ist Zoologe, Anatom und Physiologe von Fach, ein Gelehrter, der sein Gehirn wie seine Augen mit derselben Fertigkeit handhabt, wie das Mikroskop und das Skalpell.

Es mutet an wie eine Märchenwelt, daß ein Naturforscher aus der Schule des 19. Jahrhunderts als Ausgangspunkt seiner und aller Studien die Fähigkeit postuliert, Entstehen von Machen zu unterscheiden. Beide Tätigkeiten haben fundamental verschiedene Technik; und der Mensch versteht vom Entstehen genau soviel wie die Kuh vom Klavierspielen. Und dabei muß es bleiben für alle Zeit; das war und ist ja noch heute der bekannte Verdruß des Menschengeschlechts. Daß ihm, im Gegensatze zur übrigen Kreatur, die Möglichkeit gegeben ist, zu erkennen, auch was es nicht versteht, das steht auf einem ganz anderen Blatte.

Ueber den „semiotischen" *) Charakter der Erkenntnis hat G. Teichmüller**) seinerzeit schöne Gedanken veröffentlicht. Er sagt: „Der Satz, daß wir bloß Erkenntnisse erkennen können, muß aufgegeben werden", denn (pag. 96) „wir erkennen das sinnlich Unerkennbare durch die Analogie mit unseren eigenen inneren Zuständen." In diesen beiden Sätzen ist uns eine glückliche Handhabe für den Unterschied zwischen Verstehen und Erkennen geboten. Diese Unterscheidung scheint mir aber sehr vonnöten und wird durch das Erscheinen der neuen biologischen Arbeiten wahrscheinlich immer unentbehrlicher werden.

Ob und inwiefern jene semiotische Funktion der Gattung Mensch sich mit jener quasi Reservefunktion deckt, die v. Uexküll jedem Lebewesen zuspricht, jener Funktion, die als fakultative Bewegung an der Amoebe so augenfällig demonstrierbar und schon im Keime jedes Organismus formbildend und antizipierend am Werke ist? Darüber soll gelegentlich mehr gesagt werden. Erfreulicher Weise sieht man jene „Funktion", wenn auch

*) Semiotik = Schlußfolgerung aus Zeichen, die Grundlage aller ärztlichen Diagnostik, die, richtig gehandhabt, absolute Gewißheit gewährleistet.

**) Gustav Teichmüller: Die wirkliche und die scheinbare Welt. Breslau, W. Koebner. 1882. pag. 95.

unter verschiedenen Bezeichnungen — immer wieder auftauchen: Bei Lipsius*) erscheint sie jüngst als das „Ueberbewußte". Und mit Recht stellt Arth. Drews**) fest: „Das Ueberbewußte aber ist genau das Unbewußte Hartmanns und damit trifft Lipsius auch an diesem Punkte doch schließlich mit der Hartmannschen Metaphysik zusammen." Andererseits sei an diejenigen zeitgenössischen Philosophen erinnert, die — wie William James, Rudolf Eucken und der Franzose Bergson — das Organische mit so schönem Erfolge zum Gegenstand ihrer Forschungen gemacht haben.

Die Schreibweise v. Uexkülls ist von einer bemerkenswerten Einfachheit und oft erfrischenden Prägnanz. Der Autor gibt auch das Schwerste in klarer Form. Das Buch liest sich leicht von jedem naturwissenschaftlich oder philosophisch vorbereiteten Menschen. Da es sich aber um „Bausteine", d. h. um einzelne selbständige Aufsätze handelt, so sei noch hervorgehoben, daß der zweite und dritte Teil auch für jedermann, der Bildungsansprüche haben darf, mit viel Genuß lesbar und in hohem Grade lehrreich sind.

Freiburg i. Br. Dr. Ernst Sokolowski.

Kunst.

Moderne Architekturprobleme.

Richard Streiter: Ausgewählte Schriften zur Aesthetik und Kunstgeschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. Franz von Reber und Prof. Dr. Emil Sulger-Gebing. Delphin-Verlag. München.

Am 5. August 1912 starb Richard Streiter Seine Mitarbeit an der Entwicklung moderner Kunst und moderner Kunstwissenschaft hatte er schon fünf Jahre zuvor einstellen müssen. Streiter war zum Architekten ausgebildet worden. Er hatte über fünf Jahre im Atelier Paul Wallots gearbeitet, um sich erst als Mann von fünfunddreißig Jahren definitiv von dem praktischen Schaffen ab der Theorie zuzuwenden. Wie es seine Doktorarbeit über „Karl Boettichers Tektonik der Hellenen" beweist, wandte er sich mit lebhaftem Interesse den kunstphilosophischen Fragen zu, für die er in hervorragender Weise befähigt war. Als Kunstkritiker und als kunstwissenschaftlicher Schriftsteller erscheint Streiter darum in ganz eigenartiger Weise von zwei Seiten gerüstet. Er beherrscht das praktische Wissen so gut wie das kunstphilosophische. Diese doppelte Qualifikation für seinen Beruf als Kunsthistoriker und Aesthet gibt nun auch der Streiterschen Arbeit ihren besonderen Wert. Der Wissenschaft ist durch seinen frühzeitigen Tod ein tüchtiger Gelehrter, ein geistreicher Denker und ein geschulter Kritiker verloren gegangen.

---

*) Friedr. Reinhard Lipsius, Einheit der Erkenntnis und Einheit des Seins. (Alfred Kröner in Leipzig 1913).

**) Preuß. Jahrbücher, Mai 1913, Heft 2: „Ein neuer Monist" von Arth. Drews.

Die weitaus größte Anzahl der Streiterschen Arbeiten sind in Zeitschriften erschienen, und es liegt in der Natur der Sache, daß sie hier, nachdem das Interesse für den jeweiligen Gegenstand der Abhandlung durch andere Tagesfragen verdrängt war, der Vergessenheit anheimgefallen sind. Das gilt wenigstens in Bezug auf das allgemeine lesende Publikum. Es ist daher ein dankenswertes Unternehmen, daß eine Reihe dieser in den Jahren 1896—1906 veröffentlichten Arbeiten in einem Buche zusammengefaßt worden sind, das unter dem Titel „Ausgewählte Schriften zur Aesthetik und Kunstgeschichte" einen Ueberblick nicht nur über Richard Streiters Schaffen gibt, sondern auch über die Fragen, welche während des genannten Zeitraumes die deutschen Architekten und Kunstwissenschaftler in Anspruch nahmen.

Es ist natürlich nicht möglich, jeden der hier gegebenen Aufsätze einzeln zu behandeln, und diese Besprechung mag sich mithin in erster Linie auf das wichtigste Stück beschränken, die im Jahre 1898 erschienene Schrift: „Architektonische Zeitfragen". In dieser Arbeit nimmt Streiter Bezug auf eine im Jahre 1896 erschienene Schrift des Wiener Architekten und Universitätsprofessors Otto Wagner: Moderne Architektur. Wir hören also gleichzeitig zwei sehr bedeutende Autoritäten über den Stand der Architektur vor sechzehn bis achtzehn Jahren.

Damals, im Jahre 1896 stand man noch stark im Bann der historischen Stile. Die Wiener Bauten sind vor allem charakteristisch für diese Epoche, in der zwar ganz vorzüglich aber ohne einen Schimmer von Originalität gebaut wurde. Von dieser Architektur wollte man in den neunziger Jahren loskommen zu einem dem modernen Menschen und seinen Lebensgewohnheiten entsprechenden Baustil. Otto Wagners Schrift wendet sich nun mit aller Entschiedenheit gegen die bisher übliche Bauweise nach Vorbildern vergangener Jahrhunderte und fordert eine „moderne Baukunst mit selbständigem, eigenartigem Stilgepräge". Von dem rücksichtslosen Bruch mit der Tradition, den Otto Wagner predigte, wollte Streiter nichts wissen. Seine kritischen Einwendungen gegen die Wagnersche Arbeit brachte er in die Form einer genauen Untersuchung über die Stilfrage in ihrer historischen und psychologischen Entstehung und über das bei dem damaligen Stand der Architektur (im Jahre 1898) Mögliche und Gebotene.

Der Eklektizismus war die Signatur der Epoche seit dem Ausgang des Biedermeier, und so unerfreulich uns heute ein Straßenbild erscheint, welches „einem architektonischen Maskenzuge gleicht", so müssen wir bekennen, daß es nicht ohne Interesse ist, zu beobachten, mit welcher Sicherheit man damals gelernt hatte, den für den jeweiligen Zweck passendsten Stil zu wählen, und mit welcher Leichtigkeit man sich architektonisch in fremden Sprachen auszudrücken wußte. Die schönste Blüte dieser Epoche war zweifellos die der Münchener Renaissance. Ihr bester Vertreter, Gabriel Seidl, steht auf der Schwelle zwischen der retrospektiven Kunst der Gründerzeit und der modernen Bauweise. Er hat durch sein Anknüpfen

an das süddeutsche Barock den Weg gewiesen, auf welchem sich eine moderne deutsche Baukunst entfalten konnte. Richard Streiter selbst sagt in seinem 1896 geschriebenen Aufsatz über München: „Solchem gesunden Realismus huldigt denn auch die Architektengruppe, deren Haupt Meister Gabriel Seidl ist, der feinsinnigste und konsequenteste Vertreter Münchener Eigenart in bürgerlicher Baukunst und Kunstgewerbe. Der Anschluß dieser Gruppe an die alte heimische Bauweise des süddeutschen bürgerlichen Barocks ist darum mehr als eine Mode; er bedeutet in mehr als einer Hinsicht die Rückkehr zur Sachlichkeit, zur Natürlichkeit, zu prunkloser, gut bürgerlicher Gediegenheit ohne Phrase, ohne falschen Schein." In diesem Münchner Seidlstil fassen wir die Wurzel der modernen bürgerlichen Bauentwicklung. Von hier aus war die Wiederanknüpfung an den sogenannten Biedermeierstil der dreißiger Jahre fast selbstverständlich. Gabriel Seidl hatte mit seiner Anlehnung an die bayerischen Putzbarockbauten den Weg zum Heimischen, Nächstliegenden, „unserer Väter Werk", gewiesen. Man besann sich jetzt auf den letzten allgemein geübten Stil vor der in den fünfziger Jahren eingetretenen Verwirrung. Eine Reihe unserer tüchtigsten Baukünstler vom Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts lehnten sich in ihren Arbeiten an das Wohnhaus der Biedermeierzeit an, und dieser Stil hat seither die moderne Architektur maßgebend beeinflußt.

Im Grunde ist es erstaunlich, daß die während eines halben Jahrhunderts in allen historischen Stilen nach einem modernen deutschen Stil suchenden Architekten nicht auf den naheliegenden Gedanken kamen, einfach an die letzte deutsche Stilperiode vor der Rückblickszeit anzuknüpfen. Die Erklärung dafür liegt wohl zum Teil in der während der Gründerjahre herrschenden Abneigung gegen alles Pfahlbürgertum, alles Solide und Großväterische. Ferner war eben der Bruch mit der vormärzlichen Generation ein so vollständiger, daß man kaum hoffen konnte, unter dem Hausrat dieser so gering geschätzten Epoche etwas Brauchbares für die Einrichtung des Hauses im neuen Deutschen Reich zu finden. In den Gründerjahren brauchte man vor allem aber auch Palastarchitekturen, und die waren im Sinn der Gründerzeit allerdings bei den Biedermeiern nicht zu finden.

Richard Streiter führt eine Aeußerung Adolf Göllers vom Jahre 1888 an: „Wir haben keinen eigenen Monumentalstil. Die Triebkraft der Schmuckformentradition ist erloschen". Dieser Monumentalstil läßt sich nun allerdings nicht rein aus dem Stil von 1830 entwickeln. Warum fragt es sich aber, hat das 19. Jahrhundert keinen Monumentalstil produziert? Der Grund mag folgender sein: Die monumentalen Aufgaben der Vergangenheit waren Kirchen, Burgen, Rathäuser, Paläste und Schloßanlagen. Alle diese Aufgaben haben in unserer Zeit nicht mehr die gleiche innere Bedeutung. Burgen brauchen wir nicht, Rathäuser und Kirchen haben ihre Bedeutung im mittelalterlichen Sinn verloren, für Schloßanlagen und Paläste fehlen die fürstlichen Existenzen die bis zur französischen Re-

volution die Erscheinung der Kulturwelt bestimmten. Wo also dennoch solche Aufgaben dem Architekten gestellt sind, greift er mechanisch nach den vorhandenen Vorbildern, so gut wie er seelisch nach geschichtlichen Vorstellungen tastet, die ihn in einem bürgerlich gekleideten Herrn einen Fürsten, einen Monarchen sehen heißen.

Das moderne Leben stellt aber seine monumentalen Aufgaben so gut, wie es die früheren Zeiten getan. Nur sind sie ganz wesentlich anderer Natur. Es sind Fabriken, Warenhäuser, Krankenhäuser, Sanatorien, Erholungsheimstätten, Schulen, Anstaltsbauten aller Art, Bureauhäuser, Bahnhöfe, Hotels, Theater, Cafés, Ausstellungshallen, Wassertürme. Das sind die typisch modernen Bauaufgaben, die keine Zeit vor der unseren gekannt hat. Die Uebertragung eines der historischen Stile auf einen solchen modernen Bau wirkt daher immer unwahr und unerfreulich. Hier bot auch die Bauweise von 1830 zunächst keinen Anhalt. Das Wesentliche des Problems lag in der Notwendigkeit völlig neuer Raumgestaltung und Konstruktion. Dieses Problem blieb ungelöst, bis man sich entschloß, die Form des Gebäudes ganz nüchtern und sachlich aus seiner Bestimmung zu entwickeln.

Wir erkennen heute in diesem konstruktiven Stil den eigensten Monumentalstil der Gegenwart. In absoluter Strenge und Reinheit finden wir ihn durchgeführt in den Bauten von Peter Behrens. Das Bureaugebäude der Mannesmann-Werke in Düsseldorf und vor allem seine Bauten für die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin sind charakteristische Erzeugnisse dieses Stils. Alle Schönheit liegt hier in der Konstruktion und in der Betonung der konstruktiven Funktion jedes Einzelgliedes. Diese Bauten bringen die Monumentalität unserer Epoche zur Geltung, welche die der Arbeit ist. Man erinnere sich an das Fouriersche Wort von den industriellen Bagnos und die hohe soziale Bedeutung der künstlerischen Entwicklung des Ingenieurbaus wird uns sofort offenbar.

Es gehen also hier zwei Richtungen nebeneinander her, die bürgerlich-gemütliche Bauweise, welche vom Wohnhaus ausgeht und der konstruktive, dem Zeitalter der Maschine angepaßte Stil. Der erste Stil gehört der bürgerlichen Architektur an, der zweite der Monumentalarchitektur. Beide Richtungen fangen aber an, sich zu berühren und sich wechselweise zu beeinflussen, wie dies in der Natur der Sache liegt. Denn die modernen Anforderungen an Hygiene und Komfort lassen sich nicht völlig durch die Konstruktion der dreißiger Jahre befriedigen, und im modernen Wohnhaus muß der Ingenieur so gut zu Worte kommen, wie der Baukünstler, während bei dem Bestreben, die Ingenieurbauten ästhetisch zu gestalten und aus Warenhäusern, Fabriken und Hotels menschenwürdige, behagliche Aufenthaltsorte zu schaffen, eine Anlehnung an die gemütliche Wohnhausarchitektur unvermeidlich wird.

Die Wiederanknüpfung an die Bauweise der dreißiger Jahre konnte erst geschehen, nachdem die künstlerische Reaktion gegen den Eklektizismus uns von dem Zwang der historischen Stilnachahmung befreit hat. Der Kampf gegen

alles Konventionelle, Unselbständige und Unwahre in den bildenden wie in den redenden Künsten, war die Losung des Jahrhunderts. Die unmittelbare Frucht des damals Werdenden zeigte sich auf der Darmstädter Ausstellung der Künstlerkolonie im Jahre 1901. Ganz scharf und bestimmt hob sich dort an der Jahrhundertwende die Baukunst des 20. Jahrhunderts von der Vergangenheit ab. Der Name Peter Behrens ragte dort schon als der eines Führenden auf. Freilich hatte er noch nicht den eigensten Ausdruck dessen, was er wollte, gefunden. Seine Architektur zeigte noch eine gewisse lyrische Weichheit, nur leise kündete sich in einzelnen wuchtigen Formen und kühnen Linien der Schöpfer eines neuen Monumentalstiles an. Im Schatten alter Bäume, unter fürstlichem Protektorat, konnte die letzte entscheidende Wendung der Architektur zum Ingenieurbau nicht genommen werden. Zu viel von der vornehmen Rokokostimmung alter Residenzen lag hier in der Luft. Was der neue Stil zum Vorwärtsdringen brauchte, war der Rauch großer Fabrikstädte, das Sausen der Maschinen und die finster drohenden Gestalten des vierten Standes. Dieser moderne Stil durfte nicht auf eine Kolonie von Künstlern beschränkt bleiben. Er mußte hineingetragen werden ins Volk, wo er monumental sein durfte mit der demokratischen Monumentalität eines neuen, sich der Palais-Monumentalität alter Fürstenhöfe schroff entgegenstellenden Zeitgeistes.

In Darmstadt stand zum ersten Male die neue deutsche Kunst vor den Augen des Publikums. In ganz seltener Weise wurde auf dieser Ausstellung etwas Einheitliches geleistet: Architektur, Skulptur, Malerei und Dichtkunst traten gleichzeitig auf und zeigten, was man seit dem Jahre 1848 in Deutschland nicht mehr gekannt hatte: einen einheitlichen Stil. Dieser Stil wurde nach der Zeitschrift, welche damals am besten die modernen künstlerischen Bestrebungen vertrat, der „Jugendstil" getauft. Von diesem Jugendstil schreibt einer unserer modernsten Baukünstler Hermann Muthesius: „Wir haben heute in Deutschland den Jugendstil und er ist allerdings eine Folge der neuen Kunstbewegung. Aber leider eine solche, wie sie uns unsere schlimmsten Feinde nicht schlimmer hätten wünschen können." Er führt die Entstehung dieses Jugendstils zum Teil auf einen Krankheitskeim in der neuen deutschen Kunst, wie sie in Darmstadt zutage getreten war, zurück.

Dieser Jugendstil verlor sich vollständig in einem öden, trivialen Formen-, und Linienspiel. Das Verhängnis brach herein, als man anfing das kunstgebwerbliche Ornament des Jugendstils ohne weiteres in entsprechender Vergrößerung auf die Architektur zu übertragen. Noch heute grinst uns aus allen Straßen moderner Großstädte die groteske Impotenz dieser Zeit künstlerischer Aufgeblasenheit an. Für diese Gebilde darf man aber nicht die modernen Künstler und nicht das, allerdings sehr kleine, kunstverständige Publikum Deutschlands verantwortlich machen. Hier haben die Kunstindustrie und der Parvenügeschmack ihre Orgien gefeiert. Was heute noch an Häuserfronten und kunstgewerblichen Scheußlichkeiten des

Jugendstils zu sehen ist, das gehört kaum in die Geschichte der modernen künstlerischen Entwicklung. Es ist eine Travestie des von berufenen Künstlern und Kunstverständigen Geleisteten und Gewollten. Unglücklicherweise beeinflußt es aber unsere Beurteilung dieser neuen, dem Jugendstil vorangehenden Kunst. Um ihr gerecht zu werden, muß man suchen, welche Fortentwicklung sie genommen und wohin sie geführt hat. Da zeigt es sich, daß nicht die albernen Possenreißereien von Bauunternehmern an einigen neuen Mietshäusern als die Weiterentwicklung des in Darmstadt Angebahnten zu betrachten sind, sondern daß eben jene Bauten des konstruktiven Stils, welche heute, modifiziert durch die historischen Formen von 1830, uns die beglückende Gewißheit einer stetigen und echtdeutschen Entwicklung unseres Bauwesens gewähren, als die organische Fortsetzung des neuen Stils der Jahrhundertwende zu betrachten sind.

Das Eigentümliche in unserer Baugeschichte ist jedoch, daß die besten modernen Bauwerke weit mehr an Gabriel Seidl als an die Darmstädter Häuser erinnern. Es scheint als habe die Entwicklung des deutschen Baustils nach ihrer ersten Etappe wieder an Seidls Kunst angeknüpft. Vielleicht darf man den Entwicklungsgang des Bauwesens folgendermaßen bezeichnen: Gabriel Seidl — die Darmstädter Künstlerkolonie — Peter Behrens und Theodor Fischer. Der Vater der deutschen Baukunst seit dem 19. Jahrhundert ist unzweifelhaft Gabriel Seidl.

In Theodor Fischer mag man vielleicht denjenigen sehen, welcher die Ideen Gabriel Seidls, ohne jede Stilnachahmung dieses Meisters, am reinsten zum Ausdruck bringt. Auch haben Fischers Arbeiten entschiedene Wesensverwandtschaft mit dem Baucharakter der dreißiger Jahre, während da, wo die Aufgabe eine vorzugsweise sachliche Gestaltung erfordert, die Einwirkung des konstruktiven Stils deutlich ist.

Von den Ausführungen über die zu seiner Zeit gegebenen Möglichkeiten einer modernen Stilentwicklung gelangt Streiter zum vierten Teil seiner Abhandlung, in welchem er das Verhältnis des Zeitgeistes zur Architektur betrachtet. Um zu einer Vorstellung von dem zu gelangen, was man eigentlich unter dem „Geist der Zeit" zu verstehen hat, bemüht sich Streiter zunächst eine Definition deutscher Eigenart zu finden. Er findet die deutsche Kunst von Alters her ausgezeichnet durch „das Gemütvoll-Innige, das sachlich und persönlich Charakteristische". Es ist natürlich, daß ihn diese Anschauung zu dem Schluß führt, es sei „bedenklich, wenn immer wieder die Schönheitsideale der romanischen Völker und der Antike als absolut Höchstes gepriesen werden".

Betrachten wir zu dieser Stelle Prof. Schultze-Naumburgs Grabmal Ernst von Wildenbruchs: Dieses Denkmal ist in streng klassizistischen Formen gehalten. Es ist dennoch ehrlich deutsch. Woran liegt das? Die Formen des Denkmals sind nicht unmittelbar der klassischen Antike entlehnt sondern durch den klassizistischen Stil der dreißiger Jahre verstanden. Es ist eine Uebertragung des griechischen Urtextes in das klassische Deutsch der Goethe-

zeit. Die romantische Schwärmerei des deutschen Gemütes für die klassische Welt griechischer Kunst und Gelehrsamkeit war eine typische Lebensäußerung der Epoche unserer großen Dichter. Sie ist dem deutschen Wesen tief eingeboren. „Edelstes Heimweh nach Hellas" nannte Gregorovius die Griechenland-Sehnsucht der Deutschen. Anselm Feuerbach malte Goethes Iphigenie am Strande sitzend „das Land der Griechen mit der Seele suchend". Die griechische Vergangenheit gehört uns Deutschen kraft unserer Gelehrten, Dichter und Denker. Sie ist ein Bestandteil deutscher Romantik. Zu keiner Zeit wurde der Schatz dieser griechischen Hinterlassenschaft so gehütet, wie am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts. Auch hier zerriß das Jahr 1848 das Band, welches ein Winkelmann und ein Goethe zwischen Deutschland und Hellas geknüpft. Halb unbewußt griffen unsere Baukünstler auch die antik klassischen Elemente wieder auf, als sie an die Tradition der dreißiger Jahre anknüpften. Dieses antikisierende, klassizistische Element ist ein wesentlicher Bestandteil des Baustils vom Anfang des 19. Jahrhunderts. Es ist aus ihm in die moderne Architektur übergegangen, wo es sich mit den gemütvollen und bürgerlich-behäbigen Elementen deutscher Wohnhauskunst ganz vorzüglich dem modernen konstruktiven „Kunstmaterialismus" anbequemt.

Mit Streiters Abneigung gegen die klassizistische Bauweise hängt eng zusammen seine Ablehnung der „graden Linie", in der modernen Architektur. Die Frage nach der graden oder krummen Linie dehnt sich natürlich auch auf die Straße mit der Straßenführung aus, für welche Wagner die grade Linie befürwortet, während Richard Streiter der krummen Linie den Vorzug gibt. Seither ist dem Wunsch nach unregelmäßigen Straßenanlagen genügend Rechnung getragen worden, daß man zu einem endgültigen Resultat über die Vorzüge dieser oder jener Straßenanlage gelangen kann. Es macht sich, seitdem man dem Ungraden, Regellosen, Willkürlichen freie Bahn gelassen, eine allgemeine Reaktion zugunsten des Graden, Gebundenen, Einheitlichen geltend. Gewiß sind sehr malerische Effekte erzielt worden durch die Anlage krummer Straßenzüge, in denen jedes Haus je nach Wunsch und Laune sei es des Architekten oder des Auftraggebers anders wie seine Nachbarn aussieht, aber nachdem die erste Freude an diesem neuen frischen Sichregen der Kräfte vorüber ist, müssen wir gestehen, daß diese Unregelmäßigkeit etwas Ermüdendes hat und daß man sich bei einer Wanderung, etwa im sogenannten Tintenviertel von Darmstadt, nach den von gleichartigen Häuserfronten begleiteten Straßen der dreißiger Jahre zurücksehnt. Es läßt sich aus dem Anblick dieses Hochzeitszuges buntscheckiger Häuser und geschlängelter Straßen das Gesetz entwickeln, daß die Außenarchitektur der Stadthäuser in den einzelnen Straßen eine völlig übereinstimmende sein sollte und daß, wenn auch dem praktischen Bedürfnis hier und da ein krummer Straßenzug gestattet sein mag, in der Regel die Straßen so angelegt sein müssen, daß man sie ihrer Länge nach übersehen kann. In jedem Gemeinwesen muß das Individuum zugunsten der Ge-

samtheit gewiße Opfer bringen; diese Gesamtheit schützt dagegen das Individuum und gibt ihm nach außen den Anschluß an eine festgefügte Organisation. Um gut funktionieren zu können, muß eine solche Organisation leicht übersichtlich sein. Diese Gesichtspunkte sollten im Städtebild zum Ausdruck kommen. Das Persönliche, das Ungebundene, die Entfaltung der individuellen Eigenart muß hinter die Mauern in das Innere des Hauses verlegt werden, also mittels des Kunstgewerbes seine Darstellung finden. Das Kunstgewerbe hat zum Gegenstand die bewegliche Habe des Menschen, das, was er von Ort zu Ort mit sich forttragen kann, was ihm leibeigen ist, nicht wie sein Haus „glebae adscriptum". Die Architektur muß bleibenden Zuständen, allgemein gültigen Bestimmungen Rechnung tragen. In der Stadt leben heißt ein Glied des städtischen Gemeinwesens sein, unter den gleichen Bedingungen existieren, wie die übrigen Bewohner eines bestimmten Stadtviertels und einer bestimmten Straße. Hier also ist die Uniform am Platze.

Zum Schlusse seiner Ausführungen berührt Streiter noch ein sehr wichtiges modernes Architekturproblem: die Anpassung moderner Bauten an Werke älterer Zeiten.

Ob die weitgehende Anpassung an Vorhandenes, welcher Streiter das Wort redet, wünschenswert und künstlerisch berechtigt ist, erscheint fraglich. Zwei Dinge sind dabei klar: Erstens, daß jede „Anschmiegung" an eine ältere Bauweise ein Nachahmen dieser Bauweise in sich schließt und eine Unterdrückung gerade der Momente, die für die eigene Zeit charakteristisch sind. Zweitens, daß keine Bauperiode vor dem 19. Jahrhundert diese Anschmiegungsversuche gekannt hat. Man machte seine Anbauten, wo solche notwendig waren, ohne jede Rücksicht auf den Stil des Vorhandenen. Dadurch eben erhalten viele unserer alten Bauten das Lebendige, Interessante. Ich führe drei Beispiele aus drei verschiedenen Ländern an, die meine Behauptung von dem künstlerischen Reiz solcher zu verschiedenen Zeiten im Stil der jeweiligen Bauperiode entstandenen Architekturwerke beweisen sollen. An der Markuskirche in Venedig kann man die Entwicklung der venezianischen Baukunst vom Byzantinischen und Romanischen zur Gotik und Renaissance studieren. Man kann die einzelnen Bauteile und die einzelnen Schmuckformen auf den ersten Blick datieren, aber dennoch ist die Gesamtwirkung durchaus harmonisch und geschlossen. In Oxford hat Dr. Owen im Jahre 1637 an die gotische Kirche St. Mary the Virgin ein barockes Portal angebaut, das die Hauptzierde der schönen Kirche ist und gerade durch den Kontrast der weichen, schwülstigen Formen seiner gewundenen Säulen und gebrochenen Bogen zu der strengen gotischen Konstruktion des Baues eine hohe malerische Wirkung erzielt. In Salzburg hat Geschlecht auf Geschlecht an der Franziskanerkirche gebaut. Ganz unvermittelt fügen sich frühgotische Formen den romanischen an, wachsen Renaissancemotive aus gotischen Konstruktionen hervor, nisten sich Barock- und Rokokokapellen im spätgotischen Chorumgang ein. Ueberall in Venedig, in Oxford, in Salzburg empfindet

man die lebendige Stimmung des historischen Werdens, die Freude ganze Menschheitsepochen an der Arbeit zu sehen, die Spuren ihrer Tätigkeit unmittelbar zu erkennen. Um diese lebendige Unmittelbarkeit des Ausdruckes bringen wir uns durch die Forderung stilistischen Anschmiegens.

Das Endergebnis seiner Betrachtungen über die modernen Architekturprobleme faßt Richard Streiter zusammen in den Worten: „Die Kunst des 19. Jahrhunderts in ihrem seltsam bunten Gesamtbild bietet keine Analogie mit irgendeiner früheren Epoche. Für uns, die wir noch mitten in ihrer Bewegung stehen, ist es sogar noch eine Streitfrage, ob diese Bewegung als eine sinkende oder als eine aufsteigende aufgefaßt werden muß." Die Geschichte der Völker und ihrer Kunst hat uns gelehrt, daß es keine sinkende Bewegung gab, der nicht eine aufsteigende gefolgt wäre. Wenn das technische Können sank, rangen sich oft neue Ideale empor und aus ihnen entstanden neue Schönheitsbegriffe. Wenn die Kraft des Gestaltens ihren Höhepunkt erreichte und spielend alle Schwierigkeiten überwand, zeigt ein jäher Zusammenbruch, daß innere Fäulnis schon seit langer Zeit den Lebensnerv der Kunst zerstört hatte, und wieder aus der Degradation aller Formen keimte neues Wesen empor. Ob wir Menschen von heute mehr oder weniger taugen wie die von gestern, bleibe dem Urteil der Geschichte anheimgestellt. Unsere Zeit ist nicht so arm an Idealen, wie man vielleicht glaubt, weil man sie auf den gleichen Gebieten sucht, wie die früherer Jahrhunderte und mit den gleichen volltönenden Namen nach ihnen fragt, die auf dem Boden mittelalterlicher Feudalität erwuchsen. Wir haben ein Ding, das keine Zeit vor uns hatte: das soziale Gewissen. Ein schlechtes Gewissen freilich und eines, das uns wohl feige macht, wo die Väter mutig sein konnten und durften! Tief auch im Herzen unseres Volkes ruhen zwei erdhaft drängende Kräfte: die Ehrfurcht vor der Arbeit und der Wille zur Gerechtigkeit und Wahrheit. Sie schaffen das Antlitz der neuen Zeit. Von ihnen wird auch die neue Blüteperiode deutscher Architektur zeugen, die jetzt begonnen hat. Schon ist Wort und Tat geworden, was am Ende des vorigen Jahrhunderts Traum und Wunsch war. Robert West.

Politik.

Otto Hoetzsch: Rußland. Eine Einführung auf Grund seiner Geschichte von 1904 bis 1912. Berlin, Georg Reimer, 1913.

Mit nicht geringem Geschick ist der große Stoff in eine knappe Form gegossen, die es ermöglicht, über diese nur zu komplizierte Materie eine orientierende Uebersicht zu gewinnen, wenn auch nicht alle Gebiete gleich umfassend vom Autor beherrscht werden.

Bei Beurteilung des russischen politischen Lebens nach Verleihung der Verfassung steht Prof. Hoetzsch auf dem Standpunkt der Oktobristenpartei, deren Ziele sich nach ihm ungefähr mit denjenigen der National-

liberalen unter Bennigsen decken. Der Verfasser scheint dabei freilich nicht genügend Gewicht darauf gelegt zu haben, daß die deutsche Partei damals im Volke wirklich stark verwurzelt war, was von den Oktobristen nicht gesagt werden kann. Begann doch diese Partei erst eine politische Rolle zu spielen, als durch Einführung des indirekten Zensuswahlsystems nicht nur die breiten Massen des Volkes, sondern auch die städtische und landische Intelligenz zugunsten des Großgrundbesitzes zurückgedrängt worden war.

Sehr zugesagt hat es mir, wie, Prof. Hoetzsch in der Einleitung die Entwicklung der politischen Zustände Rußlands im vorigen Jahrhundert an den Hauptgestalten der russischen Literatur schildert. Das ist mehr als ein geistreicher Einfall, sondern ohne Zweifel der beste Weg, Wünsche und Hoffnungen der verschiedenen Generationen zu skizzieren. War doch bei dem Drucke des Absolutismus alles politische Streben lange Zeit, wollte es nicht revolutionäre Bahnen wandeln, dazu genötigt, seine Ideen auf dem indirekten Wege der schönen Literatur zu propagandieren. Ebenso zweckmäßig war es, die russische Verfassung mit der preußischen in Vergleich zu stellen, wodurch dem deutschen Leser die recht wenig übersichtliche russische Flickarbeit wesentlich näher gebracht wird. Einen besonderen Reiz gewährt es dabei, immer wieder den Hinweis zu finden, daß beiden Verfassungen viele Mängel anhaften, die Keime zu Konflikten enthalten, die früher oder später zur Entwicklung kommen müssen. Diese Feststellung ist doppelt interessant, weil der Verfasser bekanntlich im politischen Leben Deutschlands weit auf dem rechten Flügel steht.

Sehr zu bedauern ist es, daß dem Verfasser die hochinteressante Publikation im Froweinschen Verlag in Berlin über die „Peterhofer Beratung" unter dem Vorsitz des Zaren zur Durchsicht des sog. Bulyginschen Verfassungsentwurfes nicht bekannt gewesen ist. Die Lektüre dieser Schrift hätte Professor Hoetzsch vor einer Reihe von Fehlern bei Schilderung dieser Episode bewahrt. Vor allem wäre sein Urteil über den General Trepow anders ausgefallen, der von allen Ratgebern den Kaiser am konsequentesten zur Verleihung der Konstitution gedrängt hat, wie er auch später der Vater des Planes gewesen, die Kadetten ins Ministerium zu berufen. Auch Kokowzows Bedeutung bei Ausarbeitung der Verfassung wird durch diese Veröffentlichung in ein ganz neues Licht gerückt. Hat er doch an ihr einen viel größeren Anteil als Witte, der bei diesen Besprechungen überhaupt nicht nur nicht anwesend war, sondern auch nach dem Friedensschluß in Portsmouth den ganzen damaligen Entwurf ziemlich unbesehen übernahm. Er änderte dabei nur die „gesetzberatende" Duma in eine „gesetzgebende" um und nahm eine Demokratisierung des Wahlrechts vor. Bei dieser Gelegenheit sei gleich darauf hingewiesen, daß Hoetzsch über Kokowzows politische Tätigkeit ein Urteil fällt, das von den inzwischen vollzogenen Tatsachen stark korrigiert worden ist. Schreibt er doch:

„Dadurch (d. h. durch Beibehaltung des Finanzportefeuilles) ist es ihm leichter geworden, den Minister des Innern mit seinem großen Wirkungskreis in Schach zu halten und die Reibungen, die sich früher zwischen beiden wichtigsten Ministerien endlos abspielten und die Kräfte verzehrten, fast ganz zu beseitigen.“

Dieser Satz klingt nicht nur jetzt nach dem Sturz von Kokowzow unbegreiflich, sondern zeigt, daß der Verfasser die ewigen Reibungen zwischen den beiden Ministern des Innern Makarow und Maklakow einerseits und dem Premierminister Kokowzow andererseits übersehen hat, obgleich sie bald dazu führten, daß sich letzterer ganz auf die Leitung der Finanzen und der auswärtigen Politik zurückzog. Wie verfahren die Situation beim Rücktritt des Grafen Kokowzow war, beweist am besten das Reskript des Kaisers, worin dem neuen Premier vor allem befohlen wurde, die inneren Reibungen im Kabinett zu beseitigen.

Instruktiv, wenn auch zu optimistisch, ist die Beurteilung der Stolypinschen Agrarreform. Man hat eben diese rein wirtschaftliche Frage, zumal Stolypin bei den Dumawahlen möglichst bald Früchte ernten wollte, gar sehr mit politischen Kombinationen verquickt. Gewiß muß solch eine Riesenarbeit, will sie nicht von vornherein in Erwägungen und Bedenken stecken bleiben, mit einiger Gewaltsamkeit angefaßt werden. Trotzdem ist jetzt schon zu erkennen, daß das Bestreben, unter allen Umständen möglichst viel selbständige Bauerwirte für die Wahlen zu schaffen, die den breiten, proletarischen, bäuerlichen Massen gegenüber ein konservatives Gegengewicht bilden sollten, dazu verführt hat, die Ausführung des unzweifelhaft richtigen Gedankens des Uebergangs vom Gemeindebesitz zum Individualeigentum mit schweren Fehlern zu bepacken, die nur zu leicht viele der neugeschaffenen, bäuerlichen Existenzen bald ins Proletariat zurückstoßen werden. Vor allem erwies es sich als schwerer Mißgriff, den Bauern zu gestatten, mit ihren zahllosen einzelnen Parzellen aus dem Gemeindeverbande ausscheiden zu dürfen. Bei solch einer Sachlage ist nämlich der so notwendige Uebergang zur rationelleren Fruchtfolge, um nur etwas anzuführen, so gut wie ausgeschlossen. Und doch würde der allgemeine Uebergang der russischen Bauern von der Dreifelder- zur Vielfelderwirtschaft, da dabei die Brache so gut wie ganz fortfällt, während jetzt ein Drittel des Bodens stets unbearbeitet ruht, fast ebenso viel Acker gewinnen lassen, wie die von den Radikalen erwünschte allgemeine Aufteilung des gesamten Großgrundbesitzes. Ein weiterer schwerer Mißgriff war es, überall die Dörfer zu sprengen und jeden Bauern inmitten seiner Wirtschaft anzusiedeln. In der Steppe ist dadurch die Wasserversorgung sehr erschwert, und die vielen sich als notwendig erweisenden artesischen Brunnen verteuern stark den neugeschaffenen Besitz. Vor allem aber haben die letzten Dumadebatten über das Unterrichtswesen mit erschreckender Deutlichkeit erwiesen, daß dadurch der Volksschulunterricht so gut wie illusorisch gemacht wird, weil bei den riesigen Schneeverwehungen in den

langen Wintern ein Besuch der Schule durch die Kinder der Einzelwirte fast ausgeschlossen ist. Nichts braucht jedoch der russische Bauer, um wirtschaftlich vorwärts zu kommen, so sehr, wie eine gründliche Elementarbildung. Trotz dieser Ausstellungen nötigt es Respekt ab, wie sich der Verfasser in die Details dieser spröden Materie hineingearbeitet hat, wenn ihm auch dabei das Sammelwerk von Prof. Sering ein guter Wegweiser gewesen ist.

Das gelungenste Kapitel bildet die Besprechung der Finanzen. Besonders zugesagt hat mir dabei die Kritik der Witteschen Politik, wenngleich seine Verdienste bei Abschluß des Portsmouther Friedens gar zu gering veranschlagt zu sein scheinen. Der Verfasser stellt sich in diesem Kapitel auf den einzig richtigen Standpunkt, daß die russischen Finanzen wirklich erst gesunden können, wenn sie die Entwicklung der bäuerlichen Landwirtschaft in den Mittelpunkt ihrer Fürsorge stellen. Freilich macht sich auch hier ein starker Optimismus geltend. So wenn Hoetzsch z. B. schreibt:

„Aus den Zahlen (des Budgets) ergibt sich, daß die steuerliche Belastung der Bevölkerung in Rußland nicht so hoch ist, wie man gemeinhin glaubt. Rechnen wir, um nur eine ganz allgemeine Vorstellung zu gewinnen, selbst direkte und indirekte Steuern, Gebühren und Realien ohne jeden Abzug zusammen und nur auf die Bevölkerung des europäischen Reichsteiles, so ergibt sich ein Satz von rund 14 Rubel, der sicher reichlich zu hoch ist, aber sicherlich hinter dem der westeuropäischen Staaten zurückbleibt. Und bei der ganzen Beurteilung des Verhältnisses von Politik und Finanzen ist nie zu vergessen, daß dieser Staat rund ein Drittel seiner Ausgaben aus eigenen Betrieben und Besitz bestreitet. Aber allerdings ist das durchschnittliche Jahreseinkommen der Bevölkerung erheblich geringer als in Westeuropa, und allerdings ist innerhalb des Steuersystems das Verhältnis der Steuerarten für die Masse ungünstig und drückend."

Wie schwer in der Tat der Steuerdruck auf der Bevölkerung lastet, geht aus folgender Statistik E. Kuhns hervor, die von dem offiziellen Organ „Westnik Finanzor" veröffentlicht wird, also auf keinen Fall schwarz färben wird. In dieser Arbeit ist nämlich ausgerechnet, wie groß der Anteil der indirekten Besteuerung im Abgabenteile des Budgets der Großstaaten ist.

	% der indirekten Abgaben im Abgabenteile	% der direkten Abgaben des Budgets
England	45,0	31,5
Frankreich	47,1	19,5
Italien	52,0	29,8
Oesterreich	58,1	28,2
Deutschland	56,8	28,3
Rußland	76,8	13,7

Es darf eben nicht vergessen werden, daß sowohl Witte, als auch Kokowzow sich mehr als Bankiers des Staates fühlten, die für die Beschaffung der nötigen Mittel für das Militärwesen und die expansive Auslandspolitik zu sorgen hatten, wie als verantwortliche Förderer der stark zurückgebliebenen Volkswirtschaft. Wohin das geführt hat, ging am deutlichsten aus dem Reskript des Zaren an den neuen Finanzminister hervor, worin erklärt wurde, daß es nicht angängig sei, die staatlichen Finanzen auf den Ruin der Bevölkerung zu gründen. In einem der ersten Zirkuläre des neuen Finanzministers hieß es denn auch, daß die Regierung eine Verringerung der Einnahme aus dem Branntweinmonopol (der Hauptstütze der Kokowzowschen Finanzpolitik) nicht fürchte; denn die am Konsum starker Getränke gesparten Gelder des Volkes würden im Wirtschaftsleben umgesetzt werden, neue Werte schaffen und andere ganz zuverlässige Quellen zur Deckung der ständig steigenden Ausgaben des Etats erschließen."

Nur zu bald aber ist auch der neue Minister zu den alten Wegen zurückgekehrt, indem er den Vorschlag eingebracht hat, den Preis des Branntweins um 3 Rubel 60 Kopeken pro Wedro zu erhöhen, um, wie es der Berichterstatter so schwungvoll erklärte, die „grandiosen Pläne der Regierung verwirklichen zu können". Man darf eben nicht übersehen, daß sich in letzter Zeit die finanzielle Lage Rußlands stark verschlechtert hat. Einesteils geht die Aktivität der Handelsbilanz von Jahr zu Jahr ständig zurück

1911	1912	1913
492 Mill. Rubel	393 Mill. Rubel	200 Mill. Rubel

und in den ersten drei Monaten dieses Jahres ist sie sogar passiv geworden, wenn sie wohl auch dank der Realisierung der Ernte im zweiten Halbjahr noch aktiv werden wird. Jedoch dürfte der Rückgang dieses Mal recht bedeutend sein. Hält dieser Zustand längere Zeit an, so würde der von Kokowzow mit so großer Energie angesammelte Goldfond bald aufgezehrt sein, da allein der Schuldendienst jährlich 402 Millionen Gold beansprucht. Nicht weniger bedenklich ist es, daß die Ausgaben dank den enormen Ansprüchen, die Heer und Flotte stellen, viel schneller steigen, als die Einnahmen: Rußlands Ausgaben für die Flotte sind vom Jahre 1907/8 bis 1913/14 um 173 % gestiegen, Englands um 48 %, Deutschlands um 61 %, Frankreichs um 67 %, Nordamerikas um 38 %, Italiens um 79 %, Oesterreichs um 143 %. Und drittens kommt noch dazu, daß nach Ansicht von Professor Tugan-Baranowski die in Westeuropa waltende Industriekrise auf Rußland hinüberzugreifen beginnt. Das erste Anzeichen dafür ist nach Ansicht des Begründers der Krisentheorie die verzweifelte Lage der russischen Börse, auf der sich alle Papiere in ständigem Rückgange befinden. All dieses zusammengenommen, eröffnet keine lichten Perspektiven für die russischen Finanzen. Doch würde es gar zu sehr den Rahmen einer Buchbesprechung sprengen, wollte ich noch weiter auf die

Entwicklung der russischen Finanzen eingehen, zumal es sich dabei schon zum größten Teile um Vorgänge handelt, die über den Zeitraum, den das Buch umfaßt, hinübergreifen.

Auch den Ausführungen zur russischen Kolonial- und Weltpolitik wird man nur beistimmen können. So wenn Hoetzsch sie z. B. an einer Stelle mit den Worten definiert:

„Der russischen Kolonialpolitik kommt es gar nicht darauf an, ihr großes Kolonialland für die Weltwirtschaft zu erschließen und zu entwickeln. Durch sie geht heute (wie im ganzen 19. Jahrhundert) ein großer Zug: schon in den Raumverhältnissen, mit denen sie arbeitet, aber auch in den Problemen, die sie stellt und anfaßt. Was sie aber vor allem charakterisiert, ist, daß diese Expansion vornehmlich Kolonialpolitik ist, bewußtes staatsmilitärisches Wollen."

Diese Sätze umreißen ebenso knapp Ziel und Zweck der russischen Kolonial- und Weltpolitik, wie es durchaus richtig war, darauf hinzuweisen, daß die öffentliche Meinung in der auswärtigen Politik zur alten orientalischen Frage tendiert. Nur schätze ich dabei im Gegensatz zu Hoetzsch die Bedeutung der Dardanellendurchfahrt für die Handelspolitik Rußlands höher ein.

Manch feine Beobachtung findet sich auch in dem Kapitel über das Nationalitätenproblem. Besonders bedeutsam erscheint dabei die Analyse der „Kleinrussischen Gefahr", die in der Tat für Rußlands fernere Entwicklung viel schwerwiegender ist, als alle anderen Nationalitätenfragen zusammengenommen. Nicht nur weil es sich um 28 Millionen Menschen handelt, sondern weil es das reichste Gebiet des europäischen Rußlands umfaßt. Auch seine Bemerkung zur polnischen Frage, daß die politischen Gegensätze durch das Hineinwachsen der polnischen Industrie in den russischen Wirtschaftskörper immer mehr abgeschliffen werden, zeigt von guter Beobachtung. Seltsam berührt hat mich dagegen das vollständige Beiseiteschieben der rechtlichen Seite im finnländischen Konflikt, wenn man auch schon bei dem oftmaligen Hervorkehren des einseitigen russischen Machtstandpunktes mit wenig Sympathie für diesen Kampf ums Recht im hohen Norden gerechnet hatte.

Wo Licht ist, gibt es auch Schatten. Trotzdem überraschte es mich, daß in dem Abschnitte über das russische Parteiwesen (Kap. 4) nicht nur in Einzelheiten so viele Versehen vorkommen,*) sondern auch die Ent-

---

*) Seite 137. Die sogenannte sozialdemokratische „Minorität" bildet nicht den radikalen, sondern den revisionistischen Flügel. Ihr Name ist daher besser mit „Minimalisten" zu übersetzen, da sie im Gegensatz zur Majorität (oder richtiger Maximalisten) geringere Forderungen aufstellen.

Seite 143. Gutschkow ist kein „Edelmann", auch ist er selbst nicht mehr „Altgläubiger", sondern entstammt nur einer altgläubigen Kaufmannsfamilie.

Seite 159. Es ist nicht richtig, die Arbeitsgruppe den Sozialdemokraten gleichzustellen. Auch ist Roditschew niemals „Führer der Arbeitsgruppe"

stehung der vom Verfasser mit so viel Liebe behandelten Oktobristenpartei völlig falsch geschildert ist. Der Verfasser stellt es nämlich so dar, als ob diese Partei durch Absplitterung nach links von der reaktionären antikonstitutionellen Rechten entstanden sei. Das ist gänzlich verfehlt. Im Gegenteil, Gutschkow, ihr Führer, schwenkte mit einem kleinen Häuflein Getreuer von der Semstwopartei ab, als seiner Meinung nach den polnischen Autonomieplänen nicht energisch genug entgegengetreten wurde. Das innerste Wesen der Oktobristen ist daher auch nicht Reaktion, sondern Chauvinismus. Wie das sich besonders in der Behandlung der finnländischen Frage gezeigt hat, wo sie nur zu gerne den Rechtsstandpunkt einfach beiseite schoben. In diesem Kapitel, in dem es sich mehr als in den übrigen um den Kleinkampf der Tagespolitik handelt, zeigt es sich doch, daß durch Beobachtung aus der Ferne nur schwer ein richtiges Bild von den innerpolitischen Strömungen in einem fremden Lande gewonnen werden kann. Man empfindet hier nur zu oft, daß sich der Verfasser in den Fragen der auswärtigen Politik besser zu Hause fühlt, als in den innern, wo ihm meist ein weitgehender Optimismus dazu verleitet, Ansätze als vollendete Tatsache anzusehen. So gewinnt man auch kein richtiges Bild von der jetzigen tiefen Mißstimmung, die durch das ganze Land geht, obgleich die Arbeit bis zum Ende des Jahres 1912 reicht. Axel Schmidt.

Hochschulen.

Dr. Anton Palme, etatsmäßiger Lehrer des Russischen am Kgl. Seminar für orientalische Sprachen und Dozent an der Handelshochschule in Berlin: Die deutsche Auslandshochschule und das nationenwissenschaftliche Studium des Auslandes. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Berlin 1914. 46 S.

Vor einigen Jahren habe ich in den Preußischen Jahrbüchern das vortreffliche Buch Palmes über die russische Verfassung angezeigt. Diesmal handelt es sich nur um eine kleinere Broschüre desselben Verfassers, aber auch um eine bemerkenswerte Schrift. Palme geht aus von der Frage der Vorbildung unserer Diplomaten und Konsuln und von dem allgemeinen Bedürfnis nach genauer Kenntnis des Auslandes. Er charakterisiert den Unterschied in der Aufgabe unserer heutigen diplomatisch-konsularischen Vertretungen gegen früher und bemerkt einleitend, die Mängel unserer Auslandsvertretung, über die Handel und Industrie Klage führen, unter denen auch die jeweilige Leitung unserer auswärtigen Politik leidet.

---

gewesen, sondern einer der wenigen Kadetten, der allen drei Dumen angehört hat.

Seite 169. Der Oktobrist Kapustin wurde nicht in die vierte Duma wiedergewählt, konnte also auch nicht „zum Vizepräsidenten wiedergewählt" werden.

stammten daher, daß die Organisation dieses Dienstes den Charakter der vergangenen europäisch-kontinentalen Periode bewahrt habe. Nicht Mangel an Arbeitskraft und Pflichtbewußtsein bei den im auswärtigen Dienst stehenden Personen seien das Uebel, sondern Mängel der Einrichtung.

Der Unterschied von einst und jetzt ist so gut gekennzeichnet, daß ich diese Ausführungen Palmes unmittelbar hersetze. Er schreibt: „In der Zeit der deutschen Einzelstaaterei lag das gesamte Schwergewicht der auswärtigen Beziehungen des damaligen Preußens in seinen (unmittelbaren) Nachbarstaaten. Die Kenntnis des Französischen, in zweiter Linie des Englischen, war neben guter gesellschaftlicher Erziehung und persönlicher Gewandtheit eine völlig ausreichende Grundlage für einen angehenden Diplomaten, umsomehr, als in den Verhältnissen der westeuropäischen Staaten eine gewisse kulturelle Gleichartigkeit bestand und in dem für uns so wichtigen Rußland eine kleine, zu derselben Kulturgemeinschaft gehörende Oberschicht die politische Macht restlos in der Hand hatte. Eine Hin- und Herverschiebung unserer auswärtigen Vertreter in diesem Kreise war daher nicht nur möglich, sondern für ihre politische Ausbildung sogar von bedeutendem Vorteil. Der auswärtige Dienst bildete eine Schar von Männern heran, aus der bei der ausschlaggebenden Bedeutung der auswärtigen Beziehungen für Preußen ganz naturgemäß seine Staatslenker hervorgingen. Die Verhältnisse sind jetzt ganz andere geworden. Der auswärtige Dienst hat viel mehr als früher den Charakter eines speziellen Fachdienstes erhalten, und dieser Charakter bedingt auch aus gewichtigen Gründen eine spezielle fachliche Ausbildung. In der Tat sind die inneren Verhältnisse aller Staaten weit komplizierter geworden, in ihnen allen tritt viel mehr als früher ein besonderer nationaler Charakter hervor, der für den Fremden nicht so leicht zu durchschauen ist. Die Zahl und die Mannigfaltigkeit der Staaten, die für Deutschland von wirtschaftlichem und damit auch von politischem Gewicht sind, ist weit größer, als noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Deutschland ist aus dem engen Interessenkreis Westeuropas herausgetreten. Die Zeiten der internationalen, französisch sprechenden Oberschicht sind unwiderruflich dahin. Spricht doch beispielsweise mancher russische Staatsmann jetzt das Französische entweder garnicht oder nur ganz mangelhaft. Deshalb wird ein nicht russisch verstehender Botschafter in Petersburg nur einen ganz winzigen Bruchteil von dem Nutzen für uns bringen, den ein Mann haben könnte, der nicht nur die Sprache, sondern auch die inneren Verhältnisse des Landes genau kennen würde. Und was von den Diplomaten gilt, das gilt in noch stärkerem Maße von der konsularischen Vertretung. Die Kenntnis des Französischen und Englischen ist für einen deutschen Konsul in Rußland unnütz, höchstens aber ein trauriger Notbehelf; seine deutschen juristischen Kenntnisse finden keine Verwendung, dagegen fehlen ihm die Kenntnis der Sprache und der staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse des Landes, die von höchster Wichtigkeit für ihn wären . . . . .

Die Leitung der auswärtigen Politik ist gegen früher infolge der veränderten Verhältnisse eine weit straffere geworden. Die Auslandsbeamten haben keine selbständige Politik mehr zu machen, sondern sehen ihre Aufgabe in einer möglichst genauen und weitgehenden Information der Zentralbehörde. Um aber dieser Aufgabe entsprechen zu können, ist sowohl für einen Diplomaten wie für einen Konsul neben einer allgemeinen volkswirtschaftlichen und juristischen Vorbildung in erster Linie notwendig, daß er die Sprache, die staatlichen, wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes seiner Amtstätigkeit gründlich kennt. Es darf des weiteren auch nicht dem Zufall überlassen bleiben, ob und wann der Auslandsbeamte nach jahrelangem Aufenthalt in dem Lande sich die Kenntnis seiner Sprache und seiner Verhältnisse erringt. Wie schwierig und in den meisten Fällen unfruchtbar ein solches Selbststudium ohne vorherige Grundlage ist, sehen wir an dem Beispiele von vielen Zehntausenden Deutscher, die selbst nach jahrzehntelangem Aufenthalt in Rußland kaum einen Satz richtig russisch sprechen können und in der Beurteilung der Landesverhältnisse, soweit nicht ihr engster Interessenkreis in Frage steht, völlig unwissend sind. Und so wie in Rußland, so liegen die Dinge in den meisten Staaten. Unsere Auslandsbeamten müssen daher bereits für das Land ihrer Amtstätigkeit besonders vorbereitet hinausgehen. Nur in einzelnen Fällen wird es wegen der Gleichartigkeit der Sprache und der Verhältnisse möglich sein, mehrere Staaten (z. B. in Südamerika) zu einer Region zusammenzufassen, für welche eine gemeinsame Ausbildung möglich ist. Kurz: neben der bisherigen allgemeinen Vorbildung der höheren Beamten des Auslandsdienstes ist eine spezielle für das Land oder die Region der Amtstätigkeit notwendig . . . Auf diese Entwicklung weisen ebensosehr die inneren Bedürfnisse des auswärtigen Dienstes nach genauerer und umfassenderer Information der Zentralbehörde, als auch die Anforderungen, welche Deutschlands Handel und Industrie an seine auswärtige diplomatische und konsularische Vertretung stellt."

Palme beschäftigt sich hiernach mit der Resolution der Budgetkommission des Reichstags vom 26. März 1914, die den Reichskanzler ersucht: „Eine Verordnung zu erlassen, durch welche die Ernennung zum Legationssekretär und Vizekonsul von dem Bestehen einer gleichartigen Prüfung abhängig gemacht wird, die vor einer besonderen Kommission abzulegen ist. Diese Prüfung hat zu umfassen: das Völkerrecht, deutsche und auswärtige Volkswirtschaft, die Handelswissenschaft, Geschichte und Sprachenkunde (Französisch und Englisch)."

Die Resolution, sagt Palme, sei zwar ein Fortschritt, aber ein ungenügender, und zwar deshalb ungenügend, weil sie die Grundnotwendigkeit für eine wirksame Reform des auswärtigen Dienstes nicht berücksichtigt, nämlich die Trennung der diplomatischen und konsularischen Vorbildung nach bestimmten Ländern oder Gruppen von Ländern. Daher heißt es weiter:

„Wir haben gesehen, daß die immer verwickeltere Ausgestaltung der staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse der fremden Staaten, die große Zahl und Verschiedenheit dieser Staaten nach Sprache und Kultur zugleich mit dem Gewicht der für uns dort auf dem Spiele stehenden politischen und wirtschaftlichen Interessen eine besondere dem fremden Staate oder der Region angepaßte Ausbildung unserer dortigen Vertreter notwendig machen. Unser Diplomat oder Konsul muß mit der Sprache und den Verhältnissen des Landes, in das er geschickt wird, vertraut sein, er muß dort sofort auf festen bekannten Boden treten, wenn seine Dienste für uns von irgendwelchem Nutzen sein sollen und wenn wir ihm nicht eine jahrelange autodidaktische Lehrzeit von meist recht zweifelhaftem Erfolg zur Verfügung stellen wollen. Unter diesen Gesichtspunkten betrachtet, bedeutet die von der erwähnten Resolution vorgesehene Prüfung etwas durchaus Unzulängliches. Sie geht von der alten, in der Gegenwart längst nicht mehr zutreffenden Meinung aus, daß es möglich sei, allgemeine für die ganze Welt geeignete Diplomaten und Konsuln auszubilden. Daher die Prüfung im Französischen und Englischen, obgleich es zahlreiche Länder gibt, in denen diese Sprachen so gut wie nutzlos sind, weil sie nur von ganz wenigen gesprochen werden, und obgleich wir keinerlei Veranlassung haben, für diese Sprachen Propaganda zu treiben.

Eine allgemeine volkswirtschaftlich-juristische Bildung ist für einen Auslandsvertreter zweifellos notwendig; was stellt man sich aber unter einem Prüfungsfach „deutsche und auswärtige Volkswirtschaft" vor? Ist eine Kenntnis der auswärtigen Volkswirtschaft, d. h. der Volkswirtschaft aller Staaten und Gebiete der ganzen Welt, möglich, und wird hier nicht — man denke nur an die Kompliziertheit und Verschiedenheit der wirtschaftlichen Verhältnisse verschiedener Länder — die kläglichste Oberflächlichkeit zum unausbleiblichen Ergebnis? Man kann daher sehr wohl in der Tatsache, daß für Diplomaten und Konsuln überhaupt eine besondere Prüfung eingeführt wird, den Beginn einer Reform begrüßen, aber auch nur den allerersten Beginn einer solchen Reform, die für sich allein noch nicht geeignet ist, die berechtigten Klagen über unsere Auslandsvertretung zum Verstummen zu bringen. Das wird erst dann geschehen, wenn die Prüfung so ausgestaltet ist, daß sie neben einer allgemeinen juristisch-wirtschaftlichen Vorbildung das Schwergewicht legt auf die Sonderausbildung in der Sprache, den staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnissen je eines bestimmten Staates oder einer Region, in welcher der künftige Amtssitz des Kandidaten liegen soll. So vorgebildete Beamte werden fähig sein, sich sofort und sicher in die Verhältnisse des fremden Landes einzuarbeiten, sie werden die aus der Heimat mitgebrachte Grundlage durch sicher beurteilte und detaillierte Erfahrungen vertiefen und so nicht nur ihrer Zentralbehörde weit eingehendere und sachkundigere Berichte liefern können, sondern auch für unseren Handel

und unsere Industrie die autoritativen Stützpunkte im Auslande sein, die wir gegenwärtig zu unserem Schaden noch vermissen . . .

Vor allem aber besteht das Bedürfnis nach einer besonderen Schulung eines Teiles der Kräfte für fremde Länder innerhalb der Kreise unseres Handels und unserer auf dem Weltmarkte schwer ringenden Industrie. Diesem Bedürfnis wird aber durch die bestehenden Unterrichtsvorkehrungen keineswegs hinreichend entsprochen. Und das ist eine Frage, die bei der ausschlaggebenden Bedeutung, die unser Außenhandel für unseren gesamten Volkswohlstand erlangt hat, die ernsteste Beachtung heischt. Auch der Kultusminister Herr Dr. Trott zu Solz hat in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses anerkannt, daß in unserem Bildungssystem hinsichtlich des Auslandsstudiums zum Schaden unseres wirtschaftlichen und kulturellen Einflusses in der Außenwelt eine Lücke besteht. Der Hinweis des Herrn Kultusministers, daß da, wo es sich um die Vertretung deutscher Geistesbildung in überseeischen Ländern handele, sich nicht selten erheblicher Mangel an geeigneten Kräften fühlbar mache, und daß es selbst in den bestehenden akademischen Austauschverhältnissen mit Amerika nicht immer leicht sei, bereitwillige Vertreter zu finden, ist ein recht bedenkliches Zeichen."

Palme braucht zur Erläuterung derjenigen Art von Studium, die er für unsere politischen Auslandsbeamten im Sinne hat, den eigentümlichen Ausdruck „nationenwissenschaftlich". Er ist nicht übermäßig handlich, aber es hält schwer, etwas Besseres zu finden. Die Nationenwissenschaft, heißt es, geht von der Erwägung aus, daß es Wissengebiete gibt, die einen mehr oder minder nationalen, d. h. auf die bestimmte einzelne Nation gehenden Charakter zeigen. „Es gibt keine nationale Mathematik, Physik, Chemie, Logik oder Medizin, aber es gibt eine nordamerikanische, deutsche oder russische Verfassung, Geschichte, Volkswirtschaft usw., und jedes dieser Gebiete zeigt neben einigen den verschiedenen Völkern gemeinsamen Elementen eine Reihe eigenartiger, typisch nationaler Besonderheiten. Diese nationalen Besonderheiten bilden in ihrem Zusammenhange den besonderen Charakter einer jeden Nation und sind der Gegenstand nationenwissenschaftlichen Erkenntnisstrebens . . .

Da in jedem Volke ein einheitlicher, kontinuierlicher Träger eines besonderen räumlich-zeitlichen Entwicklungsganges gegeben ist, so folgt, daß die nationalen Eigenschaften einen einheitlichen Zusammenhang bilden, dessen Elemente nicht außerhalb dieses Zusammenhangs begriffen werden können. So läßt sich das Staatsrecht eines Volkes nicht losgelöst von seinen wirtschaftlichen Verhältnissen erfassen, und letztere wiederum sind nur im engsten Zusammenhange mit den gegebenen staatsrechtlichen Bedingungen erkennbar. Die sozialen Schichtungen eines Volkes sind ebenso sehr die Voraussetzung für seine staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, wie sie ihrerseits durch diese bedingt werden. Die gesamte Kultur, z. B.

die schöne Literatur einer Nation, ist nicht wissenschaftlich d. h. kausal zu verstehen ohne die Kenntnis der staatlichen Formen und der wirtschaftlichen Bedingungen, unter deren Einfluß sich das Leben der Nation abspielt. Diese Einsicht zeigt uns, daß es zwar ein verzeihlicher, aber doch ein Irrtum ist, wenn ein deutscher Staatsrechtler glaubt, mit Hilfe russischer Sprachkenntnis und vermöge seiner Beherrschung des deutschen Staatsrechts etwa auf dem Gebiete des russischen Staatsrechts mit Erfolg arbeiten zu können. Das staatliche Leben eines Volkes läßt sich nicht vollständig und nicht zureichend begründet aus der dogmatischen Interpretation seiner Gesetze ermitteln, es bedarf unweigerlich der systematischen Kenntnis seiner geschichtlichen Entwicklung, seiner sozial treibenden Kräfte, seiner religiösen und kulturellen Momente, wie seiner wirtschaftlichen Notwendigkeiten, wenn der Forscher auf dem Gebiete des fremden Staatsrechts nicht überall an dem Kern der Probleme vorbeigehen soll, wenn er mehr als eine rein formale, aber sachlich unfruchtbare und irreführende Arbeit leisten will. Das Gleiche gilt von fremder Volkswirtschaft, fremder Literatur und allgemein fremder Kultur. Ohne das nationenwissenschaftliche Verstehen einer Nation als Gesamtheit ist das volle Verständnis jeder einzelnen Gruppe ihrer Lebensäußerungen unmöglich."

Sehr gut ist die Bemerkung, daß das nationenwissenschaftliche Studium fremder Völker zugleich der nationalen Selbsterkenntnis zu dienen vermag. Palme führt aus seiner eigenen Erfahrung als akademischer Lehrer, der das nationenwissenschaftliche Studium eines fremden Volkes (Rußland) vor einem Hörerkreis aus den verschiedensten Berufen vertritt, die Beobachtung an, daß gerade hierbei oft Lücken in der Kenntnis der eigenen Nation hervortreten und den Hörern zum Bewußtsein kommen. Die Auslandshochschule, die Palme verlangt, soll zunächst Rechtswissenschaft und Wirtschaftslehre darbieten, und diese Disziplinen müssen so ausgebaut werden, daß dem künftigen Auslandsbeamten die Möglichkeit sowohl einer allgemeinen Ausbildung, als auch der für ein bestimmtes Land gegeben ist. „Eine andere Gruppe von Wissenschaften, für deren Verbindung mit dem Auslandsstudium die schwerwiegendsten Gründe sprechen, sind all diejenigen Gebiete, deren Aufgabe es ist, die Beziehungen verschiedener Nationen untereinander, nach welcher Richtung es auch sei, zu untersuchen. Hierher gehören die Beziehungen in der Politik wie im Recht, in der Wirtschaft wie in der Kultur. Weltpolitik, Völkerrecht, internationales Privatrecht, Weltrecht, Weltwirtschaft, Weltliteratur gehören in gleicher Weise hierher. Sie sind alle auf das nationenwissenschaftliche Studium der einzelnen fremden Völker als ihre Vorbedingung und Grundlage angewiesen, und sie alle können nicht anders als im ständigen Zusammenarbeiten mit den nationenwissenschaftlichen Studien sich fruchtbar weiterentwickeln."

Die Erörterung der praktischen Organisation des Auslandsstudiums bei uns kommt dann auf den Vorschlag heraus, zu diesem Zweck das

Orientalische Seminar der Berliner Universität auszubauen. Auch die Frage, neue Lehrstühle für Auslandswissenschaft an den Universitäten zu errichten, oder den Studiengang der Handelshochschulen zu erweitern, wird — in ablehnendem Sinne — erörtert. Paul Rohrbach.

Literatur.

R. Müller-Freienfels: Poetik. — 460. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". — B. G. Teubner in Leipzig. 1914.

Die Schriften von Müller-Freienfels haben sämtlich den großen Vorzug, daß sie cum utili dulce verbinden. Es sind Arbeiten von gediegener Wissenschaftlichkeit, die aber zugleich den für Kunst und Philosophie interessierten Leser aufs angenehmste unterhalten. Der Verfasser versteht die seltene Kunst, auch ganz abstrakte Fragen kurzweilig zu behandeln. Das liegt vor allem daran, daß ihm die Enge und Einseitigkeit gänzlich fehlt, in die der „Wille zum System" den Denker und Forscher zu bannen pflegt. Müller-Freienfels geht in seiner „Poetik" nicht wie frühere Aesthetiker darauf aus, die Poesie zu gängeln und ein poetisches Gesetzbuch zu schreiben. Er will vielmehr nur das, was sich durch seine Wirkung als Poesie erwiesen hat und allgemein für Poesie gilt, in seinen hauptsächlichsten Stilformen beschreiben und, soweit das möglich ist, psychologisch erklären, und zwar nicht nur aus dem Wesen des schaffenden Dichters, sondern auch aus der inneren Verfassung und den Bedürfnissen des Publikums, das die Werke des Dichters genießt und zuletzt über ihre Geltung entscheidet. Daher wird das Büchlein der ganzen Mannigfaltigkeit des poetischen Schaffens in seltenem Maße gerecht und führt doch überall in die Tiefen des inneren Seins, aus denen uns allein ein wahres Verständnis des Wesens der Poesie und ihrer Wirkungen erwächst. Der Verfasser hat einen ebenso weiten wie scharfen Blick, um den beiden verschiedenen Anforderungen, die seine Aufgabe an ihn stellt, zu genügen. Er ist ebensosehr Kenner auf dem Gebiete der poetischen Literatur wie Psychologe. Daß er ausgebreitete Literaturkenntnisse und ein gesundes treffendes Urteil besitzt, zeigen die zahlreichen Beispiele, die er anführt; als trefflichen Psychologen erweist ihn das Büchlein auf jeder Seite. Es trägt in psychologischer Hinsicht denselben Charakter wie die „Psychologie der Kunst" von demselben Verfasser, die ich im Aprilheft des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift ausführlich gewürdigt habe.

Wenn übrigens Müller-Freienfels seinem Stoffe auch nirgends Zwang antut, geordnet hat er ihn aufs beste. Nach einem einleitenden Abschnitt über das Wesen der Dichtung im allgemeinen, in dem er die drei Hauptrichtungen der Dichtkunst nach ihrem Verhältnis zur Wirklichkeit — den Naturalismus als „lebensverbreiternde", die Romantik als „lebensflüchtige", die klassisch-idealistische Dichtung als „lebenssteigernde" Kunst — darstellt,

unterscheidet er vier Hauptquellen für das Zustandekommen der poetischen Stilformen. Diese ergeben sich aus der Eigenart des Schöpfers, des Gegenstandes, der Darbietung oder des Materials. Demgemäß behandelt er in den folgenden vier Kapiteln den Dichter und seinen Stil, die dichterischen Gegenstände und ihre psychologische Wirkung, die Arten der Darbietung und ihren Stil, und endlich die Sprache und ihre Stilformen. Innerhalb dieses Schemas bespricht er mit treffender Kürze fast alle Probleme, die hier in Betracht kommen, am besten und eigenartigsten, wie mir scheint, in dem Abschnitt „Der Dichter und sein Stil". Hier werden die wichtigsten Typen der Dichter in der klärendsten Weise nach den mannigfaltigsten Gesichtspunkten einander gegenübergestellt. Es werden unterschieden: der Ausdrucksdichter und der Gestaltungsdichter, der subjektive und der objektive, der sensible und der aktive Dichter, der Speziellseher und der Typenseher, der Modell- und der Phantasiedichter, der volkstümliche und der gelehrte, der naive und der reflektierende Dichter usw. Hier wird uns, wie man sieht, eine Reihe von Kategorien an die Hand gegeben, nach denen das Wesen eines Dichters im Unterschiede von anderen aufs genaueste zu bestimmen ist. Aehnlich verfährt Müller-Freienfels überall. Stets weiß er Unterscheidungen zu machen, die mit klarem, unbefangenem Blick aus dem Wesen der Sache gewonnen sind und daher wirklich die Klärung bringen, an der es bei Streitigkeiten über ästhetische Fragen gewöhnlich allzusehr fehlt.

Wenn der Verfasser im Vorwort die Hoffnung ausspricht, sein Büchlein werde der Dichtkunst dienen, indem es ein psychologisches Verständnis der verschiedenen Wirkungsmöglichkeiten der Dichtwerke erschließe und dadurch den poetischen Genuß zur möglichsten Klarheit und Bewußtheit bringe, und es werde „auch dem Leben einen kleinen Dienst leisten können", indem es anleite, „die Dichter nach ihrer psychologischen Eigenart zu erkennen, indem es versuche, auch jedem Genießenden die Möglichkeit zu geben, sich über seine persönliche Eigenart des künstlerischen Erlebens klar zu werden, und damit auch zum Verständnis fremder Eigenarten zu verhelfen", so hat er sich in dieser Hoffnung nicht getäuscht. Das Büchlein wird sicherlich allen ästhetisch Interessierten, die das Bedürfnis haben, über ihre Eindrücke Klarheit zu gewinnen, die besten Dienste tun. M. Havenstein.

Dr. Theodor Reik: Arthur Schnitzler als Psycholog. J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W.

Der Verfasser behandelt die Gestalten der Dichtungen Schnitzlers als Objekte psychischer Analyse, als ob sie — kein geringes Kompliment für den Dichter — wirklich lebende Personen wären, und zwar nach der von Sigmund Freud begründeten psychoanalytischen Methode. Den Wert dieser von den Fachleuten vorläufig meist mit recht skeptischen Augen angesehenen Methode zu prüfen, ist hier nicht der Ort; für den Laien hat sie, wenn

man von ihren begreiflichen Uebertreibungen absieht, schon dadurch etwas Bestechendes, daß sie ihm bei aller scheinbar jeder wissenschaftlichen Behandlung spottenden individuellen Bedingtheit und Willkür unmittelbar und nachdrücklich in das Gebiet eigenster Empirik weist und ihm den Blick für bisher in dunkler Tiefe liegende Dinge und Zusammenhänge schärft. Wie dem aber auch sei, jedenfalls ist die vorliegende Untersuchung recht wohl geeignet, in die Gedanken- und Problemwelt Schnitzlers einzuführen und zu ihrem Verständnis wesentlich beizutragen, was angesichts des Mangels an psychologischen Kenntnissen, den viele Kritiker bei der Besprechung des jüngsten Werkes des Dichters, „Frau Beate und ihr Sohn", haben blicken lassen, dringend notwendig erscheint. Aber auch dem Literarhistoriker bieten die leider manchmal unnötig tüftelnden und nicht ganz phrasenfreien Abhandlungen durch Heranziehung verschiedener erster Fassungen und manches Unbekannten, Entlegenen oder Vergessenen wertvolle Aufschlüsse, wogegen die auf völliger Verkennung der eigentlichen Aufgaben der Literaturgeschichte beruhende Forderung, „Literaturbetrachtung sei im wesentlichen angewandte Seelenkunde", gewiß allgemeine Mißbilligung hervorrufen wird.

Theodor Storm: Spukgeschichten und andere Nachträge zu seinen Werken. Braunschweig und Berlin. Verlag von George Westermann. 1913.

Als Band 9 der Sämtlichen Werke liegen hier in gleicher Ausstattung wie die übrigen Bände vor die bisher verschollene Novelle „Am Kamin" aus dem Jahre 1862, die in losem Rahmen eine Anzahl schlicht erzählter Spukanekdoten vereinigt, die gesammelten Kritiken, Aufsätze und Vorreden Storms sowie als wertvollster Teil der stilistisch überaus prachtvolle Anfang einer Selbstbiographie. Die Vorreden zu den beiden von Storm herausgegebenen lyrischen Anthologien enthalten eine Menge reifer, überraschend klarer und erfrischend unbefangener Urteile über deutsche, auch klassische Lyriker, die nicht nur der Literarhistoriker, sondern jeder Literaturfreund zur Vertiefung eigener Ansichten lesen sollte; die Kritiken, die sich natürlich meist auf heute verschollene Dichter beziehen, verdienen, abgesehen von ihrem biographischen Werte, besonders deshalb weiteste Verbreitung, weil sie, aus der Feder eines bekannten und mit Recht verehrten Dichters kommend, auch in breiteren Schichten des Publikums jenen hartnäckig sich behauptenden Rest von Schwärmerei für bloß schöne Form und lyrische Phrase, der das Verständnis für wirklich gehaltvolle Lyrik noch immer nicht voll durchbrechen läßt, nachdrücklicher vernichten können, als es alle kritischen Bemühungen vermögen. Auch zur Aesthetik der Novelle, über den Ausdruckswert des Plattdeutschen 2c. fallen vortreffliche Bemerkungen. Die sorgfältig redigierten Anmerkungen von Fritz Böhme bringen viele interessante Einzelheiten, manchen wertvollen Beitrag zur Literaturgeschichte, darunter Fontanes Kritiken über Storm, allerdings auch manches für den Leser Storms Entbehrliche, während man hier und da doch wohl notwendige Worterklärungen vermissen wird. R. Schacht.

Max J. Wolff: Shakespeare. Der Dichter und sein Werk. In zwei Bänden. Dritte, durchgesehene Auflage. München, Beck. 1913.

Das gut geschriebene, zwischen Wissenschaft und populären Bedürfnissen geschickt vermittelnde Werk Wolffs ist bei seinem ersten Erscheinen (1907) an dieser Stelle einer eingehenden Würdigung unterzogen worden. Es kann sich also jetzt nur darum handeln, festzustellen, was die dritte Auflage von der ersten unterscheidet. Und das ist, abgesehen von unwesentlichen Aenderungen im einzelnen, die hier nicht verfolgt werden können, eigentlich nur die Behandlung der Bühne Shakspeares und des damaligen Theaterwesens. Der Verfasser hat auf Grund der inzwischen erschienenen, ziemlich zahlreichen Schriften, englischen und deutschen, gerade über diese Frage das betr. Kapitel geändert und erweitert. In bezug auf Shakspeares Bühne hat er seinen alten, wissenschaftlich allein berechtigten Standpunkt beibehalten, daß die Grundlage unseres Wissens nur die vier erhaltenen Bühnenbilder geben können, und daß alles, was wir an diese Bilder heranbauen, Phantasieerzeugnis ist, und weiter nichts. Die leichtsinnigen Zweifel an der Exaktheit des größten und deutlichsten Bühnenbildes, des vom Inneren des Swan-Theaters, welche erhoben werden mußten, wenn die Neukonstruktionen nicht gar zu abgeschmackt erscheinen sollten, werden niedergeschlagen, wie Wolff richtig andeutet, durch die Abmessungen des Hope-Theaters, welches genau nach dem Muster des Swan-Theaters erbaut werden sollte. In dem Kontrakt, den der Erbauer Henslowe mit seinem Baumeister abschloß, sind Maße und Material genau angegeben. Wußten die dreihundert Jahr zu spät kommenden Reformer der Shakspere-Bühne nicht, daß dieser Kontrakt abgedruckt steht in dem hervorragenden, mit größtem Ernst zu studierenden Werk Early London Theatres von Ordish (S. 257 f.)?

Die Reproduktion des 1892 entdeckten Droeshout-Oelporträts ist in dieser Auflage nicht so gut geraten, wie in der ersten. Dieses beste Bild von Shakspere ist mit den mächtigen und doch ausdruckslosen dunkeln Augen und der kindlichen Weichheit um Mund und Nase sicher nicht gut; durch die Entfernung der Uebermalung mag ja auch manches Gute verloren gegangen sein. Wenn es in seiner Unbewegtheit einen Ausdruck hat, dann ist es der ruhigen Gleichmuts oder vielleicht der allgemeinen Gleichgültigkeit. Es sagt eben nicht viel; die vorliegende Nachbildung sagt etwas mit seiner im Vergleich zu dem Original noch verstärkten Unterlippe; es sagt mit Richard III.: „Ich bin ich“ oder

Ich bin Herr Orakel;
Tu ich den Mund auf, rühr' sich keine Maus.

Das ist aber etwas, was die echte, die bescheidene Größe Shaksperes nie gesagt hat.

In dem Vorwort heißt es bei Wolff, daß eine Lebensbeschreibung Shaksperes gegenüber gewissen kühnen Folgerungen neuerer Forschung —

und älterer, möchte ich hinzusetzen — „nur die gesicherten Ergebnisse aufnehmen darf". Wenn er damit die energische Ausmerzung des sich durch die Jahrhunderte hinziehenden Klatsches nennt, welcher die sehr lückenhafte Kenntnis seines Lebenslaufes ersetzen will, so hat er sehr recht. Wenn er aber seine innere Entwicklung im einzelnen meint, so frage ich: Was ist sicher in der Chronologie seiner Dichtungen, die seine innere Entwicklung doch darstellen? Ist es z. B. sicher, daß er den König Johann in den Jahren 1595 oder 1596 gedichtet habe, weil fast alle Forscher darin übereinstimmen? — — Die äußeren Indizien für diese Datierung sind ganz hinfällig; maßgebend für sie ist wahrscheinlich die Empfindung gewesen, daß ein Drama, welches so viele Partien nicht bloß schöner, sondern gedankenreifer Poesie enthält, unmöglich der Jugendperiode zugewiesen werden kann. Empfindungen sind aber immer trügerisch und können daher niemals zu wissenschaftlichen Größen werden. Die größere Anzahl von Szenen müssen unbedingt der Jugendperiode zugewiesen werden, weil der fest zu umgrenzende Jugendstil darin auf der Höhe steht, wie in Richard II., und noch dazu in seinen unerfreulichsten Formalien, wie in Verlorener Liebesmüh. Die Anklänge an diese Dramen und andererseits an Heinrich VI., Romeo, Venus und Adonis sind in ihnen so massenhaft, daß sie in keiner anderen Zeit geschrieben sein können, als in den ersten Neunzigern. Auch in diesen Szenen aber sind einzelne Einlagen, die mit dem jugendlichen Denken nichts zu tun haben. In den anderen Szenen werden die Gedanken des 17. Jahrhunderts so zahlreich und sind die Formalien des Jugendstils so sporadisch, wie natürlich in keiner Jugenddichtung sonst. Die Uebereinstimmungen mit Cäsar und Macbeth sind so auffallend, daß diese Szenen um 1600 z. T. neu bearbeitet, z. T. gründlich überarbeitet sein müssen. Der Versbau bestätigt dieses Resultat. Aus diesen Tatsachen die Folgerungen für die Schaffensart und auch für das Wesen des Dichters zu ziehen, würde hier zu weit führen. Hermann Conrad.

Politische Korrespondenz.

Die Sozialdemokraten und das Kaiserhoch. Das demokratische Zukunftsideal und die Schule.

Die Sozialdemokraten wissen mit ihren 111 Stimmen im Reichstag nichts anzufangen, und im Lande deuten mancherlei Anzeichen darauf hin, daß ihre Anziehungskraft für die Massen nachläßt. Die Führer peitschen ihre Phantasie, um irgend etwas zu finden oder zu erfinden, was den Leuten zeigt, daß sie noch da sind, und die Werbekraft wieder auffrischt. Man hat eine „rote Woche“ organisiert, um Mitglieder und Abonnenten anzulocken — mit mäßigem Erfolg. Man schnappt gierig nach jedem „Fall“, der die Fäulnis der bestehenden Zustände dartun soll. Endlich hat man sich auch zu einem großen Vorstoß entschlossen und ist bei dem Kaiserhoch im Reichstag, statt vorher hinauszugehen, sitzen geblieben.

Der nächste Zweck ist erreicht: man hat einen nicht unerheblichen Eindruck gemacht, und auf der Gegenseite ist man in sehr ernstliche Erwägungen eingetreten, ob man nicht strafrechtlich gegen die Demonstranten wegen Majestätsbeleidigung vorgehen solle. Aber wie man auch die Sache drehe und wende, es hat sich herausgestellt, daß nach den Grundsätzen, die die Judikatur des Reichsgerichts festgelegt hat, strafrechtlich kein Erfolg zu erzielen ist. Selbst wenn eine Verurteilung zu erreichen wäre, so ist doch sehr fraglich, ob sie politisch vorteilhaft wäre. Ja, wenn unser Strafrecht es zuließe, daß man zwei oder drei der Demonstranten herausgriffe (solche von denen die eigenen Genossen froh wären, wenn ihnen für drei Monate das Maul gestopft würde), so würde der Effekt gewiß sehr schön sein: die herausgeforderte bürgerliche Gesellschaft hätte ihre Genugtuung und die Herausgegriffenen würden nicht in der Gloriole des Märtyrertums dastehen, sondern als Pechvögel noch ausgelacht werden. Diesen Weg aber läßt die Gesetzgebung, das Legalitätsprinzip, nicht zu: man muß entweder den ganzen 111, so viele davon da waren, an den Kragen oder keinem.

Nun, die ganze Frage entfällt, da der Prozeß kriminell nicht durchführbar ist. Auch mit der Geschäftsordnung ist gegenüber einer Fraktion von 111 Mitgliedern nichts zu machen. Nimmt man hier den Kampf auf, so wäre man bald bei der Obstruktion und müßte weiter und weiter gehen

bis zum Staatsstreich. Wer diesen nicht will, oder wer wenigstens die Situation dafür noch nicht für reif hält, muß sich hüten, solche Wege zu beschreiten.

Es ist nicht anders: der Reichstag ist die Stelle, wo die Sozialdemokratie in der Macht ist, und wir müssen uns die Insolenz gefallen lassen, weil es uns an Waffen dagegen schlechterdings fehlt.

Jetzt sehen wir uns aber die Sache einmal von der anderen Seite an. Wer zuletzt lacht, lacht am besten: wer wird in dieser Affäre zuletzt lachen?

Es steht fest, daß den Sozialdemokraten selbst über ihre Großtat höchst unbehaglich zumute ist. Nur mit einer sehr kleinen Majorität ist das neue Verfahren in der Fraktion beschlossen worden; nicht weniger als 47 von den 111 haben dagegen gestimmt, und die Landesversammlung der Partei in Baden hat es in einer Resolution schon direkt gemißbilligt, daß man von dem früheren Verfahren abgegangen sei. Die Gründe sind nicht schwer zu finden.

Das Sitzenbleiben beim Kaiserhoch richtet sich nicht oder nur nebenbei gegen den Kaiser persönlich: es ist und soll sein ein Bekenntnis zur Republik. Das ist nun nichts Neues. Die Partei hat aus ihrem republikanischen Ideal niemals ein Hehl gemacht. Aber sie hat es auch niemals als Fahne vorangetragen. Der Feind, den sie bekämpfte, war der Klassenstaat, das Kapital, das Junkertum; mit wirtschaftlichen und sozialen Bestrebungen oder Vorspiegelungen suchte sie die Massen zu gewinnen. Sie wollte die Partei der kleinen Leute sein, und der kleine Mann hat sich ihr deshalb wirklich in breiten Scharen zugewandt. Der kleine Mann hat aber bei allen Völkern und zu allen Zeiten auch immer einen starken Zug zur Monarchie gehabt. Oft genug hat die Demokratie in ihrem Kampf gegen die Vornehmen und Reichen, die Aristokraten, Ausbeuter und Wucherer ihre Zuflucht zur Monarchie genommen. Die Formel vom sozialen Königtum ist keineswegs bloß ein leerer Schall, es ist sogar eine so wesentliche und häufige Erscheinung in der Weltgeschichte, daß man fast ein historisches Gesetz daraus ableiten könnte. Nun ganz besonders in Deutschland ist die Liebe zur Monarchie stärker ausgeprägt, als je wo anders. Nicht als ob das im besonderen Charakter unseres Volkstums läge, sondern auf Grund der historischen Entwicklung. Selbst die kleinsten Bundesfürsten genießen in ihrem Ländchen ihre Popularität, weil sie die Repräsentanten der partikularen Besonderheit sind, die man zu erhalten wünscht. Nun aber erst in Preußen und der Kaiser als Repräsentant des nationalen Staatsgedankens! Wie hat das deutsche Volk sich Jahrhunderte lang nach dem starken Kaisertum gesehnt, was haben die Väter davon gesagt und gesungen, wie wird der Hohenzollerngedanke gepflegt in Schule und Heer — sollten die Massen sich den so leicht von den Agitatoren entreißen lassen?

Von den vier Millionen Wählern, die das letzte Mal rote Zettel abgegeben haben, sind unzweifelhaft bei weitem die meisten nicht bloß treue Soldaten, die ihren dem Kriegsherrn geleisteten Eid zu halten gedenken,

sondern oft sogar eifrige und begeisterte Glieder der Armee, selbst dann, wenn sie nicht bloß den „Genossen" gewählt haben, nicht bloß „mitgelaufen" sind, sondern sogar als bewußte Anhänger der Partei.

Mir scheint, ein ungünstigeres Gelände für die Agitationsschlacht konnte die Sozialdemokratie sich gar nicht aussuchen. Es hat Zeiten gegeben, wo auch in bürgerlichen Kreisen das republikanische Ideal recht viele Verehrer hatte. Aber man hat doch immer damit vorsichtig zurückgehalten. Heute ist die Stimmung so, daß selbst das taktische Wahlbündnis mit der freisinnigen Partei durch das Hissen der republikanischen Flagge bei den Sozi aufs äußerste erschwert wird. Danken wir Gott, daß die Genossen uns mit dieser Dummheit entgegengekommen sind, und danken wir Gott zum zweitenmal, daß unsere Gesetzgebung es nicht zuläßt, sie deshalb strafrechtlich zu verfolgen und dadurch die politische Ausnutzung zu unterbinden. Die konservativen Organe, die fortwährend nach dem Strafrichter rufen, handeln gegen ihr eigenes Interesse — es sei denn, daß dieser Ruf nur die Form sein soll, in der immer von neuem an das Verhalten der Herren Sozi erinnert wird. Mögen diese nun von jetzt an tun, was sie wollen, auf alle Fälle haben sie den Schaden davon. Entweder sie heben den Beschluß wieder auf und kehren zu ihrer alten Praxis der Saalflucht zurück — so machen sie sich lächerlich bei uns und bei den eigenen Anhängern — oder sie bleiben bei dem neuen Modus, so ärgern sie uns zwar jedesmal für den Moment, geben uns aber die politisch wirksamste aller Waffen in die Hand. Oder aber, sie stehen künftig beim Kaiserhoch wenigstens teilweise mit auf, so wäre das taktisch gewiß das Klügste, was sie tun könnten, aber doch eine so offenbare Mauserung, daß wir unter diesem Gesichtspunkt wieder nicht unzufrieden damit zu sein brauchten.

* * *

Das Zusammengehen der Freisinnigen mit den Sozialdemokraten ist heute der Hauptangriffspunkt für die Rechte gegen die Linke, also bloß eine Maßregel der Taktik, kein Prinzip. Man erkennt daran, wie gering im Grunde die Unterschiede zwischen den bürgerlichen Parteien allmählich geworden sind. Zur Zeit Eugen Richters waren die prinzipiellen Oppositionen gegen die Armeeforderungen und gegen die Sozialpolitik die Momente, die unsereinen von den Freisinnigen schieden: heute hat die prinzipielle Militäropposition der Partei aufgehört, und in der Sozialpolitik hat sich die Stellung der Parteien sogar umgekehrt. Man kämpft weiter, ohne daß das Volk innerlich so sehr viel Anteil an diesen häuslichen Zwistigkeiten nähme, und namentlich von freikonservativer Seite wird in erster Linie gegen die Sozialdemokratie zum Kampf geblasen und der Freisinn vorwiegend deshalb bekämpft, weil er als deren Hilfstruppe auftritt. Nichts konnte für diese Taktik gelegener kommen als der Zwischenfall mit dem Kaiserhoch. Auch für alle Gegner einer Reform des Wahlrechts zum preußischen Abgeordnetenhause ist er nicht minder nützlich. Wie steht es überhaupt mit dieser Reform? Ich habe den Eindruck, daß nicht nur die Regierung

geneigt ist, die Sache auf die lange Bank zu schieben, sondern daß auch in der öffentlichen Meinung die Stimmung dafür einigermaßen abgeflaut hat. Man würde eine gewisse Reform in mäßigen Grenzen wohl willkommen heißen, aber von einem eigentlichen Drängen darauf ist nichts zu spüren.

Zu den Ereignissen, die das Bürgertum in dieser Frage, was man nennt, etwas kopfscheu machen können, möchte ich auch die Verhandlungen des Deutschen Lehrertages in Kiel rechnen.

Auf diesem Lehrertag, der die große Masse des gesamten Volksschullehrertums hinter sich hat, ist beschlossen worden, mit aller Kraft für die nationale Einheitsschule einzutreten. Alle Vorschulen zu den Gymnasien, die Bürgerschulen, Mittelschulen und ähnliche Einrichtungen parallel den Volksschulen sollen als „Standesschulen" beseitigt werden. In Bayern und anderswo hat man diesen Grundsatz tatsächlich bereits durchgeführt und sogar die privaten Schulzirkel daneben so sehr wie möglich eingeengt. Die Urteile über den Erfolg lauten widersprechend; ich habe von unbefangener Seite anerkennende, aber auch sehr ungünstige, ja geradezu verzweifelte Aeußerungen von sonst sehr liberal gesinnten Eltern darüber gehört. Der Kieler Lehrertag ist nun aber noch einen Schritt weitergegangen. Er verlangt, daß die allgemeine, öffentliche Schule jedem Kinde die Erziehung ermögliche, auf die es „nach Maßgabe seiner Veranlagung Anspruch erheben kann".

Nicht von Besitz und Vermögen soll die höhere Bildung abhängen; nur Intelligenz und Tüchtigkeit entscheiden in den Weltkämpfen. und diese seien nicht gebunden an Stand und Geburt oder Familientradition. Die Kinder aller Stände sollen also in dieselbe allgemeine Volksschule gehen, und die Lehrerschaft, so muß man die Gedanken zu Ende denken, entscheidet, „nach pädagogischen und psychologischen Gründen", für welche Kinder die Weiterbildung in den höheren Schulen angebracht erscheint. Für die Aermeren übernimmt die Kosten der Staat. Dies Verfahren, meint man, wird die Besten und Talentvollsten an die Spitze des Volkes bringen.

Man mache sich klar, was das bedeutet. Heute ist der Zustand im allgemeinen der, daß die höheren Schulen sich aus den Kindern der wohlhabenden und gebildeten Klassen rekrutieren, die das Schulgeld bezahlen können und wollen und auch die Herangewachsenen erhalten können, ohne daß sie selber etwas verdienen. Auch viele Kinder aus dem Kleinbürgerstande, denen die Eltern das Opfer bringen wollen oder denen sie etwas Besonderes zutrauen, kommen in diese Schulen. Auch für Kinder aus den alleruntersten Ständen, wenn sie hervorragende Talente zeigen, ist es nicht so schwer, Freistellen und auch positive Unterstützungen zu gewinnen, die ihnen eine höhere Bildung ermöglichen. Wer auf eine längere Erfahrung zurückblickt, weiß, daß darin sogar oft zu viel geschieht und daß Knaben, die durch menschenfreundliche Patrone durch das Gymnasium und die Universität geführt worden sind, weil sie sich in der Volksschule oder in den unteren Klassen durch ganz besondere Begabung auszuzeichnen schienen, oft

nachher völlig versagt haben. Jedenfalls ist es nicht richtig, daß die höhere Bildung bei uns kastenmäßig abgeschlossen sei. Der große Andrang zu den Hochschulen rührt ja daher, daß nicht bloß die Söhne der oberen Stände, sondern außerordentlich viel aufstrebende Elemente aus den unteren Schichten sie aufsuchen. Trotzdem wird dieser Zustand für durchaus unbefriedigend erklärt: die höhere Bildung sei jetzt ein Monopol der wenigen Besitzenden und das müsse überwunden werden. Die Allgemeinheit müsse dafür aufkommen, daß allen denen, die die Begabung dafür haben, auch die höhere Bildung zuteil werde.

Das kann sich offenbar nur auf dem Wege vollziehen, daß die Lehrerschaft systematisch entscheidet, nicht nur wer für die höhere Bildung taugt, sondern auch namentlich, wer dafür nicht taugt. Wie sie jetzt entscheidet, wer zur Versetzung in die höhere Klasse reif ist und wer nicht, so würde sie in Zukunft festzustellen haben, wer von der höheren Bildung auszuschließen ist.

Fälle, wo ein solcher Ausschluß recht wünschenswert sein würde, sind gewiß nicht selten. Aber ist es richtig, den heranwachsenden Menschen allein an dem Maßstab zu messen, was er in der Schule leistet? Die Schule gibt doch nur einen Teil der Erziehung und der Erziehungswerte; den anderen und zwar den bei weitem bedeutungsvolleren (von der Kirche ganz abgesehen) gibt die Familie und das Leben. Lehrt etwa die Erfahrung, daß die Musterknaben der Schule die führenden Persönlichkeiten des Volkes zu werden pflegen? Kennen wir nicht Alle Beispiele, wie ganz umgekehrt Stiefkinder der Schulerziehung, sei es, weil sie selbst versagten, sei es, weil die Schule zu dürftig war, sich als Männer ausgezeichnet haben? Ist es wirklich so ganz gleichgültig, was der Junge aus der Kinderstube, den Unterhaltungen und dem Geiste des elterlichen Hauses mitbringt? Nur die Nummern der Prüfungsarbeiten und die Zensur „Betragen“ entscheiden über seinen Wert? Unter den Familien, die vermöge ihres Wohlstandes ihre Kinder in die höheren Lehranstalten schicken können, gibt es sittlich sehr tiefstehende und verkommene, und es wäre gut, ihre Kinder nicht in die höheren Schulen aufzunehmen. Aber auch in den unteren Ständen gibt es solche Familien, und wenn die Lehrer nach den Schulleistungen das Aufrücken in die höheren Lehranstalten bestimmen sollen ohne jede Rücksicht auf die Familien, würde der Uebelstand, daß Kinder aus sittlich minderwertigem Milieu in die höheren Anstalten kommen, verringert werden?

Von der heranwachsenden Jugend zeichnen sich einige wenige aus durch hervorragende Begabung, andere bleiben sehr weit zurück, die überwiegende Mehrzahl bildet mit einigen Abweichungen einen gewissen Durchschnitt. Wie sollen die Lehrer hieraus die höher zu Bildenden herausfinden? Man will die Pädagogik noch in ganz anderer Weise als bisher zur Wissenschaft ausbilden, man verlangt sogar eine Akademie der Pädagogik, aber bis zu einer sicheren Voraussage, was für ein Mann in jedem Jungen

steckt, wird sie doch schwerlich je gelangen. Soll etwa schließlich unter dem anscheinenden Mittelgut das Los entscheiden? So oder so — das Ergebnis ist: der Sohn des Ministers, dem die Orthographie Schwierigkeiten macht, bleibt in der Volksschule, der Sohn seines Kutschers wird in Anbetracht seiner Nummer Eins im Kopfrechnen auf Staatskosten für das Studium erzogen.

Als Rettungsmittel, um gar zu große Ungeheuerlichkeiten zu vermeiden, wurden in Kiel zugelassen Privatinstitute unter Staatsaufsicht. Also nur die ganz Reichen, die solche Privatinstitute bezahlen können, behalten das Recht, ihre Kinder standesgemäß erziehen zu können. Oder vielleicht bilden sich so viele und so billige Privatinstitute, daß auch der Mittelstand und das Beamtentum sie benutzen kann — dann haben wir von neuem die Standesschulen, und da die öffentlichen Schulen, die aus öffentlichen Mitteln unterhalten werden, für genügend zahlreichen Nachwuchs sorgen, ein ins Unermeßliche anschwellendes Abiturienten-Proletariat. Um es dahin nicht kommen zu lassen, bleibt gar nichts übrig, als die Privatschulen vermöge der Staatsaufsicht aufs äußerste einzuschränken, und es bleibt dabei, daß die Lehrerschaft bestimmt, wer nach seiner Begabung der höheren Bildung teilhaftig werden soll und wer nicht. Die Eltern sind ausgeschaltet. Dem Vater, der doch seinen Sohn auch einigermaßen beobachtet und danach beschließt, in welcher Art und auf welcher Anstalt er erzogen werden soll, wird dieses Stück des Erziehungsrechts genommen, ein Stück, das mir wichtig genug erscheint, um zu sagen, daß die Reform einer Auflösung des bisher herrschenden Familienbegriffs ziemlich nahe kommt.

Es scheint, es ist uns wieder ein Zipfel von dem Schleier gelüftet worden, der noch immer das Bild des Zukunftsstaates verhüllt. Die Schulreform bildet ein schönes Gegenstück zu der Idee Bebels, daß im Zukunftsstaat, da ja Privatdruckereien nicht existieren, wissenschaftliche Kommissionen bestimmen sollen, welche Bücher zum Druck zu befördern sind. Ist der Autor mit der Entscheidung nicht zufrieden, sagt Bebel, so appelliert er an die „Gesamtheit", bei der also, wie anzunehmen, die Arbeit zunächst im Manuskript zirkuliert.

Das klingt ja recht lustig, aber Herrn Bebel war es völliger Ernst, und auch für uns wird die Sache mit der geforderten Schulreform durchaus ernst. Denn hier handelt es sich nicht um ein Bild aus dem sozialdemokratischen Zukunftsstaat, sondern was vorliegt, ist eine Verhandlung des „Deutschen Lehrertages", eingeleitet durch den Vortrag eines höchst angesehenen Mitgliedes der freisinnigen Volkspartei, des Oberstudienrats und Stadtschulrats Dr. Kerschensteiner in München. Die Lehrer wiederum sind so einflußreiche Wähler, namentlich in der freisinnigen Volkspartei, daß unzweifelhaft ein starker Druck in der angegebenen Richtung zu erwarten ist. Die demokratisch-sozialistische Auffassung von dem Wesen der menschlichen Gesellschaft geht hier sozusagen ein Bündnis ein mit den Standesinteressen der Volksschullehrerschaft. Solange der Einzelne wesentlich von

seiner Familie getragen, ihm seine soziale Stellung von dieser Grundlage aus bestimmt und vorgezeichnet wird, solange werden auch soziale Schichtungen und Abstufungen sich halten, aristokratische gemischt mit plutokratischen Bildungen der Demokratie die Herrschaft streitig machen. Die wahre demokratische allgemeine Gleichheit kann erst erreicht werden, wenn bei jedem Kinde, unabhängig von seinen Eltern, neu bestimmt wird, welche Stellung es in der Gesellschaft einnehmen soll. Den Maßstab dafür soll die „Begabung" bilden, und über die Begabung kann nur die Lehrerschaft entscheiden, die damit tatsächlich zum herrschenden Stande im Staate promoviert wird.

Unsere Lehrerschaft ist sonst stolz darauf, daß sie nicht bloß praktisch, sondern auch historisch gebildet ist, und diese historische Bildung schafft zwischen ihr und der rein dogmatisch denkenden Sozialdemokratie eine Kluft, die nicht so leicht zu überbrücken ist. In der Schwärmerei für die „nationale Einheitsschule" aber ist das sonst nicht fehlende Verständnis für das historisch Gewordene vom Standesinteresse völlig überwältigt worden.

In Bayern sind, wie oben angeführt, die Vorschulen zu den Gymnasien und ähnliche „Standesschulen" im Interesse der Gleichheit bereits abgeschafft. Für Preußen hat der Herr Kultusminister mit aller wünschenswerten Entschiedenheit dieses Begehren bisher abgelehnt. Wenn wir aber erst das allgemeine gleiche Wahlrecht für das Abgeordnetenhaus haben, werden wir dann vor solchen Experimenten dauernd gesichert bleiben?

Erinnern wir uns, daß in Frankreich der Fanatismus der Gleichheit den einjährigen Dienst der Gebildeten im Heer abgeschafft und allen jungen Männern gleichmäßig erst zwei und jetzt drei Jahre aktiver Dienstzeit auferlegt hat. Wird das durchgeführt, so bedeutet es den Untergang der alten französischen Kultur. Vestigia terrent. Wir wollen doch lieber sehen, daß wir die Reste konservativ-aristokratischer Bildungen, über die wir in Deutschland noch verfügen, auch für die Zukunft erhalten. Lieber als von den Schulmeistern will ich Deutschland doch noch von den Köllers und Heydebrands und, wenn es gar nicht anders geht, auch von den Hertlings regiert sehen. Wenigstens will ich mich getrauen, mit diesen noch leichter auszukommen, als mit jenen.

25. 6. 14. Delbrück.

Die Ministerien Ribot und Viviani. — Das persische Petroleum. — Albanien und die Franzosen.

Soeben ist die Deputiertenkammer in Frankreich neu gewählt worden und schon sind zwei Ministerien gefallen. Zunächst gab das Kabinett Doumergue, das seit dem Ende vorigen Jahres regierte, seine Entlassung, ohne sich der neuen Kammer überhaupt vorzustellen. Die Beweggründe, aus denen dieses Ministerium seine Sache verloren gab, ohne die Ent-

scheidung der Volksvertretung abzuwarten, sind nicht aufgeklärt. Im übrigen hatte das Kabinett Doumergue seine Mission insofern erfüllt, als, den Traditionen des französischen Parlamentarismus gemäß, die Wahlen von ihm aufs ungenierteste gemacht worden waren. Die Klagen der Opposition darüber sind insofern ungerechtfertigt, als die Monarchisten, Klerikalen und gemäßigten Republikaner zwischen 1815 und 1900, wo sie Frankreich regierten, es nicht anders gemacht haben. Der Sache nach aber ist es die lautere Wahrheit, wenn Monsieur Georges Lachapelle in einem Artikel „Les' elections générales et la nouvelle Chambre“ *) den Wahlkampf folgendermaßen schildert: „Der offizielle Kandidat verpflichtet die Beamten jeder Art, seine Wahlagenten zu werden; er proklamiert zynisch, daß er allein fähig ist, durch seinen Einfluß auf die Minister und Präfekten die Angelegenheiten der Gemeinde und des Departements im Interesse seiner Wähler zu regeln und seinen Parteigängern alle Begünstigungen zu verschaffen, über die die Regierung unter einer demokratisch genannten Staatsform noch verfügen kann.

„. . . . In einem Lande, wo man über eine Million Beamte zählt, . . . wo die Kommunen unter der stark einengenden Vormundschaft des Präfekten geblieben sind, wo die Verwaltung zu einer ganz willkürlich ausgeübten persönlichen Gewalt geworden ist, wo das allgemeine Stimmrecht von langer Hand her gezähmt, umsponnen und korumpiert worden ist, darf man sich über die Mißbräuche der herrschenden Partei nicht wundern.

„Wenn wir bestimmte Tatsachen zitieren sollten, um zu beweisen, daß bei den Wahlen von 1914 die offizielle Kandidatur eine entscheidende Rolle gespielt hat, . . . würde uns nur die Auswahl Verlegenheiten bereiten.“

Herr Lachapelle geht dann näher auf die politischen Verhältnisse im Arrondissement und Wahlkreis Mamers ein, wo seit vielen Jahren immer Monsieur Josef Caillaux gewählt wird, der Finanzminister im Kabinett Doumergue war, bis der Mordanfall seiner Frau auf den Figaro-Leiter Calmette ihn zur Niederlegung seines Portefeuilles nötigte. Herr Caillaux hat auch dieses Mal wieder das Mandat davongetragen: „Ein Maueranschlag, unterzeichnet durch die Gemeinderäte von Ferté-Bernard belehrt uns über die Gründe dieses unerschütterlichen Vertrauens. Dank der Hilfe ihres Deputierten hat die Gemeinde ihr Krankenhaus reparieren können, eine Wasserleitung bauen, die Straßen assanieren und die Schulen vergrößern, ohne die Börse zu ziehen, oder nur ganz wenig. Die Gemeinde hat für verschiedene kommunale Arbeiten, deren Unkosten ihr hätten zur Last fallen müssen, über 100 000 Franken Subvention aus dem Totalisator(Dispositions-)fonds bekommen. Nächstens wird sie noch mehr erhalten und ihr Bahnhof wird auf Kosten des Staatsschatzes umgebaut werden. Was die „individuellen Dienste“ anbetrifft, die Herr Caillaux seinen Wählern geleistet hat, so ergibt sich, daß es eines ganzen „Buches“ bedürfen würde,

*) Revue des deux mondes 1. Juni, Seite 624.

um sie „der Erkenntlichkeit der Bürger von Ferté" vorzuführen. Wenn ein oppositioneller Abgeordneter gewählt wird, ändert sich das alles; keine Subventionen mehr für die Kommunen, keine persönlichen Dienste mehr! An solche Praktiken hat man sich seit so langer Zeit gewöhnt, daß die Bürger sie mit vollkommener Ruhe ansehen und mit einer Art von Naivität, die etwas Versöhnendes hat. Es scheint ihnen legitim, Vertrauensvoten zu bewilligen im Austausch gegen Sondervorteile, mit denen man sie überhäuft. Die allgemeine Politik, das Interesse des Landes, wer denkt noch daran . . .?"

Da die dritte Republik das vom ersten Kaiserreich eingeführte Präfektensystem und die vom zweiten Kaiserreich ausgebildete offizielle Kandidatur auf die geschilderte Weise benutzt, um die Wahlen zu manipulieren, so sind die Monarchisten aus der Kammer beinahe verschwunden: „Was kannst du armer Teufel geben?" fragt der Wähler den „konservativen" Bewerber um die Ehre, ihn zu vertreten. Nur 26 erklärte Mitglieder der Rechten sind noch aus den Wahlurnen hervorgegangen. Dagegen sind die Anhänger und Freunde der katholischen Kirche in der neuen Kammer, wenn man alle Gruppen zusammenzählt, noch immer nicht so ganz schwach. Die Klerikalen werden auf 114 Stimmen berechnet, von 602, die die Volksvertretung im ganzen ausmachen. Zu jener Zahl gehören aber nicht bloß neben den Monarchisten und wenigen Wilden die 34 Abgeordneten der wirklich klerikalen „Action Libérale", sondern auch 54 „Progressisten", die als Moderate keine Religionsverfolgung wollen, aber im Herzen nichts weniger als kirchlich gesinnt sind. Im Sinne dieser geistig sehr hochstehenden Gruppe neigt die „Révue des deux mondes", noch immer die beste französische Monatsschrift, die früher den Klerikalismus eifrig bekämpfte, heute der Kirche zu.

Außer den 114 Klerikalen sitzen in der Deputiertenkammer 100 „Demokratische Republikaner", geführt von Herrn Adolf Carnot, dem Sprößling einer jener Familien, die eine Art von demokratischem Adel bilden; denn auch diese merkwürdige Spielart ist in der dritten Republik vertreten. Die Gefolgschaft Carnots will den „Laiencharakter des Staats", einschließlich des Verbots der Kongregationen, aufrechterhalten, aber von weiteren Angriffen auf die katholische Kirche absehen. Diese kann also auf etwa 230 Deputierte rechnen, die sie mehr oder weniger in Schutz nehmen wird. Den kirchenfeindlichen Flügel der Kammer bilden 134 Radikale, mit denen 13 „Republikanische Sozialisten" gewöhnlich zu stimmen pflegen. Diese 150 Abgeordneten fordern Strafgesetze gegen die Ultramontanen, die die weltliche Volksschule befehden, und wünschen überhaupt, den Klerus zu maßregeln und zu schikanieren. Speziell zugunsten der Radikalen, seit lange der zahlreichsten Gruppe des Republikanertums, haben die Präfekten bei den Wahlen gearbeitet. Trotzdem gehört, wie man sieht, nur der vierte Teil des Abgeordnetenhauses zur radikalen Partei. Immerhin ist das relativ eine sehr bedeutende Stärke, und außerdem übt der in der Rue Valois

tagende und danach genannte Parteiausschuß der Radikalen eine Parteidisziplin, die bei den übrigen Gruppen des französischen Parlaments nicht vorhanden ist.

Zwischen den „Demokratischen Republikanern“ Carnots und den Anhängern des Klubs der Rue Valois fluktuieren 120 Abgeordnete von unbestimmter Parteistellung. Die Mehrzahl gehörte in der vergangenen Kammer der „Fédération des Gauches“ an, die, vom Klub der Rue Enghien geführt, die Radikalen scharf bekämpfte. Hauptstreitpunkt war die Kirchenfrage. Der Klub des Rue Enghien ging kirchenpolitisch ähnliche Wege wie Herr Adolf Carnot und seine Gesinnungsgenossen. Staatsmänner wie Briand, Millerand, Barthou, obwohl persönlich erklärte Atheisten und zu den Urhebern der Kirchengesetze gehörend, haben seit etwa vier Jahren in ihrem Verhalten gegenüber dem Klerikalismus eine Wendung vollzogen und eine schonende Behandlung der Geistlichkeit gefordert. Die Männer des Rue Enghien machten für diese Veränderung ihrer kirchenpolitischen Taktik geltend, daß die sektiererische Intoleranz der Radikalen vom Schlage des moine défroqué Combes die nationale Einheit zu zerstören drohe. Auch wiesen sie auf die Vorteile hin, die die Orientpolitik Italiens daraus zog, daß die französische Republik gegenüber den Katholiken des Morgenlandes ihren Charakter als Laienstaat in gar zu doktrinärer Weise betonte. Herr Barthou, der mit seinen gleichgesinnten Amtsgenossen im Dezember vorigen Jahres von der Partei des Rue Valois aus den Ministerämtern verdrängt wurde, um Platz für die Regierung des Herrn Doumergue zu schaffen, ging kurz vor den Wahlen so weit, daß er in einer Agitationsrede um der levantinischen Interessen Frankreichs willen die Wiederherstellung von diplomatischen Beziehungen zum Heiligen Stuhl für diskutabel erklärte.

Die Mitglieder der Fédération des gauches haben an zahlreichen Orten im Lande die Stimme der klerikalen Minoritäten erhalten, die, zu schwach, um den eigenen Kandidaten ins Parlament zu bringen, doch vielfach zwischen den gespaltenen Freidenkern den Ausschlag zu geben vermochten. So sind, wie gesagt, 120 Deputierte von der Farbe der Fédération der Gauches gewählt worden. Der Parteiname selber aber, erst unmittelbar vor den Wahlen geschaffen, hat den Wahlkampf nicht überlebt. Die Fédération ist zerfallen, nachdem sie soeben erst aus verschiedenen Gruppen und Grüppchen zusammengeschweißt worden war. Was an ihre Stelle treten wird, weiß niemand.

Das wußte auch Präsident Poincaré nicht, als er nach der Demission Doumergues und einem vergeblichen Versuch des republikanischen Sozialisten Viviani, ein Kabinett zu bilden, das Ministerium Ribot berief. Man rechnete im Elysée, wo man den Gemäßigten starke Sympathien entgegenbringt, daß hinter Carnot und Briand zusammen 220 Abgeordnete ständen. Die absolute Mehrheit in der Kammer beträgt 302 Stimmen. Herr Poincaré glaubte, daß ein gemäßigt republikanisches Ministerium jener 220 De-

putierten sicher sein würde und wohl auch noch Zuzug aus den Reihen der radikalen Partei erlangen könne. Hatte doch der Radikale Pelletan, einer der fanatischen Häuptlinge der Klique, während des Wahlfeldzuges beklagt, daß seine Parteigenossen des Stimmenfanges wegen das berühmte Parteiprogramm von Pau charakterlos verläugneten und sich vor den vielfach recht wenig reformlustig gesinnten republikanischen Wählern weder zur zweijährigen Dienstzeit noch zur Einkommensteuer mit kontrollierter Selbsteinschätzung zu bekennen wagten. Ueberhaupt haben die Politiker der dritten Republik, ebenso wie einst die der Julimonarchie, den Ruf, daß die Grundsätze ihnen gleichgültig wären und jeder bereit sei, heute auszuführen, was er gestern bekämpft habe, und vice versa. So hoffte denn auch Herr Ribot, daß in der jungen Kammer eine Anzahl radikaler Mitglieder, die zugunsten der Rue Valois noch nicht definitiv Stellung genommen hatten, vielleicht dem Hause zum erstenmal angehörten und deshalb in ihrer Parteigesinnung noch nicht verhärtet waren, zu ihm, als dem Inhaber der Gewalt, herüberschwenken würden. Den Rest der ihnen fehlenden parlamentarischen Stimmen gedachten die Minister mit Hilfe der rechtsstehenden Gruppen aufzubringen.

Diese Kombination hat sich nun sofort als unmöglich gezeigt. Die 120 Deputierten, die von den Männern der Rue Enghien geführt wurden, wollten den gemäßigten Republikaner Ribot unter keinen Umständen an der Spitze der Verwaltung sehen. So stark ist die antiklerikale Ueberlieferung bei den Männern der ehemaligen Fédération der Gauches doch noch, daß sie eine Regierung perhorreszieren, die der Hilfe katholischer und katholisierender Elemente keinen Tag hätte entraten können. Deshalb wurde das Kabinett Ribot schon ein paar Tage nach seiner Bildung durch ein Mißtrauensvotum der Deputiertenkammer wieder gestürzt. Die neue Volksvertretung orientierte sich nicht nach rechts, sondern nach links. Nur zugunsten der dreijährigen Dienstzeit machte sich auch unter den Roten eine mächtige Strömung geltend. Sogar der „Courier Européen" gibt resigniert zu, bis im Oktober 1915 das dritte Dienstjahr praktisch zu werden beginne, sei die Aufrechterhaltung des status quo gesichert.

Im übrigen kam jetzt ein Ministerium unter jenem Viviani zustande, dem das Unternehmen zuerst nicht geglückt war. Viviani, dessen Person dem Präsidenten der Republik leidlich genehm sein soll, ist ein „Republikanischer Sozialist", gehört also jener kleinen Gruppe an, die, den Radikalen affiliiert, den Uebergang zu der Partei der „Vereinigten Sozialisten" bildet.

Diese Partei hat durch die Neuwahlen stärker zugenommen, als bisher bekannt geworden war. Nicht, wie ich im vorigen Heft gesagt hatte, um zwei, sondern um drei Dutzend Mandate sind die Gefolgsleute des Herrn Jaurès stärker geworden. Es sitzen jetzt 101 vereinigte Sozialisten in der Kammer, außerdem zwei blutrote Umsturzsozialisten, die sich von dem Heerbann des eleganten Rhetors Jaurès stolz und finster absondern. Da die Kammer 602 Sitze zählt, so ist die parlamentarische Sozialdemokratie

Frankreichs im Vergleich zur unsrigen immer noch wenig zahlreich. Auch machen sich die 1 400 000 Stimmen, die der Sozialismus bei den letzten französischen Wahlen erhalten hat, nicht gerade glänzend, verglichen mit den $4^1/_4$ Millionen sozialdemokratischer Stimmen im Deutschen Reich Immerhin haben die französischen Sozialisten bei den Wahlen zur Kammer 300 000 Stimmen gewonnen, als die einzige Partei, die überhaupt nennenswerte Fortschritte erzielt hat. Die Radikalen sollen sogar — ohne daß bisher genaue Ziffern vorliegen — im Norden und Osten Frankreichs ziemlich erheblich zurückgegangen sein. Der bedeutende Aufschwung der Sozialdemokratie jenseits der Vogesen ist eine Folge des neuen Wehrgesetzes. Diese Frage hat auch bei den Kämpfen, aus denen das Ministerium Viviani — wenn ich richtig zähle, das 55. der dritten Republik — hervorgegangen ist, erheblich mitgespielt. Es würde aber ein Irrtum sein, anzunehmen, daß das Problem der militärischen Dienstzeit, weil es sachlich das wichtigste ist, das die französische innere Politik gegenwärtig zu lösen hat, nun auch den Gang der Dinge entscheidend bestimmt habe. So methodisch und gründlich wird in Frankreich nicht regiert. Maßgebend für den Verlauf der jüngsten Ministerkrisen waren der persönliche Ehrgeiz der Führer der parlamentarischen Gruppen und dann die Beziehungen des verweltlichten Staats zu der noch immer nicht ganz niedergekämpften Kirche.

Wir Deutschen freilich müssen die inneren Verhältnisse des Nachbarlandes unter anderen Gesichtspunkten ansehen. Die parlamentarischen Taktiker an der Seine, die nur das Nächstliegende sehen wollen, mögen die Erledigung des Streits um die Heeresstärke hinausschieben, binnen Jahresfrist werden sie doch gezwungen sein, zu bestimmen, wie die Republik im Frieden für den Krieg organisiert sein soll. Mit Ausnahme der 103 Sozialisten und, wie man schätzt, von 80 Radikalen ist die gesamte Deputiertenkammer darüber einig, daß das stehende Heer Frankreichs annähernd so stark sein soll wie das Deutschlands. Trotz des gewaltigen Unterschiedes in der Bevölkerungszahl der beiden Länder halten mehr als zwei Drittel der Deputiertenkammer, der Senat mit noch überwältigenderer Mehrheit und dazu der Präsident der Republik unerschütterlich an jenem Dogma fest. Es ist ein Angstprodukt, hervorgerufen durch den Eindruck des nationalen Niedergangs auf die Volksseele. Dieser ist militärisch, finanziell, maritim. Wie schmerzlich ist nicht der Stolz der französischen Nation dadurch verwundet worden, daß sie von der Stufe der zweiten Seemacht der Welt herabgeglitten ist und keine Aussicht hat, Deutschland maritim wieder gleich zu kommen! Wenn Frankreich sich in den letzten Jahren in große Unkosten gestürzt hat, um seine tief gesunkene Flotte wieder zu heben, so hatte es dabei weniger die Zurückeroberung seiner alten Position auf dem Meere dicht hinter England im Auge, als ein anderes Ziel, das der großen maritimen Vergangenheit des Landes kaum ganz würdig ist. Die Franzosen machen sich schwere Sorgen, daß die vereinigten Flotten Oesterreichs und Italiens den Aufmarsch ihrer afrikanischen Armeekorps an den Vogesen verhindern

könnten. Deutschland hat, nachdem sein Verhältnis zu England besser geworden ist und infolgedessen nicht länger die ganze Reichsflotte in den heimischen Gewässern konzentriert zu sein braucht, ein Geschwader im Mittelmeer stationiert. Dieser Umstand sowie die Anwesenheit des Großadmirals von Tirpitz in Konopischt haben in der französischen Presse Kommentare hervorgerufen, die zeigen, daß die Franzosen sich ihrer alten Domäne, des Mittelmeers, in keiner Weise mehr sicher fühlen. Kaum daß sie eine gewisse Beruhigung daraus schöpfen, wenn Rußland hinter den türkischen Meerengen immer neue Ausgaben für seine Schwarzmeerflotte macht, Aufwendungen, die indirekt aus der französischen Tasche fließen, und deren Nutzen für Frankreich der verbündeten Nation plausibel zu machen, der Generalstabschef der russischen Marine, Admiral Russin, nach Paris gereist ist.

Ebenso wie seinen maritimen so hat Frankreich auch seinen wirtschaftlichen Vorrang vor allen anderen Nationen des europäischen Festlandes verloren. Die Franzosen fangen endlich an, diese Tatsache, vor der sie lange die Augen verschlossen haben einzusehen. Einer ihrer bedeutendsten Nationalökonomen, Paul Leroy-Beaulieu, konstatiert, daß Preußen, das mit seinen 40 Millionen Einwohnern nur um Weniges stärker bevölkert als Frankreich ist, das gleiche, vielleicht sogar ein größeres Volksvermögen besitzt.*) Damit wird zugestanden, daß Frankreich nicht nur seine absolute Ueberlegenheit an Reichtümern Deutschland gegenüber längst verloren hat, sondern daß die Franzosen sich auch relativ, bezüglich des einzelnen Individuums, keines höheren Wohlstandes mehr rühmen können als wir. Folglich ist für Frankreich mit seinen $39^1/_2$ Millionen Seelen, ein so großes stehendes Heer unterhalten zu wollen, wie Deutschlands 65 Millionen Einwohner bezahlen, eine Politik, einigermaßen vergleichbar derjenigen, die Spanien unter den Habsburgern dem Verfall entgegenführte. Das Kabinett Viviani will sofort die ungeheure Vermehrung der Schulden und Steuern durch die Kammern zu bringen versuchen, die teilweise durch verschwenderische Sozialpolitik und sonstige demokratische Mißregierung, hauptsächlich jedoch durch die letzten gewaltigen Rüstungen zu Wasser und zu Lande nötig geworden ist. Möglich, daß den Franzosen schon inmitten des Ringens um die Streitfrage, auf welche Schultern jene Riesensummen gelegt werden sollen, die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer neuen ungeheuren Verzichtleistung aufgeht. Denn verzichten müssen sie ebenso wie auf die Ebenbürtigkeit ihres Reichtums und ihrer Seemacht mit den wirtschaftlichen und maritimen Kräften Deutschlands so auch — für sie die schmerzlichste aller Resignationen — auf die Gleichheit ihrer nationalen Wehrmacht zu Lande mit dem Heer des verhaßten und gefürchteten Nebenbuhlers.

Ausgeschlossen ist es leider nicht, daß unsere Nachbarn jenseits der Vogesen, wenn sie zu der Erkenntnis von der Unerträglichkeit ihrer für sie

*) Nummer der „Revue des deux mondes“ vom 1. Juni: „Les projets fiscaux en vue“ Seite 537.



zu schweren Rüstung kommen, zurück aber nicht zu können glauben, dem verzweifelten Dilemma durch den Krieg zu entrinnen suchen. Schon heute sind in Deutschland die Menschen da, um die Armee wieder um 100 000 Mann zu verstärken, und die Bevölkerung wächst noch immer weiter. Auch die Steigerung unseres nationalen Wohlstandes hält an; die wirtschaftliche Depression, die gegenwärtig durch die Welt geht, macht sich, trotzdem die Zahlung der außerordentlichen Milliardensteuer im vollen Zuge ist, bei uns vielleicht weniger geltend als in Frankreich. Wenn Deutschland, dessen Reichsfinanzen durch die Einführung direkter Reichssteuern an Elastizität mächtig gewonnen haben, in fünf Jahren, wie zu hoffen, durch eine neue Militärvorlage sein stehendes Heer abermals um 150 000 Mann vermehrt, wollen die Franzosen dann etwa zur Erhaltung des Gleichgewichts die vierjährige Dienstzeit einführen, ohne Exemtion für die Gebildeten?

Wie die internationale Lage augenblicklich aussieht, macht sie allerdings nicht den Eindruck, daß es einer an der Zukunft des Landes im Frieden verzweifelnden französischen Regierung gelingen könnte, die Tripelentente zu dem Unternehmen fortzureißen, die Blüte Deutschlands gewaltsam zu knicken. In England ist die niemals mehr als halb eingeschlummerte Russophobie längst wieder erwacht. Wenn Rußland im kommenden Herbst eine Probemobilmachung ausführt, die sich auf 1½ Millionen Mann erstreckt, so muß man in London mit der Möglichkeit rechnen, daß jene vermittelst des französischen Geldes ins Werk gesetzten militärischen Uebungen nicht den Marsch an die Spree, sondern an den Indus vorbereiten. Denn der Gang der Weltgeschichte ist unberechenbar, das haben wir in Sarajewo zu unserem Entsetzen wieder gesehen, und Graf Witte hat noch jüngst erzählt, daß er 1905 als Ministerpräsident ein Bündnis des russisch-französischen Zweibundes mit Deutschland erstrebt habe, um, militärisch gestützt auf die neugebaute Eisenbahn von Orenburg nach Taschkent, einen Angriff der Russen auf Indien diplomatisch vorzubereiten. Großbritannien hat damals die Gefährdung seiner indischen Besitzungen durch die moskowitischen Gelüste u. a. dadurch pariert, daß es sich bei der Erneuerung seines Allianzvertrages mit Japan Hilfstruppen japanischer Nationalität zur eventuellen Verteidigung Indiens versprechen ließ. Allerdings veraltete diese Kombination durch den englisch-russischen Vertrag über Persien im Jahre 1907, der, aus dem Rußland und England gemeinsamen Gegensatz wider das Deutsche Reich hervorgegangen, den Zusammenstoß zwischen dem Bären und dem Walfisch in eine unbestimmte Ferne hinausschob.

Das englisch-russische Einvernehmen über Persien hat sich insofern nicht schlecht bewährt, als es den Ausbruch eines Krieges zwischen dem Zarenreich und Großbritannien sieben Jahre lang verhindert hat. Allmählich aber sind Rückwirkungen des Abkommens auf Iran eingetreten, die dem Zusammenhalt der Tripelentente in Europa, wenigstens für Offensivaktionen großen Stils, unmöglich förderlich sein können. Die Engländer sehen sich im Reiche des Schah in Schah von den Russen weit überflügelt. In einer

französischen Monatsschrift schildert ein Brite die Lage Persiens folgendermaßen*): „Die lange verschobenen Wahlen zu dem Medschlis (der Kammer) sind in einigen Teilen des Landes eben vonstatten gegangen, und der Annahme zuwider scheint sich ein erhebliches Interesse dafür gemacht zu haben, in der Tat ein stärkeres als in vergangenen Jahren. . . . Und . . . es hat auch in der Schlaglust und zügellosen Brutalität der russischen Truppen eine beträchtliche Abnahme stattgefunden. Wenn wir überhaupt Vertrauen auf amtliche Bekanntmachungen setzen dürfen, sind sogar einige jener Truppenteile aus dem Lande gezogen worden.

„Worauf können wir also die Entmutigung zurückführen, die die Gemüter derjenigen ergriffen hat, die den ernstlichen Wunsch hegen, Persien unabhängig und als Herrn seiner eigenen Geschicke zu sehen? Sie rührt von dem Mißtrauen gegen die Motive her, die der Veränderung der russischen Politik zum Grunde liegen. Vor zwei Jahren war diese Politik noch, Zwietracht in Persien zu nähren, durch Lockspitzel Unruhen hervorzurufen, das Militär auf den Handelsstraßen zur Beschützung der Räuber zu gebrauchen und überhaupt halbwegs geordnete Zustände nicht aufkommen zu lassen. Diese Politik ist in hohem Grade geändert, und Rußland strebt aus eigennützigen Beweggründen offenbar dahin, eine leidliche Ordnung im Lande aufrechtzuerhalten. Es ist nicht schwer, einzusehen, daß die militärische Niederhaltung Persiens ersetzt worden ist durch die wirtschaftliche Ausbeutung des Landes. Während des letzten Jahres hat Rußland eine Reihe von Unternehmungen begonnen, die schließlich mit der Einverleibung Nordpersiens enden werden. . . . Die wichtigste von ihnen ist die Eisenbahn, die die russische Grenze mit Täbris, Urmiah, Kaswin und schließlich Teheran verbinden wird. Dies ist virtuell eine russische Staatsbahn, denn, wenn sie auch nominell einer Privatgesellschaft gehört, so hat doch der russische Staatsschatz das ganze Aktienkapital. . . . Die Eisenbahn geht durch ein Land, das überreich an wertvollen Mineralien ist. Binnen kurzem werden wir dieses Land mit russischen Arbeitern überschwemmt sehen, die unter der Aegide der russischen Regierung russische Minen bearbeiten. Während des letzten Jahres sind große Scharen russischer Bauern bewogen worden, nach Persien auszuwandern, wo man von persischen Khans zu lächerlich niedrigen Preisen Land für sie erworben hat. Binnen weniger Jahre werden wir in Nordpersien eine bedeutende industrielle und landwirtschaftliche russische Bevölkerung sehen, die durch das skrupellose Vorgehen ihrer Regierung in einem der reichsten und fruchtbarsten Teile Asiens angesetzt wurde.

„Persien ist durch die militärische Unterdrückung von seiten Rußlands dahin gebracht worden, daß es jener wirtschaftlichen Offensive keinen Widerstand leisten kann, und wenn es schließlich gegen seine offene Annexion den leisesten Einspruch erhebt, dann wird Rußland ohne Gewissensbedenken aber-

*) La Revue Politique Internationale, Juni 1914, M. G. D. Turner, Hon. Secretary of the Persia Society: „The situation in Persia".

mals an die militärische Gewalt appellieren und sie so rücksichts- und ruchlos anweden, wie die Situation es erfordert.

„In einigen Monaten wird Teheran die Krönung des jungen Schah feiern. Selten ist ein Monarch unter so niederdrückenden Verhältnissen auf den Thron gekommen. Sein eigener Vater ein Verbannter, vielleicht konspirierend, um den Thron zurückzugewinnen, der gegenwärtige Regent ungeduldig den Moment erwartend, wo er dem fürstlichen Knaben die Verantwortlichkeit übertragen und Persiens Staub für immer von seinen Füßen schütteln kann, seine Minister unfähig, ohne die Zustimmung der russischen Behörden einen Schritt zu tun, der Knabe selbst in keiner Weise durch Belehrung oder Erfahrung auf seine Aufgabe vorbereitet, bestimmt, wenn er lange genug lebt und die himmlische Gerechtigkeit nicht eingreift, zum bloßen Satrapen einer neuen russischen Provinz zu werden. Ich sehe keine andere Hoffnung als das Eingreifen der Vorsehung, denn England, dessen Recht und Pflicht es wäre, und zu dessen Vorteil die Intervention sein würde, hat sich über Persien gemachte bestimmte Versprechungen und feierliche Zusicherungen hinweggesetzt und übt eifrig seine Rolle für den letzten Akt, wo es neben dem russischen Wolf den Schakal spielen und die etwa noch übrig gelassenen Reste des persischen Lammes verschlingen wird."

So pessimistisch urteilen heute viele und nicht einflußlose Engländer über die Konsequenzen des russisch-englischen Kondominiums in Persien. Die Bewegung gegen die persische Politik Sir Edward Greys ist übrigens nicht plötzlich entstanden, sondern der Staatssekretär des Auswärtigen hat schon während mehrerer Sessionen des Parlaments, schon vor den diplomatischen Peripetien, die den Balkankrieg begleiteten, eine gewisse Anstrengung aufwenden müssen, um den Volksvertretern die Fortdauer des Arrangements von 1907 annehmbar erscheinen zu lassen. In den letzten Monaten hat sich übrigens recht deutlich herausgestellt, daß die englische Regierung selber, wenn sie auch aus allgemeinen diplomatischen Erwägungen heraus noch zögert, der persischen Politik Rußlands entgegenzutreten, die britischen Interessen in Persien ganz außerordentlich hoch anschlägt. Durch eine Bill, die die Minister im Unterhaus eingebracht haben und die dasselbe bereits passiert hat, erkauft der englische Staat für 3—4 Millionen Pfund das Kontrollrecht über die Anglo-Persian Oil Company.*) Diese Aktiengesellschaft, die 1909, also nicht lange nach dem englisch-russischen Abkommen über Persien, gegründet worden war, erwarb eine Konzession in Teheran, betreffend das Monopol der Petroleumgewinnung im ganzen persischen Reich, ausschließlich der fünf Nordprovinzen am Kaspischen Meer und der russischen Grenze.

An zahlreichen Stellen in Südpersien sind Oelvorkommen bereits festgestellt worden. In Betrieb jedoch befinden sich bisher nur die Petroleum-

*) Für das Folgende siehe Handelsblatt der „Vossischen Zeitung" vom 30. Mai d. J., dazu auch das Abendblatt desselben Organs vom 23. Juni.



quellen von Maidan-i-Naphtun in Susistan. Sie liegen bei Mohammorah, wo unterhalb Bassoras der Karun in den Schatt el Arab geht. Der Karun ist eine kommerziell zukunftsreiche Wasserstraße nach Schuschter (Susa). Nach jenem Petroleumlager entsendete die sehr kapitalskräftige, vorzüglich prosperierende Burma Oil Company, die bisher durch großen Aktienbesitz die Anglo-Persian Oil Company beherrschte, geschulte Arbeiter aus Birma und Hinterindien. Dieselben haben von 30 Bohrstellen 3 intensiv und 7 andere mehr extensiv zur Ausbeutung gebracht. Jetzt, wo die britische Regierung die persische Gesellschaft in die Hand genommen hat, sollen in Maidan-i-Napthun die Röhrenleitungen vergrößert werden. Auch plant man die Exploitierung der Oelvorräte an anderen Plätzen, zunächst derer in Kischin, einer Insel in der Straße von Ormus, auf deren schlummernde Schätze man besondere Erwartungen setzt.

Beide großen Parteien des Parlaments haben die Bill über den Erwerb der meisten Aktien und aller Obligationen der Anglo-Persian Oil Company durch den Staat günstig aufgenommen, trotzdem das Unternehmen auf seine Stammaktien eine Dividende nie hat verteilen können und auch die Zinsen auf die Vorzugsaktien nur dank der mächtigen Hilfe der Burma Oil Company aufzubringen vermochte. Eine viel weniger freundliche Beurteilung als im Unterhause, das den Gesetzentwurf, wie erwähnt, bereits angenommen hat, erfährt die gouvernementale Erdöl-Transaktion in der Tagespresse. Die „Times“ sagt geradezu, sie verabscheue das Vorgehen der Regierung. Die „Times“ gehört der Opposition an, aber auch der liberale „Manchester Guardian“ befürchtet als Folge davon, daß der britische Fiskus sich liegende Gründe in Persien aneignet, die früher oder später eintretende Notwendigkeit zur militärischen Besetzung südpersischen Gebiets, ferner: „russische Gegenmaßregeln, Aufhören Persiens als Pufferstaat zwischen Indien und Rußland, möglicherweise einen englisch-russischen Krieg und eine Gefährdung der Weltmachtstellung Englands“.

Daß dieser publizistische Widerspruch, wenn er auch die Annahme der Bill im Oberhaus nicht wird verhindern können, der Beachtung wert ist, ist um so evidenter, als sich jenen beiden großen Zeitungen das führende Finanzblatt des Vereinigten Königreichs, der „Economist“, anschließt. Auch er behauptet, daß das Oelgeschäft, mit dem das Parlament sich zurzeit befasse, der Existenz Persiens als eines Pufferstaats ein Ende zu machen drohe. In dieser unfreundlichen Kritik der englischen Presse kommt ohne Zweifel zum Teil der Unwille der Kohlenindustrie darüber zum Ausdruck, daß die britische Admiralität beschlossen hat, in sehr weitem Umfange die Kohlenfeuerung bei der Kriegsflotte abzuschaffen und dafür das Petroleum als Heizmaterial einzuführen. Mit der Anlage großer Oelreserven für den Kriegsfall ist schon im vorigen Sommer begonnen worden. Der frühere Haupteinpeitscher der liberalen Partei, Lord Murray, hat im Auftrage der Aktiengesellschaft S. Pearson a. S., die in Mexiko Erdöl produziert, außerdem große, der britischen Kriegsrüstung dienende Petroleumkonzessionen in

Ecuador und Kolumbien erworben. Diese Maßregeln und Pläne Sir Winston Churchills haben aber nicht bloß die Kohleninteressenten, sondern auch die sparwütigen Radikalen verstimmt. Beim gegenwärtigen Preise des Erdöls treibt jene technische Umwälzung den Marineetat bedeutend in die Höhe; das haben die letzten englischen Budgets zum Ingrimm manches antimilitaristischen M. P. deutlich bewiesen.

Die Kritik, die von den englischen Preßorganen unter Gesichtspunkten der auswärtigen Politik an der Petroleumbill geübt wird, ist also vielleicht nicht unbefangen. Immerhin haben die Zeitungen recht, wenn sie den Beginn einer energischen wirtschaftlichen Betätigung Englands in Südpersien für einen wichtigen, vielleicht verhängnisvollen Moment in der englischen Geschichte ansehen. Die meisten Anlagen der Anglo-Persian Oil Company befinden sich in jenen zwei Fünfteln Persiens, die durch das englisch-russische Abkommen von 1907 für eine neutrale Zone erklärt wurden. Rußland kann also sehr wohl die jüngste Aktion des Kabinetts von St. James in Persien als Uebergriff auffassen. In der Tat hat die Petersburger Presse schon eine gewisse Unruhe verraten. Die Bedenken gegen die Schaffung direkter britischer Regierungsinteressen in der neutralen Zone Persiens werden noch dadurch gesteigert, daß England in dem Fünftel des Perserreichs, das von den Russen als britische Interessensphäre anerkannt wurde, nur recht unvollkommen die Ordnung aufrechtzuerhalten vermocht hat. Wohl schob es einmal, als die Ueberfälle auf den Handelsstraßen gar zu unerträglich wurden ein paar indische Husaren bis Schiras vor, oder es ließ gelegentlich eine Matrosenabteilung an der Küste des persischen Golfs landen, aber eine so feste Hand wie Rußland im Norden Persiens hat England im Südosten nie gezeigt. Die Anglo-Persian Oil Company verschafft heute ihren Arbeitern und Röhren Sicherheit dadurch, daß sie an Bachtiarenhäuptlinge jährlich einen Tribut von 3000 Pfund und mehr zahlt. Wie werden sich alle diese Verhältnisse entwickeln, wenn, im Anschluß an den Aufschwung der Petroleumindustrie Südpersien zu einem integrierenden Bestandteil der größerbritischen Volkswirtschaft werden wird? Schon ist von dem Bau einer Eisenbahn im Tal des Karun die Rede. Die Teilung Persiens rückt näher. Ob aber Mr. Turner seine Landsleute richtig beurteilt, wenn er meint, sie würden als Schakale sich im Gefühl ihrer geringeren Stärke mit dem begnügen, was die russischen Wölfe ihnen übrig ließen, ist doch sehr die Frage.

Weit eher hat es den Anschein, als ob im Zusammenhang mit dem Verlangen des Marineministers Sir Winston Churchill nach orientalischem Erdöl jener große Plan der britischen Imperialisten Fortschritte machen werde, der in der Errichtung eines südpersisch-arabischen Kolonialreichs unter dem Union-Jack besteht. Die Bohrlöcher der Anglo-Persian Oil Company liegen zum Teil jenseits der persischen Grenze auf mesopotamischem Gebiet. Die Unruhe in der Presse hat das Unterhaus bewogen, nach der Annahme des Petroleumvertrages noch einmal auf die Bill zurückzukommen, und Sir

Winston hat auf die Anfrage eines liberalen Parlamentsmitgliedes hin einräumen müssen, daß die Petroleumfrage auch die Beziehungen Englands mit der Türkei berühre. Chia Surkh, wo die jetzt englisches Regierungseigentum gewordene Aktiengesellschaft gleichfalls Bohrlöcher hat, liegt auf osmanischem Gebiet. Die Anglo-Persian Oil Company besitzt auch das Privilegium, durch türkisches Gebiet bis zur Mündung des Schatt el Arab Röhrenleitungen zu legen.

In einem gewissen Widerspruch zu allem, was sonst bekannt geworden ist steht die Aeußerung des Staatssekretärs, neue Bohrgebiete würden „besonders" innerhalb der englischen Interessensphäre in Persien erschlossen werden. An der Newa wird man wissen, ob die Ententegenossen an der Themse in der Tat nicht in den Teil Irans hinüberzugreifen beabsichtigen, der 1907 für neutral erklärt worden ist. Vorläufig geht die Eroberungslust beider Kabinette, wie es scheint, noch Hand in Hand. Downing-Street und Newski-Prospekt haben vor kurzem noch die türkisch-persischen Grenzstreitigkeiten ihrer gemeinsamen Vermittlung unterzogen und einerseits an der Mündung des Schatt el Arab, andererseits am See von Urmia die Grenzpfähle so aufgerichtet, wie es den beiderseitigen expansiven Interessen am besten entsprach. Wenn der Präsident der französischen Republik, Herr Poincaré, demnächst nach St. Petersburg reist, nachdem er vor kurzem den Besuch des Königs von England (beiläufig auch den des Königs von Dänemark) in Paris empfangen hat, wird er sicher als eine seiner wichtigsten Aufgaben ansehen, zwischen England und Rußland als Orientmächten jedes in den letzten Jahren neu aufgekeimte Mißtrauen zu beseitigen. Es ist wohl nicht zu erwarten, daß ihm das vollkommen gelingen wird. Bevor das englische Geschwader nach Petersburg gegangen ist, hat es erst Kiel besucht, als Symbol jenes englischen Seelenzustandes, der seit der Niederschmetterung der Türkei durch die balkanischen Trabantenvölker Rußlands Deutschland wiederum als Gegengewicht gegen die gewachsene Macht des Zaren nötig zu haben glaubt.

Die Reise, die Monsieur Poincaré im Sommer 1912 an den russischen Kaiserhof ausführte, war von großer weltgeschichtlicher Bedeutung. Denn damals wurden an der Newa die Abmachungen getroffen, die dem Balkanbund für seinen Losbruch die finanzielle Unterstützung der „Bankiers der Welt" sicherten. Frankreich hat ganz gewiß durch den Balkankrieg bisher nicht gewonnen, sondern verloren. Daß der serbische Erbfeind Oesterreichs sich vergrößert hat, daß Rumäniens Freundschaft für die Habsburgische Monarchie erkaltet ist, daß Italien fortan mit der aufstrebenden griechischen Marine rechnen muß und die Verluste der deutschfreundlichen Türkei eminente waren — das sind zwar, vom französischen Standpunkte aus gesehen, alles Erfolge, aber die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit mit allem was darum und daran hängt, ist doch ein viel zu hoher Preis für jene Errungenschaften. Allerdings glauben die Franzosen, daß der gegenwärtige Stand der orientalischen Frage ihnen eine gewaltige Vermehrung ihres

diplomatischen Habens verspricht. Was bei Herrn Poincaré und seinen Freunden jene Hoffnung wachruft, ist der drohende Zusammenbruch des albanischen Thrones des Fürsten Wilhelm. Mit schlecht verhüllter Schadenfreude beschwört die französische Publizistik Rußland und England, ja nicht dafür einzutreten, daß die Tripelentente mit dem Dreibund zusammengehe um Wied zu stützen oder an der Stelle seiner Herrschaft ein anderes stabiles Regiment in Albanien einzusetzen. Alles komme vielmehr darauf an, so sagen die Preßorgane an der Seine, daß die Tripelentente, natürlich vorbehaltlich ihrer verbrieften Interventionsrechte als Mitvormund Albaniens, Oesterreich und Italien aneinandergeraten lasse. Deutschland möge sich dann bei seinen beiden Verbündeten den Vermittlerdank verdienen.

Eine von diesen Preßstimmen zeigt sich weniger hoffnungsvoll als ihre macchiavellistischen Genossinnen und äußert die Meinung, daß eine derartige vermittelnde Tätigkeit des Kabinetts von Berlin den Dreibund nicht zersetzen sondern ihn am letzten Ende sogar lebensfähiger machen würde. Monsieur M. Charles Vellay*) spricht von dem deutschen Mittelmeergeschwader, dessen ich oben Erwähnung tat: „Erst wurde es als provisorisch angekündigt", sagt er, „dann hat es bald seinen Charakter geändert und ist permanent geworden. . . . Deutschland schien nicht in der Stimmung zu sein, hinsichtlich dieses Punktes die geringste Einsprache hinzunehmen. Es ließ in dem Hafen Alexandrette Baggerungsarbeiten vornehmen, die den Kriegsschiffen ermöglichen sollten, dort einen sicheren Ankerplatz zu finden. . . .

„Die Vertiefung des Hafens Alexandrette genügte nicht, um die Frage der Flottenbasis zu lösen, . . . weil Alexandrette . . . zu weit entfernt von dem geplanten Konzentrationspunkt der drei verbündeten Flotten liegt. Jenes ist, wie bekannt, der Golf von Tarent. Man mußte also an der Küste des Adriatischen Meeres eine Basis suchen. Man entschied sich für den österreichischen Hafen Pola. . . . Aber der Hafen von Pola ist eng und genügt kaum den Bedürfnissen Oesterreichs. . : . Anfang Februar 1914 machte die italienische Presse eine kurze, aber feurige Anstrengung dafür, daß Deutschland einen italienischen Hafen wählen solle. In Wahrheit verfolgte Deutschland von da an einen Traum, der . . . anfängt, die Aufmerksamkeit Europas zu erregen. . . .

„Valona kann nicht italienisch sein, weil das ein tödlicher Schlag für Oesterreich sein würde; ebensowenig kann Valona österreichisch werden, weil Italien dadurch eine fast ebenso tiefe Wunde empfangen würde; Valona wird deutsch sein. . . . . Dieses Bestreben Deutschlands ist, wir müssen es anerkennen, das einzige Mittel, den österreichisch-italienischen Konflikt, d. h. am letzten Ende den Zerfall des Dreibundes, zu vermeiden; es hat auch den immensen Vorteil, ... Deutschland für sein Mittelmeer-

*) „Les luttes d'influences dans l'Adriatique", Juniheft der Revue politique internationale.



geschwader einen der besten Häfen zu geben, den es sich wünschen kann. . . So erblickt denn Deutschland in Valona eine Art gelobten Landes. . . ."

Allem Anschein nach meint der Verfasser dieser wunderlichen Ausführungen wirklich, was er sagt; er hat nicht, wie die französischen Blätter sonst, die Ansicht, daß die Tripelentente niemals einen günstigeren Augenblick finden würde, um an der Ostküste der Adria dem Dreibund diplomatische Minen zu legen und Italiens Allianz mit den mitteleuropäischen Kaiserreichen zu sprengen. Jedenfalls aber sieht man aus der Bellayschen Veröffentlichung wieder einmal, welche Bedeutung heute für den Verlauf eines Weltkrieges dem Zusammenwirken der Marinen alliierter Mächte zugeschrieben wird. So hat auch bei der Beratung des Marinebudgets im französischen Senat der Berichterstatter Chautemps geäußert, wenn Deutschlands Häfen durch die russische und englische Flotte blockiert würden, komme es noch darauf an, ihm das Mittelmeer zu sperren. Verhindert, Rohstoffe und Lebensmittel über die italienischen und österreichischen Häfen zu beziehen, dürfte das Deutsche Reich bald außerstand geraten, den Krieg fortzuführen.

Chautemps und Bellay setzen voraus, daß Italien dem Dreibund treu bleiben wird; viele andere Publizisten und Politiker Frankreichs glauben trotz aller bisherigen Enttäuschungen, das Kabinett von Monte Citorio seinen Verbündeten abwendig machen und so den Revanchekrieg noch besser vorbereiten zu können, als es der Fall gewesen wäre, wenn der von Herrn Poincaré vor zwei Jahren in Petersburg flottgemachte Balkanbund zusammengehalten hätte. Es gibt Franzosen, die meinen, das Italien unserer Tage, erhitzt von dem stärksten imperialistischen Ehrgeiz und zugleich gepeinigt von Parteileidenschaften, deren Heftigkeit der jüngste blutige Massenstreik offenbart hat, sei nach außen hin fast das explosibelste aller Länder. Die Reibungen zwischen den ganz großen Mächten würden nicht direkt zur europäischen Konflagration führen, sondern von dem verhältnismäßig kleinen Italien her werde eines Tages das Feuer aufflammen und den Weltteil entzünden. Allerdings ist man an der Seine weit entfernt, mit Bestimmtheit auf das Gelingen der Umwerbung Italiens zu rechnen. 33 Linienschiffe und Schlachtkreuzer muß nach Herrn Chautemps die französische Republik im Mittelmeer unterhalten, um den vereinigten Flotten Italiens und Oesterreichs ebenbürtig zu bleiben. An jener Flottenstärke fehlten noch vier Ueberdreadnoughts, die aber bald beschafft sein würden, da der französische Marineetat für 1914 Ausgaben im Betrage von 650 Millionen vorsähe. Die Zeiten liegen weit zurück, in denen ein Rouvier Eindruck auf die französischen Kammern machte, als er die Behauptung aufstellte, kein Land der Welt sei reich genug, um zugleich große Heere und Flotten zu unterhalten und Staatssozialismus zu treiben. Wie im heutigen Frankreich der Staatssozialismus, namentlich der zugunsten der kleinen Beamten getriebene, das Budget belastet, dafür ist der tumultuarische Demonstrationsstreik der Pariser Briefträger ein neues Symptom gewesen. Die Rouviersche Aeußerung, die, zum Dogma gemacht, nicht haltbar sein würde, paßt auf

die verschwenderische und falsche Art, wie in Frankreich regiert wird, durchaus. Eine Anleihe von 800 Millionen hat das Kabinett Viviani schon durch die Kammern gebracht, und Pessimisten schätzen die Kredite, deren Notwendigkeit sich voraussehen läßt, im ganzen auf drei Milliarden. Die französische Republik hat mit ihrem Prinzip, möglichst keine Anleihen aufzunehmen, vollkommen gebrochen. Das kann unmöglich eine günstige Rückwirkung auf die ohnehin gestörten internationalen Börsenverhältnisse ausüben. Schlimmer freilich ist die Gefahr, die der Weltfriede läuft, solange die französische Staatsmaschine überheizt wird. Nur daß Frankreich lediglich als Glied einer Koalition genügende Offensivkraft besitzt. In der Spannung zwischen den orientalischen Interessen der beiden anderen Partner der Tripelentente liegt hier das beste Ventil. Daniels.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Anrich, Gustav. — Martin Bucher. M. 2,75, gebd. M. 2,90. Strassburg i. E. Karl J Trübner.
Berresheim, Fritz. — Schiller als Herausgeber der Rheinischen Thalia, Thalia und Neuen Thalia und seine Mitarbeiter. M. 4,50. Stuttgart, Metzlersche Buchhandl.
Barthel, Dr. Ernst. — Der Irrtum „g". M. 1,—. Leipzig, O. Hillmann.
Bauer, Wilhelm. — Die öffentliche Meinung und ihre geschichtlichen Grundlagen. Tübingen 1914. Verlag J. C. B. Mohr.
Bebel, August. — Aus meinem Leben. Dritter Teil, herausgegeben von Karl Kautsky. Stuttgart 1914. Verlag J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H.
Erster Bericht der Dürerschule Hochwaldhausen. M. 1,—. Leipzig, B. G. Teubner.
Bischoff, Diedrich. — Volkserziehungsgedanken eines deutschen Freimaurers. M. 2,—. Jena, Eugen Diederichs.
Blos, Wilhelm. — Denkwürdigkeiten eines Sozialdemokraten. I. Band, München 1914. G. Birk & Co. m. b. H.
Bohrmann, Dr. Georg. — Spinozas Stellung zur Religion nebst einem Anhang Spinoza in England (1670—1750). M. 2.40. Giessen, Alfred Töpelmann.
Bruinier, J. W. — Das deutsche Volkslied. M. 1,25. Aus Natur und Geisteswelt Leipzig, B. G. Teubner.
Bücher, Karl. — Die Berufe der Stadt Frankfurt a. M. im Mittelalter. Leipzig 1914, B. G. Teubner.
Calderon, F. Garcia. — Die lateinischen Demokratien Amerikas mit einem Vorwort von Raymond Poincaré. Ins Deutsche übertragen von Max Pfau. Leipzig 1913. Verlag K. F. Koehler.
Caspar, Dr. Erich. — Pippin und die römische Kirche. Berlin 1914. Verlag von Julius Springer.
Classen, Walther. — Zucht und Freiheit. Ein Wegweiser für die deutsche Jugendpflege. Gebd M. 2,80. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.
Conrad, Joseph. — Das Duell. Novellen. Geh. M. 3,50, gebd. M. 4,50. Albert Langen, München.
Das grössere Deutschland. — Wochenschrift für deutsche Welt- und Kolonialpolitik. Preis vierteljährlich 3 M., erscheint jeden Sonnabend. Einzelheft 30 Pf. Dresden, Gordon-Verlag 1914.
Dauthendey, Max. — Ausgewählte Lieder aus sieben Büchern. Geh. M. 1,—, in Pappband M. 1,50, Liebhaber-Ausgabe auf Bütten, mit der Hand in grünes Ziegenleder gebunden 20 Mark. Albert Langen, München.
Dehio, Georg. — Kunsthistorische Aufsätze. Geb. M. 7,50. München, R. Oldenburg.
Deissmann, Dr. Adolf. — Der Lehrstuhl für Religionsgeschichte. M. 1,—. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.
Deutsch-Nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde. Mit 21 Tafeln. M. 2,—. Jena, Eugen Diederichs.
Deutschland unter Kaiser Wilhelm II. — II. Band: Das deutsche Wirtschaftsleben, das Verkehrswesen, die Kirche, das Unterrichtswesen. III. Band: Die Wissenschaften, Schöne Literatur und Künste, Oeffentliches Leben. Schlusswort. Verlag von Reimer Hobbing, Berlin 1914.
Dickens, Charles. — Oliver Twist, deutsch von Gustav Meyrink. Geh. M. 3,—, in Pappband M. 4,—, Halbfranz M. 6,—. Albert Langen, München.

Dritter deutscher Kongress für Jugendbildung und Jugendkunde. M. 4,—. Leipzi , B. G. Teubner.
Düppel 1864—1914. — Rückschau und Ausblick von Rudolf Herzog, Professor Erich Marcks, General der Infanterie z. D. von Linde, Generalfeldmarschall Graf Haeseler, Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz, Generalleutnant z. D. von Menges, General der Artillerie z. D. von Kersting, Oberstleutnant a. D. Frobenius, Vizeadmiral Kirchhoff, Professor Reimer Hansen. Preis M. 1,—. Stiftungsverlag in Potsdam.
Eidam, Christian. — Zur Geschichte der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Preis 50 Pfg. Nürnberg, Carl Kochs Verlag.
Erbauliche Predigten, — herausgegeben von Peter Jerusalem. Verlag Albert Langen, München.
Esmann, Dr. Otto. — Gesundes Sexualleben. Ein Wort an die gebildete Jungmännerwelt und ihre Freunde. M. 1,20. Berlin, Maass & Plank.
Fédortchouk Yaroslaw. — Memorandum on the Ukrainian questian in its national aspect. Price one shilling. London W. C. 1914. Francis Griffiths.
—„— Le réveil national des Ukrainiens. Paris Bureaux du cercle des Ukraniens 1912.
Feiler, Arthur. — Die Konjunktur-Periode 1907—1913 in Deutschland. M. 5,—. Jena, Gustav Fischer.
Fischer, Rudolf. — Shakespeares Quellen in der Originalsprache und deutsch herausgegeben. I. Bändchen König Lear. Bonn 1914. A. Marcus und E. Webers Verlag.
Frernau, Hermann. — Die französische Demokratie. Sozialpolitische Studien aus Frankreichs Kulturwerkstatt. M. 5,—. Leipzig, Duncker & Humblot.
Fried, Alfred, H. — Kurze Aufklärungen über Wesen und Ziel des Pazifismus. Berlin und Leipzig.
Fuchs, Regierungsrat Josef. — Die Schlacht an der Trebia und die vorausgehenden Operationen. Mit einer Karte. Selbstverlag des Verfassers Görz-Salcano.
Ganz, Dr. Hans. — Der Totentanz von Hans Holbein, Liebhaberausgabe in Ganzleder M. 5,—. München, Holbein Verlag.
Gehe-Stiftung zu Dresden. — Vorträge, 6. Band, Heft 1: Ernst Schultze, Di politische Bildung in England. Preis M. 1,—. Heft 2: Allfeld, Die Gewohnheitsverbrecher im künftigen Strafrecht. Preis 80 Pfg. Heft 3: Binding, Die Notwehr der Parlamente gegen ihre Mitglieder. Preis M. 1,—. Heft 4: Lindner, Die Weltlage Europas seit den Befreiungskriegen. Preis 80 Pfg. B. G. Teubner Verlag Leipzig 1914.
Geigel, Dr. Alois. — Andwaranaut. Geb. M. 3,50. Würzburg, Curt Kabitzsch.
Giehrl, Hermann. — Der Feldherr Napoleon als Organisator. Betrachtungen über seine Verkehrs- und Nachrichtenmittel, seine Arbeiten und Befehlsweise. Mit Abbildungen und Skizzen im Text sowie einer Uebersichtskarte. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Görland, A. — Ethik als Kritik der Weltgeschichte. M. 7,50. Leipzig, B. G. Teubner
Günther, Adolf. — Das Problem der Lebenshaltung. Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. 5. Band, Heft 3. B. G. Teubner Verlag Leipzig 1914.
Guenther. — Vom Tierleben in den Tropen. M. 1,—. Leipzig, B. G. Teubner.
Gutkind, Erich. — Siderische Geburt. Seraphische Wanderung vom Tode der Welt zur Taufe der Tat. M. 5,—, gebd. M. 6,—. Schuster & Loeffler, Berlin.
Hamnischer, Emil. — Hauptfragen der modernen Kultur. Gebd. M. 12,—. Leipzig, B. G. Teubner.
Handbuch für mittelalterliche und neuere Geschichte. — Wilh. Ewald, Siegelkunde. Felix Hauptmann, Wappenkunde. Geh. M. 12,—, gebd. M. 13,—. R. Oldenburg. München und Berlin.
Hasenclever, Adolf. — Die Orientalische Frage in den Jahren 1838—1841. M. 7,50, geb. M. 9,50. Leipzig, K. F. Koehler Verlag.
Henrici, Emil. — Sprachmischung in älteren Schriften Deutschlands. Berlin 1914, Julius Klönne Nchf.
Herrmann, Leo. — Nathan Birnbaum, Sein Werk und seine Wandlung. Berlin, Jüdischer Verlag.
Herrmann, P. — Jsland. Das Land und das Volk. M. 1,25. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, B. G. Teubner.
Hes, Else. — Carlotte Birch-Pfeiffer als Dramatikerin, ein Beitrag zur Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts. M. 7,50. Stuttgart, J. B. Metzlerische Buchh.
v. Heyking, Elisabeth. — Tschun. Gebd. M. 3.—. Berlin, Ullstein & Co.
Heyn, Immanuel. — Religion und Politik. M. 2,80 Greifswald, L. Bamberg.
Hirsch, Emanuel. — Fichtes Religionsphilosophie im Rahmen der philosophischen Gesamtentwicklung Fichtes. M. 3,60. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
Höffner, Johannes. — Gideon der Arzt. M. 4,—, gebd. M. 5,—. Wismar, Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung.
Jahrbuch der **Musikbibliothek Peters** für 1913, herausgegeben von Rudolf Schwartz. Leipzig 1914, Verlag von C. F. Peters.
Jahresbericht und Mitteilungen der Handelskammer zu Cöln 1913, Heft 4. Cöln, Du Mont-Schaubergsche Buchhandlung.
Jünger, Nathanael. — J. C. Rathmann & Sohn. Ein Hamburger Roman. M. 4,—, geb. M. 5,—. Wismar, Hinstorff Verlagsbuchhandlung.
Jugendpflege-Arbeit, II. Teil. Der Kieler Jugendpfleger-Kursus 1913 in Vorträgen und Berichten. M. 2,50. Leipzig, B. G. Teubner.
Keller, Adolf. — Eine Philosophie des Lebens (Henri Bergson). M. 0,80. Jena, Eugen Diederichs.
Kircheisen, F. M. — Napoleon I. sein Leben und seine Zeit. III. Band. München und Leipzig 1914, Georg Müller.
Koch, Anton. — Wesen und Wertung des Luxus. M. 1,50. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Koser, Reinhold. — Geschichte Friedrich des Grossen. Vierte und fünfte vermehrte Auflage. Band IV. Anmerkungen, Bibliographie, Personenverzeichnis. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart und Berlin 1914.
Lessing, Theodor. — Studien zur Wortaxiomatik. M. 3,60, gebd. M. 4,—. Leipzig, Felix Meiner.
Lienhard, Friedrich. — Münchhausen, Lustspiel in vier Aufzügen, dritte bearbeitete Auflage. Stuttgart 1914, Greiner & Pfeiffer.
Limann, Dr. Paul. — Der Kronprinz, Gedanken über Deutschlands Zukunft. Minden in Westfalen, Verlag von Wilhelm Köhler.
Liese, Dr. Wilh. — Wohlfahrtspflege und Caritas im Deutschen Reich. Deutsch-Oesterreich der Schweiz und Luxemburg. M. 6,50, gebd. M. 7,50. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.
Lote René. — Du Christianisme au Germanisme. L'évolution réligieuse au XVIII siècle et la déviation de l'ideal moderne en Allemagne. Paris, Librairie Félix Alcan.
Ludwig, Max. — Die Sieger, ein Roman. Geh. M. 4,50, in Leinen M. 6,—. Albert Langen, München.
Martens, Heinrich. — Die irischen Agrarreformen. Teil II, Kap. IV, V. Dissertation. Berlin 1914. Verlag v Duncker-Humblot, München-Leipzig.
Maier-Bode, Landesökonomierat. — Betriebsverhältnisse im Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg. — Arbeiten der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft. Heft 257. Berlin SW., Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft 1914.
May. — Gross-Biologen. Geb. M. 8. Leipzig, G. B. Teubner.
Die Meistersinger von Nürnberg von Richard Wagner. Mit Bildern und Buchschmuck ausgestattet von Georg Barlösins, M. 12. München, Holbein-Verlag.
Meyer, Alfred. — Der Balkankrieg 1912|13. Teil III mit 1 Uebersichtskarte und 11 Kartenskizzen. Berlin 1914. Vossische Buchhandlung, Verlag.
Meyer, Toni. — Aus einer Kinderstube. M. 2, geb. M. 2,50. Leipzig, B. G. Teubner.
Meyrink, Gustav. — Des deutschen Spiessers Wunderhorn. Gesammelte Novellen in 3 Bänden. Geh. M. 6, geb. in Leinen M. 10. München 1913. Verlag Albert Stangen.
Michaelis-Bremen, Dr. H. — Absatz von Frischgemüse in Deutschland. Berlin SW., Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft 1914.
Miquels, Johannes von, Reden. — Herausgegeben von Prof. Dr. Walther Schultze und Dr. Friedr. Thimme. Vierter Band. 1892—1901. Mit Sachregister zu Band 1—4 M. 12, geb. M. 13,60. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses.
Möser, Justus. — Eine Auswahl aus seinen Schriften, mit einer Einleitung herausgegeben von Dr. Rudolf Schulze. In Leinen geb. M 1. Verlag der Josef Kösel'schen Buchhandlung, Kempten und München.
Müller, Dr. Ernst. — Westfalens Opfer in den Befreiungskriegen 1813–1815. M. 3,—, geb. M. 4,—. Münster i. W. Franz Cappenrath.
Nemitz, H. — Die altdeutschen Maler in Süddeutschland. M. 1,25. — Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, B. G. Teubner.
Nestriepke, S. — Das Koalitionsrecht in Deutschland, Gesetze und Praxis. M. 1,—. Berlin, Verlag der Vorwärtsbuchhandlung.
Nexö, Martin Andersen. — Ueberfluss, Roman. Geh. M. 5,—, gebd. 6,50. Albert Langen, München.
Niedner, Felix. — Thule IX, Altnordische Dichtung und Prosa. M. 4,50, geb. M. 6,—. Jena, Eugen Diederichs.
Oesterreichische Rundschau. — 6 Hefte vierteljährlich. K 6,— = M. 6,—, einzeln K 1,— = M. 1,—. Verlag L. Stackmann, Leipzig.
Oncken, Hermann. — Historisch-politische Aufsätze und Reden. 2 Bände, geb. M. 12,50 München, R. Oldenbourg.
Paulsen, F. — Die dekorative Kunst des Altertums. Aus Natur und Geisteswelt, Band 451. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
Pädagogische Blätter. — Zeitschrift für Lehrerbildung und Schulaufsicht, Herausgegeben von Karl Muthesius. 43. Jahrgang. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin 1914.
Palme, Dr. Anton. — Die Deutsche Auslandshochschule und das nationen-wissenschaftliche Studium des Auslandes. M. 1,20. Berlin, Dietrich Reimer.
Perlmann, Louis. — Die Bewegung der Weizenpreise und ihre Ursachen. Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Band 139. Dritter Teil. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig 1914.
Pirzer, Dr Michael. — Betriebsverhältnisse im Bayrischen Walde. Arbeiten der deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, Heft 246. Berlin SW., Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft.
Plautus, Titus Maccius. — Der Geizige und sein Schatz (Anlularia). Uebersetzt von Dr. Anton Funck. M. 1,20. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.
The Political Quarterly. — Annual subscripition: Ten shillings post free to all countries. Price of single copies three shillings net. Humphrey Milfont: Oxford University Press. London, New York, Toronto, Melbourne, Bombay.
Preisbewegung landwirtschaftlicher Güter in einigen Teilen Bayerns während der Jahre 1900—1910. Mit Beiträgen von Michael Horlacher, Franz Hörenz, Jörgen Hansen, V. J. Fröhlich und einer Einleitung von Lujo Brentano. — Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Band 148, I. Teil. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig 1914.

Dritter deutscher Kongress für Jugend
B. G. Teubner.
Düppel 1864 1914. – Rückschau und A
Marcks, General der Infanterie z. D. ·
Generalfeldmarschall Freiherr von
General der Artillerie z. D. von K.
admiral Kirchhoff, Professor Reim.
Potsdam.
Eidam, Christian. – Zur Geschichte d
50 Pfg. Nürnberg, Carl Kochs Verl
Erbauliche Predigten. – herausgegeben
München.
Ezmann, Dr. Otto. – Gesundes Sexual
welt und ihre Freunde. M. 1.20. B
Fédortchouk Yaroslaw. – Memorand
aspect. Price one shilling. London
Le réveil national des Ukraini
Feiler, Arthur. – Die Konjunktur-Pe
Gustav Fischer.
Fischer, Rudolf. – Shakespeares Que
gegeben. 1 Bändchen König Lear
Freraus, Hermann. – Die französische
reiche Kulturwerkstatt. M. 5. ·
Fried, Alfred. H. – Kurze Aufklärung
und Leipzig.
Fuchs, Regierungsrat Josef. – Die
Operationen. Mit einer Karte. 8.
Gans, Dr. Hans. – Der Totentanz vo
M. 5. München, Holbein Verla
Gehe-Stiftung zu Dresden. – Vortr
politische Bildung in England. I
verbrecher im künftigen Strafre
wehr der Parlamente gegen ihre
Wortlage Europas seit den Be
Verlag Leipzig 1914.
Andwaranaut.
Geigel, Dr. Alois. – Der Freiherr Na
Giebel, Hermann. – Verkehrs- und Nachrichtenmitt
[illegible] und Skizzen im Text ·
& Sohn.
Gerland, A. – Ethik als Kritik der
Günther, Adolf. – Das Problem d
Dresden. 5. Band. Heft 1. B.
Goenther. – Vom [illegible] in den
Gutkind, Erich. – [illegible]
zur Taufe der Tat. M. 5. geb
Hamelscher, Emil. – Hauptfragen.
[illegible]
Handbuch für mittelalterliche und
[illegible] Hauptmann. Wappen
[illegible] München und Berlin.
Hasenclever, Adolf. – Die Orienta.
M. [illegible] Leipzig K. F. K[illegible]
Hoertel, Emil. – Sprachnis bun.
[illegible] Nathan Birn
Herrmann, Leo. –
[illegible] Verlag
Herrmann, P. – [illegible] Das La
welt. Leipzig, B. G. Teubner.
Hes, Hiss. – [illegible]
[illegible]
v. Heyking, Elisabeth. – [illegible]
Hoya, Immanuel. – [illegible]
Hirsch, Emanuel. – [illegible]
[illegible]
Hoffert, Johannes. – [illegible]
Verlag [illegible]
Jahrbuch der Musikbibliothek P.
Leipzig [illegible] C. F.
Jahresbericht [illegible]
[illegible]
Jünger, Nathanael. – [illegible]
M. [illegible]
Jugendpflege-Arbeit. [illegible]
[illegible] M. [illegible] Leipzig
Keller, Adolf. – [illegible]
[illegible]
Kirchelsen, F. M. – [illegible]
Leipzig [illegible]
Korb, Anton. – W[illegible] und We

·yriker unserer Zeit.

·on

· Diederich.

· drei schmale Bändchen Gedichte,
· Gedichte von 1901 bis 1906),
·te von 1906 bis 1911), und „1813"
·biläumsjahr, alle drei bei Eugen
·r der ersten beiden Bände enthält
·ren, und diese ist jeweilig wenig um-
Lissauer ist kein schnellversiger Viel-
·keit weiß ich nichts, will ich für diese
·n Gedichten geht hervor, daß er in
·ers Literaturkalender gibt an, daß er
·boren ist und zurzeit sich in Wien auf-
·höre ich, sei er freier Schriftsteller, Re-
das alles nebenbei, und diene nur, seine
· und Zeit festzulegen. Das Wesentliche
·ist und was für uns das Thema dieser
Bändchen Gedichte. Es muß etwas be-
sein und seiner Kunst, daß er mit nur
so starken Eindruck in der deutschen Kunst-

dafür? Es gibt genug. Eugen Diederichs,
·n Bändchen einen Prospekt bei, „aus den
·sauers Gedichte erschienenen Aufsätzen und
·an mit einer Kritik von Harry Kahn in der
·t „Lissauers Meister sind Möricke und Meyer.
·· an! Wie frei von aller Epigonenart, wie
· . Mit jedem Gedicht gewinnt er ein
·it . . . das Heimatgefühl auf der

Rancke, D. Leop. Friedrich. — Bilder aus der Geschichte des Papsttums. Geb. M. 4,50. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchh.
Graf Reutern und Baron Nolcken. — Die finanzielle Sanierung Russlands. M. 4. Berlin, Georg Reimer.
La Revue politique internationale. — Prix de l'Abonnement Etranger un an 42 Fr., six mois 21 Fr. Paris 1914. Rue Michel Ange.
Reventlow, Graf Ernst zu. — Deutschlands auswärtige Politik 1888—1913. M. 9,50, geb. M. 11. Berlin 1914. G. S. Mittler & Sohn.
La Revue de Paris. — Prix de la livraison. Fr. 2,50. Paris, Fanbourg Honvré 85.
Richet, Charles. — Fabeln. M. 3. Berlin, Gebr. Paetel.
Rittinghaus, Wilhelm. — Die Kunst der Geschichtschreibung Heinrich von Treitschke's. Lamprecht, Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte. Band 29. Pr. M. 4,50. Leipzig, R. Voigtländer's Verlag.
Roeren, Hermann. — Veränderte Lage des Zentrumsstreits. Entgegnung auf die Kritik meiner Schrift „Zentrum und Kölner Richtung". Preis M. 0,90. Trier 1914. Petrus-Verlag.
Rolland Romain. — Johann Christof, Kinder und Jugendjahre. Roman. Geh. M. 7,—, in Leinen geb. M. 8,50, in Leder geb. M. 12,—. Rütten & Loming, Frankfurt a. M.
Roloff, G. — Von Jena bis zum Wiener Kongress. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 465. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
Ruedorffer, J. J. — Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart.
Rossenmöller, Bernh. — Preussische Staatsmänner. Herausgegeben von A. Meister. Band I: Schulenburg-Kehnert unter Friedrich dem Grossen. M. 9,—, geb. M. 10,—. Berlin, Dr. Walther Rothschild.
Rosenstock, Eugen. — Königshaus und Stämme in Deutschland zwischen 911 und 1250. M. 10,50, geb. M. 12.—. Leipzig, Felix Meiner.
Rothe, Arthur. — Das soziale Rätsel, die Lösung der sozialen Frage durch Warenökonomie und Genusserhöhung. Geh. 2,75, geb. 3.75. Holze & Pahl, Dresden.
Rotheit, Rudolf. Aus Albaniens Werdetagen. Balkanverlag G. m. b. H., Berlin 1914.
Ruland, Wilhelm. — Der Dichter Dornenweg, eine einseitige Literaturgeschichte. M. 2,—, geb. M. 3,—. Berlin, Schuster & Loeffler.
Rupp, Julius. — Evangelium und Theologie. M. 6,—, geb. M. 7.50. Jena, Eugen Diederichs.
Ruppin, Dr Arthur. — Zionistische Kolonisationspolitik. Bericht an den XI. Zionisten-Kongress. Jüdischer Verlag, Berlin 1914.
Samter, E. — Die Religion der Griechen. Aus Natur und Geisteswelt. Geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 66/67, einzuschicken.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43

Ernst Lissauer, ein Lyriker unserer Zeit.

Von

Dr. Benno Diederich.

Von Ernst Lissauer gibt es drei schmale Bändchen Gedichte, betitelt „Der Acker“ (enthält die Gedichte von 1901 bis 1906), „Der Strom“ (enthält die Gedichte von 1906 bis 1911), und „1813“ (erschienen im hundertsten Jubiläumsjahr, alle drei bei Eugen Diederichs in Jena). Also jeder der ersten beiden Bände enthält die Ernte von fünf langen Jahren, und diese ist jeweilig wenig umfangreich. Man sieht, Ernst Lissauer ist kein schnellversiger Vieldichter. Ueber seine Persönlichkeit weiß ich nichts, will ich für diese Arbeit nichts wissen. Aus den Gedichten geht hervor, daß er in einer Großstadt lebt. Kürschners Literaturkalender gibt an, daß er in Berlin im Jahre 1882 geboren ist und zurzeit sich in Wien aufhält. Nach seinem Beruf, höre ich, sei er freier Schriftsteller, Rezensent für Lyrik z. B. Doch das alles nebenbei, und diene nur, seine Erscheinung etwas in Raum und Zeit festzulegen. Das Wesentliche — was Lissauer hat und ist und was für uns das Thema dieser Studie bildet: drei schmale Bändchen Gedichte. Es muß etwas besonderes in diesem Lyriker sein und seiner Kunst, daß er mit nur drei Bändchen Lyrik einen so starken Eindruck in der deutschen Kunstwelt macht.

Will man Zeugnisse dafür? Es gibt genug. Eugen Diederichs, der Verleger, legt jedem Bändchen einen Prospekt bei, „aus den etwa hundert über Lissauers Gedichte erschienenen Aufsätzen und Kritiken“. Das fängt an mit einer Kritik von Harry Kahn in der Zukunft, in der es heißt „Lissauers Meister sind Mörike und Meyer. Aber wie knüpft er an sie an! Wie frei von aller Epigonenart, wie selbstsicher, ja, selbstherrlich! . . . Mit jedem Gedicht gewinnt er ein neues Verhältnis zur Unendlichkeit . . . das Heimatgefühl auf der

Erde . . . das ist der tiefste Gehalt dieser Dichtung, das Ganzeigene, das Ganzneue, das im allerbesten Sinn Ganzmoderne." Und so geht es weiter, bei ihm und in den führenden deutschen Zeitschriften, im Literarischen Echo wie in der Neuen deutschen Rundschau, so schreiben über ihn Leo Greiner und Julius Bab, Artur Silbergleit und Arthur Kutscher. Und Julius Bab bringt es fertig zu sagen: „Mit solchen Gedichten reift etwas Großes in Deutschland: eine neue Religiosität." Unerträglich das alles und kaum anzuhören für den Ernsthaften, dem Worte ein Teil seiner Echtheit sein möchten.

Indessen diese Maßlosigkeiten seiner Anpreiser überwunden sei in aller Ruhe und Ueberlegtheit von vornherein gesagt, daß Ernst Lissauers Kunst aus aller Lyrik unserer Zeit sich nachhaltig bemerkbar hoch heraushebt. So bemerkbar, daß selbst ein kurzes Beispiel aus jeder der drei Sammlungen genügt, um diese Höhe sinnfällig zu machen. So lautet im „Acker" ein Gedicht:

Ich sprach zum Kreis: du lebst in Wanderschaft.
Du schreitest langsam in gestillter Kraft.
Dein Weg ist ganz erbaut aus Wegeswende,
Und jeder Schritt ist Anfang, Mitt und Ende.
Es sprach der Kreis: mein Leben ist nicht Glück.
Ich wandre nicht, ich kehre nur zurück.
Ein Stückchen Welt erglänzt mir lieb und licht.
Mein Weg umkränzt es. Er betritt es nicht.

So heißt im „Strom" eines der zwei Gedichte „Vom Tode":

Zwischen Wänden, daran vormals mein Lachen und Jubeln klang,
In Luft, darein stark und selig mein Atem drang,
Um einen Herd, der durch Jahre gebrannt für mich,
Wohnen einst fremde Menschen, froh und beglückt wie ich.

Da komm ich als Wind
Und fahr an die Scheiben,
Es wankt
Die Diele, die Ampel schwankt,
Hoch flackt das Licht,
Und ein Kind
Schreit auf: Mutter; sieh, ein Gesicht
An den Scheiben!

So gibt er in „1813" Fichtes „Silhouette":

Unten ziehen Franzosen mit Marschtritt und Paukenprall,
Die Bänke schüttern im Auditorium,
Doch rufender dröhnt der redenden Stimme Schall.
Aus dem mächtigen Haupt, in eherner Schwere,

Zieht Mahnung und Lehre,
Worte in Waffen, gesprochene Heere,
Unsichtbare Trommeln gehen um.

Diese drei Proben mögen gerade wegen ihres geringen Umfanges zeigen, bis zu welcher Höhe geschlossener Kunst Ernst Lissauers Lyrik schroff und steil emporragt. Der Laie hat keine Vorstellung, wie unverhältnismäßig groß die Produktion unserer Tage an Gedichtbänden ist, wie verzweifelt man dem großen Prozentsatz von Mittelgut darin gegenübersteht, und somit auch keine Vorstellung, welch ein Genuß es ist, endlich einmal auf eine originale große Lyrik zu treffen, an der man mit seinen Freunden in ernster Betrachtung Freude und eigenen Gewinn haben kann. Denn das ist das Wundervolle an der Kunst, daß sie persönlich ist und darum Persönlichkeiten entzündet.

Wir sind darum begierig, die Art dieser Lyrik näher kennen zu lernen; Als wirkliche Kunst ist Ernst Lissauers Lyrik persönlich,*) ohne anekdotisch zu sein. Deshalb erfahren wir von dem äußeren Drum und Dran seines Lebens herzlich wenig aus ihr; ihr Gegenstand ist nicht das einzelne Erlebnis, sondern Gedanke und Stimmung daraus; ihr Gesamtresultat ein geistiges Abbild (Plato würde es eine Idee nennen können) des Dichters, nicht seine Biographie.

Literarhistorisch, behauptet Harry Kahn an der angeführten Stelle, knüpft Lissauer an C. F. Meyer und Mörike an. Das ist Geschwätz; und bleibt es, bis das Wort „anknüpfen" mehr als ein bloßer Schall ist. Gelegentlich findet sich ein Anklang an Mörike, zufällig vielleicht, oder unbewußte Erinnerung. Aber heißt das „anknüpfen", wenn einer mit Mörike so wenig gemein hat, wie nur je ein Großstadtberliner mit einem schwäbischen Pfarrvikar? C. F. Meyer schildert in seinem Gedichte „Der tote Achill" die Skulptur auf dem vergilbten Marmorsarg und schließt: ein Triton bläst sein Muschelhorn, daß leis und dumpf der Marmor tönt. Lissauer sagt: „Unsichtbare Trommeln gehen um" oder „mitspricht ein Trommelrühren dunkel im Altar" oder „die Wandung bebt in zartem klarem Hall". Heißt das anknüpfen? Dann knüpft Otto Ernst an Goethe an.

*) Für das Problem der Persönlichkeit in der Kunst, weiterhin des Verhältnisses von Inhalt und Form und die praktische Bedeutung dieser Probleme für unmittelbare Kunsterkenntnis verweise ich auf mein Buch: Hamburger Poeten. Ansätze zu einer praktischen Aesthetik. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig bei H. Haessel. 1911 (vgl. auch „Preuß. Jahrb." 1912, pag. 343 ff.)

Allgemein gesprochen: Diese Art Untersuchungen haben etwas Prekäres. Bei Toten, die sich nicht wehren können, stimmen sie immer, und von den Lebenden gibt es kaum einen, der nicht remonstriert hätte. Jedermann erkennt in Gustav Falkes ersten Sammlungen starke Abhängigkeiten; der Dichter selbst bestreitet sie und seine ganze Persönlichkeit steht für seine Ehre ein. Jedermann glaubt in Poggfred Byrons Don Juan als Muster zu erkennen, und Liliencron schwört Stein und Bein, es sei nicht so. Die Wahrheit dieser Untersuchungen ist subjektiv (d. h. zweifelhaft) und ihr Wert (der für die Literaturgeschichte nicht bestritten werden soll) für die Erkenntnis, d. h. die innere Anschauung von Kunstwerken, recht gering, so lange wir es eben mit solchen zu tun haben und nicht mit Mosaik.

Nein, um auf Lissauer zurückzukommen, wenn wir ihn erkennen wollen, dann hilft uns das viel weiter, daß er sich in den Gefühls- und Gedankenkreisen bewegt, die unserer Zeit als typisch modern gelten und deren Klassiker in der Lyrik Richard Dehmel geworden ist (im Roman und im Drama entbehren wir, beiläufig bemerkt, eines solchen). Gefühl ist alles, sagte Goethe; Gefühl hat jeder Wurm, sagt Richard Dehmel, Gedanken haben nur wenige Auserwählte. Das markiert in epigrammatischer Schärfe den Gegensatz zweier Zeiten. Für Goethes Genie, so bescheiden in seiner Unbewußtheit wie es aus der Urkraft der Erde quoll, war es Hochgefühl, mit jedem Wurm und Strauch Bruder zu sein; der moderne Typ, der durch Dehmels Mund spricht, will zu den Auserwählten gehören und verleugnet deshalb die Bruderschaft sogar mit den übrigen Menschen, mit der Masse jedenfalls. Das ging aus von Nietzsches Idee vom Uebermenschen und hat sich jetzt als Allgemeinbewußtsein über die ganze selische Oberfläche der Zeit verbreitet. Gedankenlos ist jeder Flachkopf überzeugt, und seine Ueberzeugtheit rinnt aus ihm wie das Wasser aus der Leitung, daß gerade unsere Zeit so schwierig sei, so zu eigenem Hochgefühl und zur Auserwähltheit schwierig vor allen anderen Zeiten. Ueberhebung das und Selbstbespiegelung; als ob die Fugger und Welser ihr Vermögen leichter erworben hätten, als ein großer Reeder heutzutage, und als ob der alte Themistokles oder Friedrich der Große ein weniger differenziertes Innenleben gehabt hätten als irgend eine heutige Größe! Aber es ist das Allgemeinbewußtsein heut und äußert sich in seinen markanten Vertretern als um so mehr gesteigertes Selbstbewußtsein; den Weltschmerz des verfolgten jungen Deutschlands hat das Weltgefühl

einer gesättigten Zeit kultureller und wirtschaftlicher Hochkonjunktur ersetzt. So fühlt Lissauer sich allein mit seiner Seele in der interessantesten Gesellschaft. „Ich bin der Bergmann meiner eigenen Tiefe“ sagt er, oder „Ich wohne in meinem Leib, wie auf einem Eiland, umbrandet von Zeit“ oder „O du meine Seele, höre meinen Schrei . . .“ wo das Gedicht dann schließt: „Meine Seele, ich höre, du sprichst mir zu“ oder „O du meine Seele, wie sind wir selig zu zwein!“ Höchst wertvoll ist natürlich diese Seele, die sich so von ihrem Träger differenziert. „Ich bin ein Brunnen, ich spiegle den, der aus mir trinkt; ihr sollt aus mir mit tiefen Blicken trinken“ fordert der Dichter. Das Leben ist ihm nur ein Uebergang: „Oft ist es mir, ich war vormals ein Stern unter Sternen. Aber gelöst aus der seligen Haft in Fall durch das All reise ich rastlos von Ferne zu Fernen. Irr auf die Erde verschlagen, Mensch unter Menschen, leb ich nun meine Zeit. Durch wimmelnde Menschen, von Taumel getragen, schimmernd, zertrümmernd (!) stürz ich in jähe Unendlichkeit.“ Hoch schätzt er sich ein: „Ich höre eine Brandung singen; es schwillt das tief in mir gefangene Meer.“ Noch höher: „Ich bin kein Funke Zeit, der jach aufzischt, und wenn ein Wehn aufspringt aus Ewigkeit, verlischt;“ sondern „meine Kraft wird unverloren aufwärts rauschen, -- rückgeboren.“ Und am höchsten, wo er hoch zum Weltgefühl oder Weltgedanken wird. „Ich sage die Welt und mich, mich und die Welt!“ So umfaßte Dehmel sein Weib und sich und sagte: Wir Welt. Daß das aber keine phantastische Renommisterei sondern eine Art gefühlsphilosophische Vorstellung ist, macht sich sinnfällig in dem Gedicht „Tauroggen“: hier wandert York aufs nächtliche Feld hinaus, um mit sich und seinem Gott allein zu sein. Tief in sich selber horcht er tief hinein, und plötzlich spürt er sich nicht mehr allein; Kraft wächst empor rings aus dem Grunde, es rauscht um ihn die Stunde, weit über das Gelände, als wandere auf ihn Springflut erdener Schollen, fühlt er Gewalt in seine Seele rollen, er spürt, mit seinem Atem atmen alle, er — ward — das — Land.

Auch formal gehört Lissauer der prägnant modernen Geistesrichtung an. Liliencron, dem seine Verse trotz aller Arbeit, die er daran wendete, Gott sei Dank vergleichsweise kunstlos aus der temperamentvollen Seele quollen, gehört zu der einen Observanz und ist darum niemals typisch modern gewesen, so sehr man ihm seine ständigen Alliterationen nachahmte und überbot. Die typisch modernen dagegen, um Dehmel als ihren Klassiker, legten die ganze

Kunst einer hochgesteigerten Kultur in die Musik ihrer Verse und schufen bewußt Kunstwerke von einer Vollendung in Melodie und Rhythmus, wie sie bis dahin die deutsche Sprache nicht gekannt hat. Hier ist unsere Zeit, das sei mit Ruhe und Ueberlegung gesagt, durchaus über Goethe hinausgekommen. Auch Lissauer gehört hier zu den „Modernen". Alliterationen wendet er nur sparsam an, wenn ja, in starken Häufungen zu besonderem Nachdruck. Aber im übrigen bildet er Verse, die in rhythmischen Energien, Prestos und Ritardandos sowie in melodischen Farbenklängen und Klangfarben ihresgleichen suchen. Dazu stimmt es, daß er musikalisch durchgebildet ist, und seine Paraphrasen der Kunst Bachs, Beethovens, Bruckners sind in ihrer Art Meisterstücke. Ein Beispiel ist hier nötig, und man schwankt bei dem Reichtum, welches man nehmen soll. Ich gebe gekürzt die Ode an Bach:

Großer Johann Sebastian Bach, dir künd ich inbrünstigen Dank,
Du hast mich begnadet mit tönender Spende,
Dem Stimmlosen gabst du Gesang,
Singen gabst du in meine Hände.
  Meine rechte Hand
Wandert fraulich singend droben im Diskant,
Drunten weit,
Wie in Kehren
Eines Bergwegs, still mit schweren
Schritten gibt die linke dunkel rufend männlich ihr Geleit.
  Nun tanzen sie als galante
Marquis und Marquise Gigue und Courante,
Allemande,
Sarabande,
Sie heben
Sich, senken sich, schweben,
Bald ferne, bald nah,
Sie neigen
Sich tief, sie verzweigen
Die Gänge, die Läufe, die Pas.
  Schimmernd Geäst ist plötzlich ausgespannt,
Drin sitzt meine Hand
Als Nachtigall
Laut schmettert und schlägt ihr trillernder Schall.
  Schwer, mit vollem Griff,
Dröhnend langhin ob Altar und Schiff
Meine Linke spielt die Orgel breiten Tons auf der Empore;
Weiß von Kuppellicht umstoben,
Meiner Rechten Finger loben
Hell mit klaren Knabenstimmen Gott im Chore. — — —

Das ist mehr als gelegentliche Klangmalerei zur Unterstützung des Sinnes, das sind gefühlsbewußte Kompositionen, in denen Vokale und Konsonanten zu ganzen Melodieen verbunden die stumme Sprache bis hart an die Grenze führen, wo sie Stimme bekommt und reine Musik wird. Das hat Goethe, sagten wir, in dieser Vollendung nicht gekonnt, sicher nicht in der Periode nach der italienischen Reise, wo er es im zweiten Teil des Faust und im Divan vielleicht gewollt hätte. Auch nicht in der Fülle seiner Schöpferjahre in Straßburg und Frankfurt. Nicht gekonnt damals? Vielleicht auch nicht gewollt, selbst wenn er es gekonnt hätte, — wenn er daran gedacht hätte, es zu wollen? Das Haupt der Meduse sieht dich an in deiner Zeitselbstbewußtheit, wenn du so aus der unbewußten Tiefe deiner Wahrheit fragst. Entschlossen also: er hat es nicht getan. Apage Satanas!

Und noch ein Zweites gibt es, ebenso wie die musikalische Hochkultur der Sprache auf die alten Romantiker zurückgehend, auch dieses eine Weiterbildung deutscher Dichtkunst über Goethe hinaus, und auch hierin erweist sich Ernst Lissauer als ein Meister. Was das sei, muß wiederum ein Beispiel lehren. Es gibt im „Strom" ein Gedicht, heißt „Zwölfuhrgeläut". Von lagernden Massen wie von steinerner Erde getragen steht der Dichter hoch im Turm über Wäldern und Gassen. Zwölf Schläge fallen: Mittag erklingt. Dann rührt sich erst leise die große Glocke, sie schwankt — weiter — weitaus; sie schwingt:

Von Fensterbogen zu Fensterbogen
Kommt sie dunkel geflogen,
Ton fällt gellend von Rand zu Rand,
Rings knackt und knistert Balken und Band,
Eiserner Sturm
Reißt an Mauer und Wand,
Es bebt
Der Turm
Und schwebt.
Die Brüstung umkrampfen zitternde Hände,
Wankend absinkt in Tiefe das tiefe Gelände,
Quirlen die Lüfte in weißlichem Schaum?
Es öffnet sich der geschaukelte Raum,
Schwer
Treibt der Turm hinaus auf das läutende Meer.

Man höre zuerst in dem „fällt gellend" und dann auch sonst zumal in den ersten drei Zeilen die wundervolle Klangmusik. Aber

dann und abgesehen davon, was tut hier der Dichter? Seine Kunst löst das Feste auf, die Erde unten wird wie das Meer, in das man versinkt, der schwere Turm löst sich und wird zum Schiff, und andererseits festigt seine Kunst das Lose, das leichte Element der Luft wird zum schäumenden Meer, der ganze Raum schaukelt, von der Glocke rhythmisch bewegt, und eine Halbvorstellung oder ein rhythmisch melodisches Durcheinander von Vorstellungen von Turm und Schiff und Turm und Meer umnebelt unsere Sinne. Es ist also dem Künstler gelungen, den nervösen Zustand der Hypnose, in den ihn das Pauken und Dröhnen der großen Glocke hineinversetzt hat, durchaus adäquat darzustellen. Das ist etwas, wirklich etwas und eine fein entwickelte Kunstfertigkeit, solche Dämmerzustände und Halbgefühle darzustellen. Aber leise kommt das Bedenken (und wiederum gerade eins, wo wir uns Goethe mit Bewußtsein überlegen fühlen), ist denn dieser Zustand es wert, mit solcher Kunst dargestellt zu werden?

Nehmen wir ein anderes Gedicht, aus dem „Acker", heißt „Heimkehr":

Ich war ins Elend tief verwandert, in die Zeit.
Vor mir ruht, daher ich stamme, meine Ewigkeit.
Wolkenäcker, Schollenweite,
Arbeitebne, Dämmerbreite.
Und ich schreite,
Und es wachsen meine Räume,
Aus der Trauer in die Träume,
Heim.

Auch hier ist etwas geleistet und gekonnt. Dem unbestimmten, traurigen Träumen ist Form und Ausdruck gegeben. Das ist das Verdienst dieser Gattung: nebelhaftes vernebelnd dargestellt mit adäquaten Mitteln. Aber hier, merk es, o Seele! hier liegt der Beweis zu Tage, daß von unserer Kunst gerade die „moderne", zu deren Domäne diese Halbschattierungen recht eigentlich gehören, ein erhebliches Bergab von Goethe ist. Zersetzend nämlich auf jede echte Kunst, die doch eimal Gestaltung, auch in diesen Fällen Gestaltung, nämlich von Halbzuständen ist, zersetzend muß diese Kunstübung wirken. Denn die Worte verlieren von ihrer Anschauung und Bedeutung, und man gewöhnt sich so lange, sie nur als Anklänge an Anschauungen und Bedeutungen zu sehen, bis die Sprache überhaupt nicht mehr im Stande ist, kräftig und konkret auszudrücken. Willst du aber nachrechnen, daß diese meine Rede kein Gefühlsgeschwätz, sondern ein Etwas ist, so versuche einmal,

jedes ehrliche Wort (sofern Worte in diesem Stil überhaupt noch ehrlich sein können) in dem eben zitierten Gedicht in seiner (oder irgend einer) ehrlichen, treuen Bedeutung zu nehmen; du wirst erkennen, daß es dann nahezu unverständlich wird. Gerade dem ehrlich liebevollen Sinn, dem das reine Kunstwerk, sagen wir einmal Goethes Sesenheimer Lieder, sich immer voller und duftiger erschließt, dem kann diese Kunst nicht bestehen; sie gerät ins Schwanken, zerfließt, löst sich verdampfend auf. — Seltsam und eine seltsame Kunst, die in der Tat anfängt verdächtig zu werden.

* * *

Indessen, bevor wir diesen Verdächten und Zweifeln nachgehen, fassen wir noch einmal zusammen, worin wir Ernst Lissauers Bedeutung erkannt haben: Er ist ein markanter Vertreter der typischen Modernität unserer Zeit, wie diese sich äußert in der Selbstbewußtheit ihrer eigenen Tiefe, in der Fähigkeit, differenzierte Stimmungen und Gefühle aufzunehmen und darzustellen, in virtuoser Beherrschung der Sprache in Rhythmus und besonders Melodie. Dazu kommt noch, auch dies ein Stempel guter Modernität, unbedenkliche Materialechtheit (d. h. man kann sich im ganzen darauf verlassen, daß jedem Wort und Bild eine innere Anschauung des Dichters entspricht) und schließlich zu der Neuheit und dem Rhythmus der Bilder und Gedanken ein wuchtiges Temperament, das den Leser gelegentlich verführt, häufig fortreißt. So ist es erklärlich, daß Lissauers Gedichte, wie sie sich aus dem normalen Mittelgut unserer Tage stotzig und schroff erheben, nicht nur auf Laien, sondern auch auf Kenner einen nahezu überwältigenden Eindruck gemacht haben, wie es die vielen überschwänglichen Rezensionen z. T. unserer ersten Kunstrichter bezeugen.

Nun werden wir uns aber einer neuen Beobachtung bewußt: Ein anderes ist der erste, ein anderes der nachhaltige Eindruck von Künstlern und Kunstwerken. Nicht bloß bei der Menge pflegen sich Aktion und Reaktion in Tempo und Stärke zu entsprechen, und volkstümliche Dichter wie Frenssen, schnelle Tagesberühmtheiten wie Frau v. Heyking haben diesen Umschlag bitter erprobt. Es ist eine innere Erfahrung, daß sich Dichter in uns, an uns, mit uns verändern: ein klassisches Beispiel ist Nietzsches Stellung zu Richard Wagner, und wir alle empfinden, daß uns Goethe immer frischer und jugendlicher, Schiller immer metallischer und männlicher wird, und wie sich unsere heutigen Lieblinge, C. F. Meyer etwa, Keller

oder Fontane zu jenen und gegeneinander verschieben und nach und nach in unserem Bewußt- und Unbewußtsein eine gemessene Stellung einnehmen.

Mit Lissauers Gedichten geht es in diesem Betracht so: sie erzwingen direkt Aufmerksamkeit, drängen sich mit ihren neuen und glänzenden Eigenschaften auf, ertrotzen je nach Temperament Achtung, Anerkennung, Neigung, Begeisterung bei der ersten Begegnung. (Nur bei Personen, in denen selbst ein Funke feiner Genialität lebte, ließ sich von vornherein Abneigung und Widerspruch feststellen.) Jene ursprüngliche Neigung zu ihm aber ist so insinuant, daß sie sich gleich als Ueberzeugung festsetzen möchte und einem zweiten Eindruck von vornherein starkes Mißtrauen wie einen Damm entgegenwirft. Dies Nachgefühl allerdings wird stärker und stärker, so daß es schließlich jenen überwindet und unser Sinn den Dichter, der sich so aufdringlich in unsere Freundschaft warf, ruhig weiter und weit zurückschiebt. Und das ist nicht einmalige Erfahrung, die Einer gemacht hat, sondern ihre Wahrheit ist durch die Probe von vielen erwiesen; ja sogar, was sonst in diesen Dingen nicht leicht zu geschehen pflegt, durch Wiederholung an einunddemselben bestätigt.

Mit dieser Beobachtung, deren Schwergewicht durch die schon früher aufsteigenden gelegentlichen Zweifel noch verstärkt wird, muß unsere Untersuchung in ihre zweite Phase eintreten. Lissauer und seine Kunst, vorher uns ein Gegenstand lediglich der Erkenntnis, wird jetzt Problem. Wir fragen: Woran liegt es, daß diese Kunst, die auch uns groß und bedeutsam erschien, auf die Dauer nicht standhält? Die Antwort, nicht ganz einfach, wie sich von vornherein denken läßt, ist interessant genug, weil sie in jedem Stück ein Stück Zeitgeist widerspiegelt.

Wir beginnen ihn, indem wir aus der zweiten Sammlung, die entschieden die reifste und beste der drei ist, das erste Gedicht unbefangen lesen. Es heißt „Sommer des Stroms" und ist mit dem zweiten „Straße, du Strom" des Titels wegen vorangestellt. Das Gedicht lautet:

Also kommt Sommer über den Strom!
Sturm gräbt die Wasser um wie mit tiefwühlendem Pflug,
Daß Furche an Furche sich schließt zu langem Zug,
Schleppt Wolken zuhauf
Und birst sie breitauf,
Daß wie fallender Samen, schwer und dicht,
Rauschender Regen niederbricht.

Nun blüht Sommer über den Strom!
Es treiben die Wasser Wasser aus sich wie Boden Frucht,
Wie über die Erde grünender Rasen, wächst über die Fluten rollende Wucht,
Greift aus, stößt aus, schießt springende Wasser ins Land,
Reißt von den Ufern Geröll, Mergel und Sand,
Ackerschollen werden von mahlendem Strudel zu Grund gepreßt,
Wiesenstücke gleiten wie schwimmendes Baumgeäst, —
Wasserner Sommer weit und breit;
Breit liegt der Strom in brausender Seeligkeit.

Sofort alle Vorzüge Lissauers: Kräftiger Rhythmus, kräftige Melodie, kräftige Sprache, kräftige Bildlichkeit. Aber wenn wir weiterlesen und in jedem Gedicht dieselben Vorzüge wiederfinden, so wird diese kräftige Kraftfülle erst unangenehm, weiterhin lästig, dann unerträglich, schließlich ein allgemeiner Eindruck des Paukens und Dröhnens, unter dem der innere Sinn, jedesmal zusammenzuckend, nicht mehr im Stande ist, der Anschauung des Dichters zu folgen.

Da entsteht die erste Frage: ist das eine Schwäche von uns und befinden wir uns etwa in der Lage eines Mozartverehrers, dem Wagners Musik das Trommelfell zersprengt, oder ist es unkünstlerische Maßlosigkeit des Dichters? Darauf antworten wir so: höchsten Aufwandes an Kraftmitteln ist höchster Inhalt wert, genau so wie man im gemeinen Leben nicht mit Kanonen nach Spatzen schießen soll. In der Lyrik aber ist höchster Inhalt ein höchstes Gefühl, das den Menschen fortreißt über sich selbst in das All und zu Ewigkeiten. Dieses Gefühl kann die verschiedenste Veranlassung haben, Frühlingsfreude wie in Goethes Ganymed, wo der Dichter sich in den Frühling auflöst wie der Liebende in den Geliebten, jauchzendes Liebesglück, Todestrauer, Schlachtensturm, was immer das Menschenherz zu Tod und Leben emporwühlen mag. — Was liegt nun bei Lissauer dem erschütternden, brüllenden Kraftaufwand an Pauken und Trompeten zugrunde? In unserm Gedicht vom Strom: Frühlings- oder Sommerseligkeit (der Dichter ist unklar: er schildert den Frühling und redet immer vom Sommer, ich fürchte aus Gründen der Melodie). Diese Naturseligkeit ist sicher etwas, das als ein höchstes Gefühl höchsten künstlerischen Kraftaufwand verträgt; was dem Ganymed Goethes recht war, muß dem Strom Lissauers billig zugestanden werden, und wenn er andere künstlerische Mittel gebraucht, und höchste Kraft verschwendet, wo Goethe tiefste Innigkeit, so hat er recht als Kind einer anderen Zeit, die z. B. auch musikalisch an Wagner Gefallen findet, der Goethe und

seinen musikalischen Freunden, etwa gar dem alten Zelter, sicherlich ein Greuel gewesen wäre.

Lissauers Naturseligkeit? Hm! „Wie herrlich leuchtet mir die Natur! Wie glänzt die Sonne, wie lacht die Flur! Und Freud und Wonne aus jeder Brust! O Erd, o Sonne! O Glück, o Lust!" Oder „Dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen, im Dampf der Klüfte, durch Nebeldüfte, immer zu! immer zu! ohne Rast und Ruh!" Lissauer dagegen: „Also kommt Sommer über den Strom". Fühlt ihr den Unterschied? Jenes wirkliche Naturseligkeit, die sich nicht genug tun kann, jede Bestimmung ein heißer, überquellender Herzschlag. Dieses der artistische Vorwurf eines Naturgemäldes, ein glücklicher Einfall. Jenes eine Wirklichkeit in jeder Bestimmung, dieses eine übertriebene Phantasielandschaft, eine Echtheit höchstens, wenn der Vorwurf lautete: also kommt Sommer über den Mississippi. — Der Einfall, der dem zweiten Stromgedicht zugrunde liegt, ist beinahe ein Witz: die Idee, daß eine (Land)-straße eigentlich ein Strom sei (darüber daß ein Strom eine Straße ist, hat sich sogar der Sprachgebrauch in dem Wort Wasserstraße einen festen Ausdruck geschaffen). Aber auch der Stromstraßeneinfall mit dem Kraftaufwand aller Fülle dargestellt.

Wir blättern nun weiter, und wie wir durch das ganze Buch (und den vorhergehenden „Acker" ebenfalls, nur noch nicht so ausgeprägt, so wissend, ich möchte sagen: so defloriert), den paukenden und dröhnenden Kraftaufwand fühlen, so ist der Inhalt fast immer statt eines mächtigen Gefühls ein Einfall. Das Zwölfuhrgeläut, den Kreis, das Gesicht an den Scheiben kennen wir; die Zeiger auf der Uhr werden als drei Erntearbeiter geschildert; wenn Türen im Hause knacken, denken sie neidvoll an die Bohlen und Bretter, die unten vorüberfahren; die blumengeschmückten Balkons der Vorstadt fallen ihm ein als Land der landlosen Leute; niedlich ist der Einfall, wie der Mohn entsteht, daß Menschen gelegentlich Gottes Feldblumensträuße wertiger Eigenschaften sind, wie die leichte Brise in einer schnellfüßigen Nymphe, der Wind als gewaltstrotzender Mann dargestellt wird; das Geläut der Turmuhren wandelt wie Geschwister durch den Raum; das Licht aus fernem Fenster bildet eine Brücke zu ihm; besonders „der Weg" (cfr. der Strom als Straße) spielt eine Rolle usw. usw. Gelegentlich wird ein netter Einfall als Lebenstragödie frisiert (Acker S. 25), immer aber diesen kleinen Niedlichkeiten durch anspruchsvolle Instrumentation der Schein von Ewigkeiten gegeben.

Wie unglaublich geschmacklos in diesem Betracht Inhalt und formaler Aufwand sich widersprechen können, dafür genüge als Beispiel das Gedicht „Die Wecker". Situation: eine Großstadtstraße:

Morgenschein
Auf Asphalt und Häuserstein;
Schweigen
Längs dem Damm und den leeren Steigen . . .

und nun fangen morgens die hohen Berliner Mietskasernen entlang durch all die offenen Schlafzimmerfenster die Wecker an loszugehen:

Da stürzt aus offenem Fenster ein rasselnder Schall,
Grell schmettert drüben wirbelnder Klang,
Nun dort schießt auf der prasselnde Hall —
Blank
Wie gellender Becken Zusammenprall,
Gemengt mit wirrklirrendem Trommelschlag. —

Barmherziger Himmel, was für Wecker! Jeder einzelne ein Ueberwecker! So sich wecken zu lassen, die Reveille einer ganzen Janitscharenmusik auf seinem Nachttischchen, das setzt Nerven voraus, wie sie nur ein lyrischer Dichter haben kann.

Ein lyrischer Dichter? Früher gab es eine Scherzfrage: was ist ein Gedicht? und als Antwort: wenn man eine gute Anfangszeile hat. Bei Lissauer muß es heißen: wenn man einen guten Einfall hat; einen guten, d. h. tragfähigen, der artistische Kraftkunststücke zu tragen kräftig ist. Die ganze Dichterpersönlichkeit aber, bei der das Mißverhältnis von blendender Form zu nichtigem Inhalt sich als wesentliches Charaktermerkmal zeigt, ist keine Echtheit mehr sondern eine Attrappe. —

Wir gehen noch einmal auf das erste Stromgedicht zurück; wir wollen erkennen, wie es dem Dichter gelungen ist, mit der einfachen Lösung einer artistischen Aufgabe fortreißend den Eindruck mächtiger Stimmungsgewalt zu erwecken. Wir lesen. Und wieder ist der allgemeine Eindruck stark: Fülle und Energie strömen nur so aus dem Gedicht heraus. Worauf beruhen die? oder genauer: unser Eindruck von ihnen?

Zunächst auf dem Gegenstande der Schilderung; es ist klar, daß eine ungeheure Wasserfläche, eindringlich dargestellt, den Eindruck der Fülle machen wird. Und Lissauer versteht es, jeden Gegenstand ins Ungeheure auszudehnen. So sieht eine Straße bei ihm aus: „Stuben an Stuben, langhin aneinandergestaut, Stockwerk auf

Stockwerk getürmt, Wolken und Sterne verbaut, weithin Stein und Asphalt", und noch einmal „wie gemauerter Nebel starrt die unendliche Front". Eine Landschaft: „Ein ferner Nebel schwankt und schwebt gemach hervor. Ein Turm steigt. Eine Burg ragt. Breitauf springt ein Tor. Fanfaren leuchten. Echo jauchzt von Berg zu Berg"; wie Dorés Bilderbibel. Noch ein Beispiel: „Wenn in funkelnden Sommern der Himmel von Lichtern und Flammen brennt, lohender noch zündet mein Wunsch Feuer ans Firmament". Auch die Stimmungen, die er veranschaulicht, werden ihm zu Unendlichkeiten und ihr Dichter selbst zu einer übermenschlichen Größe, schattenhaft, nebelgleich, ungeheuerlich, wie wir in unseren Kindermärchen die Geister abgebildet sahen. So spricht er von sich: „ich, der mit dehnendem Arm Horizonte weit in die Ferne bog, der Gesang wie Licht ausgoß unter den Himmel und seine Adern voll Tag und Wind sog". In der Grabschrift eines Dichters heißt es: „er ging um, von Licht und Raum trunken, heilig war sein Haupt umzündet von Funken. Er wanderte singend am Horizont, wie an eines fließenden Wassers Rand. Er schöpfte Sterne; Himmel rann durch seine Hand". Wie Heinrich Heine den Weltschmerz erfand, so wird auch ihm das Innere zur ungeheuerlichen Landschaft: „Es schwillt das tief in mir gefangene Meer." — Lessing sagte von Klopstock, er sei so voller Empfindung, daß man bald gar nichts mehr empfände. Verliert sich nicht auch so bei Lissauer die ausgedehnte Weite in uferlose Anschauungslosigkeit? Und ist in Gefahr, zunächst eintönig zu werden; dann Manier; dann Geschwätz?

Diese Verungeheuerlichung ist nun Lissauers Spezialliebhaberei, er kann sich nicht genug tun in langmalenden, weithinausladenden Bestimmungen. Man braucht nur aufzuschlagen, man sammelt Beispiele wie Kinder Kastanien: Dorfgasthaus, Einfahrtbogen, Wirtshauszeichen, Irrfahrtgang, Türgestein; die warme Welle und der klare Klang genügen nicht, südwarm und eisklar muß es sein; das lichterlohe Land und das dunkelbreite Band dehnen sich vor uns; der Burgturm hält seinen Bannerschatten übers Land. Geht es nicht anders, verlängern wir wenigstens das Wort um eine Silbe: aus wuchtig machen wir gewuchtig, aus „tosen": ertosen, und der Wegweiser wird zum Wegeweiser. Alles muß herausgebosselt und herausgetrieben werden, was immer das dröhnende Kupfer dieser Gedichte aushalten will. Verben werden durch gequollene Adverbien aufgepuffert: zuhauf, breitauf, langhin, weithin, wändig wächst ein Gebirge. Besonders aber die Partizipien! Hier schwelgt der Dichter

im Blute der Lämmer und die Wortungeheuer ziehen in Prozessionen vorbei: tiefwühlend, langherkommend, blutdurchsaftet, eisüberkrustet, schneelichtüberflammt, die umrauschende See, langhinschimmernde Meilen, weitheranlaufender Wind. — Wer noch ein zusammenhängendes Musterbeispiel haben will, nehme die erste Strophe des Fragments Planetensage:

> Urgluten, ungeheuer, ungebändigt,
> Ertosten wir, gebirgig aufgetürmt,
> Von innrer Wucht gewellt und aufgestürmt,
> In Weltallstiefen, wo der Raum verendigt.

Wahr und wahrhaftig, als Tobias Kluxen das Buch nahm, las er: Weltallstiefeln, und sagte mit ruhigem Gesicht in das Gelächter ringsum, das sei dann eigentlich das einzige Wort, bei dem man sich soweit etwas denken könne, daß es im Gedächtnis hafte. Dieser Bombast verhält sich zur Poesie wie Vergil zum Homer und steht von ihrer Echtheit diesseits soviel ab wie jenseits Rückert mit seinen graziösen Wort- und Versspielereien. Sekundanererinnerungen werden wach. Beim Vergil machten wir in der Klasse Ueberschriften: des alten Vaters Untergang, Mord und Blut u. a., vir wurde mit Held, im Plural mit Mannen gegeben, den Vogel hatte einer abgeschossen, der corpora mit Heldenleichen übersetzte, und der Ordinarius selbst verbesserte equus, „Pferd", jedesmal in „Roß" und fügte ernsthaft hinzu „Roß ist poetischer". Das war im Jahre 1885. Kurz darauf erschienen Liliencrons Adjutantenritte!

Fülle strömt ferner aus den zahlreichen Worthäufungen. Das zweite Gedicht beginnt „Straße, du Strom, breitrollend in Schotter und Sand" und fährt fort: Uferhin wechseln dir Wiese und Fels, Weinhang und Hof, Buchenwald und Kapelle". Die reiche Aufzählung erfüllt die Anschauung, das Aufzählen selbst gibt den Eindruck der Menge; diese aber ist zu groß, um in den Ufern des vorgesehenen sechsbetonten Versmaßes sich halten zu können, sie fließt über mit ihrer größeren Zahl und Wucht der Betonungen, und macht so die Fülle auch durch das Ueberströmen des Rhythmus sinnfällig. Oft so. „Bekränze im Hause rings Gestühl, Gesims, Gebälke und Gerät" heißt es; oder im Reisehymnus: der Wind blies an mir vorüber „Weinberge und Mühlen und Dörfer und Wälder und Dome und Städte und Brücken und Herden und Flüsse und Hänge und" — O weh, das waren zuviel Wörter mit „und" gereiht, gedankenlos weiter gedichtet in Lissauers Bahn; kaum zu

glauben übrigens, daß das so leicht, wenn man es jetzt recht besieht, eigentlich nur ein Handwerksgriff ist.

Eindruck der Fülle außerdem noch durch etwas, das im Allgemeinen Errungenschaft gerade unserer Zeit, in seiner speziellen Anwendung als eine persönliche Note Lissauers angesprochen werden kann. Die vorletzte Zeile unseres Stromgedichts heißt: Wasserner Sommer weit und breit. Hier wird die ganze Landschaft als Sommer bezeichnet. Da der Strom größer ist als die Insel in ihm, die Landschaft, durch die er fließt, größer als er selbst, die Atmosphäre aber, die sie umgibt und durchaus erfüllt, größer wieder als die Landschaft, so gibt eben diese Atmosphäre, hier Sommer genannt, die ausgedehnteste Vorstellung, so ausgedehnt, daß sie durch das wassern wieder begrenzt werden muß, damit sie überhaupt eine bleibe. „Sommer" ist nun, vielleicht nicht im grammatisch-technischen Sinne, aber doch im Verhältnis zu den Realitäten, die es hier bezeichnen soll, ein Abstraktum, und die Abstraktion, das Operieren mit Abstrakten ist der Kunstbegriff, von dem wir hier sprechen. Und diese Abstrakta übertreffen natürlich ihre Konkreta, soweit die Schatten der Dinge größer sein können als diese selbst, und soweit Wunsch und Furcht größer sind als ihre Erfüllung.

Der Beispiele sind Legion. Von den harmlosen an: Glut ist in den Taktstock eingeschlossen, Schmerz blutet durch einen Menschen, wandernde Kraft tränkt die Wurzel eines Baumes, oder auch: Not ist meine Stube, Gram mein Lampenschein, bis zu den ganz ungewöhnlichen und fremdartig neuen. Gelegentlich auch erkennt man eine wertvolle Bereicherung unserer Darstellungsmittel, wenn eine Häuserfront als gemauerter Nebel bezeichnet wird, oder wenn es von der Atmosphäre im Konzertsaal mit einer unübertrefflichen Stimmungsmalerei heißt: wie sengt die Stille süß. Von den typischen ist das Rezept einfach. Du willst sagen, „wenn ich gehe, mache ich Furchen" und sagst dafür „mein Wandel macht Furchen; du willst sagen: die rauschende Saat biegt sich über meinen Weg und sagst dafür: die Saat biegt ihr Rauschen über meinen Weg. Nach diesem Rezept heißt es dann vom Beifall: Lärm prasselt empor aus hallenden Händen, das Sprechgewirr (im Konzertsaal) brandet, das Sprechen lallt, ein Hämmern tröpfelt nieder (im Gesteinsgang), die große Sicht ruht weithin gelagert, oder die Alpen werden versteinte, verfelste Wanderschaft genannt. Billig das im grunde wie Brombeeren oder Oskar Wildesche Paradoxen, so überwältigend es klingt, wenn Lissauer dichtet: „Die Stille schließt sich

wie eine große Torfahrt zu" oder „ein Schweigen wölbt sich hoch", resp. „wächst über die Häupter hin" oder „ich liege gegraben in steile Dunkelheit". Besonders gern jongliert er mit den Begriffen Weg und Land. Der Pfad erklingt, heißt es, der Weg naht uns wie ein geliebter Freund und steht und harrt und will uns heimgeleiten, rasch kommt er froh vorbeigeschritten, an einer anderen Stelle; seiner Leonor scheint es (Leonor, ja nicht Leonore!) daß wir Menschen alle Wege sind. Mit dem Land hat er es ebenso: im Rauschen der Krone des Baumes rauscht das weite Land, das Land jauchzt, schreit, sogar von sich selbst: ich verdämmere wie ein Land."

Lissauer ist ein Dichter von Geschmack, was seiner Art, die das Dionysische prätendiert, schwerer fällt als der apollininischen. So tut er höchst selten den bösen einen Schritt, der ins Lächerliche führt. Die ständige Nähe indessen dieser Gefahr zeige als Schlußbeispiel der überstiegenen Abstraktionen das Gedicht: „Brot":

Auf meinem Tische steht ein Brot,
Wie rote Erde breit und rot.
Breit, rot; rot, breit.
Festgewordene Erntezeit.

Welche Dimensionen eines Brotes! Großartig darin, übergroßartig; aber spottschlecht in allem übrigen! Denn was er von dem Brote sagt, Farbe und Dimension, paßt alles nicht, das ausgenommen, daß es auf dem Tische steht. Brot ist rund oder länglich, und was die Couleur angeht, scheint dieses hier vielmehr einer von den roten Kugelkäsen, die mitten durchgeschnitten in den Fenstern der Delikateßläden liegen.

Zu der Fülle gesellt sich die Energie. In unserem Stromgedicht am stärksten merkbar in der Zeile „es treiben die Wasser Wasser aus sich wie Boden Frucht", dann weiter: die rollende Wucht „greift aus, stößt aus, schießt springende Wasser ins Land". Der erste Kunstgriff ist dem Dichter zunächst nicht wieder gelungen (daß er in „1813" vorkommen wird, nehmen wir als selbstverständlich an), dagegen der zweite oft. Die Häufung diente, schon oben gesehen, in ihrem das Versmaß überflutenden Nebeneinander der Fülle, wenn sie eine Steigerung bildet, wie hier, gibt sie ihr Energie. „O du meine Seele, die du beglückst mein Blut, meinen Leib, all mein atmendes Sein!" (eine wundervolle energische Steigerung, aber genau besehen nicht eigentlich auch Unsinn?) Oder z. B.: Ich, der Liebende, der hinter seiner Stirn Sonne barg als Hirn (na, na!) und nichts

als Feuer dachte, wußte, wollte, sann.“ Energie gemildert zu liebenswürdiger Beweglichkeit z. B. in dem Bachgedicht: „sie neigen sich tief, sie verzweigen die Gänge, die Läufe, die Pas“ oder: auf braunem Waldsteig wob ein Streifchen Sonnenschein, „glomm hin und wieder, glänzte, gleißte, glitt“ waldein.

Energie ist Tätigkeit, deshalb äußert sie sich besonders im Verbum. Das ist eine alte Weisheit aus Lessing, und wer sie klassisch angewendet sehen will, lese z. B. den ersten Teil von Schillers Spaziergang. Diese Weisheit hat als eine Wirklichkeit seitdem von ihrer Geltung nichts eingebüßt, und so sind auch in der modernen Literatur, als deren allgemeines Charakteristikum die Energie angesprochen werden kann, gerade die Verben ein Gradmesser. Heutzutage hat jedes Verbum (bei den typischen Modernen) den Tick, etwas besonderes sein zu wollen, etwas, das weder Schiller-Goethe noch womöglich sonst einer vorher gesagt hat. Nichts einfaches mehr, ruhiges, was eben Sinn und Anschauung gibt und weiter nichts, sondern es muß immer eine Nuance neuer sein als neu, stärker als stark. Ruhige Tätigkeit gibt es in der Lyrik dieser Sprache nicht, und wenn ja, dann ist die Ruhe in einen auffälligen Theatermantel drapiert. Unter dieser Hypnose bringt es Lissauer fertig zu sagen: wenn mein Geist zum Hades hinabgraut, wenn er sagen will „grau hinabschwebt“, und keiner dieser Modernen denkt daran, daß diese Redekürze in der Form etwa „ach so, strickte die Gräfin“ schon zur Zeit von Mauthners „berühmten Mustern“ ein Gespött war. Ebenso sagt heute kein Schreiber, der etwas auf blankgewichsten Stil hält: Das Blatt zerfällt zu Staub; es muß heißen: Das Blatt „zerspringt“ zu Staub (so auch bei Lissauer) und ich bin überzeugt, daß der Dichter schon unter uns wandelt, bei dem auch die Leichen zu Staub zerspringen. Früher „glühte“ ein Park in herbstlichem Rot, bei Lissauer „erbrennt“ seine letzte Pracht, als ob er tief in welker Sonne loht, und so wird die Zeit kommen, wo auch der normale Zeitgenosse statt „Alpenglühen“ nur noch „Alpen — lodern, — brennen oder — flammen sagen darf, während vorne, bei den Führern, die aufgeregte Sprache sich schon zu dem höllischen Geschnatter heißblanken Stammelns emporgeläutert hat, hinter der es dann keine Steigerung mehr gibt als — die neue, ruhige Einfachheit. Dann tritt (der als Dichter nüchterne) Lessing wieder über den Horizont, der für die heutige Moderne (so ehrlich ist sie) bei den Antipoden weilt.

Beispiele eine kleine Handvoll, schnell zusammengegriffen, ober-

flächlich geordnet: die Bogenlampe „sprengt“ ihr Licht über die Dächer, Wind „rinnt“ um den Dichter, das Feuer „kauert“ im Stein, „fasert“ oder „hängt“, das Feuer „sprang“, wenn wir uns küßten, Blumen „sprangen“ aus dem Stein, wo der Dichter durch Halle, Saal und Stiege „klang“, der Pfad „erklang“; oder das Intransitivum wird transitiv gemacht (das leichteste Rezept): er sah Glück auf die Welt, segnete Glut in die Brände, mein Wunsch zündet Feuer ans Firmament; oder (das gröbere Geschütz): ich „zacke“ steil wie gletscherne Firne, hoch „flackt“ das Licht, die Stunde „funkelt“, die Stimme „zerbricht“ den Raum, hin fließt das (Ruder-) Boot in pfeilendem Gleiten (so schnell fahren nicht einmal die Rennmotore); oder anders: Gott entbrennt das Sonnenlicht, die Gewölke erwanken, die Wände erspringen — damit genug, ich erschweige.

Damit man aber sehe, welch mächtiger, verführerischer Wirkung diese Art gewollter Poesie fähig ist, und damit ich, der ich dies schreibe, offenbar bleibe als einer, dem nicht schlechte Nachrede am Herzen liegt sondern Erkenntnis, seien ein paar Zeilen aus dem Gedicht „Auf einen Taktstock“ angeführt:

> Da pocht der Stab laut auf; es wölbt sich hoch ein Schweigen;
> Steil zündet er empor gleich einem Blitze;
> Aller Augen sehen gebannt nach seiner bannenden Spitze.
> Er winkt, und trommelnde Schlägel raunen,
> Er schwebt, klar blasen dunkle Oboen,
> Er streicht, und Celli und Bässe drohn,
> Er stößt, da dröhnt Feuer auf aus Posaunen.

Das ist nicht nur tüchtig, sondern virtuose Kunstpoesie, besonders in der Klangmalerei, die in den letzten vier Zeilen die Erinnerung eines ganzen Orchesters in das Unterbewußtsein weckt und so hier der Fülle, anderorts wieder der Energie dient. Dabei mag gleich erwähnt werden, daß die Klangmalerei, im weiteren Sinne also die Melodie der Sprache, so virtuos behandelt von stärkster Bedeutung für das Verführerische und Blendende Lissauerscher Poesie ist.

Zu dieser Anmerkung über das Kolorit (= Melodie) im allgemeinen ist gleich eine zweite speziell über die Farben, die Lissauer anwendet, nicht ohne Bedeutung. Hier ist er sparsamer, als man denken sollte; selten verwendet er tiefes Blau, selten silbern, golden, bronzen, gelb, grün, etwas häufiger weiß, noch häufiger allgemeine Bestimmungen des leuchtenden, schimmernden, blanken, flimmernden, glänzenden, am häufigsten (oder vielleicht nur am auffälligsten) rot,

ein grelles, knalliges Rot, das (wie in dem Käsegedicht) seinen Uebertreibungen auch eine koloristische Nuance gibt. Rot unausgesprochen etwa in „die Fenster lohen blank"; „die Luft glimmt blank"; ausgesprochen häufiger: rot ist das welke Laub, blutdurchsaftet das Gras (anderswo als „heißes Grün" bezeichnet), der rotböse Mond läßt die Leute im Gasthof zum Feuer schlafwandeln, „brennrote Fenster gleißen in jahrschwarzem Gemäuer", „die gelbe Luft ist rot mit schwirrenden Funken beflogen"; zwei Orgien in Rot sind die beiden Mohngedichte, dessen zweites schließt:

> Mein Acker loht,
> Aehre an Aehre brennt reif und rot.
> Meine Blicke gehen aus und sammeln die Frucht in die Scheuer;
> Mohn blüht an Mohn, — ich ernte Feuer.

Rot, rot, rot die Farbe, wie Fanfarengeschmetter der Klang von Lissauers Gedichten.

Dient so Farbe und Melodie mehr der Fülle, so gibt der Rhythmus der Energie einen weiteren Antrieb. Auch hier läßt Lissauer alle Künste virtuoser Sprachbehandlung spielen, und fast jedes Gedicht ist Zeuge davon. Besonders nachdrucksvoll ist ihm der Paukenschlag der vollen Noten, wo auf jeder Silbe Quantität und Qualität eines ganzen Versfußes ruhen. Oben in dem Brotgedicht hatten wir ein Beispiel in der Zeile: Breit, rot, rot, breit. Andere solche wuchtigen Fermaten z. B., wenn er die Atmosphäre der Großstadt schildert; Dunst, Rauch, Staub; oder den Vorfrühling als ein holdes Kind: jung, jach, bloß; oder — doch genug und übergenug! Ich lasse weitere Beispiele aus, ich lasse zwei oder drei ihm besonders beliebte rhythmische Fugen aus, ich spreche nicht mehr davon, daß ein häufig angewendetes Kunst- und Kraftmittel die Auslassung des Artikels ist (Blitz brach ein, statt „der" Blitz), ich will endlich aus dem Kleinkram heraus und wieder übersehen, was ich damit will und kann.

Wir schließen also die Liste unserer Einzelbeobachtungen. Sie ist nahezu vollständig, insofern sie von ungefähr allen Künsten Lissauers Proben gibt. Als erstes Resultat ergibt sich aber, daß eben diese Künste, so blendend sie zuerst schienen, letztlich doch auf die geringe Zahl von drei, vier Grundformen zurückgehen. Daraus erklärt sich die Eintönigkeit, die trotz aller Läufe und Fanfaren, je mehr man Lissauer liest, um so lauter als allgemeiner Grundklang durchtönt und in dem Dichter, so pathetisch und energisch er sich stellt, im Grunde eine ruhige, unbewegte Seele ahnen läßt.

Und noch etwas von diesen Kunstgriffen. Es sind wirklich welche. Der Gegensatz genügt, es zu erkennen. Als Nietzsche von seiner dichterischen Inspiration zum Zarathustra redet, wo er sich als bloß Inkarnation, bloß Mundstück übermächtiger Gewalten vorkam, da sagt er: „Der Begriff Offenbarung in dem Sinne, daß plötzlich, mit unsäglicher Sicherheit und Feinheit, etwas sichtbar, hörbar wird, das einen im Tiefsten erschüttert und umwirft, beschreibt einfach den Tatbestand. Man hört, man sieht nicht; man nimmt — man fragt nicht, wer da gibt; wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf, mit Notwendigkeit, in der Form ohne Zögern, — ich habe nie eine Wahl gehabt. Eine Entzückung, deren ungeheure Spannung sich mitunter in einen Tränenstrom auslöst, eine Glückstiefe, in der das Schmerzlichste und Düsterste nicht als Gegensatz wirkt. Alles geschieht im höchsten Grade unfreiwillig, aber wie in einem Sturm von Freiheitsgefühl, von Unbedingtsein, von Macht, von Göttlichkeit. Die Unfreiwilligkeit des Bildes, des Gleichnisses ist das Merkwürdigste; man hat keinen Begriff mehr, was Bild, was Gleichnis ist, alles bietet sich als der nächste, der richtigste, der einfachste Ausdruck an." So ist Nietzsches Sprache Kunst von innen heraus. Bei Lissauer sind es Kunstgriffe. Und zwar nicht kleine feine Künste, die auch dem Meister wohl anstehen, nur mit der Pinzette zu fassen, sondern grobe, tönende Dinge, die man mit der Schmiedezange halten kann, um sie zu betrachten.

Wenn man nun diese vorhin im einzelnen belegten Künste sich aus Lissauers Gedichten wegdenkt — ja, wie ist es, kann man das überhaupt? Dichtwerken, Gedichten speziell, ihr Kleid und Zier so nehmen, daß sie gewissermaßen hüllenlos dastehen? Je nachdem. Bei Goethe kann man es nicht; bei seiner Lyrik schließt sich das Wortkleid so knapp und schmiegsam um den Inhalt, daß die lyrischen Kunstwerke der ersten Schöpferperiode dahinleben, schlank und behend und sehnig die jungen Körper, als hätten sie überhaupt kein Kleid, und in Abstufungen ähnlich geht es den Kunstwerken einfachen Stils überhaupt. Bei Schiller dagegen könnte man das prächtig fließende Wortgewand sich wohl von dem Inhalt gesondert denken, so stilrein gerade bei ihm Inhalt und Form sich als Einheit darstellen; gesondert, in Abstufungen ähnlich, Form vom Inhalt bei allen Dichtwerken pathetischen Stils. Wegen dieser Getrenntheit und da die Form ihrerseits der Nachahmung höchst fähig nicht nur ist, sondern dazu direkt verführt, ist es erklärlich, daß Goethe keine Schule machte, Schillers Pathos dagegen Generationen hindurch immer bei Neuen wieder auflebte.

Lissauer ist sicher Pathetiker, und der Schmuck, seiner Rede tönend aufgenietet, macht von vornherein den Eindruck, daß er sich abnehmen lassen kann. Dann aber, wenn dieser Schmuck so ein Ding für sich ist, läßt sich vermuten, daß er mit gelegentlichen Abänderungen auch auf andere Inhalte paßt. Dafür hat richtig der Dichter selbst den Beweis erbracht in seiner dritten Sammlung, betitelt „1813“.

In den ersten beiden Versbüchern hat er sich seine Form noch geschmiedet und hat lange Zeit dazu gebraucht, je fünf Jahre. Nun ist sie fertig, er ihr Herr und kann sie gebrauchen, wie es ihm gefällt. Darum hat er für „1813“ nur ein Jahr nötig gehabt, und wenn bald „die Bachischen“ herauskommen werden, die man aus einzelnen Proben kennt, so wird auch das nichts anderes. Es gibt keine Entwicklung in dieser Art Poesie, als daß gelegentlich Kunstgriffe fallen gelassen und neue aufgenommen werden.

Daß die dritte Sammlung in der Tat durchaus Form und Technik der ersten beiden ist, bedarf nach dem Gesagten keines Beweises mehr. Ich drucke zu jedermanns Augenschein gleich das erste Gedicht ab:

Erscheinung Napoleons.

Stille durchängstet die Luft, — nun drängen sich hinter den Mauern
Enger die Häuser, — in Grauen
Geballt starren die Wälder, — reglos ruhen die Auen, —
Die Ebenen erschauern, —
Vom Njemen zum Po, von den Alpen zum Nordmeerstrande,
Dies ist das Gesicht der schauenden Lande:
  Fegfeuer wurden hoch in den Weltraum geweht,
Langhin gleißt
Der Komet,
Des Glut ringsum Gestirne und Monde zerreißt, —
  Aus brodelnden Tiefen an Himmel gehoben,
Ueber der zitternden Zeit,
Von eisernen Wettern umstoben,
Von Rauchgewölken umqualmt,
Hoch auf ihm thront die vermaledeite Dreifaltigkeit,
Ihr Blick zerstört, ihr Wink zermalmt,
Erzdonner fallen
Ringshin, die Räume erhallen, —
Satan, der Ungott, sein Leib von Haupt zu Fuß flammt;
Ihm zur Rechten sein eingeborener Sohn,
Napoleon,
Feuer in Händen, zu Schwert gerammt;
Schwarzflüglig, ein hackender Adler, kreist
Um ihre gelbfahlen Kronen der widerheilige Geist.

Nichts anderes als in den früheren Sammlungen und so durch das ganze Buch: neben geschickten Einfällen und gelegentlich einer großzügigen pathetischen Erfindung (Mühlenlegende z. B.) krampfhafte Kraftworte und Bilder, Abstraktionen und rhythmische Kunststücke, auffällige Farben und rhetorische Figuren, Einzelheiten nebeneinander gerammt, die dann doch keine Anschauung geben (ein Vergleich zwischen Fontanes Einzugsgedicht und Lissauers „Durchzug" würde da lehrreich in die Tiefe führen, wo man Echtheit und Artistik unterscheidet), Abstraktionen und unterstrichene Wörter (cfr. Dehmels: ‚sie hörtens'), kurz wie sonst: Wortpauken auf Trommelfellen, Kraftgebärde ohne Inhalt der Kraft, Schilderungen aufgetrieben bis zu anschauungsloser Weite (man vergleiche z. B. Richard Dehmels Gedicht „1813" mit dem ersten Abschnitt unseres Gedichts). Sehr merklich kommt dazu eine Abnahme der künstlerischen Intensität und Fülle. Merklich das immer, wenn der Verstand dienen muß, erlahmende Anschauung zu unterstützen; hier z. B. in der Einteilung des Anschauungsinhalts der ersten fünf Zeilen sowie in den verstandesmäßigen Antithesen der vermaledeiten Dreifaltigkeit, des Ungotts, Napoleons als eingeborenen Sohnes. Merklich das auch daran, daß die Vision selbst, trotz der großen Worte, nur eine sehr oberflächliche Anschaulichkeit hat.

Viel bemerkenswerter indessen als die alte Erfahrung, daß bei jeder Kunstübung steigende Manier fallende Dichterkraft anzeigt, erscheint der Umstand, daß von der ganzen Jubiläumsjahrpoesie, Hauptmanns Festspiel am wenigsten ausgenommen, soweit sie einem zu Gesicht kommen konnte, Lissauers „1813" die bedeutsamste künstlerische Publikation war. Zunächst rechnen wir ihm das zur Gerechtigkeit, daß er Napoleon nicht verherrlicht, sondern ihn verdammt. Gleichviel dabei, daß natürlich auch er nicht das starke Wort der Verdammnis findet gegen das monstrum fatale, diese ungeheuerlichste buntschillernde Bestie, die die Menschheit je hervorgebracht, jenes Wort der Verdammnis, das aus den Feuern der Tiefe lodert wie Heinrich von Kleists Gedichte.

Neben dieser Tendenz also, die wir anerkennen, finden sich auch Stücke in der Sammlung, die beinahe wirklich gut sind. Der „Lützower Handstreich" z. B.:

> Nebel dünstet aus Wegen und Aun,
> Eine Lützower Reiterschar
> Trabt auf Roda im Morgengraun.
> Das Korps hält an, vier reiten vor,

Der Major,
Leutnant, Trompeter, Husar.
Am Tor die Wache wird niedergehaun,
Ueber das hallende Pflaster rasaunen
Die Braunen.
Breit auf dem Marktplatz, in Zügen formiert,
Rheinbundtruppen stehn aufmarschiert.
Steil pariert
Lützow den Gaul und kommandiert:
„Stillgestanden!“ Rascheln weht
Durch die Kolonne: sie steht.
Nochmals Kommando: „Gewehr — ab!“
Prompt zuckt und prallt Ruck, Griff, Klapp.
Und wieder harsch und barsch:
„Ihr seid gefangen! Abteilung — marsch!“
Der Trompeter bläst: vierhundert marschieren
Hinter den vieren. —

Wie es oft geht, daß Künstler gerade mit dem Werke, das Spuren sinkender Kraft zeigt, bei dem großen Publikum durchschlagen (der Masse imponiert die Manier wie Unentwegtheit ihr als Heldentum gilt), so hat auch Lissauer gerade mit „1813“ seinen ersten breiten Erfolg errungen. Gedichte wie der „Handstreich“ sind dessen sicherste Stützen. Wohl sieht der Kenner die Manier und läßt sich nicht mehr bluffen, aber ein guter Geist hat den Dichter vor seinen größten Auffälligkeiten bewahrt. Inhalt und Form passen so vortrefflich zusammen, daß das Gedicht wie ein Kunstwerk aus einem Guß dasteht. Die Form erscheint nicht als dem Inhalt aufgenietet, sondern es sieht aus, als habe gerade dieser Inhalt diese Form aus sich herausgetrieben. Hier liegt nun in der Tat, was das Verhältnis von Inhalt und Form in der Poesie angeht, wesentlichstes Unterscheidungsmerkmal und Begriffsbestimmung von Kunst und Handwerk. Und wenn dann der Liebhaber das gute Vorurteil von dem „Handstreich“ und einigen ähnlich gelungenen Stücken auf die ganze Sammlung ausdehnt und jugendlichem Ueberschwang und patriotischer Begeisterung zuschreibt, was wir nunmehr als Manier erkannt haben, dann ist es erklärlich, zumal wenn die Freude dazu kommt, unter dem Sand am Meer der heutigen Versdichterei wirklich einmal eindrucksvollen Sinnfälligkeiten zu begegnen, daß selbst feinsinnige Kritiker diesem Werke und seinem Dichter den absoluten Ehrenpreis zuerkannt haben. — Daß Lissauer selbst übrigens Krieg und Kriegsgeschrei als besonders geeigneten Vorwurf für seine Dichtkunst erwogen hat, beweisen einige Balladen aus dem „Strom“, die wie Versuchsstücke zu „1813“ aussehen.

Doch nun bald genug von diesem Jubiläumsbuch (einer Gelegenheitsschöpfung nicht im goetheschen Sinne, vielmehr einer Betätigung errungener Formen an zufällig gegebenem Vorwurf), genug von der Form überhaupt und zurück zu der Frage, die wir oben abbrachen: wenn man nun diese vorhin im einzelnen belegten (und durch „1813" bestätigten) Künste sich aus Lissauers Gedichten wegdenkt, was bleibt dann als Inhalt? Wohlgemerkt: in Schillers Kranichen ist nicht die Anekdote von dem Morde des Sängers und wie er gerächt wurde der Inhalt, noch in Wanderers Nachtlied die thüringer Landschaft, die sich darin andeutet; vielmehr ist der Inhalt hier die tiefe Ruhesehnsucht aller Kreatur, wie ein letzter Seufzer sich verhauchend in die ambrosische Nacht, bei Schiller aus der Gesamtheit seines hohen Lebensernstes das Stück, das in dem Chor der Eumeniden wiederum erschütternden Ausdruck sucht. Auf Lissauer angewendet: den Inhalt von „1813" bilden nicht die Befreiungskriege; die sind nur der Vorwurf und ein Teil der Form, in den der Dichter seinen inneren Inhalt ergießt. Allgemein gesprochen: der Inhalt eines Gedichts ist der Teil der Persönlichkeit seines Dichters (sei es nun Stimmung oder Weltanschauung), der darin enthalten ist, und von dem Gesamtwerk eines Dichters ist der Inhalt die gesamte Dichterpersönlichkeit, die sich darin offenbart. Beweis dafür die ungeheure innere Autorität, die Goethes und Schillers Gedichte noch heute ausüben, und daß ihr gegenüber die ausgesuchtesten Echtheiten der Moderne bloße Wortschälle sind.

Also präzisieren wir die Frage nach dem Inhalt: was für eine künstlerische Gesamtpersönlichkeit steht hinter und offenbart sich in den Gedichten Ernst Lissauers in ihrer Gesamtheit?

Hier sind wir wieder genötigt, auf die ersten beiden Bücher zurückzugreifen, denn in „1813" findet sich, abgesehen von dem normalen Stimmungsgefühl, das der Dichter diesem seinem Stoffe höflicherweise entgegenbringen muß, und wenn nicht hie und da aus dem „Strom" und dem „Acker" ein kleiner Lichtschein herüberfällt, sonst findet sich in „1813" nichts von eigentlichem Inhalt, wie wir ihn verstehen. Die ganze Sammlung ist durchaus die Schöpfung eines kalten Dichters.*) Und hier kann ich eine Bemerkung nicht unterdrücken: wer in dem Augenblicke, da ein Vater sein Kind segnet,

*) Mit Genugtuung sehe ich nachträglich, daß M. Havenstein, wo er Lissauers Strom in diesen Jahrbüchern bespricht (Bd. 150, S. 516 ff.), zu dem gleichen Resultat kommt wie ich. Auch bei ihm heißt es: ‚Es ist so wenig Erlebnis in diesen Gedichten, so wenig Menschenringen und Menschenschicksal. Sie lassen kalt, weil sie selber im Grunde kalt sind.'

ihn belauscht, der achte wohl, daß er sich heimlich davonmache, damit nicht offenbar werde, wie sehr er ihn beleidigt hat; wer aber die Stirn hat zu sagen: wie schön steht er da, der Vater mit seinem Kind! der hat ihn schamrot gemacht in seiner Seele und flammend mag er ihn aus seiner Gemeinschaft stoßen. Das sei gleichnisweise gesagt für den, dem die Befreiungskriege das Herz erfüllen, und er trifft auf einen, der ihr bittres Weh und ihr heilig gläubiges Wiederzurkraft mit kunstlüsternen Augen auf Effekte belauert. O Actäon, Fachmann du, seitdem du die Diana belauschtest, ist nicht auch dies Buch eine Art Unkeusches?

Also ein kalter Dichter ist Lissauer, kann er sein, sagen wir vorsichtig, aber er kann es sein, auch wenn er dichtet, wirklich dichtet, sagen wir, nicht etwa ausfeilt oder ausarbeitet. Das ist gravierend, denn wir fragen dann: weshalb dichtet er, wenn sein Inneres nichts zu sagen hat. Als kalt oder unbeweglich, wie wir sagten, haben wir ihn schon früher erkannt, z. B. als wir Goethes Mailied mit seinem Sommer verglichen, der über den Strom kam, als wir fanden, daß seine ganze Fülle und Energie auf einige wenige Grundformen zurückging, deren Eintönigkeit, trotz virtuoser Behandlung mehr und mehr durchklang; auch das Mißverhältnis von blendender Form zu nichtigem Vorwurf nur aus der kalten Freude an Verskünsten zu erklären. Typisch für den generellen Zweifel, zu dem man berechtigt ist, ob Lissauer nun Temperament oder Stimmung prästiert, ist speziell für letztere das hübsche Gedicht vom Kreis, wo in dem Ton schwermütiger Bewegtheit von Sein oder Nichtsein eine geometrische Figur mit klugem Kopfe ausgedeutet wird.

Diese Kälte, von der wir sprechen, ist natürlich relativ zu verstehen, im Gegensatz zunächst gegen die Posaunenstöße des Sturms, mit denen er Temperament prätendiert, im Gegensatz auch zu der Warmherzigkeit (edel sei der Mensch, hilfreich und gut), die wir als normale Begleiterscheinung regeren Empfindungslebens ansehen, es ist sozusagen keine chemisch reine Kälte (unter Künstlern hat sie Mérimée annähernd gehabt), sondern die Temperatur oder Bewegung in Lissauers Gesamtpersönlichkeit erscheint, absolut gesprochen, nach unten als die leichte Melancholie der bequem Gesetzten, denen ihre Gedanken nie Zwang oder Qual waren, nach oben in entsprechender Höhe die Heiterkeit dessen, der mit seinen Gedichten im ganzen recht zufrieden ist. In Summa also nicht Windstärke 9, wie die Gedichte glauben machen könnten, sondern „leicht bewegt“.

Soviel von der Temperatur. Die Atmosphäre von Lissauers Persönlichkeit ist durchaus Bewußtheit. Da ist nichts, was aus mystischen Tiefen kommt, nichts, was zu mystischen Tiefen geht als der Ausdruck. Auch die Halbzustände und Dämmerungen, die wir oben als seine Domäne erkannten, sind Darstellungen, keine Offenbarungen.

Blut und Leben erhält eine solche Gesamtpersönlichkeit durch Eigenart des Gefühls oder der Weltanschauung. Von letzterer, wie sie sich z. B. bei Schiller, unter den Neueren bei Liliencron und Dehmel eigenwillig bemerkbar macht, finden wir bei Lissauer das, was man als die normale Anschauung der Gebildeten unserer Zeit ansprechen kann, sonst nichts Besonderes. In seinem Gefühlsleben heben sich als besondere Charaktereigenschaften hervor sein Selbstbewußtsein, über das wir oben schon gesprochen haben, und seine Geschlechtlichkeit. Auf das Selbstbewußtsein geht (nicht schließlich, sondern direkten Weges) seine Ausweitung in das All zurück, die dann mit ihrem Zubehör Anlaß gegeben haben mag, bei ihm von neuer Religion zu sprechen und dergleichen törichtes Gerede mehr. Seine Geschlechtlichkeit nimmt nicht eben (und wir Uebersättigten wissen seinem künstlerischen Geschmack Dank dafür) breiten Raum ein, aber sie erscheint von charakteristischer Färbung. Die Gedichte „Der Wind", „Andalusische Sage", „Der Gasthof zum Feuer" geben diese Note markant. Dazu der „Bannruf" (alle vier aus dem „Strom"), den ich (der Leser habe noch für dies eine Geduld), als letztes abdrucke:

> Wie Simson Fackeln um die Rümpfe der Füchse und Wölfe band
> Und die laufenden Feuer hintrieb in das feindliche Garbenland, —
> Haß kündet
> Der Mann dem Weibe, das ihn entzündet.
> Ich sende
> Meine lichterlohen Wünsche dir in die Seele als umirrende Brände.
> Auf! Sät Glut!
> Schleudert Flammen! Streut ihr Feuer ins Blut!

Ich will mich nicht auf Spezielles einlassen, aber ich glaube in der besonderen Färbung dieser Geschlechtlichkeit eine Rasseneigentümlichkeit zu erkennen. Ein solcher Brief Siegfrieds an Chriemhild (auch noch so mutatis mutandis, nur in dem Einen, Wesentlichen unverändert) wäre undenkbar.

Weiter hätten wir über Lissauers Gesamtpersönlichkeit, will sagen über den Inhalt und wahren Kern seiner Gedichte, nichts zu

sagen, nachdem wir nur das eine, um nicht mißverstanden zu werden, wiederholt haben, daß seine Empfindungs- und Gedankenwelt sich durchaus in den Bahnen des kultivierten Durchschnitts unserer Zeit hält. In Summa also: weit über zwanzig Seiten brauchten wir, um die Form, fünf etwa, um den Inhalt von Lissauers Dichtwerk zu erkennen. Dies äußerliche und Zahlenverhältnis entspricht dem innerlichen und der Wahrheit. Eine kümmerliche und kärgliche Summa bis jetzt für ein Gesamtwerk in der Tat und wohl erheblicher Vergrößerung, will sagen einer Entwicklung nach innen, ach wie bedürftig, wenn es ja an sich nennenswert nicht bleiben, sondern werden soll.

Schließlich aber ist nun, wenn wir auf das Ganze zurückblicken, unser Problem gelöst, die Antwort auf die Frage gefunden, die wir oben stellten. Und so einfach die Frage war, so noch einfacher, ja mit einem Wort läßt sich die Antwort geben. Diese Kunst hält auf die Dauer nicht stand, weil der Dichter keine Seele hat; das ist die schließliche und endgültige Lösung des Problems, le mot de l'énigme. Wir brauchen dabei nicht begrifflich zu definieren, was „Seele" ist. Wer nicht will, läßt sich ohnehin nicht überzeugen; jeder übrige aber weiß mit der absoluten Sicherheit des Gefühls, was mit dem Worte gemeint ist, so wie es Goethe wußte, als ihm seine Gottesumschreibung im Faust aus der Tiefe quoll, oder der Apostel, da er von der klingenden Schelle predigte oder dem tönenden Erz.

* * *

So war der Verlauf unserer Untersuchung: zuerst fanden wir, im Gegensatz zu den anmaßlich beifälligen Ueberschwänglichkeiten der zeitgenössischen Moderne in der Kritik, will sagen im Gegensatz zu unserem Vorurteil daraus, daß an Lissauers Gedichten doch etwas, und nicht weniges, wirkliches sei. Sie erschien uns als eine „große" Lyrik, nicht anempfunden, sondern original und persönlich aus Stimmungen einzelner Erlebnisse erwachsen; dazu typisch modern in ihrem Selbstbewußtsein und der virtuosen Sprachbehandlung, rhythmisch-melodisch sowohl wie in der Schilderung verdämmernder Halbzustände. Indessen mischte sich schon in die Freude gerade darüber zweimal ein leiser, aber dringlicher Zweifel wie die Mahnung eines bösen Gewissens. Bevor wir diesem nachgaben, noch einmal Zusammenfassung dessen, was uns an Lissauers Gedichten als rühmenswert aufgefallen war, dann aber, die seltsame Erfahrung, daß einem diese Lyrik mehr und mehr bewußt widerwärtig wurde,

gab den entscheidenden Schwung, eine genaue Analyse mit dem nächsten Ziel, uns über jenes Unbehagen klar zu werden. Den Grund fanden wir erstens in dem Mißverhältnis des geringfügigen Inhalts (der „Einfälle") zu dem formalen Aufwand, ferner in der Erkenntnis, aus zahlreichen Einzelbeobachtungen gewonnen, daß dessen Fülle und Energie nicht Reichtum und Temperament des Dichters, sondern in der Tat nur formal, Artistenkünste, Schein waren, und drittens (fügen wir jetzt ergänzend hinzu) in dem Mißverhältnis des zur Schau getragenen Selbstbewußtseins zu Lissauers Wirklichkeiten. Die Erkenntnis, daß der Dichter wesentlich formenvirtuos sei, führte zur richtigen Einschätzung der Sammlung „1813", in der sich seine Form zum erstenmal als Manier erwies, und schließlich, wenn man diese Form sich wegdachte und zwischen Form, Vorwurf und Inhalt unterschied, wie geringgewichtig der letztere, d. h. wie wenig bedeutsam sich des Dichters Gesamtpersönlichkeit unter seinen dröhnenden Auffälligkeiten offenbarte.

So wäre er denn wert, vielleicht gar nicht über ihn gesprochen zu haben, sicherlich aber jetzt die Akten zu schließen und nicht mehr über ihn zu reden, der Wahrheit versichert, daß „man" überhaupt sich nicht länger mit ihm beschäftigen werde als etwa die aufgeknüpften Mägde des Odysseus noch am Stricke baumelten: μίνυνθά πες οὔτι μάλα δήν — wenn nicht eins bedenklich machte: die geschlossene Phalanx der zeitgenössischen Kritiker gegen uns, nicht als Autoritäten, sondern als Qualitäten, insofern sie als ehrliche Männer von Ernst, Ueberzeugtheit, hohem, bei einzelnen sehr hohem künstlerischen Feingefühl vorauszusetzen sind. Hier liegt noch eine Frage, eine letzte für uns jetzt:

Wir benutzen das Gleichnis für Spinozas Weltanschauung und erkennen: wie das einzelne Kunstwerk sich gleich einer Welle aus der geistigen Gesamtheit seines Schöpfers erhebt, so erscheint die Geistigkeit des Einzelnen wieder als eine Welle, die sich aus dem allgemeinen Strom der Zeit als ein Teil von ihm erhebt. All so, je mehr einer „modern" in seiner Zeit schwimmt, um so mehr bedingen, erklären, entschuldigen er und sie sich wechselseitig. So auch Lissauer zu seiner, d. h. unserer Zeit. Am Himmel dreht sich noch immer der große Bär ruhig um Bootes wie zu den Zeiten der langhaarigen Frankenkönige, aber die geistige Konstellation der kurzlebenden Menschheit ist mannigfaltigem Wechsel unterworfen. Einige Menschenalter hindurch war Goethe der Polarstern, zu dem sie aufblickte, dann war es Bismarck, und schon wieder verschieben sich die Sterne, und man vermutet einen neuen Pol.

Unsere Zeit nun ist vor anderen erkennbar als die der Masse und der Energie. Fabrikbetrieb statt der Werkstättenarbeit, Massenverkauf und Warenhäuser, an Stelle des einzelnen Unternehmers die Aktiengesellschaft und das Großkapital, fünfstöckige Kontorkasernen statt des ererbten Hauses der einzelnen Firma, die Zahl der Großstädte in stetem Wachsen, die Umwandlung der gesamten bürgerlichen Gemeinschaft (Zwangsversicherungen auch der sogenannten freien Berufe ein Symptom dafür) in einen Beamtenstaat; dazu Dreadnoughts und ständig wachsende Tausende der Pferdekräfte, all das ist Masse. Eine reiche Zeit, aber keine überreife Zeit noch von satter Weisheit. Noch fühlen wir stählerne Federkraft in ihr; Energie nannten wir das. Das Große strebt ins Ungeheuerliche; man zählt die Milliardäre statt der Millionäre, das Großkapital will Weltkapital, die Großstadt Weltstadt werden. Außerdem äußert sich diese Energie in der Schnelligkeit der Verbindung von Mensch zu Mensch und in dem allseitigen Zentrifugalstreben, mit dem der Mensch von sich aus auf allen Radien in alle Fernen und Tiefen Himmels und der Erde, Geistes und der Materie vordringt. Dieselbe Masse und Energie nun, die den Grundton unserer Zeit bildet, klingt ebenso als Grundton von Fülle und Energie, wie wir es da nannten, aus Lissauers Gedichten herauf, und so offenbaren sich beide, das Meer und seine Welle, als eins und eines Gewässers.

In ihrer allgemeinen Psychologie charakterisiert sich unsere Zeit, die ja der Naturwissenschaft und Technik ihre Höhe verdankt, durch ihre Bewußtheit, Bewußtheit bis in das Gebiet des Unbewußten; sie offenbart sich natürlich im Hinblick auf das allgemeine Niveau als Zeitbewußtsein und Stolz, wie herrlich weit wir es gebracht haben. Beides, die Bewußtheit wie das Zeitselbstbewußtsein und Großstädtertum pulsiert durch das Zeitalter so stark wie durch Lissauers Gedichte und offenbart diese wiederum als ein integrierendes Stück Zeit. Bewußtheit ist ferner immer mit Kälte verbunden. Das großstädtische „nil admirari“ des Horaz ist Grundstimmung, während Goethes Schaudern als der Menschheit bestes Teil und Mystik in jeder Form theoretisch anerkannt, praktisch zum Gegenstand der Forschung gemacht wird, aber nicht als Seelenstimmung Höhen oder Tiefen erschließt, die jenseits der Bewußtheit liegen. So erfanden wir auch in Lissauers Seele kühn abwägende Unbewegtheit als Grundstimmung.

So viel die Masse, so wenig der Einzelne bedeutet, um so größeren Schutzes genießt der Einzelne seitens der Masse. So

kommt das Quantum Aufmerksamkeit, das er in anderen Zeiten für seine Sicherheit verbrauchte, seiner Arbeit zugute und deren Gegenstücke, seinem Wohlbehagen. Ziel seiner Arbeit in Denken, Fühlen, Wollen ist Macht (wie es Nietzsche die ganze Zeit vorahnend bestimmte) und Macht ist Geld. Nicht die Kunst ist heute Ziel oder sonst ein metaphysisches oder ideelles Bedürfnis. Kunst gehört zum Wohlbehagen. Das gibt Kunst und Künstlern in unserem Zeitalter ihre besondere Stellung. Die Künste werden nach ihrer dekorativen Wirkung bewertet; haben auch innerlich so das kräftigste Leben.

Inzwischen fährt die Natur fort, mit verschwenderischer Hand die mannigfaltig gemischten Keime auszustreuen, die dann aufgehen mögen und wachsen wie sie können, unter den Dornen oder auf fruchtbarem Erdreich. So wachsen auch Dichter herauf, immer noch genug, aber Klima und Erdreich der Zeit sind ihnen nicht günstig. Die meisten verkümmern im Dilettantismus, zufrieden mit dem auf eigene Kosten gedruckten Band Lyrik oder sonstigen Scheinblüten der Selbstkostenverlegerei. Das Dichten ist nicht mehr Geschenk des Himmels, sondern ein Beruf, wie andere auch; nur unter der Ungunst größter Konkurrenz, weil kein direktes Anlagekapital nötig. Erstes Erfordernis aber in diesem Geschäft wie in jedem anderen (und besonders in den sogenannten „freien" Berufen) ist die Fähigkeit sich durchzusetzen und zwar hier gegen den Strich der Zeit. Aus dem letzteren Grunde macht äußerlich der Dichter heut sich und seinen Beruf nicht mehr auffällig, ist nicht mehr der schöne Mann mit Schlapphut und wallendem Lodenmantel, sondern er trägt Frack und Cutaway peinlich neu wie jeder andere Struggleforlifer. Und weil seine Dichtung sich vor der Konkurrenz durchsetzen muß, ist ihr innerer Zug, auch wenn der Dichter selbst sich dessen gar nicht bewußt, auffällig zu sein. Weniger durch den Inhalt als durch die Form.

Die geringere Bedeutung des Inhalts, die wir bei Lissauer deutlich erkannten, liegt ebenfalls in der Zeit. Die gibt ihren Inhalt in Anderes als in Gedichte. Auf das, was einer i s t, worin wir den eigentlichen Inhalt erkannten, kommt es wohl in der Geselligkeit an, aber in der Wirklichkeit unserer Hochkonjunktur auf das, was einer h a t. So ist der Persönlichkeitsgehalt der Dichter dem Publikum gleichgültig und verkümmert wie ein überflüssiges Glied. — Inhalt als Vorwurf will auffallen durch irgend etwas. Das Sicherste ist, man nimmt das „moderne" Leben, als Großstadt z. B. (so sahen wir es bei Lissauer viel). Wer das Glück

hat, einmal den ganzen modernen Maschinismus und Industrialismus in einem Roman aufzufangen und mit Fülle und Energie, d. h. pathetisch und sensationell, darzustellen, führt die Braut heim und hat den Bombenerfolg des Jahres (cfr. Kellermanns „Der Tunnel").

Um nun einen „Vorwurf" auffällig zu machen, sind Massigkeit und Schwere, oder Temperament und Energie die rechten Mittel einer Zeit, die alles andere weniger als beschaulich ist. Hauptkunstgriff aber ist die hochentwickelte Form. Ihr kommt es nicht darauf an, den Inhalt wertvoll zu machen, sondern sie ist sich nahezu Selbstzweck als Virtuosität in Rhythmus und Melodie, in der Fähigkeit, das Unsagbare zu sagen. Wem es dann als Dichter gelingt, irgend wie mit seinen speziellen Künsten durchzuschlagen, sodaß auch das breite Publikum einen Blick für ihn bekommt, für den wird seine Manier ein Warenzeichen. Seine Sachen werden auf Grund seiner Marke verlangt, solange bis eine andere Marke modern wird. — Es bedarf keiner Hinweise im Einzelnen mehr, wie sehr und wie durchaus echt Lissauer ein Kind seiner Zeit ist.

Diesen Dichtern nun, die ganz ihrer Zeit leben, entsprechen Kritiker, die ebenso, bewußt und unbewußt, durchaus Kinder ihrer Zeit sind, in Sinnesart und Ausdruck. Diese Dichter und Kritiker, teilweise beides in einer Person, erkennen und schätzen sich wechselseitig und haben die Zeitwitterung der eine für den andern. Daß sie so sind, gibt ihnen den Erfolg, daß sie es „nur" sind, bedingt ihre Vergänglichkeit.

Damit stehen wir am Schlusse dieser Betrachtungen und erkennen, so skizzenhaft unsere Zeitschilderung ist, den Grund, weshalb unser Urteil über Lissauer dem jener berufenen Kritiker entgegensteht. Sie sind gegenwartsüberzeugt und schwimmen mit dem Tag und sind gegenwartsfroh, weil und solange ihre Welle sie hoch trägt. Wir und unseresgleichen sind nie modern, das ist unser Stolz, und nie unmodern, das ist unsere Gewißheit. Darum haben wir erstlich Zeit, wo jene schnell bei der Feder sein müssen, und ferner ist unsere Aufgabe und Sinnesart, den Kopf klar zu halten und den Kurs der Zeit zu erkennen, nicht an den Blinkfeuern, so sehr wir sie beachten, sondern, man wird die Wirklichkeit auch unter dem pathetischen Bilde verstehen, an den ewigen Sternen.

Joseph Görres, der Rheinische Merkur und der preußische Staat.

Von

Otto Tschirch.

Wenn man mit Recht die hundertjährige Wiederkehr der Befreiung Deutschlands mit Glanz gefeiert und zum Anlaß genommen hat, die geschichtliche Bedeutung der großen Ereignisse für die weitere Entwicklung und für die Gegenwart zu erwägen, so soll man auch nicht vergessen, die journalistische Erscheinung historisch zu würdigen, die 1814 einem Meteor gleich hell glänzend aufstieg und Deutschland mit einem Male eine unabhängige, vaterländisch denkende und von großen Gesichtspunkten geleitete Presse zu bescheren schien, bald freilich den finsteren Mächten der preußischen Reaktion zum Opfer fiel, ich meine den Rheinischen Merkur von Joseph Görres, der in der Tat ein ganz einzigartiges Phänomen in der Geschichte des deutschen Journalismus darstellt. In ihm hat zuerst die öffentliche Meinung in Deutschland ein gewaltig wirkendes Werkzeug gefunden, und bis auf den heutigen Tag wird erzählt, daß Napoleon den Rheinischen Merkur als die fünfte Weltmacht (cinquième puissance) gefürchtet habe. Daß Napoleon eine solche Aeußerung getan habe, ist mir sehr zweifelhaft. Wenn ich recht unterrichtet bin, so findet sich diese Bezeichnung zuerst in einer Flugschrift des Rheinländers Benzenberg von 1816 („über Verfassung"), in der er sagt, die Franzosen hätten die Verdienste des Blattes im Kampfe gegen Napoleon durch den Ehrennamen der cinquième puissance des Wiener Kongresses selbst anerkannt. Diese Angabe verdient in dieser Form schon eher Glauben, denn Benzenberg, der im Herbst 1815 aus Paris Berichte an den Rheinischen Merkur sandte, war durchaus in der Lage, das Urteil der Pariser Bevölkerung über das rheinische Blatt zu erkunden. Unzweifelhaft hat das Blatt eine

große Berühmtheit in ganz Deutschland, ja in Europa genossen und die Times hat oft genug Aufsätze aus dem Rheinischen Merkur abgedruckt. Inhaltlich überragt das Blatt alles, was in den Tagen der Freiheitskriege auf deutschem Boden gedruckt wurde. Die Eigenart der Zeitung ist, daß die militärischen und politischen Nachrichten durchaus zurücktreten, daß sie die Berichterstattung über Tagesereignisse vielmehr den anderen Blättern überläßt, ihrerseits aber in größeren zusammenfassenden Aufsätzen in längeren Pausen die Zeitereignisse in ihrer wesentlichen Bedeutung würdigt. Diese Eigenart gibt der Zeitung von vornherein ihre besondere Stellung und hebt sie auch über Blätter, wie den preußischen Korrespondenten heraus, dessen Bedeutung nicht verkleinert werden soll. Aber diese Zeitung, mit der ja Namen wie Niebuhr, Schleiermacher, Achim v. Arnim, von Arndt und Jahn ganz abgesehen, rühmlichst verbunden sind, geht von vornherein aus dem Rahmen gewöhnlicher Nachrichtenblätter wie der Vossischen und Spenerschen Zeitung nicht wesentlich hinaus und ragt nur durch den ernsten, vaterländisch hochgespannten Ton ihrer beigegebenen Betrachtungen und die kühne Selbständigkeit ihrer Ansichten hervor. Das russisch-deutsche Volksblatt Kotzebues, das von der Ankunft der Russen in Berlin bis zum Waffenstillstand Mitte 1813 erschien, hat wohl eine starke volkstümliche Wirkung geübt, aber entbehrt höheren inneren Werts, wie alles, was der talentvolle Vielschreiber geschaffen hat, der gerade damals besonders fruchtbar war. Von anderen vaterländischen Journalen lassen sich mit dem Rheinischen Merkur nur etwa die von Brockhaus herausgegebenen Deutschen Blätter in gewisser Entfernung vergleichen, aber sie sind eine Wochenschrift, kein Tageblatt, und eben darum schon von geringerer Wirkung auf die große Menge, dann aber hat ihnen der zündende Genius gefehlt, der dem Blatte eine so unvergleichliche Wirkung mitteilte. In der Tat kann man sich die Begeisterung kaum noch vorstellen, mit dem der Rheinische Merkur im ganzen Vaterlande, vor allem aber in dem kriegerisch hochgestimmten Norddeutschland gelesen wurde. Von Blücher heißt es, er habe nicht gefrühstückt, ohne den Merkur gelesen zu haben. Stein benutzt das Blatt wiederholt, um seine Ansichten in die breite Oeffentlichkeit zu bringen. Gneisenau und Arndt zollten lauten Beifall, und in dem Lesezimmer der Kasseler Bibliothek, wo die Brüder Grimm ihres Amtes walteten, drängten sich die Besucher, die den herrlichen Götterboten, dem sie sich nicht selber halten konnten, genießen wollten. So ist es kein Wunder, daß gerade in den letzten

Jahren der Verfasser des Rheinischen Merkurs der Gegenstand einer überaus lebendigen literarischen Tätigkeit geworden ist. Ist es doch gewiß interessant, den verschlungenen Wegen dieses merkwürdigen Geistes nachzugehen, der als Jünger der französischen Revolution, als fanatischer Republikaner beginnt, dann mit den Heidelberger Romantikern in den Zaubergärten der Naturphilosophie, der deutschen Volkssage und der orientalischen Mythe umherirrt, 1814 seine Stimme erhebt als Herold des wiedererstandenen freien Vaterlandes an der Seite unserer preußischen Helden und Sänger, zuletzt als gelehriger Jesuitenzögling die ehemalige Pfaffenfeindschaft abschwört, das mittelalterliche Ideal der universalen Kirchenherrschaft auf sein Banner schreibt, den läppischsten Hexenaberglauben in seiner Mystik verkündigt und durch die Macht seiner Redegewalt der geistige Vater des deutschen streitenden Ultramontanismus wird. Diese seine letzte Erscheinungsform bringt es nun freilich mit sich, daß fast alle seine Biographen der kirchlichen Richtung seiner letzten Lebenszeit angehören — ist ja doch die Görresgesellschaft vor allem der Pflege seines Andenkens gewidmet — und daß die Würdigung seiner großen Persönlichkeit vielfach dazu benutzt wird, um die wissenschaftliche Bedeutsamkeit der streng katholischen Weltanschauung zu sichern. Es hat das ja auch andererseits eine politisch nicht unerwünschte Folge. Die Görresfreunde, die seine vaterländische Wirksamkeit in der Zeit der Befreiungskämpfe hervorheben, wollen damit zugleich der nationalen Fortentwicklung unserer katholischen Partei dienen, und das ist zum Vorteil unserer politischen Zukunft durchaus zu begrüßen. Andererseits ist es nicht wünschenswert, daß die politische Entwicklungsgeschichte eines so bedeutenden Mannes wie Görres der Auffassung einer Konfession oder Partei anheimfällt, und ich habe deshalb versucht, von protestantischem Standpunkte ein Verhältnis zu diesem genialen, vielseitig schöpferischen Geiste zu gewinnen. Im Anschlusse an die Betrachtung seiner hervorstechendsten politischen Tätigkeit als nationalen Propheten in der Zeit der Befreiungskriege will ich es versuchen, die Entwicklung seiner politischen Anschauungen im Abriß zu entwerfen, und da die Beschränkung des mir zur Verfügung stehenden Raumes eine Vollständigkeit ausschließt, so darf ich vor allem das Verhältnis des Rheinländers Görres zum preußischen Staate in den Vordergrund stellen: erreicht doch Görres 1814 und 1815 die größte Sonnennähe diesem Gestirn gegenüber, während vorher und nachher die geistige Entfernung bedeutend ist.

Die beiden politischen Epochen in Görres Leben, die republikanisch-kosmopolitische 1797—1800 und die deutschnationale 1814—1822, sind durch eine lange Pause des Schweigens von einander getrennt. Der Preßzwang des napoleonischen Regiments hat ihm dieses Schweigen auferlegt; das Bedürfnis seines Genius, die sich aufdrängenden Gedanken auszusprechen, hat er inzwischen auf literarischem Gebiete in Zeitschriften und Büchern befriedigt, die auf deutsch-vaterländischem Boden erschienen. In den politischen Zeitschriften seiner Jugend, dem roten Blatt und dem Rübezahl, zeigt sich Görres als ein wild-leidenschaftlicher Sohn der Aufklärung, der den absoluten Staat, die Despotie und die absolute Kirche, die Pfaffheit und ihren Aberglauben als die geschworenen Feinde der Menschheit ansieht. Den Sturz der Krummstabsherrschaft und die Auflösung des Deutschen Reiches, das, wie er ironisch sagt, stets seine Tugend so rein von dem Flecke der Afteraufklärung bewahrte, die Eroberung von Rom und von Mainz, der „Sternschanze des Despotismus", begrüßt er mit hohnvollem Jubel. Kein Zweifel, daß er in seinem krassen Tyrannenhaß, der in den Fürsten meist blutdürstige Tiere sieht, auch das preußische Königtum einschließt. Allerdings preist er den jungen Friedrich Wilhelm III., der noch so verhängnisvoll in sein Leben eingreifen sollte, bei seiner Thronbesteigung, weil er das Reich der Obskuranten und der Nachtvögel zerstört habe. Aber solche edleren Züge der Könige sind ihm nur Zeichen für die sinkende Sonne des despotischen Zeitalters, das bei weiterem Fortschreiten der Menschenkultur der demokratischen Republik Platz machen muß. Alle Greuel der französischen Revolution können ihm lange den schwärmerischen Glauben an seine republikanischen Ideale nicht rauben. Er bemüht sich vergeblich, in Paris die Herstellung einer linksrheinisch-deutschen Tochterrepublik durchzusetzen, ergibt sich aber willig in den Anschluß an Frankreich, als sein Plan scheitert. Erst allmählich, als er die ungeheure Korruption der französischen Fremdherrschaft erkennt, als er als Abgesandter seiner Landsleute in Paris den despotischen Charakter Bonapartes durchschaut, packt ihn die Enttäuschung, und das Verständnis für die Eigenart des deutschen Wesens und der Muttersprache keimt allmählich in ihm auf. Verstimmt zieht er sich aus der politischen Arena zurück, und die romantischen Geistesströmungen gewinnen in steigendem Maße Macht über ihn. In den zahlreichen Aufsätzen aus dem ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, die seine rege Teilnahme für die romantische Literatur, für deutsches Altertum,

für mythologische Studien bekunden, finden sich nur spärliche politische Anklänge, wie etwa in den sehr dunkel gehaltenen Schriftproben, die seine innere Empörung über die politisch-sittliche Erniedrigung des Zeitalters wiederspiegeln. Doch fördert die Durchforschung der Zeitschriften jener Epoche wohl noch manchen anonymen Aufsatz des vielseitig Tätigen an den Tag. Ich wenigstens glaube einem merkwürdigen politischen Artikel aus dem Sommer 1806 auf die Spur gekommen zu sein, der sich in der Weimarer literarisch-politischen Zeitschrift **Falks Elysium** und **Tartarus** befindet. Er ist Thal Ehrenbreitstein im Julius 1806 datiert und trägt die Ueberschrift: „Ueber das Point d'Honneur in der französischen Armee und durch welche Mittel es hervorgebracht wird, oder auf welchem Wege möchte Deutschland noch in dem jetzigen Augenblicke zu retten sein? Von einem Rheinländer und vieljährigen Augenzeugen der französischen Lagerdisziplin." Der Verfasser setzt auseinander, daß der französische Soldat seine großartigen Erfolge keineswegs seiner natürlichen militärischen Veranlagung zu verdanken habe, sondern der vortrefflichen Verpflegung, vor allem dem Geiste militärischer Ehre, der das ganze Regiment durchweht und jedem, auch dem Gemeinen, seine Rechte sichert und sein Ehrgefühl weckt und anerkennt. Die Vermeidung von Schimpfworten und körperlichen Strafen, die Begünstigung des Zweikampfes auch bei den Gemeinen, das einfach bürgerliche Auftreten der Offiziere schafft den militärischen Geist, der bei Austerlitz gesiegt hat, und die deutschen Soldaten werden ihren Gegnern nur gewachsen sein, wenn bei ihnen die Flüche, der Korporalstock, die Fuchtel und das Gassenlaufen, die mechanischen Kindereien der Wachtparade abgestellt werden. Der deutsche Nationalcharakter fordert solche Behandlung keineswegs, vielmehr zeigt der herrlich geschlossene Gildengeist der uralten deutschen Innungen, daß auch im niederen Volke des Vaterlandes ein stolzer Korpsgeist waltet, derselbe, der auch auf den deutschen Universitäten fortdauert, und die tief verkannte, aber treffliche und in sich große deutsche Nation wird sich nur erheben können, wenn ihr durch eine andere militärische Erziehung, die den knechtischen Gehorsam verbannt, die Möglichkeit gegeben wird, ihr Genie, ihre Tugend und ihren Charakter zu entfalten. Der Aufsatz beginnt in schlicht-sachlicher Darstellung, erhebt sich aber am Ende zu so vaterländischer Wärme, zu so fast revolutionärem Atem, zu solchem machtvollen Bilderreichtum, daß man fühlt, nur wenige in Deutschland konnten so schreiben, des Löwen Klaue spürt und unwillkürlich an Görres denkt, der bis zum Herbst

1806, wo er nach Heidelberg für einige Zeit übersiedelte, in Koblenz gegenüber von Ehrenbreitstein lebte. Daß er den Aufsatz aus Deutschland datierte, statt von seinem wirklichen Aufenthaltsort, und daß er seinen Namen verschwieg, ist aus Sorge für seine Sicherheit völlig erklärlich. Görres Stimmung würde der Artikel völlig entsprechen; denn eben damals entschloß er sich, dem Drucke napoleonischer Gewaltherrschaft zu entfliehen und bereitete seine Uebersiedelung nach Heidelberg vor. Es ist klar, daß der Verfasser mit der Armee, deren Gamaschendienst, deren rohe Heereszucht er geißelt, die preußische meint, die Görres aus dem Revolutionskriege kannte und damals ähnlich beurteilte. Die frühere und die spätere Abneigung unseres Autors gegen die stehenden Heere, die im Rheinischen Merkur vielfach hervortritt, spricht sich jedenfalls auch hier aus. Merkwürdig aber ist, daß er am Ende seines Aufsatzes von der Erhebung der deutschen Nation eine Zukunft erwartet, „in der Frankreich und Deutschland wie Sonne und Mond wieder in sein altes, großes, ewiges und jetzt durch eine versch(r)obene Politik höchst unnatürlicherweise verschobenes Gleichgewicht tritt; ein Gleichgewicht, was keine Schimäre ist oder bloß in der Einbildung gilt; nein, ohne welches die ganze Natur verarmt und zerstörend mit allem ihrem Reichtum in sich zerfällt; so wie mit dessen Anerkennung große Nationen wie alle übrigen und selbständigen Kräfte des Universums, Sonne, Monde und Planeten, in ewiger Wechselwirkung, angezogen und abgestoßen, nebeneinander ruhig fortdauern."

Wenn der Aufsatz von Görres herrührt, so ist er wohl verständlich als ein politisches Lebenszeichen des Publizisten in der Zeit der Erniedrigung, in der sein völliges Verstummen als politischer Schriftsteller bisher einigermaßen rätselhaft war. In den nächsten Jahren versenkte er sich mit eindringendem Studium in das deutsche Altertum und erbaute sich an der Größe der vaterländischen Vergangenheit, um seinen Abscheu gegen das französische Wesen, das sein geliebtes Rheinland knechtete, zu vergessen. Unter dem Einflusse Schellings und Novalis, ähnlich wie gleichzeitig Adam Müller zu der tieferen Auffassung des Staates als lebendigen Organismus, der Nation als individueller Persönlichkeit, fortschreitend wird er sich der großen historischen Eigenart seines Volkes immer stolzer bewußt und schreibt für Perthes Vaterländisches Museum, das den Freunden des bedrängten Deutschtums eine Zufluchtsstätte bieten wollte, 1810 den Aufsatz: über den Fall Teutschlands und die Bedingungen seiner Wiedergeburt, in dem er sein Volk zur Besinnung

auf sich selbst und seine fast verschütteten literarischen Schätze der Vorzeit aufrief: Sah er doch in dem Kern seiner angeerbten Standesart und tieferen Bildung den Keimpunkt seiner Zukunft. Aber er glaubte damols selbst nicht viel damit zu erreichen: ein fast trostloser politischer Pessimismus überwältigte ihn immer wieder. Hatte er schon 1808 in seinen phantastisch-mystischen Schriftproben den Zusammenbruch Deutschlands von 1805 und 1806 sarkastisch gegeißelt, die Gebeugten gehöhnt, die unselig an der ersten ehrlichen Handlung erstickt seien, insbesondere „den Kleinen (den preußischen König), der die (Friedens-) Palme bot, aber von dem stolzen Krieger (Napoleon), herrisch auf das Schwert gestützt, angefahren wurde: David! David! wo ist deine Schleuder," — so sah er 1811 in einem Briefe an Perthes in der Menge der Teutschen nur einen eitel charakterlosen Haufen, die ein Wolf zu Tausenden jagt, wohin er will. Von dem tiefgebeugten norddeutschen Staate, Preußen, in dem doch eine Großes versprechende innere Erneuerung heranwuchs, wollte er um so weniger etwas erwarten, als es der Staat der Reformation war, und Görres Deutschlands Heil und Mißgeschick an die katholische Kirche unlösbar geknüpft erblickte, der sie nun auch in ihrem Sturze folgen mußte. Als Oesterreich sich 1809 allein erhob, um bald zu erliegen, schrieb er bitter an den Preußen Arnim, es sei ihm leid um alles gute Blut, was fließt und geflossen ist, da, was die eine Hälfte mit Blut an Ehre mühsam gewinnt, die andere leichtsinnig und verkehrt an Schimpf wieder zusetzt. Und im Jahre darauf beantwortet er dessen wohlgemeinte Tröstungen damit, daß er Teutschland mit einem von den Maden halb zerfressenen Schafkäse verglich, den das Bajonett eines Franzosen aufspieße. Bei seiner rein gefühlsmäßigen Abneigung gegen das „eingebildete, nüchterne, norddeutsche Wesen" wurde er gegen das „fatale Land" Arnims jetzt besonders ungerecht. Er schreibt: „Ueber jeden Zeitungsartikel, der aus Eurem Lande kommt, ärgere ich mich von neuem; es ist als wenn die Gesindestube aufginge und Qualm und Biergesang einem entgegendampfte. — All das bißchen guter Wille geht gleich in der Mattigkeit bis an die Knie unter." Auch die Kunde von der preußischen Erhebung im Frühjahr 1813 nimmt er ungläubig auf: Glorreich herrscht der Unverstand in diesem Lande, und darum glaube ich auch kaum, daß etwas Ersprießliches aus den jetzt geänderten Verhältnissen hervorgehen werde; sie werden die Dupe von beiden Seiten (d. h. von Rußland und Napoleon) werden. Wenn ihm damals Creuzer aus Heidelberg spöttisch von preußischem

Strohfeuer-Enthusiasmus schrieb, der im Falle eines Erfolges nur dazu führen könnte, daß ihre angestammte Hoffahrt in unerträglichen Hohn und Härte gegen andere ausarten könne, so entsprach das gewiß seiner eigenen Auffassung. An dem elementaren Ausbruch norddeutscher Begeisterung hat Görres merkwürdigerweise nicht im mindesten teilgenommen; während das preußische Volk in wunderbarer Einmütigkeit aufsteht, sieht er nur „verdrießliche Kriegshändel“ sich entwickeln und lebt nach eigener Angabe in großer Gemütsstille seine Zeit so fort, sehr ruhig und behaglich. Eine ganze Welt trennte eben damals noch den deutschen Westen vom preußischen Osten. Erst als in der Neujahrsnacht von 1814 Blücher den Rhein überschritt und bald darauf die russischen Kriegerscharen durch Koblenz zogen, wurde Görres von der vaterländischen Begeisterung der großen Jahre erfaßt. Die tiefe Liebe zum deutschen Wesen lebte längst in ihm; aber angesichts der trostlosen politischen Verhältnisse in seiner engeren Heimat war er lange verstummt. Jetzt ergriff ihn der vaterländische Geist nach langem Schlummer um so gewaltiger. Es war das Erwachen eines Epimeides, der um so lauter nun zu rufen begann. Der geborene Publizist, der solange gefeiert hatte, fand nun die erwünschte Kanzel, von der er bald für ganz Deutschland predigte. Ein Koblenzer Buchhändler Pauli hielt es für zeitgemäß, ein unbedeutendes Lokalblatt, den Mercure du Rhin, das im Jahre 1811 bestanden hatte und trotz seiner lendenlahmen Zahmheit unter der napoleonischen Zensur nicht hatte fortbestehen können,*) wieder ins Leben zu rufen und erhielt von der vorläufigen Landesverwaltung die Erlaubnis, eine Zeitung herauszugeben. Der Umstand, daß der zuerst berufene Redakteur ablehnte, brachte Görres an seine Stelle, und dieser nun, eben erst von einem Krankenlager erstanden, ergriff mit Feuereifer die ihm gebotene Aufgabe, hob das Blatt durch seine Genialität, durch die Macht seiner prophetischen Beredsamkeit rasch über alle ähnlichen Unternehmungen hinaus und gab ihm eine allgemein deutsche Bedeutung. Görres war kein eigentlich schöpferischer Geist. Er hat keine neuen Gedanken in die Welt gebracht; die sehr merkwürdige Entwicklung seiner politischen Ansichten folgt einfach den großen Naturgesetzen, die die Umwandlung der Geister von 1789—1848 beherrscht. Eine überaus geistig lebendige und sensitive Natur, die „rührbar jedem Zauberschlag der Zeit, mit

---

*) Von diesem Blatt ist der Jahrgang 1811 auf der Koblenzer Stadtbibliothek noch erhalten.

leis beweglichem Gefühl den Geist in seiner flüchtigsten Erscheinung hascht", nicht ohne die stärksten Widersprüche in der Aufeinanderfolge ihrer Phasen, sammelt wie in einem Aeolusschlauch, wie man wohl mit Recht gesagt hat, die geistigen Windströmungen der Zeit in ihrem Busen, um sie mit hinreißender Gewalt in die staunende Welt hinauszuposaunen. So hat er dreimal in seinem Leben die Arena mit seiner Stimme erfüllt: als revolutionärer Klubbist um 1798, als nationaler Prophet 1814 und 1815, als ultramontaner Agitator 1837, wo er mit seinem Athanasius die katholische Welt Deutschlands revoltierte. Diese Tätigkeit war unzweifelhaft die, zu der er geboren war und in der er seinen eigentümlichen Genius am glänzendsten entfaltete. Was er als romantischer Naturphilosoph, germanistischer Forscher und Uebersetzer, was er als politischer Denker, was er als Theologe geleistet hat, ist alles höchst dilettantisch und fordert unser kritisches Lächeln heraus. Aber hier hat er eine großartige, fortreißende, bald segensreiche, bald gefährliche und verhängnisvolle Wirksamkeit entfaltet, in den Jahren 1814 und 1815 jedenfalls diejenige, die in deutschen Landen noch heute überall ungeteilte Anerkennung finden wird.

Dem Jubel des wiedererstandenen, befreiten deutschen Volkes hat er erhabene Töne geliehen, die in einem Atem mit unserer vaterländischen Dichtung genannt zu werden verdienen. Aber er faßte zugleich mit der Gründung des Rheinischen Merkurs eine bestimmte politische Aufgabe für die Rheingebiete ins Auge. Der Grundgedanke des Aufrufs an der Spitze der Zeitung ist: „das Blatt soll eine Stimme der Völkerschaften diesseits des Rheins werden und die alten teutschen Lande auf beiden Seiten des Stromes wieder verknüpfen." Freilich in seiner engeren Heimat fand Görres von vornherein nur geringe Unterstützung und weckte nur schwachen Widerhall. Aber je stärker die Begeisterung war, die der freimütige Eiferer in Mittel- und Norddeutschland weckte, desto mehr behandelte er die großen politischen Interessen des ganzen deutschen Vaterlandes. In seinem Aufsatze „Ueber die deutschen Zeitungen" (Juli 1814) umreißt er einmal die hohe Aufgabe, die er sich stellt: „Da Deutschland endlich wieder eine Geschichte gewonnen, da es in ihm zu einem Volke gekommen, zu einem Willen und zu einer öffentlichen Meinung, wird es sich wohl auch also fügen, daß es Zeitungen erhält, die mehr sind als der magere und geist- und kraftlose Index dessen, was geschehen. Wenn ein Volk teilnimmt am gemeinen Wohle, wenn es durch Taten und Aufopferungen sich wert gemacht,

in den öffentlichen Angelegenheiten Stimme und Einfluß zu gewinnen: dann verlangt es nach solchen Blättern, die, was in allen Gemütern treibt und drängt, zur öffentlichen Erörterung bringen, die es verstehen, im Herzen der Nation zu lesen, die unerschrocken ihre Ansprüche zu verteidigen wissen und die dabei, was die Menge dunkel und bewußtlos in sich fühlt, ihr selbst klar zu machen und deutlich ausgesprochen ihr wiederzugeben verstehen; sie sollen sich würdig machen, daß das Volk als seine Stimmführer sie achte und erkenne, und sie werden ein ehrenvoll und gesegnet Amt verwalten."

Der weitaus größte Teil der Artikel des Rheinischen Merkurs stammt aus Görres' Feder, dessen Eigenart sie mächtig durchpulst. Es ist erstaunlich, wie gut er unterrichtet war. Ueber die Kriegsereignisse erhielt er aus militärischen Kreisen wertvolle Mitteilungen, aber auch über die Vorgänge auf dem Wiener Kongreß und die einzelnen Persönlichkeiten der Diplomaten wußte er sehr interessant zu berichten, wobei ihm u. a. Jakob Grimm, der als hessischer Gesandtschaftssekretär in Wien war, nützliche Dienste leistete. Achim v. Arnim, E. M. Arndt, Max v. Schenkendorf erscheinen als Mitarbeiter. Benzenberg liefert bedeutsame handelspolitische Artikel und sendet Stimmungsberichte aus Paris. Prophetisch sagt er die Zeit voraus, wo kein Däne mehr in Schleswig, kein Franzose mehr in Straßburg gebieten werde. Selbst der Freiherr v. Stein stand seit Mitte 1815 mit ihm in engerer Verbindung und ließ ihm durch den in Koblenz stehenden ehedem sächsischen General Thielmann Nachrichten und Ratschläge zugehen. Ueberhaupt verdankte Görres dem regen Verkehr, den er in Koblenz mit preußischen Offizieren und Beamten hatte, reiche Anregung. Gneisenau, der 1815 als Kommandierender nach Koblenz kam, hatte Freude an dem Verkehr mit „dem genialsten der Rheinländer". Der Familienumgang dieses Kreises trug ein geistvolles, aber einfaches und anspruchsloses Gepräge. Ein Briefchen des Grafen von Gröben an Görres ist uns noch erhalten, in dem er sagt: er fürchte, sich des Hochverrats schuldig zu machen; aber er müsse ihm doch mitteilen, daß man einen Ueberfall auf ihn vorhabe. Es handelte sich um einen freundschaftlichen Besuch. Aber im Jahre 1819 mußte sich der Graf v. Gröben vor einem amtlichen Kommissar der Demagogenuntersuchung äußern, ob er in diesem unter Görres Papieren aufgefundenen Billet vielleicht hochverräterisch Görres zur Flucht vor der Verhaftung hätte verhelfen wollen.

Was nun Görres im Rheinischen Merkur vor allem beschäftigt, ist zunächst die gewaltige Umwälzung Europas, die sich vor den Augen der Zeitgenossen vollzieht. Sie ist Görres ganz und gar ein gewaltiges Gericht, das der Alte der Tage an der Menschheit vollzieht. Napoleon ist ihm das Prinzip des Bösen, die Franzosen das verworfene Volk, das er wie Arndt mit wildem Hasse verfolgt. Wie er es liebt, in Allegorien, Personifikationen, dramatischen Auftritten seine politischen Gedanken auszuströmen, so dichtet er jene großartige Proklamation Napoleons an die Völker Europas vor seinem Abzug auf die Insel Elba. Auch in diesem Prachtstück Görresscher erhabener Redekunst findet man natürlich nicht getreue psychologische Charakterschilderung, sondern eine düstere Phantasie, wie sich der Koblenzer Romantiker den Dämon des Abgrundes vorstellte, und gewiß — diese Gemälde in grellen Farben haben 1815 bei Bonapartes Wiederkehr gewaltig gewirkt, die nationale Leidenschaft von neuem anzuschüren. In kühner Sprache wurden die deutschen Diplomaten angetrieben, dafür zu sorgen, daß das Vaterland auf dem Wiener Kongreß nicht benachteiligt werde, und in tiefer Entrüstung geißelt Görres, daß man ängstlich darauf bedacht ist, den Störenfried Europas, Frankreich, in guter Laune zu erhalten, während Deutschland sichere Grenzen entbehren muß. So berechtigt diese Mahnungen auch sind, so zeigt sich hier schon der moralisierende, priesterliche Ton des Publizisten, der im Namen der Völker die Diplomaten schulmeistert, ohne die sehr realen Hindernisse ihrer Bemühungen zu beachten. Dieser geistliche Hochmut in Görres' Schriften, der zu den Fürsten und Ministern immer im Namen der Gottheit spricht, setzt sich im Laufe der Jahre nicht bloß fort, er steigert sich oft bis zum Unerträglichen.

Neben der äußeren Politik spielten im Rheinischen Merkur die innerdeutschen Angelegenheiten natürlich eine hervorragende Rolle, vor allem die große Frage der deutschen Einheit, die zu lösen nach der so herrlich gelungenen Befreiung den Feuergeistern jener Tage so leicht erschien. „Das entwaffnete und unter die Füße getretene Volk hat sich wie ein gebundener Riese mit einem erhoben, und alle Ketten sind wie eine böse Verblendung von ihm abgefallen; wie sollte nun sich nicht in dem neuen Schöpfungsmorgen des Vaterlandes alles von selbst zum Besten wenden!" Wie im Frühlingsrausch von 1848 sahen die politischen Schwärmer die ungeheuren Hindernisse der Einigung nicht: leidenschaftlich fordert Görres und mit ihm so viele andere nicht nur den Anschluß des linken Rhein-

ufers, auch Elsaß und Lothringen, Holland, die Schweiz, selbst Dänemark sollen in das neue Reich einbegriffen werden. Das alte Kaiserreich der Ottonen und Staufen soll wiedererstehen unter dem erlauchten Hause der Habsburger, und der Preußenkönig sei Teutschlands Kronfeldherr. Beide Großmächte dürfen voneinander nicht lassen und sollen sich im Reiche gegenseitig stützen. Ja, zum Heile Deutschlands sollen sie eine ewige Erbverbrüderung schließen, so daß sie einst einander beerben. „Der eherne Ring, in den Teutschland geschlagen ist, sei unsere Einigkeit und unsere Liebe zum gemeinen Vaterlande, und sein Bild sei die Kaiserkrone, die fortan Habsburg mit Ehren trage; der Kaiser wird wieder als Schutzherr der Christenheit allgemeine Kirchenversammlungen in Gemeinschaft mit dem Papste berufen, den Vorsitz führen und die Tagung beschirmen." So heißt es in dem merkwürdigen Gespräche: Der Kaiser und das Reich, in dem Görres die verschiedenen Stände und Stämme miteinander über die künftige deutsche Verfassung streiten läßt. Ausdrücklich wird darin der Gedanke bekämpft, daß die territoriale Zersplitterung Preußens beseitigt und zur Sicherung der deutschen Grenzen der ganze Norden in Preußen seine Einheit und Mitte finden müsse; das sei die berühmte Lehre von der Teilung Teutschlands in zwei getrennte Hälften, ein Greuel vor Gott und der Nation. Denn dann würden beide Mächte unausbleiblich einander zerfleischen, bis einer siegreich bliebe. So schließt Görres die Augen vor dem nicht zu beseitigenden Zwiespalt zwischen Oesterreich und Preußen und möchte durch seine Ermahnungen diese Tatsache aus der Welt predigen. Freilich spricht er über diese Dinge nicht überall gleich. Bei der Rückkehr Napoleons wünscht er nicht nur, daß Franz sofort als teutscher Kaiser ausgerufen und ihm die oberste Leitung aller Kriegsgewalt anvertraut werde, sondern auch daß zum Reichsfeldherrn ebenfalls ein Oesterreicher, Erzherzog Karl oder Fürst Schwarzenberg, bestellt werde, dem Gneisenau nur füglich zur Seite stehen könnte. Als dann Preußen und Engländer die ganze Arbeit allein tun, setzt Görres eine Zeitlang auf den norddeutschen Staat allein seine Hoffnung in bezug auf Heilung der deutschen Verhältnisse. Wie verschwommen und wie einseitig konfessionell orientiert seine Ansichten über die künftige deutsche Verfassung sind, zeigt ein merkwürdiger Plan, den er während des Wiener Kongresses Anfang 1815 entwirft, in dem eine Zweiteilung des Reiches nach dem Glauben vorgeschlagen wird, so daß der preußische Kronprinz das Direktorium sämtlicher protestantischer, norddeutscher und süd-

deutscher Stände, der erste kaiserliche Prinz die Leitung der katholischen übernimmt. Der Glanz der alten katholischen Kirche hat es ihm ja überhaupt so angetan, daß er immer wieder die Frage anregt, ob nicht die Säkularisationen rückgängig gemacht werden könnten, oder daß er wenigstens mit diesem Lieblingsgedanken spielt.

Auch auf dem politischen Gebiet will er ja die alten Stände wieder erneuern, und nichts empört ihn so, als daß diese Einrichtung durch Napoleons Einfluß in den süddeutschen Rheinbündlerstaaten vernichtet worden ist. Daher sein Zorneseifer gegen die erstarkten Souveräne von Napoleons Gnaden, die die Herstellung einer gesunden deutschen Verfassung hindern. Diese ergreifen dann umgekehrt zuerst Maßregeln gegen den Rheinischen Merkur. Hierher gehört es auch, wenn im süddeutschen Rheinbündlergebiet eine feindselige Streitschrift gegen den Rheinischen Merkur erscheint: „Görres als Verfasser des roten Blattes und des Rübezahls, gegenwärtig Redakteur des Rheinischen Merkurs oder der Rheinische Januskopf", in der behauptet wird, Görres habe, von Preußen bestochen, seine einstigen revolutionären Ansichten verleugnet. Der Verfasser war ein badischer Archivrat Leichtlen, der in Görres Artikeln eine unitarische Richtung witterte und bekämpfte.

Tatsächlich war Görres weit entfernt, seine Feder Preußen käuflich zur Verfügung zu stellen. Er hat kühn und selbständig diesem Staat gegenüber geschrieben, von dem er doch durch sein Amt durchaus abhängig war. Wir wissen, wie er über das alte Preußen dachte. Er sagt selbst später einmal in einer für die Behörden bestimmten Denkschrift, als die Rheinlande sich noch unter geistlichem Regimente befanden, sei ihnen Preußen wie Gog und Magog, das Land gewesen, von wo aus dem Reiche Verderben drohte, der Sitz eines harten, starren Soldatengeistes, der allen friedlichen Besitz zu verschlingen drohte, der Brennpunkt eines fressenden politischen Egoismus. Im Jahre 1806 sei daher das preußische Unglück nur für eine gerechte Strafe gehalten worden: das alte, schroffe Preußentum war zur Freude der Welt gedemütigt und gebrochen, und der hoffärtige Dünkel des Soldatengeistes zu schanden geworden. —

Nun freilich, als die preußischen Heldenscharen der rheinischen Heimat die Freiheit erkämpft hatten, als er die großen Männer und ihr Volk von Auge zu Auge gesehen, bekannte er im Rheinischen Merkur: „Das alte Preußen, durch fressende Eigensucht und transzendentale Pfiffigkeit der Schrecken der Nachbarstaaten, ist nicht mehr; es ist wie das alte Sachsenland der Sitz der Vaterlands-

liebe, teutschen Mutes und rechter Kraft und Tüchtigkeit geworden, und mit freudigem Stolze blicken alle teutschen Völker zu ihm auf." In herrlichen Worten singt Görres hier das Hohelied vom preußischen Heere der Freiheitskriege. Der Artikel ist ein Juwel unserer Literatur, nahe verwandt mit dem schönen Aufsatz Arndts aus der gleichen Zeit über den gleichen Gegenstand. Aber so schön er ist, gerecht wird er Preußen nicht; nicht dem alten und nicht dem neuen! Dem alten nicht, insofern er kein Verständnis zeigt für den natürlichen Vergrößerungstrieb des Landes der Grenzen, für die humane und freie Kultur des großen Friedrich; dem neuen nicht, das mit seinen Wurzeln tief in das alte hineinreicht und nicht die schlechtesten Säfte daraus zieht. Immerhin hat er in diesem Aufsatz Preußen sein Herz erschlossen und seine Verdienste um das neue Deutschland begeistert verkündet. So würdigt er denn auch in warmen, herzlichen Worten die im April 1815 erfolgte Besitznahme des Großherzogtums Niederrhein. Bald darauf spricht er von der in Aachen angeordneten Huldigung, wobei er schon einen etwas anderen Ton anschlägt. Er rügt, daß die Huldigung nicht durch gewählte Vertreter erfolge und daß in dem Besitznahmepatent das Versprechen der Anordnung einer Ständevertretung zu unbestimmt sei, zumal im übrigen Preußen infolge ungenügender ständischer Einrichtungen Druck der Preßfreiheit, Reibung zwischen dem alten Soldatengeiste und dem neuen besseren Geiste bei den Landwehren und Freiwilligen bestehe und die den Bauern 1811 versprochene Ablösung der Frohndienste noch nicht erfolgt sei. So entwickelt sich allmählich ein Gegensatz zwischen dem freimütigen Journalisten und der preußischen Regierung. Die weitere Entfaltung desselben ist nur im Zusammenhange mit der Besprechung der Zensurverhältnisse des Blattes zu behandeln. Darüber haben wir ja nun durch Czygans' Arbeiten zur Geschichte der Tagesliteratur während der Freiheitskriege erwünschte Aufklärung bekommen, und aus den Koblenzer Zensurakten des Rheinischen Merkurs ist es mir gelungen, dazu wichtige Ergänzungen zu geben. Unzweifelhaft ist ja das Bestehen einer solchen großen politischen Zeitung im preußischen Staate, die mit kühnem Freimut die Fragen der äußeren und inneren Politik erörterte, damals etwas ganz Neues und Unerhörtes. In der Krisis von 1805 hatte Garlieb Merkel eine kurze Zeitlang in Berlin eine große Zeitung zur öffentlichen Vertretung der preußischen Politik geplant; aber sie war nach kurzem Anlauf aufgegeben worden. Wie schwer ähnliche beachtenswerte Bestrebungen im Jahre 1813 in der Reichs-

hauptstadt mit der Aengstlichkeit und Kurzsichtigkeit der Zensurbehörde und des Königs selbst zu ringen hatten, zeigen die neueren Untersuchungen von Dreyhaus und Czygan über den Preußischen Korrespondenten und die Erfahrungen, die Niebuhr, Schleiermacher und Achim von Arnim damit machten. Daß der Rheinische Kurier anderthalb Jahre fast ohne Zensur mit noch nicht dagewesenem Freimut alle politischen Verhältnisse öffentlich besprach, ist auch nur aus ganz besonders günstigen Umständen zu erklären. Zunächst war die Entfernung des Druckorts vom Sitze der Zentralregierung für seine freie Bewegung sehr förderlich. Dann ermöglichte der außerordentliche Charakter der Kriegszeit das Aufkommen des Blattes, das durch seinen glänzenden Erfolg zunächst alle Einwände niederschlug. Die Ernennung Justus Gruners, des feurigen Patrioten, der soeben aus österreichischer Gefangenschaft befreit war, zum Generalgouverneur des jenseitigen Mittelrheins, brachte einen freidenkenden Mann an die Spitze der Verwaltung, für den altpreußische Ueberlieferung wenig, die erfolgreiche Entfesselung vaterländischer Volkskräfte alles bedeutete. Görres war sein besonderer Günstling und wurde von ihm sogleich an die Spitze des rheinischen Unterrichtswesens gestellt. Diese hohe amtliche Stellung des Redakteurs hat natürlich sein Selbstgefühl gesteigert. Dazu kommt nun, daß Görres sich auch fernerhin der besonderen Gunst der höchsten ihm übergeordneten preußischen Beamten zu erfreuen hatte. Sack, der seit dem Sommer 1814 an die Stelle von Gruner als Generalgouverneur trat, später aber nach der förmlichen Besitzergreifung der Rheinlande Oberpräsident des Nieder- und Mittelrheins wurde, ein trefflicher, vaterländisch warm empfindender, preußischer Beamter, voll Stolzes auf den liberalen Charakter seines Staats, dessen inhaltsreiche und gediegene Berichte aus der Zeit der französischen Okkupation Granier uns neuerdings zugänglich gemacht hat, hat es lange für seine besondere Aufgabe gehalten, ein so bedeutendes und vaterländisch wertvolles Blatt, wie den Rheinischen Merkur, durch weitgehende Nachsicht der Zensur zu erhalten. Und Hardenberg, der während seiner langen Laufbahn von seiner fränkischen Verwaltung an bis zur letzten Zeit immer gern Beziehungen zu politischen Literaten unterhalten hat, oft die Unwürdigsten mit weitgehender Nachsicht hegend, hat, solange er es vermochte, seinen schützenden Schild vor den kühnen Publizisten gehalten, weil er den gewaltigen Einfluß des Blattes auf die Gebildeten erkannte und Preußen den Ruhm erhalten wollte, eine solche groß gedachte Zeitung zu schirmen.

Aus diesem Grunde verhält sich Hardenberg lange gegen die dringenden Beschwerden der süddeutschen Rheinbundstaaten über die heftigen Angriffe von Görres ablehnend, und als er endlich im November 1814 Sack veranlaßt, auf den Herausgeber vertraulich einzuwirken, seine Sprache zu mäßigen, betont er ausdrücklich, daß es dem Geist der preußischen Regierung entgegen sein würde, diese Zeitung einer solchen Zensur zu unterwerfen, durch die jede wohltätige Geistesfreiheit unterdrückt, der Austausch der Gedanken über Gegenstände des Gemeinwohls gestört und die öffentliche Stimme wider öffentliches Unrecht und regellose Willkür erstickt würde. Görres beantwortet diese milden, für ihn durchaus ehrenvollen Mahnungen durch einen schönen und mannhaften Brief, in dem er den ihm so verständnisvoll gegenübertretenden Minister bittet, ihn auch ferner zu schützen. Kein Wunder, daß in dieser ersten Zeit des Rheinischen Merkurs, man kann geradezu sagen, in den ersten anderthalb Jahren der Zeitung, eine wirkliche Zensur des Blattes nicht vorhanden war. Unter Gruner hatte nacheinander der Generalgouvernementskommissar v. Vincke, dann Rehfues und einmal auf kaum mehr als acht Tage Arndt die Zensur geübt; hierauf hatte der Gerichtsvizepräsident Tippel über ein Jahr dies Amt verwaltet. Aber er erklärt am Ende seiner Tätigkeit selbst, Görres habe ihm zu verstehen gegeben, daß seine Unterschrift nur Formsache sei, und nur unter dieser Voraussetzung habe er die Aufgabe übernommen. Allmählich häuften sich dann die Beschwerden der gekränkten auswärtigen Mächte, und Hardenberg konnte sich nicht verhehlen, daß die Sache immer ernster wurde. Mehrere Schriftstücke an Görres entwarf er im Frühjahr 1815, die er dann doch wieder unabgeschickt ließ. Endlich nach gehäuften Veranlassungen macht er Görres am 10. Mai 1815 ernste Vorhaltungen und stellt genaue Grundsätze des Verhaltens auf, unter denen das Blatt überhaupt nur fortdauern könne. Er schärft ihm besondere Rücksichten auf die verbündeten Mächte ein und verpönt gehässige Persönlichkeiten. Görres antwortete ihm einen Monat später in ehrerbietigem Tone, indem er offen eingesteht, daß er die Freiheit der Meinungsäußerung nur dem großen Sinne des Königs und den liberalen Ansichten Hardenbergs zu danken hätte. Nach seiner Meinung habe er von dieser Freiheit nie einen Mißbrauch gemacht. Wenn er die ihm gestellten Bedingungen nach der Strenge des Wortes nehmen müßte, so würde nichts als eine ganz gewöhnliche Zeitung übrig bleiben. Darum beruft er sich voller Wärme auf das heilige Amt, das er zu ver-

walten habe, und bei dem das Volk ihm ein so rührendes Vertrauen zuwende. So bittet er den Staatskanzler, dem guten Geist, der ihn treibe, ferner zu vertrauen, da das Aufhören des Blattes, das die Liebe und der Trost des Volkes gewesen, in der jetzigen Krise höchst niederschlagend wirken müsse. (Czygan II, 2. 341—45.) Hardenberg wußte wohl, warum er Görres persönlich stärker beschwor. Schon zog sich ein gefährlicher Sturm gegen ihn zusammen. Der König selbst, der der Presse ja stets eine sehr scharfe Aufmerksamkeit zuwandte — man denke an Schleiermacher 1814 —, verfügte an Sack, daß er mit großem Mißfallen Aufsätze im Rheinischen Merkur und anderen Flugschriften gefunden hätte, die von einer ungeregelten Lizenz zeugten und durch verletzende Angriffe auf verbündete Regierungen den Erfolg des für Europa entscheidenden Krieges gefährdeten. Auch Aeußerungen, die sich gegen die gesetzlichen Zustände deutscher Staaten richteten, rügt er als aufrührerisch und macht die Behörden, die gegen solche Preßfrechheit nachsichtig seien, direkt dafür verantwortlich. Damit war über einen so wenig besonnenen und weltklugen Schriftsteller wie Görres das Schwert des Damokles aufgehängt, und man konnte die Tage der Zeitung für gezählt betrachten. Der Staatskanzler war durch das direkte Eingreifen Friedrich Wilhelms III. ausgeschaltet, aber nun trat Sack unerschrocken hervor. Er erkannte, wie er später an Hardenberg schreibt, daß man einen unabhängigen Geist wie Görres entweder frei schreiben lassen oder seine Zeitung unterdrücken müßte, und um dies zu verhüten, führte er zwar die Kabinettsorder aus, stellte aber dem Staatskanzler vor, daß er nicht absehe, wie die Zensur nach den in der Kabinettsorder aufgestellten Grundsätzen gehandhabt werden könne, ohne die zum Stolze des Preußen und zum Neide des Ausländers gewordene Preßfreiheit auf ein ganz leeres und gehaltloses Schattenbild zurückzuführen. Er kritisiert den Ausdruck der Order Preßfrechheit als unfaßbar und empfiehlt die englische Preßgesetzgebung als Muster. Gleichzeitig instruiert er die Koblenzer Behörde, daß sie nichts gegen die verbündeten Mächte und nichts die Untertanen Anfreizendes stehen lassen dürfe, immer noch mit der Betonung, daß die Aufsicht freisinnig geübt werden solle. Aber die tatsächliche Folge des drohenden königlichen Befehls war natürlich ein starker Druck auf den Redakteur. Zwar wandte Görres wenigstens die doppelte Zensur des Gouvernementskommissars und des eigentlichen Zensors ab, da so das Blatt infolge der Schwerfälligkeit der Durchsicht sofort hätte eingehen müssen. Aber da der alte

Zensor abdankte und ein neuer sich nicht sogleich bereit finden ließ, so führte der Generalgouvernementskommissar Sack, der Bruder des Oberpräsidenten, die Zensur bis zu Ende November allein, und zwar natürlich, um sich nach oben zu decken, in strengerer Weise, wobei er in immer heftigeren Zwist mit dem eigenwilligen Görres geriet, der wiederholt nicht genehmigte Aufsätze und Stellen ohne Scheu abdruckte. Die Sache war zu einem schroffen Konflikt zwischen Herausgeber und Zensor gediehen, bei dem der Oberpräsident Sack Görres möglichst schonte, als ein neues, noch verhängnisvolleres Gewitter sich von oben entlud. Es war die Zeit, in der die berüchtigte Schrift von Schmalz gegen die Geheimbünde die Dunkelmänner auf den Plan rief, um das angeblich im Finstern schleichende Demagogentum zu vernichten. Ein Bericht des Geh. Legationsrats v. Raumer über den verderblichen Einfluß des Rheinischen Merkurs und die Notwendigkeit, ihn zum Schweigen zu bringen, Beschwerden des Geh. Staatsrats Lecoq und anderes zeigen die finsteren Mächte am Werke, die der Stimme des Rheinlandes ein Ende bereiteten. Im Vordergrunde steht auch hier, wie bei allen rückschrittlichen Bestrebungen, der ränkevolle Polizeiminister Wittgenstein, der böse Dämon Preußens in jenen Tagen. Ihm gibt Friedrich Wilhelm III. am 18. November 1815 den Auftrag, den ungehorsamen Oberpräsidenten Sack zur Verantwortung zu ziehen, weil er trotz der gemessensten Befehle den Herausgeber des Rheinischen Merkurs nicht in Schranken gehalten habe. In einer der neuesten Nummern (323) war auf das Verhältnis des Zaren Alexander zur Baronin von Krüdener ziemlich deutlich hingewiesen und zugleich vor dem gefährlichen Ehrgeiz Rußlands gewarnt worden. Eine russische Beschwerde war die Folge, die auf den russenfreundlichen Monarchen einen besonders unangenehmen Eindruck machte. Herrisch und triumphierend übte Wittgenstein sein Henkeramt und verfaßte einen demütigenden Erlaß an Sack. Die Folge war, daß der Generalgouvernementskommissar Sack, der sich vom Oberpräsidenten Görres gegenüber nicht genügend unterstützt fand, sein Zensoramt niederlegte und ein Professor von Breuning an seine Stelle trat. In der kurzen Zeit seiner Amtswaltung, während der er auch noch erkrankte, hatte er lebhafte Beschwerden über den Herausgeber zu führen, der in der Voraussicht, daß sein Blatt dem Untergange geweiht sei, sich an die Verbote des Zensors nicht kehrte und die gestrichenen Stellen in der Zeitung veröffentlichte. Gerade damals erschien im Merkur der Aufsatz über die Rückwirkung (Reaktion) in Preußen, der in maßlosem Ingrimm

die im Staate tätigen höllischen Geister mit Schwefelgestank und Unflat derb abmalte und wohl dem Faß den Boden ausschlug. Am 3. Januar 1816 erfolgte das Verbot des Blattes, da der Herausgeber trotz aller Warnungen nicht habe entsagen können, durch zügellosen Tadel und offenbare Aufforderungen an das Volk die Unzufriedenheit desselben gegen die Regierung zu erregen. Um den Eindruck des ungeheures Aufsehen erregenden Schrittes zu mildern, stellte der König in der gleichen Verfügung ein Gesetz über Preßfreiheit in Aussicht. Der unmittelbar vorher von Solms-Laubach an Hardenberg eingegebene Vorschlag, gerade um dieser wertvollen und der Erhaltung so würdigen Zeitschrift willen sogleich ein allgemeines Preßgesetz zu erlassen, kam zu spät. Das Verbot der Zeitung vollzog sich nicht ohne Schuld des Herausgebers in sehr schroffen Formen. Mit tiefschmerzlichem Bedauern, daß alle seine Bemühungen fehlgeschlagen seien, die Zeitschrift zu retten, befiehlt der Oberpräsident, daß kein Blatt des Merkur mehr erscheinen dürfe. Da der Herausgeber und der Drucker wiederholt den Verboten der Behörde getrotzt hatten, wurden alle Blätter unter Siegel gelegt und der Drucker verhaftet, die Beschlagnahme der Zeitung später aber nur für die ohne Erlaubnis gedruckten Nummern aufrecht erhalten. Da Görres den Generalgouvernementskommissar brieflich beleidigt hatte, so mußte auch noch ein Prozeß von der Regierung gegen ihn angestrengt werden, der aber bei der Stimmung des Koblenzer Richterkollegiums nur zu einem billigen Triumphe des Angeklagten führte. Das Verbot des Rheinischen Merkur machte natürlich in ganz Deutschland und darüber hinaus sehr peinliches Aufsehen, obwohl auch ein Mitarbeiter desselben, wie der Rheinländer Benzenberg, zugab, daß Görres als „ein kleiner Hans ohne Sorgen“ zu unvorsichtig gewesen sei in der Wahl seiner Ausdrücke über fremde Regierungen und oft zu laut gesprochen habe für das empfindliche Ohr der Zeit, besonders Friedrich Wilhelms III.

Für den höchsten Beamten der Rheinlande aber scheint das Ende der Zeitung noch eine besonders verhängnisvolle Bedeutung gehabt zu haben; die durch diese Angelegenheit deutlich hervortretende Ungnade des Königs führte mit anderen Zwischenfällen dazu, daß Sack die Verwaltung des Westens abgenommen und er nach Pommern versetzt wurde. Für Görres aber, der in der Erdrosselung seines Blattes zugleich eine empfindliche Einnahmeschmälerung erblicken mußte, folgte bald ein neuer harter Schlag, mit dem ihn die preußische Regierung verwundete. Bei der Neuregelung der rheini-

schen Verwaltung wurde er von der Leitung des öffentlichen Unterrichts in kränkender Form stillschweigend entfernt, obwohl er sich in der wichtigen Uebergangszeit unzweifelhaft wohl nicht unbedeutende Verdienste um das Schulwesen erworben hatte. Diese Kränkung und plötzliche Entziehung eines hohen Gehaltes von 8000 Frcs., die erst nach beinah zwei Jahren wieder dadurch gut gemacht wurde, daß sein bisheriges Gehalt für $1^2/_3$ Jahre nachgezahlt wurde und er von Anfang 1818 an ein Wartegeld von 1800 Thaler erhielt, hat offenbar auf das Gemüt von Görres und seine Gesinnung gegen Preußen verhängnisvoll gewirkt. Er verrannte sich immer mehr in die Rolle eines rheinländischen Volkstribunen, dessen Aufgabe es sei, die partikularistische Sonderstellung der Rheinlande, die sofortige Verleihung einer Verfassung, die besondere Berücksichtigung der katholischen Religion von der preußischen Regierung zu erzwingen. Nachdem er gelegentlich der Hungersnot im 1817 den Koblenzer Hilfsverein gegründet, ihm große Mittel durch seine Verbindungen geschafft und sein Ansehen in der Heimat dadurch außerordentlich gesteigert hatte, betrieb er stürmisch jene Adresse der Rheinländer, die den König an das Verfassungsversprechen erinnern sollte, und die der Volksführer an der Spitze einer alle Stände umfassenden Abordnung, die sich selbst ihr Mandat erteilt hatte, Hardenberg 1818 überreichte. Es war ganz Görresisch, daß er in dieser Adresse „um Wiederherstellung der Freiheiten der Landschaft und der uralten deutschen Verfassung" bat, worauf der Staatskanzler lächelnd erklärte, er denke liberaler und könne die einfache Wiederherstellung der kurtrierschen Landtage nicht ins Auge fassen. In der recht scharf gehaltenen Schrift, die die Veröffentlichung dieser Adresse begleitete, sprach sich unverhüllt der rheinfränkische Dünkel gegen Altpreußen aus, derselbe Dünkel, in dem Görres auch sonst wohl seinen preußischen Freunden entgegenrief: Litthauer seid ihr, denen die Leibeigenschaft noch an der Ferse klebt. Man hätte solch hochgemuten Angriffen gegenüber ihn an das Ohrläppchen fassen und ihn einen Pfaffenknecht nennen können, ihn, der als reifer Mann jedem jesuitischen Märchen von Teufelsspuk und Hexenwust gegenüber sich wehrlos zeigte, indessen wollen wir nicht kämpfen, nur erzählen, wie es gewesen. Der König war in seiner altpreußischen Auffassung empört, daß man die friderizianische Vorschrift, die Aufforderungen zu gemeinsamen Bitten streng untersagte, übertreten hatte und schritt zu Maßregelungen, die Hardenberg vergeblich zu verhüten suchte und die nur Oel ins Feuer gossen. Görres aber verbitterte sich immer mehr, und als im nächsten

Jahre die Demagogenverfolgungen und die Maßregeln wider die Burschenschaft begannen, schrieb er das unglückselige Buch: „Teutschland und die Revolution“, in dem er den deutschen Fürsten das drohende Wort entgegenrief: „Discite justitiam moniti et non temnere divos“ und ihnen vorwarf, sie hätten durch ihren unsinnigen Widerstand gegen die Ansprüche der Zeit eine allgemeine Gärung der Gemüter erzeugt, wie sie großen Katastrophen in der Geschichte voranzugehen pflegt. Das siegreiche Deutschland sei nun ohnmächtiger, zerrissener als je, und in den Rheinprovinzen sei von aller Liberalität nichts übrig geblieben, als ein über alle Verhältnisse gespanntes Kriegsgesetz, das unter dem Vorwande hoher Ideen die ganze Bevölkerung ohne Ausnahme dienstpflichtig mache.

Die Antwort war eine Kabinettsorder von mehr als zweifelhaftem Rechtsbestand, die die Straffälligkeit des Verfassers durch diese Schrift als bewiesen annahm und seine sofortige Abführung nach Glatz verfügte. Görres hat sich bekanntlich durch die Flucht dieser Verhaftung entzogen und dann vergeblich vom Auslande aus gerichtliche Verhandlung gefordert. Die preußische Regierung verlangte später immer wieder zunächst seine Rückkehr, stellte ihm dann richterliche Untersuchung in Aussicht, behielt sich aber die Bestimmung eines Spezialgerichtshofes vor, um eine Geschworenenverhandlung auszuschließen. So ist Görres aus seiner geliebten rheinischen Heimat verbannt worden und trug seitdem einen bitteren Haß gegen Preußen im Herzen, der sich in seinem weiteren Verhalten deutlich zeigt. Die Vorrede des Athanasius, den er 1837 im Mischehenstreit nach der Verhaftung des Kölner Erzbischofs gegen Preußen schleuderte, spricht von dem starren Knochenmann, dem bösen Gespenst, das nicht ablassen wolle, im Preußischen Staate umzugehen und Unheil anzurichten; dieser verhaßte Ungeist, der einst den jungen Friedrich genötigt, Augenzeuge der Hinrichtung seines Freundes zu sein und den blutigen Rumpf dem Ohnmächtigen zur Seite hingelegt, damit der erste Blick des Erwachenden ihn wieder treffe, habe auch jetzt die Handlung heraufbeschworen. Görres sah in der Verfolgung des Kölner Erzbischofs einen gemeinsamen Angriff des abstrakten Staats, d. h. des preußischen Absolutismus, und der abstrakten Kirche, d h. des rationalistisch ausgehöhlten Protestantismus, auf die Kirche des lebendigen Wortes, d. h. er erkannte weder für den Preußischen Staat noch für die evangelische Kirche eine innere Daseinsberechtigung an. Es ist bekannt, welche ungeheure Wirkung dieser letzte publizistische Feldzug des alten hitzigen Kämpen gehabt,

wie die neue ultramontane Partei recht eigentlich unter seinem Schlachtruf sich zusammengefunden hat. Man muß das Leben August Reichenspergers lesen, der damals die entscheidenden Eindrücke seines Lebens erhielt, man muß die anonyme Streitschrift de Faillys: „**de la Prusse**“ von 1842 durchblättern, die den Kampf auf der internationalen Arena fortführte mit den Waffen, die preußische Katholiken hergeliehen hatten. Der tiefere Grund dieses ersten großen Kulturkampfes, der einen klaffenden Riß zwischen die beiden konfessionellen Hälften Deutschlands zog, ist der traurige Mangel an Verständnis, den die protestantisch-altpreußische Regierung und die katholische rheinische Bevölkerung für einander hatten. Auch heute ist das Bild des alten Görres noch von heißen Kampfesrufen umtobt; und wie sollte es nicht, da die Geschichte der wiedergewonnenen Westmark, in die er so eng verflochten ist, sich in der Entwicklung des eroberten Elsaß-Lothringens nach 50 Jahren wiederholt, nur noch unter ungünstigeren Aussichten. Aber unsere Aufgabe ist es, über den Streit der Meinungen und der Glaubensrichtungen, dem die Geschichte unseres Vaterlandes nicht entgehen kann, frei hinwegzusehen. Wir können die großen vaterländischen Gedanken in der Brust unserer katholischen Brüder für die gedeihliche Weiterentwicklung unseres Vaterlandes nicht entbehren, und darum müssen wir es mit Genugtuung begrüßen, daß die katholische Wissenschaft heute das Nationale in Görres politischem Denken mit Stolz in den Vordergrund stellt. Görres hat sich allerdings von diesen Idealen in seiner publizistischen Tätigkeit stark abgewandt. 1831, als die Franzosen Deutschland mit dem Kriege drohten, hat er freilich noch einen leidenschaftlichen Aufruf (erst 1859 nach seinem Tode gedruckt) geschrieben, der die Franzosen warnte, ihrer Habgier zu folgen und einen Anschlag auf die Rheingrenze zu machen. Er traut zuversichtlich auf die Wehrhaftigkeit Oesterreichs und Preußens und mahnt sein Vaterland zu kräftiger Einheit. Später aber tritt in seinen zahlreichen Aufsätzen das kirchliche Interesse vor dem nationalen durchaus in den Vordergrund, und in den letzten Gedankenflügen sorgt der Sterbende nicht um das Schicksal des deutschen Vaterlandes, sondern klagt wohl um das Los der Polen und Ungarn und ruft nach einem Piastensäbel, oder es erscheint noch einmal der große Gegensatz zwischen Kirche und Staat vor seinem Auge, der all sein Denken beherrscht, in den Worten: Der Staat regiert, die Kirche protestiert. Wenn Görres sich so von den Träumen seiner größten Zeit abwendet zugunsten der universalen

Kirchenidee, so folgt er damit nur jenem großen Naturgesetze, das in jenen Tagen mit Allgewalt das Religiöse in den Gemütern an den Vordergrund drängte. Man vergleiche nur Görres geistige Entwicklung mit der Hendrik Steffens', der als Protestant einen ganz ähnlichen Weg gegangen ist. Untreu ist Görres seinen vaterländischen Zielen nie ganz geworden. Und so scheint der interessante Aufsatz des großen Soldaten Clausewitz über Umtriebe (um 1820), neben Hebbel und Immermann die interessanteste Würdigung des Rheinländers, in dem er Görres Wesen mit überaus scharfer Kritik prüft und verurteilt, vor allem das Revolutionäre hervorkehrend, allzu hart und ungerecht. Der Preuße hat für die deutschen Einheitsträume nur ein überlegenes Lächeln und meint kühl und klar, die deutsche Einheit werde, wenn überhaupt jemals, durch Eroberung zustandekommen. Es gibt nun kaum zwei größere Gegensätze in Denken, Fühlen und Reden, als Görres und Clausewitz, und doch sind beide klassische Schriftsteller unseres Volkes. Der eine ein schwärmerischer Idealist voll schöpferischer Einbildungskraft und heiß erglühenden Gefühls, der andere ein nüchterner Realist, der den Dingen mit durchdringendem Verstande auf den Grund sieht und sie mit kaltem Willen bemeistert, wie Bismarck es dann getan. Die Träumer und die Tatmenschen haben an der Wiedergeburt unseres Volkes mit gleichem Verdienst gearbeitet. Was der Geistesschwung der einen vorausschaute und vorbereitete, hat der Hammerschlag der anderen vollendet. Im Wechselspiel der Naturen beider Art muß sich das Leben unserer Nation entfalten, und keine von beiden können wir missen, wenn wir unsere völkische Kulturaufgabe erschöpfen wollen.

Der Unternehmer als Erzieher des Juristen.

Von

Dr. Roland Behrend.

Daß der juristische Universitätsunterricht nicht leistet, was er eigentlich leisten sollte, ist eine auch in den beteiligten Kreisen vielfach anerkannte Tatsache, die aber weit über diese Kreise hinaus von Bedeutung ist. Denn die Rechtsordnung beeinflußt das Leben eines Jeden in den verschiedensten Richtungen, und ihre ausführenden Organe sind eben die Juristen.

Wer nun etwa meinen sollte, es komme schließlich nicht so sehr darauf an, ob der junge Rechtsbeflissene in dem theoretischen Universitätsstudium etwas mehr oder weniger lerne, da der praktische Dienst des Referendars doch die entscheidende und auch genügende Vorbereitung für die Ausübung der Rechtspflege sei, der würde zu der heute weitverbreiteten Meinung in Gegensatz treten, daß namentlich jüngere Richter vielfach kein genügendes Verständnis des Wirtschaftslebens zeigen.

Die Frage der juristischen Vorbildung ist hier nicht in ihrem ganzen Umfang zu erörtern. Man hat aber in letzter Zeit ein bestimmtes Heilmittel der beklagten Uebelstände mit großem Nachdruck empfohlen, das, wie ich glaube, nicht nur nutzlos, sondern für die Rechtspflege sogar schädlich ist. Man hat nämlich vorgeschlagen, die jungen Juristen nach dem Assessorexamen für einige Zeit im Handel oder der Industrie zu beschäftigen. Ich werde später zu zeigen suchen, daß man hiermit nicht einmal das erstrebte Ziel erreichen würde, den Juristen mit dem Geist des Wirtschaftslebens, wie man wohl sagen könnte, vertraut zu machen. Wäre dies aber selbst der Fall, so müßte der Vorschlag wegen der unheilvollen Wirkung, die seine Ausführung auf das Vertrauen weiter Bevölkerungs-

kreise zu der Unparteilichkeit der Rechtsprechung haben müßte, doch verworfen werden.

Bisher zerfallen die Richter — und um ihre Ausbildung handelt es sich in erster Linie — nicht in ausschließliche Zivil- und Kriminaljuristen, sondern sie sind, wenigstens in aller Regel, sei es abwechselnd, sei es zugleich, beides. Eine Trennung in zwei selbständige Berufe wird wohl kaum befürwortet, wäre auch für die Strafrechtspflege verhängnisvoll. Jede Maßregel der juristischen Ausbildung ist also daraufhin zu prüfen, wie sie den Juristen überhaupt, nicht nur den Ziviljuristen beeinflußt.

Die Beschäftigung von Assessoren ist auf die Dauer wohl nur in Großbetrieben, jedenfalls aber nur in Geschäften möglich, deren Inhaber mindestens wohlhabend sind. Ein kleiner, selbst ein mittlerer Geschäftsmann wird nicht die Zeit haben, die zur Anleitung des jungen Juristen erforderlich ist. Nun darf man am allerwenigsten bei der Heranbildung von Beamten, die einmal unparteiisch über den Kämpfenden stehen sollen, vergessen, daß wir in einer Zeit erbitterter sozialer Kämpfe leben. Die leitenden Männer in Handel und Industrie nehmen häufig zu den Anforderungen der Arbeiter und Angestellten eine ablehnende Haltung ein, wie sie auch die Vertreter einer energischen Sozialpolitik als lebensunkundige Ideologen zu bezeichnen lieben. Es ist hier nicht zu prüfen, in wie weit diese Ansichten berechtigt sind oder nicht, aber eins sind sie sicherlich: einseitig. Einseitigkeit mag in vielen Fällen eine Notwendigkeit, in manchen eine Tugend sein: die Tugend des Juristen ist die Gerechtigkeit. Wer sich aber in der schweren Kunst ausbilden soll, Gerechtigkeit zu üben, den schicke man nicht zu dem Einseitigen, denn jede Einseitigkeit ist ungerecht. Der Verkehr mit den Angestellten, von dem man einen wohltätigen Einfluß auf die sozialen Anschauungen des Assessors erhofft, muß regelmäßig höchst gezwungen bleiben. Wie sollen Leute mit einem Durchschnittsgehalt von vielleicht 150 bis 200 Mark monatlich an dem außerberuflichen Leben wohlhabender Assessoren — und selbst wenn einige nicht wohlhabend sind, so bleibt darum die soziale Kluft bestehen — teilnehmen? So ist's nicht gemeint, der Assessor soll das außerberufliche Leben und die Vergnügungen des Angestellten teilen. Wird es da nicht meistens heißen

„Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit?"

Mit Menschen, die auf der sozialen Stufenleiter tiefer stehen, ungezwungen verkehren zu können, ist eine Gabe. Wer sie als Jurist hat, wird auch wohl wissen, wie nützlich ihm ihre Betätigung ist, wer sie nicht hat, der wird als Assessor unter einer Gesellschaft von Handlungsgehilfen steif und verdrießlich sitzen und sie und sich belästigen. Der Geschäftsleiter aber wird einen um so bedeutenderen Einfluß ausüben können, je mehr er gegenüber dem jungen Juristen das Gewicht praktischer Erfahrung in die Wagschale werfen kann.

Der Strafrichter hat überwiegend mit den Angehörigen der unteren Bevölkerungsschichten zu tun. Was könnte nun für die kriminalistische Ausbildung eines jungen Juristen nützlicher sein, als etwa in einer Gewerkschaft oder einer Arbeitergenossenschaft zu arbeiten? Welch unschätzbare Gelegenheit, ganz fremde soziale Verhältnisse gründlich kennen zu lernen! Und doch denkt wohl heute noch niemand daran, die Stellen, bei denen der Assessor seine Lebenskenntnis erweitern soll, auch bei den Gewerkschaften zu suchen. Ist dem aber so, so wird den besitzlosen Klassen nur ein Grund zu verschärftem Mißtrauen gegen die Rechtspflege gegeben. Die bedauerliche und außerordentlich ernste Tatsache, daß unsere Richter wohl so gut wie ausnahmslos den besitzenden Klassen entstammen oder doch jedenfalls mit ihnen leben, läßt sich in absehbarer Zeit nicht beseitigen. Wie sie aber bei dem Bestehen schroffster sozialer Gegensätze dazu beitragen muß, die zur Ausübung der Rechtspflege zwar gesetzlich zugelassenen, tatsächlich aber — schon aus Mangel an den zur Ausbildung erforderlichen Mitteln — so gut wie vollständig von dem Berufsrichtertum ausgeschlossenen Klassen mit Mißtrauen gegen die Rechtsprechung zu erfüllen, kann sich jeder Angehörige der besitzenden Klassen leicht klar machen, wenn er sich nur einen Augenblick vorstellt, das Berufsrichtertum werde tatsächlich von den Arbeitern monopolisiert. Man denke sich einen Angehörigen der akademischen Berufe, der wegen Zweikampfs vor einer Strafkammer steht, deren Mitglieder aus Arbeiterkreisen stammen und in den Anschauungen dieser Kreise leben! Der Gegensatz ist nicht größer, als wenn wegen Streikvergehens angeklagte Arbeiter vor Richter kommen, die die Ansichten der sogenannten Scharfmacher teilen. Daß viele, vielleicht die meisten Richter anders denken, ist gewiß, aber auch die Arbeiterrichter brauchten ja nicht den Klassenstandpunkt im engsten Sinne zu vertreten.

Man wird sagen: der Richter gehört doch einmal bis auf weiteres den besitzenden Klassen an, und da an dieser Tatsache so

bald nichts zu ändern ist, soll man wenigstens alle für die Rechtspflege auf der gegebenen Grundlage erreichbaren Verbesserungen zu erreichen trachten. Aber die Frage ist eben, ob ein Vorteil, der sich selbst auf diese Weise erreichen ließe, mit dem verstärktem Mißtrauen der besitzlosen Klassen nicht zu teuer erkauft wäre. Nach der von dem Führer der auf Beschäftigung von Assessoren in Privatbetrieben gerichteten Bewegung, dem Oberlandesgerichtsrat Dr. Zacharias, veröffentlichten Denkschrift gelten zwar für die Ausbildung mittlere Betriebe als besser geeignet wie Großbetriebe. Aber das von ihm selbst skizzierte Ideal einer Ausbildungsstelle läßt deutlich erkennen, daß es sich dabei, wie ja gar nicht anders möglich, um einen größeren kapitalistischen Betrieb handelt. Zu den Firmen, die er als zur Beschäftigung von Assessoren bereit namentlich anführt, gehören Krupp, die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft, die Allgemeine deutsche Kleinbahngesellschaft, Woermann, Blohm & Voß, Farbwerke Meister, Lucius & Brüning sowie das Grusonwerk. Darf man es nun gewerblichen Arbeitern, die doch im heftigsten Kampf mit den Großunternehmern liegen, verdenken, wenn sie zu Strafrichtern, die etwa in einem solchen Großbetriebe einen Teil ihrer Ausbildung, und zwar, wie man behauptet, einen besonders wichtigen erhalten haben, dürfte man es solchen Arbeitern verdenken, wenn sie zu diesen Strafrichtern nur ein gemindertes Vertrauen hätten? Wäre es zu verwundern, wenn sie zu der Ansicht kämen, der Herr Amtsrichter, der über Streikvergehen aburteile, sei doch wohl von dem Industrieherrn, dem er zur Ausbildung überwiesen war, gar zu sehr beeinflußt worden? Es kommt im einzelnen Fall gar nicht darauf an, ob der betreffende Unternehmer persönlich zu den „Scharfmachern" gehört oder nicht und ob der Assessor in seinen sozialpolitischen Ansichten von ihm beeinflußt wird oder nicht. Es genügt, daß niemand zu einem Richter Vertrauen haben kann, auf dessen Ausbildung einseitig eine gegnerische Klasse Einfluß hat. Eine Zeit des Klassenkampfes aber verträgt nicht, daß das Vertrauen in die Rechtspflege geschwächt wird, sie verlangt vielmehr seine Stärkung. Ich würde dies Bedenken für entscheidend halten, wenn ich selbst glaubte, daß auf diesem Wege wenigstens die zivilistische Ausbildung der Juristen gefördert werden könnte. (Es sei nur erwähnt, daß auch von den Zivilgerichten Streitfragen, die dem Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat entspringen, häufig genug zu entscheiden sind, wenn auch das hier Erörterte sich in erster Linie auf die Strafrechtspflege bezieht.) Aber ich glaube, daß nicht ein=

mal die zivilistische Ausbildung gewinnen würde. Was macht den guten Ziviljuristen?

Die Geschäfte des Wirtschaftslebens lassen sich in zwei große Gruppen teilen, je nachdem ihr Inhalt die Wahrung eigener oder die fremder Interessen ist. Wer fremde Interessen zu vertreten übernimmt, wie der Kommissionär, der Agent, schuldet seinem Auftraggeber Treue, d. h. er ist verpflichtet, seine eigenen Interessen hinter die des anderen zurückzusetzen. Die eigentlichen Grundgeschäfte des Wirtschaftslebens aber, zu deren Durchführung Kommissionär und Agent nur Hilfsdienste leisten, sind solche, bei denen sich zwei Parteien gegenüberstehen, von denen jede nur den eigenen Vorteil sucht und auch suchen darf. So der Kauf, die Miete, der Dienstvertrag (abgesehen von dem der Aerzte, Rechtsanwälte und sonstiger Vertrauenspersonen). Mit intuitiver Meisterschaft entwickelt schon ein alter römischer Jurist den Geist dieser Geschäfte in den berühmten Worten: „Wie es beim Kaufen und Verkaufen selbstverständlich dem Käufer gestattet ist, die Ware unter Preis zu kaufen, oder dem Verkäufer, sie über Preis zu verkaufen und so den andern Teil zu übervorteilen, ebenso verhält es sich bei Miet- und Dienstverträgen." Auch über den Geist des heutigen Wirtschaftslebens geben diese Worte mehr Aufschluß, als viele dicke Bücher über Nationalökonomie.

Daß beim eigennützigen Geschäft jeder nur seinen Vorteil erstrebt und erstreben darf, heißt natürlich nicht, daß er nun als ein Wesen auftritt und auftreten darf, das irgend etwas anderes als den nackten Vorteil überhaupt nicht kennt und das für den kleinsten Gewinn unbedenklich das Lebensglück eines anderen opfert. Der Charakter des Geschäftsmannes ist ebensogut wie der des Staatsmannes, des Lehrers, des Feldherrn, durch den Kulturkreis, in dem er lebt, näher bestimmt, und was äußerstenfalls als erlaubte Interessenwahrnehmung gilt, bestimmt — allerdings nur mittelbar — das Gesetz, indem es ein Handeln gegen die guten Sitten für unwirksam erklärt.

Was aber verlangen die guten Sitten? Der im Erwerbskampf schwer ringende Mensch kann nicht alles tun, was die Moral gebietet, nicht alles unterlassen, was sie verwirft. Rücksichtslosigkeit ist auch im Geschäftsleben sicherlich sehr oft nichts als unbillige Ausnützung der Uebermacht, oft aber auch nur Gebot der Selbsterhaltung. Wer nicht, wenn die Karten zu seinen Gunsten liegen, entschlossen seinen Trumpf ausspielt, wer bei der Erwägung aller

Möglichkeiten den Schaden des Gegners ebenso ängstlich bedenkt wie den eigenen Vorteil, der wird sich im Kampf ums Dasein nicht behaupten. Wo aber sind die Grenzen, die die Geschäftsführung des energischen, auch, wenn es sein muß, rücksichtslosen anständigen Kaufmanns von der des bedenkenfreien, unbekümmert über Leichen gehenden Ausbeuters scheiden? Die Rechtsprechung unterscheidet zwischen dem, was zu tun zwar ein vornehmer Charakter verschmäht, das aber vor dem Gesetz nicht als unzulässig gelten kann, und der gegen die guten Sitten verstoßenden und deshalb nach dem Gesetz unwirksamen Handlung. Die Grenzziehung zwischen diesen Gebieten hat der Jurist im allgemeinen nicht selbständig zu bewirken, sondern — soweit nicht ausdrückliche gesetzliche Bestimmungen eingreifen — den im Verkehr betätigten Anschauungen redlicher Geschäftsleute zu entnehmen. Die rechtliche Regelung des Geschäftslebens wird von dem Grundsatz beherrscht, daß Treu und Glauben gewahrt werden müssen und die guten Sitten nicht verletzt werden dürfen. Wer also die Rechtsregeln zutreffend anwenden will, muß vorher wissen, was die Wahrung von Treu und Glauben, was die guten Sitten im Geschäftsleben bedeuten. Daß die Gerichte nun die hierzu erforderliche Kenntnis des praktischen Lebens oft vermissen lassen, ist eben die Klage, deren Gründe man beseitigen will, indem man den Assessor auf einige Zeit in einem Privatbetrieb arbeiten läßt. Wird er dort nun lernen, was ihm fehlt?

Die Kompliziertheit unserer Lebensverhältnisse bewirkt, daß die lediglich formale juristische Ausbildung zur sachgemäßen Entscheidung der Rechtsstreitigkeiten vielfach nicht genügt. In einfacheren Zuständen wird das sachliche Wissen, ohne das die größte formale Gewandtheit wohl logisch richtige, aber nicht inhaltlich angemessene Entscheidungen hervorbringen kann, durch die allgemeine Bildung und die tägliche Erfahrung gegeben. Heute bedarf der Richter nicht selten der Kenntnis fremder Sprachen, oder er soll über Verhältnisse entscheiden, zu deren richtiger Beurteilung naturwissenschaftliche oder volkswirtschaftliche Kenntnisse unentbehrlich sind. Wenn nun auch in solchen Fällen die allgemeine Bildung und die alltägliche Erfahrung versagen, so ist doch nichts leichter, als hier Abhilfe zu schaffen. Es ist bekannt genug, daß das Ziel des juristischen Universitätsstudiums für einen normalen Menschen auch unter sehr starker Schonung seiner Arbeitskraft erreichbar ist, sowie daß der Kollegienbesuch, gelinde ausgedrückt, stark zu wünschen übrig läßt, ohne daß sich dies im Examen oder im

späteren Leben rächte. Nun ist doch nicht recht einzusehen, warum der Student der Rechte während seiner Universitätszeit nicht eben so gut arbeiten soll, wie etwa die der naturwissenschaftlichen oder technischen Fächer, in denen meistens bei solcher Vernachlässigung des Studiums, wie sie bei Juristen keineswegs selten ist, das Examen überhaupt nicht bestanden werden könnte. Es wäre für einen energischen Minister, der seinen Willen gegen die tausend Bedenklichkeiten der Vertreter des Hergebrachten durchzusetzen wüßte, nicht schwer, hier gründlich Wandel zu schaffen. Die Form des Unterrichts müßte durch Abschaffung der gänzlich veralteten Vorlesungen — als wenn die Studenten Analphabeten wären, oder es keine gedruckten Lehrbücher gäbe — umgestaltet werden, wodurch für einen wirklich lebendigen Unterricht Zeit gewonnen würde. Würde dann der Lehrstoff durch Ausscheiden der vielen rein antiquarischen, für das Verständnis wie die Anwendung des lebendigen Rechts wertlosen Kenntnisse, die er noch enthält, verringert — wobei das wirklich geschichtliche Wissen nur gewinnen könnte — so bestände nicht die geringste Schwierigkeit, die Grundlagen der Naturwissenschaft und Technik sowie eine genügende Kenntnis des Englischen und Französischen zu Gegenständen des Studiums zu machen. Aber solche, für die Ausübung der Richtertätigkeit sozusagen mehr äußerliche Kenntnisse sind es auch nicht, die man dem jungen Juristen vermitteln will: er soll, wie schon gesagt, den Geist des Wirtschaftslebens verstehen lernen.

Ein normaler Geschäftsabschluß ist nun eine Tatsache, die an sich noch nichts psychologisch beachtenswertes bietet. Wenn etwa der Agent einer Schreibmaschinenfabrik einen Abschluß über 100 Maschinen verhandelt, so ist das an sich nicht lehrreicher, als wenn der Assessor sich für seinen Privatgebrauch eine Maschine kauft. Lehrreich wird der Fall erst durch die Erkenntnis der einander bekämpfenden Interessen. Nur schade, daß die Motive solcher Interessenkämpfe nicht offen zutage liegen, sondern gespürt, erraten sein wollen! Der Verkäufer, der verkaufen muß, weil er dringend Geld braucht, wird sich ganz gewiß hüten, dies Motiv hervortreten zu lassen, und ebenso wird der Käufer, der zu dem geforderten Preise mit gutem Nutzen abschließen könnte, dies im allgemeinen nicht sofort zugeben, sondern versuchen, einen noch günstigeren Preis zu erlangen. Je größer ein kaufmännisches oder industrielles Geschäft wird, desto schärfer zeigen sich die eigentlich technischen Operationen. Das Kaufen und Verkaufen

im Handel, die Fabrikation in der Industrie kann man ja dem Assessor zur Genüge zeigen; der Leitung des Geschäfts, der Motivation des Geschäftsleiters kommt er dadurch nicht näher. Daß der Käufer möglichst billig zu kaufen, der Verkäufer möglichst teuer zu verkaufen sucht, weiß schließlich jeder, auch wer kein juristisches Examen gemacht hat. Die eigentlichen Pläne und Feldzüge des wirtschaftlichen Kampfes aber, in dem sich das Geschäftsleben bewegt, sind nur dem Prinzipal und höchstens einigen leitenden Angestellten bekannt. Diese Leute werden für die Regel weder Zeit noch Neigung haben, einen Schüler in Pläne einzuweihen, von deren Gelingen oder Mißlingen mitunter die Existenz des Geschäftes abhängt. Daß eine Ware zu 110 angeboten und schließlich zu 105 verkauft wird, ist an sich nicht weiter lehrreich; dies ist nur die Geschicklichkeit, durch die der Verkäufer zum Nachlassen bewogen wird. Bei solchen Verhandlungen entscheidet gewöhnlich die geschickte Benutzung des Augenblicks und persönlicher Einfluß. Eine Beschreibung vermag das Wesentliche dieses Vorgangs so wenig zu übermitteln, wie den Eindruck des Musizierens eines genialen Künstlers. Der Geschäftsinhaber oder sein Prokurist können aber unmöglich ihren Assessor immer bei sich haben, selbst wenn sie Neigung hätten, sich schwierige Verhandlungen durch Hinzuziehung eines Zuhörers noch schwieriger zu machen.

Und wenn dies möglich wäre, so läßt sich aus Zacharias' in vielfacher Beziehung wertvollem und von reicher Lebenserfahrung zeugendem Buch „Persönlichkeit und Ausbildung des Richters" selbst nachweisen, daß wir auch dann noch nicht weiter kämen. Wie er nämlich treffend sagt, braucht der im Erwerbsleben stehende Mensch einen gesunden, kräftigen Egoismus, um sich durchzusetzen. Auch das ist gewiß richtig, daß — unter heutigen Verhältnissen — solcher Egoismus ebenso berechtigt und für Volk und Staat ebenso notwendig und wichtig ist wie die vornehme, objektive, stark altruistisch gefärbte Denkart anderer Kreise, die er dazu in Gegensatz stellt und die allerdings auch da, wo man sie zu erwarten berechtigt ist, nicht selten fehlt. Aber dieser starke, wenn auch berechtigte Egoismus der Erwerbskreise steht sehr häufig zu unsern offiziellen Moralanschauungen im Gegensatz. Jeder halbwegs Verständige weiß, daß die Staatenpolitik nicht nach den Grundsätzen der Moral, sondern nach denen des Machtkampfes geführt wird. Jede Diplomatie bemüht sich aber, sorgfältig den

Schein aufrecht zu erhalten, daß sie kein Moralgebot verletze. Ebenso wird der Kaufmann, der etwa die Gelegenheit günstig findet, einen gefährlichen Konkurrenten aus einem lange umstrittenen Absatzgebiet zu verdrängen oder unter rücksichtsloser Ausnützung einer günstigen Geschäftslage einen ungewöhnlich hohen Gewinn zu machen, wenig geneigt sein, anderen zu erklären, daß er hier seinen Vorteil, nichts als seinen Vorteil und seinen möglichst großen Vorteil sucht: denn wenn solcher Egoismus auch zweifellos in der heutigen Gesellschaftsordnung bisweilen volkswirtschaftlich notwendig ist, so gilt er doch einmal für unschön, und der Kaufmann sucht so gut wie der Diplomat sein Verletzen der offiziellen privatmoralistischen Grundsätze nicht ruchbar werden zu lassen. Als Sybel von Bismarck die Erlaubnis erbat, die Staatsarchive für sein Werk über die Begründung des Deutschen Reichs zu benutzen, sagte der Reichsgründer zu dem Unterstaatssekretär Busch, er möchte dem Geschichtsforscher nur diejenigen Dokumente geben, die der Regierung paßten, dagegen zurückbehalten, was „die gute Meinung des menschenfreundlichen Herrn über uns" stören könnte. (Julius v. Eckardt, Lebenserinnerungen, II., S. 125.) Ebenso wird in aller Regel der Unternehmer, bei dem ein Assessor zur Ausbildung eintritt, seinem Prokuristen sagen: „Herr Meier, sorgen Sie dafür, daß der junge Mann eine recht gute Meinung von uns bekommt".

Es läßt sich weiter doch nun nicht leugnen, daß sehr viele schlechte Geschäfte in der Welt wie sie nun einmal ist abgeschlossen werden, und daß keineswegs etwa die Geschäftsmoral der größeren Betriebe der der kleineren im allgemeinen überlegen ist. Natürlich erklärt jeder einzelne Unternehmer, daß „bei uns so etwas nicht vorkommt", da aber doch in Wirklichkeit nicht ganz selten Geschäfte abgeschlossen werden, die über die durch den berechtigten wirtschaftlichen Egoismus gezogenen Grenzen weit hinausgehen, und da bis jetzt die Geschäfte sich noch nicht selbst machen, so muß sie doch irgend jemand machen. Hamlet ist vielleicht zu pessimistisch, wenn er meint, ehrlich sein bedeute ein Auserwählter unter zehntausend sein: solange aber strenge Ehrlichkeit als ein lobenswerter Vorzug gilt, kann sie nicht gut die ausnahmslos herrschende Regel sein. Es ist nicht zu bezweifeln, daß es viele Unternehmer von tadelloser Geschäftsmoral gibt. Ein Urteil hierüber im einzelnen Fall erlaubt aber nur eine sehr genaue Kenntnis der Geschäftsführung. Will man die Tätigkeit der Assessoren in

etwas größerem Maßstabe eintreten lassen — und ohne das könnte die Maßregel ja keine allgemeine Bedeutung erlangen —, so wird es sich nicht vermeiden lassen, an manche „Ausbildungsstelle" zu geraten, deren Inhaber gewiß sehr gerissen, aber nicht durch sonstige Eigenschaften für seine Aufgabe geeignet ist. Ich möchte nicht dahin mißverstanden werden, als wenn ich behaupten wolle, es seien geeignete Geschäfte überhaupt nicht vorhanden: daß sind sie für die Tätigkeit selbst von Hunderten von Assessoren überreichlich. Nur bestreite ich, daß es bei irgendeiner Organisation möglich sein wird, so viele Geschäfte genau genug zu kennen, um vor den ärgerlichsten Fehlgriffen gesichert zu sein.

Wie werden sich denn aber voraussichtlich die Unternehmer dauernd — denn die erste Bereitwilligkeit bedeutet wenig — zu der ihnen angesonnenen Erziehungstätigkeit verhalten? Auf diese Frage darf, wie ich glaube, eine alternative Antwort gewagt werden. Entweder nämlich stellt sich die Beschäftigung des Assessors als im allgemeinen für die Erwerbszwecke des Unternehmers nutzlose Zeitvergeudung heraus. Dann werden sicherlich nur sehr große Unternehmungen geneigt bleiben, sich mit der Sache zu befassen, und sie werden — von ihrem Standpunkt aus mit vollem Recht — nicht verfehlen, die bei dem Schüler vielleicht von der Universitätszeit her noch vorhandenen Reste kathedersozialistischer Anschauungen zu bekämpfen, indem sie ihm an den eigenen Arbeitern zeigen, daß der vierte Stand durchaus zufrieden zu sein allen Grund habe. Oder der Assessor erweist sich als nützlicher Mitarbeiter. Dies kann er tun, indem er die Bearbeitung aller Rechtsfragen übernimmt: aber dann leistet er nichts, was er nicht in jedem mittleren Anwaltsbureau auch tun könnte, wir haben überhaupt kein neues Prinzip und täten viel einfacher, die Tätigkeit des Referendars beim Anwalt zu verlängern. Dies wünscht man auch wohl nicht, sondern der Assessor soll in den eigentlich geschäftlichen Betrieb hinein. Ich glaube kaum, daß er dort einem tüchtigen Angestellten gleichkommen wird (und ein schlechter Gehilfe ist schlimmer als keiner): aber nehmen wir dies an! Was ist die Folge? Ein verstärkter Druck auf den Arbeitsmarkt der Angestellten. Wer sich darüber mit der Erwägung hinwegtrösten wollte, daß es sich doch nur um eine verhältnismäßig sehr geringe Erhöhung des Arbeitsangebots handle, der übersieht, daß der geschäftlich gewandte Assessor mit der Zahl nach verhältnismäßig geringeren hochqualifizierten Arbeitskräften in Wettbewerb treten

würde, sowie daß der Druck auf den Arbeitsmarkt stärker wächst als die Erhöhung des Angebots. Vor allem aber hätte er wohl keine genügende Vorstellung von dem Gewicht, mit dem die unverschuldete Arbeitslosigkeit auf einem Manne lastet, der, um sich und vielleicht Frau und Kind zu ernähren, nichts hat als seine Arbeitsfähigkeit. Freilich, wenn es sich um Sachen von großer allgemeiner Bedeutung handelt, muß der einzelne Opfer bringen, aber doch nur, wenn sie nötig sind! Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß der ganze Vorschlag verfehlt ist, aber gesetzt, er biete ein an sich nützliches Hilfsmittel, gibt es denn kein anderes ohne seine Nachteile?

Der Arzt, der Anatomie nur an bekleideten Menschen studiert, wird es schwerlich zu genauer Kenntnis des menschlichen Körpers bringen. Will man nun den Geist des Wirtschaftslebens kennen lernen, so bleibt auch nichts übrig, als die Psyche des wirtschaftenden Menschen ohne Verhüllung zu betrachten. Zacharias selbst weist treffend darauf hin, daß regelmäßig Parteien und Zeugen vor Gericht in einem Zustande innerer Erregung oder doch Anspannung seien. Es kommt hinzu, daß die Parteien häufig, und die Zeugen nicht selten, bei den Ansichten die sie äußern, von Absichten geleitet werden, die sie nicht äußern. Der Zeuge soll zwar die reine Wahrheit sagen, aber, abgesehen von den Fällen, wo jemand ganz zufällig Augen- oder Ohrenzeuge eines Vorgangs wird, pflegt man doch nur von solchen Vorfällen Kenntnis zu haben, bei denen man zu den handelnden Personen in näheren oder entfernteren, freundlichen oder feindlichen Beziehungen steht. Es ist dem Menschen nicht möglich, auch nur für eine Stunde sich seiner Menschlichkeit zu entäußern und nichts zu sein als ein Apparat zum Aussprechen der Wahrheit. Darum ist es auch für den Richter im Gerichtssaal schwer, die Handlungen der Menschen zu sehen, wie sie wirklich sind: wäre dem anders, so müßte ja eben die richterliche Tätigkeit selbst jene Lebenserfahrung hervorbringen, die der Jurist sich jetzt im Geschäftsleben erwerben soll. Für diese Aufgabe gibt es nun aber eine Lösung, die den großen Vorteil hat, nicht künstlich ersonnen, sondern von der Praxis, und zwar keineswegs zu pädagogischen Zwecken, schon längst gefunden zu sein.

Von allen juristischen Tätigkeiten ist die des Rechtsanwalts diejenige, die die engste Fühlung zwischen dem Rechtskundigen und dem Publikum bewirkt. Der Richter ist Beamter, der Anwalt Privatmann. Vor Gericht kann jedes unbedachte Wort schaden, der

Anwalt ist durch das Gesetz gebunden, ohne Erlaubnis des Klienten über ihm Anvertrautes nicht zu sprechen. Aber die Partei kann nicht nur ihrem Anwalt unbedenklich alles mitteilen, ihr eignes Interesse veranlaßt sie, dies zu tun: denn wie soll er sie zutreffend beraten, ohne den Sachverhalt genau zu kennen? Natürlich wird auch Rechtsanwälten nicht selten ein gefärbter Tatbestand mitgeteilt: indessen, während in der gerichtlichen Verhandlung die Erregung, die sich der des förmlichen Verkehrs mit den Behörden nicht Gewöhnten leicht bemächtigt sowie das Bewußtsein der Folgen, die jede Aeußerung haben kann, die Richtigkeit der Erklärungen selbst des wahrheitsliebenden Menschen stark beeinträchtigen, wirken die eben angeführten Gründe darauf hin, daß die dem Anwalt gemachten Mitteilungen dem wahren Wesen der Sache erheblich näher kommen. Vielleicht kommt noch ein anderes hinzu: vielleicht bewährt das so viel geschmähte Prinzip des Selbstinteresses auch hier seine Kraft, vielleicht bewirkt das starke Interesse, daß der Anwalt an dem Siege der von ihm vertretenen Sache hat, doch, daß er sich im allgemeinen mit größerer Intensität in den einzelnen Fall und damit in das Wirtschaftsleben vertieft als der Richter? Im allgemeinen: denn gerade die höchsten, den Durchschnitt am weitesten überragenden Leistungen werden auf vielen Gebieten und könnten wohl auf allen Gebieten ohne ein besonderes materielles Interesse geleistet werden — von Ausnahmemenschen.

Wie dem auch sei: man hört nichts davon, daß es den Rechtsanwälten an Verständnis des Wirtschaftslebens mangele. Sollte also die Erziehung zum Richter durch die Anwaltstätigkeit sich nicht als eine natürliche Lösung der erörterten Aufgabe empfehlen? Die Anwaltstätigkeit zwingt, unter eigener Verantwortung zu handeln. Die erziehliche Wirkung der Fehler aber, die man selbst macht und für die man auch verantwortlich ist, läßt sich durch nichts ersetzen. Darum sollte man die jetzt schon lange Vorbereitungszeit der jungen Juristen nicht noch zu verlängern streben, sondern man sollte ihnen nach dem Assessorexamen — es ist dann wirklich nicht mehr zu früh — Gelegenheit geben, unter eigener Verantwortung zu handeln und zu lernen. Goethe lobt als die beste Erziehungsart die der Hydrioten, die als Insulaner und Seefahrer ihre Knaben gleich mit zu Schiff nehmen und sie im Dienste herankrabbeln lassen. Unsere Assessoren sind ja keine Knaben mehr, aber um so mehr sollten sie in ihrem Lebens-

kreise nicht als Zuschauer, die nur sehen was man ihnen zeigen will, sondern als Handelnde unter eigener Verantwortung tätig sein. Würden die Richter durchgängig aus in der Praxis bewährten Anwälten erwählt, so würden nicht nur die Klagen über mangelnde Lebenskenntnis der ersteren schnell verstummen, sondern es würde auch die vielfach bestehende, der Rechtspflege schädliche Spannung zwischen den Angehörigen beider Berufe verschwinden.

„Welche Utopie, zu glauben, daß solche Gedanken in Deutschland in absehbarer Zeit verwirklicht werden könnten!“ Möglich, aber dann ist auch die Verbesserung der Zivilrechtspflege Utopie.

Der deutsche Lehramtsassistent in Amerika.

Von

Heinrich Keidel,

Dr. phil., 1912—1913 Austauschlehrer an der Staatsuniversität zu Wisconsin, zurzeit Instruktor an der Ohio-Staats-Universität, Columbus, Ohio, U. S. A.

Es ist ein so eigen Ding um die Erziehung des Reichsdeutschen zum Erlernen des internationalen Interesses und des „Mit-Machens“. Mit einer tiefen Wanderlust, die noch vom Jungborn des Volksliedes genährt wird, greift er zum Stabe und will dem „deutschen Gedanken in der Welt“ einen Dienst leisten, um dann in sich selbst eine Unsicherheit zu verspüren, die nun plötzlich seiner Seele, deren Tore sich auftun, die Schätze entdeckt, denen er, der liberale Hitzkopf, als vermeintliche Danaergeschenke entrinnen wollte. Jetzt erst sieht er in Wirklichkeit durch Vergleiche seine eigenen Werte und die der andern. Er lehrt die andern sein Selbst und belehrt die Heimat von den andern. Aber er muß erst an sich selbst wirklich glauben lernen, bevor er sie zu seiner eigenen Mission bekehrt. Und diese Mission ist das sich selbst Ausleben derjenigen Seite der geistigen Kultur, die er in einer Persönlichkeit vorstellt, erzeugt, empfangen und geboren auf dem Mutterboden der Nation. Mit Feuer und Schwert zu erobern, darauf müssen wir verzichten und haben es schon getan. Uns Deutschen bleibt die schwerere und vornehmere Aufgabe, durch die deutsche Bildung die deutsche Idee in aller Welt in den noch brachliegenden Geist fremder Völker einzupflanzen.

Jährlich gehen zahlreiche „offizielle Persönlichkeiten“ nach Nordamerika im Dienste des Verständnisses, des Friedens und der geistigen Konkurrenz. Und mit ihnen ziehen, unbekannt, nicht „interviewend“, von Alter und Erfahrung leicht befrachtet, etwa sechs bis zehn Probekandidaten, die als Austauschlehrer eine Mission erfüllen sollen,

die an Bedeutung und Wichtigkeit von wenigen erfaßt, ja selbst in Fachkreisen kaum gewürdigt wird.

Und im tiefsten Sinne handelt es sich allerdings um eine Mission, der es erlaubt ist, abseits der Offiziösen schürfende Arbeit zu tun. Aber scheint es nicht befremdend, so Professoren und Kandidaten überhaupt miteinander unter einem Gesichtswinkel in Beziehung zu bringen? Was könnten sie außer der gleichen Bildungsgrundlage und der Zugehörigkeit zu einem Stamme gemein haben? Aber dies ist ja gerade die so oft vergessene Wichtigkeit, daß wir mit dem ersten Schritt aus Deutschland zusammengehören, kein Alter oder Kaste uns mehr trennt. Und so ist es denn einer der ersten Eindrücke, daß der Austauschlehrer dem Austauschprofessor gesellschaftlich so viel näher rückt. Nicht nur die allgemeine demokratische Luft trägt dazu bei, sondern auch die administrative und örtliche Geschlossenheit der Erziehungsinstitute. Wer das Glück hat, in Harvard, Princeton oder Wisconsin Austauschlehrer zu sein, ist als Mitglied des „German department" in steter persönlicher Verbindung mit den „Vollprofessoren", und wenn natürlich in Fakultätssitzungen oder steifen Gesellschaften starke Unterschiede im Range hervortreten, so verschwindet dies bei größeren, besonders geselligen Veranstaltungen vollständig. Im Universitätsklub vollends, wo sogar reifere Studenten wohnen dürfen, sieht man sich täglich als Klubmitglieder, und so geschieht es denn, daß man heute mit Studenten, morgen mit seinem Landsmann oder mit einem amerikanischen Vollprofessor zu Tisch sitzt.

Ich hielt es für notwendig bei der „Beschränktheit des nationalen Instinkts" (Rohrbach) — und damit auch des internationalen — dies so ausführlich vorauszuschicken, weil ich weiß, daß die Furcht, sich gesellschaftlich Unannehmlichkeiten auszusetzen, manche Probekandidaten von einer Meldung zum Austausch nach England, Frankreich oder Amerika zurückhält, zumal wenn sie Reserveoffiziere sind, mögen auch die vielen Klagen, die aus Frankreich kommen, meistens ihre Ursache in anderen Dingen finden, und mögen auch in England Mißgriffe vorgekommen sein, die nicht ihre Ursache in der Ungeschicklichkeit des betreffenden Kandidaten haben. Und das ist nun der wesentlichste Punkt. Individualitäten, die nur durch die Klasse erzogen worden sind, in ihr leben und existieren, sind Schein-Persönlichkeiten, die nicht wissen, was sie mit sich anfangen sollen, wenn ihnen die Folie genommen ist. Haben sie nicht einen über alle Klassen erhabenen, ich möchte sagen, seelischen Koeffizienten in

sich, der wohl wachsen oder verschrumpfen kann aber doch unzerstörbar ist, so werden sie hilflos, wenn sie aus der Atmosphäre des preußischen Oberlehrerstandes heraustreten. Und diese gibt es eben nur in Preußen. Kommt man nun gar in die Luft eines demokratischen, für den Fremden ziel- und regellosen Ineinanderflutens der heterogensten Elemente, so sind Titel, Stand, Nation verloren. Die Persönlichkeit, der Mann macht alles. Ich hoffe, daß ich auf keine falsche Auslegung stoße, wenn ich sage: Darin liegt eine der Hauptschwierigkeiten für den deutschen Austauschlehrer in Amerika.

In England und Frankreich sind die Verhältnisse den deutschen viel ähnlicher. Die alte europäische Kultur hat zur Klassifizierung und Differenzierung geführt, und mehr oder minder sind einem jeden die vorgeschriebenen Grenzen erstarrt. Jeder bewegt sich, wie es der Sittenkodex seiner Kaste vorschreibt, und persönliche Fehler werden ge- und verdeckt von der betr. Klasse, die ja nach ihrem Verdienst um die geistige Entwicklung ihrer Nation höher oder niedriger steht. Ganz anders in Amerika, vor allem westlich der Alleghannies. Hier strebt man erst zu dieser kristallinischen Bildung der Gesellschaft, die noch eine einheitliche Masse mit sehr sich rasch auswechselnden Schichten bildet. Die einzelnen Berufe sind noch nicht zu abstrakten Vorstellungsgrößen geworden. Der Europärr nun, der nicht einen sehr vorsichtigen Takt und ausdauernde Selbstbetrachtung oder Menschenkenntnis besitzt, bleibt dabei entweder gänzlich in der Ecke seines maschinenmäßigen Tagewerks oder verliert alle Kontrolle und überläßt sich planlos seinen entwurzelten und bloßgelegten Wünschen.

Eine der ersten Fallgruben besonders im Westen ist die Beobachtung, daß man keinem vollwertig kulturellen Gegner wie in Frankreich oder England gegenübersteht, sondern einem zwanzigjährigen Tertianer, der verzweifelte Anstrengungen macht, doch noch die Reife zu erlangen, trotzdem er schon als Maurer und Schlosser mehr verdient hat als das arme Fräulein Dr. phil. Europa.

Wenn nun noch der Austauschlehrer sich physisch nicht den veränderten Verhältnissen anpassen kann, abhängig ist von zahlreichen Bequemlichkeiten wie Dämmerschoppen, Mittagsschlaf, Spaziergängen, Nachmittagskaffee, künstlerischer Anregung usw., alles Dinge, die hier nicht vorhanden sind und sich in Europa wohl mit Pflichterfüllung talentvoll verbinden lassen, so kommt er in eine Lage, die ihm das Jahr in Amerika zu einer unerträglichen Qual machen und nicht nur ihm schaden kann, sondern seinem Stande und seiner Nation.

Ja, seiner Nation! Ich betone dies nicht als Kriegervereinsmitglied, sondern als Sachkenner. Der Austauschlehrer hat in Amerika mehr nationale repräsentative Pflichten und einen größeren Wirkungskreis als in irgend einem andern Lande, denn er kommt in gleicher Weise unterrichtlich mit Ackerbauern, Philologen, Ingenieuren, Journalisten, Kochschülerinnen und Nationalökonominnen (man verzeihe das harte Wort.) usw. zusammen, die zu 99% später nicht die höhere Universitätslaufbahn einschlagen, wo sie unreife Urteile korrigieren können. Ferner hat der Austauschlehrer hier viel mehr als in Europa Gelegenheit, sich einen eigenen kleinen Wirkungskreis durch Vorträge in allen möglichen Klubs, Gesellschaften, Vereinen, ja sogar in Kirchen zu schaffen. Alle Schulen stehen ohne behördliche Erlaubnis zu unbegrenztem Besuch offen, und mehr als einmal hat eine Klasse ganz aus sich heraus ohne Mitwirkung des Lehrers mich um eine „Adresse", d. h. Ansprache, gebeten.

Und als dritter nicht unwichtiger Faktor tritt ihm das Deutsch-Amerikanertum gegenüber, das von Jahr zu Jahr immer mehr aus seinem Erwerbstraum aufwacht und anfängt, eine politische Rolle zu spielen. Solange die enorme Einwanderung noch anhält, bleibt im Volksbewußtsein die Ursprungsnationalität des einzelnen lebendig, so amerikanisiert man sich auch schon fühlt. Als Manifestant und als politischer Kämpfer wird der Austauschlehrer sich lächerlich machen, aber indirekt mag er dem verzweifelten Kampfe helfen, den man um die Erhaltung der deutschen Sprache und der deutschen Ideale hier kämpft und in dem man sehnsüchtig nach deutschem Nachwuchs ausschaut, besonders nach solchen Elementen, die bewußt das Hochdeutsche pflegen und weiter sprechen wollen. Und solange noch bei Irländern, Franzosen, Schweden, Russen, Polen und Italienern das Bewußtsein ihrer Abstammung trotz aller Amerikanisierung aufrecht erhalten bleibt, solange wird die Fülle der Gefühlswerte, die den Grundton bildet, nur vom Mutterlande aus genährt, von dessen Taten und Erfolgen. Und so kommt es denn, daß in England und Frankreich der Austauschlehrer immer ein Fremdkörper bleibt, während er in Amerika besonders in der Nähe deutscher Zentren unbewußt um soviel mehr der einheimischen Bevölkerung zugerechnet wird und oft mit Erstaunen die naive und ganz selbstverständliche Frage hört, ob er nicht in Amerika bleiben will.

Als letzter Faktor mag angeführt werden, daß die Haltung des Wissenschaftlers Deutschland gegenüber vielmehr die eines dankbaren

Schülers zum Lehrer ist, als wie das in Frankreich und England der Fall ist, wo man mehr das Gefühl der scharfen Konkurrenz hat. Hunderte der amerikanischen Lehrer haben ihren Ruf und ihre Stellung deutschen Universitäten zu verdanken, und wie vielen muß man Rede und Antwort stehen auf ihre Fragen nach alten Lehrern und Kollegen. Auch junge Assistenten und High School-Lehrer wenden sich an den Austauschlehrer mit Bitten und Fragen wegen ihrer Europapläne, und das enorme, in Deutschland bei der Jugend leider unbekannte Interesse an den verschiedenen Staatsformen, Stadtverwaltungen, Schulfragen usw. überschüttet den deutschen Probandus mit Fragen, deren Beantwortung ihm mehr Schwierigkeiten macht als er es sich je hat träumen lassen.

Geht der Austauschlehrer diesen „Repräsentationspflichten", wie ich sie jetzt rückhaltlos nennen will, aus dem Wege und kommt es ihm nicht zum Bewußtsein, welche gewaltigen Energiemassen hier in so kurzer Zeit zur Auslösung gekommen sind, fühlt er nicht, daß er kein Agent des deutschamerikanischen Nationalbundes sein darf, auch kein Propagist für preußische Schulverwaltung, daß er vielmehr das discimus, der Austauschprofessor mehr das docendo zu betonen hat. Wenn ihm das alles nicht zum Bewußtsein kommt, so hat die preußische Verwaltung die 1000 M. Unterstützungsgelder nutzlos gezahlt, und der Betreffende hat Deutschland mehr geschadet, als wenn er Frankreich und England unverstanden verlassen hätte, denn das „Deutschtum im Ausland" hat erst aggressive Wirkung außerhalb Europas (ausschließlich der slawischen Reiche), das in Dingen des Gefühlslebens, der Ethik und der geistigen Kultur vom außereuropäischen Standpunkte viel von seiner nationalen Gliederung und Differenzierung verliert.

So ist es also falsch, wenn die preußische Verwaltung den Austauschlehrern für Amerika dieselben Anweisungen in die Hand drückt, wie denen, die in Europa bleiben. L e t z t e r e s o l l e n h a u p t s ä c h l i c h a l s P h i l o l o g e n d e r s p r a c h l i c h e n A u s b i l d u n g w e g e n i n s A u s l a n d g e h e n, e r s t e r e a b e r a l s P ä d a g o g e n, H i s t o r i k e r u n d l i t e r a r i s c h e K r i t i k e r. D e r S a c h u n t e r s c h i e d b e d i n g t a u c h e i n e n F a c h u n t e r s c h i e d, schon einfach aus dem Grunde, weil der englisch-amerikanische Dialekt in deutschen Schulen nicht gelehrt werden kann. Es muß dringend darauf bestanden werden, daß die Regierung sich mit dem Amerika-Institut in Verbindung setzt und die Kandidaten über Sitten, Gebräuche und Ziele eingehend aufklärt, denn sonst können von denjenigen, die nichts an-

deres als ihr Gymnasium und die vielleicht enge und kleine Universität gesehen haben, schwere Fehler begangen werden. Ohne Fähigkeit, englischer Konversation leicht zu folgen, ohne historische Vorkenntnisse und ohne Landeskenntnis sollte keiner diesen Kontinent betreten. Gesellschaftliche Festigkeit, freie Ritterlichkeit gegen die Frauen und die nötige Dosis feinen Empfindens dafür, wieweit man in der rücksichtslosen Durchsetzung der eigenen Persönlichkeit gehen kann, dazu finanzielle private Unterstützung von wenigstens 75 M. monatlich — das sind die Erfordernisse, auf Grund deren der amerikanische Austausch unendlich ergiebig gemacht werden kann. Die Ernte ist dann aber auch ungleich größer als bei den anderen Austauschlehrern. Nur Oberflächenmenschen können ganz für Deutschland im Ausland verdorben werden. Wohl erscheint die Heimat bei der Rückkehr optisch verkleinert und physisch bedrückend, ja nach allen Richtungen hin übersättigt und vielfach blasiert — aber wir sind gereinigt von den Unklarheiten über unser eigenes Volkstum und haben gesehen in Wirklichkeit, was uns im Traum so ergriffen hat. Der Austauschlehrer sah Koedukation, er arbeitete mit weiblichen Kollegen, er sah den Einfluß der Frau auf die Erziehung, sah — und das ist vielleicht das Wichtigste — den erzieherischen Einfluß des öffentlichen Lebens, die Kulturatmosphäre, d. h. den oft unterschätzten Komplimentwinkel zur Schule. Er sah den erbitterten Kampf der höheren Erziehung mit der Gewerbeerziehung, den Antagonismus zwischen College und High School, Lehrerausbildung, Schülersport und staatsbürgerliche Erziehung sowie höhere Erziehung, „The Education", als die Modekrankheit der Massen. Alle diese Faktoren lassen sich auf deutschen Reformprogrammen wiederfinden.

Zahlreiche Berichte von Amerikanern, die in Deutschland Austauschlehrer waren, sind erschienen, zuletzt ein vorzüglicher von Mr. Bell in der „Educational Review", Januar 1914, über die Frankfurter Musterschule. Sie alle bringen die sattsam bekannten Tatsachen über die Unterschiede der beiden Nationen. Doch immer wieder erfrischend ist die dankbare und begeisterte Haltung der Amerikaner. Sie verkennen nicht unsere deutschen Schwächen (besonders den klaffenden sozialen Gegensatz zwischen Volksschule und höherer Schule), sind aber von so herzlicher Anerkennung der deutschen Ueberlegenheit in vielem, daß ich mich umsehe, ob wir Deutschen mit relativ gleicher Münze zurückzahlen.

Immer häufiger werden amerikanische Lehrinstitute die Carnegie-

Gesellschaft um einen deutschen Austauschlehrer bitten, und es ist viel nötiger für die Deutschen als für die Amerikaner, mit den Vorbedingungen rechtzeitig und eindringlich bekannt zu werden. Tausende von Amerikanern ergießen sich jährlich lernend und genießend über Deutschland und nur wenige Deutsche erwidern solche Besuche. Die Austauschprofessoren sind mit Einladungen, Empfängen und Vorträgen überlastet. Ruhelos und aufreibend ist ihr offiziöses Dasein. Die Austauschlehrer sind frei und noch frisch in ihrer jugendlichen Empfänglichkeit. Darum sollen sie desto eifrigere Arbeiter im Dunkeln sein, das Erdreich unterwühlen, den Leuten der Straße „aufs Maul" sehen, unbekannt und unerkannt eintauchen in die Masse — aber desto intensiver fühlend und neue Lebensströme genießend, sich selbst in diesem Stahlbade befestigend, sich aus ihrem schwärmerischen internationalen Antinationalismus einen nationalen Internationalismus formend. Wolzogen fordert, man solle ganze Schiffsladungen deutscher Bureaukraten nach Amerika senden. Wenn der deutsche Oberlehrer durch immer neue „Dienstanweisungen" noch bureaukratischer wird, so stimme ich bei, doch bitte ich um eine vorsichtige Auswahl, denn wenn die Sendung eine Auslese bedeutet, dann ist zweifellos das Ergebnis nicht die Abschaffung der Bureaukratie, sondern ihre Belebung und Durchblutung durch die gesteigerten Persönlichkeitswerte ihrer Träger.

Russische Finanzen unter Alexander II. und der Ursprung des Türkenkrieges von 1877.

Von

Emil Daniels.

Die finanzielle Sanierung Rußlands nach der Katastrophe des Krimkrieges 1862 bis 1878 durch den Finanzminister Michael von Reutern. Herausgegeben und mit einer biographischen Skizze versehen von W. Graf Reutern-Baron Nolcken. Berlin, Verlag von Georg Reimer, 1914.

Diesem lehrreichen Buch hat der Herr Verfasser einen sehr ungeschickten Titel gegeben, der von der Lektüre geradezu abschreckt. Ferner sagt er im Vorwort, die 1910 erschienene russische Ausgabe seines Buches sei heute schon vergessen. Er fügt hinzu, daß der größte Teil des Buchs mit statistischen Zahlen überladen sei und prophezeit sich deshalb selber nur einen engen Leserkreis. Und wie als ob er den äußersten Fleiß daran setzen wollte, diesen ja nur möglichst klein zu machen, bemerkt er noch, vornehmlich habe er bei der Veröffentlichung des Buchs an die der russischen Sprache nicht mächtigen Verwandten und Freunde seines Onkels Reutern als Leser gedacht.

In Wahrheit ist das Studium des Buchs, wenn sein Stil allerdings auch eine gewisse Sprödigkeit aufweist, doch ganz außerordentlich interessant. Besonders die Leser der „Preußischen Jahrbücher" haben Grund, an seinem Inhalt lebhaften Anteil zu nehmen. Denn es bildet gleichsam den bisher vermißten historischen Unterbau zu den gewichtigen Aufsätzen über russische Finanzen, mit denen Paul Rohrbach mehrfach diese Zeitschrift bereichert hat.

Als der Balte Reutern Ende 1862 das Finanzportefeuille übernahm, waren die russischen Finanzen eben der Prüfung durch den Krimkrieg ausgesetzt gewesen. Das Zarenreich hatte den Krieg

finanziell so geführt, daß der vorhandene Metallfonds von 123 Millionen Rubel fast ganz intakt in der Reichsbank festgehalten wurde; er schmolz nur auf 119 Millionen zusammen. An Kriegsanleihen war nicht zu denken gewesen, da Rußland mit allen kapitalreichen Ländern entweder in offene oder latente Feindseligkeiten verstrickt war. So mußten denn als einziges Mittel zur Aufbringung der Kriegskosten die Kreditbilletts von 311 auf 735 Millionen Rubel vermehrt werden. Dadurch sank die Metalldeckung für die Noten, trotzdem das Metallquantum, wie gesagt, nicht wesentlich vermindert wurde, von 39,4 Prozent auf 16,2. Nach dem Frieden versuchte man, die ungedeckten Kreditbilletts allmählich aus dem Verkehr zu ziehen. Der Wechselkurs fiel trotzdem beständig, und zwar um so tiefer, als die Reformpolitik Alexander des Zweiten die Auslandsreisen freigab. Immer mehr Rubel wurden zum Umtausch gegen Franken angeboten. Der Rubelkurs, der vor dem Krimkrieg ungefähr Pari gestanden hatte (400 Centimes, 3 Mark 20) konnte nicht einmal auf 360 Centimes gehalten werden, obgleich die russische Regierung ihn künstlich stützte. Sie borgte zu diesem Zweck zwischen 1857 und 61 im Ausland Geld im Betrage von 100 Millionen Silberrubel; dann kam der Moment, wo sie sich bei den auswärtigen Bankiers keine weiteren Guthaben für die Aufrechterhaltung der Valuta mehr zu verschaffen vermochten. Diese Währungskrisis erfüllte kurz vor Reuterns Ernennung den Direktor der Kreditkanzlei Hagemeister mit einem derartigen Pessimismus, daß er erklärte, der Staatsbankerott stehe unmittelbar bevor. Das sagte er nicht nur im Inlande, sondern auch im Auslande, und erregte so unter den Bankiers, die bis dahin fest auf Rußland als ein reiches Land gebaut hatten, eine gewaltige Panik.

Ungefähr gleichzeitig damit, daß Reutern Finanzminister wurde, brach der polnische Aufstand von 1863 aus. Die Insurrektion beschränkte sich ihren militärischen Leistungen nach darauf, daß bewaffnete Scharen von den Wäldern her das russische Militär in Atem hielten und hier und da einmal einen erfolgreichen Ueberfall zuwege brachten. Und doch ist dieser Aufruhr des russischen Polentums, der nur mit halber Kraft versucht wurde, weil der Bauernstand keinen Anteil daran nahm, immer als eine große Gefahr für Rußland angesehen worden. Die Geschichtserzählung des Staatssekretärs Kulomsin, der eines der dem Buche beigegebenen biographischen Kapitel geschrieben hat (übrigens mit Vorsicht und Kritik zu lesen), führt uns vor Augen, wie wohlbegründet

jene Auffassung ist. Zur Deckung der Unkosten, die die Konzentration bedeutender Truppenmassen im Weichsellande verursachte, mußte abermals die Notenpresse in Bewegung gesetzt werden. Zugleich mußte der bisher so eifersüchtig gehütete Metallfonds angegriffen werden; bald betrug er nur noch 55,7 Millionen Rubel bei 636,5 Millionen Kreditbilletts, d. h. das Metall war bloß 8,7 Prozent des Papiers! Das russische Geldwesen war jetzt dermaßen zerrüttet, daß sein Zustand an die Währungsverhältnisse des untergehenden römischen Reichs erinnerte, wo unter Gallienus der an die Stelle des Denars getretene **Antonianus** zum Teil nur noch 5 Prozent Silber enthielt.

Kein Wunder, wenn damals die Westmächte und Oesterreich, indem sie sich anschickten, zugunsten der Polen zu intervenieren, glaubten, es bedürfe nur noch eines einzigen Stoßes, um den moskowitischen Koloß umzustürzen. Wahrhaft unschätzbar war der Dienst, den 1863 der preußische Ministerpräsident von Bismarck dem Kabinett von St. Petersburg leistete, indem er durch die Konvention zur gemeinsamen Unterdrückung des polnischen Aufstandes mit seinem Staat diplomatisch neben Rußland hintrat. Mit Hilfe Preußens wurde Polen rasch beruhigt, aber der finanzielle Verfall Rußlands hielt an. Im Jahre 1858 hatten russische Staatspapiere noch merkwürdig gut gestanden, indem die 5prozentigen Russen im Jahresdurchschnitt 112—114 notierten. Dann trat ein beständiges Fallen des Kurses ein, der 1865 dazu führte, daß die Papiere nur noch 86—89 wert waren. Heute stehen 4prozentige russische Staatspapiere nahezu dasselbe. Das ist eigentlich eine ziemlich unscheinbare Veränderung. Wenn aber das europäische Publikum 1865 gewußt hätte, wie es wirtschaftlich und finanziell im Zarenreiche zuging, würden die Börsen russische Effekten wohl niedriger bewertet haben. Denn zu der sansculottenmäßigen Papierwirtschaft im Innern trat eine immer wachsende Verschuldung nach außen hin, und zugleich erfolgte ein Umschlag der Handelsbilanz zu Ungunsten Rußlands.

Den drohenden Stand der Dinge veranschaulicht eine Denkschrift Reuterns an Kaiser Alexander II. (vom 16. Sept. 1866). Reutern sagt: „Der Ausfuhrhandel ist das hauptsächliche ... Mittel zur Bestreitung der Zahlungen ans Ausland; in früherer Zeit deckte er nicht nur die Zahlungen für die eingeführten Waren mit einem Ueberschuß, sondern auch die Ausgaben, welche die Regierung und die russischen Reisenden im Auslande machten. Zu

jetziger Zeit ist das bereits nicht mehr möglich. Die Zahlungen der Regierung und die Ausgaben der Reisenden sind in ungeheurem Maße gestiegen, die Ausfuhr aber ist, wenn auch nicht absolut, so doch relativ zurückgegangen. Der Talg, einer der Hauptgegenstände unserer Ausfuhr, findet jetzt auf den ausländischen Märkten mehr Konkurrenz als früher. Während des Krimkriegs machte der englische Handel, durch die Teuerung des russischen Talgs veranlaßt, in verschiedenen Teilen der Welt Quellen für den Bezug dieser Ware ausfindig. . . . Das . . Petroleum, ein Erzeugnis, das vor 10 Jahren völlig unbekannt war, hat den Talg als Leuchtmaterial in bedeutendem Maße verdrängt. Während des Krimkrieges begann auf den europäischen Märkten indische und australische Jute zu erscheinen, die unseren Hanf ersetzte. . . . Im Getreidehandel machen uns jetzt die Donaufürstentümer, Ungarn und besonders die Vereinigten Staaten, die Dank dem Maschinenbetriebe und den Eisenbahnen das Getreide billiger liefern als wir, starke Konkurrenz. . . ."

Reutern berichtete dem Kaiser, daß die Regierung einschließlich der Coupons der Großen Gesellschaft der russischen Eisenbahnen jährlich 30 Millionen Silberrubel Zinsen dem Ausland zu entrichten habe. Das waren 96 Millionen Reichsmark, also eine viel geringere Verschuldung als gegenwärtig, wo der russische Staatsschatz allein den französischen Gläubigern jährlich die Zinsen für mehr als 17 Milliarden Franken Kapital zu zahlen hat. Aber schon jene verhältnismäßig geringe Summe vermochten die Russen ihren Gläubigern nicht regelmäßig zufließen zu lassen, ohne immer von neuem zu borgen. Bei der Passivität der russischen Handelsbilanz war es für den Finanzminister unmöglich, die genügende Menge von Wechseln auf ausländische Plätze zu kaufen, da das Zarenreich dort nur geringe Guthaben besaß: „Der Kredit Rußlands", so schildert Reutern dem Zaren die Borgwirtschaft nach dem Pariser Kongreß, als Rußland nach Gortschakoffs geflügeltem Wort: „sich sammelte", „leidet notwendigerweise unter den sich wiederholenden ausländischen Anleihen, die, indem sie die Summe der jährlichen Zahlungen erhöhen, die Notwendigkeit neuer, verstärkter Anleihen hervorrufen. . . . Wenn diese Sachlage noch lange andauern sollte, so würde sie unvermeidlich dazu führen, daß wir die Zinsen unserer ausländischen Anleihen nicht mehr bezahlen können, d. h. zu einer . . . Katastrophe."

Wie wir schon bei seinem Vergleich der russischen mit der

amerikanischen Getreideausfuhr gesehen haben, hielt Reutern den Bau von Eisenbahnen für eine sehr lohnende Aufgabe der russischen Regierung. Aber er wußte nicht, wie er genügendes fremdes Kapital ins Land ziehen sollte, um die Eisenbahnen rasch in die Getreide produzierenden Gubernien vorzutreiben. Einige der Gründe, aus denen die westlichen Unternehmer sich damals scheuten, Eisenbahnen in Rußland zu bauen, sind interessant genug, um sie hier wiederzugeben:

„Die Zeit", setzt Reutern seinem Souverän auseinander, „wo das Publikum darnach strebte, sein Geld in (Eisenbahn-)Aktien u. dgl. anzulegen, ist tatsächlich vorbei. Europa hat ein ungeheures Kapital zu diesen Unternehmungen verwandt, und in sehr vielen Fällen haben die Personen, die gleich anfangs auf die Aktien subskribierten, hiervon Nachteil gehabt. . . . Die schweizerischen Bahnen, die spanischen, ein großer Teil der italienischen und viele österreichische erwiesen sich als wahrhaft ruinös für ihre Aktionäre . . . ." Wenn man das von einigen russischen Eisenbahnen nicht sagen könne, fährt Reutern fort, so komme das nur von den ungeheuren Opfern her, die die Regierung gebracht habe, um die Kurse vor dem allzu tiefen Fallen zu bewahren: „Der unvorteilhafte Eindruck von unseren Eisenbahnen wird noch dadurch verstärkt, daß die Bruttoeinnahme der wichtigsten von ihnen dem auf sie verwandten Kapital nicht entspricht, und daß sowohl auf der Nicolaibahn als auf den Linien der Großen Gesellschaft und auf der Riga-Dünaburger Bahn die Betriebskosten die im Auslande angenommene Höhe weit übersteigen und eine verhältnismäßig sehr geringe Reineinnahme übrig lassen; alles dieses zusammengenommen hat unsere Eisenbahnen im Auslande in einen sehr ungünstigen Ruf gebracht. Man nimmt an, daß der Eisenbahnbau bei uns kostspielig sei, daß sowohl der Passagier- als der Warenverkehr zur Beschaffung einer guten Bruttoeinnahme nicht genüge, daß ein großer Teil dieser letzteren durch die Betriebskosten verschlungen werde, und daß demnach keine Hoffnung auf eine Dividende . . . . übrig bleibe. Bei dieser Sachlage kann man auf eine genügende Beteiligung des ausländischen Kapitals an unseren Eisenbahnunternehmungen nicht rechnen. Die erstklassigen ausländischen Geschäftsmänner haben aufgehört, bei uns um Konzessionen nachzusuchen . . . ."

Noch heute, wo das Eisenbahnnetz, das Reutern erträumte, längst geschaffen ist, behaupten scharfe Kritiker der Volkswirtschaft

und der Finanzen Rußlands, unbeschadet der Einträglichkeit einzelner Strecken rentiere das russische Eisenbahnwesen als Ganzes sich nicht und bleibe überhaupt nur kraft offener und versteckter Staatshilfe aufrecht. Ebenso ersehen wir aus dem Buch über Reutern, daß die Frage der Branntweinsteuer, über die Kaiser Nikolaus II. noch jüngst wieder hat ein Manifest ergehen lassen, eine alte crux ist. Zu den Reformen Alexanders II. gehörte auch, daß er die Eröffnung von Schenken von der Erlaubnis der Stadt- und Landgemeinden sowie der Grundbesitzer vollständig abhängig machte. In der Tat gingen nun viele tausend Branntweinkneipen ein. Aber, so behauptet Reutern, nicht zum Vorteil der Sittlichkeit des Volks, sondern nur im Interesse der Großgrundbesitzer, die die „Reform" so zu drehen und zu wenden wußten, daß sie ihnen auf Kosten des Fiskus eine neue Einnahmequelle eröffnete. Da es fortan in der Hand der Großgrundbesitzer lag, zu entscheiden, ob eine Schankwirtschaft eröffnet werden sollte oder nicht, so gewannen die Edelleute in den großrussischen Gubernien das Propinationsrecht, das ihnen niemals zugestanden hatte. In den westlichen Gouvernements, wo jenes Privileg bestand, war es, um den polnischen Adel zu schädigen, eben erst auf die Flecken beschränkt worden, jetzt schlich es sich dort auch auf dem flachen Lande wieder ein. Jene tausende von Etablissements, die verschwanden, waren sogenannte „Stofbuden", nach Reutern für die Volksgesundheit weniger verderbliche Lokale, die Zahl der eigentlichen Schenken dagegen nahm dank der „Reform" nicht ab sondern zu.

An dieser wie an vielen anderen Stellen des Buch's über Reutern erscheint das Zarenreich wie ein ans Bett gefesselter Schwerkranker, der sich einmal auf die rechte, einmal auf die linke Seite wälzt, seine Schmerzen bleiben aber immer dieselben.

Sehr beachtenswert ist die Schilderung, die der Finanzminister dem Kaiser von der Genesis des russischen Bankwesens gibt. Die ersten russischen Banken wurden unter Katharina II. gegründet. Es waren die Kollegien der allgemeinen Fürsorge und die Vormundschaftsräte, staatliche Depositenbanken, die Geld zu niedrigem Zinsfuß annahmen und es um ein Prozent höher wieder ausliehen. Die Kreditinstitutionen, wie sie auch genannt wurden, erfreuten sich trotz der geringen Zinsen, die sie gaben, beim russischen Volke großer und gleichmäßiger Beliebtheit. Reutern sagt, fast ein Jahrhundert lang, bis 1857, sei die Summe der Einlagen stets größer als die

der Rückforderungen gewesen: „Staatspapiere“, führt er aus, „... gab es damals noch sehr wenige, private Aktiengesellschaften aber waren fast gar nicht vorhanden. Bei Privatleuten das Geld anzulegen, war sehr schwierig und nicht sicher, denn selbst bei der Sicherstellung durch Verpfändung eines Immobils ... war die Beitreibung nicht selten mit andauernden Prozessen ... verknüpft. Depotscheine dagegen waren für die Kapitalisten sehr bequem. In einem Lande mit wenig Handelszentren und somit auch nur wenigen bedeutenden Börsen haben die zinstragenden Börsenpapiere viel Unbequemlichkeiten für Personen, welche fern von den großen Städten leben; auf Grund von Depotscheinen der Kreditinstitutionen aber wurde auf Verlangen sofort ausgezahlt, weshalb diese Depotscheine überall wie bares Geld angenommen wurden.“

So wuchs die Summe der Einzahlungen jährlich um 30 bis bis 40 Millionen Rubel über die Auszahlungen. Wenn man bedenkt, daß ein Friedrich der Große dem Handelsverkehr in seinen Staaten nur mit Mühe ein beschränktes Quantum Banknoten aufzwang, weil das Publikum noch kein Vertrauen zur Regierung hatte, erkennt man den Nutzen der gedankenlosen Unterwürfigkeit der Russen für die Machthaber in St. Petersburg, die doch den Beherrschern Preußens an Gewissenhaftigkeit bei weitem nicht gleichkamen. Da die russische Finanzverwaltung sich sicher fühlte, daß alljährlich in die Kreditinstitutionen mehr eingelegt als aus ihnen abgehoben werden würde, so verbrauchte sie den Ueberschuß mitsamt den zurückgezahlten Darlehen für Staatszwecke: „Man stieß im Finanzministerium“, so schilderte Reutern dem Kaiser die politischen Vorteile der staatlichen Depositenbanken, „bei der Beschaffung der Summen, die zur Deckung des Jahresdefizits notwendig waren, auf keinerlei Schwierigkeit.... Die Regierung hatte es ungeheuer bequem, sie konnte das nötige Geld je nach Bedarf, ohne jede öffentliche Subskription erhalten, ohne daß sie die Aufmerksamkeit unseres Publikums, insbesondere aber des europäischen, auf ihre Bedürfnisse zu lenken brauchte, was nach meiner Meinung (man übersehe nicht Reuterns naive Aufrichtigkeit!) der Hauptgrund unseres großen Kredits im Auslande war...“

Nicht nur für den Finanzminister war das gekennzeichnete System eine Goldgrube, sondern es entsprach nebenbei auch gut den privaten Interessen der Hof- und Adelskreise. Denn die Kollegien der allgemeinen Fürsorge und die Vormundschaftsräte*) rechneten

*) Auch im friederizianischen Preußen mußten alle Pupillengelder bei der Staatsbank deponiert werden.

neben der Unterstützung der Saatsfinanzen zu ihren Obliegenheiten auch das Beleihen von Gütern, besonders solcher, auf denen schon erhebliche Hypotheken ruhten. Große Mittel ließ das immer geldbedürftige Finanzministerium für die Erleichterung der Großgrundbesitzer allerdings nicht übrig. Die Depositenbanken hatten nicht das Recht, den Zinssatz für die gouvernementalen oder privaten Darlehnsnehmer zu erhöhen: „Natürlich", sagt Reutern, „war das sowohl für die Regierung als für die Gutsbesitzer außerordentlich bequem." Freilich beruhte alles auf der Voraussetzung, daß die rein despotische Regierungsform auch die Wirtschaftsverfassung des Landes für immer regeln und durchdringen würde: „daß private Aktiengesellschaften, innere Staatsanleihen, ja sogar die Entwickelung des Privatkredits niemals zugelassen werden würden. . . ".

Nach dem Krimkrieg beschloß man an der Newa, jene so sinnreich konstruierte finanzpolitische Zitronenpresse allmählich außer Betrieb zu setzen. Die Regierung Alexanders II., auf allen Gebieten vorwärtsschreitend, wollte nicht länger die rückständige Gewohnheit fördern, daß fast jeder russische Sparer sein Geld den staatlichen Behörden zur Aufbewahrung übergab. Wie in anderen Ländern sollte auch im Zarenreich Kapital in Handel und Industrie angelegt werden. Um das Publikum dazu zu erziehen, setzten die Kreditinstitutionen die Zinsen, die sie gaben, noch weiter herunter. Die Verabfolgung von Darlehen an die Gutsbesitzer wurde eingestellt, eine Maßregel, die um so charakteristischer für den Systemwechsel war, als sie ungefähr gleichzeitig mit der Emanzipation der Bauern erfolgte. Die ganze Bankpolitik der Regierung bewies der Nation, daß Petersburg fest entschlossen sei, die Kreditinstitutionen zu liquidieren. Von oben her ermunterte man das Publikum zur Kapitalsanlage in Industriewerten, während zugleich binnen dreier Jahre mehr Aktiengesellschaften gegründet wurden, als im ganzen bisherigen Verlauf der russischen Geschichte.

Lenksam, wie das russische Volk ist, hob es seine nicht länger gewünschten Depots in den gouvernementalen Depositenkassen ab und kaufte die Anteilscheine der Großen Gesellschaft der russischen Eisenbahnen, der Gesellschaft für Dampfschiffahrt und Handel usw. Die Einlagen der Kreditinstitutionen, die am 1. Januar 1858 eine Milliarde 9 Millionen Rubel betragen hatten, schmolzen dermaßen rasch zusammen, daß die Kreditoren am 1. Januar 1866 nur noch 211 Millionen gut hatten. Wie wurden nun die 800 Millionen beglichen? Die Einlagen waren nicht mehr vorhanden, sondern von

der Regierung und dem Großgrundbesitz längst verausgabt: „unproduktiv verausgabt“, sagt Reutern, „. . . d. h. vernichtet.“ Eine strengere Kritik hat wohl niemals ein Staatsmann an der politischen und wirtschaftlichen Geschichte seines Vaterlandes geübt. Eigentlich, sagt Reutern weiter, sei damals nicht nur die Gesamtheit der Kreditinstitutionen, sondern ganz Rußland bankrott gewesen, aber man habe mit Erfolg das einzige übriggebliebene Hilfsmittel angewendet: „Die Druckpresse für die Kreditbillette.“*)

„Plus ça change plus c'est la même chose“, kann man bis zu dieser Stunde von den Finanzen und der Volkswirtschaft Rußlands sagen. Die von Reutern aufgelösten Kollegien der allgemeinen Fürsorge und der Vormundschaftsräte haben durch die Art und Weise, wie Finanzminister Witte die Sparkassen dem Staatskredit nutzbar zu machen verstand,**) ihre fröhliche Auferstehung gefeiert.

Finanzminister Reutern berührt in seinem Bericht an den Zaren aus dem Herbst 1868 auch die Geschichte des Papiergeldes von der Aera nach 1815 an. Damals fiel der Wert des Rubels, wie Reutern sagt, auf ein Viertel, also 80 Pfennig in unserem Gelde, nach anderen Angaben auf 60—76 Pfennig, aber 20 Jahre später, so trägt Reutern dem Zaren vor, waren die Verluste und der Ruin, die der Kurssturz des Papiergeldes herbeigeführt hatte, wieder vergessen. Die Handelsbilanz war günstig. Silber kam ins Land und erschien im Verkehr. Zwar galt der Papierrubel nur 28½ Kopeken***) Silber, aber dieser Kurs blieb stabil. Man hatte Vertrauen, daß er so bleiben würde und entäußerte sich zu ihm unbedenklich seines Silbers gegen Papier. Ein relatives wirtschaftliches Wohlgefühl verbreitete sich.

Auf Grund dieser Verhältnisse schuf der Finanzminister Graf Cancrin die berühmte sogenannte Valutareform von 1839. Ein Ukas setzte die Silbervaluta an Stelle der Papierwährung, die durch klingende Münze nicht garantiert war, und verordnete, daß neue Papiergeldemissionen nur gegen Hinterlegung von Metall bei der Wechselkasse stattfinden dürften. Aber zugleich wurde festgesetzt, daß 3½ der alten Assignationen gleich einem neuen Silberrubel sein sollten. Mit anderen Worten: Die öffentlichen

*) Es wurden dauernd zinstragende 4- und 5prozentige Billetts emittiert, also eine innere Anleihe.

**) Vgl. „Preuß. Jahrb.“, Band 113, Jahrgang 1903, S. 158. P. Rohrbach: „Ein geheimes Protokoll des russischen Reichsrats über die Finanzen.“

***) Der Rubel hat 100 Kopeken.

Kassen nahmen die alten Banknoten, die der Staat mit einem gesetzlichen Wert von 3 Mark 20 unseres Geldes ausgegeben hatte, nur noch zu 90 Pfennigen an. Freilich hat nicht der Finanzminister Cancrin diesen Staatsbankrott gemacht, sondern derselbe gehörte längst der Vergangenheit an und war sogar schon verschmerzt; nur offiziell anerkannt wurde der Zusammenbruch der Reichsfinanzen, und seine Folgen wurden für unwiderrufliche Tatsachen erklärt.

Diese finanzielle Katastrophe würde sich ohne die Kriege gegen die französische Republik und Napoleon nie ereignet haben. Das Mißverhältnis zwischen einer sehr weit um sich greifenden auswärtigen Politik und den schwachen geistig-moralischen Kräften des russischen Staates war ihre Ursache. Eben darum überlebte auch die Cancrinsche Valutareform den Krimkrieg nicht. Nur während der Periode von 1839 bis 1853, wo das Zarenreich Frieden hatte, blieb der Kurs des Papierrubels unerschüttert. Dann fiel er reißend, bis er schließlich im Jahre 1866 bei 68 Kopeken, 2 Mark 17 anstatt 3 Mark 20 anlangte.

Würde der Niedergang weitergehen und aufs neue das Zeitalter kommen, wo der Rubel soviel wie ein Frank und weniger wert gewesen war? Das war die bange Frage, die Finanzminister Reutern im Jahre der Schlacht von Königgrätz sich selber und seinem kaiserlichen Herrn vorlegte. Seine Prognose war eine wenig hoffnungsvolle: „Die alljährliche Neubildung von Kapitalien", heißt es in dem Bericht an den Zaren, „hat aller Wahrscheinlichkeit nach abgenommen. Die unvermeidlichen Verluste, welche die Gutsbesitzer bei der bäuerlichen Reform erlitten, die Wirren in den neuen Westgouvernements und im Zartum Polen, die kommerzielle und industrielle Krisis, die ungeheuren Kapitalverluste bei unglücklichen Aktienunternehmungen, alles dies zusammengenommen mußte auf die Ersparnisse einer zahlreichen, und zwar der vermögendsten Klasse seinen Einfluß ausüben.

Der Kapitalbedarf aber wuchs in ungeheurem Maße. Die Eisenbahnen, die Dampfer, die Hüttenwerke und Zuckerfabriken, die früher hauptsächlich durch leibeigene, nun aber durch gemietete Arbeitskräfte im Betrieb erhalten wurden, die freie Arbeit, die im Ackerbau an die Stelle der leibeigenen trat, sie alle brauchten und brauchen ungeheure Kapitalien. Die Loskaufoperation verschlingt alljährlich gegen 40 Millionen Rubel . . . . .

Zu alledem kam der Abfluß der Kapitalien aus Rußland. In früheren Zeiten glaubte man, daß Rußland vor allen revolutionären

Umtrieben und finanziellen Krisen sicher sei. Viele ausländische Kapitalisten hielten es für den Fall irgendwelcher europäischer Umwälzungen für eine Vorsichtsmaßregel, Kapitalien in Rußland anzulegen. Heute jedoch sind nicht nur diese Kapitalien aus Rußland zurückgezogen, sondern es sind auch russische Kapitalien im Betrage von Dutzenden von Millionen ausgeführt worden, ganz zu geschweigen von den polnischen Kapitalien, die zu einem großen Teil ins Ausland gingen; der von der Regierung begünstigte Verkauf der Güter im Westgebiet mußte den Abfluß einer weiteren bedeutenden Masse russischer Kapitalien ins Ausland zur Folge haben . . . . ."

Der Finanzminister Reutern konnte wahrlich sagen: „Wenn die Not am höchsten, ist Gottes Hilfe am nächsten." Das Jahr 1866, in dem Reutern die Insolvenz des Staats als Möglichkeit hingestellt hatte, erwies sich als ein Wendepunkt in der Geschichte der russischen Finanzen. Die polnische Revolution hatte eine vollständige Niederlage erlitten, das Polentum trug in der Aera Murawiew schwerere Ketten als je. In der russischen Gesellschaft war gegenüber den separatistischen Bestrebungen im polnischen Sprach- und Kulturgebiet ein sehr reizbarer Nationalstolz zutage getreten, der die Hände der Regierung stärkte. Die Wirkung auf das europäische Kapitalistenpublikum blieb nicht aus. Die Bankiers fingen wieder an, das Zarenreich als ein reiches Land mit stabiler Regierung ihren Kunden anzupreisen. Es war in ganz Europa die Zeit eines allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwungs. Für alle möglichen Unternehmungen war Geld da. So auch für Geschäfte in Rußland. Die Periode begann, in der Reuterns sehnsüchtigster Wunsch in Erfüllung ging und ein Netz von Eisenbahnen sich über Rußland legte. Zwischen 1866 und 1875 erhielt das Zarenreich ein Eisenbahnnetz von 20 000 Werst.*) Man kann sich denken, daß der Eisenbahnbau in Rußland nicht billig zu stehen kam, zumal unter den Konzessionären viele Namen der vornehmen russischen Gesellschaft erscheinen. Erst nachdem die Hauptlinien konzessioniert waren, die Riga, Odessa und Taganrog am Asowschen Meer mit Astrachan und Moskau, Charkow, Kiew und der österreichischen Grenze verbanden, wurden zur Herabdrückung der Unkosten für die Bewerber um die Konzessionen gewisse Vorbedingungen ausgearbeitet: „Schreiber dieser Zeilen", so erzählt uns Staatssekretär A. N. Kulomsin, „war Zeuge des niederschmetternden Eindrucks, den ihre

*) Ein Werst etwas mehr als ein Kilometer.

Verkündigung auf die Mitglieder des Ministerkomitees machte, als Reutern den darauf bezüglichen Allerhöchsten Befehl vorlas."

Nicht nur für die Schienenwege, sondern auch zu anderen gewerblichen Zwecken strömte europäisches Kapital nach Rußland. Es entstand eine, die ersten industriellen Gründungen nach dem Krimkrieg weit übertreffende Menge von Banken, Baugesellschaften und von anderen Unternehmungen auf Aktien. Ueberhaupt belebten sich Industrie und Handel, und die Immobilienpreise sowie der Wert der Ausfuhr stiegen. Der Rubelkurs wurde ein bedeutend höherer. Wir sahen ihn im Jahre 1866 auf 68 Kopeken (2,17 Mark). Seit 1870 fing er an, stark zu steigen und erklomm im Jahre 1875 den Kurs von 86 (2,75 Mark). Wieder wie im Zeitalter Cancrins hatte das russische Publikum das Gefühl, daß die Aera der Ausgabe neuen ungedeckten Papiergeldes für immer vorüber, die Währung nunmehr stabil sei. Abermals gelangte in den Südhäfen klingende Münze in den Verkehr. Die Steuerkraft des Volkes vermehrte sich gleichfalls ansehnlich. Der Stand der Moral in Rußland bringt, wie man dort drüben sagt, eine gewisse „Breite" in der Wirtschaft des Gemeinwesens wie des Einzelnen mit sich. Immerhin hielt Reutern den Knopf auf den Beutel, soviel er gegenüber mächtigen Einflüssen das vermochte. Die Defizits verschwanden durch das Zusammentreffen von Prosperität und Sparsamkeit: „Trotz der manchmal recht schwierigen Lage der Staatsrentei", berichtete Reutern dem Zaren, „ist die Regierung viele Jahre hindurch zu keiner Emission von Kreditbilletten zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse geschritten. Emissionen erfolgten nur gegen Einzahlung von Gold oder temporär gegen Handelsobligationen."

Mit dem Entzücken eines Geizhalses, der seine Schätze zählt, verfolgte Reutern den sich immer stattlicher aufhäufenden Wechselfonds. Wie wir gesehen haben, betrug er im Jahre 1863 nur 55,7 Millionen Metall bei 636,5 Millionen Papier. Im Jahre 1875 aber zeigt sich ein ganz anderes Bild. Es hat sich die Höhe des Wechselfonds von 55,7 Millionen Rubeln auf 229 398 372 Millionen gehoben: „eine ungeheure Summe", wie der Finanzminister voll Selbstgefühls dem Kaiser berichtete. Jener Metalldeckung von 229 398 372 Rubeln entsprach ein Umlauf von 797 313 480 Millionen Rubeln Kreditbilletts.

800 Millionen Papier in Zirkulation und 230 Millionen Edelmetall in der Reichsbank, — das waren, die produktive Schwäche

der russischen Volkswirtschaft in Betracht gezogen, immer noch sehr unsolide Zustände! Aber man kannte in den westlichen Ländern die Lage des russischen Staatsschatzes nicht. Die deutschen und westeuropäischen Bankiers glaubten fester als je an ihr Dogma, daß Rußland ein reiches Land sei und allen seinen Verpflichtungen immer nachkommen werde. Die Tatsachen, die das Reutern-Nolckensche Buch verrät, sind ja, wenigstens in dem außerrussischen Europa, bis zum heutigen Tage nicht bekannt gewesen. So mußte es dem europäischen Kapitalistenpublikum denn mächtig imponieren, daß, wie der Reichskontrolleur S. A. Greigh in seinem Bericht über die Realisierung des Budgets von 1875 mitteilte, in der Staatsrentei ein freier Barbestand von 40 547 843 Rubeln angesammelt war: „Wohl in keinem einzigen anderen Lande Europas", so fügte Greigh triumphierend hinzu, „ist der Finanzminister mit einem so glänzenden Status der Staatskasse in das neue Jahr eingetreten." Im übrigen teilte Reutern das Vertrauen auf die wirtschaftliche und finanzielle Zukunft des Zarenreiches durchaus. Nachdem der Papierrubel von 2,17 Mark unseres Geldes auf 2,75 Mark in die Höhe gegangen war, zweifelte der russische Finanzminister kaum noch, daß er seinen nominellen Wert von 3,20 Mark wieder erreichen würde. Es war ehrlicher Optimismus, wenn Reutern dem Zaren eine zweite Währungsreform à la Cancrin, aber ohne Devalvation, in Aussicht stellte: „Vollständige Wiederherstellung unserer Valuta durch Eröffnung der freien Einlösung der Kreditbillette gegen Metallgeld zu ihrem Nominalwert!" so lautete noch in der zweiten Hälfte des Jahres 1875 Reuterns stolzes Programm.

Als aber im folgenden Jahre der Reichskontrolleur seinen so zuversichtlich lautenden Bericht veröffentlichte, da war der Rausch des Finanzministers schon längst verflogen. Das Zarenreich erlebte im Jahre 1875 einen partiellen Mißwachs, während das Ausland eine gute Ernte hatte. Die russische Ausfuhr, die seit dem Bau der Eisenbahnen in der Hauptsache aus Getreide bestand, fiel aufs äußerste. Die Tratten aufs Ausland, die von den Exporteuren an den russischen Börsen feil geboten zu werden pflegten, verschwanden fast ganz vom Markte. Da aber die Einfuhr nicht geringer, sondern eher größer war als sonst, so wendeten sich die Importeure, denen keine Wechsel auf das Ausland zum Kauf angeboten wurden, an die Reichsbank: „Unser Handel", schreibt Reutern*), „geriet also

*) Denkschrift vom Februar 1877. S. 97.

gleichsam bis über die Ohren in Schulden, die nur durch Ausfuhr von Gold aus dem Wechselfonds getilgt werden konnten."

Der Metallschatz der russischen Regierung fing 1875 noch aus einem anderen Grunde an, in einem Reutern erschreckenden Maße wieder zusammenzuschmelzen. Die meisten Bahnen rentieren sich vor der Hand nicht, die Regierung aber hatte dem Ausland, das die Schienenwege mit seinem Gelde gebaut hatte, für Zinsen und Tilgungsquoten gut gesagt. Bisher hatte sich der Finanzminister aus dieser Schwierigkeit herausgeholfen, indem er zur Erfüllung der Verpflichtungen der Regierung im Ausland immer neue Anleihen aufnahm. Es ist das System, bezüglich dessen Reutern schon 1866, vor dem Beginn der großen Eisenbahnbauten, die Befürchtung geäußert hatte, es würde zur Insolvenz des Reichsschatzes führen, nach dem jedoch nichtsdestoweniger die russischen Finanzen bis zum heutigen Tage manipuliert werden. Zu Ende des Jahres 1875 zeigte es sich plötzlich und unerwartet als vorläufig nicht länger anwendbar. Russische Anleihen waren im Ausland nicht mehr zu erhalten, und nicht nur das — die in Rußland angelegten Kapitalien wurden, soweit es ging, von den Fremden zurückgezogen. Die Ursache dieser Erscheinung ist nicht ganz klar. Reutern suchte sie in Preßtreibereien. Wegen der ungünstigen geschäftlichen Konjunktur im Zarenreich und des Aufstands in der Herzegowina hätten die europäischen Zeitungen die ökonomische Zukunft Rußlands als aussichtslos hingestellt: „Unsere Fonds sanken in ungeheurem Maße." Viel wahrscheinlicher als dieser durchaus unzulängliche Erklärungsversuch ist, daß der internationale Krach, der im Wirtschaftsleben der Welt dem allgemeinen Aufschwung gefolgt war und eine gewaltige Geldknappheit hervorgerufen hatte, nun auch auf den russischen Kredit zurückwirkte.

Da Not kein Gebot kennt, mußte der Finanzminister, auch abgesehen von dem Hartgeld, das er gegen Rubelnoten und andere Wertpapiere den Importeuren hingab, den Metallvorrat angreifen. Zur Bezahlung ausländischer Schulden empfing die Staatsrentei aus dem Wechselfonds 20 Millionen Gold, deren baldiges Anwachsen auf 30 Reutern zu seinem Leidwesen voraussah. Die höchste Metallsumme, die der Wechselfonds je enthalten hatte, waren 229 Millionen gewesen. Der Abstieg der Finanzen befand sich also schon im vollen Gange. Reutern setzt in seiner zuletzt zitierten Denkschrift, die von diesen kritischen Zeiten handelt, den Wert von 30 Millionen Metallrubeln gleich 40 Millionen Kreditrubeln, d. h. der Papierrubel, der

unter Reuterns Verwaltung von 68 auf 86 Kopeken Gold gestiegen war, nahm wieder den niedrigen Stand von 75 ein. Der Optimismus, mit dem der Finanzminister bisher geglaubt hatte, im Gegensatz zur Aufnahme sonstiger Staatsanleihen sei das Schuldenmachen für den Eisenbahnbau produktiv, erhielt einen empfindlichen Stoß, und er bildete sich jetzt die Ueberzeugung, man dürfe Eisenbahnpapieren keine Metallgarantien mehr gewähren. Hierin kam die leise sich meldende Verzweiflung Reuterns daran zum Ausdruck, Rußland vermittelst der Eisenbahnen in ein Land mit den Produktivkräften der Hochkultur verwandeln zu können. Wiederum stellte er sich auf seinen alten Standpunkt, daß Rußland keine einzige auswärtige Anleihe mehr abschließen dürfe. Daß eine derartige keusche Enthaltsamkeit rein theoretisch bleiben müsse, sah der Finanzminister selber ein. Seine Sprödigkeit kostete ihn umsoweniger Selbstüberwindung, als 1875 und 1876 doch niemand dem Zarenreiche anders als zu ganz unmöglichen Zinsen geborgt haben würde.

Die Handelskrisis im Zarenreiche nahm während des Jahres 1876 immer mehr zu. Daß sie am letzten Ende auf die Geldknappheit zurückzuführen war, die die Weltwirtschaft befallen hatte, geht auch aus der folgenden Aeußerung Reuterns hervor. Er sagte, wenn bis jetzt (Anfang 1877) noch keine große Anzahl von Banken für insolvent erklärt worden sei, so danke man das nur dem Umstande, daß die Regierung bereits seit einigen Jahren die Gründung neuer Banken nicht mehr gestattet habe. Offenbar war es der Wiener Börsenkrach von 1873 gewesen, der die russische Regierung erschreckt und sie veranlaßt hatte, die weitere Entwicklung des nationalen Bankwesens zu unterbinden. Daß solche Eingriffe von oben her nicht zeitgemäß und nationalökonomisch ein sehr zweischneidiges Mittel sind, liegt auf der Hand. Aber jene Bankpolitik entsprach dem Charakter des russischen Staats, und Reutern war von ihrer Richtigkeit durchdrungen: „Ich glaube", urteilte er, „daß man in diesem Geiste fortfahren und zum mindesten nur in wirklichen Handelszentren die Gründung von Banken, und zwar von nur einer in jedem gestatten darf. Neue Baugesellschaften müßte man überhaupt nicht zulassen, weil sie bei uns, wie auch überall, keinen Erfolg gehabt und ganz besonders Anlaß zu Börsenspekulationen gegeben haben.

„Neugründungen von Aktiengesellschaften sollten nur für bereits bestehende Unternehmungen oder solche, die sich als unbedingt lukrativ erweisen, zugelassen werden.

„Indem man auf diese Weise die Entstehung neuer Aktiengesellschaften einschränkt, muß man alle Mühe daran setzen, die bestehenden zu unterstützen, wenn sie . . . . sich nur temporär in schwieriger Lage befinden. Das gilt besonders von den Banken. Ich meine, daß man . . . falls sich das Unternehmen als ein solides erweist . . . in genügendem Maße helfen müßte, selbst wenn hierzu die Allerhöchste Genehmigung zu einer Abweichung von den Statuten der Staatsbank erforderlich wäre . . . .“

Wie wir gesehen haben, hatte der russische Staat von den Tagen Katharinas an bis nach dem Krimkrieg die Erwerbsgesellschaften systematisch unterbunden. Dann hob die Reformregierung Alexanders die staatlichen Depositenbanken auf, um das auf privater Initiative beruhende kommerzielle Genossenschaftswesen ins Leben zu rufen. Reutern führte die Liquidation der staatlichen Kreditinstitutionen zu Ende. Aber der Merkantilismus, der in der alten Zeit die Assoziationen für Großhandel und Kreditgewährung niedergehalten hatte, setzte sich in die neue Aera hinein fort, wenn auch in gemilderten Formen, und er besteht bis zum heutigen Tage. Es gibt noch gegenwärtig kaum Banken und Aktiengesellschaften in Rußland, die nicht von der Regierung abhängen, da alle jene Institute mit Regierungsgeldern gespeist werden und ohne sie nicht bestehen können. Im Februar dieses Jahres besprach ich in dieser Zeitschrift einen Artikel des „Correspondant“, der ausführte, daß die 17 024 796 193 Franken, die Frankreich dem Zarenreich geliehen habe, nur dann sicher seien, wenn immer neue Milliarden hinterhergeschossen würden. Jene 17 Milliarden seien allerdings nur teilweise dem russischen Staat geliehen; vieles davon wäre auch den öffentlichen Korporationen, dem Handel und der Industrie geborgt worden. Aber, so etwa ist der Gedankengang des Kritikers im „Correspondant“, das ist in Rußland alles Eins. Die Regierung fundiert alles, und alles steht und fällt mit der Regierung. Diese hat im Frühjahr in Paris mit Erfolg über ein neues Darlehn von 3 Milliarden Franken und mehr unterhandelt. Das Geld soll „für den Bau von Eisenbahnen“ verwendet und binnen fünf Jahren staffelweise eingezahlt werden. Die ersten paar hundert Millionen wird nun der russische Finanzminister, anstatt gleich Eisenbahnen davon zu bauen, erst einmal bei den Banken deponieren. Denn wie schon so oft, wackeln diese wieder, und ihnen sowie ihren Kunden muß geholfen werden. Später wird man weiter sehen.

Mit dem Herbst 1876 wurde die wirtschaftliche und finanzielle

Lage des Zarenreichs noch viel desparater, weil sich jetzt „das bißchen Herzegowina“ zu einer schweren Gefahr für den europäischen Frieden auswuchs. Wenn Reutern auch bezüglich der potentiellen wirtschaftlichen Kraft des Zarenreichs jetzt sicher skeptischer dachte, als noch vor $^5/_4$ Jahren, so blieb er, wenn auch unter aufsteigenden quälenden Zweifeln, doch noch überzeugt, daß Rußland bei Erhaltung des Friedens einer großen ökonomischen Blüte entgegengeführt werden könne. Darum kämpfte er mit der Kraft der Verzweiflung gegen den Einfluß der panslavistischen Kriegspartei auf den Monarchen. Er wußte, daß Alexander aufrichtig friedliebend war: „Der Kaiser mißt den Präzedenzfällen eine große Bedeutung bei. Ihm schien es, als ob er einen Krieg, der nach seiner langen friedlichen Regierung einträte, nicht zu Ende führen und gleich seinem Vater unter der Last erliegen werde . . .“*)

Ebensowenig wie der Zar war nach der Auffassung Reuterns Fürst Gortschakow dem Kriege geneigt. Im Herbst 1875, nach der Erhebung der Herzegowina, fand Reutern den Zaren und seinen Minister des Auswärtigen fest entschlossen, die Sache nicht bis zur Aufwerfung der orientalischen Frage kommen zu lassen. Während des Winters blieben beide bei ihrem Entschlusse. Im Frühjahr 1876, vor seiner Abreise nach Ems, sagte Gortschakow zu Reutern: „Pas un homme et pas un rouble!“ Freilich wußte Reutern, wie er sagt, daß Gortschakoff in seiner Eitelkeit ein treffendes Aperçu für eine Tat hielt. Im übrigen meint Reutern, daß Gortschakow in orientalischen Angelegenheiten völlig unter dem Einflusse der beiden Direktoren des Asiatischen Departements: Ignatieffs, und nach dessen Ausscheiden Stremouchows, gestanden habe.

Ignatieff charakterisiert Reutern folgendermaßen: „Er war wirklich populär, hatte Verbindungen mit einigen Kreisen, die bei der Regierung mißliebig waren. Man kann nicht umhin, die Gewandtheit zu bewundern, mit der es ihm gelang, sich, wenn auch nicht gerade in der besonderen Gunst des Kaisers, so doch in der Stellung eines Botschafters und in der Rolle einer Autorität in orientalischen Dingen zu erhalten. Für den Kaiser war er der Vollstrecker seiner Befehle, d. h. durchaus kein Slawophile, das Publikum aber erblickte in ihm einen Vorkämpfer der slawischen Ideen. . . . .“

Gortschakow, urteilt Reutern, hatte festes Vertrauen darauf, daß das Dreikaiserbündnis England diplomatisch lahmlegen und

*) „Die Umstände die zum orientalischen Kriege führten.“ Aufzeichnungen Reuterns aus dem September 1877. Seite 147.

Rußland ohne Krieg große Vorteile im Orient sowie Prestige in Europa verschaffen würde: „Unterdessen begann in Rußland die Agitation, erst in slawophilen Kreisen, dann in der Presse und schließlich in der höheren Gesellschaft. Dem Kaiser ist jede Agitation zuwider. Eifersüchtig behütet er seine selbstherrliche Gewalt vor jeder Einmischung. Nur in diesem einzigen Falle verbot und hemmte er nicht. Hierdurch entstand ein Zwiespalt zwischen der offiziellen Politik, die friedliebend verblieb und den angeblichen Absichten. . . . Man nahm an, daß der Kaiser durch seine offizielle Politik gebunden sei, daß er aber tatsächlich die slawophilen Ideen teile und einen Krieg wünsche. Als einen sicheren Beweis dafür sah man den Umstand an, daß sich die Hofkreise an der Agitation beteiligten . . . . Das Beispiel der dem Hofe nahestehenden Personen hatte einen ungeheuren Einfluß auf die Stärkung der Agitation; die einen folgten einfach der Mode, den anderen machte es Vergnügen, über die Politik der Regierung offen zu schimpfen, da sie annahmen, daß es in diesem Augenblick nicht gefährlich sei, sondern sogar gefalle, und die Führer der slawophilen Bewegung benutzten . . diese Umstände . . . . Sympathie für die Slawen war ohne Zweifel vorhanden, dank dem passiven Verhalten der Regierung . . . wurde sie aber künstlich zu völlig trügerischen, der Wirklichkeit nicht entsprechenden Dimensionen aufgebauscht.

„Dies . . . . beraubte die offizielle Regierung der Gewalt über die eigenen Agenten, nahm ihr also auch die Möglichkeit, beruhigend auf die christliche Bevölkerung der Türkei einzuwirken. Unsere Agenten im Orient, die von Stremouchow nach eigenem Geschmack ausgewählt waren, sahen die Zirkulare und Vorschriften der Regierung als eine bloße Formalität an, die die wahren Absichten der Regierung nicht zum Ausdruck brachte. So verlor das Ministerium des Auswärtigen seinen Einfluß auf die christliche Bevölkerung der Türkei — was es auch reden und tun mochte, es wurde alles nur als eine notwendige Maske angesehen, die Eroberungsgelüste verbergen sollte. Es ist z. B. undenkbar, daß sich Serbien trotz der strengen Warnung, die ihm im Namen des Kaisers erteilt wurde, zur Kriegserklärung entschlossen hätte (Juli 1876), wenn es nicht überzeugt gewesen wäre, daß es hier Gönner habe, die ihm schon heraushelfen würden . . . .

„. . . . Der Kaiser pflegte immer mit mir über die auswärtige Politik zu sprechen. In dieser Zeit tat er es fortwährend . . . . . Er gebrauchte dabei häufig sehr starke Ausdrücke der Mißbilligung,

ja sogar des Unwillens über die Serben und die hiesigen Slawophilen; es schien, als ob er froh wäre, sozusagen sein Herz gegenüber einem Menschen ausschütten zu können, von dessen Sympathie mit seinen Gedanken er überzeugt war. Ich wiederhole nochmals, daß ich von der Aufrichtigkeit der friedlichen Gefühle des Kaisers und seinem absoluten Widerwillen gegen die Agitation, die slawophilen Ideen usw. vollkommen überzeugt bin ....

Es lag die volle Möglichkeit vor, den Zeitungen Einhalt zu gebieten und auf diese Weise die Verbreitung der Agitation im Publikum und im Volke zu verringern .... Ich bin niemals ein Befürworter der Unterdrückung der Presse gewesen .... Jedes System muß aber folgerichtig sein; wenn eine Regierung, welche die Presse wegen ihrer Abneigung gegen die klassische Bildung verfolgte, sie nicht daran hinderte, den Krieg gegen die Türkei, England und Oesterreich zu predigen, so konnte man daraus nur den Schluß ziehen, daß diese Regierung selbst auf den Krieg lossteure ....."

Der russische Nationalismus trägt einen Januskopf; einerseits ist er allslawisch, andererseits exklusiv moskowitisch. So versuchte auch Alexander II. die nationalistischen Instinkte, die den Türkenkrieg forderten, durch ein scharfes Vorgehen gegen den Sondergeist der Kleinrussen zu beruhigen. Früher hatte er, wenn auch unter Schwankungen, diesem Volksstamm gegenüber eine schonendere Behandlung eingeleitet, als dem Ukrainertum unter seinen Vorgängern zuteil geworden war, wie das Alexanders liberaler Allgemeinpolitik entsprach. Jetzt aber wurde durch eine Verfügung, die der Zar von Bad Ems aus erließ, die kleinrussische geistige Bewegung vollständig mundtot gemacht. Erstens wurde die Einfuhr ukrainischer Bücher aus Galizien verboten*). Ferner untersagte der Erlaß jede Veröffentlichung ukrainischer Bücher in Rußland, es sei denn solcher literarischen Genres, die sich nicht der ukrainischen Orthographie bedienten; aber auch die mit großrussischer Orthographie gedruckten Publikationen durften nur noch nach eingeholter ausdrücklicher Erlaubnis der Oberpreßbehörde erscheinen. Die Unterdrückung der kleinrussischen Literatur erstreckte sich auch auf musikalische Textbücher. Theaterstücke und Vorträge in ukrainischer Sprache wurden gleichfalls nicht länger zugelassen: „Es war das Todesurteil der ukrainischen Literatur, die so außerhalb des Gesetzes gestellt wurde",

*) Jaroslav Fedortchouk: „Memorandum on the Ukrainian question in its national aspect." London 1914, pag. 18.



sagt die der Sache der kleinrussischen Nationalität gewidmete Flugschrift, der ich den Bericht über den Ukas von Ems entnehme.

Auf der Reise, auf der der Zar seine Emser Kur abmachte, hatte er auch eine Zusammenkunft mit Kaiser Wilhelm in Berlin und mit Kaiser Franz Joseph in Reichstadt, um die nicht mit den Waffen, sondern mit diplomatischen Mitteln arbeitende Dreikaiserpolitik fortzuspinnen. Dann kehrte er nach Rußland zurück. Alexander wußte nicht, wie die Leidenschaften während seiner Abwesenheit angeschwollen waren. Er fand jetzt eine wirklich schwer zu neutralisierende Gärung vor. Durch kleine Maßregeln, wie die gegen das Ukrainertum, war die Ruhe der Gemüter nicht wiederherzustellen: „Im August“, sagt Reutern,*) „vor seiner Abreise nach Warschau und Livadia, sprach der Kaiser mit mir einigemal über politische Angelegenheiten. Wie bisher, gab er mit starkem Nachdruck seiner Entschlossenheit Ausdruck, Rußland in keinen Krieg verwickeln zu lassen. Nicht ohne Bitterkeit sprach er von der slawophilen Agitation, von dem Wunsche einiger Personen, nicht ihn als den Vertreter der Interessen Rußlands hinzustellen. . . . Alle seine Reden**) legten aber schon von einem inneren Kampfe und von seelischen Konflikten Zeugnis ab; friedliche Aeußerungen tat er manchmal im Tone einer zornigen Erwiderung an eine Person, die anderer Meinung war, obwohl eine solche Person im Zimmer gar nicht vorhanden war. . . .“

„Die serbische Agitation,***) die sich während der Abwesenheit des Kaisers entwickelt hatte, beunruhigte und ärgerte ihn und riß ihn doch fort.†) Er fühlte sich überholt und ließ sich immer mehr und mehr von dem Strome fortreißen, bis er endlich den Platz an der Spitze der Bewegung eingenommen hatte. . . . .

„In Livadia langte ich am 1. Oktober an und traf dort den Kaiser sowohl als den Fürsten Gortschakow in durchaus kriegerischer Stimmung. Dem Hofe nahestehende Damen sagten mit leuchtenden Augen: „L'empereur s'est mis à la tête du mouvement national! . . .“ Die Einstimmigkeit dieser Aussprüche lieferte den Beweis, daß die Parole von oben ausgegeben war. . . . Aksakow stand im Briefwechsel mit Miljutin (dem Kriegsminister) und anderen.

*) Aufzeichnung in St. Petersburg vom 12. Oktober 1876, Seite 119.
**) Von hier an vgl. wieder die S. 284 zitierte Aufzeichnung aus dem September 1877.
***) Im September und Oktober kämpften die Serben im Morawatal unglücklich gegen die Türken
†) Aufzeichnung aus dem Oktober 1878, Seite 157.

Der Kaiser hielt es nicht aus und nahm plötzlich eine Richtung an, die der ursprünglichen entgegengesetzt war. Er schien sich nicht nur für die Idee der Befreiung der Slawen, sondern auch für die aller Christen und sogar Jerusalems zu begeistern. Der Kaiser war offenbar in einem fieberhaft erregten Zustande. . . ."

Zur Dämpfung der kriegslustigen Stimmung bei den maßgebenden Personen überreichte der Finanzminister dem Kaiser verschiedene Denkschriften,*) in denen sachlich, gründlich und ehrlich ausgeführt wurde, daß das Reich wirtschaftlich und finanziell noch zu unfertig sei, um einen Krieg aushalten zu können, besonders bei der schon vorhandenen Stockung in Handel und Industrie: „. . . . Eine ganze Reihe von volkswirtschaftlich ungünstigen Umständen . . . haben uns in eine . . . beispiellos schlechte Lage versetzt. Der Handel liegt völlig darnieder; der Privatkredit ist fast ganz vernichtet; das Volk, das für seine ländlichen Produkte keinen Absatz findet, kann kein Konsument von Manufakturwaren sein, so daß die Fabriken stille stehen und der Bevölkerung keinen Verdienst geben, die Fallissements von Privatpersonen wiederholen sich täglich und werden binnen kurzem die Zahlungsunfähigkeit der Privatbanken nach sich ziehen. Ich bin überzeugt, daß nicht bloß ein Krieg, sondern sogar eine dauernde Ungewißheit der politischen Lage Rußland dem schlimmsten Ruin entgegenführt." Diese trostlose Beschreibung der wirtschaftlichen Lage eines Reichs, das sich doch einstweilen noch im Friedenszustande befand, ergänzte Reutern durch zehnmal schwärzere aber buchstäblich eingetroffene Prophezeiungen über die ökonomisch-finanziellen Konsequenzen eines Krieges. Nachdem der Finanzminister erklärt hatte, daß seiner Ueberzeugung nach ein Krieg mit Oesterreich einfach den Zusammenbruch der russischen Volkswirtschaft für Generationen bedeuten würde, fuhr er fort: „Ich bin überzeugt, daß ein Krieg mit der Türkei an und für sich nicht schreckhaft ist, wenn man nur unsere militärischen Kräfte und die der Türkei in Erwägung zieht, daß er aber deshalb nicht leicht und schnell beendet werden kann, weil er die vitalen Interessen anderer Mächte berührt und die durch ihn aufgeworfenen Fragen in unserer Zeit schwerlich befriedigend gelöst werden können. Der Krieg wird daher ernst und andauernd sein. . . ."

Der Finanzminister führte dem Zaren vor, daß Rußland durch die Aufhebung der Leibeigenschaft ein ökonomisch viel empfindlicheres

*) Am 3. Oktober 1876, Seite 121 uff.; am 11. Februar 1877, Seite 141 uff. Auch eine am 17. Dezember 1876.

Land geworden sei. Die altrussische Volkswirtschaft habe Geld und Kredit weder gehabt noch gebraucht, eben wegen der Leibeigenschaft: „welche, wie man sagen kann, Rußland bis ins Mark der Knochen durchdrungen hatte".*) Nicht allein die Landwirtschaft sei damals ohne Lohnzahlungen betrieben worden, sondern auch großenteils die Industrie, indem entweder die Gutsherren selber Fabriken unterhielten oder ihre Leute an Fabrikanten vermieteten. Auf den Strömen des Reichs seien von Leibeigenen die Erzeugnisse der nationalen Arbeit fast ohne Unkosten befördert worden; „die teuren Eisenbahnen" hätten so gut wie gar nicht existiert. Eine Gesellschaft mit so einfacher naturalwirtschaftlicher Grundlage, so beschloß der Finanzminister diese Partie seines Räsonnements, hätte auch durch einen langwierigen Krieg nicht wirtschaftlich erschüttert werden können.

Ganz anders, fuhr der Finanzminister fort, liegen die Verhältnisse seit der Einführung der Geldwirtschaft. Diese hat sich nur durch künstliche Mittel, die das fremde Kapital nach Rußland lockten, ermöglichen lassen: „. . . Weil die Reformen so rasch durchgeführt wurden, erfordern sie noch viel Zeit, um festen Boden zu fassen. Vieles ist erblüht und verspricht reiche Frucht, aber den Früchten muß man Zeit zum Reifen lassen; das Begonnene muß erstarken können. . . ."

„Innere Anleihen können angekündigt werden, aber gleich der letzten werden sie nicht tatsächlich gedeckt werden,**) so daß sie ihrem Wesen nach nichts anderes sein werden als maskierte Emissionen von Kreditbilletten. . . . Die Zahlung der Zinsen der auswärtigen Schuld kann nur vermittelst der Entnahme von Gold aus dem Wechselfonds vor sich gehen. Auf diese Weise wird eine ungeheure Masse von Kreditbilletten im Umlauf sein, und gleichzeitig wird der Wechselfonds erschöpft werden. Das ist eine Situation, aus der es keinen Ausweg gibt, und die es unvermeidlich unmöglich macht, die Staatsschulden zu bezahlen und die militärischen Kräfte in ihrem jetzigen glänzenden Stande zu erhalten. . . ."

---

*) Auch das Handwerk lag in unfreien Händen. E. M. Arndt fand 1812 in Petersburg in den langen, zweistöckigen Nebengebäuden des mächtigen Palais Orlow alle möglichen Handwerker untergebracht: Schlosser, Schuster, Schneider, Tischler usw. Ausgabe der Arndtschen Werke, von Lesson und Steffens, V 52.

**) Nachdem der Kaiser am 10. November 1876 in Moskau eine kriegerische Rede gehalten und kurz darauf die Mobilisierung von sechs Armeekorps angeordnet hatte, wurde eine 5prozentige innere Anleihe von 100 Millionen aufgelegt, die sich als ein vollkommener Mißerfolg herausstellte.

Reutern, der, wie man sieht, dem Zaren die Wahrheit zu sagen Mut genug hatte, erklärte dem Herrscher, es sei nicht schwierig, das Resultat vorauszusagen, wenn man zwei Eisenbahnzüge aufeinander losfahren sehe: „Die industriellen und wirtschaftlichen Unternehmungen, die in den letzten Jahren überall entstanden sind, werden ohne Zweifel zugrunde gehen, und das Volk wird seinen Verdienst einbüßen. Die früheren Herren der Leibeigenen, . . ., söhnen sich, je besseren Ertrag das Land dank der allgemeinen Entwickelung abwirft, immer mehr mit der Agrarreform aus; die Unzufriedenheit wird aber in dieser Bevölkerungsklasse von neuem aufkommen, sobald der Grund und Boden infolge der allgemeinen Zerrüttung keinen . . . genügenden Ertrag abwerfen und gleichzeitig der Grund- und Bodenkredit fast unzugänglich werden wird. Endlich wird die Agrarreform zwar unerschüttert bleiben, da die Leibeigenschaft nicht mehr zurückkehrt, aber ihr Hauptzweck, die Verbesserung des Loses der Bauern, wird nicht erreicht werden. Unter dem Drucke der Not werden sie die Wohltaten der Reform vergessen und aufhören, ein so konservatives Element zu sein, wie sie es bis jetzt waren.

„Ich bin fest überzeugt, . . . der Krieg . . . wird Rußland in nicht wieder gut zu machender Weise schädigen und es in einen Zustand finanzieller und wirtschaftlicher Zerrüttung versetzen, welcher einen günstigen Boden für die revolutionäre und sozialistische Propaganda abgibt. . . .“

Kaiser Alexander II. nahm, wie der Finanzminister uns erzählt, das leidenschaftliche Eintreten Reuterns für den Frieden recht ungnädig auf. Er beschuldigte den Finanzminister der Befangenheit in den einseitigen Interessen seines Ressorts, denen zu Liebe er die Gebote der Ehre und des Patriotismus vernachlässige. Aber die Geschichte dreier russischer Monarchen hat bewiesen, daß Reuterns Warnungen vor dem wirtschaftlichen Aderlaß eines Krieges Kassandrarufe gewesen sind. Denn als die Rechnung des Türkenkrieges beglichen werden mußte, ist jene Steuerüberlastung des großrussischen Landvolks eingetreten, die, soweit gegenüber dem Zug der Dinge im Zarenreich überhaupt von freiem politischen Willen gesprochen werden kann, fast den unheilvollsten aller gouvernementalerseits gemachten Fehler darstellt.*)

Wie Reutern in seinen Aufzeichnungen erzählt, beabsichtigte man in der Umgebung des Kaisers mit den sechs mobilisierten

*) Vgl. „Preuß. Jahrb.“, Band 107, Jahrgang 1902, Seite 116. Paul Rohrbach: „Rußland in der Krisis.“

Armeekorps den Krieg im Winter zu eröffnen, weil in dieser Jahreszeit die Armee von Epidemien frei bleiben würde. Aber nachdem die Mobilisation schon vollzogen war, wurden die militärischen Autoritäten wegen der winterlichen Verderbnis der Straßen Bessarabiens in ihren Plänen wankend und beschlossen, den Krieg bis zum nächsten Frühjahr hinauszuschieben. Diese Vibration des militärischen Willens kostete Rußland nach Reutern 100 Millionen Rubel, die erforderlich waren, um die Korps viele Monate auf dem Kriegsfuß zu erhalten. Hiervon abgesehen, wirkte sie insofern geradezu verhängnisvoll, als das Zarenreich durch seine Rüstungen die Türkei, die bis dahin nicht an den Ernst der russischen Kriegslust geglaubt hatte, zu Gegenrüstungen an der Donau provozierte, dann aber den Hauptvorzug seiner militärischen Organisation vor der osmanischen Heeresverfassung, die Schnelligkeit in Mobilisation und Aufmarsch, preisgab.

Während des Winters hielt die russische Diplomatie durch allerhand Winkelzüge die gespannte internationale Situation hin. Aber Ignatiew und Konsorten vermochten nicht zu verhindern, daß bei der öffentlichen Meinung Rußlands eine starke Entspannung und Ernüchterung eintrat: „Leute, die sich von ihren wirtschaftlichen Interessen leiten ließen“, berichtet Reutern in seinen Aufzeichnungen, „hatten bereits den Mut, sich zugunsten des Friedens auszusprechen; diese Reaktion machte immer weitere Fortschritte, und im Winter war von der früheren Begeisterung fast keine Spur übrig geblieben. In dem nüchternen Milieu von Petersburg verfiel der Kaiser immer mehr in seine friedliche frühere Stimmung; in Gesprächen mit mir gab er häufig seinem Wunsche Ausdruck, die Sache zu einem friedlichen Ende zu führen. Im Dezember sagte er einer Deputation der Kaufmannschaft öffentlich, er hoffe, daß es zu keinem Kriege kommen werde.“

Der Finanzminister atmete auf. Zwar waren seiner Auffassung nach durch die Handelskrisis und die Emission von Kreditbilletts, die der Rüstungen wegen erfolgt war, alle Hoffnungen auf Wiederaufnahme der Barzahlungen al pari nichtig geworden. Man müsse jetzt, so war Reuterns Ansicht, das Heil in der Wiederholung der Operation suchen, die Graf Cancrin 1839 durchgeführt hatte, in einer zweiten Devalvation des Rubels. Natürlich dachte sich Reutern den Staatsbankrott, der darin lag, in einer für das Publikum viel schonenderen Weise durchgeführt, als nach den Revolutionskriegen. Zugleich mit der Einführung eines neuen Wertzeichens wollte Reutern zur Metallwährung zurückkehren.

Um dem Lande Metall zu verschaffen, verfügte Reutern die Pflicht der Zollzahlung in Gold und andere schutzzöllnerische Maßregeln. Indem die Einfuhr noch mehr als durch den schon bestehenden protektionistischen Tarif beschränkt wurde, verminderte sich auch der Abfluß von Edelmetall. Aber zugleich führte Reutern, obwohl er selber kein krasser Prohibitionist war, von der Not gepeitscht, die russische Handelspolitik auf jene schiefe Ebene der maßlosen Verteuerung der Fabrikate, namentlich der Eisenwaren, auf der seine Nachfolger zum ungeheuren Schaden der Landwirtschaft dann immer weiter hinabgeglitten sind.

Kaiser Alexander wußte den Türkenkrieg schließlich doch nicht zu vermeiden; er glaubte mit der Moskauer Rede, der Mobilisation und überhaupt seiner ganzen Haltung zu weit gegangen zu sein, um noch zurück zu können. Wie Reutern behauptet, hatte es noch eine besondere Bewandtnis damit, daß Rußland in den unheilvollen Krieg gestürzt wurde, der es tödlich schwächte. Zur Zeit der schlimmsten Krise vor Plewna schrieb der Finanzminister in Petersburg über die Genesis des Krieges nieder: „. . . . Als . . nach der Rückkehr des Kaisers hierher die friedlichen Ideen die Oberhand zu gewinnen begannen, war Fürst Bismarck auf jegliche Weise bemüht, es nicht zuzulassen, daß die Angelegenheit beigelegt werde. Seine Gespräche mit unserem Botschafter waren so beschaffen, daß selbst ein entschiedener Slawophile sie nicht verleugnet hätte. Sie tendierten auf eine Steigerung der chauvinistischen Leidenschaften und waren in bemerkenswerter Weise auf den Charakter des Kaisers berechnet. Bismarck sprach von der Ehre Rußlands, von dem Sinken des Geistes in der Armee, von dem Schaden, den ein friedlicher Ausgang dem monarchischen Prinzip brächte, und alles dies übte seine Wirkung aus . . . ."

Als der Zar in Livadia Reutern gereizt vorwarf, er opfere dem materiellen Interesse der Finanzen die nationale Ehre, wollte der Gekränkte sogleich seinen Abschied erbitten: „Dann aber wurde ich den Gedanken nicht los: Was wird mit den Finanzen? was mit so vielen wirtschaftlichen Interessen, deren Entwickelung ich gefördert habe? . . . . Nach langem und schwerem Nachdenken gelangte ich zu dem Entschluß, aus Liebe zu meiner Sache, zum Vaterlande und zu dem jetzt zornigen, im Laufe langer früherer Jahre aber gütigen und gerechten Monarchen alles zu ertragen . ."

Um der Achtung vor sich selber willen beabsichtigte Reutern aber, zu gehen, sobald der Friede gesichert sei: „Die völlige Miß-

achtung der mir anvertrauten Interessen, die Mißachtung von Interessen, denen ich mein ganzes Leben geweiht hatte, ließ einen solchen Schritt berechtigt erscheinen." Anstatt der Wiederbefestigung des Friedens erlebte Reutern den Krieg und einen Rubelkurs von 63,2, sowie als persönliche Folge des wirtschaftlich-finanziellen Sturzes: „Schlaflosigkeit, Nervosität, Reizbarkeit und Verbitterung. .... Selten legte ich mich schlafen, ohne den inneren Wunsch zu haben, nicht wieder aufzuwachen. Der Gedanke, daß es uns möglicherweise beschieden sei, in Ehrlosigkeit, d. h. in Zahlungsunfähigkeit zu enden, verfolgte mich ...."

Noch am Abend des Tages, an dem vom Berliner Kongreß in Zarskoje Selo ein Telegramm eingegangen war, das den friedlichen Ausgang der Beratungen des internationalen Areopags meldete (28. Juni 1878), kam Reutern beim Zaren um seinen Abschied ein. Er erhielt ihn in hohen Gnaden, indem seine Tätigkeit durch kaiserliches Reskript als eine „aufgeklärte und ruhmreiche" anerkannt wurde. Zerrüttete Gesundheit wurde als Grund der Entlassung angegeben: „Ich wäre gegangen, auch wenn ich gesund gewesen wäre", schrieb Reutern dazu nieder.

Offenbar beschlichen den Mann, der sechzehn Jahre hindurch als Finanzminister alle seine Tage in unermüdlicher Arbeit dem Wohle des Zarenreiches gewidmet hatte, immer wachsende Zweifel, ob sein Werk wirklich vor dem Urteil der Geschichte bestehen würde. Was später gekommen ist, konnte er freilich nicht ahnen. Das allerhöchste Reskript rühmte den Glauben Reuterns an die Zukunft Rußlands. In diesem Vertrauen hatte Reutern die schwindelnde Eisenbahnschuld aufgehäuft. Wenn er gewußt hätte, daß die Eisenbahnen den zentralen Gubernien des europäischen Rußland nicht zum Segen, sondern zum Fluch gereichen würden, hätte er kaum sein Leben den angeblich kommenden glorreichen Geschicken des Zarenreichs geopfert, sondern würde vielleicht, wie so viele Balten, ausgewandert sein, um in den Dienst eines edleren Gemeinwesens zu gehen.

Reuterns feste Ueberzeugung war gewesen, das Reskript des Kaisers preist ihn ausdrücklich dafür, daß die Russen durch die Erweckung der produktiven Kräfte der Nation zu einem reichen Volk gemacht werden könnten. Dieser Traum des Begründers des russischen Eisenbahnnetzes ist bis zum heutigen Tage nicht in Erfüllung gegangen und wird nicht in Erfüllung gehen, so lange Rußland Rußland bleibt. Ja — wenn nicht besonders glückliche Umstände dem Zarenreich ge-

lächelt hätten, würde wahrscheinlich schon längst jener totale Umsturz der staatlichen Finanzen und der Volkswirtschaft eingetreten sein, den Reutern, vor Entsetzen zitternd, während seiner Verwaltung so oft geglaubt hat, kommen zu sehen, und der auch nicht ausbleiben wird. Dank den Goldfunden in Transvaal und den weltwirtschaftlichen Konsequenzen derselben, sowie durch das Vertrauen Jacques Bonhommes*) ist die Katastrophe für viele Jahre hinausgeschoben worden, und noch läßt sich nicht absehen, wann das Ende mit Schrecken eintreten wird, aber: „Nicht jeden Wochentag macht Gott die Zeche."

Nur jener relativ kleine Staatsbankrott, den Reutern sogar bei Erhaltung des Friedens 1877 für unvermeidlich erklärt hatte, die erneute Devalvation des Rubels, ist einstweilen zur Tatsache geworden. Nach Reuterns Ausscheiden sank der Papierrubel bis auf 50 Kopeken (1,60 Mark), also gerade die Hälfte seines nominellen Wertes. Dann kam der vielgerühmte Finanzminister Witte und „stabilisierte" den Papierrubel, der unter Reutern schon bis auf 86 Metallkopeken gestiegen war, zu 69. Das war ungefähr der Kurs, zu dem der Rubel einst durch die polnische Revolution von 1863 herabgesunken war — 2,16 Mark anstatt 3,20 Mark! Aber auch diese „Stabilisierung" ist an den Fortbestand des europäischen Friedens gebunden, wie vormals die Cancrinsche, also nur ein Kartenhaus! Russische Finanzen können eben keiner Prüfung durch ein Gottesgericht standhalten. Der deutsche Politiker, der es noch nicht wissen sollte, möge es aus dem Buche lernen, daß der Neffe des unglücklichen Michael von Reutern, selber wie sein Onkel ein russischer Patriot, jetzt in deutscher Sprache zu veröffentlichen sich das ungewollte Verdienst um uns erworben hat.

*) Nicht bloß dieser, sondern auch John Bull. Die Behauptung, daß Rußland seit 1909 seine Zahlungsbilanz ohne auswärtige Anleihen aufrecht erhalten und sogar fast fünfhundert Millionen Mark Staatsanleihen dem Ausland zurückgezahlt habe, wird widerlegt im „Economist" vom 20. Juni wo nachgewiesen wird, daß die Russen von 1906 bis 1914 nicht weniger als zwölfhundert Millionen Mark (Kommunalanleihen, Industriepapiere usw.) in England aufgenommen haben.

Noch einmal: „Das Problem der Volksernährung im Kriege“.

Von

Graf von Moltke, M. d. A.-H.

In einem Artikel „Deutsche Volksernährung im Kriege“, erschienen im Juliheft der Preußischen Jahrbücher, polemisiert Professor Dr. Ballod, der bekannte Statistiker, sehr lebhaft gegen die Ausführungen, die ich s. Zt. betreffs derselben wichtigen Frage unter dem Titel: „Noch ein Wort über Krieg und Volks-Ernährung“ gemacht habe (vgl. Preuß. Jahrb. 1914, Bd. 155, Heft 3). Meine Auffassung sei eine weitaus zu optimistische, ich verkennte den Ernst der Lage, die Größe und den Umfang unserer wirtschaftlichen Abhängigkeit; die deutsche Ernte-Statistik sei trügerisch, weil nur auf Schätzung beruhend; unsere Eigenproduktion an Futtermitteln sei unzureichend; für den nicht unwahrscheinlichen Fall unserer totalen Absperrung zu Lande und zu Wasser gäbe es nur **ein** Aushilfemittel: die Einrichtung von Getreide-Lagerhäusern größten Stils schon in Friedenszeiten im Betrage etwa eines Jahresbedarfs. Den gleichen Gedanken und Schlüssen meines Herrn Opponenten begegnen wir in seinem lehrreichen und interessanten Aufsatz: „Die Nahrungsmittelfrage für Deutschland im Kriege“ („Verwaltung und Statistik“ 1913, Heft 8). In beiden Veröffentlichungen stützt er sich als Fachmann auf ein reiches statistisches Material. —

Ich freue mich dieser Kontroverse, einmal aus dem egoistischen Grunde, weil ich mich durch Gegensätzlichkeit in der Regel mehr gefördert finde als durch Zustimmung; vor allem aber, weil ich mit meinem Gegner der Ansicht bin, daß wir uns nicht am Ende, sondern leider noch sehr in den Anfängen der Lösung jenes bedeutsamen Problems befinden. Auch meine ich mit derselben Entschiedenheit wie er, daß es gelöst werden muß, **koste es, was es wolle, und daß es bald gelöst werden muß.** Sonst könnte der große Entscheidungskampf uns über den Hals kommen, ehe wir dank deutscher Gründlichkeit mit unseren theoretischen Auseinandersetzungen, und dank dem Sankt Bureaukratius mit Enqueten, Bestand-Aufnahmen und darauf zu gründenden „Ressort-Erwägungen“ fertig sind.

Im Ziel und Wollen weiß ich mich also mit Dr. Ballod einig: Schleunige Vervollständigung und Abschluß unserer wirtschaftlichen Kriegs-Vorbereitungen! Nur über das erforderliche Ausmaß und über das „Woher?" „Wieviel?" und „Wie?" scheinen wir uneins zu sein.

Hier hilft nur, wieder an die Quellen, an den Ausgangspunkt der Diskussion zurückzugehen. Wenn man auch zugeben wird, daß wir nie gerüstet genug sein können, so möchte es bei dem leider auch sonst so oft zutage tretenden Pessimismus doch gefährlich sein, unsere internen Hilfsmittel zu unterschätzen. Aber ich gebe ohne weiteres zu, daß auch deren Ueberschätzung zu sehr bedenklichen Trugschlüssen führen kann. Also — caeteris praetermissis — noch einmal hinein in die Untersuchung!

Soviel leuchtet ein: Die ganze Frage, ob und wieweit sich Deutschland im Kriegsfall aus Eigenem ernähren kann, gewinnt wesentliche Bedeutung nur für die Eventualität, daß seine Land- und Seegrenzen feindlicherseits gesperrt sind. Oder auf eine denkbar einfache Formel gebracht: nur dann, wenn es unseren möglichen Gegnern Rußland, Frankreich und England beschieden sein sollte, durch ihr Zusammenwirken erstens unsere langgestreckte Landgrenze, zumal die östliche, hermetisch abzuschließen, — zweitens unsere Seehäfen wirksam zu blockieren — und drittens jede erhebliche Einfuhr aus den uns benachbarten kleineren neutralen Staaten zu verhindern. Nur wenn diese drei Vorbedingungen annähernd zu gleicher Zeit, und zwar auf Monate hinaus, erfüllt sind, kann Deutschland als lediglich auf heimische Hilfsmittel reduziert angesehen werden. — Mein Herr Gegner gibt sich große Mühe, den Beweis zu führen, daß dies alles durchaus im Bereich der Möglichkeit liege, — auch englische Autoren rechneten mit dem Faktor unserer Aushungerung. Letzteres stimmt. Man glaubt ja so gern, was man wünscht, und übersieht dabei so leicht die großen Schwierigkeiten der Ausführung sowohl wie das Impediment der eigenen Schwächen. — Aber schon das Erfordernis des restlosen und lückenlosen Zusammenwirkens aller drei oben bezeichneten Aktionen und ihres vollständigen Gelingens sollten einen so scharfen Denker wie Herrn Ballod etwas skeptisch stimmen bei Beurteilung der Frage: ob Deutschland Gefahr läuft, ausgehungert zu werden. Mir ist bisher aus der Kriegsgeschichte kein einziger Fall erinnerlich, daß ein großer Staat mit weitgedehnten Landgrenzen, starker Küsten-Entwicklung, vielen, sehr verschieden gearteten Nachbarvölkern und vor allem ein Staat mit einer höchst achtbaren Land- und Seemacht, selbst bei Vorhandensein eines mächtigen feindlichen Bündnisses luftdicht abgeschlossen worden wäre. Man denke an die verschiedenen Koalitionskriege der älteren und neueren Zeit. Der einzige mir erinnerliche Fall, in welchem ein ganzes Volk durch Abschließung seiner Grenzen wirklich nahe ans Verhungern gebracht worden ist, betrifft Norwegen von 1810—1811, damals, als dessen Küste von der englischen Flotte eng blockiert und die ohnehin schwierige Landzufuhr abgeschnitten war. Aber man wird mir zugeben: hier lagen die Gesamtverhältnisse von

denen der heutigen politischen, militärischen und geographischen Situation Deutschlands so grundverschieden, daß jeder Vergleich ausgeschlossen erscheint. Selbst Dänemark, obschon von England schwer bedrängt, wirtschaftlich ausgepovert und einer finanziellen Katastrophe nahe, wurde doch in jener Zeit der absoluten britischen Seeherrschaft nicht auf die Kniee gezwungen. Dagegen will es mir lehrreich und nicht ohne Reiz bedünken, daß recht bald nach Abschluß der Napoleonischen Epoche das triumphierende, sich als den eigentlichen Besieger des Korsen fühlende, meerbeherrschende und überseeisch stark vergrößerte England innerlich zunehmender Verarmung der Massen und einer fast unerträglichen Steigerung der Nationalschuld verfiel. Vielleicht denken unsere zu Aushungerungsplänen geneigten Gegner auch einmal an dies Moment zurück, das den Vorzug hat, nicht auf Hoffnungen, sondern auf verbrieften Tatsachen zu beruhen.

Wenn man aber trotz aller inneren Unwahrscheinlichkeit doch mit der Möglichkeit rechnen will, daß Deutschland für längere Zeit vom Weltverkehr gänzlich abgeschnitten werden könnte, wie stellt sich dann das Bild dar?

Sind unsere internen Hilfsquellen wirklich so trostlos schwacher Natur, sind wir wirklich so vom Ausland abbängig, muß wirklich „die Bevölkerung zur Hälfte oder zu $^{2}/_{3}$ verhungern wie im dreißigjährigen Kriege" (s. Ballod S. 109 a. a. O.), wenn einmal die Einfuhren stocken? Ich möchte, ohne unhöflich sein zu wollen, fast annehmen, daß das richtige Augenmaß meines verehrten Opponenten hier doch etwas durch Anwendung eines Vergrößerungsglases bei Betrachtung der uns möglicherweise drohenden Gefahren gelitten, oder daß das angewendete wissenschaftliche Rüstzeug infolge seiner niederziehenden theoretischen Schwere versagt hat.

Unsere Konsum-Statistik sei trügerisch, sie beruhe zu $^{9}/_{10}$, soweit das Brotgetreide in Frage komme, nur auf Schätzung, und zwar der unserer voraussichtlichen Ernten. Kein Mensch könne sagen, ob diese nicht um 10, ja 15 oder gar 20 % zu hoch seien. Gewiß, mit voller Sicherheit nicht! Ebenso wenig allerdings mit mathematischer Genauigkeit, ob sie nicht um die gleichen Maße zu niedrig sind. Das angezogene Beispiel des Königreichs Sachsen scheint mir eher für die letztere Annahme zu sprechen. Was das Exempel der östlichen Provinzen Preußens angeht, aus dem B. folgert, daß dort überall die Schätzungen zu hoch gegriffen seien, so ist dem zunächst entgegenzuhalten, daß in dem mehr konsumierenden als produzierenden Westen unseres Heimatlandes die Sache gerade umgekehrt liegt. Der nur scheinbare Widerspruch dürfte sich recht natürlich daraus erklären, daß in den östlichen und nördlichen Provinzen eine ganz besonders starke Viehzucht getrieben wird, — Ostpreußen, Posen, Schlesien, Holstein und Hannover weisen die stärksten Rindviehbestände, dieselben Landesteile ebenso wie Westpreußen und Pommern sehr starke Schweinebestände auf. — Die Annahme liegt also nahe, daß gerade in diesen Provinzen des Ostens und Nordens sehr beträchtliche Teile der Getreideernte zur Viehfütterung verwendet werden, zumal in nassen Jahren. Man darf doch nicht, wenn man wirklich richtig

den Konsum rechnerisch erfassen will, von der Annahme ausgehen, als diene der ganze Bestand an sogenanntem Brotgetreide abzüglich Aussaat nur der menschlichen Ernährung. Zieht man aber jene großen, für Viehfütterung dienenden sowie die gewerblich verbrauchten Quanten ab, bleiben dann dort infolge falscher Ernte-Einschätzung wirklich noch so übergroße Beträge pro Kopf der Bevölkerung übrig, daß sie nach B. „nicht einmal ein Polen-Magen verbrauchen“ kann? Also auch diese Schlußfolgerung scheint mir zu hinken und damit auch die bezüglich der Trüglichkeit unserer gesamten deutschen Ernte-Statistik. Gewiß, sie beruht auf Schätzungen! Aber die bezüglichen Methoden sind in den letzten Jahrzehnten immer und immer wieder und bis zur denkbarsten Subtilität verbessert worden. Sie beruhen auch nur zum Teil auf eigentlicher Schätzung — ausgeführt übrigens von etwa 5700 tüchtigen und erfahrenen Landwirten bezw. Sachverständigen —, zum andern Teil auf sorgsamer Berechnung. Sie werden zudem vielfach nachgeprüft und kontrolliert.*) Daß die englische Statistik, welche doch nur zu einem Teil auf der Feststellung der Einfuhr-Quanten beruht, tatsächlich soviel sicherer sein oder, wie B. meint, „die eigentlich wirkliche Getreide-Konsum-Statistik“ im Gegensatz zu der unsrigen sein soll, will mir nicht eingehen. Wie werden denn drüben die Ergebnisse der Eigen-Ernte festgestellt? Sind da die englischen Methoden exakter wie die deutschen? Und wieviel von der Einfuhr geht tatsächlich in den englischen Konsum über? Diese Fragen bleiben offen.

Alles in allem: Mir scheint keineswegs der Nachweis von Dr. B. erbracht zu sein, daß unsere preußische Ernte-Statistik „um 22 % falsch, d. h. überhöht sei“, und daß man für das Gebiet von Ganz-Deutschland statt mit 26,8 Millionen Tonnen Ernte pro 1908/10 nur mit 20,7 zu rechnen, also die Bedeutung der Mehreinfuhr um soviel höher zu schätzen habe.

Nun aber kommt das Hauptargument des gewiegten Statistikers: Man dürfe bei der ganzen Beurteilung der Ernährungsfrage die Bestände an Brotgetreide ja nicht für sich und isoliert betrachten, sondern müsse sie mit den Vorräten an Futtermitteln in Verbindung bringen und dann angesichts des so gewonnenen Gesamtergebnisses die allein entscheidende Lösung darin suchen, ob dieser Totalbestand an Eigenvorräten — Brotkorn plus Futtermittel — auch nur annähernd bei gesperrten Grenzen und Küsten ausreiche, um gleichzeitig unsere immer mehr zunehmende Bevölkerung und unsere großen, für die Ernährung so unentbehrlichen Viehstapel zu erhalten. — Mit der so formulierten Fragestellung durchaus einverstanden — mit einer einzigen Einschränkung, der nämlich, daß die volle numerische Aufrechterhaltung unserer Viehbestände in Kriegszeiten — selbst glücklichen Verlauf der Kampagne angenommen — weder erforderlich noch durchführbar

*) Siehe darüber Näheres in der „Festschrift des Kgl. Preußischen Statistischen Bureaus“, Teil I., S. 85—89, sowie bei Seibt, „Die deutsche Landwirtschaft“, Berlin 1913, S. 130—135.



sein wird. Denn ebenso wie ein großer neuzeitiger Krieg — leider — eine starke allmähliche Verminderung der Münder zur unmittelbaren Folge hat und auch der heimische Konsum eine Verringerung in Kriegszeiten erfährt, wird andererseits der gewaltige Heeresverbrauch an Schlachtvieh und die Unmöglichkeit, bei Fehlen vieler ländlicher Arbeitskräfte Zucht und Wartung von Rindern und Schweinen im vollen Umfange aufrecht zu erhalten, auf natürlichem Wege ein zeitweises Herabsinken der Bestände herbeiführen. An dieser sich in jedem Kriege wiederholenden Erscheinung liegt an sich nichts Bedrohliches, sofern sie zufolge guter Organisation und Vorsorge nach Schluß der Kriegswirren wieder behoben werden kann. Sie wirkt aber, solange sie dauert, direkt dahin, daß der von B. ins Vordertreffen gerückte „Totalbedarf an Brotgetreide zuzüglich des an Futtermitteln" sich entsprechend verringert. Damit verringern sich auch schon in etwas die Bedenken und Befürchtungen, welche man an die in Folge zwangsweiser Einschlachtung entstehende Knappheit von Subsistenzmitteln knüpfen möchte.

Aber vor allen Dingen will ich wieder und wieder das Eine hervorheben: Der Friedensverzehr eines Volkes ist nicht dasselbe, wie der für die Ernährung durchaus notwendige Bedarf im Kriege. — Wenn wir — natürlich berechnet auf den Kopf der Bevölkerung — noch vor 10, 20 Jahren mitten im tiefsten Frieden mit sehr erheblich geringeren Prozentzahlen an Fleisch- und Brotstoff auskamen, ohne daß meines Erinnerns „$^2/_3$ der Bevölkerung, wie im 30-jährigen Kriege, verhungert" wären, warum soll es denn nicht jetzt gehn? Nimmt doch B. selbst an, daß „sofort im ersten Kriegsjahr eine Einschränkung des Fleisch- und Milchkonsums auf etwa 75—80 % stattfindet". Und trotzdem — auch selbst wenn daneben noch in Kriegszeiten ganz spontan eine erhebliche Verringerung der in Friedenszeit zur Branntwein-Brennerei, Stärke-Fabrikation usw. verbrauchten Quanten vegetabilischer Stoffe einhergeht und äußerstenfalls die Regierung durch Ausfuhr-Verbote und andere Maßregeln ein Abwandern der Lebensmittel verhindern kann — soll es da immer noch bei uns absolut nicht reichen?

Auch B.'s Ausführungen gegen den Nutzwert unserer Kartoffel-Trocknungs-Präparate (NB. Die Methode der Einsäuerung finde ich gar nicht berücksichtigt) beruhen in der Hauptsache nur auf theoretischen Erwägungen. Wie oft doch haben sich praktrische Erfahrungen stärker gezeigt, als alle Doktrinen der Nahrungs-Chemie! So auch hier. — Nach den Feststellungen eines hervorragenden Sachverständigen, des Professor Parow, ist die Beschaffenheit der Trocken-Kartoffel anerkannt vorzüglich. „Sie leistet als Futtermittel Hervorragendes, steigert den Milchertrag, verkürzt die Mastzeit, hebt die Gesundheit des Viehstandes und ist auch während der Grünfutter-Periode ein gutes Futter." (Siehe Verhandlungen der Hauptversammlung des Vereins Deutscher Kartoffeltrockner, Berlin 1914.) Derselbe Vortragende hob ausdrücklich „die Bedeutung der Trockenkartoffel als

Nahrungsmittel, besonders in Form von Walzmehl als Backmehl hervor. „Der Genuß von Roggenbrot ist zur Kräftigung der Gesundheit dienlicher als der von Weizenbrot, der verweichlicht. Das ausländische Brotgetreide kann durch die heimische Frucht, die Kartoffel, ersetzt werden, wenn man als Backmehl 10—15 % Walzmehl, aus Trockenkartoffeln hergestellt, verwendet. Das Brotmehl von 20 Millionen Doppelzentnern ausländischen Brotgetreides läßt sich ersetzen durch Walzmehl aus 22 Millionen Doppelzentnern Trockenkartoffeln.*) Ein Ersatz des ausländischen Brotgetreides wird im Falle eines Krieges so wie so notwendig. Durch Verwendung von Walzmehl wird das Brot bekömmlicher und länger haltbar. Der Ersatz des ausländischen Brotgetreides durch die Trocken-Kartoffel ist daher von großer nationaler Bedeutung." So dieser Sachkenner. Ein anderer, Frhr. von Wangenheim: „Rußland kann nicht besser zur Bescheidenheit zurückgeführt werden, als wenn nunmehr der Nachweis geführt wird, daß die russische Gerste, deren Einfuhrwert allein für 1911 auf 413 Mill. Mark zu beziffern ist, in den deutschen Landen nicht zum unentbehrlichen Bedarf gerechnet wird, sondern ohne Schwierigkeit zum mindesten in der Hauptsache, durch die heimische Kartoffel ersetzt werden kann, ohne den Konsum der Speisekartoffel irgendwie zu beeinträchtigen." (Verhandlungen des Preuß. Landes-Oekonomie-Kollegiums 1914). — Endlich ein Dritter, der bekannte Professor von Rümker in seiner Schrift „Die Deutsche Landwirtschaft, ihre Bedeutung und Stellung im In- und Auslande", Berlin, 1914, S. 25: „Dies Anwachsen der Kartoffel-Ernten ist aber von einer eminent wirtschaftlichen Bedeutung, denn sie kann durch weitere Ausgestaltung der Trocknungsindustrie sowohl zur Beseitigung des Defizitrestes an Brotfrucht, wie auch vor allem als Ersatz für den riesig angewachsenen Bedarf an Futtergerste dienen, für den wir jetzt schon über 400 Millionen an das Ausland zahlen. Wir erzeugen mit unserem Hackfruchtbau eine so riesige Masse von Trocken-Substanz und Nährwerten, daß wir eine solche Einfuhr schon heute entbehren könnten, wenn wir unsere Hackfruchternten durch richtige Ausnutzung und Konservierung der Knollen, Wurzeln, des Krautes und der Blätter voll verwerteten. Die Anfänge dazu sind gemacht: Es bedürfte also nur eines Fortschreitens auf diesem Wege, um uns von der den Wert einer Milliarde überschreitenden Menge von importierten Handelsfuttermitteln zum großen Teil zu befreien." (NB. Dazu würde allerdings in erster Linie die vom K. Oekonomie-Kollegium bezw. den Landwirtschaftskammern angestrebte und beantragte Tarif-Herabsetzung für Rohkartoffeln bis zur Trocknerei, sowie für Trockenwaren im Inlandsverkehr notwendig und unerläßlich sein. Der Verf.) Ganz im gleichen Sinne wie obige Agronomen haben sich Jany, Hoesch,

*) 1913 wurden 541 Mill. dz. Kartoffeln als Ernte-Ertrag Deutschlands schätzungsweise festgestellt.
1908/12 „ 442 „ „ } Durchschnitt
1888/92 „ 282 „ „ }
Welche enorme Steigerung!

Behrend u. a. geäußert, und auf denselben Standpunkt haben sich große landwirtschaftliche Vertretungen, wie die ostpreußische und schlesische, gestellt. — Wo bleiben da die absprechenden Urteile Ballods von der Kartoffel als einem „einseitigen Nahrungsmittel", von ihrem Minderwert, „da 4—5 Mill. Tonnen Kartoffeln nur etwa 1 Mill. Tonnen an Getreide oder Kraftfutter wert" seien, oder gar das apodiktische: „Alle Vorschläge und guten Ideen von der stärkeren Heranziehung der Kartoffel zur Ernährung im Kriegsfall zerschellen an der einen Tatsache, daß die Kartoffel so gut wie kein Eiweiß (nach neueren Forschungen 0,1 bis 0,2 %) hat." (Ballod in „Verwaltung und Statistik", 1913, Heft 8.) Meines Dafürhaltens zerschellt diese Weisheit der Theorie an der Tatsache, daß seit Jahr und Tag und mit dem befriedigendsten Erfolg für Vieh und Acker Trocken-Präparate bezw. eingesäuerte Masse in vielen Wirtschaften zur Tierfütterung im großen Stil Verwertung findet. Neuerdings sogar auch für Pferde — und zwar nicht nur bei „Arbeitsruhe", wie B. meinte. — Auch die Zukunft des Kartoffelbaues will mir gesichert erscheinen. Denn ganz abgesehen von allem anderen bleibt unbestreitbar, daß der Boden durch die Hackfrüchte wie kaum durch etwas Anderes zu seiner höchsten Leistungsfähigkeit gerade auch für den Getreidebau gebracht wird, und daß andererseits auch der auf Viehzucht hauptsächlich angewiesene kleine Landwirt seine Ackerkrume bei dem Hackfruchtbau viel besser ausnutzt als durch den Körnerbau. Daneben aber gewinnt er ein erstklassiges Futtermittel und verstärkt die Dungkräfte seines Betriebes. Je unabhängiger er sich dadurch von fremden Futter- und Dungmitteln wie von der Preisgestaltung macht, um so unabhängiger wird unsere heimische Gesamt-Produktion werden. Wie weit wir darin heute sind, wird demnächst der Ausfall der für Juli dieses Jahres bundesseitig angeordneten Erhebungen über unsere Vorräte zeigen.

Aber auch der Ausblick auf kommende Zeiten bietet keinen Anhalt zur Beunruhigung. Wenn — wie Graf Schwerin-Löwitz, der verdiente Präsident des Deutschen Landwirtschaftsrats, in einem Artikel der Festschrift „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II." feststellt — unsere Getreide-Erträge in dem Zeitabschnitt der letzten 25 Jahre um durchschnittlich 50 % gesteigert wurden, gleichzeitig aber die Viehproduktion und die der tierischen Erzeugnisse um über 100 %, und wenn nach demselben Autor unsere Landwirtschaft mit der Steigerungsfähigkeit der Getreide- und Viehproduktion noch lange nicht am Ende angelangt ist, — was hat's dann für Not? Bedingung, unabweisliche Bedingung für jeden Fortschritt scheint mir allerdings die zu sein, daß erstens den kleineren Wirtschaften noch in weit höherem Maße als bisher die Kenntnis und praktische Anwendung der Mittel moderner Betriebstechnik und Betriebsorganisation zugänglich gemacht wird, — denn da hapert's noch oft gewaltig —, und daß zweitens die ländliche Arbeiterfrage mit aller Energie und im Hinblick auf die alle anderen Rücksichten zurückdrängende Kriegsgefahr baldigst ihrer

Lösung zugeführt wird. — Dies aber nicht nur mit Maßregeln, die erst effektiv werden, wenn der Krieg längst vorüber ist, sondern jetzt, prompt und ohne jedes irgendwie motivierte Zögern. Hier liegt die wahre Parole und das Feldgeschrei für die nächste, unmittelbarste Zukunft; die Sicherheit unseres Landes erfordert es m. E. gebieterisch, daß rücksichtslos — selbst auf die Gefahr eines inneren, eventuell durch Neuwahlen zu behebenden Konflikts hin — der unnatürliche Zuzug subsistenzloser und ihrer Verelendung entgegengehender Massen von dem platten Lande in die großen Städte gehemmt, daß die Bestimmungen über den Unterstützungswohnsitz gründlich revidiert, daß der Zutritt in ein neues Gemeinwesen an ein Eintrittsgeld und andere Garantien geknüpft wird (siehe das freie, republikanische, aber nüchtern-praktische Amerika), daß ferner planmäßiger kolonisiert und endlich die übermäßige kommunale Belastung — koste, was es wolle — behoben wird. Hic Rhodus — hic salta!

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Auguste Comte und der Positivismus.

I.

Auguste Comte gehört zu den Männern, die in Deutschland wenig gelesen werden und meist nur aus abgeleiteten Darstellungen bekannt sind. Zwar ist mit dem Anwachsen der positivistischen Schule in Deutschland auch seine Person in die Höhe gestiegen; aber es ist mehr das allgemeine Programm, als die genaue Kenntnis seiner Leistungen, die seinen Namen bei uns lebendig erhält. Auch ist der deutsche Positivismus, wie er von Avenarius und seiner Schule vertreten wird, so stark auf das Erkenntnisproblem konzentriert, daß, wenn von Comte die Rede ist, fast nur seiner Wissenschaftslehre gedacht wird. Daneben kommt etwa noch die Geschichtsphilosophie in Betracht, die diese Wissenschaftslehre unterbaut; aber auch sie wird meist nur theoretisch gewürdigt, wie denn überhaupt die Neigung besteht, Comte als reinen Theoretiker zu betrachten. Und doch ist er nichts weniger als dieses gewesen. So groß der Raum ist, den die Theorie, um nicht zu sagen das Räsonnement, in seiner Lebensarbeit einnimmt, so wenig ist Comte zu den Menschen zu zählen, die das Denken um des Denkens willen geübt haben. Ein Blick in den Gang seines Lebens genügt, um die reformerischen Ideale als die eigentlichen Triebfedern seines Denkens zu enthüllen. Er wollte ein Organisator der Menschheit sein; auf den Umbau und Neubau der menschlichen Gesellschaft zielen alle seine theoretischen Bestrebungen; die Verbesserung der Welt durch die Wissenschaft ist das Ideal, das die äußerlich völlig auseinanderfallenden Hauptepochen seines Lebens innerlich miteinander verknüpft.

Darin gleicht er den deutschen Monisten von heute; und es ist das Verdienst des deutschen Monistenführers Wilhelm Ostwald, ihn in einem eben erschienenen hübschen Buche von dieser Seite her angefaßt und verständlich gemacht zu haben.*) Im Rahmen einer Lebensschilderung, die die wichtigsten äußeren und inneren Ereignisse anschaulich und unparteiisch

*) Wilhelm Ostwald, Auguste Comte, Der Mann und sein Werk. Mit Comtes Bildnis. Leipzig 1914. VIII u. 288 S. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

darstellt, tritt das Werk des Mannes heraus, und zwar nach der besonderen Seite, die man als die charakteristische bezeichnen darf und die in der Darstellung meist zu kurz kommt. Es ist der Organisator, der das Leben des Organisators beschreibt, und die alte Erfahrung, daß Gleiches am besten von Gleichem erkannt wird, bestätigt sich durch seine Darstellung aufs Neue. Der Held wird wirklich vor uns lebendig. Wir erleben den ersten, grundlegenden Entwurf des 24 Jährigen, den Plan des travaux scientifiques nécessaires pour réorganiser la société vom Jahre 1822, von welchem Ostwald eine deutsche Uebersetzung in Aussicht gestellt hat.*) Dieser Plan enthält die bekannten Grundzüge der Comteschen Geschichtsphilosophie, die Lehre von den drei Epochen, durch die die Menschheit hindurchgegangen ist und durch die jeder einzelne hindurchgehen muß: die Epoche des theologischen, besser mythologischen Denkens, die Epoche des metaphysischen, begrifflich-abstrakten, und die Epoche des positivistischen, begrifflich-exakten Denkens, die das Endziel darstellt. Aber er enthält viel mehr als das; er bietet ein wissenschaftliches Kulturprogramm, oder doch die Grundzüge eines solchen. Der konstruierte Geschichtsverlauf ist unverbrüchlich, er läßt sich auf keine Weise umgehen; aber man kann ihn beschleunigen, und die großen Menschen sind dazu da, diese Beschleunigung herbeizuführen, und zwar auf der Basis wissenschaftlicher Erkenntnis und streng rationeller Ideenbildung.

---

*) Inzwischen ist diese Uebersetzung erschienen, unter dem Titel: Auguste Comte, Entwurf der wissenschaftlichen Arbeiten, welche für die Reorganisation der Gesellschaft erforderlich sind (1822). Deutsch herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Wilhelm Ostwald. Leipzig 1914. Mk. 3.60, geb. Mk. 4.60. – Der Uebersetzer will mit dieser Arbeit, die in der Tat die prägnanteste Schrift des französischen Philosophen zum erstenmal deutsch zugänglich macht und insofern die Uebersetzungsarbeiten von G. H. Schneider (Auguste Comtes Einleitung in die positive Philosophie: deutsch 1880) und E Roschlau (Der Positivismus in seinem Wesen und seiner Bedeutung, von Auguste Comte; deutsch 1894) wertvoll ergänzt, nicht nur der Wissenschaft, sondern dem Leben dienen. „Gerade jetzt, wo wir in den inzwischen abgelaufenen Ereignissen des so überaus inhaltreichen 19. Jahrhunderts überall eine ausgiebige Bestätigung der theoretischen Anschauungen Comtes finden, wird uns die von ihm gewonnene Klarheit über die praktische Politik, die aus seiner theoretischen oder wissenschaftlichen Klarheit folgt, die allergrößten Dienste leisten können." Zum Nutzen des Lesers ist der Text in kürzere zusammenhängende Abschnitte geteilt und mit Stichwörtern versehen. Leider ist die Uebersetzung nicht tadellos und müßte bei einer zweiten Ausgabe an einer ganzen Reihe von Stellen verbessert werden. Z. B. S. 66: „Vermöge der Natur des menschlichen Geistes ist jeder Zweig unserer Kenntnisse notwendig bei seinem Entwicklungsgang gezwungen, folgeweise durch drei verschiedene theoretische Zustände zu gehen, den theologischen, den metaphysischen und den positiven." In richtigem Deutsch müßte es statt dessen vielmehr heißen: Vermöge der Natur des menschlichen Geistes muß unser Wissen in allen seinen Teilen bei seiner Entwicklung mit Notwendigkeit die drei verschiedenen theoretischen Zustände nacheinander durchlaufen usw. Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren, und es wird kaum eine Seite sein, an der nicht etwas zu bessern wäre. Trotzdem bleibt das Unternehmen verdienstlich, und es soll nicht bestritten werden, daß die Uebersetzung, wenn auch bei weitem nicht musterhaft, so doch lesbar, und in den besseren Partien sogar gut lesbar ist.

Das Ziel des historischen Prozesses ist nach Comte die vernunftgesetzliche Regelung des menschlichen Gesamtlebens und die Verdrängung des durch den Protestantismus und den ihm verwandten philosophischen Idealismus entfesselten Phantoms der individuellen Freiheit; denn der Fortschritt des menschlichen Geistes besteht nach Comte in der zunehmenden Beschränkung und schließlichen Aufhebung dieser Freiheit, wie das Beispiel der exakten Wissenschaft zeigt, die die Genialität des einzelnen mehr und mehr der Zwangsläufigkeit der Methode unterworfen hat. Eine formale Annäherung an das System des Katholizismus ist die Folge dieser Betrachtung, wie denn in der Tat die späteren Reformschöpfungen Comtes starke Anleihen beim Katholizismus gemacht haben.

Erreicht wird das von Comte erstrebte Ziel nach den Andeutungen seines Entdeckers durch die Schöpfung eines Instituts von Kulturtheoretikern, die, auf der Grundlage der neu zu begründenden Menschheitswissenschaft, die künftige Entwicklung „vorauszusagen" und den Kulturpolitikern zur Verwirklichung anheimzustellen haben. Die Trennung von Theoretikern und Politikern ist für Comte eine wichtige Voraussetzung für das Gelingen des großen Werkes; denn nur, wenn beide sich in die Hände arbeiten, kann die Menschheit gefördert werden, und ein erfolgreiches Zusammenwirken setzt pünktliche Arbeitsteilung voraus. Die politischen Verwirrungen der modernen Zeit stammen nach Comte in erster Linie aus der schädlichen Verquickung unbedingt zu trennender Aufgaben, und er fordert in diesem Sinne eine zeitgemäße Erneuerung der mittelalterlichen, heilsamen, durch den Protestantismus unheilvoll verwischten Arbeitsteilung von Priestertum und Königtum, Kulturtheorie und Kulturpolitik.

Es handelt sich, wie man sieht, in diesem Entwurf um das Programm einer rationellen Weltverbesserung und Weltgestaltung, die durch die Erkenntnis des Wirklichen die Zukunft beherrscht und so das wahrhaft Nützliche schafft. Die Verknüpfung des Wirklichen mit dem Nützlichen, besser vielleicht noch die Erzeugung des Nützlichen aus der Erkenntnis des Wirklichen, ist nach Comtes eigener Darstellung das eigentliche Merkmal des Positivismus und jener wahrhaft philosophischen Denkart, die „im Grunde nichts anderes sein kann, als der verallgemeinerte und systematisierte gesunde Menschenverstand". Die volle, planmäßige Ausschaltung des Gefühls und des Herzens zugunsten des Kopfes und des Verstandes ist das besondere, auszeichnende Merkmal dieses ersten Kulturprogramms. Die persönliche Lebensverfassung Comtes ist hierin gleichsam objektiviert; denn bei der Ausarbeitung dieses Entwurfs waren Herz und Gefühl für seinen Urheber völlig leere Begriffe, und sein Biograph macht mit Recht darauf aufmerksam, daß das Wort Gefühl in einem Briefe des 34 Jährigen zum ersten und lange Zeit einzigen Male erscheint, und zwar in einer so ausschließlich sachlichen, unpersönlich-sozialen Einstellung, daß von Gefühl im ursprünglichen und eigentlichen Sinne kaum geredet werden kann.

Die schwere, physisch-nervöse Krisis, die um die Mitte der vierziger Jahre auf die anstrengende Vollendung des Hauptwerkes folgte, und die Erscheinung Clotilde de Vaux', die das bis dahin schlummernde Gefühlsleben mit unerhörter Heftigkeit weckte, hat dann den großen Umschwung herbeigeführt, von welchem das zweite Hauptwerk seines Lebens, das Système de politique positive, ein starkes und nachdrückliches Zeugnis ablegt. Das gewaltsam vernachlässigte Gefühl rächt sich jetzt für seine Mißhandlung; Comte entdeckt die Notwendigkeit, diesem Gefühl gerecht zu werden, und setzt an die Stelle des alten Programms, in welchem der Geist das Gefühl verdrängt, ein neues, in welchem er ganz darin aufgeht, den Ansprüchen des Gefühls zu dienen. „Der Positivismus erhebt fortan zum philosophischen wie politischen Hauptgrundsatz die beständige Herrschaft des Herzens über den Geist." Der Verstand hat nur noch die Probleme zu behandeln, die das Herz ihm stellt und die das Gefühl ihm diktiert; er ist Instrument und einsichtsvoller Berater dieser überlegenen Grundmächte, die in Wahrheit das Leben regieren. Auf diesem Wege hofft Comte, den gefährlichsten Gegner seines Systems, die Religion, aus dem Felde zu schlagen; denn die Lebenskraft der Religion beruht, wie er nunmehr richtig und in deutlicher Korrektur seines früheren intellektualistischen Standpunktes erkennt, auf der Anknüpfung an die Gemütsbedürfnisse der Menschheit, die als solche unvergänglich sind und nur durch eine neue, positivistische Religion zeitgemäß reformiert werden können. So ist, unter dem Einfluß Clotilde de Vaux', aus dem ursprünglichen Wissenschaftslehrer und Kulturtheoretiker schließlich ein Religionsstifter geworden, der dem Genius der Menschheit Altäre errichtet, Kalender zueignet, und positivistische Gemeinden stiftet, die, in engem Anschluß an den katholischen Kultus, das Idol, den „Fetisch der Menschheit", wie Comte selbst gelegentlich gesagt hat, unter dem Namen des großen Wesens verehren.

Es ist wohl kein Zweifel daran möglich, daß nervöse Ueberreizung und zeitweise Störung des geistigen Gleichgewichts an dieser phantastischen Schöpfung starken Anteil gehabt haben. Um so erfreulicher ist die Beobachtung, daß Ostwald auch diese zweite, in der Regel als reine Verfallsperiode bezeichnete Epoche seines Geistes ruhig und unbefangen schildert und sich durch die Krankhaftigkeit seines Helden nicht abhalten läßt, die religiösen Ideale seines späteren Lebens, so wunderlich und verzerrt sie auch sein mögen, und so sehr sie mit der Anerkennung des religiösen Bedürfnisses seinem eigenen Ideal widersprechen, dem Verständnis des Lesers nahe zu bringen. Auch darin ist der Verfasser zu loben, daß er darauf verzichtet hat, die Gestalt seines Helden zu retouchieren. Neben den hellen und starken Partien, die ihn zu seiner Arbeit gereizt haben, treten die schwachen und frostigen Seiten in der Person und dem Leben Comtes kühl und deutlich genug hervor, und wenn der Verfasser durch sein Verfahren dem Interesse des Lesers zu dienen geglaubt hat, so wird er sich nicht verrechnet haben.

II.

Die Ostwaldsche Arbeit ist ein biographischer Versuch. Sie beschäftigt sich mit dem Leben Comtes und stellt seine organisatorischen Ideale nachdrücklich und bewußt in den Mittelpunkt. Von seiner Wissenschaftslehre erfahren wir nur soviel, als zum Verständnis seiner Kulturpolitik unbedingt erforderlich ist. Hierher gehört das Moment der Voraussage, das die Theorie mit dem Leben verbindet; denn die Aufklärung der Zukunft durch exakte Erkenntnis des Naturzusammenhanges der Dinge ist nach Comte die eigentümliche Leistung, die die Wissenschaft — die Naturwissenschaft — befugt und verpflichtet, Führerin des Lebens zu sein. Von der Struktur dieser Wissenschaft erfahren wir im einzelnen wenig oder nichts; auch von den Vorläufern Comtes wird kaum gesprochen; das Ganze ist wesentlich Porträt und will auch nicht mehr als dieses sein.

Hier bietet sich nun als wertvolle Ergänzung, im sachlichen und im geschichtlichen Sinne, ein Werk über die Anfänge des französischen Positivismus an, dessen erster, die Erkenntnislehre behandelnder Teil gleichfalls soeben erschienen ist.*) Die Väter des französischen Positivismus sind, wie in dieser sehr gründlichen Arbeit überzeugend dargetan wird, drei Männer aus dem Kreise der sogenannten Enzyklopädisten gewesen: d'Alembert, Turgot und Condorcet. Turgot und Condorcet haben, wie in der sehr sorgfältigen, biographischen Einleitung bemerkt wird, auf Grund ihres positivistischen Denkens bereits das Comtesche Ideal einer exakten Soziologie, zu deutsch einer naturwissenschaftlichen Menschheits- und Gesellschaftswissenschaft, in Aussicht genommen. Condorcet verdient daneben noch ganz besondere Beachtung wegen seines berühmten Gemäldes der „Fortschritte des menschlichen Geistes", das, trotz seines unvollendeten und skizzenhaften Zustandes, auf den jungen Comte sehr stark gewirkt hat, und in dem sich, wie der Verfasser zeigt, bereits die drei Comteschen Stadien unterscheiden lassen. Auch die Systematik der Wissenschaften, auf die Comte so großes Gewicht gelegt hat, findet sich bereits von diesen Männern eingehend behandelt. Hier ist d'Alembert an erster Stelle zu nennen, mit seinem berühmten Discours préliminaire zur Enzyklopädie. Man pflegt die hier vorgetragene Einteilung und Gliederung der Wissenschaften auf Grund einer oberflächlichen Betrachtung als eine den Zeitumständen des 18. Jahrhunderts angepaßte Reproduktion des Baconschen Wissenschaftsbildes zu bezeichnen. Schinz hat gezeigt, daß diese Auffassung falsch, mindestens sehr ungenau ist. Bacon gliedert die Wissenschaften bekanntlich nach den geistigen Fähigkeiten, aus denen sie entspringen, und verwertet den Unterschied der Objekte erst in zweiter Linie zur Klassifikation. d'Alembert hat das auch getan, aber erst in dem Schematismus, den er seiner Abhandlung bei-

*) **Max Schinz**, Geschichte der französischen Philosophie seit der Revolution. Erster Band: Die Anfänge des französischen Positivismus. Erster Teil: Die Erkenntnislehre. Straßburg 1914. XII und 266 S., gr. 8⁰. Mk. 6.

gegeben hat, und der das Gefüge seines eigenen Entwurfs mehr preisgibt als zur Veranschaulichung bringt. Seine eigentliche Absicht geht auf eine Gliederung, die den Hauptunterschied der Erkenntnisobjekte, Natur und Mensch, zur Voraussetzung hat. Kann er in diesem Sinne als der philosophische Urheber der seither so berühmt gewordenen Unterscheidung von Natur- und Geisteswissenschaften bezeichnet werden, so ist er andererseits, auf Grund des Prinzips, nach dem er die Wissenschaften ordnet, als ein Vorläufer Comtes anzusehen. Denn das Ordnungsprinzip ist schon bei ihm, wie hernach bei Comte, die zunehmende Kompliziertheit des Objekts. Darum stehen, wie bei Comte, die mathematischen Wissenschaften voran, weil sie es mit den einfachsten, im Sprachgebrauch der Schule „abstraktesten" Objekten zu tun haben.

Mit der Systematik der Wissenschaften, dem Système figuré des connaissances humaines, ist bereits ein Hauptpunkt berührt, der dem französischen Positivismus von seinen Anfängen her eigentümlich ist, und der ihn von gleichartigen und verwandten Richtungen, namentlich Englands, unterscheidet. Eine zweite wichtige Eigentümlichkeit dieses Positivismus liegt in der Heranziehung der Physik an die Mathematik. Der englische Empirismus, Locke voran, hat zwischen beiden in wissenschaftlicher Hinsicht scharf unterschieden, und der Mathematik allein (neben der Moralphilosophie) den Rang einer eigentlichen Wissenschaft zugesprochen, dagegen die Physik, weil sie auf Tatsachen angewiesen ist und nicht, wie Mathematik und Moral, auf die bloße Verknüpfung von Ideen, zu einer, wenn auch wohl fundierten, Wahrscheinlichkeitslehre herabgedrückt. Es ist in diesem Zusammenhange sehr wichtig, sich des von Riehl zuerst betonten Umstandes zu erinnern, daß der sogenannte Lockesche Empirismus sich lediglich auf die Elemente des Wissens, aber nicht auf seine Beurteilung bezieht. Lediglich die ersten Daten der Erkenntnis sind nach Locke aus der Erfahrung zu schöpfen; aber bloße Erfahrung und Verknüpfung von Erfahrungen ist ganz und gar noch nicht Wissenschaft im strengen und eigentlichen Sinne des Wortes, sondern diese beschränkt sich, wie angedeutet, auf die Vergleichung und Verbindung von Ideen, die lediglich Gegenstand des Bewußtseins sind und nicht, wie in der Physik, mit dem Anspruch hervortreten, Gegenstände außer uns zu bezeichnen.

Eine dritte Eigentümlichkeit des französischen Positivismus, wie er sich in seinen Anfängen darstellt und auch später fortgepflanzt hat, ist der Verzicht auf logische Begründung der dem wissenschaftlichen Denken zugrunde liegenden Voraussetzungen. Sie werden als Urtatsachen betrachtet, die sich durch den Gebrauch bewähren und in dieser Bewährung ihre Rechtfertigung finden. Dies ist der Punkt, wo der französische Positivismus und der Positivismus überhaupt sich von dem Kritizismus Kants unterscheidet, der diese Voraussetzungen aus der Idee der Erfahrung, also logisch, zu begründen versucht und aus dem Gültigkeitsgrund die Gültigkeitsgrenzen dieser Voraussetzungen abzuleiten unternimmt. Daß hiermit in

philosophischer Hinsicht ein ungeheurer Schritt über den Positivismus hinausgetan ist, hat auch der Verfasser dieses Werkes gesehen und, wenn auch mit Einschränkung, anerkannt. Ich kann ihm in dieser Einschränkung nicht folgen, da die Voraussetzung, auf die sie sich stützt, daß Kant von starren, eingeborenen Anschauungsformen und Begriffen rede, das Zentrum seiner Stellung verfehlt. Er spricht allerdings gelegentlich so, wie der Verfasser ihn sprechen läßt; aber das ist Sprachgebrauch: der Sache nach handelt es sich um Funktionen, in denen der erkennende Geist seine eigene Gesetzlichkeit erfaßt, und die, wie alles Gesetzliche, weder eingeboren, noch erworben, sondern einfach geltend sind und, wie Riehl so schön gezeigt hat, mit dem Fortschritt der Wissenschaft selber fortschreiten, d. h. immer reicher und reichhaltiger werden.

Aber diese verhältnismäßig geringfügige Berichtigung kann den Wert dieser vortrefflichen Untersuchung nicht schmälern, um so weniger, als der Verfasser dafür das Verhältnis des französischen Positivismus zu Locke und Hume so lichtvoll dargestellt hat, wie es bisher noch nicht geschehen ist. Das Riehlsche Verständnis der Lockeschen Philosophie hat ihm dabei, wie er selber bekennt, sehr wesentliche Dienste geleistet. Im übrigen ist es lehrreich zu sehen, wie ungeheuer stark dieser feine Kopf, weit über Hume hinaus, auf das kontinentale Denken des 18. Jahrhunderts gewirkt hat. Es ist längst bekannt, daß Locke durch Voltaire der Ahnherr des französischen Deismus geworden ist. Durch die vorliegende Untersuchung lernen wir hinzu, daß er für die Entwicklung der französischen Wissenschaftslehre von ebenso epochemachender Bedeutung gewesen ist. Auf den französischen Positivismus selbst fällt durch diese Beziehung ein neues Licht. Auch er ist von Anfang an mehr gewesen, als eine auf der Schichtung von Tatsachen aufgebaute grobe Wissenschaftslehre; auch er verlangt von Anfang an eine rationelle, womöglich mathematische Verknüpfung der beobachteten Tatsachen und weist darin auf den Meister zurück, von dem das französische, und nicht nur das französische, sondern das europäische Denken der Neuzeit einst ausgegangen ist, und von dessen idealistischem Bewußtsein ein deutlicher Strahl auch auf den Anfängen des Positivismus ruht.

Man wird die Fortsetzung dieses lehrreichen Werkes mit Anteil und Spannung erwarten dürfen.

Berlin. Dr. Heinrich Scholz.

Theologie.

H. Hackmann, Religionen und heilige Schriften. Berlin, Curtius, 1914. 43 S., 8⁰.

„Zu Naukratis in Aegypten lebte einst ein alter Gott. Er hieß Theut. Der hatte viel erfunden: die Arithmetik und die Logik, die Geometrie und Astronomie, das Brett- und Würfelspiel, vor allem aber die Schrift. Eines

Tages ging Theut zu Thamus, dem Könige von Aegypten, um ihm seine Erfindungen ans Herz zu legen und namentlich die Verbreitung der Schrift zu empfehlen. Er sprach zu ihm: König, wenn deine Aegypter die Schrift lernen, dann werden sie weiser sein und ein besseres Gedächtnis haben. Mit der Schrift habe ich ein Mittel für beides gefunden: für die Weisheit und für das Gedächtnis (μνήμης τε γὰρ καὶ σοφίας φάρμακον εὑρέθη).

„Der König erwiederte: O du überaus kluger Theut, du bist allerdings der Vater der Schrift; aber aus Liebe zu deinem Kinde erwartest du von ihm gerade das Gegenteil von dem, was dieses geben kann. Wer die Schrift gelernt haben wird, in dessen Seele wird zugleich mit ihr viel Vergeßlichkeit (λήθη) kommen; denn er wird das Gedächtnis vernachlässigen. Im Vertrauen auf die Schrift werden sich von nun an die Menschen an fremde Zeichen und nicht mehr aus sich selbst erinnern. Theut, du hast eine Gedächtnis**krücke**, aber keine Gedächtnis**stärkung** erfunden (οὔκουν μνήμης, ἀλλ' ὑπομνήσεως φάρμακον εὗρες). Theut, du bringst deinen Schülern den Schein einer großen Weisheit und nicht die Wahrheit. Deine Menschen werden jetzt viel, sehr viel lernen; aber alles, ohne zugleich darüber belehrt zu werden. Sie werden jetzt viel zu wissen meinen, während sie in Wahrheit nichts, nichts wissen. Theut, und du beschwörst damit ein lästiges, geschwätziges Geschlecht, ein Geschlecht von Scheinweisen (δοξόσοφοι), das kein wahres Wissen mehr hat!“

Man kann die erste der beiden Fragen, die in dem vorliegenden Büchlein erörtert werden, nicht schicklicher einleiten und vorbereiten, als es durch dieses unvergeßliche, dem Verfasser wohl nur zufällig nicht gegenwärtige Platowort aus dem Phaedrus (p. 274 f.) geschieht. Nie ist das lebendig gesprochene Wort so wundervoll über das Schriftwort erhoben worden, wie in dieser platonischen Stelle. Die Wortverkündigung von Mensch zu Mensch steht dem größten Schriftsteller des Altertums hoch über jeder Buchverkündigung.

Was hier zunächst und in erster Linie von der wissenschaftlichen Verkündigung gesagt ist, darf, ja muß im Sinne des Altertums ebenso bestimmt, vielleicht noch bestimmter, von der religiösen Verkündigung gesagt werden. Auch sie ist ursprünglich Wortverkündigung und wird als solche allein geschätzt. Die Religionen des klassischen Altertums sind bekanntlich nie über die Stufe der Wortverkündigung hinausgekommen, es sei denn, daß man den Homer als die Bibel der Griechen und etwa den Virgil als die Bibel der Römer bezeichnete; aber das kann doch nur in einem sehr uneigentlichen und eingeschränkten Sinne geschehen, da diesen Volksbüchern die charakteristischen Merkmale der Offenbarungsbücher: der göttliche Ursprung, die religiöse Verbindlichkeit und der kultisch-kirchliche Gebrauch, fehlen.

Offenbarungsbücher von dieser Art liegen in den Buchreligionen vor. „Als solche lassen sich bezeichnen: der Buddhismus (das Tripitaka), das Christentum, das Judentum, der Islam, der Brahmanismus und Hinduismus (die Veden), die zoroastrische Religion (das Avesta), der Jainismus (der

Siddhanta), der Taoismus (das Taotehking). An kleineren Gemeinschaften könnte man noch die Religion der Sikh und das Mormonentum nennen."

Die sämtlichen genannten Religionen, mit Ausnahme des Brahmanismus und Hinduismus, sind zugleich dadurch charakterisiert, daß sie sich auf einen Stifter zurückführen. In allen, den Taoismus und das Mormonentum ausgenommen, ist der Prozeß der Kanonsbildung, der Schritt von der Wort- zur Buchverkündigung, außerordentlich langsam vor sich gegangen. Am hebräischen Kanon haben sieben, am neutestamentlichen vier Jahrhunderte gearbeitet, etwa ebensoviele am Palikanon. Der Koran ist, wennschon ungleich früher, so doch auch erst unter dem dritten Kalifen, Othman, endgültig fertig geworden. Dafür stehen wir im Gebiete des ostasiatischen Buddhismus „vor der sonderbaren Tatsache, daß sein Kanon bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts n. Chr. noch Hinzufügungen erhalten hat, also etwa noch 2200 Jahre nach dem Tode seines Stifters beweglich geblieben ist." Im Brahmanismus läßt sich die Dauer der Kanonsgeschichte nicht angeben, weil die Veden von selbst, ohne Konzil und Dekret, heilige Schriften geworden sind.

Die in diesen Daten hinlänglich bezeugte Zähigkeit der mündlichen Religionsüberlieferung wird auf vier Ursachen zurückzuführen sein. Zunächst auf die Tendenz jeder lebendigen Religion, unmittelbar von Mensch zu Mensch zu wirken. Sodann auf die Verfassung des antiken Menschen — die wichtigsten der in Betracht kommenden Religionen stammen ja doch aus dem Altertum —, der die Sparsamkeit der Eindrücke, mit denen er zu rechnen hatte, durch ein ausgezeichnetes Gedächtnis kompensierte. Ferner auf die verhältnismäßige Seltenheit der Schreibkunst im Altertum. Endlich auf das Verhalten der Priester, die ein Interesse daran haben mochten, die heilige Weisheit für sich zu behalten, einmal, um sich dadurch unentbehrlich zu machen, sodann, um die zu überliefernde Religion vor Entheiligung durch Unberufene zu schützen.

Dann aber wird die Frage um so dringender: wie ist es dennoch zu Offenbarungsbüchern und Buchreligionen gekommen? Am einfachsten liegt die Antwort da, wo augenscheinliche Nachahmung vorliegt. Dies ist offenbar im Islam der Fall. Mohammed wollte eine Konkurrenzreligion zum Juden- und Christentum schaffen; darum mußte er gleich mit einem Offenbarungsbuch beginnen. Er mußte etwas haben, was „den alten Blättern, den Blättern Abrahams und Moses" ähnlich war. Und nicht nur ähnlich, sondern gleichwertig; nicht nur gleichwertig, sondern überlegen. Das gleiche läßt sich von dem Mormonenbuche sagen. Auch dieses ist als Konkurrenzbuch, diesmal zu sämtlichen Offenbarungsbüchern der alten Welt, geschaffen worden.

In Fällen originaler Kanonsbildung und religiöser Schrifterzeugung wird zwischen äußeren und inneren Ursachen zu unterscheiden sein. Die wichtigsten äußeren Ursachen mögen sein: Bitten von Freunden, unbewußte und bewußte Trübung der mündlichen Ueberlieferung. Der erste Fall liegt,

wenn man der Ueberlieferung folgen darf, vor bei dem Tao Te King des Laotse. Dieses Buch ist auf Bitten des chinesischen Grenzbeamten Yin Hsi, eines Freundes des Laotse, verfaßt worden. Unbewußte Trübung des Ueberlieferten ist die Gefahr jeder mündlichen Verkündigung — eine Gefahr, die da wächst, je größer der Spielraum dieser Verkündigung ist und je weiter sie sich in der Zeit von den erzählten Begebenheiten entfernt. Bewußte Trübung des Ueberlieferten pflegt das Werk von Sektierern zu sein — das Wort „Sektierer" natürlich im Sinne der Hauptgemeinde zu nehmen, die einem anderen Wortlaut folgt und andere dogmatische Vorstellungen mit dem Ueberlieferten verbindet. Die Entstehung unseres Vier-Evangelien-Kanons ist zweifellos in erster Linie aus der Antithese gegen gnostische Verfälschungen der evanglischen Geschichte zu erklären.

In anderen Fällen mögen ausschließlich innere Gründe maßgebend gewesen sein. Als Hauptgrund die religiöse Schätzung des Ueberlieferten und in Verbindung damit der Wunsch, es auf alle Fälle, auch ohne besonderen äußeren Anlaß, vor Entstellung und Untergang zu bewahren. So werden vor allem Offenbarungsbücher mit rein oder vorzugsweise geschichtlichem Inhalt entstanden sein. Ein Volk, z. B. das jüdische, entdeckt in einem bestimmten Augenblick in seiner Geschichte eine göttliche Führung. Jetzt wird diese Geschichte entweder aufgezeichnet, oder, sofern sie schon aufgezeichnet ist, werden die Bücher, die sie enthalten, mit ganz besonderer Sorgfalt geführt, während man anderes, was diese Schätzung nicht verträgt, ruhig untergehen läßt.

Das prophetische Schrifttum mag zunächst, wie an dem Beispiel des Jesaja gezeigt wird, aus dem Selbstbeglaubigungsbedürfnis des Propheten entstanden sein. Der Prophet spricht eine Weissagung aus, die sich nicht etwa schon heut oder morgen, sondern vielleicht erst nach Jahren erfüllen wird. Vielleicht, daß er die Erfüllung selbst nicht erlebt. Man glaubt ihm nicht, man zweifelt ihn an, man bekämpft ihn als Schwarzseher oder Phantasten, je nachdem. Er aber weiß, daß kommen wird, was er gesehen und vorausgesagt hat. Und um sich selber sicher zu stellen und den Gott, in dessen Namen er redet, schreibt er die Weissagung auf. Der Tag, an welchem sie sich erfüllt, wird ihm die große Genugtuung bringen, die ihm die Gegenwart versagt.

Das mögen die wichtigsten Ursachen sein, die zur Entstehung und Anerkennung von Offenbarungsbüchern geführt haben. Und nun: wie haben diese Bücher auf das Leben der Religionen gewirkt? Das ist die zweite, mit der ersten aufs engste verbundene Frage. Der Verfasser antwortet mit Recht: zunächst sehr heilsam und förderlich. Schrift und Buchstabe konservieren, und solange der konservierte Geist lebendig ist, bedeutet der ihn vermittelnde und schützende Buchstabe einen unschätzbaren Hebel der Religion. „Religiöse Ideen, wenn sie in das geschriebene Wort gefaßt sind, werden etwas Dauerndes, breiten sich aus, bringen zu den Vielen, zu einer Generation nach der anderen. Das gesprochene Wort ist wie die fließende

Welle des Stromes, sie kommt in einem Augenblicke und geht im nächsten. Die Aufzeichnung ist wie ein Damm, der den Strom zum Anhalten bringt, daß die Wasser über das Land treten und es befruchten!"

Aber dem ungeheuren Gewinn stehen fast eben so große Nachteile gegenüber. Das geschriebene Wort erstarrt. Der Geist rückt fort, der Buchstabe bleibt stehen. Aus dem Schutzmantel des Geistes wird ein Panzer von undurchdringlicher Dichtigkeit. Aus der Hülle wird eine Schale, aus dem Erhalter ein Tyrann, aus dem Kelch eine leere Hülse. Dasselbe Schriftwort, dem die Religion ihre Konservierung verdankt, führt, bei eintretender Spannung von Schrift und Geist, zum religiösen Materialismus, zur Materialisierung der Religion. Die Austreibung des Geistes und die Heiligsprechung des Buchstabens ist das tragische Schicksal jeder reinen Buchreligion. Es kommt, wie Feuerbach einmal bemerkt hat mit hämischer Schadenfreude, entweder zum blinden Buchstabenglauben, also zur geistigen Barbarei, oder, wo man das nicht will, zu einer Auslegungskunst, die der Einlegung zum Verwechseln ähnlich sieht, ja oft die reine Einlegung ist. Man darf vielleicht den Satz aufstellen, daß eine Religion mit Buchoffenbarung, wenn und sofern sie wirklich lebt, ohne methistorische Auslegung überhaupt nicht durchkommt. Und in dem Methistorischen liegt immer zugleich etwas Ungeschichtliches, mindestens etwas nicht rein Geschichtliches, folglich ein willkommener und ein völlig zu überwindender Angriffspunkt für eine radikale Religionskritik.

Man wird auch noch auf die Verengung hinweisen dürfen, die selbst da, wo der Geist über das geschriebene Wort nicht hinausgewachsen, sondern im Gegenteil in dieses hineingewachsen ist, noch als Beschränkung empfunden werden kann: daß dieses Wort sich beständig wiederholt und ohne belebende Veränderungen stets mit demselben Rhythmus auftritt. Das Gespenst der langen Weile, das an allen Wiederholungen haftet und dem auch das beste geschriebene Wort nicht unbedingt gewachsen ist, lauert auch hier noch im Hintergrunde und ist als solches schon von Platon im Phaedrus bemerkt worden.

Der junge Goethe sagt einmal: Kräfte und Krücken kommen aus Einer Hand. Wenn man dieses Büchlein gelesen hat, möchte man sagen: Kräfte und Schranken kommen aus Einer Hand. Es ist nicht nur die Tragik der Religion, es ist die Tragik alles geistigen Lebens, daß es durch Schranken allein zu Kräften kommt und daß aus den Kräften dann wieder Schranken werden, in denen die Seele, wenn das Unglück es will, ersticken mag.

Die erheblichen religionsphilosophischen Probleme, die sich aus dieser Betrachtung ergeben, hat der Verfasser nicht mehr berührt. Er hat als Religionshistoriker gesprochen und brauchte das Grundsätzliche nicht zu erörtern. Was er tatsächlich festgestellt hat, wird aufmerksame Leser zum Fortdenken reizen. Dem Religionsphilosophen bietet das Büchlein wertvolle Anknüpfungspunkte für seine gerade an dieser Stelle besonders schwierige und verantwortungsvolle Arbeit.

Berlin. Dr. Heinrich Scholz.

Die altisraelitische Religion von D. Karl **Budde**. Dritte, verbesserte und reicher erläuterte Doppelauflage von „Die Religion des Volkes Israel bis zur Verbannung". Gießen 1912. Preis Mk. 2.50, geb. Mk. 3.10.

Im Herbst 1898 hat Budde, aufgefordert von dem Ausschuß für die „Amerikanischen Vorlesungen über Religionsgeschichte", an einer größeren Anzahl amerikanischer Universitäten die sechs Vorlesungen gehalten, deren Buchform in dritter Auflage vorliegt. Da die Vorträge nicht für Fachgenossen, sondern für das gebildete Publikum im allgemeinen bestimmt waren, verbot es sich von selbst, neue wissenschaftliche Probleme in ihnen aufzurollen, Streitfragen eingehend zu erörtern und einen umfassenden wissenschaftlichen Apparat zu bieten. Notwendig war es, sich auf die Hauptpunkte zu beschränken, sie klar herauszuarbeiten und an ihnen die Entwicklung der religiösen Vorstellungen und Ideen Israels zur Anschauung zu bringen. Budde hat sich der ihm gestellten Aufgabe mit feinem Verständnis und warmer Hingabe unterzogen, und die 1899 zuerst in Buchform in Deutschland erschienenen Vorlesungen haben auch hier das gebührende Interesse gefunden, um so mehr als die im Anhange gegebenen zahlreichen Anmerkungen den Lesern ein tieferes Eindringen in die wissenschaftlichen Fragen ermöglichten. Da das Interesse für religiöse Fragen im allgemeinen und für religionsgeschichtliche im besonderen in den letzten zehn Jahren noch stark gewachsen ist, so wird auch heute noch die aus wissenschaftlichem Geist geborene und von echter Begeisterung getragene Darstellung, die das Wesentliche trotz aller Knappheit lichtvoll und lebendig gibt, gewiß manchen dankbaren Leser finden. Die Form des mündlichen Vortrags ist auch in der neuen Auflage beibehalten. Die stark vermehrten Anmerkungen bringen die nötigen Nachträge an neuem Stoff und neuen Bearbeitungen, vor allem auch kurze Andeutung der Streitfragen. Daß Budde manchen Einzelfragen anders gegenübersteht, als andere namhafte Forscher unserer Tage (Art und Zeit der Uebernahme babylonischer Ueberlieferungen, ursprüngliche Bedeutung der Lade, Deutung der Knecht-Jahwe-Lieder), fällt bei einem Werke, das es sich zur Aufgabe stellt, die großen Richtlinien der Entwicklung zu zeigen, nicht allzuschwer ins Gewicht.

Charlottenburg. **Margarete Plath.**

„Christus heute als unser Zeitgenosse".*)

Die Verwunderung über die Umwandlung der Zeiten ist mir von mannigfachen Seiten her tägliches Brot. Hier nun die unsägliche Veränderung in dem, was für Religion genommen wird, seit meinen Jugendtagen in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Uns wurde der

*) Von Walther Classen, 4. verbesserte Auflage. München, Oskar Beck, 1912. 89 S. Klein 8⁰. Preis 1 Mk.

Glaube geboten in der dogmatischen Form des Katechismus. Die systematische Form der Belehrung erschien mir als eine wundervolle Wohltat gegen die Zufälligkeit gelegentlicher Behauptungen und Einwirkungen des Lebens. Der Gottessohn des Glaubens trug in sich die vernünftige Autorität, daß nach ihm die als selbstverständlich für alle Zeiten gültig gedachte Religion benannt wurde. Das Christentum wurde uns dargeboten als das, was es tatsächlich durch Paulus in der entscheidenden Modifikation seiner allerersten Anfänge, welche sich den Gemeingeist der Gläubigen eroberten, geworden ist. Der seit dem letzten halben Jahrhundert stark gewordene Neuprotestantismus glaubt nicht mehr, daß das die Wahrheit ist, abgesehen von vielen anderen gewichtigen Gründen auch deshalb, weil es ja gar nicht zu den Nachrichten von Denkweise und Lehre dessen stimmt, nach welchem die christliche Religion ihren Namen führt.

Die Folgerung daraus scheint die tragisch große sein zu müssen, daß also der von ihnen hochheilig gehaltene Glaube unserer Väter, der sich durch Gottesoffenbarung ewig verbürgt schien, irrig gewesen ist. Eine solche Folgerung von unabsehbaren tiefgreifendsten Nachwirkungen wagen begreiflicherweise nur sehr wenige zu ziehen. Was bei Paulus nicht die geringste Rolle spielte, ja absichtlich fast ganz gemieden wurde, die Tradition über die menschliche Person Christi, ihr Leben und ihre Aussprüche, mußte nun als der doch unanfechtbare Kern eben der christlichen Religion aufgefaßt werden. Daß sie die ewige Wahrheit sei, wurde aus ihrer früheren Gestaltung herübergenommen, da ja das noch so wohlgefällige Anklingen von Worten und Taten eines Menschen in fremden Seelen, weit entfernt, ein neues großes Offenbarungslicht zu bieten, diese Seelen selbst schon im Besitz des rechten Maßstabes voraussetzte, über den man sich bloß deutlicher bewußt wurde.

Wenn man nun aus dem durchgebildeten System eines die göttlichen und menschlichen Dinge umspannenden großen Glaubens auf dessen Urkeime in der mehr erzählenden Ueberlieferung der synoptischen Evangelien zurückverwiesen wird und gutwillig einmal den Versuch macht, von dort aus sich Religion aufzubauen, so wird man der Fremdartigkeit der dort bestehenden örtlichen, zeitlichen und Bildungsverhältnisse, die als Voraussetzung aller Einzelheit der Ueberlieferung zugrunde liegen, mit Beklommenheit inne. Daher die neueste Wendung, daß man mutatis mutandis sich einmal die Wirksamkeit Jesu in die moderne Welt umübersetzt wünschen möchte. Dieser Gedanke ist zuerst von der Malerei ergriffen, die die überkommene Jesusgestalt unter Personen und Vorkommnisse der gegenwärtigen Welt versetzte. In viel ausgeführterer Weise, als das der auf den „fruchtbaren Moment" beschränkten Malerei möglich ist, hat sich nun das Büchlein Classens dieses Gedankens bemächtigt. Wie würde ein in unserer Welt wieder geborener Mensch wie Jesus sich zu den Erscheinungen des Lebens, das ihm dann umfangen würde, verhalten? — dieser Gedanke würde uns Jesum zu einer uns vollkommen nahen und verständlichen Persönlichkeit

umgestalten, ohne das Wesen seiner Einzigartigkeit irgend zu berühren, so meint man.

Classen hat nun mit unleugbar großem Talent sehr sinnig und findig, bisweilen packend und schlagend, diese Aufgabe zu lösen gesucht. Man lese ihn ja! Seine Erfindungskraft ist wirklich sehr glücklich. Die modernen sozialen, wirtschaftlichen und industriellen Zustände sind es nun, aus denen heraus dieser Jesus redivivus alle seine Aussprüche tut, an die er seine Gleichnisse knüpft und mit denen er seine Lehren in Verbindung bringt. Wohl zu beachten: Dieser Jesus soll nur ein Mensch wie Jesus, und nicht etwa er selbst in neuer Inkarnation sein.

Religion muß ihren Inhalt als ewig gültig verkünden, die Erkenntnis Gottes und seines Verhältnisses zu den Menschen in ewiger Gewißheit auf festem Grunde zu besitzen überzeugt sein. Aber wird diese Bedingung nun von dieser neuesten Werdung des alten Stoffes erfüllt? Dieser Jesus hat die spezifische Begabung eines „Meisters und Volksredners", der die rein irdischen Dinge immer mit Forderungen gottgewollter Bestimmung des Menschen in Zusammenhang bringt. Der letzte Grund seiner Entscheidungen liegt immer darin, daß seine Eigenart der „Begeisterung" für Gottinnigkeit gerade diese Spiegelungen von Gott, Welt und Mensch ineinander so mit sich bringt. Das ist ja aber eine durchaus subjektivistische Grundlage, die an einer zufälligen Persönlichkeitsverfassung eines sinnierenden Volksredners hängt. Lust an solchem wohlgemeinten bunten Sinnieren ist es, die er auch auf andere überströmen läßt. Nun bedenke man aber, zu welchen Absonderlichkeiten diese Neigung, zumal sie mit Selbstgefälligkeit gepflegt zu werden Gefahr läuft, ohne die Grundlage fester rationeller Einsicht führt. Ich habe solche Exemplare von wunderlichen Heiligen philosophierenden Orakeltums aus dem niederen Volke kennen gelernt; die Ausnahme des wirklich tiefsinnigen Jakob Böhm verschlägt dagegen nichts. Und das ist ein Ungedanke im Vergleich zu dem Geistesbau kirchlich geordneten Christentums, daß ein wundersamer Volksredner, der weiter nichts Geheimnistiefes ist, aus alten, absolut überholten Zeiten, der erst durch eine Neuschöpfung zufälliger sinniger Begabung in die Verständlichkeit für ganz andere Zeiten umübersetzt werden muß, ein für allemal der zu gewinnenden religiösen Ueberzeugung der ganzen Menschheit Namen und Norm aufzuprägen berufen sein könnte. Nein, entweder das alte Christentum oder das, was aus völliger Unabhängigkeit von allem außer reinem Willen und bester, hochvorgeschrittener allseitiger Erkenntnis neu werden wird!

Prof. Dr. Max Schneidewin.

„Das Buch des Freiglaubens."

Dieses Buch gibt sich recht geheimnisvoll: ohne Namen, ohne Jahreszahl — es ist aber ganz neu —, mit einem eigenen sternähnlichen Symbol auf dem Titelblatt, mit 14 Seiten Haupttext (einem Gedichte als „Vor-

wort" und dann den „drei Geboten" in 35 Strophen) und weiteren 94 Seiten „Anhang"; in diesem „Kirchenordnung", „Ordnung des Gottesdienstes", „Fest- und Feiertage der Kirche" auf je einer Seite, trotz der allergrößten Abweichungen von den bestehenden Kirchen; dann folgen 33 Seiten „Sprüche", 47 Seiten „Lieder"; 7 Blätter sind auf der einen Seite weiß, auf der anderen mit ganz kurzen Untertiteln bedruckt. Eine buchhändlerische Reklame von zwei Zeilen liegt bei: „Möge den Vielen, die der Religion ihrer Väter nicht mehr treu sind, dieses Buch den neuen ersehnten Glauben bringen." Der Titel meint also geradezu „die Bibel" des „Freiglaubens". Vom Geheimnisvollen ausgenommen ist nur der Verlag von Max Spohr, nur daß auch dieser die Hauptbezeichnung trägt „Kreisende Ringe", und der Preis von 1,50 M. Die Verhüllung alles Persönlichen glaube ich respektieren zu müssen, deshalb will ich auch meine Vermutung, die auf einen auch schon durch eine prosaische religiöse Reformschrift vertretenen Verfasser bei nur leisem Schwanken zwischen ihm und zwei anderen solchen geht, nicht verraten. Die neue „Kirchenordnung" (Ordnung der Verfassung der Kirche) und Gottesdienstordnung zielt doch ganz realistisch auf Organisation von Anhängergemeinden. Um diese in die Wege zu leiten, hätte es doch einer prosaischen Auseinandersetzung bedurft: aber es werden nur einige wenige, ganz lapidarische Satzungsparagraphen dekretiert, — die einzige Prosa in dem Buche, das sich sonst außer in den prosaischen unter den „Sprüchen" anderer Gewährsmänner immer nur in gebundener Rede bewegt.

Den neuen ersehnten Glauben dürften wohl viele Tausende in dieser neuen Laienbibel finden, die den Weg zu ihr fänden. Aber es sind solche Tausende, die nur geringe Ansprüche an ihn machen. Hier wird nämlich was unter religiösen Vorstellungen der Vergangenheit dem Geist und namentlich dem Wunsch leicht und wohlgefällig eingeht, was ihn erhebt und erquickt, ohne weiteres, ohne ein deutliches scheidendes und ordnendes Prinzip, als ein Bestandteil des „neuen Glaubens" aufgenommen, der auf diese Weise kein organisches Gebilde ist. Feste Punkte dürften in ihm noch am ersten sein: das Dasein und Walten eines „Allgottes" (der von Christen, Juden, Mohammedanern in gleicher Weise gemeint wird), ein hoffnungsfrohes, optimistisches Vertrauen zu ihm, Hoffnung auf ewige Seligkeit, falls sie durch ein rechtschaffenes Erdenleben verdient ist, Begründung der Erkenntnis des Guten und Bösen im Gewissen. Zweifel an dem allen werden nicht widerlegt, das Positive der Aufstellungen nicht rationell gestützt: das unmittelbar Wohlgefällige, Herzgewinnende muß die ganze Last, daß das nicht nur schön und lieb, sondern auch wahr sei, tragen. Solche Naturen, die sich nicht genügen lassen, von hier und von dort in bunter Zufälligkeit angeheimelt zu werden, sondern daneben der Klarheit eines Systems bedürfen, das dem allen zugrunde liegen müsse, werden mit diesem neuen Glauben nichts anzufangen wissen.

Die Zurückführung der „Gebote" auf drei ganz neu formulierte hat,

zumal in seiner Ausführung in 35 bestimmteren Anweisungen, viel Ansprechendes und weiß das Nachdenken über Ethisches wohl anzuregen und zu beschäftigen, aber logisch gegliederte Prosa wäre dafür besser am Platze gewesen, als immer neu anhebende Verschen.

In den „Sprüchen", einer Blütenlese, befindet sich natürlich außerordentlich viel Wahres, Tiefes und Schönes, darunter unvermeidlich auch viel Allbekanntes, aber ewig Junges, übrigens Aussprüche Christi (sonst wohl kaum Bibelsprüche) friedlich nebeneinander mit solchen Mohammeds und Buddhas, einiges dankenswertes Neues aus ferner liegenden Quellen, einiges offenbar Eigene des nachdenksamen und wohlgesinnten Verfassers. Ein Prinzip in der gewählten Reihenfolge der 297 ist, außer bisweilen auf kurze Strecken, nicht ersichtlich.

Die 54 Lieder enthalten wieder viele Perlen, darunter auch die Kirchenlieder „Nun danket alle Gott", „Ein' feste Burg ist unser Gott", „Großer Gott, wir loben dich", „Befiehl du deine Wege", „In allen meinen Taten"; außerdem, wie die Sprüche, liebes und trautes Altbekanntes und auch Neues, das man gern kennen lernt. Alles wohl geeignet, wenn die tieferen Dämonen in der Brust schweigen, uns freundlich anzusprechen, vorübergehend harmonische Stimmung zu erwecken, uns mit Bereitheit zu erfüllen, gern in Mitgefühl Mensch mit recht friedlichen Menschennaturen zu sein. Die Grundlegung und der Aufbau „neuen Glaubens", der über alle Stimmung hinaus ewig in seiner Vernunft feststeht, ist aber wahrhaftig ernsteres und schwereres Werk als die liebenswürdige Gabe dieses Buches.

Prof. Dr. Max Schneidewin.

P. Gastrow, Pfleiderer als Religionsphilosoph. Berlin-Schöneberg 1913. Verlag: Protestantischer Schriftenvertrieb. 122. S.

Gerade in der Gegenwart, deren ganze Richtung dahin geht, das Christentum in die allgemeine Religionsgeschichte einzuordnen, verdient die Religionsphilosophie Pfleiderers, der mit diesem Gedanken Ernst macht, erneute Beachtung. Nun ist das Hauptwerk dieses Theologen, „Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage", im Buchhandel vergriffen. Daher hat ein begeisterter und dankbarer Schüler Pfleiderers, der Hamburger Pastor Gastrow, es unternommen, einen kurzen Auszug zu veröffentlichen. Wenn hier 122 Seiten den ursprünglichen 784 Seiten gegenüberstehen, so wird der Kenner zu beurteilen wissen, welche Gedankenarbeit hinter einer solchen Zusammendrängung des Stoffes steckt, und sich nicht wundern, wenn dabei von dem Originalwerk etwas verloren geht.

Aufgefallen ist mir das an einem nicht unwesentlichen Punkte, der Lehre von der Erlösung. Sofern der Verfasser diese als eine „durch Hingabe an den Geist des Guten erfolgende Sinneswendung" (S. 100) hinstellt, geht diese Definition, wie der ganze damit zusammenhängende Ab-

schnitt (S. 99—101) nicht über eine Selbsterlösung hinaus, während in Wirklichkeit Pfleiderer selbst neben dieser subjektiven Seite die objektive durchaus zu ihrem Rechte kommen läßt durch die Feststellung, daß „die Erlösung ein innergeistiger Prozeß ist, der seinen Ort nur im Menschen, seinen Grund aber nur in Gott hat" (S. 672, vergl. Pfleiderer, Moral und Religion, S. 204—205).

Möge der Verfasser sich diese Ergänzung gefallen lassen, ungeschmälert soll seiner kleinen Schrift der Vorzug bleiben, durch knappe und klare Darstellung in die reifsten Hauptgedanken Pfleiderers, wie sie sich gerade in seiner Religionsphilosophie" bieten, einzuführen.

K. Beth, **Die Entwicklung des Christentums zur Universalreligion.** Leipzig, 1913. Verlag: Quelle & Meyer. Preis: geh. M. 5,50, geb. M. 6. 337 S.

Wenn in den ersten Abschnitten dieses Buches die Entwicklungsmöglichkeit des Christentums untersucht wird, so wird damit in eingehender geschichtlicher und geschichtsphilosophischer Darlegung die Beantwortung einer Frage unternommen, welche eine bekannte Aeußerung Kaiser Wilhelms auch einmal gestreift hat. Sie deckt sich im Grunde mit der von Troeltsch so nachdrucksvoll aufgeworfenen Frage nach der Absolutheit des Christentums, deren Bejahung eine wirkliche Weiterentwicklung desselben ausschließen, deren Verneinung ihr aber unbegrenzten Spielraum lassen würde. Es sind außerordentlich beachtenswerte, tief eindringende und in der Geschichte der Fragestellung weit ausholende Gedankengänge, welche Beth zu dem Ergebnis führen, daß das Christentum, welches sich gleich bei seiner Entstehung in der dreifachen, keine Vereinerleiung zulassenden Typen des Evangeliums Jesu, des Paulinismus und des Johanneismus dargestellt hat, von jeher der Entwicklung unterworfen gewesen ist und ihr auch in der Zukunft unterliegen wird, so daß, wie Beth in wesentlicher Uebereinstimmung mit Troeltsch erklärt, die Wissenschaft die Absolutheit des Christentums nicht behaupten kann, wohl aber seinen überragenden Wert als der für unsere gegenwärtige Kultur zutreffenden Erlösungsreligion.

Besonders in zwei Punkten aber scheinen mir die Darlegungen Beths einer Ergänzung zu bedürfen. Zu dem Unterbau seiner Untersuchung gehört auch die Erörterung der Vorfrage, ob in der Geschichte des Geisteslebens der Menschheit Entwicklung oder bloße Entfaltung herrscht. Beth entscheidet sich nach einem sehr ausführlichen Nachweis des analogen für die Naturorganismen geltenden Gesetzes für Entwicklung im Sinne der Epigenesis, welche wirklich neue, in den Anfangsstadien noch nicht gegebene Bildungen einschließt. Dabei wird aber noch eine Auseinandersetzung mit denen nötig werden, welche, ohne sonst die Geschichtsauffassung Beths abzulehnen, der Religion des Christentums eine Ausnahmestellung zuweisen und ihre in der Geschichte wechselnden Erscheinungsformen nur als unvollkommene Versuche auffassen, die durch ihren Stifter gegebene vollkommene Wahrheit zu er-

fassen und darzustellen. Noch wichtiger ist ein anderer Punkt. Beth setzt voraus, daß das Christentum, dessen Grundfunktion freilich gefühlsmäßig sei, mit einer bestimmten Weltanschauung eng verbunden ist. Da nun, abgesehen von einer kleinen Minderheit, allgemein zugestanden wird, daß die Weltanschauung von der gesamten Kulturlage und insbesondere von der jeweilig vorherrschenden Philosophie abhängt, so würde daraus ohne weiteres sich ergeben, daß das Christentum in einer beständigen Weiterbildung begriffen ist. Aber es gilt doch noch die Voraussetzung weiter zu prüfen und, falls man sich nicht mit Beth dazu verstehen kann, auf die Unterscheidung von Kern und Hülle zu verzichten, Klarheit darüber zu schaffen, ob das Christentum wesentlich in der Summe seiner Glaubensvorstellungen und ihrer Gruppierung, ob in deren Einordnung in ein allseitiges Weltbild, ob es in einer besonders gearteten Gottesgemeinschaft oder einer neuon Sittlichkeit und Lebensbewertung besteht. Die Auffassung Beths, daß nur alle diese Faktoren zusammen die Eigenart einer Religion ausmachen, wird man um so weniger unbesehen hinnehmen, als man dann der sicher auch von ihm nicht gewollten Schlußfolgerung nicht entgehen könnte, daß orthodoxes und liberales Christentum wesentlich von einander verschieden sind, so daß dem letzteren eine eigene Kirchenbildung zugemutet werden müßte.

Allein, wenn man auch in diesen Punkten zu einem abweichenden Ergebnis gelangen sollte, so kann man trotzdem den letzten Abschnitt des Bethschen Buches würdigen, auf den er selbst das Schwergewicht zu legen scheint. Durch seine Bestimmung des Entwicklungsbegriffes hat er dem Christentum doch nur die Bahn frei machen wollen zur Erfüllung seiner universalen Aufgabe an allen Nationen, Kulturstufen und Temperamenten. Als Bedingung gilt ihm dazu die Abstreifung alles Supranaturalistischen und positiv das Festhalten am Christentum als der Religion der Offenbarung in dem Sinne der Aufhellung des Daseinzweckes und einer Enthüllung des höheren Lebens, und als der Erlösungsreligion, deren persönliche Aneignung auch Beth nur durch die Anschauung des Personenlebens Jesu als gewährleistet ansieht.

Auch hier sind noch manche Einwürfe möglich. Jedenfalls aber wird das Bethsche Buch dem Leser, besonders dem theologisch und philosophisch vorgebildeten, viel zu denken geben und hoffentlich einen der Wichtigkeit des Problems entsprechenden Meinungsaustausch herbeiführen.

Karl Bornhausen, Religion in Amerika, Beiträge zu ihrem Verständnis. Gießen, 1914. Verlag: A. Töpelmann. Preis: brosch. Mk. 2,50. 104 S.

Erst aus der an die Spitze dieses Buches gestellten „Denkschrift über das Studium amerikanischer Religionsverhältnisse in Deutschland“ erfährt ein weiterer Kreis, daß an der Universität Marburg zu Anfang des Jahres 1913 eine von dem Verfasser, dem Privatdozenten K. Bornhausen, geleitete

„Theologische Amerika-Bibliothek", zu welcher ein deutsch-amerikanischer Gönner das Gründungskapital hergegeben hat, ins Leben gerufen ist. Es braucht nicht untersucht zu werden, ob nicht eine ähnliche der religiösen Verständigung mit England dienende Unternehmung aussichtsvoller sein würde, weil zwischen England und Deutschland persönliche Berührungen, die im Verständnis religiöser Denkungsart und religiösen Empfindens weiter führen als das Studium der fremden Literatur, häufiger vorkommen; freuen muß man sich in jedem Fall, daß durch das neue Marburger Institut, das unter die Universitätsseminare aufgenommen ist, ein fruchtbarer Gedankenaustausch zwischen Amerika und Deutschland angebahnt ist, und es bleibt nur zu wünschen übrig, daß unsere jungen Theologen, die auf dem Gymnasium zumeist das Englische dem Hebräischen opfern, sich in größerem Umfang mit der englischen Sprache befassen, um sich jenes Institut nutzbar zu machen. Daß uns, wenn auch die wissenschaftliche Theologie der unseren unterlegen ist, eine genauere Kenntnis der amerikanischen Kirchenverhältnisse und einer sich dort ankündigenden christlich-religiösen Volkskultur not tut und instand setzen würde, klarer die unser wartenden Aufgaben ins Auge zu fassen, sollte keinem Zweifel unterliegen.

Es ist daher dankenswert, daß Bornhausen im zweiten Teile seines Buches mehrere von ihm selbst gehaltene Vorträge abdruckt, die schon einen Begriff davon geben, in welcher Richtung uns die Kenntnis amerikanischer Religion und Christlichkeit zugute kommen kann. Ohne auf den Inhalt der übrigen Vorträge weiter einzugehen, möchte ich doch bemerken, daß mir der „Religion und Arbeit" überschriebene der bedeutungsvollste zu sein scheint. Es wird unumwunden zugegeben, daß drüben vielfach die Kluft zwischen Religion und Arbeit, zwischen Sonntagsleben und Geschäftsleben schroffer ist als bei uns. Aber es kann doch auch berichtet werden von einer unseren ernster Gerichteten oft mangelnden Einsicht in die gebieterische Notwendigkeit, diese Gegensätze zu überbrücken, und von dem entschlossenen Versuch, Religion und Arbeitsleben in der Volksgemeinschaft zu versöhnen.

Nimmt man dann noch hinzu, daß in Amerika sich eine Church Union als ein Zusammenschluß der hauptsächlichsten protestantischen Denominationen vorbereitet, der einmal zu einem Weltbunde des Protestantismus führen könnte, so wird man vollends dessen inne, daß drüben gewisse Probleme ernsthaft angefaßt werden, um die man hier noch scheu herumgeht.

G. Pfannmüller, Die Klassiker der Religion. Verlag: Protestantischer Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg. 6. Band: Ignatius von Loyola, von Ph. Funk. Erschienen 1913. Preis: Mk. 1,50, geb. Mk. 2,—. 171 S. 4. u. 5. Band: Die Propheten, von G. Pfannmüller. Erschienen 1913. Preis: Mk. 3,—, geb. Mk. 3,50. 312 S.

Vorangehen mögen einige Bemerkungen über die ganze Sammlung. Zu keiner Zeit hat sich so stark wie in der unseren die Ueberzeugung durch-

gesetzt, daß aus abgeleiteten Quellen kein wirkliches Geschichtsverständnis gewonnen werden kann. Am wenigsten ist es möglich, den Wellenschlag des religiösen Lebens der Vergangenheit zu spüren, geschweige denn es zu eigenem Nacherlebnis zu bringen, ohne bis zu den Urquellen vorzudringen, in denen das religiöse Denken und Empfinden der Glaubenshelden der Vorzeit sprudelt. Daher kommt diese Sammlung, welche nicht wie eine ähnliche, jüngst in diesen Jahrbüchern (Aprilheft S. 108—110) besprochene, der Schule, sondern Geistlichen und reifen Laien dienen will, einem unstreitig vorhandenen Bedürfnis entgegen. Vorausgeschickt wird immer den in deutscher Sprache wiedergegebenen Quellen als Schlüssel des Verständnisses — denn rostfrei sind die Pforten der Vergangenheit nie — eine zusammenhängende, das Wesentliche aus den Quellen ausschöpfende Einleitung.

Genannt ist die Sammlung: „Die Klassiker der Religion", eine Bezeichnung, die mir schon einmal Anstoß bereitet hat. Wenn nun damit im 6. Bande der Vater des Jesuitenordens, Ignatius von Loyola, den Klassikern der Religion eingereiht wird, so könnte daraus sogar gegen ein protestantisches Unternehmen von gegnerischer Seite in unliebsamer Weise Kapital geschlagen werden. Vielleicht empfiehlt sich das Auskunftsmittel, daß, wie die Sammlung die „außerchristlichen Klassiker" zu einer besonderen Gruppe zusammenfaßt, so eine neue Gruppe für die Klassiker des mittelalterlichen und des katholischen Christentums geschaffen wird. In der Einleitung findet sich zwar eine Stelle, die aber schwerlich genügend beachtet werden wird, wodurch der Mißdeutung vorgebeugt werden soll. „Insofern", heißt es auf S. 8, „gehört der Stifter des Jesuitenordens zu den Klassikern der christlichen Religion, nicht als ob seine religiöse Richtung eine klassische, genuine Erfassung des Christentums wäre, sondern weil er der Meister und Gesetzgeber einer neuen Art christlicher Lebensgestaltung und religiösen Empfindens ist."

Damit kennzeichnet Funke, der Verfasser des 6. Bandes, die Bedeutung des Ignatius von Loyola richtig: Ignatius ist nicht sowohl Klassiker der Religion als Klassiker einer Religionsmethode. Mit größerem Rechte, als der Name für eine bestehende Kirchengemeinschaft gebraucht wird, könnte man bei Ignatius von Methodismus sprechen. Durch die Forderung der Selbstbeobachtung, durch teils genau ausgearbeitete, teils einen gewissen Spielraum lassende Anweisungen über die Richtung und Ordnung, in der die Phantasie sich der religiösen Vorstellungen bemächtigen soll, werden, allerdings muß man hinzufügen, wo die seelische Disposition schon vorhanden ist, bestimmte religiöse Gefühle und Willensentschlüsse ausgelöst, die in der Bereitschaft zu vollkommenem Gehorsam" gipfeln sollen. Darum sind unter den die Kenntnis des Ignatius vermittelnden Quellen seine „Geistlichen Exerzitien" die wichtigsten, welche, wenn auch in erweiterter Form, das klassische Andachtsbuch der Jesuiten geblieben sind. Daneben sind die gleichfalls von Funk aufgenommenen „Erinnerungen des Ignatius

von Loyola, aufgeschrieben von Luis Gonzalez" außerordentlich lesenswert. Um auch den Gründer des Ordens kennen zu lernen, hätte wohl auch die auf ihn zurückgehende Ordensregel aus der Bulle Regimini militantis ecclesiae v. J. 1540 abgedruckt werden können, zumal da die anderen mitgeteilten Stücke noch nicht ahnen lassen, daß das Werk des Ignatius seine Spitze gegen die Schismatiker (Protestanten) richten sollte.

Notwendig mußten unter den „Klassikern der Religion" die vielgepriesenen, aber im Grunde wenig gekannten und noch weniger verstandenen Propheten Altisraels ihre Stelle finden. Dieser schwierigen Aufgabe hat sich im 4. und 5. Bande der Herausgeber, Lic. G. Pfannmüller, selbst unterzogen und durch berichtigte Uebersetzung, Einführung in das Prophetentum und in die einzelnen Propheten, wo es unumgänglich war, auch durch kurze Einzelerklärung, ein Buch geschaffen, welches sich mit den ähnlichen Unternehmungen der jüngsten Zeit, welche den „Religionsgeschichtlichen Volksbüchern" und B. Duhm (Die zwölf Propheten, Tübingen 1910) verdankt werden, nicht nur messen kann, sondern sie auch an Vollständigkeit der Darbietung übertrifft. Freilich hat sich auch Pfannmüller mit Recht auf eine Auswahl beschränkt, auf eine Auswahl des Hervorragendsten und gesichert Echten aus den überlieferten Prophetenschriften und der hervorragendsten aus den Propheten. Zählt man mit Einschluß des Deuterojesaja und mit Ausscheidung des Jonas und des Daniel 15 Propheten, so sind davon 10 aufgenommen; ungern wird der Prophet Habakuk vermißt.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Pädagogik.

Walter Classen, Zucht und Freiheit. Ein Wegweiser für die deutsche Jugendpflege. München 1914. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. XIII, 220 S. 8°. Geh. 2.00 Mk., geb. 2.80 Mk.

„Zucht und Freiheit" von Walter Classen, geboren und gewachsen im Geiste der Freiheit, trägt die Signatur des Vielerlei unserer Zeit, so daß es streckenweise etwas mühsam ist, dem Verfasser auf all seinen Wegen zu folgen, aber für den berufenen Jugendpfleger ist es Wegweiser zu den nächsten und zu den höchsten Zielen.

An die Urformen menschlicher Existenz, an Familie und Volk, anknüpfend, betrachtet Classen ihren Wandel und ihre vielfach weitgehende Entartung infolge all des neuen Werdens und Geschehens und sucht, um wieder Echtes und Dauerhaftes zu schaffen, Heilung und Wachstum auf dem doppelten Wege der Seelsorge und der Organisation, so sehr auch das eine dem anderen zuwiderlaufen mag: auf dem einen Wege sucht er Heil, weil er an die ewigen Werte der Seele glaubt, auf dem anderen, weil die rasche Entwicklung der Zeiten die Menschen in gewaltigen, fast unheimlichen Massen zusammengeballt hat, denen geholfen werden muß. „Es

gilt, von kleinen Gemeinschaften aus von neuem zu erziehen." Ueberaus lehrreich ist für die Jugendpflege breiter Volkskreise der Reichtum an Belehrungen und praktischen Winken, an programmatischen Skizzen und Beispielen mancherlei Art. Mit warmfühlendem Herzen, mit Takt und Opfergeist, ist Classen dem jungen Manne des Volkes auf der Bahn seiner rapiden Entwicklung nachgegangen: er kennt dessen empfindsames Naturell, er kennt das Empfindlichsein all der Organisationen jugendlicher Menschen. Nur kurz verweilt er bei der Bildung der schulentlassenen Mädchen; denn für deren Erziehung müssen die Frauen das Beste tun. Statt der Sportsucht und ihres Götzen, des Rekords, statt der Trink- und Rauchunsitten empfiehlt er unter Einschluß von Spiel und Wandern Jahns unverfälschtes Erbteil der Jugend, der es in der großstädtischen Steinwüste jämmerlich gebricht an Sonne, Luft und Ruhe, an Mondesglanz und Morgenklarheit. Kunst und Geselligkeit stellt Classen in den Dienst seiner heiligen Sache, daß die jungen Leute wieder zu einem Lebensstil gelangen, und fragt sich ernstlich: Was ist Stil? Damit steht er schon mitten in seiner Weltanschauungsarbeit, deren letztes er sich von Christus deuten läßt und mit der er die Vaterlandsliebe aufs innigste verknüpft, ohne sie mit jedwedem Patriotismus zu identifizieren. Eigen und beachtenswert erscheint Classens Stellung zur Sozialdemokratie. Trotz seiner versöhnlichen, wohlwollenden Haltung muß er ihr gegenüber proklamieren: 1. Die Sozialdemokratie wird unehrlich, wenn sie die Bildungsprophetin spielt. 2. Nur noch der Arbeiter kann Sozialdemokrat sein. 3. Die Bildungs- und Erziehungsarbeit für unser Volk muß unabhängig von der sozialdemokratischen Tyrannis getan werden. „Alle Bildungsbestrebungen werden von der Sozialdemokratie rettungslos unter die wirtschaftlichen Kampfziele gebeugt, und niemand verhungert dort sicherer als der reine Bildungsenthusiast."

Köln a. Rh. K. Krott.

Monumenta Germaniae Paedagogica. Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Bd. LII: Das Erziehungswesen am Hofe der Wettiner Albertinischen (Haupt-) Linie. Berlin, 1913. Verlag: Weidmannsche Buchhandlung. Preis: brosch. 17 M. 652 S.

Zur Geschichte der Prinzenerziehung enthält diese Sammlung schon mehrere wertvolle Veröffentlichungen. Herangezogen sind in früheren Bänden die bayerischen und die pfälzischen Wittelsbacher; von den Hohenzollern die Kurfürsten von Friedrich I bis auf Joachim II, und dann wieder König Friedrich Wilhelm IV und Wilhelm I. Der vorliegende Band bietet eine zusammenhängende Darstellung des Erziehungswesens am Hofe der Wettiner Albertinischen Linie von Albrecht dem Beherzten bis Friedrich August dem

Gerechten (ca. 1805), mit einem umfangreichen Anhang, der die archivarischen Quellen zum Abdruck bringt.

Es ist ein seltsames Verhängnis, daß die Quellen reichlich fließen, wo die Persönlichkeiten der späteren Herrscher verhältnismäßig gleichgültig sind, daß sich aber über die Erziehung der populärsten Gestalten unter den Albertinern wenig ermitteln läßt. Da auf den Kurfürsten Moritz im Gegensatz zu seinem gelehrten Oheim Georg dem Bärtigen (Luthers erbittertem Gegner) mit Recht das Wort angewandt wird: „Ein Blick ins Buch und zwei ins Leben", so mag über seinen Bildungsgang auch nicht viel zu sagen gewesen sein, obwohl der erhaltene Briefwechsel mit seiner Gemahlin Gemüt und Ausdrucksfähigkeit bekundet. Gern würde man auch mehr über die erzieherischen Einflüsse erfahren, die auf August den Starken eingewirkt haben. Es ist ganz interessant, aus Abrechnungen zu erfahren, daß der Zug zum Hohen, der später diesem Herrscher eigen war, sich schon durch die Höhe der Verluste im Kartenspiel angekündigt hat, welche sich z. B. für den 14jährigen Prinzen mit denen seines prinzlichen Bruders zusammen an einem Abend auf 20 Taler beliefen; auch ist das Urteil eines neueren Biographen glaubhaft, daß er sich im Schüleralter „den Studien zu entziehen" gewußt habe; aber Unterrichtsgang und Erziehungsmethode lassen sich aus den Quellen nur unvollkommen feststellen. Dagegen sind über die 1588—1600 bestehende Prinzenschule, aus der die nachmaligen Kurfürsten Christian II und Johann Georg I (bekannt durch sein schwankendes Verhalten im 30jährigen Kriege) hervorgegangen sind, so ausführliche Aktenstücke vorhanden, daß kaum sonst für die ältere Zeit ein gleich klares Bild von Prinzenerziehung gewonnen werden kann. Erhalten sind Instruktionen für die Erzieher, Disziplinarordnung, Angaben über die benutzten Lehrbücher, Stundenpläne, sogar ein Prüfungsprotokoll, in dem über den Wissensstand „Ihrer F. F. G. G." um so schonungsloser geurteilt wird, als es galt, dem bisherigen in Ungnade gefallenen Präzeptor eins auszuwischen.

Das sind nur spärliche Proben aus dem außerordentlich inhaltsreichen Werk, das nicht nur das Interesse der Pädagogen herausfordert, sondern auch den Kennern der sächsischen Geschichte intimere Einblicke in das sächsische Hofleben gewährt. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Frauenfrage.

Mutterschaft oder Emanzipation? Eine Studie über die Stellung des Weibes in der Natur und im Menschenleben, von Dr. med. Adam Ander. Verlag: Paul Ritschmann, Berlin 1913. 180 S.

Zweifelsohne hat der Verfasser vorliegenden Werkes in geschickter Weise viel Material zusammengestellt, um mit Emphase für die Polygamie des „Tier-Menschen" einzutreten, um die Minderwertigkeit der Frau nachzuweisen, um ihre bedingungslose Unterwerfung unter männliche Herrschaft

zu fordern, und um Amerika, auf Grund seiner Weiberautokratie, den baldigen Niedergang zu verkünden.

Manches an seinen Ausführungen ist berechtigt, viele seiner Argumente sind bestechend. Aber er begeht drei große Fehler: indem er fordert, daß wir die Naturwissenschaften zur Grundlage unserer gesamten Kultur nehmen sollen, indem er viel zu sehr verallgemeinert und indem er Wesen und Bedeutung der Frauenemanzipation größtenteils verkannt und ihr infolgedessen nicht gerecht wird.

Die natürliche Veranlagung des Mannes mag ursprünglich (und ist es vielfach auch jetzt noch) auf Polygamie gerichtet gewesen sein. Aber unsere Kultur basiert darauf, daß wir neben die natürliche Veranlagung etwas Höheres: Sittlichkeit und Selbstbeherrschung, gestellt haben. Wir haben, mit fortschreitender Vernunft, die Gesellschaft organisiert, damit sie die Zwecke der menschlichen Höhenentwicklung (die geistigen, die sittlichen und die wirtschaftlichen) zu erreichen vermag, und die Erfahrung hat uns gelehrt, daß dies nur auf monogamischem Wege möglich ist.

Ander leugnet den Zweckbegriff überhaupt und will, ebenso wie der Welt in ihrer Gesamtheit, auch dem Dasein des Menschen keinerlei Zweck zuerkennen. Rein naturwissenschaftlich mag man ihm Recht geben. Aber tatsächlich ist es nun doch einmal so, daß der Mensch Form und Gestalt in sein irdisches Dasein bringt, indem er ihm Zwecke setzt: ein Streben und ein Recht, das ihm keine Kritik nehmen kann, es sei denn, daß sie seinen Schöpfergeist in Fesseln schlägt. Dies scheint uns aber selbst Herrn Dr. Ander mit all seinen Argumenten nicht gelungen zu sein.

Das ebenfalls vom Verfasser behandelte schwierige Problem, das mit den Schlagwörtern „Schutz der unehelichen Mutter“ und „Recht des Weibes auf Mutterschaft“ bezeichnet wird, läßt sich im Rahmen einer Besprechung nicht behandeln; wir beschränken uns darauf, festzustellen, daß der Verfasser auch hier, und hier besonders, zu Ueberspannungen und falschen Verallgemeinerungen neigt. Kaum minder da, wo er von den Aufgaben und Fähigkeiten der Frauen spricht. So wenn er verlangt, daß die spezielle Belehrung und Erziehung der Frau sich nur auf ihren Beruf als Mutter erstrecken soll; wenn er beleuchtet, daß eine Mutter, welche sich mit Kunst, Literatur oder Wissenschaft oder gar Politik beschäftigt, von vornherein nicht imstande sei, ihre Kinder zu erziehen; wenn er ihr rationelles Denken und soziales Empfinden (!) abspricht, wenn er sich zu der Uebertreibung versteigt, daß im Gegensatz zu der unnatürlichen Auffassung von Nacktheit gerade die Bekleidung der Frau ihre Moral verdirbt, oder, daß die monogame Ehe nichts anderes sei als die Folge einer Erpressung, die von Seite der Frau dem Manne, unter Ausnutzung eines vorübergehenden Zustandes verminderter Zurechnungsfähigkeit, verübt werde. — Derartige Paradoxien reizen zum Lächeln und sind dazu angetan, dem interessant geschriebenen Buche des belesenen Verfassers seinen Wert bedenklich zu schmälern.

Wiesbaden. M. v. L.

Jenny Apolant, Stellung und Mitarbeit der Frau in der Gemeinde. Herausgegeben vom „Allgemeinen Deutschen Frauenverein". 2. Auflage. Leipzig-Berlin 1913. Verlag: B. G. Teubner. 196 S.

Wer seine Kraft dafür einsetzt, die Stellung und Mitarbeit der Frau in der bürgerlichen Gemeinde entweder zu heben oder zu bekämpfen, ebenso alle Frauen und jungen Mädchen, welche ihren Beruf in der Erfüllung gemeinnütziger Aufgaben sehen, haben es dringend nötig zu wissen, wie es darum in der Gegenwart bestellt ist. Klare und nach Möglichkeit vollständige Nachweise, deren Endergebnisse auch ein ganz allgemeines Interesse in Anspruch nehmen dürfen, gibt dieses kleine, nach mühsam gesammeltem Material bearbeitete statistische Handbuch.

Diese 2. Auflage kann gegenüber der ersten vor 3 Jahren erschienenen von einigen Fortschritten der Bewegung berichten, nicht was die Gemeindebürgerrechte der Frauen betrifft, aber hinsichtlich der Frauenarbeit in der kommunal-sozialen Fürsorge. Doch darf die verhältnismäßig hohe Zahl der auf diesen Gebieten im Auftrage bürgerlicher Gemeinden arbeitenden weiblichen Kräfte, welche für Deutschland auf 17 960 berechnet wird, nicht irreführen. Denn 87 % derselben sind ehrenamtlich in der Armen- und Waisenpflege, also nicht auf schlechthin neueroberten Arbeitsfeldern, beschäftigt, und kaum 6 % von der Gesamtzahl sind besoldete Arbeitskräfte, so daß die Aussicht für junge Mädchen, die sich eine Lebensstellung schaffen müssen, hier noch immer sehr ungünstig sind, zumal da die Gehälter meist unter denen der Volksschullehrerinnen erheblich zurückbleiben.

Die Uebersichtlichkeit des Buches verdient Dank; bei der Gesamtübersicht auf S. 157 und 158 hätte wohl bei den Namen der einzelnen Staaten die Seitenzahlen hinzugefügt werden können, unter denen die Einzelnachweise zu finden sind. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Geschichte.

Theodor Brieger, Die Reformation. Ein Stück aus Deutschlands Weltgeschichte. Ullstein & Co., Berlin 1914. XV und 396 Seiten.

Nach zahlreichen gewichtigen Beiträgen zur reformationsgeschichtlichen Spezialforschung hat sich Brieger, der zweiundsiebzigjährige Kirchenhistoriker der Universität Leipzig, schließlich zu einem Gesamtgemälde der Lutherzeit erhoben, zuerst in Ullsteins Weltgeschichte, und nun ausführlicher in einem selbständigen Werk. Es ist eine wahre Jünglingstat geworden. Wie selten geschieht es doch, daß ein Gelehrter auf der reifsten Höhe des Wissens noch die Schöpferkraft und den Schöpferwillen hat, um ein wirkliches Volksbuch schreiben zu können. So ist dies Werk; aus dem Ueberreichtum der Sonderprobleme heraus die freie Erhebung zu demjenigen Kerne des Stoffes, der allen am Herzen liegt. Auf Schritt und Tritt bemerkt der Fachmann die Einwirkung der gelehrten Streitfragen

und der Sondermeinungen Briegers; aber die Gelehrsamkeit bleibt in dem Rahmen, der ihr zukommt. Sie ist nur das Instrument für die Kraft und den Wahrheitssinn, der des Stoffes würdig ist. An diesem Buche tritt von neuem in die Erscheinung, daß das Wesen des deutschen Volkstums in keinem Stück seiner Geschichte so rein sich darstellt wie in Luther und seinem Werk.

Zuerst, wie es mir vorkommt, fast ein wenig steif oder verdrossen, wird die Darstellung dann sehr bald unbefangen und warm und gewinnt zum Leser ein herzliches Verhältnis. In technischer Hinsicht kommt dem Charakter als Volksbuch die geschickte Einteilung in lauter kurze, durch Ueberschriften bezeichnete Abschnitte zustatten. Von besonderem Verdienst ist die Durchführung des Themas unter dem Gesichtspunkte der Weltgeschichte; für den wissenschaftlichen Außenseiter wird darin ein Hauptreiz des Buches liegen. Um der Abrundung des Stoffes willen ist dabei denn freilich die Grenze sehr eng gezogen worden; hier wirkt es nach, daß die Arbeit ursprünglich in einen größeren Zusammenhang hineingefügt war. Zu wirklichen Bildern ist von den Darstellungen fremdländischer Entwicklungen nur diejenige Italiens und Spaniens gediehen; die Herausarbeitung Spaniens als Musterland des Katholizismus und des werdenden Absolutismus ist besonders geglückt.

Volksbücher in diesem tiefen Sinne zu schreiben, die Gelehrsamkeit und die philosophischen Resultate der Forschung einfach und schön zu formulieren, das ist ohne Zweifel auch eine wertvolle Aufgabe der Meister in der Wissenschaft. Martin Hobohm.

Dr. Gustav Roloff, Professor der Universität Gießen. Geschichte der europäischen Kolonisation seit der Entdeckung Amerikas. Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn, 1913. Preis brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Roloffs Kolonialgeschichte hier anzuzeigen, ist mir eine wirkliche Freude. Wer die Zusammenhänge der kolonialen Entwicklung schon zu kennen glaubt, ist doch an vielen Stellen erfreut über das schöne neue Material, das Roloff beibringt, über die häufigen schlagenden Wendungen in seinem Urteil, über die Menge interessanter und lebendig mit dem Ganzen in Verbindung gebrachter Einzelheiten. Roloff sagt in seinem Vorwort, er wage mit einer neuen Uebersicht über die Kolonialgeschichte hervorzutreten in der Ueberzeugung, die Aufgabe anders aufgefaßt zu haben, als die meisten anderen Darsteller. Das begründet er, indem er schreibt: „Ich richte den Blick weniger auf die Geschichte der Kolonien als auf die der Kolonisation, der Kolonialpolitik des Mutterlandes. Wie das Mutterland aus seinen Ueberlieferungen und Interessen heraus die Kolonien geschaffen hat, so beeinflußt es sie auch weiter; von der Geschichte des Mutterlandes aus wird

man daher die Geschichte der Kolonien am besten verstehen und in den Beziehungen zwischen Heimat und Pflanzland die fruchtbaren Keime, die die kolonisatorische Tätigkeit für das allgemeine menschliche Leben gelegt hat, am besten erkennen können. Die Schilderung der territorialen Veränderungen in den Kolonien wird dagegen zurücktreten dürfen. Eine Erschöpfung des Gegenstandes im engen Rahmen ist unmöglich, ich habe mich nur bemüht, die großen, festen Linien zu zeichnen, innerhalb deren die Kolonisationsgeschichte verlaufen ist, und die wichtigsten Ereignisse herauszuheben." Diese Methode erweist sich durch das ganze Buch hindurch als höchst fruchtbar.

Roloff faßt die Kolonie auf „als Bruchteil einer Nation, der vom Hauptkörper räumlich getrennt ist, aber mit ihm politisch im Zusammenhang steht". Er erinnert an Ranke, der gesagt hat, der Drang zur Ausbreitung des eigenen Volkstums in fremden Gebieten sei ein Teil der lebendigen Kräfte, die ein Volk beseelen: „Man glaube nicht, eine Nation sei damit in Frieden zu setzen, daß man ihr Ruhe predigt, daß man die Elemente der Bewegung ableugnet oder gewaltsam niederhält. Man muß sie vielmehr in die rechte Bahn zu leiten suchen. Nicht zur Ruhe allein, nicht zu trägem Verdumpfen ist eine Nation bestimmt; erst in der Tätigkeit wachsen die menschlichen Kräfte: freier Regsamkeit bedürfen sie. Will man nicht, daß die Nation in sich selber zerfalle und sich zerfleische, so muß man ihre wahren Bedürfnisse ins Auge fassen und zu befriedigen suchen; man muß ihr das Selbstgefühl gesetzlicher Ordnung geben und eine große Zukunft eröffnen."

Interessant ist es, wie Roloff zeigt, daß die spanische Kolonialpolitik in mancher Beziehung doch anders beurteilt werden muß, als man es gewohnt ist. Er betont die aufrichtig humanen Bestrebungen, die sowohl von der spanischen Regierung, als auch von der Kirche ausgingen. Alle die Schwierigkeiten, die wir heute bei der Kolonisierung Afrikas haben, sind auch schon den Spaniern in Amerika in den Weg getreten. Man suchte dort nach Möglichkeit den Grundsatz festzuhalten, daß die Indianer frei und den Weißen rechtlich gleichgestellt sein sollten, aber es zeigte sich, daß ihnen um ihrer selbst willen weder die volle Freiheit noch die volle Gleichberechtigung gewährt werden durfte, weil sie damit bei ihrer Unfähigkeit zur wirtschaftlichen Selbstbehauptung nur in die drückendste Abhängigkeit von den weißen Ansiedlern gerieten. Wohl oder übel mußte die spanische Gesetzgebung die Indianer, um nach Kräften für ihr Wohl sorgen zu können, als unmündig behandeln. „So sicherte man sie gegen wirtschaftliche Ausbeutung dadurch, daß sie nur bis zu geringem Wert mit den Weißen handeln und ohne behördliche Erlaubnis nicht gepfändet werden durften; Vergehungen gegen sie wurden als gegen unmündige Kinder begangen, mit besonderer Strenge bestraft. Stets wurden sie unter Aufsicht gehalten, Feuerwaffen wurden ihnen versagt, um nicht die Neigung zur Abschüttelung des wohltätigen Jochs aufkommen zu lassen. Ferner er-

heischte das System, daß Weiße und Rote getrennt wurden. Denn bei täglichem Verkehr war eine Kontrolle ihrer Beziehungen unmöglich, Feuerwaffen würden bald in indianischen Händen gewesen sein und europäische Laster wie Trunksucht, würden sie nicht weniger rasch ergriffen haben. Grundsätzlich wurde daher Europäern der Eintritt in die indianischen Gemeinden verboten; die Eingeborenen lebten unter selbstgewählten Stammes- und Dorfhäuptlingen (Kaziken): von Weißen hielten sich nur Geistliche in ihrer Mitte auf." Im ganzen lautet Roloffs Urteil über die spanische Eingeborenenpolitik dahin, daß sie in vieler Beziehung segensreich gewirkt hat. Allerdings werden auch ihre starken inneren Mängel betont. Dieser Abschnitt ist so vortrefflich, daß wir ihn zum größeren Teil hierher setzen wollen. Es heißt:

„Sie (die Politik gegen die Eingeborenen) hat durch ihre patriarchalische Zucht den fortwährenden Kämpfen unter den Indianern gesteuert, sie hat die Sklavenjagden gewaltig eingeschränkt, die wirtschaftliche Kultur der Roten durch neue Fertigkeiten und durch Seßhaftmachung vieler Nomaden gehoben und durch das Christentum die Menschenopfer der alten barbarischen Religionen beseitigt. Reichlich hat sie so wettgemacht, was die Konquistadoren gesündigt hatten; sie hat viele Stämme vor Ausrottung geschützt und die Erhaltung der roten Rasse gesichert. Daß viele Tausende von Indianern zugrunde gegangen und manche alten kulturellen Werte zerstört worden sind, hat sie nicht hindern können, es ist sogar möglich, wenn auch noch keineswegs erwiesen, daß die Zahl der Indianer am Schluß der spanischen Kolonialherrschaft geringer gewesen ist als vor dem Beginn. Aber überall, wo Völker aufeinanderstoßen, wird viel zerstört, insbesondere beim Zusammenprallen so grundverschiedener Kulturen wie hier; es ist gerecht, mehr das zu betonen, was erhalten, als das, was vernichtet worden ist. Mehr als Erhaltung der Rasse und primitive Zivilisation hat freilich Spanien den Indianern nicht zu bringen vermocht; weder wirtschaftlich noch intellektuell noch moralisch hat es die Anlagen der Indianer systematisch entwickelt. Auch das Christentum hat nur in sehr geringem Maße fördernd wirken können. Denn das Christentum der Indianer war im allgemeinen nur rein äußerlich, gerichtet auf die Erfüllung von kirchlichen Formen und bestimmt, den Gehorsam gegen die Behörden als göttliches Gebot einzuschärfen. Hierdurch und durch das Prinzip wirtschaftlicher und politischer Bevormundung wurde der Sinn für Initiative und Selbständigkeit unterdrückt. Auch sittlich wurde nicht viel verlangt, um die neue Religion nicht widerwärtig zu machen. Eine wirkliche Kultivierung der Indianer fand also mit der Ertötung der individuellen Initiative nicht statt, und gewiß hätte die geistliche Leitung bei ungestörtem Fortbestehen der roten Rasse keinen Segen gebracht. Als Gradmesser der Volksgesundheit muß stets das Tempo der Vermehrung betrachtet werden: im Jesuitenstaat Paraguay blieb die Einwohnerzahl während einer wirtschaftlich günstigen

Periode fast unverändert. Der Hauptschaden des Systems zeigt sich an den Indianern erst, als sie anderthalb Jahrhunderte nach der Gründung durch Aufhebung des Jesuitenordens ihrer geistlichen Leiter beraubt und unter weltliche Beamte gestellt wurden. Die neuen Behörden, die im allgemeinen das bisherige System aufrecht zu erhalten strebten, verletzten die Indianer durch Egoismus und Härte, und diese, nicht gewohnt, auf eigenen Füßen zu stehen, waren außerstande, sich dagegen zu wehren. Binnen kurzem ging ihr Wohlstand zugrunde, und sie selbst sanken in Barbarei zurück."

Ich gebe als eine andere Probe der Auffassung Roloffs etwas von den Seiten, wo er sich mit den Anfängen der französischen Kolonialpolitik beschäftigt. „Richelieu", sagt er, „betrachtete die kolonialen Fragen stets im engsten Zusammenhang mit seiner auswärtigen Politik. Seine Lebensaufgabe sah er in der Verkleinerung des Hauses Habsburg, insbesondere des spanischen Zweiges, der Frankreich mit seinen zahlreichen Besitzungen — außer Spanien: Neapel, Mailand, Franche-Comté, Belgien — umklammerte und zu einer Macht zweiten Ranges herabzudrücken bestrebt war. Die Niederringung dieser Machthaber war nur möglich mit Hilfe einer starken Seemacht, denn wenn die Seeverbindung zwischen Spanien und den mitteleuropäischen Nebenlanden unterbrochen war, mußten diese in ihrer Isolierung unschwer überwältigt werden können. Und welche Schläge eine französische Marine dem Feinde durch Abfangen der Silberschiffe zufügen könne, entging dem Kardinal natürlich so wenig wie den Engländern oder Holländern. Endlich brauchte Frankreich eine Seemacht, um England ebenbürtig zu sein, denn, sagt Richelieu in seinem politischen Testament, niemals darf sich ein großer Staat in die Lage bringen, eine Beleidigung zu empfangen, ohne sie erwidern zu können. In dieser demütigenden Lage befand sich aber das flottenlose Frankreich England gegenüber, wie Richelieu und schon Heinrich IV. wiederholt erfahren hatten. Seemacht, Seehandel und Kolonien standen dem Kardinal in untrennbarer Verbindung. Der Handel mit den Kolonien und anderen Ländern sollte die Kosten für die Errichtung der Marine decken, eine Pflanzschule für Matrosen schaffen und den Franzosen Lust und Liebe an den maritimen Dingen beibringen. Er nennt den Seehandel geradezu eine Dependenz der Seemacht, wofür Holland das beste Beispiel sei. Obwohl es nur ein kleines Land sei, bewohnt von einer Handvoll Leute, zwischen Wiesen und Gräben, und nichts außer Butter und Käse selbst hervorbringe, sei es doch durch maritime Tätigkeit reich und mächtig geworden. Wie viel mehr müsse Frankreich aufblühen, wenn es sich der Schiffahrt mit Energie hingebe, da es alle Materialien zum Schiffbau selbst erzeuge, an Wein und Getreide Ueberfluß habe und eine mächtige Exportindustrie in Tüchern, Leinen und Seide schaffen könne!"

Roloff schildert nachdrücklich die inneren Gründe, die von der Mitte des 17. Jahrhunderts an im Streite mit Holland das Aufkommen der englischen See- und Kolonialmacht bedingten. Indem er die beiden Nationen miteinander vergleicht, weist er darauf hin, daß die Holländer

mehr Schiffe und Seemannschaften, geübtere Admirale, größere Geldmittel besaßen — „aber in allem, was sich nicht messen und wägen läßt, war England der stärkere Teil.“ Regierung und Bevölkerung, sagt Roloff, hatten bei den Holländern wenig Kampflust. Man fühlte nicht mehr den jugendlichen Trieb, sich zu vergrößern, eine Großmachtspolitik mit allen ihren Konsequenzen zu verfolgen. sondern man wollte Ruhe beim Geldverdienen haben: Friede mit aller Welt, weil der niederländische Handel überall verkehrte, war der oberste Wunsch der Generalstaaten.“ Dieser materielle, kaufmännische Standpunkt blieb nicht ohne Wirkung auf die Streitmacht, deren charakteristische Mängel seit dem Frieden mit Spanien (1648) zugenommen hatten, da die Generalstaaten eine stete Fürsorge für unnötig hielten. Die Engländer dagegen brannten vor Begierde, aus der bescheidenen Rolle, zu der sie ihre Uneinigkeit im letzten Menschenalter verurteilt hatte, herauszukommen und ein ihren Traditionen entsprechendes Ansehen zu gewinnen; das neu begründete strenge Militärregiment Cromwells faßte die nationale Kraft in ungleich höherem Grade als die niederländische Regierung zu Angriff und Verteidigung zusammen; die Flotte wurde einer eisernen Disziplin unterworfen und die Schiffe mit großen Opfern in Größe und Qualität besser als die holländischen ausgerüstet. Vermöge der stärkeren Anspannung der inneren und äußeren Kräfte konnten die Engländer den maritimen Vorsprung, den die Holländer vor ihnen hatten, einholen, ja ihre Widersacher übertreffen. Der zweijährige Krieg (1652—54) endete mit dem vollen Siege Englands.“

„Die Resultate des Krieges sind auf den ersten Blick wenig in die Augen fallend. . . . Trotzdem ist er von großer Bedeutung für die allgemeine wie die Kolonisationsgeschichte. Denn nicht nur hat England die oben skizzierten Gefahren glänzend abgewährt, es hat sich vor allem den Platz als erste Seemacht erstritten; der Gedanke, zur Seeherrschaft bestimmt zu sein, der immer in der englischen Nation gelebt hatte, aber vorübergehend zurückgedrängt war, war jetzt Gemeingut geworden, und damit war eine Verstärkung der kolonialen Tendenzen von selber gegeben. In Holland dagegen hat der Ausgang des Krieges die schon bestehende zur Beschränkung neigende Richtung, die Abneigung gegen neue Erwerbungen und neue Wagnisse verstärkt. Seit dieser Zeit scheidet daher Holland allmählich aus der Reihe der großen Mächte, insbesondere der führenden Kolonialmächte, aus. Sein Reichtum und sein Handel gingen damit nicht etwa zurück. Es behielt nach wie vor außer dem indischen Handel den auf der Ostsee und im Mittelmeer und seine Speditionstätigkeit in vielen europäischen Häfen; seine Schiffszahl war noch lange größer als die englische, und ebenso war in den niederländischen Städten das stärkste Kapital konzentriert. Die niederländische Republik wurde der große internationale Geldmarkt für die anderen Staaten; ihre flüssigen Mittel wurden fortan weit mehr in europäischen als in überseeischen Unternehmungen engagiert.“

Ganz vortrefflich ist die Schilderung, wie die Navigationsakte Cromwells und die schroffe nationale Protektionspolitik im Handel mit den Kolonien das englische Wirtschaftsleben gefördert hat. „Unter der Herrschaft der Navigationsgesetze ist England die erste kommerzielle und politische Macht geworden. Seit Anfang des 18. Jahrhunderts hat es die größte Handelsflotte der Welt; 1688 schätzte man die englischen Schiffe, die in den britischen Häfen verkehrten, auf etwa 190000 Tonnen, dazu kamen an ausländischen etwa die Hälfte; nach dreißig Jahren betrug die englische Tonnenzahl über 300000, die der fremden weniger als 30000. Der Außenhandel hatte sich in derselben Zeit fast verdoppelt (von 7½ Millionen Pfund auf etwa 14 Millionen), und die Zolleinnahmen waren von 780000 Pfund auf 1300000 Pfund gestiegen. Der innere Verkehr hatte mit dem äußeren Schritt gehalten, wie die auf das Vierfache gewachsenen Erträge der Post beweisen. Und die Bevölkerung endlich hatte trotz der starken Auswanderung in die Kolonien stattlich zugenommen, das beste Zeichen der Kraftfülle im englischen Volkskörper. Man wird diese Größe nicht allein auf die Kolonialpolitik zurückführen dürfen, daß sie aber einer ihrer wesentlichen Hebel gewesen ist, steht außer Zweifel. Ohne den kolonialen Markt und ohne den strengen Schutz der heimischen Flagge wäre eine solche reißende Entwicklung undenkbar. — Auf der anderen Seite kann man nicht sagen, daß alles, was England durch seine Schutzgesetze gewann, die Kolonien verloren. Auch ihre Entwicklung ging beständig vorwärts; mochte auch die Industrie große Hemmungen erfahren, so wurde doch das landwirtschaftliche Gedeihen durch das Mutterland gefördert, und dieser Wirtschaftszweig war vor der Hand für die Kolonien noch weitaus der wichtigste. Denn noch waren es geringe Bruchteile der Bevölkerung, die sich der Industrie widmeten, noch waren wenig Arbeitskräfte für Manufakturen in größerem Maßstabe vorhanden, weil der billige Boden überall zur landwirtschaftlichen Beschäftigung lockte. Daß die Kolonien trotz aller wirtschaftlichen Schranken blühten, bewies ihre steigende Bevölkerung: wenn die gesamte weiße Einwohnerschaft in den englischen Besitzungen des amerikanischen Festlandes zu Cromwells Zeit etwa 40000—50000 Seelen betrug — davon die größere Hälfte in Neuengland — so war sie ein Jahrhundert später auf mindestens eine Million gestiegen; schon waren mehrere wichtige Städte vorhanden, so Boston und Philadelphia mit etwa 20000, Neuyork mit über 10000 Einwohnern.

In den Kapiteln über England und Frankreich im Kampf um die Vorherrschaft zur See, über den Zusammenbruch des früher herrschenden Kolonialsystems, über die Kolonien und die französische Revolution werden Roloffs frühere Forschungen zur Geschichte Napoleons I. fruchtbar. Ich breche ab in der Widergabe einzelner Abschnitte und möchte zum Schluß nur noch bemerken, daß es Roloff in der Tat gelungen ist, sein Vorhaben, den Gang der Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft aus den

inneren Verhältnissen der beteiligten Staaten anzuleiten, mit Glück und Geschick durchzuführen. Bemerkenswert ist die geschickte Knappheit des Stils, der auf alle Umschreibungen und schmückenden Beiworte verzichtet und es dem Verfasser gestattet, auf weniger als 250 Seiten sein Werk zu Ende zu führen. Im zwölften Kapitel, das von den Kolonien im Zeitalter der französischen Revolution und Napoleons I. handelt, könnte man wünschen, daß der Verfasser noch etwas ausführlicher von seinen eigenen Studien zur Geschichte Napoleons I. Gebrauch gemacht hätte. Gegen die neueste Zeit hin wird die Darstellung in dem Maße summarisch, wie sich die Fülle des Stoffes im Einzelnen und die Bedeutung der kolonialpolitischen Vorgänge aus der politischen Tagesgeschichte häuft. Als Ueberblick über die durchgehenden Grundgedanken und inneren Zusammenhänge sind aber gerade die letzten Kapitel höchst brauchbar. Wir können nur schließen, indem wir Roloff zu dieser Arbeit aufrichtig Glück wünschen.

Paul Rohrbach.

Recht.

Klagen unseres Volkes über den deutschen Zivilprozeß.
(Eine Erwiderung.)

In Heft 3 dieses Jahrgangs (Bd. 156) der „Preußischen Jahrbücher" erschien unter der obigen Ueberschrift ein Aufsatz, der von einem Richter verfaßt war. Es liegt nahe, daß ein Richter die Angelegenheit mehr von seinem Standpunkte aus betrachtet. Deshalb mag auch ein Anwalt darüber gehört werden.

Unser deutscher Zivilprozeß bedarf — darin ist jenem Verfasser zuzustimmen — dringend der Beschleunigung. Das Reichsjustizamt mag nur eine entsprechende Gesetzesvorlage ausarbeiten und sich dabei den österreichischen Zivilprozeß zum Vorbild nehmen.

Aber unrichtig ist es, wie jener Verfasser es tut, für den langsamen Gang unseres Prozesses lediglich die jetzige deutsche Zivilprozeßordnung und die Parteien beziehungsweise deren Rechtsanwälte, verantwortlich zu machen. Vielmehr könnten auch die Gerichte, selbst bei den jetzt geltenden Verfahren, erheblich zur Beschleunigung beitragen.

Zunächst werden die Termine namentlich seitens der Berufungs- und Revisionsgerichte oft erst nach Monaten anberaumt. So ist, um einen Fall aus meiner Praxis zu nennen, ein Termin, der beim Landgericht Hannover als dem Berufungsgericht am 8. Juni anstand, auf den 17. September vertagt worden. Selbst wenn man erwägt, daß die Gerichtsferien vom 15. Juli bis zum 15. September dauern, ist jene Frist viel zu lang. Kann das Gericht nicht eher verhandeln, so müssen eben mehr Richter angestellt werden; an Assessoren ist wahrlich kein Mangel. Uebrigens dürfte die Einrichtung der Gerichtsferien durch die Novelle zur Zivilprozeßordnung

zu beseitigen sein. Es besteht für jene Einrichtung kein Grund. Es ist insbesondere nicht notwendig, daß die Richter lediglich in jenen 2 Monaten ihren Urlaub nehmen. Bei keiner anderen Behörde, bei keinem Geschäftsmann, sei er Landwirt, Industrieller oder Kaufmann, kennt man eine derartige Unterbrechung der Tätigkeit.

An den — wie gesagt — oft zu spät anberaumten Verhandlungsterminen wird nun vielfach nicht verhandelt. Dies insbesondere deshalb, weil die beteiligten Rechtsanwälte nicht zur Verhandlungszeit vor Gericht erscheinen können. Ein Rechtsanwalt — und namentlich ein solcher mit einer größeren Praxis — pflegt an einem Tage in mehreren Sachen vor Gericht zu verhandeln. Das Gericht ist aber häufig ein verschiedenes. Insbesondere hat der Rechtsanwalt vielfach sowohl vor dem Amtsgericht wie vor dem Landgericht zu verhandeln; dazu kommen gelegentlich noch die Verhandlungen vor den Sondergerichten, wie z. B. vor dem Kriegsgericht und vor dem Verwaltungsgericht. Aber auch beim Amts- und Landgericht selbst hat der Rechtsanwalt meist wieder in ganz verschiedenen Abteilungen bzw. Kammern zu verhandeln. Zunächst muß nun ein Rechtsanwalt in sämtlichen Strafsachen und ferner in denjenigen Zivilsachen präzise zum Termin erscheinen, wo sein Gegner kein Anwalt ist; denn ein Gegenanwalt nimmt auf ihn die kollegiale Rücksicht. Darunter leiden natürlich die übrigen Zivilsachen und namentlich wieder die besonders wichtigen Zivilsachen beim Landgericht. Die Folge ist, daß diese Sachen häufig ausgesetzt werden müssen, weil entweder die beteiligten Anwälte überhaupt nicht zum Termin erscheinen können oder weil, wenn sie erscheinen, das Gericht die Sitzung bereits geschlossen hat. Aus diesem Grunde werden namentlich in den Großstädten die Prozesse entweder wiederholt ausgesetzt oder von Anwälten verhandelt, die nur schlecht informiert sind, indem nämlich der an der Verhandlung verhinderte Anwalt einen Kollegen bittet, für ihn in dem Prozeß zu verhandeln.

Schon durch kleine Mittel könnte die Justizverwaltung etwas Abhülfe schaffen. Sie müßte z. B. die Terminszimmer durch Fernsprecher mit den Anwaltszimmern verbinden, damit jedes Gericht in der Lage ist, die von ihnen gewünschten Anwälte möglichst schnell heranzurufen. Es müßten ferner die Türen der Terminszimmer mit Fenstern versehen sein, damit der Anwalt schon vom Flur aus im Vorbeigehen sehen kann, in welchem Terminszimmer sich die von ihm gesuchten Kollegen befinden. Sodann aber müßte die Justizverwaltung eine größere Zahl der Amts- und Landgerichtsbezirke erheblich verkleinern, d. h. erheblich mehr Gerichte einrichten. In Groß-Berlin bestehen z. B. 3 Landgerichte, mithin kommen dort auf ein Landgericht wohl etwa 1 000 000 Einwohner. Ueberdies werden in Berlin, weil dort der Sitz vieler großer Firmen und Behörden ist, schon an sich relativ viel mehr Prozesse geführt wie in einer Kleinstadt.

Aber selbst wenn es zur Verhandlung kommt, werden häufig die Verhandlungen nicht zu Ende geführt, und zwar deshalb, weil das Gericht

während der Verhandlung an den Anwalt Fragen über den Sachverhalt stellt, die dieser nicht beantworten kann. Der Anwalt muß dann einen neuen Termin erbitten, um sich inzwischen von seiner Partei Instruktion einzuholen. Hätte das Gericht den Anwalt rechtzeitig benachrichtigt, welche Fragen es stellen würde — und das kann es meist bei gründlicher Prüfung der Akten —, so hätte der Anwalt die Fragen wohl schon im Termin beantworten können, und die Verhandlung brauchte nicht vertagt zu werden.

Nach einer Verhandlung beraumt das Gericht dann häufig einen besonderen Termin zur Verkündigung einer Entscheidung an. Dagegen ist nichts einzuwenden, weil die Entscheidungen dann nicht so leicht voreilig ergehen. Aber in diesem Termin wird dann oft lakonisch verkündet: „Es soll an dem und dem Tage nochmals in die Verhandlung eingetreten werden." In diesem neuen Termin erklärt nun das Gericht nicht selten, daß es über bestimmte Punkte noch Aufklärung wünsche. Dann sind die Rechtsanwälte häufig nicht orientiert und müssen dann nochmals einen neuen Termin zur Einholung von Instruktion beantragen. In derartigen Fällen hätte das Gericht zur Beschleunigung des Verfahrens die Pflicht gehabt, mit dem Beschluß, daß nochmals in die Verhandlung eingetreten werden soll, zugleich zu verkünden, worüber es noch Aufkärung wünscht.

Schließlich wird der Prozeß namentlich dadurch sehr verzögert, daß das Gericht, das den Prozeß zu entscheiden hat, auswärtige Zeugen und Sachverständigende durch die Amtsgerichte ihres Wohnorts vernehmen läßt. Dann muß nämlich das Prozeßgericht erst diese Amtsgerichte um die Vernehmungen ersuchen, und die Amtsgerichte müssen meist der Reihe nach erst einen Termin zur Beweisaufnahme anberaumen.

Abgesehen von der Verzögerung hat dies noch weitere Nachteile: Diese um die Beweisaufnahme ersuchten Amtsgerichte kennen natürlich den Prozeß nur aus den ihnen übersandten Akten und machen sich mitunter die Arbeit etwas leicht. Ich habe jetzt z. B. einen Prozeß, wo ein Amtsgericht zum dritten Male ersucht wird, einen Zeugen über dieselbe Frage zu vernehmen. Außerdem gewinnt das Prozeßgericht ein viel besseres Bild von der Beweisaufnahme, wenn es die Zeugen und Sachverständigen selbst hört. Ferner wird der Prozeß durch die Vernehmung auswärtiger Zeugen oft erheblich verteuert. Nämlich dann, wenn die Rechtsanwälte zu diesen auswärtigen Beweisaufnahmeterminen reisen oder einen dortigen Kollegen beauftragen müssen, einen solchen Termin wahrzunehmen. Die Reisekosten und Beweisaufnahme-Gebühren der Anwälte sind oft erheblich höher als die Reisekosten der Zeugen.

Damit sind wir zu einem zweiten Vorwurf gelangt, den der Verfasser des eingangs erwähnten Aufsatzes erhebt: er tadelt nämlich die hohen Prozeßkosten. Natürlich bezahlt sie niemand gern. Es fragt sich nur, ob sie gerechtfertigt sind.

Der Verfasser tadelt insbesondere, daß bei einem Prozesse, dessen Streitgegenstand einen geringen Wert besitzt, die Prozeßkosten und nament-

lich die Anwaltskosten den Wert des Streitgegenstandes oft übersteigen. Das ist zuzugeben. Er schlägt nun zunächst vor, daß diese Kosten ermäßigt und als Ersatz dafür die Kosten in denjenigen Prozessen, in denen der Wert des Streitgegenstandes bedeutend ist, entsprechend erhöht werden müssen. Dieser Vorschlag ist unannehmbar!

Diejenigen Anwälte nämlich, die lediglich beim Amtsgericht zugelassen sind, d. h. sämtliche Anwälte in den Städten, wo sich kein Landgericht befindet, sind fast nur an Amtsgerichtsprozessen beteiligt. Diese große Zahl der Anwälte, die doch auch leben wollen und die doch dem Rechtsleben ebenso nützlich und unentbehrlich sind wie ihre Kollegen am Landgericht, Oberlandesgericht und Reichsgericht, hätten dann eine große Einbuße an ihrem Einkommen, ohne durch die Erhöhung der Gebühren für die Prozesse mit größeren Streitgegenständen einen Ersatz zu haben. Für diese Amtsgerichtsanwälte spielen aber diejenigen Prozesse eine große Rolle, deren Streitgegenstand höchstens 120 Mark beträgt. Sie bilden wohl die Mehrzahl ihrer Prozesse. Bei Prozessen mit einem Streitgegenstande im Werte von 60—120 Mark verdient der Anwalt, der häufig mit seiner Partei konferiert hat, viele Seiten große Schriftsätze eingereicht hat, seine Partei häufig vom Stande der Sache unterrichtet hat und vielleicht 4 oder 5mal zum Termin auf das Gericht gegangen ist, an wirklichen Gebühren 12 Mark, aber das auch nur, sofern diese Prozesse nach der Beweisaufnahme durch streitiges Urteil erledigt werden. Und hat der Prozeß gar einen Wert von höchstens 20 Mark, was bei den kleinen Amtsgerichten gar nicht so selten ist, so verdient der Anwalt ganze 6 Mark, und das ebenfalls nur, sofern eine Beweisnahme stattgefunden hat. Der Korrespondenzanwalt in der Berufungsinstanz muß sich gar mit einer Gebühr von 1,30 Mark begnügen, wenn er den Prozeß in 1. Instanz als Prozeßbevollmächtigter geführt hat und der Streitgegenstand höchstens 20 Mark beträgt. Dann wird ein Steinklopfer für die Stunde besser bezahlt als ein Rechtsanwalt.

Die Gebühren der Rechtsanwälte sind im Gegenteil bei solchen Prozessen noch zu niedrig. Die Tätigkeit eines Anwalts, der einen derartigen Prozeß führt, ist vielfach erheblich größer als diejenige seines Kollegen, der einen Prozeß um tausende Mark führt. Denn letzterer erhält seine Instruktion oft sauber mit der Schreibmaschine geschrieben von einer größeren Firma, die sich klar auszudrücken versteht, oder gar von deren Korrespondenzanwalt. Kleinere Unklarheiten lassen sich leicht durch telephonische Anfrage beseitigen. Der Amtsgerichtsanwalt muß dagegen die Instruktion mühselig aus den vielfach schlecht geschriebenen und unklaren Briefen des „kleinen Mannes" entnehmen oder muß die Instruktion durch umständliches mündliches Ausfragen aus seinem Mandanten herausholen. Andererseits sind die Anwaltsgebühren natürlich für den Zahlungspflichtigen, namentlich wenn man den geringen Wert des Streitgegenstandes berücksichtigt, schon hoch genug. Es ließe sich aber folgender Ausweg schaffen: Die Anwalts-

gebühren werden bei den Prozessen mit geringem Streitwert erhöht und die Gerichtskosten entsprechend ermäßigt. Die dadurch verursachte Einbuße des Staates an Gerichtskosten könnte ausgeglichen werden, indem die Gerichtskosten bei den Prozessen mit einem größeren Streitwert erhöht werden.

Nur die Gebühren der Rechtsanwälte beim Oberlandesgericht und namentlich des Reichsgerichts sind zu hoch. Sie müßten ganz erheblich vermindert werden. Wie ausgeführt, erhält ein Anwalt beim Amtsgericht für einen Prozeß mit einem Werte von 60—120 Mark — das ist ja der Durchschnittswert seiner Prozesse — nach erfolgter Beweisaufnahme an Gebühren 12 Mark. Dagegen dürfte der Durchschnittswert der beim Oberlandesgericht geführten Prozesse vielleicht 1300 Mark betragen. Für einen derartigen Prozeß erhält nun der Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht ebenfalls nach erfolgter Beweisaufnahme reichlich 120 Mark, also mehr als das zehnfache! Noch viel günstiger sind die Gebühren der Rechtsanwälte beim Reichsgericht.

An sich können freilich die Prozesse mit so hohen Streitgegenständen sehr wohl eine Belastung mit so hohen Kosten tragen. Aber für die Rechtsanwälte, die sie zu führen haben, sind derartige Gebühren ungebührlich hoch. Auch da gäbe es einen Ausweg, der zugleich den Amtsgerichtsanwälten einen gewissen Ausgleich bringen könnte: Es müßte der Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht und beim Reichsgericht gesetzlich verpflichtet sein, binnen drei Monaten nach der Beendigung jeden Prozesses einen gesetzlich näher zu bestimmenden Betrag an die betreffende Gerichtskasse abzuführen. Diese Kasse hätte die Beträge wieder in gewissen Zeiträumen an eine Kasse abzuführen, die zur Unterstützung der Amtsgerichtsanwälte bei Krankheit 2c. einzurichten wäre. Es fragt sich, ob auch den Landgerichtsanwälten, falls sie Prozesse mit einem Wert von vielleicht mehr als 1200 Mark führen, eine derartige Verpflichtung aufzuerlegen wäre. Auch deren Gebühren sind dann reichlich bemessen.

Sodann schlägt der Verfasser jenes Aufsatzes vor, daß die Anwaltskosten nicht von der unterliegenden Gegenpartei zu erstatten sind. Das wäre eine ganz verkehrte Maßnahme! Dann hätte der Geschäftsmann, weil seine Schuldner so säumig sind, ja nette Kosten zu tragen; oder er müßte ja selbst auf dem Gericht seine kostbare Zeit versäumen oder gar noch zu den Terminen der auswärtigen Amtsgerichte reisen. Das würde von den säumigen Schuldnern ausgenutzt, und es gäbe noch viel mehr unnötige Prozesse. Nein im Gegenteil: die Anwaltskosten müßten stets erstattungsfähig sein und insbesondere auch die Kosten des Korrespondenzanwalts. Wozu soll z. B. eine Berliner Firma verpflichtet sein, falls sie eine Hamburger Firma verklagen will, einem Hamburger Anwalt lange, zeitraubende Briefe zu schreiben, oder, wenn sie den Prozeß einem Berliner Anwalt übergibt, selbst im Falle des Obliegens, dessen Korrespondenzgebühr zu tragen? Mag doch die unterliegende Hamburger Firma, die der Berlinerin die Scherereien des Prozesses verursacht hat, sämtliche Kosten tragen, insbesondere auch eine

angemessene Entschädigung für die Scherereien des Prozesses, also z. B. für die Zeitversäumung infolge der Instruktion.

Ferner empfiehlt der Verfasser jenes Artikels, statt einen Anwalt mit der Eintreibung einer Forderung zu beauftragen, dies im Wege des Zahlungsbefehls selbst zu versuchen. An sich ist es natürlich durchaus erwünscht, daß unnötige Kosten vermieden werden. Solche unnötigen Kosten sind aber die Prozeßkosten, seien es Gerichts- oder Anwaltskosten; es sind nämlich unproduktive Aufwendungen. Aber man sollte auch die Kehrseite beachten. Die Eintreibung von unbestrittenen Forderungen geschieht seitens der Anwälte guten Teils formularmäßig. Sie bringt also weniger Arbeit wie die übrigen Prozesse und bringt dabei doch die gleiche Einnahme. Wenn nun den Anwälten das Eintreiben der unbestrittenen Forderungen mehr und mehr entzogen wird, dann müßten die Anwälte für die ihnen dann nur noch zufallenden streitigen Prozesse, zumal mit geringem Streitgegenstande, erheblich höher bezahlt werden. Denn bei solchen Prozessen werden die Anwälte — wie dargelegt — häufig nicht viel besser als Steinklopfer bezahlt.

Schließlich empfiehlt der Verfasser jenes Aufsatzes noch, daß Prozesse mit einem Streitwert bis zu 30 Mark vom Amtsrichter entschieden werden sollen, ohne daß ein Rechtsmittel gegen das Urteil gegeben werden soll. Das würde eine Maßregel sein, deren Zweckmäßigkeit doch sehr fraglich ist. Vielleicht ließe sich da ein Mittelweg schaffen. Statt der Berufung und somit mündlichen Verhandlung vor den mit drei Richtern besetzten Zivilkammern wäre es vielleicht angebracht, in „Bagatellsachen", d. h. Prozessen mit einem Streitgegenstande von vielleicht höchstens 100 Mark, die sofortige Beschwerde an das Landgericht einzurichten. Ueber die Beschwerde müßte dann lediglich der Vorsitzende der Zivilkammer auf Grund der Akten und etwaiger von den Parteien eingereichten Schriftsätze entscheiden. Es müßte dem Vorsitzenden freilich überlassen bleiben, stets die mündliche Verhandlung vor der Zivilkammer anzuordnen. Rechtsanwalt Schlichting.

Literatur.

Sigismund Rauh: Deutsche Dichtung. Ein Weg, sie unseren Kindern lieb zu machen. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht. 1913.

Die literarischen Erzeugnisse der schulreformerisch gesinnten Kreise leiden zu einem großen Teile an dem Gebrechen, daß sie im Räsonnement stecken bleiben und es nicht zu Vorschlägen und Ausführungen bringen, mit denen sich wirklich etwas anfangen läßt. Von diesem Gebrechen ist das schöne Buch, das Sigismund Rauh seinem „Deutschen Christentum" hat folgen lassen, völlig frei. Der Verfasser, Kreisschulinspektor in Waldenburg (Schles.), gehört zu den ebenso seltenen wie wertvollen Naturen, die Idealität des

Geistes mit scharfem Wirklichkeitssinn verbinden. Der Schwung, dessen der rednerisch und dichterisch begabte Mann fähig ist, reißt ihn nie über die Wirklichkeit hinweg in das sanfte Blau der Schwärmer und Ideologen, sondern beflügelt nur seinen Fuß, der fest auf der Erde haften bleibt. Wie das „Deutsche Christentum", das auffallenderweise den Beifall aller theologischen Richtungen gefunden hat, so ist auch die „Deutsche Dichtung" ganz und gar aus dem wirklichen Leben und für das wirkliche Leben geschrieben, ohne doch irgendwie ins Gewöhnliche zu verfallen. Fast jede Zeile läßt den Leser spüren, daß der geistreiche Verfasser mit der Kraft des Instinktes von dem Verlangen getrieben wird, das Gute zu verwirklichen, nicht es bloß zu verkündigen.

Und wir brauchen gerade auf dem pädagogischen Gebiete, das Rauh hier behandelt, so dringend ein Buch, das uns wirklich praktisch fördern kann. Man hat gesagt, der deutsche Unterricht sei schwerer als jeder andere. Mit Recht, wie mir scheint. Mit der Aufgabe, Verständnis für Dichtungen zu wecken, kann sich an Schwierigkeit keine andere Aufgabe messen, die dem Lehrer gestellt wird. Der Anfänger, der sich in anderen Fächern, z. B. im fremdsprachlichen Unterricht, ganz gut zu helfen weiß, ist hier gewöhnlich völlig ratlos. Er fühlt, er hat hier als Unterrichtsgegenstand ein zartes Wesen in den Händen, dem die leiseste ungeschickte Berührung den Flügelstaub oder gar das Leben kostet. Da sieht er sich dann nach Hilfsmitteln um, die ihm zeigen können, wie er verfahren muß, um nicht beim redlichsten Willen an den bunten Schmetterlingen der Poesie zum Mörder zu werden. Aber die Hilfsmittel helfen ihm gewöhnlich nicht, diesem traurigen Schicksal zu entgehen. Was wir an gedruckten schulmäßigen Gedichterklärungen haben, ist nach den Proben, die ich gemacht habe, größtenteils geradezu als eine Anleitung zur langsamen, aber sicheren Ertötung der Poesie in den Räumen der Schule zu bezeichnen. Man lese nur z. B. die „Erklärung" von Schillers „Taucher" in dem vielgebrauchten, umfangreichen Werke von Frick und Pollack, um sich gleich mir von solchen pädagogischen Verbrechen schaudernd abzuwenden. Derartiges ist nun freilich eigentlich veraltet. Wir wissen heute oder könnten wenigstens alle wissen, daß man durch eine Uebertragung in Prosa und hundert zum größten Teil höchst überflüssige sachliche Notizen ein Gedicht nicht verständlich macht. Vor allem seit den Kunsterziehungstagen in Weimar hört und liest man es immerfort, daß man es durchaus anders machen müsse, als man es bisher machte, wenn man den Schülern die Schillerschen Balladen und den Tell nicht „verleiden" wolle. Aber wie man es nun eigentlich machen soll, das verschweigen die Kritiker des alten Verfahrens fast immer hartnäckig. Ein Beweis der herrschenden Verlegenheit ist die wiederholt gegebene Auskunft, man solle auf jede Interpretation überhaupt verzichten, das Gedicht nur vorlesen und es dann auswendig lernen lassen. Hiergegen protestiert nun Rauh aufs entschiedenste mit der einleuchtenden Begründung, daß der Dichter ja zu Erwachsenen spreche, nicht zu Kindern. „Will er zu Kindern

reden, so bedarf er des Dolmetschs, der der wirklichen Kindersprache mächtig ist. Das Gedicht selbst wird den Kindern fast immer zunächst nur eine ganz unbestimmte Stimmung geben, wird aber weder alle einzelnen Wellen seiner Stimmungsfolge zur Auswirkung bringen, noch auch nur die diese Stimmungsfolge tragenden Anschauungen und Gedanken klarstellen. Es ist eben ein Erwachsenen-Gedicht und für Kinder zunächst zu „hoch". Der Lehrer muß es erst in kleine Münze umwechseln." (S. 45.)

Wie das nun zu geschehen hat, das zeigt uns Rauh aufs deutlichste in der anregendsten und belehrendsten Weise. Zuerst in einem allgemeinen Teil, der von Kunsterziehung und Dichtung, vom Wege der Vorbereitung und des Unterrichts handelt, dann an siebenundzwanzig ausgeführten Beispielen. In beiden Teilen herrscht dieselbe Freiheit von Pedanterie und Schematisierungssucht, dasselbe Verständnis für Poesie und andererseits für die Kinderseele, dieselbe Frische und Lebendigkeit der Darstellung. Auch wer als Lehrer des Deutschen kein schlechtes Gewissen zu haben braucht, wird nach der Lektüre dieser Proben dem Verfasser dankbar sein und sich eingestehen: „So gut hast Du es meist doch lange nicht gemacht." Einige der ausgeführten Beispiele — z. B. Belsazar, Der blinde König, Schwäbische Kunde — können ein Lehrerherz wahrhaft entzücken. So tief ist hier der Stimmungsgehalt des Gedichtes und damit die Absicht des Dichters erfaßt, so klar das Wesen des Kindes auf den verschiedenen Altersstufen erkannt, so lebendig und herzbezwingend dargestellt, was zur „Stimmungsvorbereitung" und nach der „Darbietung" zur Interpretation des Gedichtes vom Lehrer zu sagen und zu fragen ist. Wir haben ein paar wirklich gute Anleitungen zur Behandlung von Gedichten im Unterricht, z. B. Otto Anthes' hübsche Schrift „Dichter und Schulmeister", aber Rauhs Buch übertrifft sie alle. Kein Lehrer des Deutschen sollte es ungelesen lassen.

Die einzigen Ausstellungen, die ich — abgesehen von Geringfügigkeiten — an dem schönen Buche zu machen habe, sind folgende: Rauh ist meines Erachtens nicht wählerisch genug in der Auswahl der behandelten Gedichte. Heinrich von Mühlers „Kaiser Otto I.", Geroks „Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt" und Johann Nepomuk Vogls „Erkennen" verdienen, vom ästhetischen Standpunkt betrachtet, jedenfalls nicht in der Schule behandelt zu werden. Ich muß aber freilich dem Verfasser zugeben, daß er auch aus diesen sehr mittelmäßigen Gedichten etwas zu machen weiß, was den Schülern ganz gewiß nicht schaden kann. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß der ästhetische Maßstab des gereiften Beurteilers nicht ohne weiteres zur Auswahl der Gedichte geeignet ist, die für Kinder von Wert sein können. Man kann in der Schule auch als ästhetischer Rigorist ein Pedant sein.

Zweitens muß ich Rauh widersprechen, wenn er in seinem ersten Kapitel über Kunsterziehung allen „Stil" für „Zwangsstil", d. h. für ein Ergebnis technischer Notwendigkeiten erklärt und daher unserer Zeit, deren technisches Können keine Grenzen mehr habe, die Fähigkeit abspricht, einen

neuen, eigenen, herrschenden Stil zu erzeugen. Ich bin vielmehr überzeugt, daß jeder Stil nicht nur technische, sondern auch psychische Wurzeln hat. Er ist Ausdruck des Geistes einer Epoche. Ihn als solchen zu verstehen und zu deuten, ist freilich schwierig, aber bis zu einem gewissen Grade doch fraglos möglich. Wie sollte denn auch z. B. der Uebergang von der verkünstelten Spätgotik zu der weit einfacheren Frührenaissance sich rein aus technischen Notwendigkeiten begreifen lassen?

Lily Braun. Die Liebesbriefe der Marquise. Verlag von Albert Langen, München.

Frau Lily Braun, die in den „Memoiren einer Sozialistin" ihre eigene Geschichte interessant, wenn auch, wie ich finde, nicht überall ganz sympathisch, erzählt hat, hat durch das Mißtrauen und die Feindseligkeit der „Genossen" und mehr noch der „Genossinnen" viel zu leiden gehabt. Und so sehr man sich mit der temperamentvollen Verfasserin über den Unverstand der „unentwegten" sozialdemokratischen Parteifanatiker entrüsten mag, so ist die Ablehnung, die sie erfahren hat, doch wohl verständlich, wenn man bedenkt, wie sehr die Beziehungen der Menschen zueinander stets durch die unbewußten, triebhaften Regungen ihres Seelenlebens bestimmt werden. Es war sicherlich weit weniger die revisionistische Denkart, weswegen man die neue Genossin beargwöhnte und haßte, als ihre ganze Art, zu sein und sich zu geben, die man instinktiv als fremdartig und gegensätzlich empfand. Lily Braun trägt ja deutlich zwei Seelen in sich, eine demokratisch-sozialistische und eine aristokratisch-individualistische. Und diese letzte kann sie nicht verleugnen, denn sie ist die mächtigere von den beiden. Das Blut behält — jedenfalls bei Frauen — schließlich immer recht gegen das Gehirn. Und das Aristokratisch-Individualistische steckt ihr im Blut, während das Sozialistische bei ihr nur ein Gehirnprodukt ist, womit ich natürlich ebenso wenig mich zu Moleschott und Büchner bekennen, als Lily Brauns Sozialismus für ein bloßes Hirngespinst erklären will. Das Aristokratische hat in ihrem Wesen um so gewisser das Uebergewicht, als es eine doppelte Wurzel in ihrer Natur hat: sie ist Aristokratin nicht nur kraft ihrer adeligen Geburt und Erziehung, sondern auch vermöge ihrer schöngeistigen Anlage. Aus dieser doppelten Wurzel wächst ganz unbewußt und ungewollt etwas heraus, womit sich eine Rosa Luxemburg und Klara Zetkin nie und nimmer befreunden können, etwas, das den ganzen Menschen durchdringt und sich noch in seinen Fingerspitzen verrät, der Mund mag dazu reden, was er will. Bedürfte es noch eines Beweises für das Ueberwiegen des aristokratischen Elements in Lily Brauns Wesensart, so hat sie ihn mit ihrem neuesten Werke geliefert. Sie versetzt uns darin nach Frankreich in die Zeit unmittelbar vor der großen Revolution und während ihres Beginns. Man braucht sich nur zu fragen, wie ein echter, ein geborener Sozialist einen Stoff aus dieser Epoche behandelt haben würde, um zu erkennen, daß Lily Braun ihn keineswegs so behandelt hat. Gewiß,

sie zeigt uns die üble Geldwirtschaft des französischen Hofes sowie die Vergnügungssucht und Sittenlosigkeit der Gesellschaft, sie gibt uns auch einige Beispiele der Frivolität, mit der die hohen Herren die „Menschenrechte“ der arbeitenden Bevölkerung mißachteten. So hat der Schloßherr von Montbeliard, um seinen Gästen das Schauspiel einer großen ländlichen Hochzeit zu bereiten, „durch den Kaplan von Etupes verkünden lassen, daß er zehn jungen Mädchen je ein Schwein schenken wolle, wenn sie heiraten würden“. Aber derartiges ist ganz vereinzelt und verschwindet hinter der Darstellung des aristokratischen Daseins jener Zeit, das die Verfasserin offenbar an und für sich interessiert und für das sie ein feines Verständnis zeigt. Sie kennt und empfindet den Zauber der vornehmen Existenz, die in leichtem, anmutigem Spiel hoch über den dumpfen Niederungen des sachlichen Ernstes und der Arbeit dahinschwebt, und sie hat Anmut und Esprit genug, um uns ein wirklich lebensvolles Bild der Herren und Damen in den eleganten Salons jener Zeit zu zeichnen, der Herren, „deren Esprit alle Tagesinteressen graziös zu umflattern pflegte wie Schmetterlinge die Blumen“, und der Damen „mit dem Rouge auf den Wangen, das alle Spuren von Leid und Liebe verwischt, dem Lächeln um die Lippen, das Freund und Feind gleichmäßig grüßt, dem Geist, dem Himmel und Erde nichts anderes bedeutet als einen Gegenstand der Konversation“. Wir lernen alle Schichten der „Gesellschaft“ kennen, von den echtesten Geburtsaristokraten bis zu den in die vornehmsten Salons eingedrungenen „Bastarden im Geist“, den Aufklärern, Schriftstellern und Philosophen, von der Königin bis zu den umschwärmten Tänzerinnen, und auch die großen, die Gesellschaft in ihren Grundfesten erschütternden Zeitereignisse wetterleuchten in die Salons hinein.

Den Rahmen, der diese Schildernngen zusammenhält, bildet das Schicksal der Marquise von Montjoie, das wir aus den Briefen kennen lernen, die sie von ihren zahlreichen Freunden, Verehrern und Anbetern erhält. Es gelingt der geschickten Verfasserin, uns ein anschauliches Bild von der schönen Delphine zu geben, wiewohl diese selbst in dem Buche garnicht zu Worte kommt. Die Arme hat das Unglück, in ganz jungen Jahren an den schon ziemlich bejahrten Marquis von Montjoie verheiratet zu werden, ohne daß ihr Herz überhaupt befragt wurde. Sie lebt zuerst ein glückloses Leben an der Seite des ungeliebten Gemahls, hält die sie umschwärmenden Verehrer in respektvoller Entfernung, ergibt sich aber schließlich dem sympathischen Prinzen von Montbeliard, den sie von Jugend auf geliebt hat. Als sie von ihm einen Sohn bekommt, sühnt sie die Schuld in einer Weise, die fragwürdig erscheinen kann, die aber ihrer Art zu denken und zu empfinden durchaus entspricht. Ihr Gatte will den Sohn adoptieren, wenn sie ihrem Geliebten entsagt, dieser aber beschwört sie, um seines und ihres Lebensglücks willen mit ihm und ihrem Kinde zu fliehen. Sie opfert ihr und ihres Geliebten Glück und bleibt bei ihrem Gatten, wiewohl sie zu dem kalten, nur auf die Ehre und Erhaltung

seines Namens bedachten Aristokraten alten Schlages gar kein inneres Verhältnis hat. Denn sie kann sich nicht entschließen, den alten Mann, den sie hintergangen hat, durch einen Skandal nun auch noch des Letzten und Höchsten zu berauben, was er besitzt, und wir rechnen ihr das zur Ehre an.

Das edle Geschöpf ist übrigens mit ihrem Geist und ihrer unvergleichlichen Schönheit und Anmut zugleich die herrlichste Blüte und der Liebling der vornehmen Salons. In ihrem Bilde fehlen die Schatten, die über dem geselligen Leben ihrer Zeit und Umgebung liegen und die kein noch so heller Kerzenglanz der Kronleuchter vertreiben kann. Sie verkörpert in sich nur die glänzenden und liebenswerten Seiten jener Geselligkeit. Das kommt nirgends schöner zum Ausdruck als in der Einleitung des Romans, wo Lily Braun die alte Gräfin Laval folgendes von ihr erzählen läßt: „Kurz vor ihrem Tode hatte sie noch sorgfältig Toilette gemacht. Mir schien, als hätte sie sogar ein wenig Rot auf ihre Wangen gelegt und ihre immer noch schönen schwarzen Augen ganz, ganz zart unterstrichen: „Mein letzter Gast“, sagte sie lächelnd, „soll sich über einen Mangel guter Lebensart nicht zu beklagen haben.“ So triumphiert die aristokratische Lebensauffassung mit ihrer Selbstdarstellung noch über den Tod.

Martin Havenstein.

Alfons Paquet: Erzählungen an Bord. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1914.

Von Alfons Paquet habe ich an dieser Stelle im vorigen Jahre ausführlich gesprochen und kann mich darum heute auf sein neuestes Buch beschränken. Wem äußerer Erfolg eine Bürgschaft für Qualität ist, mag erfahren, daß es von dem verdienstvollen „Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dichter“ mit dem Jahrespreise gekrönt und in erster Auflage an die Mitglieder verteilt wurde.

Es enthält neben mehreren in einem Rahmen zusammengefaßten Skizzen und drei guten zwei ganz außerordentliche Stücke, über die ich ausführlich sprechen möchte. Erzählt wird in beiden ein an sich zunächst geringfügiger Vorgang; aber indem die Handlung weiterschreitet, offenbaren sich unter der gleichgültigen Oberfläche so viele Beziehungen zu dunklen Menschenschicksalen, so viele übermütige oder stillselige Empfindungen, daß der Vorgang eine tiefe Bedeutsamkeit annimmt, umso tiefere als alles das ganz ohne „Psychologie“ oder Symbolisterei geschieht, sondern einzig durch die schlicht-epische Erzählung eines mit klarer Objektivität geschauten Vorgangs. Das eben ist das Zukunftsreiche bei Paquet, daß nichts Gewolltes an ihm ist, keine Pose, keine Rolle, keine Virtuosität, sondern alles auf das natürlichste durch das Medium eines selbstverständlichen, klaren, sicheren Könnens fließt, aus einer anspruchslosen, ruhigen, aber gefestigten Seele.

Im „Zwischenfall“ handelt es sich um eine Säbelmensur, entstanden wie die meisten Mensuren aus einem ganz gleichgültigen Anlaß, einer Eselei. Ein betrunkener Student belästigt zur Nachtzeit einen anderen, der ein ihm ganz gleichgültiges Mädchen nach Hause bringt, und wird durch einen derben Stoß umgeworfen. Am nächsten Morgen erhält der Belästigte eine Forderung auf schwere Säbel. Die Mensur verläuft für den Unschuldigen glücklich, er bringt dem Gegner eine nicht unbedenkliche Armwunde bei, und damit ist scheinbar der ganze „Zwischenfall“ erledigt. Aber nur scheinbar, denn nach ein paar Tagen erfährt der Sieger, daß der Verwundete sich erschossen hat. Und kaum hat er sich über das Nähere unterrichtet, so taucht, erstaunlich und erschütternd, die Gestalt des enttäuschten und innerlich gebrochenen Vaters auf, der nicht minder schwer als den Tod des Sohnes noch die Schande zu verwinden hat, daß das alles wegen „eines Frauenzimmers“ geschehen ist.

Ein alltägliches typisches Ereignis mit so tragischem Ausgang könnte peinigend wirken, aber es ist eben nur scheinbar alltäglich. Es scheint vielmehr von Anfang an — und das ist das Stimulierende — hinter allen Vorgängen ein tückischer Zufall oder was man so gemeinhein Zufall nennt, zu lauern. Der Geforderte, Wichard, ist nämlich alles andere als ein Raufbold, sondern gewohnt, „bei seinen Büchern zurückgezogen“ zu leben. Auch ist die Gelegenheit zu Zusammenstößen eigentlich vorbei, das Semester geht dem Ende zu, viele Studenten werden schon abgereist sein. Da trifft Wichard am letzten Sonntag, den er vor den Frühjahrsferien in der Universitätsstadt zuzubringen gedenkt, drei seiner Landsleute im Kaffeehaus und macht durch sie die Bekanntschaft zweier Choristinnen. Nachdem man vom Mittag bis zum Abend bei Bier und müßigem Gespräch zusammengesessen hat, beschließt man, nach der Vorstellung, in der die Mädchen als sizilianische Bäuerinnen mitwirken, wieder zusammenzutreffen, um im Wirtshaus eines nahen Dorfes „dem Tag eine lustige Krone aufzusetzen“. Nicht etwa aus besonderem Frohgefühl: aus purer semestermüder Bummelei, denn nachdem die Mädchen gegangen sind, fällt dem einen ein, daß er ja ein Rendezvous verabredet hat, worauf denn der zweite, ein Lehramtspraktikant, nicht das fünfte Rad am Wagen sein will und ebenfalls von der eben getroffenen Verabredung absteht. So bleiben denn nur Wichard und Enderlein übrig, die beiden Schönen abzuholen. Man wandert hinaus, trinkt hastig; auf dem Heimweg verlieren die Paare einander aus den Augen. Ein wenig aus leichter Betrunkenheit, ein wenig, weil es sich aus der Situation so von selbst ergibt, und ein wenig aus einem gleich zu erörternden Grunde nimmt Wichard Adeline mit auf seine Stube. Aber dort geschieht nichts, um dessentwillen er sich ihr verpflichtet fühlen müßte, vielmehr tritt, veranlaßt durch eine zarte und zufällige Erinnerung, das Bild des über alles geliebten Wesens zwischen sie, dessen Verlust die Ursache von Wichards „seitdem mit einem Mantel von Einsamkeit und Kühle umgebenen Lebens geworden war“. In dumpfem Groll gegeneinander verlassen beide, Wichard völlig ernüchtert,

das Haus. Auf dem Wege zur Wohnung Adelinas erfolgt dann jener Zusammenstoß und die derbe Zurückweisung von seiten Wichards, die die Forderung nach sich zieht.

Woher aber diese Heftigkeit der Abwehr? Von einem Betrunkenen läßt sich einer, wie der Vater mit Recht meint, doch eher einmal etwas gefallen, selbst wenn ein Frauenzimmer dabei ist. Paquet erläutert hier nichts, aber wir können die Ursache von Wichards Heftigkeit leicht erschließen. Der „Mantel von Einsamkeit und Kühle" hält eben doch nicht immer dicht. Es scheint, als habe Wichard die Geliebte bei seinen Büchern gewaltsam vergessen wollen. Aber der Sonntag, der verbummelte Nachmittag am Biertisch, das Warten an der dunklen Hintertür des Theaters, der Weg durch die Nacht, das hastige Trinken haben den Panzer des Vergessens erweicht. Schon im Wirtshause flackert seine dumpfe Leidenschaftlichkeit, hervorgerufen durch die abweisende Sentimentalität des sich unglücklich fühlenden Mädchens, bedeutsam auf. Ein zweites Mal kommt sie auf dem Heimweg zum Ausbruch. Endlich der kurze, schon erwähnte Vorgang auf der Stube, der bei Wichard ein dumpfes Leiden hinterläßt. Danach wird sein jähes Aufwallen verständlich.

Durch diese Motivierung erscheint ja nun der Gegner fast als ein unschuldiges Opfer unglücklicher Zufälle. Es zeigt sich jedoch, daß er einer Art von Nemesis unterliegt. Verwundung und Selbstmord treten nicht zufällig ein, nur der Anlaß ist der selbstverständlich und überall fallende Tropfen, der gerade diesmal das Maß zum Ueberlaufen bringt. Denn über Enderlein, dem der Lehramtspraktikant den so ungemein charakteristischen Nachruf widmet, daß er „im Grunde ein bierehrlicher Mensch und voll guter Anlagen gewesen sei", ist in der letzten Zeit mehr hereingebrochen, „als ein anständiger Kerl vertragen" kann: das Gerede bei den Verwandten wegen des ewig hinausgeschobenen und dann mißglückten Examens, ein plötzlich verabredeter Ansturm der Gläubiger, ein überreizter Zustand, Unlust zur Arbeit, die unerwartete Ankunft des Vaters kurz vor der Mensur, die er dann nicht absagen will und wie ein Verzweifelter schlägt, endlich die unerwartete Abfuhr am Arm, die wegen der Anwesenheit des Vaters nicht vorschriftsmäßig behandelt wird. Eben der Schulden wegen, die er in den meisten Wirtshäusern stehen hat, und um „vor jener Sorte Gaffer sicher zu sein, die vor durchgefallenen Kandidaten die Augen aufreißen, besonders wenn in ihrer Gesellschaft seidene Unterröcke rauschen", wählt er auch das entlegene Dorfwirtshaus, womit dann wieder das hastige Trinken nach dem langen Gang motiviert ist. Eine Menge an sich unerheblicher Umstände sind zusammengekommen, und in einem ganz gleichgültigen Vorgang finden sich drei Menschenschicksale unauflöslich verstrickt. Das ist, ganz ohne Getue oder tiefsinnigen Fatalismus, schlicht und einfach auf noch nicht fünfundzwanzig Seiten heruntererzählt.

Als kleine Kostprobe setze ich den Anfang des anderen Stückes „Das gestohlene Bäumchen" her:

„Emmerich war heute nach Mittag nicht mehr ins Kontor der Fabrik zurückgekehrt, in deren Nähe er weit draußen vor der Stadt ein neuerbautes kleines Beamtenhaus bewohnte. Das erste Weihnachtsfest unter dem eigenen Dache stand ihm bevor. Er bewahrte scheu in seinem Schreibtisch das zierliche Meißener Besteck, das er seiner jungen Frau zugedacht hatte, die feinen Spitzen, die er von seiner Reise aus Belgien mitgebracht, und einen Satz schöngeformter Kämme aus bernsteinblondem Schildpatt für ihr Haar. Die Welt schien ihm auf das freundlichste verwandelt, seitdem er nach der Hochzeit vor einigen Monaten in dem großen Unternehmen jene Stellung angetreten, die seiner Befähigung die besten Aussichten bot und seiner Lebensstellung ein Behagen gewährte, das ihm Karoline durch ihre fröhliche Natur und zumal durch die schönen Gaben der Musik weit über das Alltägliche hinaushob. Um so mehr, als in den Grund seines jetzigen, von früheren Verwickelungen völlig befreiten Lebens die Härte einer an Entbehrungen und Anstrengungen reichen Jünglingszeit gleichsam eingemauert war, freute er sich seines unter so günstigen Vorzeichen beginnenden Mannesalters. Bei dem jetzt bevorstehenden Fest nahm er als der jugendliche Hausherr, der er war, es mit Entzücken für sich in Anspruch, auch die kleinen Dinge, die zum Glanz der Feiertage noch nötig schienen, selber zu beschaffen. Sein Ausgang heute galt diesen Besorgungen; als er nun das Haus verließ, warf ihm Karoline eine Kußhand nach, und er winkte munter zurück, ehe er seinen Weg durch den Wald einschlug."

Wie vortrefflich ist diese Einleitung, wie klar und umsichtig! Alle Motive, die später wichtig werden, sind angeschlagen: Die Lage des Hauses fernab der Stadt, die Morgenröte eines neuen Lebensabschnittes, Karolines Frohsinn und Liebe zur Musik, die zarte Sorgfalt des jungen Gatten, die freudig-erwartungsvolle Weihnachtsstimmung, der frohgemute Abschied, und Hauswesen wie Charakter beider Eheleute werden vortrefflich charakterisiert durch die aufgezählten kleinen Geschenke

Um in die Stadt zu gelangen, muß man fast eine Stunde durch den Wald und auf der Landstraße gehen und kann dann erst den Rest des Weges auf einer elektrischen Bahn zurücklegen. „Bei diesem Gang durch die winterlichen Buchen musizierte in ihm erst recht seine Freude auf das nahe Fest; die volle Gegenwart seines Glücks ließ es ihm kaum wunderbar erscheinen, daß mit dem Glanz der Weihnachtslichter das Himmelreich selber in ihre Herzen einzöge." In der Stadt angekommen, besorgt er in vielerlei Läden seine Einkäufe und wählt endlich an einer Straßenecke ein kleines Tannenbäumchen. So macht er sich schwerbepackt auf den Heimweg. Wieder stellt sich, ganz ungezwungen, ein charakteristischer Zug ein. „Wäre Karoline bei ihm gewesen, so würde er nicht geizig gezaudert haben, in einem Wagen den weiten Heimweg auf die angenehmste und erfrischendste Art zurückzulegen", weil er aber findet, „daß er für sein eigenes Wohl genug getan habe", beschließt er, von der Endstelle der Elektrischen zu Fuß heimzukehren. Die Schilderung dieses Heimweges, kaum zwei Seiten lang, ist wiederum mit der sichersten Meisterschaft gegeben. Die ungewohnte und unbequeme Last des Bäumchens bedrückt ihn, seine Hände werden schwarz von Harz und klamm vor Kälte, die Nadeln stechen ihn, der Weg wird

immer beschwerlicher. Endlich kann er sein Haus liegen sehen. Da fällt ihm ein, auf ein paar Minuten ins Kontor der Fabrik einzutreten, um die Post durchzusehen, und da gerade ein paar Knaben sich erbieten, die Sachen zu tragen, händigt er sie ihnen ein und weist sie nach seinem Hause hin.

Nach einer Viertelstunde kommt er heim. Und nun entwickelt sich eine Reihe kleiner alltäglicher Zufälle, die, an sich unbedeutend, in ihrer Verkettung auch dem Geduldigsten eine festliche Stimmung rauben könnten. Statt des Mädchens öffnet Karoline, aber zugleich ist eine Bauersfrau mit der Weihnachtsgans gekommen, sodaß sie, beschäftigt, ihr Geldtäschchen zu holen, nicht gleich auf ihres Mannes Fragen achtet. Er sucht also unterdessen selbst die Knaben in der Küche. Die aber ist kalt und dunkel, und wie er Licht machen will, schlägt ihm der elektrische Funke schmerzhaft in die Finger, da die Kapsel durch Fahrlässigkeit der Arbeiter, die noch mit der Einrichtung des Hauses beschäftigt sind, zerbrochen ist. Nun wartet er, bis die Bäuerin gegangen. Dann fragt er ungeduldig nach dem so mühsam herbeigeschafften Baum, aber weder dieser noch die Geschenke sind gekommen, nur haben drei Jungen vor einer Stunde den armen kleinen Spitz gebracht, den das Mädchen am Morgen in die Stadt mitgenommen hat. Dieses Hündchen, das beiden Gatten zu Anfang viel Freude gemacht hat, erinnert Emmerich unbehaglich an sein eigenes Ungeschick, denn vor dem drohend aufgehobenen Stock seines Herrn ist es eines Tages im Schreck zu weit gesprungen und hat seitdem nicht nur gehinkt, sondern auch, von Schmerz gepeinigt, ein so reizbares Wesen angenommen, daß die zarteste Pflege es nicht zu besänftigen, geschweige zu heilen imstande war. Deshalb ist auch das Mädchen in die Stadt geschickt worden, um das Tier einer tierärztlichen Klinik zu übergeben. Statt des Mädchens sind indes am Nachmittag drei Knaben gekommen, die das Hündchen im Auftrage des Mädchens zurückbrachten, und diese Knaben hat Karoline gebeten, ihrem Manne, wenn sie ihm begegneten, die Sachen zu tragen.

All das stürmt jetzt auf den so froh Heimgekehrten ein: die kleinen häßlichen Zufälle, die jähe Enttäuschung, der, wenn nicht empfindliche, so doch ärgerliche Verlust der gekauften Sachen, der Verdruß über die Unehrlichkeit der Jungen, das unerklärliche Ausbleiben des Mädchens, die peinliche Erinnerung an sein Ungeschick und das Mitleid mit dem knurrenden Tierchen, nur Karolinens Nähe und Stille hält einen lauten Ausbruch seiner Wut zurück.

Schnell macht er sich auf die in der inzwischen eingetretenen Dunkelheit erfolglose Suche nach den Dieben, endlich telephoniert er an die Polizei und muß „nach einigen verkehrten Anschlüssen seinen rasch gehenden Atem zu einem peinlichen Bericht bequemen, der als die trockenste Sache der Welt von irgendeiner fernen, undeutlich schnarrenden Stimme entgegengenommen wurde“.

Mit diesem Schatten auf der Seele macht er sich traurig und verstimmt auf den Heimweg und nun müßte es verdrießlich weitergehen. Aber

zu Hause sitzt Karoline am Flügel und singt. Still lauscht er den beglückenden Tönen des kleinen Liedes, „in denen die Seele wie in holder Wehmut einem gütigen Vater sich anvertraute". Als das Lied zu Ende ist, ist alles wieder gut, aller Aerger vergangen, alle Enttäuschung geschwunden. Dankbar küßt er die Frau und „nie war ihnen beiden ihr kleines Haus, ihr junger Bund so fest verankert erschienen, wie dann, nachdem sie ohne Hilfe des Mädchens, das noch immer nicht aus der Stadt zurück war, den Abendtisch gedeckt hatten". Nachher sitzen sie ungestört bei der Lampe zusammen und lesen weiter „in jenen munteren Märchen aus Tausendundeiner Nacht, die gute Menschen vor so langer Zeit den anderen wie zum Troste geschrieben, damit die Bitternisse des Alltags ihnen nichts anhaben können". Wie erlebt, wie ganz und gar unliterarisch ist diese anmutige Charakterisierung! Und welcher modische Schriftsteller hätte es sich entgehen lassen, uns Titel und Komponisten von Karolinens kleinem Lied zu nennen. Paquet unterdrückt beides und wirkt nur desto lebendiger, weil er die Phantasie des Lesers anregt, anstatt sie einzuschränken. Er kennzeichnet es durch die Wirkung auf die beteiligte Person und nimmt Kenntnisse und Bildung des Lesers nicht unnötig in Anspruch.

Mit diesem Lied Karolinens erreicht die kleine Novelle ihren Höhepunkt. Das Mädchen, das sich vertrödelt hat, kommt endlich heim. Die Einkäufe werden am nächsten Tag gemeinschaftlich noch einmal gemacht, eine Nachfrage auf dem Polizeibureau wegen der gestohlenen Sachen bleibt erfolglos und läßt nur noch einmal das Bild ähnlicher Vorstadtjungen, wie die Diebe gewesen sind, vor ihnen auftauchen, auf dem fast geräumten Markt erstehen sie noch ein freilich nur dürftiges Bäumchen, aber das Hündchen, das in der Klinik verbunden worden ist, ist doch ruhiger geworden und läßt sich wieder streicheln. Und „als am Abend dann die Kerzen in den rauhen grünen Zweigen mit goldenem Sternenglanze und vielen schwachen, zierlich dünnen Schatten von der hellen Decke, vom schimmernden Holz der Möbel, von den Wänden der Stube widerstrahlten und in Duft und Wärme ihr erster Weihnachtsabend ihnen zu Ende ging, da schenkten sie von Herzen jenen Knaben . . . jenes andere erste Bäumchen samt den Wachslichtern und dem neuen Schmuck, der Schokolade, den Zigarren und dem teuren Briefpapier . . . und wünschten nur, daß die Bangigkeit des Genusses ihnen nicht zum Anreiz für gefährliche Wege werden möchte. Das Glück in ihrem kleinen Hause schien ihnen nur tiefer noch von innen leuchtend, seitdem es in den kleinen Ereignissen von gestern und heute gleichsam einen Zoll von ihnen erhoben hatte". Und dieses Glücksgefühl des ersten gemeinschaftlichen Weihnachtsabends bleibt ihnen auch weiterhin „wie eine zarte innerliche Melodie der Wehmut und des Humors" allen schwereren Ereignissen und allen Menschen gegenüber, in denen sich das Wesen der drei Knaben gröber oder feiner wiederholt. Ihr Glück hat die erste Probe bestanden und wird, dadurch gefestigt, auch die späteren überstehen. Daß Emmerich an den Knaben nicht zum Rächer

wurde, „das war der Schatz in seinem Herzen". Und nun der eines Gottfried Keller nicht unwürdige Schluß: „Er war ein Mensch wie andere, und daß trotzdem von fremden Menschen zuweilen Spuren von Liebe ihm entgegenglänzten, das ging zurück auf jene Zeit, wo er des Morgens in der weißen Landschaft des Kissens das Angesicht der geliebten Frau eingebettet fand; wenn sein Blick über ihre Nase spazierte wie über ein helles Vorgebirge und plötzlich vor einem tiefen blauen Weiher stand: vor ihrem Auge, das sich groß und lächelnd unversehens ihm geöffnet hatte."

Was ich schon im vorigen Jahre an Paquet rühmte: die charakteristische Erfassung der Erscheinung, die spärlichen, aber immer lebendigen Bilder und die persönliche Liebenswürdigkeit des Autors, das findet sich auch in diesem Buche wieder. Man nehme das kleine Porträt der Schönen Enderleins, wie sie ein paar Tage darauf Wichard begegnet und ihm von dessen Selbstmord erzählt: „Wanda, die auf ihn zuschwebte, lang und schmal, mit großem Federhut, hellgrauen Schuhen und klirrendem Kettchen an der Hand." Das Mädchen ist wie alle ihrer Art auffallend gekleidet, und nur eben dieses charakterisierende Auffällige wird erwähnt, wonach wir uns das übrige leicht ergänzen können. Oder jenes Erwachen aus tiefster körperlicher wie seelischer Erschöpfung, das der Held der letzten Novelle in einem Gasthofe zu Beirut erlebt: Er macht die ersten Versuche sich zu bewegen. „Auch die Hände gehorchten willig und ließen sich übereinander legen. Diese übereinander gelegten Hände! Als ob sie sich wer weiß wie lange nicht berührt hätten und sich nun freuten, daß sie wieder beieinander liegen durften wie liebe Freunde. So voller Frieden waren sie, und mit so angenehmer Findigkeit floß durch ihre Berührung wieder der Lebensstrom der beiden Arme. So lebendig waren sie in der Dunkelheit, so groß und vernünftig wie erwachsene Menschen." Wie schalkhaft ist der Zug, daß der Forschungsreisende, gegen den auf den endlosen Wegen der Mongolei sein russischer Knecht und Führer sich bedrohlich auflehnt, erst im Wörterbuch die Worte Erpresser und Zuchthaus und einige andere sucht, und dann „noch warm von den neuen Vokabeln" seine „erste und einzige russische Rede" hält, eine flammende Rede, voll der prächtigsten volkstümlichen Wendungen, die den also zusammengescholtenen Knecht wieder völlig gefügig macht. Und wem wurde nicht zum Lächeln warm, wenn er dann hört, daß der Reisende, nach dem sich die kleine Karawane wieder in Bewegung gesetzt hat und dadurch der in Frage gestellte Erfolg der Reise gesichert ist, den anderen voran, das Tal hinunter galoppiert und, als er allein ist, „wild und großartig zu singen anfängt, wie die Mongolen singen in der einsamen Natur ihrer Berge". Aber man muß auch sehen, wie vortrefflich dieses Aufwachen des Indianer spielenden Knaben im schwergeprüften Manne die kleine gefährliche, aber glücklich überstandene Episode abschließt!

Was jedoch neben all diesen schönen oder liebenswürdigen Einzelheiten Paquet als literarische Erscheinung bedeutsam macht, das ist der neue Stil,

der sich hier bildet. Ein echter Erzählerstil von der Prägnanz des alten Goethe, doch jünger und ein wenig farbiger, ein Stil ohne Reflexion, ohne „poetische“ Stellen, ohne Abschweifung, ohne Schilderung, rein sachlich, aber ohne die abstoßende Kälte des Virtuosen. Ich habe schon neulich bei Besprechung der Grimmschen Novellen darauf aufmerksam gemacht, daß die heute so beliebte gehäufte Detailbeschreibung, wie lebendig sie immer an sich sei, im Ganzen leicht zu einer toten Stelle werden kann. Paquet beschreibt in diesem Bande niemals in dem Sinne, daß er im Erzählen Halt machte, um uns Situation oder Stimmung nahezubringen. Ja, er wendet nicht einmal den Blick, aber im ruhigen Weiterschreiten sieht er klar alles Bezeichnende und erwähnt davon soviel als nötig ist, um die Komposition lebendig und eindringlich zu machen und sie innerlich zu festigen. Außerordentlich bezeichnend hierfür ist im „Zwischenfall“ der Heimweg zur Stadt. Erst das einsam liegende Wirtshaus, dann der dunkle Rückweg, das schwache Licht der Laternen, die dunklen, einsamen, von frischem Regen nassen Straßen, das schwarze, glänzende Wasser des Flusses, der lichtgestirnte Himmel, endlich das Gärtchen und die Stufen des Hauses, in dem Wichard wohnt. All diese Details werden gleichsam zufällig im stetigen Gang als Erzählung vorgebracht und geben in ihrer mäßigen und charakteristischen Zerstreuung doch mehr als eine gehäufte lyrische Abendschilderung. Und eben wegen dieser ruhigen Stetigkeit der Erzählung tritt nirgends eine Ueberraschung ein und braucht nirgends analysiert zu werden. Ueberall wird mit wahrhaft shakespearischer Kunst vorbereitet und andererseits genügt in den meisten ein kurzer Relativsatz, um Zurückliegendes, aber im Laufe des Geschehens wirksam Eingreifendes klar zu machen. Kurz, ein Erzählerstil, der musterhaft genannt werden kann.

Und eben deshalb bin ich diesmal ausführlicher geworden, als es vielleicht dem Leser im Rahmen einer Besprechung erlaubt erscheinen mag. Wir haben eine ganze Menge von dem, was man, ohne sich zu blamieren, ein „gutes Buch“ nennen kann, eine ganze Reihe guter, verkappter „Beichten“, feiner psychologischer Analysen, poetischer Liebesgeschichten, aber wir haben in neuerer Zeit verschwindend wenig Dichter gehabt, die, unbeschränkt durch die Grenzen der Heimatskunst, auch dem stofflich Fernstehenden und dem unliterarischen Menschen menschlich bedeutsame Stoffe einfach und schlicht ohne alle Stilfexerei oder Prätention jene echte Erzählerkunst geboten hätten, die den Reiz aller Großen von Cervantes bis Goethe und Kleist ausmacht. Bei Paquet taucht sie wieder auf, und deshalb dürfen wir auch fernerhin Großes von ihm erhoffen.

R. Schacht.

Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm in ihrer Urgestalt, herausgeg. von Fr. Panzer. 2 Bände, XLVII und 475, 380 S. Kl. 8°. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. München 1913. 11 Mk.

Die Märchen der Weltliteratur, herausgeg. von Fr. von der Leyen und Paul Zaunert. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena, 1914. Geb. je 3 Mk.

Plattdeutsche Volksmärchen, gesammelt und bearbeitet von Wilh. Wisser. XXVIII und 325 S. 8°.

Russische Volksmärchen, übersetzt und eingeleitet von August von Löwis of Menar. XXVI und 334 S. 8°.

Unter den vielen Neuausgaben der Grimmschen Märchen, die das Jubiläumsjahr des Buches gebracht hat, darf die vorliegende einen besonderen Platz beanspruchen. Rein äußerlich genommen schon, weil sie ein willkommener Neudruck des schon längst selten gewordenen Buches in seiner ältesten Gestalt ist, dann aber, weil sie uns dessen Inhalt in seinem ursprünglichen Gewande zeigt. Daß dieses sich nicht unwesentlich unterscheidet von dem der späteren Ueberarbeitungen, nach dessen Textgestalt seine Märchen den allermeisten von uns geläufig geworden sind, ist den wenigsten seiner Verehrer bekannt. Weil aber außer der Textgestaltung auch in der Stoffwahl merkliche Unterschiede zwischen dieser und den späteren Fassungen bestehen, so ist sie als ein Seitenstück zu den vorhandenen volkstümlichen Ausgaben zugleich auch eine willkommene Ergänzung im Bestande unserer Märchenliteratur.

Dem sorgfältigen Abdrucke der beiden 1812 und 1815 erschienenen Bände geht eine Einführung des Herausgebers voraus, die manchen neuen Hinweis auf die Entstehungsgeschichte des Buches enthält. Schade nur, daß in dem Vorwort zu der für weitere Kreise berechneten Ausgabe nicht eine eingehendere vergleichende Untersuchung sämtlicher Fassungen gegeben werden konnte, wie sie beispielsweise für den Anfang des „Froschkönigs" angedeutet worden ist, und daß wir somit für die Kenntnis der Stilgeschichte dieses deutschesten Buches auf die Untersuchungen eines französischen Gelehrten (E. Tonnelat, Les contes des frères Grimm, Etude sur la composition et le style du recueil des Kinder- und Hausmärchen. Paris 1912) angewiesen bleiben. Allerdings ist eine vergleichende Uebersicht jetzt durch den vom Inselverlag 1911 veranstalteten Neudruck der „Kleinen Ausgabe" von 1825 erleichtert. Trotzdem wäre eine solche Untersuchung trotz Tonnelats Buch wünschenswert, zumal sich die Forschung gerade in jüngster Zeit liebevoll des dritten (1822 erschienenen) Bandes, der den wissenschaftlichen Apparat brachte, angenommen hat. Ueber ihn kann vielleicht demnächst hier berichtet werden.

Welcher Schatz ungebuchten Märchengutes noch im Volke lebendig ist und seiner Hebung harrt, lehrt Wilh. Wissers Sammlung von plattdeutschen

Volksmärchen Ostholsteins. Einen Teil dieser Geschichten hat der fleißige Sammler in dieser Ausgabe zugänglich gemacht. Sie geben teils neue interessante Varianten zu den schon in anderen Sammlungen enthaltenen Stücken, teils sind sie völlig neu. Für die im eigentlichen Sinne als Volksmärchen anzusprechenden trifft dies in der vorliegenden Auswahl allerdings nur zum geringsten Teile zu. Der Inhalt dieser Ausgabe beschränkt sich vielmehr leider zu sehr auf die umgearbeitete Neuausgabe solcher Findlinge des Herausgebers, die von ihm schon in verschiedenen Zeitschriften und Kalendern, besonders aber in den „drei für die Jugend bestimmten Bändchen" (Wat Grotmoder vertell't) veröffentlicht worden sind. Diesen gegenüber tritt unter den nicht ganz 80 Nummern zählenden Geschichten die Zahl der völlig neuen bescheiden zurück. Da es sich hier nicht um eine wissenschaftlichen Zwecken dienende Ausgabe, sondern um eine „populäre" (S. XXVII) handelt, und zwar nicht für die Jugend sondern für Erwachsene, wie ausdrücklich bemerkt ist, so verschlägt dies wenig. Aus diesem Grunde mag auch die freiere Art der Ueberarbeitung gerechtfertigt erscheinen. Auf jeden Fall aber hätte die Einleitung des Herausgebers mehr auf die Zusammenstellung des Buches selbst zugeschnitten werden müssen, statt über die Sammlung, von der bisher nur einzelne Teile gedruckt vorliegen, im allgemeinen zu berichten. Und doch ist es nicht uninteressant, diesen Ausführungen, die von freudigem Stolz über das Erarbeitete diktiert sind, zu folgen. — Weniger kommt es uns hier auf die Zahl des Geretteten an, als auf die Art seiner Ueberlieferung.

Von den Erzählern, denen Wisser den Bestand seiner Sammlung verdankt, gehörte bei weitem die Mehrzahl „den untersten Schichten der Bevölkerung an, der Klasse der Tagelöhner und der kleinen Handwerker. In dem Bauernstand und unter den sog. Gebildeten trifft man nur selten Leute, die Geschichten wissen. Es sind unter den 240 nicht mehr als vielleicht ein Dutzend aus jeder Klasse" (S. XVI). Der Nachweis dieser allgemein erkannten Tatsache ist statistisch bisher nirgends so genau geführt. Noch lehrreicher sind die Aufschlüsse über das Alter der Personen. „Während von den alten Leuten, die ich um Geschichten angegangen bin, noch verhältnismäßig viele etwas zu erzählen wußten, und nicht wenige geradezu reich waren an Geschichten, zeigte sich bei den Personen mittleren Alters in beiden Beziehungen schon eine bedeutende Abnahme. Und gar die jungen Leute, namentlich die Schulkinder, wußten nur noch wenig oder nichts" (S. XVII). Genauer sind die statistischen Angaben S. XV: „Von den 30 bedeutendsten meiner Erzähler und Erzählerinnen, die mir im ganzen nicht weniger als 785 Geschichten geliefert haben und denen meine Sammlung im wesentlichen ihren Charakter verdankt, waren sechs nahe an 80 oder über 80 Jahre, elf nahe an 70 oder über 70, neun 60 und darüber, zwei in den Fünfzigen, zwei in den Vierzigen. Das Alter unter 40 fehlt hier ganz." Die Feststellung beweist aufs nachdrücklichste den unaufhaltsamen

Rückgang der Ueberlieferung im Volke. „Besonders stark müssen die letzten 50, 60 Jahre unter dem Geschichtenbestand aufgeräumt haben" (S. XVII). An Geschichtenreichtum überragen die Erzähler die Erzählerinnen. „Von diesen wußte nur eine . . . mehr als 40 Geschichten, von den übrigen nur eine mehr als 20. Von den Erzählern dagegen wußten zwei über 60, einer über 50, einer über 40, fünf über 30, sechs über 20" (S. XV). Die auf den ersten Blick etwas überraschende Tatsache findet ihre Erklärung darin, daß „die Zahl der Erzähler (etwa 190) die der Erzählerinnen (etwa 50) in ganz auffallendem Grade" überwiegt (S. XIV). Wenn Wisser daraus jedoch verallgemeinernd den Schluß zieht: „Wir haben demnach das hergebrachte Dogma, daß im Erzählen die Frauen den Männern überlegen seien, einfach über Bord zu werfen und das Gegenteil anzunehmen" (ebd.), so bleibt er, was das Volksmärchen angeht, und hierauf kommt es in erster Reihe an, den Nachweis dafür schuldig. Denn der Inhalt des vorliegenden Bandes beschränkt sich so wenig wie die ganze Sammlung auf dieses allein. Sie enthält vielmehr außer Sagen und Märchen auch Schwänke und Schnurren, Schildbürger= nnd Eulenspiegelstreiche, Spuk= und Hexen=, Mord= und Räubergeschichten. Während Wisser hier von „Erzählen" im allgemcinen spricht, wäre es interessant zu erfahren, wie sich die Zahlen für jede dieser aufgeführten Gruppen gestalten würden.

Diese bunte Mischung von Erzählungen macht sich auch hier bemerkbar und beeinträchtigt in etwas die Geschlossenheit des Bandes, den man eher Plattdeutsche „Geschichten" als „Volksmärchen" zu Recht betiteln könnte. Ueberall aber lacht das Humorvolle und Anziehende dieser Volksüberlieferungen hervor und gemahnt an Fritz Reuter, dessen Sprache sie auch sehr nahe kommen.

Trotz der Mannigfaltigkeit ihres Inhaltes behält diese Ausgabe ihre Berechtigung, weil die Sammlung überhaupt eine wesentliche Bereicherung unseres Wissens auf diesem Gebiete bedeutet. Durch weitere Veröffentlichungen ähnlicher Art würde sich der Herausgeber den Dank vieler sichern. Für die wissenschaftliche Forschung wird aus der systematischen Ausbeute dieser Schätze großer Gewinn erwachsen, sowohl bezüglich ihres Inhalts als auch der Art seiner Ueberlieferung. Besonders lehrreich aber ist die Sammlung deshalb, weil aus der Art ihrer Entstehung eine Menge gesicherten Materials gewonnen ist, das der Forschung neue methodische Prinzipien zeigt.

Von dem Märchenreichtum außerdeutscher Völker ist in dieser Sammlung der „Märchen der Weltliteratur" als erster der Band mit den „russischen Volksmärchen" erschienen. Was die Bearbeitung selbst betrifft, so darf hervorgehoben werden, daß der Ton des Originals in der Uebersetzung trotz mancher Schwierigkeit getroffen ist. Der zarte Hauch und die Eigenart des leichten Gebildes der Volksphantasie sind gerade so gewahrt wie die etwas langsamer fließende Erzählungsweise des mit den mannigfachsten Märchenmotiven durchsetzten Stückes volkstümlicher Ueberlieferung. Formel-

hafte Wendungen, das Eigentümliche der Ausdrucksweise und das Erbteil an Sprichwörtern sind überall zu erkennen. Wenn der Uebersetzung selber somit hohes Lob gespendet werden darf, so trifft dies für die Bearbeitung dieses Märchenbandes hinsichtlich der Auswahl des aufzunehmenden Stoffes weniger zu. Statt die gerade für das russische Märchen charakteristischen Märchenstoffe und Motive kräftig zu betonen und durch ausgiebiges Material zu illustrieren, besteht die bei weitem überwiegende Zahl der Märchen aus Wanderstoffen, deren Varianten auch in unseren deutschen Märchen wiederkehren. Zwar ist es für den Leser nicht uninteressant, an ihnen die für die Eigenart des Volksgeistes eigentümlichen Abweichungen von der ihm geläufigen Fassung zu studieren und aus der Menge des ihm vertrauten den Schluß zu ziehen, daß ihre Grundzüge auch im Märchengute anderer Völker wiederkehren, aber dies zu zeigen war nur die eine Aufgabe des Buches. Daß darüber die zweite, das eigentlich Russische, etwas zu kurz gekommen ist, bleibt bedauerlich. Wenn der Herausgeber in der kurzen Einleitung einige Märchenstoffe kennzeichnet als solche, die „mit den epischen Heldenliedern in naher stofflicher Verwandtschaft stehen und häufig nichts weiter sind als Wiedergabe dieser Lieder in Prosaform" (S. XVII) und an diese Charakteristik das bedauernde Eingeständnis anfügt: „Wegen Raummangels konnte hier leider kein vollgültiges Beispiel dieser recht interessanten Gruppe aufgenommen werden", so bleibt diese Begründung etwas unverständlich, zumal da der Ersatz doch nur recht dürftig ist. Gerade ihre Aufnahme hätte eine wesentliche Bereicherung des Gesamtbildes bedeutet. Allerdings bleibt unter den mitgeteilten 55 Märchen noch so manches, was an speziell Russisches erinnert, nicht nur im Repertoire der auftretenden Personen (die Zauberin Baba-Jaga, der Wasser-Zar, die Heiligen u. a.), sondern vor allem auch in der kulturgeschichtlich viel wichtigeren Milieuschilderung, die oft geradezu köstlich anmutet. Des Lieblingsgetränkes des Russen geschieht oft genug und ausführlich Erwähnung.

Neu an der Bearbeitung ist die Anordnung des Erzählungsstoffes nach landschaftlichen Gesichtspunkten, die an Stelle einer — mit den nur spärlich zu Gebote stehenden Mitteln an Vorarbeiten schwer durchführbaren — inneren Entwicklungsgeschichte treten mußte. Aber die Lektüre des Buches zeigt deutlich, daß die aufgenommenen Stücke ein erheblich jüngeres Alter aufweisen als viele unserer eigenen Märchenstoffe und daß außer der Verwandtschaft mit deutschen Märchenfassungen und fremder Uebernahme (orientalische Märchen) auch literarische Einflüsse moderner Kulturvölker nicht fehlen. Könnte man bei der letztgenannten Gruppe die Quelle der bewußten Uebernahme auch nicht feststellen, so würde doch, abgesehen von dem Inhalte des Märchens, eine stilistische Vergleichung die Tatsache nicht autochthonen Ursprungs erweisen müssen. So sehr sich beide voneinander unterscheiden, so bezeichnend ist auch die Verschiedenheit des wirklichen bodenständigen Einschlags: „im Südwesten und Westen des Reichs kleiden die Erzähler ihre Märchen viel seltener in das strengformelhafte Gewand,

als die Großrussen es tun; ihre Sprache ist vielmehr die gleichmäßig alltägliche, unrhythmische und besitzt nicht den aus den Heldenliedern übernommenen Schatz an pathetischen Wendungen" (Einl. S. XIII). Und weil der Stil auch beim Märchen wesentlich bedingt ist durch den Inhalt selbst, so ist damit schon die stoffliche Verteilung auf die weiten Gefilde des russischen Reiches angedeutet, die der Herausgeber in den Satz zusammenfaßt: „Immerhin läßt es sich erkennen, daß der Großrusse der zentralen und nördlichen Gouvernements die heroischen, phantasiereicheren Stoffe bevorzugt, der Klein- und Weißrusse mehr zu ruhigerer Handlung neigt, die oft schwankhafte und legendarische Elemente in sich schließt."

Wer sich mit diesen Märchen näher vertraut macht, wird über das Fremdartige hinwegsehend an der Tiefe der Auffassung und Naivität der Erzählung seine Freude haben. Für uns aber haben sie noch eine andere, literarische Bedeutung um des befruchtenden Einflusses willen, den sie auf Turgenjev, Tolstoj und Dostojevsky ausübten.

Düsseldorf. H. Gürtler.

Niebuhr und Achim von Arnim.

Mit zwei ungedruckten Briefen Niebuhrs.

Im Winter 1810/11 las B. G. Niebuhr in der neu errichteten Universität zu Berlin sein weltberühmt gewordenes Kolleg über Römische Geschichte, wo er es als erster gewagt hatte, an den überlieferten Quellen systematisch Kritik zu üben. Dadurch wurde er der Begründer der noch heute allgemein gültigen Methode der wissenschaftlichen Forschung. Einer seiner aufmerksamsten Zuhörer war der große Rechtslehrer Savigny. Sein anerkennendes Urteil hat viel zu Niebuhrs Ruhm beigetragen. Natürlich benutzte er auch die Gelegenheit, den neu gewonnenen Freund in seinem Bekanntenkreise einzuführen. Hierzu gehörten in erster Linie seine beiden Schwäger, Achim von Arnim und Clemens Brentano, dann aber ihre gemeinsamen Freunde, die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm in Kassel. Die drei letztgenannten, die Niebuhr nur von Ferne kennen lernte, sprechen im allgemeinen stets das Urteil des begeisterten Savigny nach. Die Grimms tun dies auch insofern, weil sie in Niebuhr einen Gelehrten sehen, der bezüglich der Altertumsforschung ähnliche Tendenzen verfolgte wie sie selbst, und der schließlich ihnen ein Gesinnungsgenosse ist gegen A. W. Schlegel. Nicht ganz so vorbehaltlos blieb die Bewunderung für Niebuhr bei Arnim, dem Gatten Bettina Brentanos.

Zunächst zwar ist auch er unter dem Eindruck der Vorlesungen über die Römische Geschichte noch ganz Feuer und Flamme. „Es tut mir leid", schreibt er in den letzten Tagen des Jahres 1810 an die Grimms, „daß ich bei deiner Anwesenheit den Niebuhr noch so wenig kannte; er ist der einzige eigentliche Gelehrte, der mir je vorgekommen, der durch alle Sprachen und Literaturen verbindend fortgeschritten und beinahe alles Einzelne aus

der Einsiedlerzeitung kennt, während er dem Römerton auf den Zahn fühlt, daß die Gelehrten Ach und Weh schreien". Jedenfalls hat ihm auch imponiert, daß Niebuhr überhaupt etwas wußte von der im allgemeinen ziemlich unbekannt gebliebenen literarischen Kuriosität seiner schönen Heidelberger Zeit, eben jener „Einsiedlerzeitung", oder „Trösteinsamkeit", wie sie später in Buchform genannt wurde. Immerhin hielt diese Verehrung für Niebuhr bei Arnim so lange vor, wie beide in einem gewissen Abstand von einander hergingen. Als aber ihr gegenseitiges Verhältnis ein persönliches wird, da schlägt die Stimmung sofort um. Dies geschah infolge der Redaktionstätigkeit Arnims an dem von Niebuhr und Schleiermacher gegründeten „Preußischen Korrespondenten."

Diese Zeitung war eigens zu dem Zweck im Frühjahr 1813 ins Leben gerufen, um die vaterländische Begeisterung für den Krieg anzufachen und zu pflegen. Leider hat sie diese Absicht nicht so durchführen können, wie ihre Schöpfer es vorhatten. Einmal lag dies an den fortwährenden Schwierigkeiten, die eine übervorsichtige Zensur machte, zum anderen an dem häufigen Wechsel der Redakteure. Niebuhr, der erste Redakteur, wurde schon nach ganz kurzer Zeit seiner Tätigkeit in das Lager der Verbündeten gerufen, wo man ihn in diplomatischen Geschäften brauchte. An seine Stelle trat zunächst ein jüngerer Jurist der Universität, Professor Göschen, dem aber glücklicherweise bald Schleiermacher folgte. Unter diesem sind die Zensurkämpfe am heftigsten, was schließlich bewirkte, daß er am 1. Oktober 1813 die Redaktion der Zeitung an Achim von Arnim abgab. Dadurch kam dieser mit Niebuhr in eine engere Verbindung, der auch von der Ferne aus noch immer seinen Einfluß gewahrt wissen wollte.

Arnim selbst hat sich über seine Wirksamkeit am „Preußischen Korrespondenten" außer in zahlreichen Briefen an die Brüder Grimm und Clemens Brentano auch in einem interessanten Schreiben an Goethe geäußert, das bisher von der Forschung noch nicht beachtet worden ist. Am 16. Februar 1814 läßt er sich von Berlin aus folgendermaßen vernehmen: „.... nachher habe ich vier Monate zum Troste aller guten zweifelnden Seelen den Preußischen Korrespondenten, eine hiesige politische Zeitung, mit einem Beifall geschmiert, der mir um so verwunderlicher war, da Mangel an Verbindung mir nicht verstattete, etwas zu leisten, was mir selbst genügt hätte. Das Blatt ist jetzt zu dem ersten Unternehmer, Herrn Geh. Staatsrat Niebuhr, zurückgekehrt. Um Ihnen eine Probe mitzuteilen, wie ich dem Publikum zu gefallen suchte, so lege ich ein Blatt ein, in welchem eine sehr reichhaltige Stelle aus dem zweiten Teile Ihrer Lebensbeschreibung kommentiert ist; ich suchte die Neuigkeiten möglichst gedrängt abzutun, um dann am Schlusse die Aufmerksamkeit auf das Allgemeinere der Geschichte unserer Zeit hinzulenken." — Hier haben wir ein ruhiges, der Persönlichkeit des Empfängers entsprechendes Urteil, aus dem allerdings nicht gerade große Zufriedenheit über das Geleistete spricht. Die Ursachen dafür lagen zunächst natürlich auch in den Hemmnissen durch die Zensur.

Dann aber in den Schranken, die Niebuhr den Redakteuren gezogen hatte. Unter derartigen Umständen war es für ein solch lebhaftes Temperament wie Arnim nur schwer möglich, etwas Gutes zu schaffen. Gegen die Zensur war er machtlos. Mit Niebuhr aber führte er einen stillen, erbitterten Kampf. Bisher war nichts von einem Briefwechsel zwischen Niebuhr und Arnim bezüglich des „Preußischen Korrespondenten" bekannt. Man wußte nur aus den Klagen Niebuhrs bei Georg Reimer, dem Verleger der Zeitung, und den Briefen Arnims an seine Freunde von dem gespannten Verhältnis zwischen den beiden Männern. Vor einiger Zeit habe ich einen kleinen Rest der zweifellos bisweilen heftigen brieflichen Aussprache zwischen Niebuhr und Arnim in dem reichen Nachlaß Varnhagens van Ense gefunden, den ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe.

Solange Niebuhr noch außerhalb weilte, wurde zwischen ihm und Arnim die Distanz gewahrt. Als er aber im November 1813 ohne Beschäftigung nach Berlin zurückkehrte, da war der Frieden dahin. Gleich erhebt er ein hoffnungsloses Klagelied. „Wir können es uns nicht verhehlen, die Zeitung ist zugrunde gerichtet und läßt sich nicht wieder in die Höhe bringen", schreibt er an den als Landwehrhauptmann im Felde stehenden Georg Reimer. Vergeblich sucht dieser ihm einen solch unbegründeten Pessimismus auszureden und ihn zu veranlassen, selbst wieder die Redaktion zu übernehmen. Niebuhr will nicht! Wohl sendet er einige Beiträge, die aber wohl ihrer geringen Aktualität wegen nur wenig Anklang gefunden haben. Dann überwacht er Arnim auf das peinlichste. Und wirklich, da läuft diesem ein Druckfehler, oder wie man es nennen will, unter. In einer Bemerkung über den verstorbenen dänischen Staatsmann und Schriftsteller Eggers in Nr. 152 vom 22. Dezember 1813 hatte Niebuhr gesagt: „Jetzt sind seine Bücher tot, und keine Rohrdommel wird ihr Gespenst zitieren". Kein Mensch wird in diesem Satze etwas Falsches oder Sinnstörendes finden, allein Niebuhr fühlte sich nicht genau wieder gegeben und veranlaßte in der folgenden Nummer eine Richtigstellung, die besagt, daß man „kein Rohrdommel" lesen müsse, und als Entschuldigung: „Der Herausgeber hat Herrn Lorenz Rohrdommel in der Gelehrtenrepublik nicht gekannt". — Arnim scheint nicht so ganz gutwillig sich zu diesem Verfahren verstanden zu haben. Das bezeugt der eine der von mir aufgefundenen Briefe. Mit Recht berief er sich darauf, daß zurzeit wohl niemand mehr Herrn Laurenz Rohrdommel aus Klopstocks „Gelehrtenrepublik" kenne, selbst nicht einmal, wie er ironisch hinzufügt, die wohllöbliche Polizei. Allein mit solchen Gründen kam er bei Niebuhr schlecht an. In diesem wirkte noch die Jugendbegeisterung für Klopstock nach. Einst hatte er den weit über Goethe und Schiller gestellt. Inzwischen war zwar sein Urteil bezüglich der deutschen Literatur etwas modifiziert worden, aber keinesfalls galten für ihn die scherzhaften Verse Lessings über das Lesen Klopstockscher Bücher. Deshalb antwortete er Arnim nicht ohne innere Erregung, wie folgendes von Bettinas Hand bezeichnetes Brieflein sagt: „Soll es dabei

bleiben, daß der Lorenz Rohrdommel verschollen ist, (das heißt, daß er mit dem Buche, worin er eine der herrlichsten Episoden ist, von dem geistreicher gewordenen Publikum hinter die Bank geworfen sei) so repliziere ich nächstens, er sei nicht verschollen, er lebe noch mitten unter uns, man könne sich aber eine Polizey denken, wo die Kommissarien die vornehmsten Leute in ihrem Revier auch dem Namen nach nicht kennten". —

Das ist die Stimmung zwischen Arnim und Niebuhr in den letzten Tagen des Jahres 1813. Sie konnte für Niebuhr nicht besser sein. Während des ganzen Feldzuges fühlte er sich am falschen Platze. Er hatte mit dem Gewehr im Arm dem Vaterland dienen wollen. Das wurde ihm versagt. Schließlich war es ihm und Schleiermacher nach langem Bemühen mit Hilfe Scharnhorsts gelungen, den „Preußischen Korrespondenten" ins Leben zu rufen. Da wurde er ins Hauptquartier befohlen, ohne daß er recht wußte, wozu. Dieser tätige Müßiggang kränkte ihn. So kehrte er als ein Hypochonder nach Berlin zurück und fand in dem Redakteur seiner Zeitung einen Mann voller Jugendlust und -freude, der mit lachenden Augen ins Leben sah, obwohl seine Einkünfte so gering waren, „daß er beinahe Hunger litt". Das ärgerte ihn. Zwar muß er seiner Frau gestehen, daß er den Frohsinn Arnims wohl leiden mag, „aber unser Geschmack ist zu entgegengesetzt." — Gewiß größere Gegensätze konnte es nicht gut geben: Niebuhr der strenge Pedant und Arnim der lustige Liebling der Musen, — der Historiker Roms ein moralisierender Sittenrichter und der Herausgeber von „Des Knaben Wunderhorn" ein Freund des Freien und Ungebundenen. Indessen fügte sich Arnim der bitteren Notwendigkeit, so gut es ging. Er kam Niebuhr nach Möglichkeit entgegen. Als dieser aber anfing, ihn zu schulmeistern, da wurde es ihm doch zu viel.

In Nummer 1 des „Preußischen Korrespondenten" vom 3. Januar 1814 hatte Arnim das „Historische Taschenbuch für das Jahr 1814" von Friedrich Buchholz angezeigt und daraus besonders die Lebensbeschreibung des Francisco de Miranda ausführlich gewürdigt. Niebuhr, dem die Vielschreiberei Buchholz' verhaßt war, verfaßte dagegen einen Artikel. Arnim glaubte diesem aber einige Bemerkungen hinzufügen zu müssen, die er jedoch vorsichtshalber vor der Veröffentlichung Niebuhr mitteilte. Darauf antwortete dieser mit folgendem, nach vielen Seiten hin interessanten Brief: „Ew. Hochwohlgeboren sende ich Ihren mir gefälligst mitgeteilten Aufsatz zurück und erbitte mir dagegen den meinigen gegen Buchholz, da ich allerdings nicht wünschen kann, daß er mit einem solchen Kommentar erscheine. Er mag bis weiter bei mir liegen.

Wenn der Herausgeber eines gesammelten Blattes eine Abhandlung aufnimmt, die es nicht verdient, so trifft der Tadel dieser Abhandlung ihn nur dann, wenn er berufen ist und Anspruch macht, sie in Hinsicht ihres Gehaltes beurteilen zu können. Nun aber wird niemand, so wenig wie ich, glauben, daß Sie Ansprüche machten, die Richtigkeit der angeführten Umstände aus Mirandas Leben zu beurteilen, oder daß Ihnen, weil Sie

sich darüber hätten täuschen lassen, etwas Löbliches mangele. Würde ich in einem solchen Falle z. B. einen medizinischen Aufsatz aufnehmen, womit ich so irrte, wie Sie mit der Biographie, so würde ich es ganz natürlich finden, daß ein Sachkundiger meinen Protégé ins rechte Licht setzte; und ich glaube, wenn er es täte, würde ich auch anerkennen, daß er Recht habe, und nicht davon reden, daß ich die Entscheidung zwischen beiden andern anheimstellte.

Ich konnte mich befugt fühlen, einen Ignoranten wie Buchholz tüchtig zu Recht zu setzen: als eine Partei ihm gegenüber auf gleicher Linie muß mich niemand stellen wollen.

Die Bemerkung Jakobiner kommt in meinem Aufsatz, wenn ich nicht irre, nur einmal vor, bei Gelegenheit des von Miranda gestifteten Klubs zu Karakkas. Mithin war keine Veranlassung zu einer Erklärung, daß man von diesem Parteimanne nicht wisse und nichts wissen wolle. Ein Gespenst ist dieser Name nicht: wir dürfen ihn schlechterdings nicht fahren lassen, denn was ich Jakobinismus nenne und fortfahren werde so zu nennen, ist ein ganz bestimmter, eigentümlicher und nie vorher in der Art erschienener Geist, den man wahrhaftig auch mit einem eigenen Namen bezeichnen muß. Als die Revolution ausbrach und noch als sie auf ihrer Höhe stand, waren Ew. Hochwohlgeboren ohne Zweifel viel zu jung, um die Gelegenheit nutzen zu können, durch Anschaulichkeit ein Bild der Begebenheit zu gewinnen. Das war, wie niemals sonst, bei der französischen Revolution möglich, daß man, wie der Schluß Ihres Aufsatzes sagt, nur darum nicht so verbrecherisch und so toll geworden als die Jakobiner, weil man nicht unter ihnen gelebt, wird keiner von sich gelten lassen, der sich bewußt ist, nicht schlechter zu sein als die Schlachtopfer des Terrorismus. Sie wären ebenso wenig als ich ein Jakobiner geworden.

Die Geschichte der Revolution ist nun schon so unbekannt geworden, als wären Jahrhunderte zwischen ihr und der Gegenwart verflossen: und das ist freilich sehr schlimm für die, welche sie kennen. Jeder glaubt, er wisse ebenso gut, was vor 20 Jahren geschehen sei.

Ich erbitte mir noch einmal meinen Aufsatz zurück.

Niebuhr."

Dieser Brief wie der oben wiedergegebene sind ohne Datum, was wohl daran liegt, daß Niebuhr sowohl als Arnim in Berlin wohnten, und die Briefe jedenfalls mit den erwähnten Aufsätzen durch Boten gleich besorgt wurden. Die Abfassungszeit ergibt sich leicht aus den betreffenden Artikeln im „Preußischen Korrespondenten". Die beiden genannten Aufsätze sind weder in dem Nachlaß Arnims noch in dem Niebuhrs enthalten. Ueber ihren Inhalt gibt der Brief selbst genügend Aufschluß. Es bleibt noch ein Wort zu sagen über Miranda und seine Darstellung bei Buchholz. Francico de Miranda wurde 1762 in Carracas als Enkel des Gouverneurs von Venezuela geboren. Nach großen Reisen in der alten und neuen Welt

schließt er sich der Unabhängigkeitspartei seiner Heimat an und organisiert mit dem später so berühmt gewordenen Bolivar den Abfall Südamerikas von Spanien. Doch schon nach kurzer Zeit fällt er in die Hände seiner Feinde und stirbt 1812 gefangen in Cadiz. Das bewegte Schicksal dieses Mannes hat Buchholz nicht etwa mit einer bestimmten Tendenz dargestellt. Im Gegenteil, wenn man diese Lebensbeschreibung mit der gegenwärtigen Forschung über Miranda vergleicht — es kommt allerdings hauptsächlich nur die französische, ganz unbedeutend auch die schwedische, in Betracht — dann kann sie sehr wohl bestehen. Besonders hinsichtlich der Auffassung des Helden findet sich kein Unterschied. Wenn Niebuhr also in Miranda einen Jakobiner sieht, so ist das mindestens etwas gezwungen, und daß in diesem Falle Arnim widerspricht, ist nur begreiflich. Doch sind diese sachlichen Bemerkungen, so interessant sie für die Geschichtsauffassung Niebuhrs sein mögen, für unsere Zwecke weniger wichtig. Zur Beurteilung des Verhältnisses zwischen Niebuhr und Arnim kommt mehr die Tendenz des ganzen Briefes in Betracht; und sie ist es auch, die auf den Empfänger so verstimmend gewirkt hat. Wenn Niebuhr seinem Redakteur im überhebenden Tone seine zu große Jugend vorwirft, daß er gewissermaßen dem Aelteren gegenüber, der einen bedeutsamen Zeitabschnitt der Geschichte bewußt miterlebt habe, schweigen müsse, so befindet er sich damit im Unrecht. Denn die ganze Altersdifferenz zwischen Niebuhr (geb. 27. 8. 1776) und Arnim (geb. 26. 1. 1781) beträgt noch nicht fünf Jahre, ist also durchaus unbedeutend. Allenfalls wird sie etwas erweitert, wenn man die außerordentliche Frühreife Niebuhrs in Rechnung zieht. Aber dieses Erhabentun lag nun einmal in seinem Wesen. Manchen Feind hat er sich dadurch zugezogen, ohne daß er sich jedoch irgendwie geändert hätte.

Ehe ich auf die Wirkung dieses Briefes auf Arnim eingehe, möchte ich nicht versäumen, darauf hinzuweisen, wie Niebuhr über die „Unfehlbarkeit" eines Chefredakteurs dachte. Der zweite Absatz des Schreibens gibt eine Meinung, die auch im heutigen Leben noch nicht ihre Bedeutung verloren haben dürfte. —

Arnim scheint von dieser Epistel Niebuhrs recht wenig erbaut gewesen zu sein. Es liegt die begründete Annahme vor, daß er sich diesen lehrhaften Ton ziemlich deutlich verbeten hat. Denn zunächst gibt er am 1. Februar die Redaktion ab. In seinem Abschiedsschreiben an die Leser vom 31. Januar gedenkt er mit keinem Wort seines Nachfolgers, wohl gibt er einen interessanten Bericht über die Art seines Wirkens. Jedoch in seinen und Niebuhrs Privatbriefen klingt noch lange der Unwille über das Vergangene nach. Niebuhr hatte während der ganzen Zeit seines Berliner Aufenthalts einen Nachfolger für Arnim gesucht und schließlich auch einen in der Person des Professors am Kadettenkorps Woltmann gefunden. Da erkrankte dieser plötzlich schwer, so daß er sich selbst gezwungen sah, die Redaktion der Zeitung zu übernehmen. Bei der Gelegenheit schreibt er einen Brief an Reimer, der unverhüllt ein Bild des unerquicklichen Ver-

hältnisses zu Arnim gibt. Er datiert vom 29. 1. 1814. „Deine Frau wird Dir geschrieben haben, wie widerwärtig es fortdauernd mit dem Korrespondenten ergangen ist. . . . Ich will es aber freilich auch lieber selbst betreiben, bis Woltmann hinreichend genesen ist, als zusehen, daß Arnim diese Gelegenheit, seine Feder laufen zu lassen, noch länger so schändlich mißbrauche. Es kommt mir wie eine Sünde vor, sie ihm zu gewähren. Seine Flachheit und Kernlosigkeit erkennt man in jeder seiner belletristischen Schriften: aber so viel Dünkel und Effronterie und die Anmaßung bei einer grenzenlosen Unverschämtheit vornehm auszusprechen, hätte ich nicht bei ihm vermutet." — Zur Erläuterung für den ersten Punkt darf vielleicht gesagt werden, daß die „Widerwärtigkeit" bei der Zeitung darin bestand, daß sich die Zahl der Abonnenten unter Arnim erheblich vergrößert hatte! — Nach diesen Worten Niebuhrs dürfen wir uns nicht wundern, wenn Arnim seinerseits sich im März 1814 bei Clemens Brentano über die einengende „Borniertheit" und das stete „Einreden" Niebuhrs beklagt.

So sind beide Männer im Zorn auseinandergegangen. Das war für Arnim eine peinliche Frage. Aber zwischen ihnen stand Savigny. Dessen vermittelnder Tätigkeit scheint es gelungen zu sein, zwischen den Freunden wieder ein gegenseitiges Achtungsverhältnis anzubahnen. Darauf kann man schließen aus Briefen Arnims, die sich aus späterer Zeit in dem noch unveröffentlichten Nachlaß Niebuhrs befinden. Mehr war auch nicht nötig. Denn beider Lebenswege gehen von nun ab weit auseinander. Nur im Tode treffen sie wieder zusammen. Beide sterben kurz hintereinander, Niebuhr am 2. Januar und Arnim am 21. Januar 1831. Ihre Kinder aber kamen unter die gemeinsame Obhut Savignys. —

Dr. Hermann Dreyhaus.

Politische Korrespondenz.

Bürgerkrieg in England?

Der mutige Entschluß des Kabinets von Wien ist vielleicht nicht ganz ohne Rücksicht auf die innere Zersetzung gefaßt worden, die den so wenig austrophilen britischen Staat zu allgemeiner Ueberraschung ergriffen hat. In den letzten Jahrzehnten hat man gesprochen von der Möglichkeit blutiger Konflikte um die Verfassung in Frankreich, Oesterreich und Deutschland; Rußland hat seine Revolution gehabt. Nur England schien so glücklich zu sein, daß seine verfassungsmäßigen Einrichtungen vollkommen feststanden. Aber weder ist die französische Republik gestürzt worden, noch haben unsere verbündeten Regierungen das Wahlrecht zum deutschen Reichstage durch einen Staatsstreich gewaltsam geändert; die Zertrümmerung der dualistischen Institutionen in Oesterreich-Ungarn scheint durch die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand in weitere Ferne gedrängt worden zu sein als je. Dagegen haben die Parteikämpfe im gegenwärtigen England eine so unheilvolle Entwicklung genommen, daß König Georg in seiner Ansprache an die Vermittelungskonferenz die schwerwiegende Aeußerung getan hat: „Das Wort Bürgerkrieg ist heute im Munde der gewissenhaftesten, nüchternsten Männer meines Volkes.“

In der britischen Publizistik ist eine der temperamentvollsten Vertreterinnen der Idee der internationalen Abrüstung die „Review of Reviews“, begründet von dem weltbekannten Pazifisten W. T. Stead. Dieses für den ewigen Frieden schwärmende Organ schrieb (am 2. Juni), die Regierung müsse den Ulsterleuten mit schonungsloser Energie entgegentreten: „Selbst wenn die dazu erforderlichen Schritte zu Blutvergießen in Irland führen sollten . . . . wäre es besser, die Frage jetzt und für alle Zeit zu erledigen, als daß ein Präzedenzfall geschaffen würde, der jede Minorität zur Gewaltsamkeit . . . geradezu anreizte. Dies würde direkt zur Anarchie führen und die Aussicht auf viele blutige Konflikte der Zukunft eröffnen, in Vergleich zu denen der in Ulster drohende Zusammenstoß nur eine Angelegenheit von ganz minimaler Bedeutung wäre. Es ist unmöglich, sich die unheilvollen Konsequenzen für den nächsten großen Arbeitskampf vorzustellen, wenn Ulsters Rebellion den arbeitenden Klassen zeigen sollte, daß

es möglich ist, Forderungen durch bewaffneten Widerstand durchzusetzen. Besser jetzt ein bißchen Blutvergießen, als Anarchie und unendlich größeres Blutvergießen in Zukunft."

Der letzte Satz hat eine nahe Verwandtschaft mit der pazifistischerseits so oft verhöhnten und verfluchten Maxime: „Si vis pacem para bellum". So rasch verfliegt der Pazifismus, sobald die Parteikämpfe sich verschärfen. Daß es auf englischem Boden so kommen könne, hat, wie gesagt, niemand geahnt; auch die englischen Liberalen haben fest geglaubt, daß Bürgerkrieg im 20. Jahrhundert in ihrem Lande unmöglich sei. Als die Orangisten anfingen, sich zu bewaffnen und zu organisieren, lächelten die englischen Minister über die Soldatenspielerei der Opposition. In dem Buche Norman Angells über die Abschaffung des Krieges spricht der Verfasser charakteristischerweise nur vom auswärtigen Krieg; der innere ist seiner Ansicht nach schon abgeschafft; höchstens in Rußland scheint der Autor den revolutionären Tendenzen noch Lebensfähigkeit zuzuschreiben.

Daß die liberale Partei Großbritanniens aus solchen Illusionen jäh aufgerüttelt wurde, hat sie mit heftigem Unmut nicht nur gegen die Opposition sondern auch wider die eigenen Führer erfüllt: „Die Opposition . . .", sagt „Review ot Reviews", „. . . hat die Armee zur Meuterei aufgereizt . . . die Regierung . . . ist während der ganzen Sache zu schwach gewesen; in der Hoffnung allerdings auf friedliche Beilegung, aber die Zeit dafür ist vorüber. . . . Sie muß jetzt der Opposition deutlich zeigen, daß sie vollkommen bereit ist, die Armee zu gebrauchen. . . ."

Die große Frage ist aber, ob das Heer nicht zum zweitenmal den Gehorsam versagen wird. Die Politiker beider Parteien sind bei den Offizieren verachtet. Lord Wolseley sagt in seinen Memoiren, der Ehrenkodex des gemeinen britischen Soldaten sei edler als der: „des Händlers oder typischen Politikers". In dem Handbuch zur Ausbildung der scout-boys, die die Anregung zur Errichtung unserer Jungmannschaften gegeben haben, wird der Begriff des Politikers in Gegensatz zu dem des Patrioten gestellt; ein Politiker denkt bei seinem Beruf an sich, nicht an das Vaterland. Diese Stimmung gegenüber dem Parlament muß im heutigen England auch außerhalb der militärischen Kreise ziemlich weit verbreitet sein; sonst ließe sich das Erscheinen des bitterbösen, ungerechten Buchs von Hilaire Belloc und Cecil Chesterton*) kaum erklären. Die beiden Verfasser, selber Mitglieder des Unterhauses, stellen die Behauptung auf, der Kampf zwischen den beiden großen Parteien — und die Labour Party sei nicht viel anders — habe im Grunde genommen nur den Charakter eines Scheingefechts zwischen Kollusion treibenden Cliquen. Zwar streite man in der Tat ernsthaft um die Aemter, und dieses Ringen rufe sogar eine gewisse Erbitterung hervor, aber wirklicher Haß trete zwischen den rivalisierenden Männern niemals zutage. Denn die Ehrenstellen und Lieferungen für den Staat blieben ja, welche

*) „The party system", London, Howard Latiner Ltd., 1913.



Partei auch obenauf sein möge, immer in den Familien der die liberale wie die unionistische Koterie ausmachenden aristokratisch-plutokratischen Oberschicht. Die eine Hälfte dieser Klasse nenne sich unionistisch, die andere liberal, aber die Politiker beider Parteien seien miteinander verschwägert und hätten ein und dasselbe Standesinteresse. Mit dem Wechsel der Regierungen gemäß dem parlamentarischen System gingen die Profite innerhalb derselben Coterie blos reihum. Parlamentsmitglieder, die sich von dem Klüngel absonderten und die der Masse des Volks diensamen Reformen durchzusetzen strebten, würden, da solche Neuerungen gewöhnlich das Interesse des Berufspolitikertums zu schädigen drohten, durch heimliches Einverständnis der Einpeitscher beider Parteien parlamentarisch mundtot gemacht.

Belloc und Chesterton versteigen sich zu der ungeheuerlichen Behauptung, daß der britische Parlamentarismus schon seit Jahrzehnten für den Staat so gut wie nichts mehr geleistet habe und gegenwärtig ganz unfähig sei, England zu regieren. Die immer weiter fortschreitende Abschleifung der persönlichen Schärfen im öffentlichen Leben Englands, nach unseren Begriffen ein besonderer Vorzug der englischen Kultur, ist nach Belloc und Chesterton kein Fortschritt, sondern nur ein Beweis dafür, daß die modernen Parlamentarier aller englischen Parteien Heuchler sind, deren Feindschaft gemacht ist, und die in Wahrheit unter einer Decke spielen. Mit Sehnsucht gedenken sie der bürgerlichen Wirren des 17. Jahrhunderts, wo Englands innere Politik nicht bloß in dem Hader darüber bestanden habe, wie Ehre und Geld unter ein paar hundert gierigen Berufspolitikern zu verteilen sei, sondern wo man sich um der Ueberzeugung willen gegenseitig mit Schwert und Beil des Lebens beraubt habe.

Daß ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O! laßt mich nicht ersticken hier
In dieser engen Krämerwelt!

Sie handeln mit den Spezerein
Der ganzen Welt, doch in der Luft
Trotz allen Würzen riecht man stets
Den faulen Schellfischseelenduft.

O, daß ich große Laster säh,
Verbrechen, blutig, kolossal,
Nur diese satte Tugend nicht
Und zahlungsfähige Moral!

Diese Verse, auf eine deutsche Plutokratie gedichtet, die sich ihrer Wesensverwandtschaft mit der englischen zu rühmen pflegte, hätten die Herren Belloc und Chesterton ihrem antiparlamentarischen Pasquill als Motto voransetzen können. Wenn die massiven Leidenschaften der Stuart-Zeit nicht wieder zum Leben zu erwecken sind, dann möchten die beiden Hasser der Milderung der politischen Sitten wenigstens die auch noch recht

hitzigen Empfindungen von 1793 restaurieren; Pitt und Fox, sagen sie, seien in ihrem Antagonismus doch noch so ehrlich gewesen, nicht gesellschaftlich miteinander zu verkehren, während heute die Volksvertreter, unbeschadet ihrer vorgetäuschten Feindschaften in der politischen Arena, in der engsten sozialen Gemeinschaft miteinander lebten.

Wahrlich, die schroffe Denkweise eines Belloc und eines Chesterton ist es nicht, aus der in England die Abschaffung des Duells hervorgegangen ist! Heute scheinen sich unter heftigen Geburtswehen ganz andere Gesinnungen in der Nation zu entwickeln, als sie vor zwei bis drei Menschenaltern das optimistisch-humanitär denkende Zeitalter Macaulays gehegt hatte. Die moralischen wie die materiellen Folgen des Zusammenstoßes zwischen der liberalen Partei und der Armee sind schlechterdings nicht abzusehen. Die leitende Monatsschrift der Liberalen, „Contemporary Review", ebenso wie die „Review of Reviews" ein für die Haager Friedenskonferenz und internationalen Schiedsgerichte schwärmendes Organ, schreibt in seiner letzten Nummer: „Der einzige Grund, warum wir nicht alle als Individuen Waffen tragen, ist, daß wir zu der Beschützung durch ein Staatsheer Vertrauen haben. Wenn wir eines Tages finden, daß die auf uns bezüglichen Gesetze von seiten der Armee geflissentlich nicht mehr zu der Sphäre gerechnet werden, auf die ihr Schutz sich zu erstrecken hat, so stehen wir praktisch außerhalb des Gesetzes. Dann bleibt uns nichts anderes übrig, als uns zur Verteidigung unserer Rechte vorzubereiten . . . Gewisse Teile der Opposition scheinen bewußt auf den Bürgerkrieg hinzuarbeiten . . . Wir würden töricht sein, jene finstere Möglichkeit von unserer Betrachtung einer sehr dunklen Lage auszuschließen . . . Es kann sein, daß . . . an einem nicht sehr fernen Tage eine Wahl fürs Leben getroffen werden muß zwischen Wohlleben und Freiheit:

Once to every man and nation comes the moment to decide,
In the strife of truth with falsehood for the good or evil side!

Wie wir sehen, besteht zwischen „Contemporary Review" und „Review of Reviews" insofern ein Unterschied in der Auffassung der Situation, als letztere das Ministerium für fähig hält, sich gegen die Ulster-Rebellen der Armee zu bedienen, während die besser unterrichtete liberale Partei-Revue den Abfall der Armee als vollzogene, unabänderliche Tatsache betrachtet. Die passive Widersetzlichkeit des Offizierkorps in dem irischen Uebungslager von Curragh wird von „Contemporary Review", indem sie alle Vertuschungs- und Verkleisterungsversuche Lügen straft, geradezu als „Meuterei" bezeichnet, und in der Tat! welche Distinktionen und Abschwächungen auch zur Verwirrung des öffentlichen Urteils von ministerieller Seite her früher vorgebracht worden sein mögen — heute leugnet die Regierung den Riß zwischen ihr und dem Heer nicht mehr ab.

Die Kundgebung des Generalmajors Gough und seiner Kameraden, daß sie den Sozialisten in Ulster die Homerulebill nicht aufzwingen

würden, hat die irischen Katholiken bewogen, den seit zwei Jahren organisierten protestantischen Freiwilligen endlich auch eine bewaffnete Macht ihres eigenen Glaubens entgegenzustellen. Diese Bewegung war vorauszusehen, aber erst die Auflehnung der Armee hat ihren Eintritt herbeigeführt. Im ganzen Süden und Westen der grünen Insel sind in den letzten drei Monaten die Homeruler, soweit sie martialische Instinkte haben, zusammengetreten und üben sich unter der Leitung der sehr zahlreichen inaktiven Militärs, die dem irisch-katholischen Volkstum angehören, in dem Gebrauch der Waffen. Allerdings soll die Bewaffnung sehr schlecht sein, und es heißt, daß die 80 000 katholischen Freiwilligen deshalb eine viel schwächere Wehrmacht darstellen als die 35 000 protestantischen Gewehre. Aber die militärischen Streitkräfte der Homerulepartei, die noch in der Bildung begriffen sind, können, wie man meint, sowohl intensiv als auch extensiv noch sehr bedeutend wachsen, während Ulster mit seinen 800 000 Protestanten (gegen $3^1/_2$ Millionen irische Katholiken) schon aufgestellt hat, was es an Mannschaften herzugeben vermochte.

Die Homerulebill, die nunmehr Gesetz ist, sobald die Minister sie dem König zur Unterzeichnung vorlegen, behält das gesamte Heerwesen dem Reichsparlament vor. Die irische Legislatur hat damit soviel zu tun wie in Preußen der Provinziallandtag von Posen. Nun hat es aber der unberechenbare Gang der Dinge so gefügt, daß gleichzeitig mit der definitiv beschlossenen und spätestens 1915 erfolgenden Wiederherstellung des Parlaments in College Green eine irisch-katholische Miliz ins Leben tritt, die bereit ist, für die nationale Volksvertretung ihr Blut zu vergießen und allen ihren Befehlen zu gehorchen. Eine irische Zeitung wagt zu schreiben, ein irisches Parlament ohne irische Armee wäre keine lebendige Kraft. Auch die der Homerulebill freundlich gesinnten Engländer erblicken in dem Zusammentritt gaelischer bewaffneter Scharen eine sehr üble Inaugurierung der irischen Autonomie. Besorgt fragt man sich in London, ob die gegenwärtig aus dem Boden wachsende irische Parlamentsarmee, deren potentielle Stärke auf 250 000 Mann veranschlagt wird, nicht für die Pächter der grünen Insel einen Anreiz bilden kann, die infolge der Wyndhamschen Landakte von ihnen geschuldeten Annuitäten zu verweigern. Zwar haben die Bauern Irlands ein Jahrzehnt lang gewissenhaft die Bedingungen erfüllt, unter denen die Agrarreform sie zu freien Besitzern ihrer Güter gemacht hat, aber der Wirrwarr der inneren Lage ist im Vereinigten Königreich in der Aera der Suffragetten ein so großer, daß jede Art von Auflehnung gegen die Gesetze möglich erscheint.

Die nationalistischen Freiwilligen jenseits des St. Georgskanals flößen den Briten um so weniger Vertrauen ein, als die Initiative zur Aufbietung dieser Heeresmacht nicht von der irischen parlamentarischen Fraktion ausgegangen ist. Gegen den Willen Redmonds und der anderen Irenführer im Reichsparlament sind die wehrhaften Männer der irischen Nation

von den Sinn Feiners zu den Waffen gerufen worden. Die Sinn Feiners sind eine ultraradikale Partei, die sich von gesetzmäßiger Opposition gegen die englische Herrschaft wenig Gutes für Irland verspricht. Sie verwarf deshalb stets die Teilnahme irischer Abgeordneter an den Beratungen in Westminster. Obwohl gegenwärtig viel zu schwach, um selber gewaltsame Methoden der Emanzipation von der Fremdherrschaft befolgen zu können und auf ein sehr unklares und phantastisches Programm angewiesen, erblicken die Sinn Feiners in den Feniern, die eine Generation vor unserer Zeit Irland durch das Schleudern von Dynamitbomben zu befreien suchten, ihre gefeierten Vorbilder. Noch leben in der einen oder anderen irischen Stadt Greise, die damals wegen politischer Mordversuche für lange Jahre ins Zuchthaus geschickt und später begnadigt wurden; vom Volk werden sie heute als Helden, wenn nicht als Heilige verehrt. Sie bilden in der Kette der Geschlechter das Glied, das die Sinn Feiners mit den Feniern verbindet. Natürlich haben diese ehrwürdigen Blutmenschen sämtlich der Volkswehr ihren kräftig wirkenden Segen gegeben.

Phantastisch, wie die Sinn Feiners sind, unterstützen sie energisch die Bestrebungen der „Gaelischen Liga", die das Keltische wieder zur Muttersprache der Iren machen will und die äußerlich sehr große Erfolge aufzuweisen hat. Diese archaisierende Strömung wird sich dennoch wohl am letzten Ende an der Macht der realen Verhältnisse brechen, aber einstweilen wird die nationale Intelligenz durch das Erlernen zweier Sprachen geschärft; das ist das Positive an der sprachlichen Bewegung, ihr gesunder Kern. Kein Zweifel, daß auch die Errichtung eines keltischen Heerbanns unter den obwaltenden Umständen eine gewisse Berechtigung hat. Während aber die Sprachenfrage und manches andere den Sinn Feiners zur Behandlung nach ihrem Ermessen überlassen werden konnte, mußte die parlamentarisch-irische Fraktion, wenn nicht die Sache Irlands den schwersten Gefahren ausgesetzt werden sollte, die Miliz ihren extremen Begründern entwinden und in die eigene Hand nehmen. Das hat Herr Redmond getan; die Sinn Feiners haben sich einen Augenblick gesträubt, dann aber die Leitung der gesammelten Streitkräfte der Parlamentspartei übergeben.

Man sieht hieraus deutlich, daß die kraß gesinnten Elemente im heutigen Irland nicht stark sind. Die Führer der irischen Parlamentspartei haben nach einigem inneren Widerstreben übrigens eingesehen, daß bei den Kompromißverhandlungen über die „Amending Bill" es sehr nützlich für ihre Sache sein würde, ein Heer hinter sich zu haben. Die „Amending Bill", von der Regierung im Oberhause eingebracht, schließt diejenigen unter den neun Grafschaften Ulsters von der Zugehörigkeit zu dem irischen Gemeinwesen aus, die durch Volksabstimmung einen dahin gerichteten Wunsch aussprechen. Die Ausschließung soll nach dem Regierungsentwurf nur für sechs Jahre gelten, nach dem Ablauf dieser Frist soll Ulster „automatisch" unter die irische Legislatur fallen. Die Ulstermen wollen dagegen ihre Provinz für immer oder wenigstens für solange aus dem Verbande des neu-irischen

Staates ausgeschlossen wissen, bis sie selber den Willen kundgeben, unter das Parlament in Dublin gestellt zu werden. Die letztere Forderung dürften die Iren annehmen müssen, wenn sie Bürgerkrieg oder Regierungswechsel vermeiden und die Homerulebill nun endlich in Sicherheit bringen wollen. Dagegen können sie, je zahlreicher ihre bewaffneten Scharen sind, um so energischer darauf bestehen, daß nicht ganz Ulster in der Union mit Großbritannien bleibt, sondern bloß der protestantische Teil.

Dieser Anspruch der Iren, bei dem sie offenbar Recht und Billigkeit auf ihrer Seite haben, ist einer der Hauptgründe des Scheiterns der Konferenz im Buckinghampalast gewesen. Die Unionisten widersetzten sich zwar der Homerule für das katholische Irland nicht mehr, aber sie verlangten, daß sowohl die vier ganz überwiegend von Protestanten bewohnten Grafschaften Antrim, Down (mit Belfast), Londonderry und Armagh, solange es ihnen beliebte, bei Großbritannien bleiben sollten, als auch Fermanagh und Tyrone, wo die Protestanten in der Minderheit sind, allerdings in starker. Ja, es ging aus den bisherigen Verhandlungen im Oberhause und in der Konferenz beim Könige noch nicht einmal mit völliger Gewißheit hervor, daß die Covenanters den Iren auch nur Donegal, Cavan und Monaghan aufopfern werden, obwohl in diesen Grafschaften viel weniger Protestanten wohnen, als in der Landschaft um Belfast und Londonderry Katholiken.

Wenn zu der Konferenz im Schlosse Georgs V einerseits Sir Edward Carson, andererseits Mr. Redmond erschien, der eine mit den bewaffneten Covenanters, der andere mit den bewaffneten Nationalisten im Hintergrunde, so hatte diese historische Szene eine verblüffende Aehnlichkeit mit den Geschichten, die wir bei James Anthony Froude in den ersten Kapiteln von „The English in Ireland“ lesen. Man glaubt im Buckinghampalast einen anglo-irischen Baron aus dem „Pale“ und einen Keltenhäuptling zu sehen, die ein Plantagenet, als ihr beiderseitiger Oberherr, von verwüstender Fehde zurückzuhalten und miteinander auszusöhnen strebt.

Die Lords werden nun, nach dem Eindruck zu urteilen, den der gegenwärtige Stand der Dinge macht, die „Amending Bill“ ihrerseits so amendieren, daß dadurch Homerule für die Nationalisten unannehmbar wird, während die Homerulebill ohne Amendingbill für die Covenanters unannehmbar ist. Wie die Regierung aus einem derartigen Chaos sich herauswickeln würde, ohne daß, zunächst in Irland, der Bürgerkrieg zum Ausbruch gelangte, ist schwer abzusehen. Möglich, daß der moralische Druck der gewitterschwangeren auswärtigen Lage die Unionisten, die sich mit besonderem Eifer ihres Patriotismus rühmen, zur Aufopferung der protestantischen Diaspora in den vorwiegend katholischen Bezirken der Provinz Ulster veranlaßt. Dann hätte die Homerule-Sache besonderes Glück. Jedenfalls sind allem Anschein nach die Unionisten nud ihr covenanterscher Anhang es hauptsächlich, die eine Lösung der irischen Frage durch

friedliches Abkommen zwischen den Parteien unmöglich machen. Die Regierungspartei lechzt förmlich nach Verständigung, denn sie findet, wie jüngst eine Nachwahl an der englischen Südküste handgreiflich bewiesen hat, für ihre Kämpfe mit der Opposition und der Armee in der öffentlichen Meinung Großbritanniens keine Stütze.

Für diese nimmermehr zu leugnende Erscheinung haben nicht nur die englischen Liberalen, sondern auch die irischen Nationalisten Verständnis. Die letzteren würden wahrscheinlich in eine Teilung Ulsters nach Konfessionen willigen, wenn auch unter Protest. Zwar haben sie damit zu rechnen, daß sich die Sinn Feiners gegen jeden Verzicht auf irisches Gebiet sowie auch gegen die Preisgabe der Stammesgenossen im Belfaster und Londonderryer Distrikt wütend aufbäumen werden, aber die Geistlichkeit dürfte ihnen helfen, den gellenden Widerspruch der Exaltados zu dämpfen. Die nationalistischen Taktiker wissen nur zu gut, daß der britische Wähler von allem und jedem in den irischen Wirren gelangweilt wird, nur nicht von der durchschlagenden Aktion, die die Armee unternommen hat. Der selbständige innerpolitische Kurs, den zur allgemeinen Ueberraschung die Truppen eingeschlagen haben, imponiert dem Volk. Im Parlament hat die Niederlage der Regierung gegenüber dem Militarismus die böse Folge gehabt, daß die liberale Partei in sich selber der Zwietracht zu verfallen anfängt. Einer Regierung, vor der die Volksvertretung den Respekt verloren hat, bewilligt sie naturgemäß kein Geld. Schatzkanzler Lloyd George aber fordert vom Unterhaus zur Deckung des Defizits die kolossale Summe von 14 700 000 Pfund. Allerdings will er wiederum vorzugsweise die Einnahmen und Erbschaften der Reichen besteuern, aber Belloc nnd Chesterton haben insofern ganz recht, als in England nicht nur die konservative, sondern auch die liberale Partei zu einem sehr erheblichen Teil aus Millionären besteht. Diese haben zusammen mit Radikalen, die wegen des erfolgreichen Staatsstreichs der Armee Wut schnauben, bei den vorläufigen Abstimmungen über die Finanzmaßregeln gegen das Kabinett votiert, und es hat sich nur mit schwacher Majorität behauptet, wie gesagt, bei vorläufigen Abstimmungen. Der Sturz der Regierung durch den Abfall ihrer eigenen Anhänger kommt als ernst zu nehmende Eventualität in Sicht, und dadurch wächst noch in Englands inneren Verhältnissen die Verwirrung, die bei der Beurteilung der Weltlage als mitwirkender Faktor nicht völlig übersehen werden darf.

Daniels.

Die Lage in Ungarn nach dem Tode Franz Ferdinands. — Das neubelebte ius resistendi.

Der Gemeinderat von Sarajewo hatte kurz vor der Ankunft des Erzherzogs Franz Ferdinand in der bosnischen Hauptstadt einstimmig den Beschluß gefaßt, die Hauptverkehrsstraße in Sarajewo Franz Ferdinand-Straße zu benennen. Die Ereignisse, die bald darauf eintraten, haben dem Ge-

meinderat recht gegeben; die Erinnerung an den gemordeten österreichischen Thronfolger wird immer mit dieser Stadt aufs engste verknüpft bleiben. Recht hat auch das Belgrader Blatt „Novosti“ behalten, in dem drei Tage vor der Einfahrt Franz Ferdinands nach der Mordstätte zu lesen war: „Der österreichisch-ungarische Thronfolger möge sich Bosnien und die Herzegowina diesmal gut ansehen, denn es ist das letztemal, daß er dazu Gelegenheit hat.“ Nachher ist es genau genug festgestellt worden, daß der Erbe der habsburgischen Krone dem Tod von dem Augenblick an nicht entrinnen konnte, da er die reichsländische Hauptstadt betrat, die der Fürsorge Habsburgs soviel zu verdanken hatte, wie kaum eine zweite Stadt der Monarchie. So dicht war das Verschwörernetz über das Haupt des von den serbischen Mordbuben Geächteten gezogen, daß man, wie von berufenster Seite zugegeben worden ist, den größten Teil der eigentlichen Urheber des Attentats hat laufen lassen, „weil man sonst in Bosnien ein förmliches Haynauregiment hätte einrichten müssen“. Man weiß zu gut, wie die magyarischen Kossuthisten noch heute die blutigen Ereignisse nach 1848 politisch ausschlachten, und man glaubt, den Serben nicht ähnliche Wegzehrung für ihre erträumte Machtentwicklung der Zukunft geben zu dürfen. Bei dieser eigentümlichen, man darf sagen spezifisch österreichischen Lage der Dinge treiben sich innerhalb der Gesamtmonarchie ungezählte Individuen serbischer Abkunft umher, die das unbefriedigte Bedürfnis nach Königsmord quält oder die auf irgendeine andere heroische Weise sich an der Gründung Großserbiens beteiligen möchten. Ich habe in diesen Tagen eine Reihe südungarischer Städte und Landgemeinden besucht und war überrascht über das Maß von Konsternation, das dort alle Bevölkerungskreise beherrscht: man wittert überall Spione und Spitzel, man traut den „Serbianern“ alles mögliche zu, man erzählt sich, daß die serbischen Bauern in den südungarischen Dörfern Mann für Mann mit Waffen versehen seien und daß sie durch ihre Vertrauenspersonen, nur äußerlich magyarisierte serbische Beamte bei den ungarischen Behörden, immer rechtzeitig Wind bekämen, wenn Hausdurchsuchung in Sicht sei, — so sind dann also bei ihnen in der Regel keine Waffen zu finden, und es wird nach Wien und Ofenpest berichtet, es sei kein Grund zur Beunruhigung vorhanden. Augenscheinlich denkt die Regierung nicht daran, etwa die Deutschen hier von Amts wegen zu bewaffnen, denn das ginge gegen den Geist der „Parität“, und die große Masse der bäuerlichen deutschen Bevölkerung in diesen Gauen, etwa eine Million Menschen, kann sich zu kriegerischen Rüstungen schwer aus eigener Initiative entschließen, weil in diesen Kreisen ein lebendiges Interesse am Staatswohl seit Jahrzehnten nicht geweckt worden ist und weil man andererseits letzten Endes doch der Armee vertraut; dies Vertrauen wird in der staatstreuen Bevölkerung mit offenkundiger Absicht dadurch gestärkt, daß die Vertreter des Offizierkorps sich viel in der Oeffentlichkeit zeigen.

Einer der einflußreichsten Führer der ungarländischen Serben, ein Mann von europäischer Bildung und ungewöhnlichem politischen Scharfblick,

versicherte mir neulich, daß auf die Serben in Ungarn Verlaß sei; er sprach ausdrücklich den Wunsch aus, daß ich das „auch in Berlin sagen möge", denn auf die Wohlmeinung in Berlin hält man hierzulande bei Freund und Feind außerordentlich viel. An der bona fides meines serbischen Gewährsmanns ist nicht zu zweifeln, aber ob er und seine Gesinnungsgenossen im entscheidenden Augenblick noch erfolgreich gegen den mächtig anwachsenden Strom der großserbischen Propaganda werden ankämpfen können, erscheint mehr als fraglich. Der russische Rubel arbeitet hier schon ganz unverhüllt; man nimmt sich gar nicht mehr die Mühe, in Abrede zu stellen, daß reichlichste Geldmittel aus Petersburg auch die südungarischen Gefilde längs der serbischen Grenze überschwemmen. Das macht bei den Serben Ungarns nicht wenig Stimmung. Noch im vorigen Jahr hat dort, wie mir auf der Donaufahrt nach Orsova von einem Einheimischen erzählt wurde, eine serbische Gemeinde einmütig die Zahlung der Steuern verweigert, mit der Begründung, daß man demnächst „auch dem König Peter Steuer zahlen müsse und man wolle doch die eine Leistung ersparen". Es bedurfte erst der politischen Aufklärungsarbeit durch 120 ungarische Gendarmen, die denn auch bald die gewünschte Wirkung hatte.

Die Serben in Ungarn haben eigentlich alle Ursache, den Tod des Thronfolgers Franz Ferdinand zu beklagen, denn es war allgemein bekannt, daß von ihm eine sehr tiefgreifende Neuordnung der Rechtsverhältnisse unter den einzelnen Völkern Ungarns zu erwarten war. Vor allem war eine der Stärke und der Kulturhöhe der Nationalitäten angemessene Vertretung im ungarischen Reichstag in Aussicht genommen, und die unmittelbaren Mitarbeiter in den verschiedenen Landesteilen wußten es, daß diese Aenderung sofort nach dem Thronwechsel eintreten sollte. Erzherzog Franz Ferdinand hielt es nicht unter seiner Würde, mit den markantesten Vertretern der Völker Ungarns auch unmittelbar Fühlung zu nehmen; der künftige Kaiser hatte ja wohl ein Recht, diese Völker in ihren lebendigen geistigen Führern kennen zu lernen und nicht nur im Spiegelbild von Höflingen, die ihren Hauptberuf darin erblicken, ihren Fürsten vor Aufregungen zu bewahren. Nicht etwa eine Lahmlegung des magyarischen Elementes war geplant, sondern nur die praktische Geltendmachung des im Nationalitätengesetz vom Jahre 1868 theoretisch festgelegten Prinzips der Gleichberechtigung unter magyarischer Hegemonie. Ueber die Einzelheiten dieser Neuordnung waren natürlich nur einige wenige Vertrauenspersonen unterrichtet, aber es war doch soviel in die breitesten Schichten der Bevölkerung durchgesickert, daß sich der Glaube an Franz Ferdinand zu einem förmlichen Axiom verdichtet hatte.

Wenn die Magyaren ihr vielgerühmter politischer Instinkt jetzt nicht verläßt und wenn nicht weltpolitische Ereignisse von unabsehbarer Tragweite sie vor der Zeit ganz plötzlich überraschen, so können sie noch ihre und des Staates Situation mit einem Schlage retten und sich mit ungleich größerer Gewähr als bisher zu Herren dieser Situation machen. Sie selbst müßten

den Mut haben, im eigenen Haus die kossuthistische Irredenta, die erfolgreiche Lehrmeisterin für die anderen Irredenten des Landes, zu ersticken, sie müßten den Völkern des Landes die Freiheit als Gabe darbieten, die viele von diesen auf dunkeln Wegen im Ausland suchen und in der Abkehr von Ungarn und vom ganzen Habsburgerreich. Graf Tisza braucht nur wieder dort anzuknüpfen, wo die Fäden der Verhandlung mit den Rumänen abrissen, weil er ihnen mit der einen Hand Versprechungen anbot, die er mit der andern zurückzog und die von den Rumänenführern darum zurückgewiesen werden mußten, wenn sie bei ihren Volksgenossen nicht den Ruf der Ehrlichkeit einbüßen wollten. Ich bin fest überzeugt, daß die Rumänen und die Slowaken und vielleicht auch ein Teil der Serben heute noch zu gewinnen wären, weil sie es doch vorzögen, im Verbande eines relativ älteren Kulturstaates zu verbleiben, wenn sie hier die Grundbedingungen für eine normale Kulturentwicklung fänden und wenn ihnen ohne Preisgabe ihrer rein völkischen Eigenart die Möglichkeit unbeschränkter Teilnahme auch an den staatlichen ungarischen Aufgaben eröffnet würde. Solche Gewißheit würden sie bestimmt der immerhin nicht ganz sicheren Zukunft innerhalb eines neuen Staatsverbandes vorziehen, wo doch mancherlei Interessenkollision mit dem ursprünglichen Staatsvolk zu befürchten wäre. Diese Erwägung ist nicht einfach aus der Luft gegriffen, sie gründet sich auf zahlreiche ganz eingehende Unterredungen und jahrelange engste Fühlungnahme mit politischen Führern der genannten Völker.

Und wie steht es mit den Deutschen? Ihrer glaubt man immer noch sicher zu sein, wenn nur ein kleiner Bruchteil, die Siebenbürger Sachsen, mit gewissen finanziellen Beihilfen für Schulzwecke oder wirtschaftliche Unternehmungen bedacht wird. Die übrigen neun Zehntel des ungarländischen Deutschtums, die man noch vor kurzem für eine sichere Beute der Magyarisierung, für ein unerschöpfliches Reservoir magyarischer Volkserneuerung hielt und auch politisch entsprechend einschätzte, sie sind nur durch siebenbürgisch-sächsische Geschäftsführer zu unverbindlichen Besprechungen eingeladen worden, Besprechungen, die über die Frage eines parlamentarischen Anschlusses an die Regierungspartei nicht hinausgegangen sind. Mit ihnen hat der Ministerpräsident Tisza unmittelbar überhaupt nicht verhandelt, und sie haben das mit Recht als eine beleidigende Zurücksetzung empfunden. Sein Vorgänger, Graf Khuen-Hedervary, hat es anläßlich der letzten Reichstagswahlen noch getan, aber nur um ihre Führer auszuholen und sie dann im Wahlkampf um so wirksamer matt setzen zu können. Auf solche Manöver werden sich wenigstens die deutschen Führer im Süden des Landes nicht mehr einlassen; ohne große Zugeständnisse in Fragen der deutschen Schulbildung und der parlamentarischen Vertretungen ist nicht daran zu denken, daß hier ein Zusammenwirken mit der Regierung zu erreichen sei. Das ist die Grundstimmung, wie ich sie auch in diesen Tagen auf meiner Fahrt durch Südungarn vorherrschend fand. Und doch wäre kein Augenblick geeigneter, hier ernste Verhandlungen einzuleiten; magyarische Staatsmänner,

die wirklich Kenntnis haben von den Vorgängen im Lande, müßten gerade jetzt mit aller Offenheit die südungarischen Deutschen von einer Interessengemeinschaft der Magyaren und Deutschen zu überzeugen suchen, selbstverständlich ohne den Hintergedanken, daß diese von den übrigen Nichtmagyaren politisch zu isolieren seien.

20. 7. **Lutz Korodi.**

Die Kriegsgefahr.

An dem Tage, wo wir unser voriges Heft abschlossen, kam die Nachricht von der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Gemahlin. Wir haben nichts mehr darüber gesagt, da uns andere Worte der Entrüstung über die Greueltat, als sie in aller Munde und in allen Zeitungen der Welt waren, auch nicht zu Gebote standen und Betrachtungen über die politischen Folgen des furchtbaren Ereignisses sich an dem offenen Grabe noch nicht geschickt haben würden. Nachdem nun vier Wochen ins Land gegangen sind, treten die politischen Folgen heraus, dergestalt, daß ganz Europa mit verhaltenem Atem bangt, welches Furchtbare nunmehr über die zivilisierte Welt hereinbrechen werde.

Oesterreich hat sich aufgerafft, erinnert sich seiner Großmachtstellung und fordert Genugtuung. Der Erzherzog-Thronfolger ist tot, der Mann, von dem die österreichischen Patrioten erwarteten, daß er das alternde Staatswesen mit neuer Kraft erfüllen werde, ist ihnen entrissen, aber er soll nicht umsonst gestorben sein. Was sein Wille Oesterreich nicht mehr geben konnte, wird sein Tod ihm geben. Wie das Blut der Märtyrer einst den Mörtel bildete für den Steinbau der Kirche, so wird das Blut des Thronfolgers und seiner Gemahlin, der Habsburger Monarchie als Opfer dargebracht, sie zu Taten anfeuern, die weit über das hinausgehen, was der Lebende etwa hätte vollführen können.

Die serbische Unabhängigkeit hat einst ihren Ausgang davon genommen, daß das Land schon einmal zu Oesterreich gehörte. Als Prinz Eugen die Türken besiegt hatte, wurde im Frieden von Passorowitz 1718 auch das heutige nördliche Serbien mit Belgrad an Oesterreich abgetreten, mußte aber nach 20 Jahren, 1739, wieder an die Türken zurückgegeben werden. Diese 20 Jahre Freiheit vom Türkenjoch hatten im serbischen Volke soviel Selbstbewußtsein geweckt, daß ein dauernder Widerstand wach blieb und im 19. Jahrhundert eine Empörung nach der andern ausbrach, die endlich zur Bildung eines souveränen Nationalstaats geführt hat. Bald war es Oesterreich, bald war es Rußland, das Serbien schützte oder an das die serbische Politik sich anlehnte. Das endliche Ergebnis aber war eine unbedingte Anlehnung Serbiens an Rußland und wachsende Spannung mit Oesterreich, seitdem Serbien groß und unabhängig genug geworden war, um sich als der Kernstaat eines zukünftigen, großen, einheitlichen Nationalreichs zu

fühlen. Das Königreich Serbien vor dem letzten großen Balkankrieg hatte drei Millionen Einwohner. In Oesterreich aber leben gegen sieben Millionen Menschen desselben Stammes; Serben, Kroaten, Slowenen, Dalmatiner, Bosniaken. Es ist einer eifrigen nationalen Agitation zwar nicht entfernt durchweg, aber doch strichweise gelungen, in dieser Bevölkerung eine Bewegung zu entfesseln, die auf eine Vereinigung mit Serbien hinzielt. Fehler der österreichischen und namentlich der ungarischen Regierung in der Behandlung der Südslawen haben viel dazu beigetragen, der großserbischen Agitation neuen Brennstoff zuzuführen, und die Gefahr, die daraus für den österreichischen Gesamtstaat erwachsen ist, ist sehr groß. Man rede nicht von bloßem serbischen Größenwahn; Serbien ist nicht bloß Serbien und hat nicht bloß Gesinnungsgenossen in der habsburgischen Monarchie selbst, sondern es ist der Vortrupp des panslawistischen Gedankens und ein Außenposten des gewaltigen Rußland. Man rede auch nicht von der Herrschsucht Oesterreich-Ungarns: es ist der Selbsterhaltungstrieb der Großmacht, der den großserbischen Gedanken weder innerhalb seiner Grenzen, noch an seinen Grenzen dulden darf, wenn es nicht an seiner eigenen Zukunft verzweifeln will. Wohl ist gerade ein so künstlich komponierter Staat wie Oesterreich im Stande, Gebiete zu verlieren und Gebiete zu gewinnen, ohne in seinem Wesen aufgehoben zu werden: es hat Schlesien, Belgien, Vorderösterreich, Lombardo-Venetien fahren lassen, Galizien, Bukowina, Bosnien gewonnen. Ein zukünftiges Groß-Serbien aber würde nicht nur große Stücke mitten aus dem österreichischen Staatskörper herausschneiden, sondern es auch vom Meere trennen, was heute für eine Großmacht den Tod bedeutet. Die großserbische Idee und Oesterreich können nicht nebeneinander bestehen.

Die Serben haben sich eingebildet, unter den Südslawen dieselbe Rolle spielen zu können, wie Piemont in Italien. Aber die Analogie ist falsch. Das Südslawentum ist keine nationale Einheit, wie es das Italienertum lange vor der Schaffung der politischen Einheit war. Eine solche nationale Einheit zu bilden, die mit unwiderstehlicher Kraft zur Schöpfung eines nationalen Staates führt, dazu gehört eine tief in den Jahrhunderten verwurzelte Kulturarbeit, ein gemeinsamer Besitz der Nation an Gütern der Literatur, der Kunst, der Wissenschaft, der Erinnerungen, der Pietät für große Persönlichkeiten, was alles, die Italiener wie die Deutschen besaßen, die Südslawen aber nicht. Wohl sprechen sie Dialekte, die untereinander leidlich ähnlich sind, so daß die Sprache eine gewisse Einheit darstellt, aber kulturell und religiös sind sie vielfach gespalten. Serben und Kroaten hassen sich untereinander, und ein Teil der Bosnier ist sogar muhammedanisch, und nicht weniger wichtig ist, daß die große Mehrheit der Südslawen von der groß-serbischen Idee schlechterdings nichts wissen will, sondern ganz anders als einst die Lombardo-Venetianer treue und loyale Untertanen des Hauses Habsburg sind. Erst eine ganz junge Propaganda hat in diesen Gebieten, ganz besonders im erst jüngst dazu gekommenen Bosnien, den Samen des

groß-serbischen Staatsgedankens ausgestreut. Er ist in die Halme geschossen, und das Ergebnis war, statt eines ehrlichen politischen Kampfes, das Attentat auf den österreichischen Thronfolger. Undenkbar, daß Oesterreich sich mit der Bestrafung der Mörder und ihrer Helfershelfer selbst im weitesten Umfange begnüge. Selbst wenn man in Betracht zieht und Gewicht darauf legen will, daß die österreich-ungarische Politik nicht ohne Mitschuld daran sei, daß die nationalistische Agitation solchen Umfang angenommen hat: nachdem das Verbrechen einmal geschehen ist, gilt es für Oesterreich, wenn es überhaupt noch Glauben an seine Zukunft hat und ihn seinen Staatsangehörigen erhalten will: jetzt oder nie! Die einzig annehmbare Genugtuung für die Ermordung des Erzherzog-Paares ist, daß es den groß-serbischen Bestrebungen ein für alle Mal ein Ende macht.

Die österreichische Regierung hat ihre Bedingungen in Belgrad überreicht. Ihr Sinn ist, daß die Bluttat von Sarajewo nicht als ein vereinzeltes Verbrechen behandelt werden könne, sondern ihre Wurzeln in der serbischen Politik habe, Oesterreich also als Genugtuung die Bürgschaft für eine völlige und dauernde Wandlung in der serbischen Politik fordert. Eine solche Bürgschaft wiederum kann niemals in bloßen Versprechungen bestehen. Oesterreich stellt deshalb Forderungen, die darauf hinauslaufen, daß Serbien unter eine dauernde Kontrolle Oesterreichs gestellt wird.

Serbien hat diese Forderungen, die es unnötig ist hier noch einmal positiv aufzuzählen, abgelehnt. Oesterreich hat jede fremde Vermittlung zurückgewiesen, jeden Aufschub abgeschlagen. Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß seine Truppen in Serbien einrücken und das Land, sei es unter Niederwerfung jedes Widerstandes, sei es, daß überhaupt kein Widerstand geleistet wird, besetzen werden.

Bulgarien und Griechenland haben zu diesen Ereignissen erklärt, daß sie sich neutral halten werden. Von Bulgarien zum wenigsten möchte ich bezweifeln, ob es bei diesem Entschluß verharren wird. Der Gedanke liegt doch gar zu nahe, daß Oesterreich die Bulgaren direkt einladen wird, auch ihrerseits einen Teil des serbischen Gebietes zu besetzen.

Obgleich die Welt seit langer Zeit darauf gefaßt war, daß Oesterreich Serbien zur Verantwortung ziehen werde, so hat man doch vielfältig gefunden, daß die Bedingungen und Forderungen, die Oesterreich gestellt hat, über das erwartete Maß hinausgegangen seien; dazu eine Beantwortungsfrist von nur 48 Stunden, die knapp auch nur eine Rückfrage in St. Petersburg ermöglichte.

War hier eine Schroffheit beabsichtigt, die die Erhaltung des Friedens von vornherein unmöglich machen sollte? Mir scheint, mit mehr Recht legt man das gerade Gegenteil hinein. Nehmen wir an, Oesterreich hätte von dieser oder jener der jetzt gestellten Forderungen abgesehen und sich in der Fassung einer gesuchten Höflichkeit befleißigt: die Hauptsache, der Verzicht auf den groß-serbischen Staatsgedanken und die groß-serbische Agitation hätte auf alle Fälle unzweideutig zum Ausdruck kommen müssen. Dies aber

ist der Punkt, wo von den Serben, die heute geschwellt sind von dem Stolz auf zwei siegreich durchgeführte Kriege und deren ganzes Sinnen und Trachten von nichts anderem als Großserbien erfüllt ist, Nachgiebigkeit schlechterdings nicht zu erwarten war. Selbst eine Annahme der österreichischen Bedingungen wäre nur das Vorspiel zu neuen Streitigkeiten gewesen. Eine markiert milde Fassung der österreichischen Forderungen hätte also sachlich keineswegs etwas erreicht, moralisch aber den Eindruck der Schwäche und der ungenügenden Entschlossenheit gemacht und damit die Kriegsgefahr nicht vermindert, sondern vermehrt.

Denn die Kriegsgefahr liegt ja nicht bei Serbien, sondern bei Rußland. Bleibt Serbien isoliert, so wird es der ungeheuren Ueberlegenheit Oesterreichs, dem dann sicherlich auch Bulgarien beitritt, kaum einen wesentlichen Widerstand entgegensetzen können; oder wenn es sich nicht ohne Blutvergießen ergeben will, so werden Oesterreich und Bulgarien doch in nicht zu langer Frist damit fertig werden. Hätte es den Anschein gewonnen, als ob Oesterreich nur mit einer gewissen Zaghaftigkeit an den serbischen Gernegroß heranginge, so hätte sich in der russischen Diplomatie sicherlich die Vorstellung gebildet, daß man durch energisches Bluffen Oesterreich noch werde zurückschrecken können. Solches Bluffen enthält aber immer eine Kriegsgefahr. Es hätte sein können, daß der Zar, ohne wirklich den Krieg zu wollen, doch mit Drohungen so weit gegangen wäre, daß er schließlich nicht mehr zurück konnte. So ist schon mancher große Krieg in der Weltgeschichte entstanden. Indem Graf Berchtold seine Note an Serbien so scharf wie möglich faßte, hat er den Zaren auch unmittelbar vor die Entscheidung, ob Krieg, ob Frieden, gestellt, und dabei sind die Chancen für den Frieden größer, als wenn man erst noch eine Zeitlang unsicher zwischen Krieg und Frieden hin- und hergetrieben wäre. Die serbische Note stellt also der Leitung der österreichischen Politik ein ausgezeichnetes Zeugnis nicht nur der Entschlossenheit, sondern auch kluger, politischer Berechnung aus.

Aber vielleicht war diese Klugheit zwecklos; wird Rußland nicht unter allen Umständen für Serbien eintreten und den Kampf aufnehmen? Ist es denkbar, daß Serbien die österreichische Note abgelehnt hat, ohne der Hilfe Rußlands sicher zu sein? Ganz Europa steht in banger Erwartung, daß heute oder morgen der Weltkrieg, die furchtbarste aller Katastrophen, hereinbrechen werde.

Es ist klar, daß es für Rußland sehr schwer ist, diesen Außenposten, den es sich in dem Oesterreich feindlichen Serbien geschaffen, aufzugeben. Nicht nur politischer Kalkül, sondern auch Gemütswerte verbinden das mütterliche Rußland mit dem kleinen Slawenstaat. Selbst wenn die russische Regierung den Frieden erhalten möchte, die von den Panslawisten geführte öffentliche Meinung wird toben und einen gewaltigen Druck auf sie ausüben. Wie die öffentliche Meinung in Rußland gesonnen ist, davon hat der Brief des Professors v. Mitrofanoff ein nur zu lebendiges Zeugnis

gegeben, und gerade im rechten Augenblick hat die Untersuchung von Dr. Daniels über den Ursprung des letzten russisch-türkischen Krieges uns gezeigt, wie schwach eine russische Regierung der öffentlichen Meinung gegenüber sein kann. Es ist daher sehr wohl möglich, daß die Serben den Oesterreichern Trotz entgegensetzen, nicht sowohl, weil die russische Diplomatie sie dazu ermutigt hat, als weil sie glauben, durch das Blutvergießen selbst die öffentliche Meinung in Rußland in einen solchen Rausch zu versetzen, daß sie ihre Regierung zwingt, ebenfalls loszuschlagen.

Aber wir wollen die Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens darum doch nicht völlig aufgeben. Es sind doch Umstände da, die es dem Zaren kaum rätlich erscheinen lassen können, gerade jetzt in den Krieg einzutreten.

Daß Oesterreich das moralische Recht hat, gewisse gewichtige Forderungen an Serbien zu stellen, ist von allen Seiten zugestanden, und im besonderen alle Monarchen und schließlich sogar die republikanischen Staatshäupter sind bei aller Gegensätzlichkeit gegeneinander, doch durch ein gewisses familienhaftes Gefühl unter sich verbunden, und nicht nur der Zar, sondern sogar Frankreich nimmt nicht gern die Rolle auf sich, auch nur mittelbar Königsmörder zu schützen. Auch hat es ganz den Anschein, daß weder Rußland noch Frankreich sich in diesem Augenblick ganz kriegsbereit fühlen. Die Enthüllungen des Senators Humbert, mag darin mehr oder weniger wahr sein, mag das Wahre mehr oder weniger Bedeutung haben, haben auf die öffentliche Meinung in Frankreich jedenfalls einen sehr deprimierenden Eindruck gemacht. Die Petersburger Krawalle, deren Zeugen eben der Präsident und der auswärtige Minister der Republik gewesen sind, werden sie auch nicht gerade mit Zuversicht erfüllen. Dabei zeigt sich der französische Kapitalmarkt sehr erschöpft, und die Ernte im größten Teil Rußlands ist schwach. Umgekehrt freilich wissen die Penslawisten, wie viel sie an dem selbständigen Serbien verlieren und wie wenig sie bei einem europäischen Kriege riskieren. Wenn Rußland schließlich geschlagen wird, erklärt es den Staatsbankrott, ist seine auswärtigen Zinszahlungen los und ist wohlhabender als zuvor. Frankreich trägt die Last: ebendarum werden aber die Franzosen sich wohl ebenso wie 1909 besinnen, ehe es ernst wird, und ohne die Franzosen können auch die Russen nichts.

Kann aber Rußland die mittelbare Stärkung, die Oesterreich durch eine Niederzwingung Serbiens erfährt, ohne Widerspruch zugeben? Zunächst gibt es dafür eine Aufrechnung. Welches Recht hat denn Rußland, sich jetzt eines großen Teiles des Landes des Schahs von Persien zu bemächtigen, oder wenn man ihm und England dieses Recht, weil es sich um unvermeidliche Notwendigkeit handele, zugestehen will, haben denn nicht andere Großmächte ein Recht, einen Anspruch auf Kompensation anzumelden? Entspringt nicht der Eingriff Oesterreichs in Serbien

ebenfalls einer unausweichlichen Notwendigkeit? Behauptet man in Rußland, daß die Verschiebungen des Gleichgewichts in Serbien und Persien nicht ausgeglichen seien und daß namentlich die russische öffentliche Meinung sich damit nicht zufrieden geben könne, so gibt es vielleicht noch hier und da einen Punkt, wo Europa Rußland in etwas entgegenkommen könnte, z. B. bezüglich der völkerrechtlichen Bestimmungen über die Durchfahrt durch den Bosporus und durch die Dardanellen, die ohne die Türkei zu schädigen, etwas modifiziert werden würden. Aber um solche Gedanken überhaupt in Erwägung zu ziehen, müßte man erst des guten Willens, daß Rußland wirklich und dauernd den Frieden zu erhalten gewillt ist, einigermaßen gewiß sein, und das ist in diesem Augenblick wenigstens durchaus zweifelhaft.

Daß das Deutsche Reich, wenn es jetzt zum Kampfe kommt, Oesterreich zur Seite stehen wird, ist dem deutschen Volke selbstverständlich. Wenn wir duldeten, daß Oesterreich von Rußland niedergeworfen und aufgelöst wird, so haben wir den nächsten Krieg gegen Rußland und Frankreich allein zu bestehen. Unter keinen Umständen dürfen wir unseren Nachkommen diese Gefahr hinterlassen und deshalb ist die Erhaltung der habsburgischen Monarchie in möglichster Stärke ein Lebensbedürfnis des Deutschen Reiches. Deshalb ist es auch für uns zwar nur ein mittelbarer, aber darum ein nicht weniger großer Gewinn, wenn Oesterreich diesen Pfahl im Fleische, die groß-serbische Agitation endlich los wird. Dieser Gewinn für uns ist so groß, daß wir auch die Gefahr des Krieges nach zwei Fronten deshalb auf uns nehmen können und müssen.

Da keinerlei Abkommen zwischen Oesterreich und Serbien denkbar ist, das Oesterreich die genügende Sicherheit gegen den Fortgang der groß-serbischen Agitation gäbe, so ist die einzige annehmbare Lösung der Krisis, daß Oesterreich Serbien bis auf weiteres in Sequester nimmt. Es muß die serbische Armee entwaffnen und auflösen, gewisse Teile des jetzigen Königreichs an Bulgarien überlassen und für den Rest eine Verwaltung einsetzen, die die nationale Agitation unterdrückt.

Es ist nicht gesagt, daß ein solches Sequester nur, wie bei Bosnien, der Uebergang zu künftiger Annexion wäre. Es ist auch sehr wohl denkbar, daß, sobald einmal das serbische Selbstbewußtsein genügend gedemütigt ist, eine Form gefunden wird, mit der Serbien in einer gewissen nationalen Selbständigkeit wiedererstehen kann, z. B. indem es in einen Zollverein mit Oesterreich tritt. Eine solche wirtschaftliche Interessen-Einheit würde vermutlich den Antagonismus gegen Oesterreich so weit dämpfen, daß beide Staatswesen wieder friedlich nebeneinander bestehen könnten.

Es ist durchaus falsch, sich vorzustellen, daß Oesterreich und Serbien notwendig und unter allen Umständen natürliche Feinde seien. König Milan, der eine sehr anfechtbare Persönlichkeit, aber ein sehr kluger

Politiker war, hat von je den Serben vorausgesagt, daß die Feindschaft mit Oesterreich schließlich zum Unheil ausschlagen werde und machte deshalb eine ausgesprochene austrophile Politik. Das ist nun so weit eingetroffen, daß, falls nicht ein allgemeiner europäischer Krieg alle bestehenden Verhältnisse umstürzt, es mit der Souveränität Serbiens zu Ende ist. Das serbische Volk wird darum weiterleben.

Ja sogar, wenn schließlich eine internationale Verwicklung dazu führen sollte, daß Serbien österreichisch würde, so würde der serbische Nationalgedanke darunter nicht leiden, denn die ersehnte nationale Einheit wäre dann hergestellt, unter dem österreichischen Szepter, und das vereinigte Südslawentum innerhalb der habsburgischen Monarchie wäre von solcher Masse, daß es sich neben Deutschtum und Magyarentum bald genug eine Anerkennung und Geltung verschaffen würde, die dem nationalen Selbstbewußtsein Befriedigung geben würde, vielleicht mehr als Deutsche und Magyaren gutheißen möchten.

Aber das sind ferne Zukunfts-Gedanken. Die Sorge des Tages ist: der Weltkrieg. Wenn er denn einmal geführt werden soll, so ist der Augenblick gewiß für uns und Oesterreich so günstig wie möglich. An der Bundestreue Italiens zu zweifeln, ist kein Grund; ihm winken aus der französischen Beute gerade die allerschönsten Preise, Tunis, Savoyen oder noch mehr, die seinen Ehrgeiz wohl locken können und es beim Dreibund festhalten. Hält aber Italien zu uns, während England neutral bleibt, so können wir mit voller Zuversicht in den Krieg gehen — oder aber eben deshalb fängt die franko-russische Brüderschaft den Krieg garnicht erst an.

26. 7. 14. Delbrück.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Amtlicher Führer durch das Königl. Zeughaus. — Preis M. 0,75, geb. M. 1,—. Berlin. Julius Bord.

Archivo Muratoriano. — Studie Richerche in Servigio della nuva Edizione dei „Rerum italicarum Scriptores" di L. A. Mura-Tori. Nr. 12. 13. Direttore: Vittorio Florino. In Citta di Castello 1913.

Auerbach, Mathias. — Einfälle und Betrachtungen. II. Philosophische und weltliche Gedanken. Dresden, Carl Reissner.

Bellée. — Polen und die römische Kurie in den Jahren 1414—1424. M. 8,60. Berlin und Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshaus.

Berlioz, Hector. — Lebenserinnerungen. Gebd. M. 6,—. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

Beyel, Dr. Franz. — Zum Stil des grünen Heinrich. M. 4.—. Tübingen. J. C. B. Mohr.

Boehlig, Hans. — Religionsgeschichtliche Volksbücher. VI Reihe. 2. Heft. Aus dem Briefe des Paulus nach Rom. Preis 50 Pf. Tübingen. J. C. B. Mohr.

Buchner, Eberhard. — Liebe, kulturhistorisch interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen. Geh. M. 3,—, gebd. M. 4,—. Albert Langen, Verlag, München.

Christ, Lena. — Mathias Bichler, Roman. Geb. M. 4,—, in Pappband M. 5,—. Albert Langen, Verlag, München.

Les cruautés bulgares en Macedoine orientale et en Thrace 1912—1913. Athènes 1914. Imprimerie P. D. Sakellarius.

Dahlem, Paul. — Buddhismus als Religion und Moral. M. 8,—. Leipzig 1914. Walter Markgraf.

Deissmann, Adolf. — Der Lehrstuhl für Religionsgeschichte. Berlin 1914, Weidmannsche Buchhandlung.

Deutschland und die Deutschen, vom amerikanischen Gesichtspunkt aus betrachtet von Price Collier, übersetzt von E. von Kraatz. Verlag Georg Westermann, Berlin, Braunschweig, Hamburg.

Emerson Ralph Waldo. — Ueber den Krieg. Deutsch von Sophie von Harbou. Preis 30 Pf. Verlag der Friedens-Warte, Berlin-Leipzig.

F. J. — Der Wille zum Sieg. M. 2,40. Leipzig. Heinrich Finck.

Der französische Witz. Anekdoten, Bonmots, Epigramme, ausgewählt und übertragen von E. W. Günter. Geh. M. 1,—. Verlag Albert Langen, München.

Fried, Alfred. — Kurze Aufklärungen über Wesen und Ziel des Pazifismus. Berlin-Leipzig, Verlag der Friedens-Warte.

Gehrig, Dr. Hans. — Die Begründung des Prinzips der Sozialreform. M. 8,—. Jena, Gustav Fischer.

v. d. Goltz, Colmar. — Kriegsgeschichte Deutschlands im Neunzehnten Jahrhundert. II. Teil. Im Zeitalter Kaiser Wilhelm des Siegreichen. M. 10,—, geb. M. 11,50, Halbfranz M. 12,50. Berlin, Georg Bondi.

Gräf, Dr. Hans. — Goethe über seine Dichtungen. III. Teil, II. Band, I. Hälfte. M. 20,—, geb. M. 21,50. Frankfurt a. M. Rütten & Loening.

Hanauer, Dr. W. — Die hygienischen Verhältnisse der Heimarbeiterinnen im rhein- und mainischen Wirtschaftsgebiete. M. 1,—. Jena, Gustav Fischer.

Hamsun, Knut. — Die letzte Freude. Roman. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50. Albert Langen, Verlag, München.

Heinemann, Ernst. — Ueber das Verhältnis der Poesie zur Musik und die Möglichkeit des Gesamtkunstwerkes. Versuch einer Ergänzung zu Lessing's Laokoon. Boll & Pickardt, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Höffner, Johannes. — Gideon der Arzt. Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchh.

Hiekettier, Fritz. — Ueberblick über die Weltgeschichte. M. 7,50, geb. M. 8,50. Berlin, Emil Ebering.

Hirsch, Dr. Julian. — Die Genesis des Ruhmes. M. 6,60. Leipzig, Joh. Ambrosius Barth.

Hue de Grais. — Gegenstand und Methode des staatsbürgerlichen Unterrichts auf der Grundlage des Staatsgedankens. M. 0.60. Berlin, Julius Springer.

Jöhlinger, Otto. — Die koloniale Handelspolitik der Weltmächte. Volkswirtschaftliche Zeitfragen, Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin. Jahrg. 35. Einzelheft 1 M. Berlin, Verlag von Leonh. Simeon Nchf.

Kaufmann, Dr. Paul. — Schadenverhütendes Wirken in der deutschen Arbeiterversicherung. M. 5,—. Berlin, Franz Vahlen.

Kemmerich, Dr. Max. — Das Kausalgesetz der Weltgeschichte. II. Band. Albert Langen, München.

Köhler, Franz. — Religionsgeschichtliche Volksbücher. VI. Reihe, 3. Heft. Pastoralbriefe. Preis 50 Pf. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Koss, Dr. Henning von. — Die Schlachten bei St. Quentin (10. Aug. 1557) und bei Gravelingen (13. Juli 1558) nebst einem Beitrag zur Kenntnis der spanischen Infanterie im 16. Jahrhundert. Berlin 1914. Emil Ebering.

Langens Markbücher. — Band I. Ludwig Thoma. Assessor Karlchen. — Band II. Max Dauthenday, Der Garten ohne Jahreszeiten. — Band III. Knut Hamsum, Abenteuer. — Band IV. Selma Lagerlöf, Die sieben Todsünden. — Band V. Grazia Deledda, Sardische Geschichten. — Band VI. Peter Scher, Die Flucht aus Berlin. Per Band 1 Mark. Verlag Albert Langen, München.

Liepe, Wolfgang. — Das Religionsproblem im Neueren Drama von Lessing bis zur Romantik. Halle, Max Niemeyer.

Lindner, Theodor. — Weltgeschichte seit der Völkerwanderung in 9 Bänden. Bd. VIII. M. 6,50, gebd. M. 7,—. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.

Lionnet, Dr. Albert. — Historische Studien. Heft 120. Die Erhebungspläne preussischer Patrioten Ende 1806 und Frühjahr 1807. M. 5,20. Berlin, Emil Ebering.

Lobethal, Rudolf. — Verwaltung und Finanzpolitik in Preussen während der Jahre 1808—1810. (Von der Entlassung Steins bis zum Amtsantritt Hardenbergs. Dissertation Berlin 1914. Emil Ebering, Berlin 1914.

Marcus, Maximilian. — Umlage und Kapitaldeckung. Untersuchungen zur Frage der Rücklagen der gewerblichen Berufsgenossenschaften. Berlin 1913. Moesers Verlag.

Meyer, Dr. Friedrich. — Deutsche Staatsbürgerkunde auf Geschichtlicher Grundlage. M. 2,50. Halle a. S. Verlag des Waisenhauses.

Mitteilungen des deutsch-amerikanischen Instituts. Heft I. Verlag der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart.

Nathusius, Annemarie von. — Ich bin das Schwert. Dresden 1914. Verlag von Carl Reissner.

Sartori, Paul. — Sitte und Brauch. III. Teil. Zeiten und Feste des Jahres. Handbücher zur Volkskunde VII/VIII. Preis M. 4,—. Verlag von Wilhelm Heims, Leipzig 1914.

Schanz, Martin — Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. VIII. Band. 4. Teil. I. Geschichte der römischen Literatur. M. 10,—. geb. 12.—. München. C. H. Beck, Verlagsbuchh.

v. Scharfenort. — Kulturbilder aus der Vergangenheit des altpreussischen Heeres. Berlin 1914. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn.

Schaukal, Richard. — Zettelkasten eines Zeitgenossen aus Hans Bürgens Papieren. München 1913 bei Georg Müller.

Scheleus, Hermann. — Shakespeare und sein Wissen auf den Gebieten der Arznei- und Volkskunde I. Brosch. M. 8,—, gebd. M. 9,—. Verlag von Leopold Voss, Leipzig und Hamburg 1914.

Scheichl, Dr. Franz. — Historische Studien. Heft 117. Der Malteserritter und Generalleutnant Jacob von Grémonville. M. 6,—. Berlin, Emil Ebering.

v. Schelling, F. W. J. — Briefe über Dogmatismus und Kritizismus. M. 2,50, gebd. M. 3,—. Leipzig, Felix Meiner.

Schemann. — Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus I/II. à M. 9,— Strassburg, Karl J. Trübner.

Schiemann, Dr. Th. — Deutschland und die grosse Politik 1914. Geh. M. 6,—, gebd. M. 7,—. Berlin, Druck u. Verlag von Georg Reimer. 1914.

Schirren, C. — Zur Geschichte des Nordischen Krieges. Rezensionen. Ladenpreis M. 6,—. Kiel. Verlag von Walter G. Mühlau, 1913.

Schmerl, Wilh. Seb. — Der Pfarrherr von Gollhofen, gebd. M. 4,—. München, C. H. Becksche Verlagsbuchh.

Schmieder. — Der Schulaufsatz. Tatsachen und Möglichkeiten. M. 2,—, gebd. M. 2,50. Leipzig, B. G. Teubner.

Schmitz. Oskar A. H. — Die Weltanschauung der Halbgebildeten. München, Georg Müller.

Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche. 28. Jahg. 2. Heft M. 15,—. München & Leipzig, Duncker & Humblot.

Schneider, Karl. — Zur Ausgestaltung der deutschen Sprache. Borsdorf b. Leipzig, Verlag von A. Hafert u. G.

Scholz, Heinrich. — Die Religionsphilosophie des Herbert von Cherbury. M. 3,—. Giessen, Alfred Töpelmann.

Schriften der Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung. 12 Verhandlungen der 1. deut. Konferenz. M. 2,—. Leipzig, B. G. Teubner.

Schriften der Wheelergesellschaft zur Erörterung von Fragen des deutschen und ausländischen Bildungswesens. I. Heft: Die politische Erziehung des jungen Amerikaners von Prof. Dr. William H. Sloane, M. 1,—.
II. Heft: Pädagogik als Wissenschaft und Professuren der Pädagogik von Dr. Paul Ziertmann. M. 2,—.
III. Heft: Verhandlungsberichte über die Sitzung vom 6. Mai 1910 bis zum 30. September 1913. M. 2,80. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Schubin, Ossip. — Monsieur Paul. Schauspiel in 3 Akten mit einem Vorspiel. M. 3,—. Berlin, Gebr. Paetel.

Schwaner, Wilh. — Sprüche und Gedanken aus den Werken eines Volkserziehers. Gesammelt von E. W. Trojan. Verlag Fritz Eckardt, Leipzig.

Schweden, historisch-statistisches Handbuch. Teil I. Land und Volk. Teil II. Gewerbe. Im Auftrage der Regierung von J. Guinhard. Stockholm 1913/14

Sehling, Emil. — Geschichte der protestantischen Kirchenverfassung. M. 1,20, gebd. M. 1,80. Leipzig, B. G. Teubner.

Seidel, Willy. — Der Sang der Sakije. Roman. Insel-Verlag, Leipzig 1914.

Skribanowitz, Hermann. — Pseudo-Demetrius I. Dissertation 1913. Emil Ebering, Berlin NW.

Sloane, William H. — Die politische Erziehung des jungen Amerikaners. Schriften der Wheelergesellschaft zur Erörterung von Fragen des deutschen und ausländischen Bildungswesens. Heft I. Preis M. 1,—. Berlin 1914. Weidmannsche Buchhandlung.

Södeur, Pfarrer Dr. — Kierkegaard und Nietzsche V. Reihe, 14. Heft der Religionsgeschichtlichen Volksbücher. Begründet von Friedrich Michael Schiele, M. 0,50, gebd. M. 0,80. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Solorjeff, Waldimir. — Die geistigen Grundlagen des Lebens. M. 7,—, gebd. M. 8,50. Jena. Eugen Diederichs.

Soziale Kultur, vierteljährlich M. 1,50. Volksvereinsverlag G. m. b. H. M.-Gladbach.

Spanuth, Johannes. — Britisch-Kaffraria und seine deutschen Siedlungen. Mit einer Karte. — Schriften des Vereins für Sozialpolitik. 147. Band. IV. Teil. Verlag von Duncker & Humblot, München u. Leipzig, 1914.

Speyer, Wilhelm. — Das fürstliche Haus Herfurth. Roman. Verlag Albert Langen München.

Spitteler, Carl — Meine frühesten Erlebnisse. M. 2,50, gebd. M. 3,50. Jena, Eugen Diederichs.

Statistisches Jahrbuch für den Preussischen Staat. 1913. Herausgegeben vom Königl. Statistischen Landesamt. Berlin 1914.

Stepankowsky, V. — The russian plot to seize Galicia. price 6 d. Henri James Hall & Co. London W.

Stern, Dr. Selma. — Anacharsis Cloots, der Redner des Menschengeschlechts. Historische Studien. Heft 119. M. 7,20 Berlin, Emil Ebering.

Sternberg, Fritz. – Grimmelshausen und die deutsche satirisch-politische Literatur seiner Zeit Triest, Prof. Fritz Sternberg.

Stieger, Oekonomierat Dr. — Buchführungs-Ergebnisse in fünfjährigen Durchschnitten schliessend mit dem Rechnungsjahr 1911/12. — Arbeiten der deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Heft 255. Berlin SW. Deutsche Landwirtsch. Gesellschaft.

Storm. Theodor. — Renate. Gebd. M. 1,—. Berlin, Gebr. Paetel.
—,— Carsten Curator. M 1,—. Berlin, Gebr. Paetel.

Strieder, Jacob. — Studien zu Geschichte kapitalistischer Organisationsformen. M. 12,— München und Leipzig, Duncker & Humblot.

Studentenschaft und Jugendbewegung. Herausgegeben vom Vorort der deutschen Freien Studentenschaft. Preis M. 1,30. Verlag Max Steinbach, München 1914.

Süddeutsche Monatshefte. Vierteljährl. M. 4,—. Einzelheft M. 1,50. München, Verlag Süddeutsche Monatshefte.

v. Sydow, Eckart. — Der Gedanke des Ideal-Reichs. M. 4,50. Leipzig, Felix Meiner.

Trine, Ralph Waldo. — Der Neubau des Lebens. Richtlinien. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb. Preis M. 4,—. Stuttgart 1914. Verlag von J. Engelhorns Nchf.

Trivero, Camille. — Nuova Critica della Morale. Kantiana in relazione Colla Teoria dei Bisogni. Milano Torino Roma. — Fratelli Bocca. Editori 1914.

Trüdinger, Dr. Otto. — Die Milchversorgung in Württemberg. — Schriften für Sozialpolitik. Band 140. IV. Teil. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig 1914.

Tyszka, Dr. Carl von. — Löhne und Lebenskosten in Westeuropa im 19. Jahrhundert, nebst einem Anhang; Lebenskosten deutscher und westeuropäischer Arbeiter früher und jetzt. Schriften des Vereins für Sozialpolitik. 145. Band. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig, 1914.

Universität Zürich. — Die Einweihung der Neuen Universität und Jahresbericht 1913 bis 1914. Zürich, Orell & Füssli.

Vaerting, Marie. — Das Leben. Roman. Verlag Albert Langen, München.

Verhandlungen der Gründungsversammlung des Verbandes deutscher Geschichtslehrer zu Marburg in Hessen. Am 29. Sept. 1913. Preis geh. M. 1,50. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin.

Vestenhof, A. v. — Auf wilder Fahrt. Kurze Geschichten. Verlag Albert Langen, München.

V. Verwaltungsbericht des Königlich Preussischen Landesgewerbeamts 1914. Berlin, Heymanns Verlag.

1848. **Der Vorkampf** deutscher Einheit und Freiheit. Erinnerungen, Urkunden, Berichte, Briefe. Herausgegeben von Tim Klein. M. 1,80, gebd. M. 3,—. Ebenhausen-München. Wilhelm Langewiesche-Brandt.

Die Vorbildung zum Studium in der philosophischen Fakultät. M. 0,80. Leipzig, B. G. Teubner.

Vögtlin, Adolf. — Gottfried Keller-Anekdoten. M. 1,50. Berlin-Leipzig. Schuster & Loeffler.

Waddington, Richard. — La guerre de sept ans. Histoire diplomatique et militaire. Tome V. Pondichery. — Villinghausen. Schweidnitz. Paris, Fermin-Didot & Co.

Wahl, Hans. — Geschichte des teutschen Merkur. Kap. I—IV. Dissertation, Berlin 1914. Berlin 1914. Mayer & Müller.

Weber, Prof. Dr. Ad. — Die Lohnbewegungen der Gewerkschaftsdemokratie. Ein antikritischer Beitrag zum Gewerkschaftsproblem. — Kölner Studien zum Staats- und Wirtschaftsleben. Heft VII. Bonn 1914. A. Marcus und E. Webers Verlag.

Weber, Prof. Alfred. — Arbeitswilligenschutz. Preis M. 0,50. Verlag Ernst Reinhardt in München.

Wheelergesellschaft. Schriften zur Erörterung von Fragen des deutschen und ausländischen Bildungswesens. Heft 3. Verhandlungsberichte über Sitzungen vom 6. Mai 1910 bis zum 30. September 1913. Preis M. 2,80. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Wendland, Joh. — Die neue Diesseitsreligion. Religionsgeschichtliche Volksbücher, V. Reihe, Heft 13. M. 0,50. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Wernle, D. P. — Evangelisches Christentum in der Gegenwart. Brosch. M. 2,50, gebd. M. 3,50. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Whitman, Sidney. — Turkish Memories. London, William Heinemann.

Wiecker Bote. Akademische Monatsschrift. 1. Jahr, Heft 25 Pf. Abonnement M. 1,25. Wieck-Eldena i. P.

v. Winternitz, Friderike Maria. — Der Ruf der Heimat. M. 4,—, gebd. M. 5,—. Berlin, Schuster & Loeffler.

Witte, Hans. — Besiedlung des Ostens und Hanse. M. 1,—. München und Leipzig, Duncker & Humblot.

Wundt, Max — Platons Leben und Werk. M. 4,—, gebd. M. 5,50. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Ziemssen, Otto. — Familien- und Lebenserinnerungen. Geh. M. 5,50. Gotha 1913. C. F. Thienemann.

Zinn, Gottfried. — Die Schlacht bei Salamis. Mit einer Karte. Dissertation, Berlin 1914. Verlag R. Trenkel, Berlin.

Zitelmann, Ernst. — Die Rechtsfragen der Luftfahrt. München und Leipzig 1914 Duncker & Humblot.

Zolanus. — Die Technik des Romans. M. 2,—, geb. M. 3,—. Berlin, Schuster & Loeffler.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 66/67, einzuschicken.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Die christliche Hymne.

Von

Dr. Kurt Hildebrandt.

Hymnen und Sequenzen. Uebertragungen aus den lateinischen Dichtern der Kirche vom IV. bis XV. Jahrhundert. Von Friedrich Wolters. Verlag Otto v. Holten. 1914.

Indem wir das Wort Hymnos klingen hören, vernehmen wir die rätselhafte Kraft, mit der Ein Wort lebendige Wirkung von Jahrtausenden zusammenballt, atmen wir den Duft der frühen Gesänge, die in hellenischen Heiligtümern dem Volk Schicksal und Leiden der Gottheit offenbarten, fühlen wir etwas von dem ewig-hohen Lebensgefühl, das sich nicht den zerreibenden Kräften des Alltags opfert, sondern im Leben selbst nur den heiligen Lobgesang ehrt. Wenn wir dann den Untertitel des Buches von Wolters betrachten, so erinnern wir uns der ungeheuren geistigen Gewalten, die aus dem zerfallenden antiken Gefüge Europas das Reich der Christenheit schufen, das geistige Reich, das wie nie ein anderes die Kräfte der Erde erregt und beherrscht hat. Die volle Erkenntnis dieser lebendigen Vorgänge ist uns verschlossen; sie ist zerbröckelt in die wissenschaftlichen Probleme, die sich immer wieder in den Mittelpunkt der Geschichtsforschung stellen: die Zusammenhänge der antiken und christlichen Kultur.

Aber gerade die schöpferische Mitte jenes Geschehens, der im sprachlichen Gebilde wirklich gewordene Geist jener Zeiten ist uns eröffnet. Der wahre Chorgesang der christlichen Völker im gleichen Latein, in gleichen Versmaßen zugleich Ausdruck der höchsten Denker jener Jahrhunderte, zugleich bestimmt und geeignet, die Völker in ihren höchsten Lebensfeiern zu vereinen, ist uns erhalten. In das wahllose Gewimmel der hellenischen, römischen, phönizischen, phry-

gischen, persischen, ägyptischen Religionsfetzen war wie durch ein Wunder eine unwiderstehlich organisch wachsende Religion getreten, hatte die stärksten Kräfte der späten Antike in sich aufgenommen, und so geheimnisvoll die wirkenden Kräfte uns sein mögen, die Spiegelung dieses Wunders, dieser Umgestaltung des Lebensgefühles, betrachten wir in den Hymnen, denn in neuen Tönen, neuen Gedanken umkreisen die Chöre der Nationen immer wieder dies Eine Wunder.

Mailand, nachdem Rom viel von seiner politischen Macht eingebüßt hatte, eine der bedeutendsten Städte, wurde durch seinen Bischof Ambrosius der erste Herd der Hymnendichtung (wenn wir von Hilarius absehen). Die Entwicklungsgeschichte kann uns wohl deutlich machen, wie die einzelnen Mittel sich allmählich wandeln, aber nie gibt sie uns wirkliche Aufklärung über Entstehung und Wesen der geistigen Gebilde. Reif und gewaffnet springen sie wie Athene aus Jupiters Haupt, aus dem Haupte der Zeit. Dies Prinzip — heute meist geleugnet, denn es macht die ganze so bequeme analysierende, überall nur die gleichen Elemente findende Psychologie überflüssig — findet auch in der Hymnendichtung seinen klaren Ausdruck, denn Ambrosius, der Begründer der Hymnendichtung, ist auch ein unübertroffener, vielleicht der größte Hymnendichter. Neue Mittel, neue Gedanken haben die späteren elf Jahrhunderte dazugetan, sie haben den Gesang bereichern, aber nicht sein Niveau erhöhen können.

Ambrosius dichtet noch in reiner, in antiker Form (natürlich reimlos). Wir fühlen in seinen Gesängen antiken Geist und würden doch keinen römischen Dichter finden, dem er ähnlich ist, denn es ist nicht die genießende und belehrende Muße, sondern der große Wille der Herrscher, der in ihm weiterlebt. Wie Augustus dem Imperium die politische Norm setzt, so setzt Ambrosius der Christenheit die geistige Norm. „Die ganze Strenge des Römers, sein gemessener Stolz und seine verhaltene Glut“ ist in diese Strophen gebannt. Vergebens würde man bei Ambrosius suchen, was nach der Anschauung der heutigen Freunde und Feinde des Christentums dessen Gehalt ausmacht: die mitleidende Liebe, die demütige Haltung, das Sündenbewußtsein, das Erlösungsbedürfnis, die Betonung des Jenseits, das Verweilen in seelischen Erregungen. Das Feuer der Ambrosianischen Gesänge ist das Feuer einer neuen Lehre, die das Weltall umformen will, eines neuen Weltgefühls, das ein anderes Menschengeschlecht, ein anderes Reich schaffen will. So sieht er,

gebildet durch die reifen und umgreifenden Gedanken der Antike, die großen Symbole, die das Weltgeschehen bezeichnen und den Menschen als Träger diesem Weltgeschehen eingeordnet. So singt er den Schöpfer, das Morgenrot, das Licht, und sieht in den kosmischen Bildern den „Rausch des Heiligen Geistes". Es ist nicht wunderbar, daß einer der schönsten Hymnen Johannes dem Evangelisten gilt, dem durch den Geist mit Lorbeer bekränzten. „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort", das ist das Feuer, das in Johannes und Ambrosius brennt.

Kaum weniger groß, aber sein Feuer weniger verschließend, mit tieferen Farben, größeren Erregungen dichtend, erscheint uns Aurelius Prudentius, römischer Statthalter in Spanien. Auch er hat die kosmischen Bilder des Ambrosius, aber sie sind bei ihm stärker von menschlichem Pathos durchglüht. Ist jemals die Idee des neuen Menschen größer, stolzer, allem Buß-Christentum feindlicher ausgesprochen:

. . . . .
Ecce, venit nova progenies
Aethere proditus alter homo
Non luteus velut ille prius
Sed Deus ipse gerens hominem
Corporeisque carens vitiis . . . .

. . . . .
Sieh, es erscheint nun das neue Geschlecht,
Aetherentsprossen der andere Mensch:
Nicht mehr von Lehme wie jener zuvor,
Sondern Gott selber in Menschengestalt
Und von des Leibes Gebresten befreit . . . .

Und wo ist jemals das Wunder des neuen Reiches heroischer gesehen:

Nacht, Finsternis und wolkiger Dunst,
Wirrnis und Wirbel dieser Welt:
Das Licht geht auf, der Himmel hellt,
Christus erscheint! entweicht und flieht!

Das Erdendunkel spaltet sich,
Durchstoßen von der Sonne Speer,
Schon kehrt die Farbe jedem Ding
Im Blick des funkelnden Gestirns. . . .

Erst wenn wir etwas von dieser heroischen Größe nachgefühlt haben, können wir die Artung seiner tröstenden Güte, die sich im Grabgesang reif und vollkommen mit seiner hohen Gesinnung paart, verstehen.

Nun ruhe die traurige Klage
Und die Thränen verhaltet, ihr Mütter,
Niemand beweine die Lieben:
Dieser Tod ist Erneuung des Lebens.

Denn was wollen Höhlen in Felsen,
Was schöne Mäler besagen,
Als daß sie nicht Totes umfangen,
Nur ruhigem Schlummer Vertrautes.

Der teuere Leib, der zur Ruhe
Seellos vor den Augen sich ausstreckt,
Harrt nur kurze Weile, begierig
Nach der hohen Seele Gesellung . . . .

Nun, Erde, umfang ihn mit Güte
Und empfang ihn im hegenden Schoße:
Ich gebe dir Glieder des Menschen,
Ich vertraue dir edelste Reste . . . .

Wir müssen uns versagen, noch weitere Beispiele anzuführen, wie die Betrachtung der verwandelten Welt sich immer wieder in Bildern höchster dichterischer Kraft äußert; der Abendhymnus des Galliers Ennodius möge nur genannt sein. Zweihundert Jahre nach Ambrosius dichtet Gregor der Große, und noch ist die Kraft kaum abgeschwächt in diesen einfach-großen Gesängen, die in „unnachahmlicher Vereinigung von Klarheit, Größe und Milde" wieder Gott, den Weltschöpfer, besingen.

Man würde aber irren, wenn man annimmt, daß die Hymnendichter der beiden Jahrhunderte, um den hohen Ton halten zu können, auf die Fülle der Gestaltungen verzichten, auf die einfachsten kosmischen Geschehnisse sich hätten beschränken müssen. Wir erwähnen hier das frühe Marienlied des Caelius Sedulus (in der Mitte des V. Jahrhunderts). Es begrüßt die Mutter des Herrn im Tone erhabener Würde, ganz ohne die Süßigkeit der späteren Marienlieder. Noch wichtiger aber ist für die Geschichte der Dichtung, ja für die Geschichte überhaupt, daß auch die Geschicke und Nöte ganzer Völker in dieser geistigen Sphäre zum Gesang geworden sind. Mit jener anschauenden Sinnlichkeit, die das Unglück bis ins Einzelne lebendig wiedergibt und doch zugleich Trost gewährt, indem sie uns zwingt, unser Unglück als einen Gegenstand außer uns zu betrachten, sind in den Hymnen der spanischen Westgoten das Elend der Dürre, die Schrecken der Ueberschwemmung, die Qual der barbarischen Kriege besungen. Diese Gesänge sind ebenso groß als weltliche Dichtungen wie als kirchliche Hymnen. — Das sind die altchrist-

lichen Jahrhunderte der Hymnendichtung, noch wesentlich antik; dann folgt die Verwilderung. — — —

Wie Karl der Große das Römische Imperium erneuerte, so erlebte auch an seinem Hofe die Hymnenkunst, in der die Macht des einigenden Geistes ihren Ausdruck gefunden hatte, ihre Renaissance. Paulus Diakonus, Alkuin, Walahfrid Strabo dichten aus einer ähnlichen Gesinnung wie Ambrosius und Gregor. Ehrfürchtige Betrachtung des All und Stolz des Menschen vereinen sie in gleicher Weise. Wir geben als Beispiel zwei Strophen von Alkuins Hymnus an Gott.

Lobe der Mensch dich,
Gütiger Schöpfer,
Friedlichen Herzens,
Liebenden Geistes,
Weil kein geringer
Teil er der Welt ist.

Denn er allein trägt,
Heiliger Schöpfer,
Edel dein Bildnis,
Wenn festen Geistes,
Reinlichen Herzens
Fromm er dahinlebt. . . .

Während diese wiedergeborene Antike — man würde sie verkleinern, wenn man sie frühen Humanismus nennt — auch in den folgenden Jahrhunderten als Vorbild weiterwirkt, sehen wir allmählich gänzlich andere Formen aus den Nationen den klassischen lateinischen Formen entgegenwachsen.

Anscheinend ganz unvermittelt leuchtet in diesem Bereich ein ganz anderes Lebensgefühl auf. Zwischen den so überpersönlichen Gesängen, die alles Individuelle im Ewigen geschmolzen haben, klingt das einsame Leid einer seltsam kindlich-großen, süß-traurigen Persönlichkeit, die sich an Christus, das Knäblein, innig, vertraulich andrängt. Man wäre versucht, den Ton dieses „Hymnus zum Lobe der Heiligsten Dreifaltigkeit" romantisch zu finden; aber es ist vielleicht schon gotische Erschütterung, jedenfalls keine schwärmerische Weltflucht, sondern wirkliches Leben. Gottschalk, der Grafensohn, gewaltsam zum Mönch gemacht, dann flüchtig auf einer Insel, später als Häretiker verbannt und gepeinigt, ist der Dichter. Ob bei diesem Häretiker schon das gleiche Gefühl die vorhandenen Formen zerbricht, das später die gotische Leidenschaft ausmacht, dürfte schwer zu entscheiden sein. Er ist eine eigenartige Erscheinung, die Ent-

wicklung der Hymnendichtung geht andere Wege. Die antike Verskunst der Silbenmessung tritt mehr und mehr zurück und an ihre Stelle tritt die natürliche Wortbetonung. Dann erhebt sich eine neue dichterische Macht, das Wahrzeichen eines ganz neuen Tongefühles, die sich bis auf unsere Tage immer noch gesteigert hat: der Reim. Es ist wohl kein Zufall, daß die Ausprägung dieser neuen Form sich besonders früh in den Marienliedern zeigt, die auch in ihrem Inhalt die Wandlung der Zeit recht deutlich beweisen. Es ist nicht mehr die strenge und herbe Würde des frühen Christentums in der Verehrung der Gottesmutter, sondern eine innige Anbetung der heiligen Jungfrau, die die zarten erotischen Untertöne nicht völlig überdeckt. Aus dem 10. Jahrhundert stammen folgende Strophen:

Sei gegrüßt du Himmelstür,
Stern, der leuchtet für und für,
Heiligste im Himmelsheer,
O Maria, Gottes Mutter hoch und hehr . . . . .

Aus der Wurzel Jesse schoß
Uns das knospenreiche Reis,
Tauige Blume trieb der Sproß
Drin zu ruhen niederstieg der Heilige Geist.

Wie aus dornigem Geflecht
Eine weiche Rose bricht,
Wuchsest du aus dem Geschlecht
Evas, o Maria, mild und schön und schlicht . . .

Während diese liebliche, in unsern Weihnachtsliedern noch nicht erstorbene Dichtung in Norditalien und Südfrankreich blüht (wo später von ihr auch die Minnedichtung ausgeht), zeigt sich die größere Erregtheit der Seele, die sich den strengen reifen Formen nicht ganz einordnen will, auch in der entgegengesetzten Stimmung. Die Strafen der Hölle werden in ihrer furchtbaren Unerbittlichkeit und ewigen Hoffnungslosigkeit, wie sie Dante und Michelangelo sehen, schon im Gedicht des Petrus Damiani besungen. Aber auch das philosophische Denken wird erregter, bei aller Begrifflichkeit heiß und kalt, schwärmerisch, mystisch. Man kann die gewaltige Preisung des Wesens Gottes im Gesange von Hildebert — „A und O, Gott, Weltenschöpfer" — kaum hören, ohne den Athem des Parmenides zu spüren. Wir ahnen in diesen Gesängen schon die Bewegung der Gotik, die sich dann in Abälards Hymnen nahe ankündigt. Die ruhige Größe der Römer, ihre ganz gebändigte Glut ist in diesen

Gesängen einem stärkeren Schuldbewußtsein, einem tiefer empfundenen Leiden gewichen, das in Christus die Erlösung erhofft. Der unantike Gedanke der Heiligung durch das Leiden an sich wird hier zur Dichtung, aber noch zur großen, unpersönlichen Dichtung, ganz fern von der späteren schwächlichen Leidseligkeit des Einzelnen.

Indem wir auf die vollerblühte Kunst der frühen Gotik blicken, erinnern wir an das anfangs über die „Entwicklung" Gesagte. Ambrosius und Prudentius hatten die Idee der Hymne erfüllt: nicht für Mailand, sondern für die Christenheit, ja für die ewige Menschheit den Lobgesang zu dichten, erhaben über persönliche Neigungen und Geschicke, erhaben über die zeitliche Organisation einer Kirche. Das vermochte als Ganzes die spätere Entwicklung nicht zu übertreffen, sie konnte nur die einzelnen Teile vertiefen, ausdrucksvoller, lebendiger machen. Was die späteren romanischen Hymnen schon andeuten, das vollendet sich nun. Das erotische Element spricht sich noch süßer, manchmal in fast wollüstiger Inbrunst aus. Im Hymnus, der Christus als den Bräutigam der Jungfrauen feiert, erinnert alles, die liebliche, von Wohlgerüchen erfüllte Luft, die süßen Wonnen des Paradieses, die glühende Lust der Verlobten an die Empfindungsweise des Romans von der Rose.

Weniger als vormals steht nun der Kosmos, das Reich Gottes, im Mittelpunkt der Dichtung, jetzt ist die Seele, ihr tiefstes Leid, ihre höchsten Lüste, ihr Schaudern und Ahnen das Herz der Dichtung. Noch Damiani sah in den grausigen Höllenstrafen nur die Wirkung des Gottesreiches, er tritt auf als Warner, aber nicht als Verkünder der eigenen seelischen Erschütterungen. Ganz entgegengesetzt besingt Thomas von Celano in seinem gewaltigen „Dies irae, dies illa" alle Schauer der eigenen Seele, wenn die Posaune tönt und das Buch aufgeschlagen wird. In den ältesten Hymnen sprach aus der Ruhe und Gebundenheit der hohe Stolz des neuen Menschen. Dieser Ton des ruhigen Stolzes scheint nun fast ganz verklungen. Der Aufschwung ist jetzt gewaltsamer, die Sehnsucht größer, aber immer schmerzlicher wird das Versagen empfunden. Der Stolz schwindet, wo die Seele von Sehnsucht und Angst, von Rausch und Pein hin und her geworfen wird. Die Ambrosianische Zeit sah den Kosmos als Gottesreich, ja als ihr eigenes Reich. Jetzt empfindet man das Pathos des Jenseits, die hohe Verachtung der Welt, die Falschheit und Vergänglichkeit der irdischen Erscheinungen. Philippe de Grève, der Pariser, hat wohl die schwersten Töne für diese neue

Gesinnung gefunden in dem Gesang „Alles Fleisch gleicht welkem Grase“ mit den wiederkehrenden Versen:

Erde trittst du, Erde trägst du,
Und zur Erde wieder kehrst du,
Der aus Erde ward gemacht.

Andere Dichter suchen im Schmerz selbst ihren Rausch und Aufschwung. Arnulph von Löwen erlebt in dem herrlichen glutvollen Gedicht an das Antlitz des leidenden Christus (es ist im deutschen Kirchenliede teilweis erhalten) eine innige Verschwisterung des eigenen Leidens mit Christi Leiden.

Es wäre sehr voreilig, solche weltabgewandten Kräfte immer als Schwäche und Zersetzung zu deuten. Das Getriebe der schöpferischen Kräfte ist uns verborgen, aber ganz unbegründet ist die Vermutung nicht, daß diese Aeußerungen eines hocherregten Seelenlebens die Begleiterscheinungen eines stürmischen Wachstums sind, das zeitweise die Harmonie stört, in der Folge aber den Reichtum der Renaissance gebiert. Man wird diese neuen Kräfte am stärksten in den großen mystischen Dichtungen des Adam von St. Victor, des Philippe de Grève, des Thomas von Aquino erkennen, aber es ist hier nicht der Ort, über diese neue und nicht leicht zugängliche Schönheit zu reden. Nur um einen Hinweis auf die dichterische Bildkraft zu geben, die sich von diesem mystischen Boden ablöst, diene die folgende Strophe des Philippe de Grève, die letzte des Gesanges von der Geburt des Herrn.

Wechselweis die Küsse stürzen,
Und die Neuheit ihrer Würzen
Würzt des Felsenkusses Glut,
Aus dem alle Wasser fließen,
In dem zwei zu eins sich gießen
Und des Winkels Scheitel ruht.

Die Mystik muß nicht in Ekstasen und Visionen emporrauschen: sie kann mit männlicher Besonnenheit, mit strengem reifen Denken verbunden sein, wie unter den Deutschen besonders Ekkehart zeigt. Dieser reife Ton der Mystik, der sich wieder dem Platonischen nähert und damit die Erregtheit der frühen Gotik bändigt, ist wohl bei Thomas von Aquino am schönsten Dichtung geworden: „Gebet in Gegenwart des Leibes Christi“:

Ich bete dich ergeben, verborgne Gottheit, an,
Die in diesen Formen ganz sich bergen kann,
Die mein ganzes Sinnen immerdar regiert,
Da es, dich betrachtend, sich in dir verliert.

Sehen, Schmecken, Tasten bleiben in dir blind,
Nur allein im Hören Glaubens Stützen sind.
Denn ich glaube, weil es sagte Gottes Sohn,
Da kein Sagen wahrer, als der Wahrheit Ton ....

Jesus, den verhüllt nur jetzt mein Auge sieht,
Wann geschieht, wonach mich all mein Sehnen zieht:
Daß ich unverhüllt dir schau ins Angesicht
Und im Schauen selig bin in deinem Licht.

Die Mittel der mystischen Sänger sind oft dem scholastischen Denken entnommen, so unverständlich dies auch einem flachen Rationalismus erscheinen mag. Aber wir dürfen auf diese allzu tiefen Fragen hier nicht eingehen und schließen mit zwei Strophen des Johannes Peckham, die doch wenigstens andeuten mögen, in wie inniger Verbindung diese heute so verhaßten „begrifflichen Spielereien" mit dem ernsten und schönen Leben jener Zeit standen.

Hoch auf dem Thron der Majestät
Ein Sitz den dreien ist bereit,
Denn keiner Tröstung Spruch berät
Die einsame Vollkommenheit.

Wenn mit dem geistigen Blicke mild
Der Vater sich in sich versenkt
Von Ewigkeit das gleiche Bild
Der Spiegel seines Lichtes schenkt ...

In den späteren Jahrhunderten der Gotik flutet die große Erregung ab. Auch in der weltabgewandten Himmelssehnsucht des Thomas von Kempen, in dem schmerzvollen „Stabat mater dolorosa" des Jacopone da Todi äußert sich eine große Gefaßtheit. Aus dem immer neuen Preise der Maria, der Rose aus dem Rosengarten klingt eine große Weltfreude, die im „Osterhymus" in vollen Jubel ausschallt. Dann wenden sich die schöpferischen Kräfte immer mehr von den lateinischen Hymnen ab. Manches wird ins deutsche Kirchenlied übernommen, manches in verwässerter, manches in echter Form.

Wir legten dieser Betrachtung die Uebersetzungen von Wolters anstatt der Originale zugrunde und haben dies Verfahren mit einigen Worten zu rechtfertigen. Wohl scheint es von vornherein nicht möglich, daß die Kraft der lateinischen Verse, zumal der Klang der vollen gereimten Endungen, die sich bis zur Musik der Orgel erheben, im Deutschen bei wörtlicher Uebersetzung ganz wiedergegeben werden kann. Wir verdanken es Stephan George, daß heute die Sprache der Dichtung wieder fähig ist, solche Aufgaben zu lösen.

Wenn wir die Uebertragungen im hohen Sinne dichterisch nennen, so wird man nach der heutigen Uebung unter diesem Begriff eine saloppe Paraphrasierung eines gegebenen Textes verstehen. Dagegen entspricht es dem Geist der George-Schule, mit größter Ehrfurcht vor dem Original, mit möglicher Wörtlichkeit zu übertragen. Von den vielen Tausenden der Hymnen sind relativ wenige übersetzt, und unter den Uebersetzungen dürften die von L. Dreves und G. M. Dreves die besten sein. Und doch wird man bei diesem Uebersetzern feststellen, daß sie häufig von Flickworten, von Zudichtungen Gebrauch machen mußten und daß ihnen die große Kraft des dichterischen Rhythmus nicht zu Gebote stand. Wir vergleichen, um das Ohr für solche Unterschiede zu wecken, einige Strophen des gewaltigen Dies irae.

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla
Teste David cum Sibylla.

L. Dreves: Tag des Zorns, bei deinem Tagen
Wird die Welt in Staub zerschlagen,
Wie Sibyll' und David sagen.

Wolters: Tag des Zornes, Tag, wo stieben
Welten hin, zu Schutt zerrieben,
Wie Sibyll und David schrieben.

Quantus tremor est futurus,
Quando judex est venturus,
Cuncta stricte discussurus.

Dr.: Welch ein Grau'n wird sein, welch Beben,
Wird der Richter sich erheben,
Streng zu richten alles Leben!

W.: Welch ein Schrecken der Verwundrung,
Tritt der Richter in die Rundung
Unerbittlicher Erkundung.

Tuba mirum spargens sonum
Per sepulcra regionum
Coget omnes ante thronum.

Dr.: Die Posaun' mit grellem Schalle
Tönt in jedes Grabes Halle,
Lädt zum Thron die Toten alle.

W.: Furchtbarem Posaunentone,
Schmetternd durch der Gräber Zone,
Folgen alle bang zum Throne. . . .

Die auch vom Dichter nur schwer errungene Kunst, die Klangfülle der lateinischen Reime nachzuahmen, wird in diesen wenigen

Strophen nachzufühlen sein. Wir wollen ein anderes Beispiel geben, noch aus der romanischen Zeit, in der die andere Seite vollkommener Uebersetzungen besonders fühlbar ist, nämlich die Reinheit und Sicherheit der Sprache, die irgendeine historische Einordnung ganz ausschließt. Es sind die ersten Strophen der Nänie am Grabe Abälards:

Die Nonnen: Ruh er nun von seinen Mühen,
Schmerzenreicher Liebe Glühen.
Himmlische Vereinigung
Lang erbat er,
Schon betrat er
Des Erlösers Heiligtum.

Des Gerechten dunkle Zelle
Grüßt ein Stern mit gütiger Helle:
Selbst ein Sternbild, steigt er auf,
Leuchtend immer,
Wenn im Schimmer
Er den höchsten Herrn erschaut.

Heloise: Heil dir, Sieger unterm Kranze,
Und geschmückt im Strahlenglanze!
Sieh der Witwe Bitternis,
Die sich weinend
Dir vereinend,
Grüßend beugt zur Finsternis. . . .

Wir fragen zum Schluß, was denn mit dieser Uebertragung getan sei? Denn so reich die Hymnen für die Geistesgeschichte des Mittelalters sind und soviele poetische Reize sie im einzelnen enthalten mögen, so können doch weder historische noch ästhetische Interessen das Wesen der großen Arbeit erklären. Noch weniger ist es denkbar, der Verfasser habe an einem beliebigen Stoff sein artistisches Können demonstrieren wollen. Die früheren Werke von Wolters beweisen, daß er nicht einseitige Wirkungen, sondern runde, nach allen Seiten hin gültige und vorbildliche Werke vor die Oeffentlichkeit treten läßt. Nur darin empfängt die Uebertragung ihren Sinn, daß der geistige Gehalt der Hymnen dem Geist des Nachdichters verwandt ist. In der Gedichtsammlung von Wolters „Wandel und Glaube“ ist diese hohe Gesinnung, das ehrfürchtige Spiel mit kosmischen Symbolen, die überirdische Feier, das streng gebändigte Feuer zum dichterischen Gebilde geworden. Freilich wird das volle Leben der Hymnen nur mitfühlen, wer sich nicht erst mittels der historischen Bedingtheiten einen Zugang zum Ewigen Geist schaffen muß, sondern unmittelbar dichterisch mitempfindet.

Das zeigt sich, wenn hervorragende Gelehrte übersetzen. Ich rede nicht von „trockenen" Gelehrten, sondern von denen, die mit ganzer Seele fühlen, denen aber doch die seltene Gabe nicht zuteil wurde, unmittelbar in dichterischer Sprache zu erleben. Allen diesen Uebersetzern merkt man an, daß ihnen die Sprache, das poetische Gefühl eines anderen Dichters vorschwebt und sie diese abstrakte, abgeleitete Poesie in ihre Uebertragungen verpflanzen wollen, mögen sie nun ihre Vorstellung von Poesie von Goethe, Schiller oder — wie es bei den letzten Uebertragungen aus dem lateinischen Mittelalter der Fall ist — von Scheffel abstrahiert haben. Der übersetzende Dichter lebt aber im fremden Werk das große Geschehen, das Eindringen des schöpferischen Geistes in das träge Leben, die Umgestaltung des Menschen unmittelbar mit, und die Sprache dieses Erlebens ist unmittelbar dichterisch. Das Teilnehmenwollen am geistigen Geschehen ist heute groß, ja es ist vielleicht die echteste Sehnsucht unseres Zeitalters. Aber die Sehnsucht ist noch viel zu hastig und begehrlich; jedes Jahr will sie dem Volke eine neue Weltanschauung und eine neue Kunst gebären. Nicht viele sind bereit, den ewigen, göttlichen Hymnus zu vernehmen. Der ihr eigenes Werk immer wieder auflösenden Hast, der vielfältigen, aber ziellosen Geschäftigkeit, der immer neue Reize bedürftigen Begehrlichkeit setzt der Völkerchor der Hymnen, der mit einer durch die Jahrhunderte steigenden Erregung das Wunder des neuen Gottesreiches begrüßt hatte, die langsam bewegende, aber unwiderstehlich umschaffende Kraft, den seines Zieles streng bewußten Geist, den in sich selbst beglückenden Glauben entgegen.

Neue Literatur über Frankreich und England.

Von

Emil Daniels.

Osk. A. H. Schmitz: „Das Land ohne Musik. Englische Gesellschaftsprobleme." 1914. München bei Georg Müller.

Osk. A. H. Schmitz: Das Land der Wirklichkeit. Französische Gesellschaftsprobleme." Vierte Auflage. 1914. München bei Georg Müller.

Hermann Fernau: „Die französische Demokratie. Sozialpolitische Studien aus Frankreichs Kulturwerkstatt." Verlag von Duncker & Humblot. München und Leipzig 1914.

Maurice Ajam, Unterstaatssekretär der Handelsmarine, Mitglied der Deputiertenkammer: „Das deutsch-französische Wirtschaftsproblem. Ein Weg zur Verständigung." Ins Deutsche übertragen von Fr. Schubert. Berlin, Karl Heymanns Verlag. 1914.

Die Bücher von Schmitz sind insofern sehr geeignet, die Seele unserer englischen und französischen Feinde kennen zu lernen, als sie von einem gescheiten Manne geschrieben sind, der England und Frankreich gründlich kennt. Auch die Studien, die Schmitz gemacht hat, sind nicht zu verachten. So ist er der Entstehung des englischen Calvinismus an der Hand von Max Weber nachgegangen, und Max Lehmanns „Stein" regt ihn zu Gedankengängen über den Unterschied der Freiheitsbegriffe der großen Kulturvölker an, die zwar dem Lehmannschen Buch und der Sache nicht ganz gerecht werden, aber des Geistes mitnichten entbehren.*) Sogar einen so schweren und tiefen Historiker wie Thukydides hat Schmitz mit Nutzen gelesen. Aber was soll man dazu sagen, wenn Schmitz behauptet, Deutschland erkläre sich mit Unrecht für den berufenen Erben Griechenlands. Das treffe nur dem Buchstaben nach zu: „Die französischen Formen aber sind ein Leben, das dem helleni-

---

*) „Land der Wirklichkeit" S. 101.

schen im Wesen verwandter ist, als irgend ein anderes . . ." Es werde einem in Frankreich niemals wie in Deutschland zugemutet: „Gewolltes für geschaffen zu nehmen, sich mit dem Unvollkommenen, halb Gewordenen zu begnügen, weil es vielleicht, falls es geworden wäre, sich höher erhöbe als alles bisher Geschehene. Diese Form des Idealismus kennt weder Frankreich noch Hellas; das ist der ausgesprochen unklassische, protestantische Geist; Rechtfertigung durch den Glauben, d. h. den guten Willen, nicht durch Werke. Für den antiken und den französischen Realismus ist das Nichtformgewordene nicht . . . . ."

Ganz ohne Zweifel erwirbt sich Schmitz ein Verdienst, wenn er, gestützt auf seine umfassende autoptische Kenntnis des Auslandes, die einseitige Ueberschätzung der deutschen Kultur nicht mitmachen will, sondern den Vorzügen der französischen Bildung mutig gerecht wird. Aber: „Desinit in piscem mulier formosa superne"; wie dilettantisch ist der theologische Ausläufer jener oben zitierten Stelle! Aus wie guten Quellen Schmitz auch manchmal sein historisches Wissen geschöpft haben mag, die für ihn vor allen anderen maßgebende Autorität bleibt doch Taine, ein Umstand, der sich rächen mußte. So bieten denn die Bücher von Schmitz, trotzdem er, wie gesagt, die beiden großen Nationen Westeuropas gründlich kennt, dem Anhänger der deutschen historischen Weltanschauung doch keine recht geeignete geistige Nahrung: „Mir wird unfrei, mir wird unfroh, wie zwischen Glut und Welle!" möchte mit Goethe der historisch geschulte Leser der Schmitzschen Tainiaden ausrufen, wenn das direktionslose Klugreden, das musivische Aneinanderreihen von sehr subjektiven Eindrücken und nicht minder zweifelhaften Tatsachen niemals ein großes und lebendiges Geschichtsbild ergeben will. Noch einmal: Was soll man dazu sagen, wenn Schmitz, nachdem er Henri Quatre und Richelieu in den Himmel gehoben hat, den weiteren Verlauf der französischen Geschichte mit dem folgenden kategorischen Diktum abtut: „Was geschieht ist schlecht. Ludwigs XIV. Raubkriege und die Aufhebung des Edikts von Nantes, Ludwig XV. Mißregierung, die von Pedanten und Henkern geführte Revolution, das napoleonische Abenteuer, die dumme (!!) Restauration, das dümmere Julikönigtum, die Halbheit des zweiten Kaiserreichs . . . ."

Mit liebenswürdiger Bescheidenheit lehnt übrigens Schmitz selber die Ehre ab, daß seine Schriften streng wissenschaftliche Produktionen seien. Er tritt uns entgegen als ein weit herumgekommener kluger, feiner Weltmann, der eine zum Teil recht ernste

und gediegene Lektüre getrieben hat. Ohne daß er ihm an Umfang und Tiefe des Wissens gleich käme, erinnert Schmitz' feine Skepsis doch manchmal an jenen ausgezeichneten Deutschen, der zugleich Franzose war — Karl Hillebrand. Darum seien die beiden Bücher von Schmitz allen denjenigen, die nicht so unbedingt wie der Urheber dieser Besprechung gewöhnt sind, geschichtlich zu denken, zu einem vorläufigen Einblick bestens empfohlen; mancher wird sich ganz gewiß schon durch die ersten Seiten angezogen fühlen und bei fortgesetztem Lesen bald zu einem ausgesprochenen Freund der Schmitzschen Bücher werden. Wie erleuchtet der Autor ist, das zeigt deutlich sein strenges Urteil über die Verfolgung der polnischen Sprache in Preußen. Er sagt mit Recht, gerade die Unterdrückung durch die Behörden sei es, die jenes Idiom vor dem Schicksal des allmählichen Absterbens bewahre.

Wenn ich die Veröffentlichungen von Schmitz recht verstehe, hält er, ohne der englischen Kultur einen sehr großen Wert für die Menschheit abzusprechen, die französische Bildung doch für die edlere und geschichtlich bedeutungsvollere. Eine noch höhere Meinung als er hat Hermann Fernau, der seit fast zehn Jahren in Frankreich gelebt hat, von der französischen Gesittung. Sein Buch ist eine ausgesprochen politische Schrift, während Schmitz, obwohl er auch vielfach auf Politik zu sprechen kommt, ist, was man heute einen Soziologen nennt. Fernau stellt kurzerhand den Satz auf: „Frankreich ist gegenwärtig unbestreitbar der politisch höchstentwickelte Kulturstaat.“ Zwar wird noch die Einführung der Verhältniswahl durchgesetzt werden müssen, damit man in dem Parlament Frankreichs „einen möglichst mathematisch genauen Ausdruck des Volkswillens“ erkennen kann. Aber wichtiger als die Mathematik ist in öffentlichen Angelegenheiten die Moral. Diese kommt schlecht genug weg in der Plutokratie, die heute noch die eigentliche Verfassung Frankreichs darstellt. 200 Bankiers und Großindustrielle sind: „die Könige der Republik . . . . Nicht das Volk ist heute schon der tatsächliche Meister des Parlaments, sondern die Finanziers. Sie haben diesen Ausdruck des Volkswillens mit ihren Kreaturen umstellt und besorgen im Parlament ihre Geschäfte. . . . . Wenn es in der Demokratie unserer Nachbarn ehrlich zuginge, dann wäre der erste **„régent“** der Banque de France der Präsident der Republik, Baron Rothschild wäre Ministerpräsident, der Kanonenfabrikant Schneider und die Direktoren der Großbanken wären seine Minister. Aber da sich in diesem Falle der französische Bürger beklagen

würde, daß ..... die Regierung nicht der Ausdruck des Volkswillens sei ...., so läßt man ihm lieber die Illusion seiner Souveränität. Die wirklichen Könige der Republik ziehen es vor, im Schatten zu bleiben, die Wirklichkeit der Macht für sich zu behalten und dem Volke den Schein der Macht zu lassen ...."

Unser Autor ist aber weit entfernt, bei dieser pessimistischen Anschauung der französischen Verhältnisse stehen zu bleiben. Sie dient ihm vielmehr nur als Sprungbrettt, um sich zu der kühnen Behauptung emporzuschwingen, daß die Franzosen in der Politik „logischer und kulturfreudiger" seien als alle anderen Völker, und daß man in der französischen Republik das fortgeschrittenste aller Gemeinwesen erblicken müsse. Die Volksmeinung, sagt Fernau, habe der herrschenden Geldaristokratie sehr schwerwiegende Konzessionen abgenötigt. Daß diese Zugeständnisse nur aus Geschäftsinteresse erfolgt sind, das: „mag jedem Idealisten die Augen öffnen über den schauerlichen Merkantilismus unserer Zeit." Aber verglichen mit den politischen Leistungen des preußischen Königtums von Gottes Gnaden sind die Reformbrocken, die in Frankreich von dem Tisch der Reichen her dem Volke zugeworfen werden, doch wahre Goldkörner.

In offenkundigem Widerspruch zu seiner geringen Meinung von der Krone Preußen steht, daß Fernau den preußischen Ursprung der modernen obligatorischen Arbeiterversicherungen in aller Welt zugeben muß. Er versucht die Tatsache, daß er sich ganz erheblich widersprochen hat, aus der Welt zu schaffen, indem er die recht zweifelhafte These aufstellt, die Rückständigkeit der Franzosen auf sozialpolitischem Gebiet sei seit einigen Jahren mehr scheinbar als wirklich; in Wahrheit hätten die Franzosen mit ihren Einrichtungen für die Arbeiter-Wohlfahrt Deutschland jetzt überholt. Auch sonst versagt Fernau, wenn er sich bemüht, die Errungenschaften namhaft zu machen, die jenseits der Vogesen dem „Volk" im Kampfe mit den Reichen und der Reaktion zugefallen sein sollen. Es ist schwer, dem Deutschfranzosen Fernau den Stolz auf sein geliebtes zweites Vaterland nachzufühlen, wenn er die Volksschule der französischen Republik rühmt, weil ihre Insassen nicht mehr das Vaterunser beten könnten: „Man darf ohne Uebertreibung sagen," so äußert unser Autor im Zusammenhang mit seiner Feststellung bezüglich des Vaterunser, „daß es heute in der ganzen Kulturwelt kein Land gibt, das verhältnismäßig so vollkommen von religiösen Dogmen und Wunderglauben befreit wäre wie Frankreich. Der Geist Voltaires hat gesiegt, L'infame est écrasée!"

Die Trennung der Kirche vom Staat, oder was die französischen Republikaner so zu nennen belieben — in Wahrheit ist es Unterdrückung der Kirche durch den Staat —, dürfte so ziemlich der einzige gesetzgeberische Akt der Radikalen an der Seine sein, auf den sich Fernau zu berufen unternimmt, um die Ueberlegenheit der inneren Politik des fortschrittlichen Frankreich über die des rückschrittlichen Preußen darzutun. Mit Recht aber sagt er, daß der ganze Geist der französischen Staatsverfassung und der von ihr hervorgerufenen öffentlichen Zustände vielen Leuten eine gewisse politische Mäßigung einflöße, die, wenn sie in Deutschland lebten, verbittert sein und sich als Mitläufer der intransigenten Sozialdemokratie gerieren würden.

Von den vorurteilsvollen Ansichten Fernaus über unser Vaterland im einzelnen Kenntnis zu nehmen, ist zum Teil nicht uninteressant, weil die Auffassungen des Autors zugleich diejenigen der Franzosen sind, unter denen er lebt. Ganz gewaltig überschätzt Fernau die Bedeutung des Umstandes, daß die deutschen Banken geneigt sind, die französischen Wertpapiere, wie der technische Börsenausdruck lautet, in Pension zu geben, d. h. die Effekten in Paris zu hinterlegen, während die Franzosen Geld darauf leihen. Fernau bildet sich ein, die Zurückziehung jenes französischen Goldes zur Zeit des „Panthersprunges" von Agadir habe Herrn von Kiderlen-Wächter gezwungen, auf die beabsichtigte Erwerbung des Protektorats über Marokko zu verzichten: „. . . . Wenn . . . die Pariser Banken nicht im September 1911 der deutschen Finanz aufs neue etwa 120 Millionen Franken Bargeld vorgestreckt und damit den deutschen Geldmarkt wieder normal gestaltet hätten, wäre zunächst eine Serie von Konkursen, Teuerungskrisen und Revolten über Deutschland hereingebrochen, die als nächste Folge wahrscheinlich mit dem Kriege nach außen auch den Krieg nach innen verursacht hätten. Und die Möglichkeit einer Revolution im Innern kann unmöglich eine Regierung kriegslustig stimmen."

Fernau hat nur eine mangelhafte Bildung. Er fühlt das selber, und da der Hieb die beste Deckung ist, behauptet er, alle modernen Demokraten seien: „geschworene Feinde jeder . . . fachmännischen Gelehrsamkeit." Aber wie wenig erhaben Fernaus Weltanschauung in dieser und mancher anderen Beziehung auch sein mag, sie ist geschlossen, und ihr Träger schreibt höchst zielbewußt. Deshalb ist er, ob er uns gefällt oder nicht, ernster als viele andere Tagesschriftsteller zu nehmen. Außerdem aber hat die wunderliche Meinung, daß Deutschland keine entschlossene

auswärtige Politik treiben könne, weil es zu arm dazu sei, im westlichen Europa noch unter ganz anderen Leuten als den Zeitungsschreibern notorisch tiefe Wurzeln geschlagen. Es ist noch gar nicht so lange her, daß Sir Edward Grey im Hause der Gemeinen, durchaus in Harmonie mit Hermann Fernau, prophezeite, im Fall eines deutsch-englischen Krieges würden bei uns Hungerrevolten ausbrechen.

Fernau gehört für seine Person der politischen Richtung an, die man in Frankreich die radikal-sozialistische nennt, in Deutschland würde er mitten inne stehen zwischen Naumann und Bernstein, mit entschiedener Hinneigung zu letzterem. Er haßt also den Militarismus und erwartet von der fortschreitenden Kultur seine Vernichtung. Der deutsche Militarismus, das scheint sich aus Fernaus auch hier sehr widerspruchsvollen Ausführungen als die bei ihm vorwaltende Ansicht zu ergeben, wird den Mangel an Geld allenfalls noch aushalten, der französische Militarismus aber nicht den Mangel an Menschen. Die dreijährige Dienstzeit, zu der man französischerseits in der Verzweiflung, mit Deutschland sonst in der Heeresstärke nicht Schritt halten zu können, gegriffen hat, muß, so erkennt Fernau ganz richtig, das Wettrüsten in Frankreich auf die Dauer nur noch mehr erschweren. Und nun wagt er das Seherwort: „Getrieben von ganz realen Notwendigkeiten und unabänderlichen Entwickelungen, werden die Franzosen die erste europäische Nation sein, die über die Engheit ihres Vaterländchens hinaus der Menschheit den Frieden erklären werden . . . . Ach, die Traditionen der Kriege und Kriegsleute sind heute überall gründlich unterminiert! Der glorreiche Traum vom Kriege ist zu einem Alpdruck für Millionen geworden. Die nächste Sturmflut wird den Plunder und Zunder der Kriegsanbeter wie Spreu hinwegstäuben . . . .“

Unter Sturmflut versteht unser Autor die soziale Revolution. Er hält Frankreich für revolutionär unterwühlt wie kein zweites Land der Welt. Das ist in seinen Augen ein sittlicher und geistiger Vorzug. Wenn das Deutschtum an Volksmenge wächst, so hebt sich dafür in Frankreich die Qualität der Nation. Dieser moralische Aufschwung des Franzosentums wurde besonders intensiv und schuf sich die Garantie seiner Fortdauer für alle Zukunft: „als die jungen Lehrergewerkschaften allmählich erstarkten und sich schließlich (Jatho, Du bist nur ein Schatten!) dem revolutionären Zentralverband der Arbeitergewerkschaften anschlossen“. Die Volksschullehrer werden nach Fernau in erster Reihe dafür sorgen, daß die Franzosen der kommenden Generationen zu Pazifisten werden. Man braucht aber

nicht darauf zu warten, daß die Saat der freidenkerischen Elementarschule aufgeht, die französische Republik bietet schon heute Friedensbürgschaften genug: „Wenn . . der Frieden zwischen Deutschland und Frankreich seit 40 Jahren nicht gestört worden ist, so lag das auch daran, daß die Kriegsidee . . . . in den breiten Massen des Volkes mehr und mehr verhaßt geworden ist. Die Sympathien eines demokratisch fühlenden und demokratisch regierten Volkes gehen heute eben nicht mehr nach kriegerischen Eroberungen . . ." Um die Friedensliebe der französischen Demokratie zu erhärten, weist Fernau darauf hin, daß (im Jahre 1912) von den 584 französischen Deputierten volle 343 Mitglieder der Interparlamentarischen Friedensunion waren, also weit über die Hälfte. Im englischen Unterhause zählte „diese wichtigste aller Friedensgesellschaften" von 670 Abgeordneten nur 197 zu den ihrigen; noch lange kein Drittel. Und nun gar im Deutschen Reichstage gehörten jener kosmopolitisch-humanitären Vereinigung nur 67 von 397 Volksvertretern an; weit unter einem Fünftel!

Aus allen Eindrücken, die Fernau während seines langjährigen Aufenthalts in Frankreich gewonnen hat, ist ihm die Ueberzeugung erwachsen, daß die Abrüstung und der Uebergang zum Milizsystem dort zu Lande im Anzuge sind, oder, wie der Verfasser als Bewunderer der freien Liebe sich geschmackvoll ausdrückt, daß Marianne bald dem ewigen Frieden zu Liebe ihr eisernes Korsett aufmachen wird. Wir wollen uns, nachdem nun an Stelle der Völkerverbrüderung der Weltkrieg gekommen ist des Spottes enthalten. Dasselbe tun wir gegenüber der Behauptung des Verfassers, Frankreich sei Deutschland überlegen,. weil es nicht auf die Quantität sondern auf die Qualität der Bevölkerung ankomme. Ein Schriftsteller, der sich innerlich getrieben fühlt, so vollkommen mit seinem eigenen Volk zu brechen, ist schon gestraft genug. Im übrigen ist ja das Weltgericht der Geschichte schon eingetreten, und wir werden sehen, was der französische Staat leistet. Daß es nicht wenig sein wird, glauben wir selber, ohne darum dem Genius Frankreichs einen Vorzug zuzuschreiben, den er heute offenbar nicht mehr beanspruchen kann und wahrscheinlich auch im Zeitalter seiner höchsten Blüte gegenüber den Landsleuten von Guericke, Leibniz, Thomasius, Pufendorf, Händel, Spener u. s. w. niemals im vollen historischen Ernst in Anspruch nehmen konnte.

Es ist beachtenswert, obwohl bei dem unermeßlichem Talent dieses Schriftstellers nicht überraschend, welchen Einfluß noch immer

Heine auf unsere Literatur ausübt. Das gilt nicht allein von Heines Liedern, sondern auch von seinen Prosaschriften. Schmitz zitiert Heine so, daß man deutlich erkennt, wie beträchtlich er auf ihn eingewirkt hat. Und nun vollends Fernau ist — **si parva magnis componere licet** — voll von Heinischer Denkweise. Zu einem erheblichen Teil aus dieser Quelle stammt seine Vergötterung des französischen Wesens. Er belehrt uns, dekadent sei in Frankreich nur, was die Menschen übersinnlich binde, speziell das Heroische; eine Dekadenz, die nach seinen Begriffen von Moral einen Fortschritt darstellt. Entzückt, wie er ist durch die Beschränkung der Geburten und andere ethische Neuerungen des französischen Materialismus, ruft Fernau aus: „Eine neue Kultur beginnt, auch hier wieder unter Frankreichs Führung, am Menschheitshorizont zu tagen." Die Vision Geibels von der Menschheit, die noch einmal am deutschen Wesen genesen wird, muß Fernau als verhängnisvolle Verirrung erscheinen. Denn nach unserem Autor wäre es für die Welt geradezu ein Unglück, „wenn die deutsch-aristokratische Kulturidee je aufhörte, eine eng nationale Idee zu bleiben. Im lächerlichen Chauvinismus eines Hanswursts wie Déroulède steckt immer noch mehr hellenisches Gefühl für Freiheit und Menschenwürde*) als im zahmsten Pangermanismus des Professors Delbrück . . . . ."

Wie gesagt, wir wollen nicht spotten, sondern aus dem Fernauschen Buch nur lernen. Rein rezeptiv wollen wir uns auch gegenüber der folgenden Charakteristik verhalten, die Fernau von der französischen Wehrmacht gibt: „Wenn patriotische Pseudosozialisten **à la** Millerand seit einigen Jahren so verzweifelte Anstrengungen machen, die patriotischen Begeisterungen für Militärparaden und Ruhmfassaden im Volke zu wecken, so ist eben dies ein Beweis für die Dekadenz des Militarismus in Frankreich. Würde man sonst versuchen, diese überkommenen Gefühle künstlich zu beleben? . . . . Numerisch dekadent infolge der nicht wachsenden Bevölkerung, ist Frankreichs Armee auch moralisch durchaus nicht mehr von dem kriegerischen Geiste Napoleons belebt. Es gibt, glaube ich, nicht leicht zwei gründlicher verschiedene Dinge . . . . als die Denkungsart eines deutschen und eines französischen Offiziers. Denn die pazifistischen Ideen werden heute nicht nur der französischen Schuljugend als Ideal vorgetragen, sie finden nicht nur ein immer lauteres Echo in den breiten Massen der Bauern und Arbeiter, sondern sie

*) Wir erinnern uns, daß auch Schmitz eine Aehnlichkeit zwischen Franzosentum und Hellenentum zu finden glaubte, die offenbar nicht besteht.

finden sogar bei den Offizieren der aktiven Armee immer mehr überzeugte Anhänger . . . . Frankreich will heute den Frieden, den ganzen ehrlichen Frieden, ohne Hintergedanken. Höheres Gewissen, Feigheit, Schwäche oder Sicherheit der Niederlage? Uns kann das gleich sein. Aber Frankreich will den Frieden. Das ist uns die Hauptsache. Das Frankreich der Revanche und des Militarismus, das Frankreich Napoleons ist dekadent."

Eine viel sympathischere Natur als Fernau ist der Franzose Maurice Ajam. Obwohl Patriot, ist er von Hochachtung für Deutschland erfüllt, das er im vorigen Herbst genauer kennen gelernt hat. Er besuchte damals unser Vaterland als Vorsitzender des Comité du commerce français avec l'Allemagne, einer bedeutenden Vereinigung französischer Exporteure. Der Zweck seiner Reise war die Förderung des französisch-deutschen Handelsverkehrs, speziell durch Beilegung der gehässigen Zollstreitigkeiten, die seit Mitte 1913 zwischen den beiden Ländern obwalteten. Ajam gesteht ziemlich offen ein, daß Frankreich an diesen Konflikten die Schuld trug. Es handelte sich um Schikanen, die französischerseits der Einfuhr aus Deutschland bereitet wurden und die natürlich Repressalien der Reichsregierung hervorriefen: „Verquicken wir nicht die elsaß-lothringische Frage mit unseren wirtschaftlichen Angelegenheiten", mahnt Ajam seine Landsleute sehr vernünftig, „vor allem muß man leben."

Der deutsche Import nach Frankreich wurde im Jahre 1912 auf einen Wert von 981 Millionen Franken berechnet, gegen 814 Millionen, die die umgekehrte Handelsbewegung repräsentierte. Der französische Export blieb ziemlich stationär, während der deutsche im raschen Steigen begriffen war. Diese Erscheinung trug viel dazu bei, in Frankreich einen chauvinistischen Haß gegen die deutschen Waren hervorzurufen. Ein Presse-Feldzug wurde in Szene gesetzt. Die französische Regierung sträubte sich anfangs gegen vexatorische Maßregeln, um nicht die französische Ausfuhr nach Deutschland Retorsionen preiszugeben. Aber ihr Widerstand dauerte nicht lange. Charakteristisch für die Vollständigkeit ihrer Unterwerfung ist ein geheimer Erlaß des Unterrichtsministers, der den Schulen die Verwendung Faberscher Bleistifte verbot. Optische Instrumente, die seit 60 Jahren unbelästigt von Jena nach Frankreich eingeführt wurden, mußten nun auf einmal auf jedem Stück Ware den Vermerk: „Importé d'Allemagne" tragen. Maschinen, die 16000 Franken Zoll kosteten, mußten, als ob es mit dieser hohen Belastung nicht

genug wäre, aus reiner Schikane auch noch auseinander genommen werden. Ebenso waren Lokomotiven fortan den französischen Zollbeamten in Teile zerlegt vorzuführen.

Wie Ajam sagt, war bei den deutschen Interessenten und Behörden ein ganz besonderer Ingrimm dadurch erzeugt worden, daß Frankreich den Ursprungsvermerk auch von allen deutschen Transitwaren verlangte. Die Reichsregierung soll sich mit der Absicht getragen haben, dem Reichstage ein Vergeltungsgesetz vorzuschlagen, die Bestimmung enthaltend: „daß alle französischen Waaren, die durch Deutschland nach Rußland und den Balkanländern gehen, in unauslöschlichen Buchstaben den Vermerk tragen müssen: „Eingeführt aus Frankreich.“ Keine Flasche, kein Kleid, kein Spitzentuch, kein Taschentuch wird mehr die Vogesen überschreiten, wenn es nicht sichtbar diese fatalen Worte trägt . . . .“

Als gebildeter und kluger Mann hat sich Ajam in Deutschland nicht nur mit der Lösung der besonderen Frage beschäftigt, der seine Sendung galt, sondern er hat sich auch unser Land offenen Auges angesehen und sine ira et studio ein Urteil über uns zu erlangen gesucht. Es gereicht uns zur Ehre, daß der distinguierte ausländische Kritiker im allgemeinen zu einer sehr günstigen Meinung von Deutschland gekommen ist. Gewaltig imponierten ihm u. a. die Neubauten, die für werbende Zwecke unablässig aufzuführen die deutsche Industrie die Kraft hat. Beim Anblick des neuen „Palastes“ der Firma Bayer kam Ajam der Gedanke: „Wenn in Frankreich ein Aufsichtsrat sich einen derartigen phantastischen Luxus gestatten wollte, würden nicht nur die Aktionäre dagegen Einspruch erheben, sondern auch die Arbeiter an den „Kasten“ Feuer anlegen“.

Auch das neue Geschäftsgebäude der Hamburg-Amerika-Linie setzte unseren Franzosen in Staunen als ein beredtes Monument deutscher Großzügigkeit und deutschen Nationalreichtums. Das Haus, an dessen Stelle es trat, war eines der schönsten in Hamburg und stand noch keine zehn Jahre. Aber es wurde zu klein, und anstatt nun die vorhandenen Räumlichkeiten durch Aus- und Anbauten zu vergrößern, riß man kurzer Hand das Ganze nieder: „Den bereits ausgegebenen Millionen weint man keine Träne nach.“

Unser Autor ist Unterstaatssekretär in einer sehr roten Regierung. Um so merkwürdiger ist das folgende Geständnis, das er bei der Schilderung seiner Beobachtungen in Nürnberg über den Wert der von aristokratischen Elementen durchsetzten deutschen Selbstverwaltung macht: „. . . Ich bin kein Parteimensch. Ich bekämpfe die städtische

Verwaltung in Frankreich, weil sie unter denselben Mängeln leidet wie der Staat. Der Bürgermeister wird vom Volk gewählt; er wird in den Streit der Parteien gezogen. . . . . . . Aber Nürnberg ist nicht demokratisch verwaltet. Seine Stadträte sind, da sie nur von der oberen Schicht der Bevölkerung gewählt werden, unabhängig von der großen Menge. Da sie sich außerdem besonders aus den reichen Kaufleuten, die sich von den Geschäften zurückgezogen haben, rekrutieren, können sie natürlich ihre ganze Zeit den städtischen Industrieunternehmungen widmen. . . . . . Welch eine Kraft liegt in diesen alten deutschen Industriellen, die durch ihre Einrichtungen Wohltäter der Menschheit geworden sind. Ich glaube, wenn es in Frankreich auch eine ähnliche Aufopferung gäbe, so stände sie doch mehr vereinzelt da. . . . ."

Die Ehrlichkeit in dem Skeptizismus des letzten Satzes läßt sowohl den Charakter als auch die Intelligenz des Verfassers im günstigsten Lichte erscheinen. Viel Mut und Einsicht zeigt auch die folgende Stelle, wo Ajam als Anwalt der ihm anvertrauten Interessen der französischen Ausfuhr spricht. Den Deutschenfressern, deren Macht über die gallischen Gemüter die Ereignisse seitdem nur zu unwiderleglich erwiesen haben, hält Ajam entgegen: „Ach! ich verstehe sehr gut den Einwand: „Keine Verständigung mit den Deutschen, selbst nicht auf wirtschaftlichem Gebiet, bevor sie uns nicht Elsaß-Lothringen zurückgegeben haben!" Das ist eine klare, aber, wie mir scheint, thörichte Politik. . . . . Was uns die Deutschen vorwerfen, ist gerade, daß wir einen etwas heimtückischen wirtschaftlichen Krieg gegen sie führen, daß wir die öffentliche Meinung gegen die deutschen Waren aufhetzen, nicht weil sie etwa minderwertig, sondern einzig und allein, weil sie deutsch sind. . . . ."

Wie wir gesehen haben, hat Ajam nicht nur vor den deutschen Industrie-Produkten und Reichtümern Respekt, sondern auch vor den deutschen Menschen. Ohne Zögern erkennt er an, daß die deutschen Gewerbtreibenden willig die hohen sozialen Lasten tragen, die ihre Generalunkosten stark erhöhen. Zwar gibt es auch im heutigen Frankreich schwer zu tragende soziale Lasten, so daß Ajam nicht urteilen will, auf welchen der beiden Fabrikantenstände die Bürde am empfindlichsten drückt, aber jedenfalls glaubt er der Wahrheit zu Liebe konstatieren zu müssen: Die Arbeiterschutzgesetze werden in Deutschland viel schärfer gehandhabt, als in der Republik: „Unsere Aufsichtsbeamten", fügt er mit der leichten Anmut seiner liebens-

würdigen Diktion hinzu, „sind im Vergleich zu den preußischen kleine Engel.“

Ueberhaupt ist sehr zu beachten, auf welche Gedanken Ajam im Hinblick auf die verschiedensten Gebiete der hohen Politik durch seinen Aufenthalt in Deutschland gebracht worden ist. Er, der Mitglied einer atheistischen Regierung ist, hat in Deutschland mit seiner konservativen Kirchenpolitik in sich die Ueberzeugung entwickelt, es sei zwar nicht unbedingt notwendig, aber doch sehr viel wert, wenn eine Nation eine gemeinsame Religion habe. Hoffentlich entgeht inmitten der Kriegswirren dieser Passus der Aufmerksamkeit der freidenkerischen französischen Volksschullehrer, sonst wird Ajam trotz seiner Trefflichkeit nie wieder Unterstaatssekretär, denn alles, was irgendwie Objektivität gegen die Kirche anzuzeigen schien, wirkte in dem „verweltlichten“ Frankreich bisher immer politisch tödlich.

Mehr Toleranz werden seine Landsleute Ajam vielleicht da entgegenbringen, wo er die friedliebende Gesinnung des Deutschen Kaisers unumwunden einräumt: „Er betrachtet sich nicht einfach als Chef der Armee; er hält sich in dauernder Verbrüderung mit den Industriellen, Kaufleuten und Finanziers; er fühlt sich verantwortlich für die ungeheure wirtschaftliche Organisation des Reichs.“ Der Kaiser, so ruft Ajam den Franzosen ins Gedächtnis zurück, hat der Republik oft genug die Hand zur Versöhnung geboten, aber ohne Erfolg. Jedesmal, wenn Deutschland die Hand ausstreckte, steckte Frankreich die seinige in die Tasche.

Zu meinem tiefen Bedauern muß ich feststellen, daß auch Ajam, obwohl ihm Bedenken genug gegen die äußerpolitische Haltung seiner Nation aufgestiegen zu sein scheinen, am letzten Ende doch die germanophobe Politik Frankreichs billigt. Er wiederholt die abgestandene Phrase, daß der Rhein die natürliche Grenze Frankreichs sei, eine Prätention, die er vorläufig auf den Strom, soweit derselbe den Elsaß bespült, beschränkt. Daß der Verlust von Elsaß-Lothringen Frankreich: „3 (sic) Millionen der besten Menschen unserer Rasse (?)“ gekostet hat, hat den französischen Organismus gestört, sein bewundernswertes Gleichgewicht ins Schwanken gebracht, und wie inbezug auf die elsaß-lothringische Frage die nebelhaften Redensarten des sonst mit echt gallischer netteté schreibenden Autors weiter lauten. Präzis formuliert ist in den Ausführungen Ajams über Deutschland und Elsaß-Lothringen nur der Hinweis darauf, daß es den Deutschen noch immer nicht gelungen sei, die Reichslande zu germanisieren,

und dann das Bekenntnis zu der Ueberzeugung, daß zwischen den Völkern stets die Macht den Ausschlag gegeben habe und ewig geben werde. Möchte der eherne Gang der Ereignisse Ajam und seinesgleichen recht bald zu der Erkenntnis führen, daß die gegenwärtig zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich obwaltende Machtverteilung niemals wieder zum Vorteil der Franzosen umgestoßen werden kann. An dem Tage, wo diese Einsicht jenseits der Vogesen zu dämmern anfängt, wird die von finsterem Unheil bedrohte Kultur des europäischen Festlandes gerettet sein.

Das Bayerische Kultusministerium und die Volksschullehrer.

Von

Arnold Sachse.

Die von dem Bayerischen Kultusministerium der Kammer der Abgeordneten am 12. Juni 1914 mitgeteilte Denkschrift über die Neuregelung der Dienst- und Gehaltsverhältnisse des Volksschullehrerpersonals hat eine Bedeutung, die weit über die eines einzelstaatlichen Lehrerbesoldungsgesetzes hinausgeht. Sie erörtert in objektiver Weise alle einschlägigen Fragen und gelangt zu modernen Lösungen. Darum wird sie das Interesse der Schulverwaltungen und der Parlamentarier anderer deutscher Staaten erregen. Die für Bayern brennendgewordene Frage der Aufbesserung der Volksschullehrergehälter wird so erledigt, daß dadurch die bayerischen Volksschullehrer denen der anderen deutschen Staaten nicht nur gleichgestellt werden, sondern sie in mancher Hinsicht und für manche Staaten wesentlich überholen. Das Bedeutsamste an der Denkschrift aber, das eine Nachwirkung über die Grenzen des Königreichs hinaus ausüben wird, ist, daß sie die organische Verbindung des Kirchen- und Schuldienstes löst und daß sie für das dabei einzuschlagende Verfahren glückliche Formeln gefunden hat. Für die Fernerstehenden ist es eine große Ueberraschung, daß dieses Ministerium, dem in den Zeitungen klerikale Tendenzen nachgesagt werden, sich so rückhaltlos auf den Standpunkt der Staatsschule stellt und so rückhaltlos die Mängel der bisherigen Einrichtung, die hauptsächlich von der Verquickung der Volksschule mit kirchlichen Einrichtungen und ihrer Behandlung nach Analogie dieser herrühren,

aufdeckt und sie in einer den Forderungen der Gegenwart entsprechenden Weise beseitigen will. Der Staat soll die Trennung durch Staatsgesetz vollziehen. Dabei werden maßlose Forderungen abgelehnt, es werden Bestimmungen zur schonenden Ueberführung der alten in die neuen Rechtsverhältnisse getroffen, und es wird Halt gemacht vor den Grenzlinien, die die Verfassung gezogen hat; ob letzteres nach den Wünschen der Staatsregierung oder gegen sie, wird auch nicht angedeutet.

Die ganze Denkschrift atmet einen so gesunden Geist des Fortschritts, daß es eine Freude ist, sie zu lesen und daß das bayerische Volk und die bayerische Lehrerschaft sich beglückwünschen können, wenn die in der Denkschrift niedergelegten Grundsätze Gesetz werden. Das ist ganz etwas anderes, als der 1908 von der Königlich Sächsischen Regierung ausgearbeitete Entwurf eines Volksschulgesetzes, dem mit Recht der Vorwurf gemacht worden ist, daß er sich ängstlich an das Veraltete anklammerte. Allerdings stehen auch die gegenwärtigen Dienst- und Besoldungsverhältnisse der bayerischen Volksschullehrer (von der Besoldung in einigen großen Städten abgesehen) erheblich zurück hinter denjenigen fast aller deutschen Bundesstaaten, und die Erbitterung der bayerischen Volksschullehrerschaft über die bisherige Vergeblichkeit ihrer Besserungswünsche hat sich in lebhaften Erklärungen Luft gemacht. Die Staatsregierung war gedrängt; sie entschloß sich im Herbst 1913 zu einer Vorlage lediglich finanziellen Charakters, nach der vom 1. Oktober 1914 ab die Gehälter durch persönliche, in der Hauptsache der Staatskasse zur Last fallende Zulagen, unbeschadet der Notwendigkeit einer tunlichst baldigen durchgreifenden Neuordnung der Lehrergehalts- und sonstigen dienstlichen Verhältnisse, aufgebessert werden sollten. Vom 1. Oktober 1914 ab sollten auch alle Beiträge des Lehrpersonals für die Ruhegehalts- und Hinterbliebenenfürsorge fortfallen. Nunmehr ist die Bayerische Staatsregierung mit einem auch diese vorläufige Regelung mitumfassenden Plane einer durchgreifenden Neuordnung hervorgetreten. Er wird in der Denkschrift dargelegt. Ein Gesetzentwurf ist ihr nicht beigegeben; sie entwickelt zunächst die Ideen der Staatsregierung und unterbreitet sie dem öffentlichen Urteil. An zahlreichen Stellen, bei Fragen zweiten Ranges, läßt sie die Erwägung offen, ob das von ihr empfohlene Verfahren einzuschlagen ist oder ein anderes. In den Hauptpunkten aber erklärt sie die Durchführung ihrer Vorschläge für eine Staatsnotwendigkeit.

Die 361 Seiten umfassende Denkschrift, welche auf der Hälfte des Raumes musterhaft ausgearbeitete statistische Beilagen enthält, gibt ein klares und vollständiges Bild von den einschlägigen Verhältnissen. Im ersten Teil wird die geschichtliche Entwicklung und die gegenwärtige Rechtslage bezüglich der Einkommensverhältnisse des Volksschullehrerpersonals, seiner Ruhestands- und Hinterbliebenenfürsorge, der Aufwendungen für das Volksschulwesen nebst den Wünschen der verschiedenen Lehrervereine vorgetragen. Daran schließt sich eine eingehende Darstellung der gleichartigen Materien in Preußen, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen, Sachsen-Weimar, [illegible]burg, Sachsen-Coburg-Gotha, Anhalt und Elsaß-Lothringen. [illegible] holt findet in der Denkschrift eine Würdigung der in an[illegible] Staaten eingeschlagenen Wege statt. Im zweiten Teil wurden die Pläne zu einer grundlegenden Neuregelung der Dienst- und Gehaltsverhältnisse des Volksschullehrpersonals entwickelt, [illegible] staatsrechtliche Stellung der Volksschullehrer vom historischen und wissenschaftlichen Standpunkte aus erörtert wird. Die [illegible] soll die Gehaltsverhältnisse nebst den Kirchendienstverhältnissen [illegible] Aufbringung der Mittel dafür, die Ruhestands- und Hinterb[illegible] fürsorge, die Verhältnisse des Fachlehrpersonals und Lehr[illegible] an Bekenntnissonderschulen umfassen. Die Besoldung der [illegible] schullehrer soll bedeutend verbessert werden, und ihre Dienst[illegible] die ihr bisher allein unter allen bayerischen Beamten [illegible] Sicherheit erhalten. Der endgültigen Regelung, die zur [illegible] gehende parlamentarische Beratungen erfordern wird, soll [illegible] oben erwähnte vorläufige Gehaltsaufbesserung für das Volks[illegible] personal nach dem Entwurfe des Finanzgesetzes für die Jahre 1914 und 1915 vorangehen. Ihre Grundzüge werden in der Denkschrift ebenfalls entwickelt. Die Bayerische Staatsregierung r[illegible] damit, daß das neue Gesetz 1916 in Kraft treten wird. [illegible] damit für seine Fertigstellung eine etwa ebenso lange Zeit [illegible] sicht genommen, wie sie seinerzeit für das Schulbedarfsgesetz [illegible] 28. Juli 1902 gebraucht worden ist.

Eine kurze Darstellung der [illegible] Verhältnisse wird zum Verständnis de[illegible] [illegible] gen, unentbehrlich [illegible] [illegible] Die Aufbringung des [illegible] für die Errichtung und Unterhaltung der Volksschule [illegible] in erster Linie der politischen Gemeinde ob. [illegible]

dieser Pflicht ist doch wesentlich verschieden von dem in Preußen. Denn zu diesem Bedarf gehört nicht die Pensionslast und nicht die Hinterbliebenenfürsorge, die beide besonderen Anstalten der Kreise obliegen. Weiter gehören nicht dazu die Dienstalterszulagen, welche entweder der Staat direkt gewährt oder den Gemeinden mit 10000 und mehr Einwohnern in Form von Bauschbeträgen im wesentlichen vergütet. Für die Deckung des noch verbleibenden Bedarfs gilt der Grundsatz, daß bei Unvermögen der Gemeinden die Kreise ihnen die erforderliche Unterstützung zu gewähren haben und der Staat sich auf Leistung von Nachhilfen gegenüber den Kreisen beschränkt. Tatsächlich ist in Bayern der Durchschnittsaufwand aus Staats- und Kreisfonds für die einzelne Schule größer, die Leistung der Gemeinden geringer als in den anderen größeren Staaten. Die Anstellung der Volksschullehrer steht in Bayern dem Staate zu, soweit jedoch für Gemeinden oder Körperschaften, für Private, Gutsherren usw. ein Patronats- oder Präsentationsrecht besteht, nur das Recht der Bestätigung. Für das männliche wie für das weibliche Lehrpersonal gibt es drei Stufen: Hilfslehrer, Schulverweser, Volksschullehrer. Hinsichtlich der Rechtsnatur stehen sich die drei Stufen völlig gleich. Das Dienstverhältnis ist auf allen dreien dauernd widerruflich. Der junge Lehrer bleibt in der Regel 4 Jahre Hilfslehrer und 3 Jahre Schulverweser, ehe er zum Volksschullehrer befördert wird. Bei Lehrerinnen dauert es noch länger. Eine weitere Beförderungsmöglichkeit ist im Bereiche des eigentlichen Volksschuldienstes nicht mehr gegeben. Die Volksschullehrer gehören weder zu den etatsmäßigen noch zu den nichtsetatsmäßigen Staatsbeamten, sie fallen nicht unter das Beamtengesetz, sie bilden eine besondere Gruppe von Staatsdienern für sich, deren Verhältnisse, soweit es überhaupt der Fall ist, vollkommen selbständig geregelt sind, ebenso wie in Preußen, wo sie weder unmittelbare Staatsbeamte, noch Gemeindebeamte, sondern eine besondere Gruppe mittelbarer Staatsbeamten sind. Die Schulaufsicht wird in Bayern in der untersten Instanz durchweg (von einigen großen Städten abgesehen) von der Geistlichkeit ausgeübt, was den Protestanten verfassungsmäßig im Protestantenedikt gewährleistet ist und auf katholischer Seite in gleicher Weise geübt wird. Das Schulbedarfsgesetz vom 28. Juli 1902 unterscheidet Bestimmungen über die Lehrergehälter in Gemeinden ohne Ortsstatuten (Fassionsschulstellen; Fassion = Dienstanschlag) und mit Ortsstatuten. Für die ersteren bestimmt das Gesetz Mindestgehälter und Steigesätze. Die unmittelbaren Städte

und alle Gemeinden mit 5000 und mehr Einwohnern sind verpflichtet, die anderen berechtigt, die Gehaltsverhältnisse des Lehrpersonals durch Ortsstatut zu regeln, wobei nur die Grenze gegeben ist, daß das Lehrpersonal nicht schlechter gestellt werden darf, als auf Fassionsschulstellen. Die Lage der Kirchschullehrer war in Bayern von jeher eine sehr ungünstige, und sie ist auch durch das Schulbedarfsgesetz nicht wesentlich gebessert worden. Wenigstens wurde dort bestimmt, daß das Einkommen aus einem mit dem Schuldienst verbundenen Kirchendienst nur insoweit in das Mindestgehalt eingerechnet werden durfte, als es die Summe von 200 Mk. jährlich übersteigt, d. h. in der Regel wird der gesamte Kirchendienst mit höchstens 200 Mk. entlohnt. Die Ruhestandsfürsorge liegt den einzelnen Kreisanstalten ob. Die Ruhegehaltssätze sind in den einzelnen Kreisen ganz verschiedene, sie nehmen keine Rücksicht auf die Höhe des Diensteinkommens, und die Mannigfaltigkeit erhöht sich durch die äußerst ungleiche Ruhestandsfürsorge in den größeren Gemeinden, für die es an einer gesetzlichen Grundlage fehlt. Die Anwartschaft auf Ruhegehalt muß von den Lehrern durch recht erhebliche, ihrer Höhe nach wiederum sehr verschiedene Beiträge aus eigenen Mitteln erworben und aufrechterhalten werden. Dergleichen Mängel wiederholen sich bei der Hinterbliebenenfürsorge, die auch von Kreissonderkassen unter Heranziehung des Lehrpersonals zu Beiträgen gewährt wird. Auch hier sind die Leistungen der einzelnen Kreise außerordentlich verschieden. Die Witwenrenten bleiben sich ohne Rücksicht auf die Höhe des Diensteinkommens im allgemeinen immer gleich, werden also bei längerer Dienstzeit prozentual kleiner. Das Waisengeld ist verhältnismäßig hoch.

Die Denkschrift vom 12. Juni 1914 bricht radikal mit den Anschauungen, welche der vorstehend geschilderten Regelung der Dienstverhältnisse der Volksschullehrerschaft zugrunde liegen, welche erst in der das Schulbedarfsgesetz vorbereitenden Denkschrift vom 7. April 1900 niedergelegt waren; das bayerische Volksschulwesen leidet ebenso wie das preußische darunter, daß ein allgemeines Volksschulgesetz fehlt. Zahlreiche Materien entbehren der einheitlichen Regelung; sie werden in den acht Kreisen des Königreichs, häufig in Stadt und Land, ja sogar in den einzelnen Gemeinden unnötig, lediglich auf geschichtlich überlebter Grundlage verschieden behandelt. Auch fehlen häufig überhaupt allgemeine Regeln, und alles ist der Willkür der Verwaltung anheimgestellt. Natürlich kann nur ein allgemeines Volksschulgesetz umfassende Hilfe bringen. Nach-

dem aber der Entwurf eines Schulgesetzes 1867 an kirchenpolitischen Schwierigkeiten gescheitert ist, hat es die Bayerische Staatsregierung, ebenso wie die Preußische nach 1892, noch nicht an der Zeit erachtet, wieder mit einem solchen Schulgesetzentwurf hervorzutreten. Das Schulbedarfsgesetz von 1902 zeigt an vielen Stellen, daß es damals noch nicht möglich war, eine Vereinheitlichung des Schulrechts auch nur auf dem von ihm behandelten Gebiet herbeizuführen, obwohl nicht daran zu zweifeln ist, daß die Staatsregierung auch damals schon diese Vereinheitlichung, namentlich auf dem Gebiete der Ruhestandsgesetzgebung und der Hinterbliebenenfürsorge, für notwendig erachtete. Die Verhältnisse scheinen heute günstiger zu liegen.

Die Denkschrift will, einem allgemeinen Volksschulgesetz vorgreifend, in vielen Punkten eine Vereinheitlichung des Schulrechts herbeiführen. Dabei geht sie von vier wichtigen, modernen Grundsätzen aus, die, dem auch auf dem Volksschulgebiet herrschenden Zuge der Vereinheitlichung im Deutschen Reiche entsprechend, mehr und mehr in allen deutschen Bundesstaaten zur Geltung gelangen.

Erstens: Das Recht der Volksschulen ist, soweit es ihre Sonderverhältnisse nur zulassen, dem Recht der übrigen Beamten anzugleichen.

Zweitens: Die Regelung des Volksschullehrergehalts ist auf der reinen Geldbesoldung und der Auszahlnng aus einer Kasse aufzubauen.

Drittens: Die organische Verbindung des Kirchendienstes mit dem Schuldienste ist im Wege der staatlichen Gesetzgebung völlig aufzuheben.

Viertens: Die persönlichen Volksschullasten sind der Gemeinde mehr als bisher abzunehmen und breiteren Schultern (den Kreisgemeinden und dem Staate) aufzulegen.

Erstens. Die von dem Kultusminister Dr. v. Knilling gezeichnete Denkschrift stellt unter geschichtlicher Begründung nachdrücklich fest, daß nach dem geltenden bayerischen Schulrecht die Organisation und die unmittelbare Leitung des Volksschulwesens in der Hand des Staates liegt. „Es soll nicht verkannt werden, daß wiederholt von Vertretern der staatlichen Unterrichtsverwaltung u. a. auch in der Denkschrift vom 7. April 1900 Erklärungen abgegeben wurden, die auf eine abweichende Stellungnahme schließen könnten. Es steht indessen fest, daß solche Kundgebungen, selbst soweit sie als programmatische Aeußerungen erscheinen, niemals in

die Tat umgesetzt worden sind, daß die praktischen Folgerungen daraus niemals gezogen worden sind. Zu keiner Zeit hat die Staatsregierung den Standpunkt praktisch aufgegeben oder auch nur abschwächen lassen, daß dem Staate die volle Gewalt über die Lehrer und die unmittelbare Leitung des Volksschulwesens zukommt." Darnach ist der Volksschuldienst Staatsdienst; aber die Volksschullehrer sind damit noch nicht Staatsdiener im engeren Sinne. Denn die Volksschule ist nicht eine reine Staatsanstalt; sie ist eine Anstalt gemischter Art: verwaltungsrechtlich Staatsanstalt, finanzrechtlich vorwiegend Gemeindeanstalt. Hierin kann auch für die Zukunft keine grundsätzliche Aenderung gegenüber dem bisherigen Rechtszustande zugelassen werden. Die Erfahrung bestätigt, daß es dem Schulwesen förderlich ist, wenn den Gemeinden ein unmittelbares Interesse und ein gewisser Spielraum zu freiwilligen Leistungen eingeräumt ist. Die Volksschullehrer müssen daher eine besondere Gruppe von Staatsdienern bleiben. Ihre Rechtsverhältnisse sollen in einem zu schaffenden Lehrergesetze, aber in tunlichster Anlehnung an das Beamtengesetz geregelt werden. Zunächst soll der Zustand beseitigt werden, daß das Dienstverhältnis der Lehrer und Lehrerinnen an der Volksschule auf allen Dienststufen dauernd widerruflich ist. Im Anschluß an die Bestimmungen des Beamtengesetzes, welches die Unwiderruflichkeit für die obersten 12 Beamtenklassen nach dreijähriger, für die übrigen nach zehnjähriger Dienstzeit vorsieht, soll den Lehrern die Unwiderruflichkeit nach zehnjähriger Dienstzeit, gerechnet von der ständigen Anstellung ab, also durchschnittlich im 34. Lebensjahre, bei den Lehrerinnen also erst in etwas höherem Alter, gewährt werden. Das ist wohl etwas spät und steht in schroffem Gegensatz zu Preußen, wo man leider noch immer bei dem anderen Extrem verharrt, daß der aus der Lehrerbildungsanstalt austretende junge Lehrer, sobald er seinen Militärdienst erledigt hat oder von ihm dauernd befreit ist, die einstweilige Anstellung, häufig also schon mit 20 Jahren, und, sobald er die zweite Prüfung abgelegt hat, also häufig schon mit 22 oder 23 Jahren, die endgültige Anstellung erhalten muß. Aus der Verleihung der Unwiderruflichkeit sollen dann in Bayern die gleichen Folgerungen gezogen werden, wie bei anderen Beamtenklassen; für die Volksschullehrer müssen also dann jetzt fehlende Bestimmungen über Versetzungen, über Umzugskosten, über das Disziplinarstrafrecht u. s. f. geschaffen werden. Während bis jetzt die Rechtsverhältnisse der drei Stufen in Hilfslehrer, Schulverweser, Volksschullehrer ganz

gleich waren, soll jetzt ein stufenweiser Aufbau der Lehrerlaufbahn stattfinden, und zwar in der Weise, daß zwischen unständigem und ständigem Lehrpersonal unterschieden wird. Das unständige Lehrpersonal bilden die Hilfslehrer (Hilfslehrerinnen), während alle übrigen Lehrpersonen zum ständigen Lehrpersonal gehören sollen, aber in zwei Stufen als Unterlehrer (Lehrer) nach abgelegter Anstellungs (zweiter) -Prüfung, also etwa im 24. oder 25. Lebensjahre, und als Volksschullehrer, der Beförderungsstufe gegenüber der Unterstufe, also etwa im 27. oder 28. Lebensjahre. Die zehnjährige Dauer der Widerruflichkeit soll von der Ernennung zum Unterlehrer an zählen, während das Dienstverhältnis des unständigen Lehrpersonals, wieder ganz im Gegensatz zu Preußen, aber praktischer, dauernd widerruflich bleibt.

Die Denkschrift hält es für erstrebenswert, dem Volksschullehrstand noch eine über die Stellung des Volksschullehrers hinausgehende Laufbahn zu eröffnen, nach bayerischem Sprachgebrauch Vorrückungsstellen zu schaffen. Sie geht dabei von allgemein menschlichen Gesichtspunkten aus: Die Aussicht auf die Erreichung höherer, besser besoldeter Posten bilde ein wirksames Mittel, um die Berufsfreudigkeit anzuspornen, den Diensteifer nicht erlahmen zu lassen, ein Umstand, der für die Lehrer bei der Schwierigkeit und der Bedeutung ihres Berufs ganz besonders ins Gewicht falle. Aber wie bei den andern Beamtenständen sollen solche Vorrückungsstellen nur insoweit errichtet werden, als sich mit der Beförderung auch die dienstlichen Anforderungen und das Maß der Verantwortung erhöhen. Und nun steht die Bayerische Staatsregierung vor einer großen Schwierigkeit, nämlich der, daß das im übrigen freie Organisationsrecht über die Volksschule durch das der Verfassung eingefügte Protestantenedikt beschränkt ist, nach dem „die bisherige Verfassung der Distriktsdekanate und Distriktsschulinspektionen, sowie der übrigen Mittelorgane beibehalten wird.“ *) Dieser Vorschrift entsprechend überläßt der Staat auch auf katholischer Seite in der Distrikts- und ebenso in der Lokalinstanz die Schulaufsicht der Geistlichkeit. Ihr gehört also die Leitung des inneren Unterrichtsbetriebes. Das ist die wahre Schwierigkeit. Der Satz der Denkschrift: „Bei der Natur der Diensttätigkeit des Lehrpersonals wird sich die Schaffung von Beförderungsstellen nur in beschränktem Umfange verwirklichen lassen“ ist kaum als ernstlich aufzufassen.

*) Siehe hierzu Piloty, das Recht der Schulaufsicht in Bayern S. 79 ff.

Denn tatsächlich bemüht sich die Denkschrift, Vorrückungsstellen zu schaffen, indem sie (hier nach dem Vorgange Preußens) an Volksschulen mit drei oder mehr Lehrstellen Hauptlehrerstellen schaffen will, aber mit dem Unterschiede gegen Preußen, daß der Hauptlehrer nur gewisse Aufsichts- und Leitungsbefugnisse auf dem äußeren Schulgebiet erhalten soll. Um möglichst viel Vorrückungsstellen zu schaffen, wirft die Denkschrift sogar die Idee auf, ob es nicht angängig sei, an größeren Schulsystemen mit 12—14 Lehrkräften zwei Hauptlehrer anzustellen, die sich nach näheren Anweisungen in die betreffenden Aufgaben zu teilen hätten. Auf diese Weise könnten 1000—1100 Hauptlehrerstellen als Beförderungsposten gegenüber rund 11 000 Volksschullehrerposten gewonnen werden. An reinen Mädchenvolksschulen wären Hauptlehrerinnenstellen zu schaffen.

Wie den anderen Beamten soll auch den Volksschullehrern in Zukunft ein Rechtsanspruch auf alle Teile des Gehalts eingeräumt und die Möglichkeit gegeben werden, die vermögensrechtlichen Ansprüche in einem gesetzlich geregelten Verfahren zu verfolgen. Ein bezüglicher Gesetzentwurf soll ausgearbeitet werden.

Zweitens. Die Denkschrift erkennt an, daß die gegenwärtige Regelung der Einkommensverhältnisse der Volksschullehrer in formeller wie in sachlicher Beziehung verschiedene schwerwiegende Mängel aufweise. Das Besoldungssystem an sich bringe vielfach Härten und Ungerechtigkeiten mit sich und sei in mancher Hinsicht den heutigen Gesellschafts- und Wirtschaftsverhältnissen nicht mehr angemessen. Auch der Höhe nach sei die dienstliche Besoldung eines großen Teils der Lehrerschaft unzureichend (Lehrergehalt auf den Fassionsschulstellen jetzt 820—2800 Mk., Lehrerinnengehalt 820 bis 1990 Mk.). Das gegenwärtige Besoldungssystem lasse vor allem die erforderliche Einheitlichkeit und Gleichmäßigkeit in der Bemessung des Diensteinkommens vermissen. Schon die weitgehende tatsächliche und rechtliche Unterscheidung zwischen Stadt und Land sei nach den heutigen Verhältnissen nicht mehr hinreichend gerechtfertigt. Die dienstliche Aufgabe des Landlehrers sei heute derjenigen des Stadtlehrers nach Inhalt und Umfang im wesentlichen gleich. Auch der Unterschied in den Lebensverhältnissen sei nicht so groß, daß damit die geringere Besoldung des Landlehrers genügend begründet werden könne. Wenn von den großen Städten abgesehen werde, sei die Lebenshaltung auf dem Lande für die nicht selbst produzierenden Stände vielfach wohl nicht erheblich billiger als in der Stadt. Dagegen sei dort die Beschaffung der Gegenstände des

täglichen Bedarfs, die ärztliche Versorgung und die Kindererziehung schwieriger und kostspieliger. Es bestehe jedoch kein Zweifel, daß in der Stadt für die Wohnung erheblich mehr aufgewendet werden müsse, als auf dem Lande. Das Fassionssystem müsse als veraltet und der heutigen Stellung des Lehrers nicht mehr entsprechend bezeichnet werden. Es käme hinzu, daß das Einkommen jetzt bei Fassionsstellen aus den verschiedensten Quellen flösse: vom Staate, vom Kreise, von der Gemeinde, aus kirchlichen Mitteln, von Gutsherren, von Privaten, aus Stiftungen und besonderen Fonds. Daraus ergebe sich notwendig eine unbequeme und mangelhafte Form der Rechtsverfolgung. Der Zivilrechtsweg stehe dem Lehrer für seine Gehaltsansprüche grundsätzlich nicht offen. In den Gemeinden mit Ortsstatuten sei die Art der Besoldung besser geregelt, aber die Freiheit der Gemeinden in der Bemessung des Lehrergehalts bringe Unruhe in die Lehrerschaft und bedinge eine gewisse Abhängigkeit derselben von maßgeblichen gemeindlichen Faktoren. Bezüglich der Bemessung des Gehalts sei die Lage der Volksschulleherinnen, der Schulverweser und -verweserinnen, der Hilfslehrer und -lehrerinnen auf den Fassionsschulstellen noch ungünstiger als die der Volksschullehrer Hier bestehe vielfach eine Notlage. Die Denkschrift untersucht, ob der Hinweis auf die verhältnismäßig große Zahl der entlohnten Nebenämter und Nebenbeschäftigungen gegen die Aufbesserung der Lehrergehälter berechtigt sei, und kommt zu dem Schlusse, daß das nicht der Fall sei. Man dürfe die Nebenverdienste nicht unmittelbar in Rechnung ziehen, aber es könne doch nicht ganz unberücksichtigt bleiben, daß den Lehrern ihr Hauptberuf im allgemeinen die nötige Zeit zu nebenamtlicher Betätigung in größerem Umfange frei lasse, als dies bei anderen Beamten gewöhnlich der Fall sei. Auch nach der Zahl der vom Lehrer zu erteilenden Unterrichtsstunden sei sein Gehalt nicht zu bemessen, ebenso wenig wie bei den Lehrern der höheren Schulen. Es sei eine unbestreitbare Tatsache, daß der Schulunterricht an die geistige und körperliche Leistungsfähigkeit größere Anforderungen stelle als etwa eine reine Bureautätigkeit. Nach alledem sei die Tatsache, daß die Besoldung eines sehr großen Teiles der Lehrerschaft hinter derjenigen anderer öffentlicher Aemter zurückstände, nicht gerechtfertigt. Bei der Entscheidung der Frage, wie hoch die Besoldungen der Lehrer zu bemessen seien, müsse der für die Neuordnung der Gehaltsverhältnisse der etatsmäßigen Staatsbeamten aufgestellte Grundsatz zur Richtschnur dienen:

daß die Besoldungen nach Maßgabe der vorgeschriebenen Vorbildung und der Wichtigkeit der Dienstleistung, sowie der damit verbundenen Verantwortlichkeit abgestuft werden sollen, derart, daß bei gleicher Vorbildung sowie gleichwertiger Tätigkeit und Verantwortung durch alle Zweige des Staatsdienstes auch die gleiche Besoldung zu gewähren ist.

Die Denkschrift untersucht dann die Vorbildung des Lehrpersonals im Vergleich zu anderen Beamtenständen und stellt fest, daß der Lehrer nach sechsjähriger Lehrerbildungs-, vierjähriger Hilfslehrer-, dreijähriger Verweserzeit erst etwa im 27. Lebensjahr zum Volksschullehrer befördert werde, ferner daß er auch nicht annähernd die Beförderungsmöglichkeiten wie andere Beamtenstände habe. Aus alledem ergeben sich die Grundzüge der Neuregelung der Besoldungsverhältnisse: das Fassionssystem ist völlig zu beseitigen. Die Gehälter der Lehrer sollen der Gleichheit der Diensteaufgabe entsprechend und im Interesse der freien Versetzungsmöglichkeit dem Grundsatz nach überall gleich bemessen werden. Zu den Gehältern soll aber noch ein beweglicher, vom Ort abhängiger Faktor in der Form der freien Dienstwohnung oder der angemessenen Wohnungsentschädigung hinzukommen. Die von der Mehrzahl der Lehrer erstrebte Einreihung in die Gehaltsordnung für die staatlichen Beamten wird abgelehnt, weil es keine Beamtengruppe gibt, der die Volsschullehrer nach Stellung und Tätigkeit in dem Maße gleichgestellt werden könnten, daß eine völlig gleiche Behandlung in der Gehaltsbemessung gerechtfertigt wäre. Die Lehrer dürften bei der Bemessung ihrer dienstlichen Besoldung keine Zurücksetzung erfahren, aber es könne nicht ganz außer Betracht bleiben, daß den Lehrern in ihrer überwiegenden Mehrzahl in weiterem Umfange als anderen öffentlichen Dienern die Möglichkeit gegeben sei, sich gewinnbringender Nebenbeschäftigung zu widmen. Danach sieht die Denkschrift als Gehalt (ohne Dienstwohnung oder Mietsentschädigung) vor für den Hilfslehrer (etwa im 21. Lebensjahre) 1200 M., für den Unterlehrer bisherigen Schulverweser (etwa im 24. Lebensjahre) 1440 M., für den Volksschullehrer (etwa im 27. Lebensjahre) 1680 M., steigend in je 3 Jahren um je 300 M. bis auf 3480 M. (etwa im 45. Lebensjahre). Für Lehrerinnen sind die gleichartigen Zahlen 1200, 1380, 1500 und 2700 M. (letztere etwa im 47. Lebensjahre). Es sei bei deren geringerer Bemessung in Betracht zu ziehen, daß der Lehrer in der Regel verheiratet sein werde und für eine Familie zu sorgen habe, während die Lehrerin unverheiratet sein müsse. Kinderzulagen

werden als bedenklich abgelehnt, auch weil sie keinem anderen Beamtenstande bisher zuteil werden. Für die neu zu schaffenden Stellungen der Hauptlehrer und Hauptlehrerinnen wird ein Gehalt von 2400—4200 M. bezw. 2280—3360 M., erreichbar in 18 Dienstjahren, vorgesehen.

Wenn hiernach auch die Unterschiede in der Besoldung aller bisherigen Fassionsschulstellen (für Volksschullehrer: 7291) aufgehoben werden, so ist damit doch noch nicht die Gleichstellung aller Volksschullehrer gleicher Art erreicht. Die Denkschrift erklärt, daß es an sich zweifellos die am meisten befriedigende Regelung wäre, wenn dem Volksschullehrpersonal ein durch Stadt und Land einheitlicher Geldgehalt gewährt werden könnte und die tatsächlich vorhandenen Unterschiede in den örtlichen Verhältnissen lediglich in der verschiedenen Bemessung der Wohnungsentschädigung zum Ausdruck kommen würde. Aber dieser Gedanke erweist sich als undurchführbar angesichts der Tatsache, daß die Besoldungen des Lehrpersonals in den Städten schon jetzt die vorgeschlagenen neuen Gehaltssätze in vielen Fällen übersteigen und daher die unterschiedslose Einführung dieser Sätze in den Städten für einen großen Teil des bayrischen Volksschullehrpersonals eine erhebliche Verschlechterung der Einkommensverhältnisse bedeuten würde, am meisten in München und Nürnberg. Es werde daher nur übrig bleiben, für eine größere Zahl von Gemeinden eine freiwillige Erhöhung der Lehrergehälter zuzulassen, aber unter Beseitigung der bisher zulässigen ortsstatutarischen Regelung nach einem gesetzlich geregelten festen System. Am zweckmäßigsten erscheine es, die Erhöhung der gesetzlichen Endgehälter durch Gehaltsverrückungen von je 300 M. zu gestatten, und zwar um eine Gehaltsverrückung in Städten mit mehr als 5000 Einwohnern, um zwei mit mehr als 50 000, um drei mit mehr als 100 000. Jede andere Form gemeindlicher Gehaltszulagen für die Lehrer sei auszuschließen. Auch dabei würden die Gehaltssätze noch hier und da eine Herabminderung erfahren müssen, aber es liege in der Natur der Sache, daß ein großes Reformwerk nicht verwirklicht werden könne, ohne daß auf der einen oder anderen Seite Opfer gebracht werden. Selbstverständlich würden erworbene Rechte gerechnet werden.

Die Neugestaltung der Rechtsverhältnisse der Volksschullehrer hinsichtlich des Ruhegehalts und der Hinterbliebenenfürsorge soll sich in tunlichst engem Anschluß an die Ordnung dieser Materien im Bamtengesetz unter Fortfall aller Beiträge des Lehrpersonals voll-

ziehen. Eine Ausnahme soll jedoch hinsichtlich des weiblichen Lehrpersonals gemacht werden. Es werde in betreff des Schuldienstes auch in Zukunft an dem Grundsatze festgehalten werden müssen, daß die Lehrerinnen im Falle ihrer Verheiratung aus dem öffentlichen Schuldienst auszuscheiden haben, womit von selbst auch der Anspruch auf Ruhestandsversorgung erlösche. Eine völlige Gleichstellung der Lehrerinnen mit den weiblichen Beamten, deren Anstellung mit der Verheiratung dauernd widerruflich wird, auch wenn sie vorher schon unwiderruflich war, könne noch nicht in Frage kommen. Dagegen sei zu erwägen, ob man nicht den Lehrerinnen nach ihrer Verheiratung im Pensionsstande das Ruhegehalt, entgegen dem jetzigen Recht, belassen könne.

Die Auszahlung des Gehalts soll in Zukunft aus einer Kasse erfolgen, und zwar in den Gemeinden unter 5000 Einwohnern durch die Rentämter, in den übrigen Gemeinden durch die Gemeindekasse.

Drittens, und dies ist hinsichtlich der Vorbildlichkeit der bayrischen Vorschläge der Hauptpunkt: die organische Verbindung von Kirchen- und Schuldienst soll aufgehoben werden. Diese Verbindung besteht darin, daß der für eine Schulstelle Ernannte damit auch den gesamten mit dieser Stelle verbundenen Kirchendienst zu versehen verpflichtet ist. Ganz abgesehen von der Entlohnung dafür, die in Bayern, wie schon oben gesagt, außerordentlich dürftig ist, bringt diese Verbindung die erheblichsten Nachteile für den Schuldienst und für den Stelleninhaber mit sich. Dieser ist durch den Kirchendienst an allen Feiertagen ebenso gebunden, wie durch den Schuldienst an den Wochentagen. Da der Kirchendienst nicht ein Neben-, sondern ein zweites Hauptamt ist, so untersteht der Stelleninhaber doppelter Dienstaufsicht und Disziplin. Die organische Verbindung bringt aber auch eine weitgehende Gebundenheit der kirchlichen Beteiligten und der Aufsichtsbehörden mit sich, die gegenüber dem aufstrebenden Lehrerstand auf kirchlicher Seite bereits häufig unangenehm empfunden wird. Zweck der Verbindung war ursprünglich in erster Linie die Verbesserung des unzureichenden Lehrereinkommens. Zufolge der organischen Verbindung erscheint auch heute noch das Stelleneinkommen aus dem Kirchendienst als ein Bestandteil der Gesamtbesoldung des Lehrers. Letztere wird nicht selten zu einem unverhältnismäßig großen Teil aus kirchlichen Mitteln aufgebracht. Mit dem neuen Besoldungssystem, das auf der Aufhebung der dienstanschlagsmäßigen Festsetzung der einzelnen Gehaltsteile beruht und

Vereinheitlichung nach Art und Höhe erstrebt, läßt sich die Verbindung von Kirchen- und Schuldienst nicht vereinbaren. Diese Umstände führen dazu, eine Neuregelung auf Grundlage der völligen Aufhebung der organischen Verbindung des Kirchendienstes mit dem Schuldienste ins Auge zu fassen. Nach der Auffassung der bayrischen Staatsregierung wird es sowohl im Interesse des Volksschuldienstes, als auch der gedeihlichen Entwicklung des weltlichen Kirchendienstes liegen, wenn die beiden Funktionen vollständig getrennt und dem Kirchenamt die Bedeutung eines selbständigen, vom Lehrer allenfalls nur nebenberuflich zu versehenden Amtes gegeben wird. Nicht ratsam erscheint es ihr, die Trennung lediglich von Fall zu Fall unter gewissen Voraussetzungen zuzulassen, wie dies bereits hinsichtlich des Mesnerdienstes (niederen Küsterdienstes) im Schulbedarfsgesetz von 1902 vorgesehen war. Die Erfahrung hat gezeigt, daß auf diesem Wege eine Abtrennung nur in ganz wenigen Fällen zustande kommt. Dieselbe Erfahrung ist auch in Preußen gemacht worden, wo die Verhältnisse bezüglich der organischen Verbindung des Kirchen- und Schuldienstes ebenso liegen, wie in Bayern, nur daß in Preußen dem reinen Lehrergrundgehalt ein dem Umfange des Kirchendienstes entsprechender Mehrbetrag hinzugefügt wird und mit diesem dann das einheitliche Grundgehalt bildet.

In Bayern soll also durch Staatsgesetz die organische Verbindung gelöst werden. Dabei soll aber wesentlich unterschieden werden zwischen dem Chordienst (höheren Küsterdienst, Organisten-, Lektordienst) und dem Mesnerdienst. Die Kirche wird voraussichtlich namentlich auf dem Lande der Hilfe des Lehrers für den Chordienst noch auf längere Zeit nicht entbehren können, ebenso wie in Preußen. Darum sollen die Lehrer verpflichtet sein, den Chordienst auch nach der Lösung der organischen Verbindung auf Antrag der kirchlichen Behörde und nach Anordnung der Anstellungsbehörde als Nebenamt zu übernehmen, wogegen ihnen eine angemessene, zwischen den beiden Behörden zu vereinbarende Vergütung zuzusichern wäre. Anders liegen die Verhältnisse beim Mesnerdienst, dessen Wahrnehmung der Lehrerstand seiner nicht mehr angemessen erachtet. Bayern will nun hier nicht so weit gehen, wie Württemberg, Baden und Hessen, die den Lehrern die Uebernahme der niederen Küsterdienste untersagt haben, aber es will die Uebernahme des Mesnerdienstes künftighin überall dem freien Ermessen des Lehrers anheimstellen und überdies von der Genehmigung der Aufsichtsbehörde abhängig machen. Unter allen Umständen soll das Einkommen aus

dem Kirchendienst auf den Gehalt der Schulstelle auch nicht mehr zum Teil angerechnet werden; es scheidet also auch aus für die Berechnung des Ruhegehalts und der Hinterbliebenenversorgung.

Die Durchführung der bezeichneten Maßnahmen wird in vielen Fällen, sei es von den kirchlich Beteiligten, sei es von der bürgerlichen Gemeinde, Opfer fordern. Das aus kirchlichen Quellen stammende Schulstelleneinkommen wird nach der Trennung der Aemter vielfach nicht ausreichen, um dann die kirchlichen Dienste „angemessen" zu entgelten. Andererseits wird aber auch aus kirchlichen Quellen stammendes Aufkommen für kirchliche Zwecke frei werden. Sache der bürgerlichen Gemeinden wird es sein, diejenigen Beträge zu ersetzen, die ihnen bisher aus kirchlichen Mitteln zugeflossen sind und der Schulstelle nun entzogen werden. Es hat sich ergeben, daß es sich um 485 000 M. für das ganze Land handeln wird. An unvermögende Gemeinden sind Zuschüsse zur Deckung des Bedarfs aus Kreismitteln zu gewähren und werden bei der Finanzierung der gesamten Neuregelung vorgesehen.

Die Lösung der organischen Verbindung von Schul- und Kirchendienst würde dem Rechtsgrundsatz nach sofort in Kraft zu treten haben. Aber es muß doch eine Uebergangszeit festgesetzt werden wegen derjenigen Schulhäuser, die zugleich Mesnerhäuser sind. Eine durchgreifende Neuordnung ist hier um so weniger zu umgehen, als die gegenwärtigen Zustände vielfach zu Unklarheiten, nicht selten sogar zu langwierigen Rechtsstreitigkeiten Anlaß gegeben haben, ganz wie in Preußen. Die Trennung der Verbindung von Schul- und Mesnerhaus soll unter Festsetzung einer Frist nachdrücklichst angestrebt und durch Gewährung von Zuschüssen aus öffentlichen Mitteln ermöglicht und erleichtert werden. Für die Uebergangszeit aber soll da, wo das Schulhaus zugleich Mesnerhaus ist, nur beim Chordienst die Uebernahme des Mesnerdienstes dem Lehrer zur Pflicht gemacht werden, auch nachdem die organische Verbindung gesetzlich gelöst ist

Diese Vorschläge des Bayerischen Kultusministeriums erscheinen für Preußen, wo dieselben Schwierigkeiten bezüglich der organischen Verbindung von Kirchen- und Schuldienst vorliegen und täglich größer werden sowohl durch die Auflehnung der Lehrerschaft gegen diese Verbindung, wie durch die Ansprüche der kirchlichen Behörden auf Mitherrschaft über die Volksschullehrerschaft, soweit sie zu Kirchendienst organisch verpflichtet ist. Die Ministerialerlasse, welche die Aufhebung der Verbindung und die Trennung der Vermögensstücke

oder auch nur die erstere herbeiführen sollen, haben nur in verhältnismäßig wenigen Fällen zum Ziel geführt. Die Behandlung von Fall zu Fall ist unsparsam; sie erfordert bei den Regierungen und Konsistorien einen sonst unnötigen Verwaltungsapparat. Es ist zu wünschen, daß in Preußen, wie es in Bayern und Württemberg geschehen ist, die Ueberzeugung durchdringt, daß nur auf dem Wege der staatlichen Gesetzgebung wirkliche Hilfe zu schaffen ist.

Viertens. Der Volksschulbedarf ist in Bayern in erster Linie durch die Gemeinden zu befriedigen. Wenn die Gemeinde ohne Ueberbürdung auch durch Umlagen den Bedarf nicht decken kann, so tritt der Kreis mit Zuschüssen ein. Daneben gewährt der Staat sowohl den Kreisen wie der Gemeinde Zuschüsse. Daran soll auch bei der Neuregelung festgehalten werden. Aber ebenso wie in Preußen ist man auch in Bayern längst dazu übergegangen, Gemeinden zur Tragung der Volksschullast Zuschüsse zu gewähren, auch ohne daß nachzuweisen wäre, daß sie den Bedarf auch durch Umlagen ohne Ueberbürdung nicht aufbringen können. Vielmehr dient ein schematischer Maßstab zur Feststellung des Unvermögens. In Bayern bedient man sich der Grenzen der Einwohnerzahl. Die Gemeinden bis zu 5000 Einwohnern gelten sämtlich als unterstützungsbedürftig, die bis 50000 Einwohnern in gewissem Maße, während man annimmt, daß die größeren Gemeinden im allgemeinen ohne feste Zuschüsse ihren Volksschulbedarf aus eigenen Mitteln decken können. Die Denkschrift erkennt an, daß der Maßstab der Einwohnerzahl roh ist, aber er sei der möglichst einfache und dem nach dem Steuersoll oder der Umlagenhöhe wegen der häufigen Veränderung dieser Faktoren vorzuziehen. Im Jahre 1912 wurden von den auf 65 Millionen Mark berechneten Gesamtausgaben für das Volksschulwesen in Bayern rund 17½ Millionen vom Staat, 6 Millionen von den Kreisen gedeckt, so daß nur 41½ Millionen, darunter die sachlichen Ausgaben, von den Gemeinden aufgebracht wurden. Wie stark der Staat an den Volksschulausgaben für die kleineren Gemeinden beteiligt ist, geht daraus hervor, daß die Gemeinden ohne Ortsstatuten nur rund ⅓ des Gesamtaufwands für die Besoldungen zu tragen haben. Die Durchführung der Besoldungsaufbesserungen wird nach der Denkschrift zu rund ⅔ dem Staate und zu ⅓ den Gemeinden und den Kreisen zur Last fallen. Der Mehrbedarf für die Grundgehälter wird zum größeren Teile von den Gemeinden zu tragen sein, aber die Gehaltserweiterungen will der Staat in allen Gemeinden bis zu 10000 Einwohnern ganz, in den übrigen zu

$^2/_3$ übernehmen. Der gesamte Mehrbedarf für die Besoldungsverbesserungen beträgt rund 7 Millionen Mark.

Dazu kommt noch der Mehrbedarf für die Neuregelung der Ruhestands- und Hinterbliebenenfürsorgen. Jetzt werden die Zahlungen geleistet durch acht Kreispensionsanstalten und acht Kreishinterbliebenenvereine. $^3/_4$ der Ausgaben tragen Staat und Kreise. Nach gesetzlicher Vereinheitlichung des Systems der Ruhestands- und Hinterbliebenenfürsorge liegt kein Grund mehr vor, diese Sonderkassen zu erhalten. Sie sind sämtlich aufzulösen; die Frage, ob sie durch eine ihre Aufgaben übernehmende Landeskasse zu ersetzen sei, bleibt offen. Jedenfalls soll der Staat neben der Auszahlung aller Beträge den gesamten neu anfallenden Bedarf für die Ruhestands- und Hinterbliebenenfürsorgen übernehmen. Die Gemeinden sollen einen festen jährlichen Zuschuß für jede aktive Lehrperson an die Staatskasse zahlen, wobei die kleineren Gemeinden wieder durch die Kreise entlastet werden sollen.

Die Denkschrift rechnet damit, daß im Beharrungszustande, der allerdings erst nach einer längeren Reihe von Jahren eintreten wird, gegenüber dem Stande des Jahres 1913 der Mehraufwand für Staat, Kreis und Gemeinde zusammen aus der geplanten Neuregelung der Dienst- und Gehaltsverhältnisse des Volksschullehrpersonals 13—14 Millionen Mark betragen wird. Die Opfer rechtfertigten sich sowohl aus Gründen der Billigkeit gegenüber einem großen und wichtigen Stande, als auch im Interesse der Volksschule und damit im Interesse des Staatsganzen.

Gelingt es dem Bayerischen Kultusminister Dr. von Knilling, seine Pläne zur Ausführung zu bringen, so wird er sich damit nicht nur ein großes Verdienst um die Bayerische Volksschule erwerben, sondern sich auch in den Herzen der Bayerischen Volksschullehrer ein Denkmal gesetzt haben, wie es in Preußen einst Bosse und Kügler getan haben. Unvollkommenheiten werden noch bleiben, wie sie auch dem ersten Preußischen Lehrerbesoldungsgesetz von 1897 angehaftet haben und auch 1909 noch nicht vollständig beseitigt werden konnten. Aber die Schranken, welche der Besserung entgegenstanden, waren doch 1897 schon gebrochen, wie sie jetzt in Bayern gebrochen werden sollen. Hier ist Preußen vorangegangen. Auf dem Gebiete der vereinigten Kirchen- und Schulstellen geht Bayern voran. Die Verhältnisse auf konfessionellem Gebiete in Preußen sind denjenigen in Bayern ähnlicher als denen irgend eines anderen deutschen Staates. Man kann sich auch des Eindruckes nicht erwehren, als

ob bei der Abfassung des preußischen Volksschulunterhaltungsgesetzes in seinen konfessionellen Bestimmungen die Bayerische Gesetzgebung in manchen Stücken als Vorbild gedient habe. Gelingt in Bayern die gesetzlich Lösung der organischen Vereinigung von Kirchen- und Schuldienst und findet sie dort, wie es den Anschein hat, die Zustimmung auch der kirchlichen Kreise, so ist die Hoffnung berechtigt, daß sie sich auch in Preußen auf dem Wege der Gesetzgebung durchführen lassen wird.

Zur Entstehung des modernen Menschen.

Von

Dr. Heinrich Scholz,
Privatdozent an der Universität Berlin.

Das eigentliche Studium des Menschen ist der Mensch, sagt Pope. Goethe, in den Wahlverwandtschaften, hat es zum zweiten Male gesagt. Dennoch ist für das Studium des Menschen in dem Jahrhundert seit Goethe verhältnismäßig wenig geschehen. Selbstverständlich ist im einzelnen auf allen Gebieten eine ungeheure Arbeit geleistet worden; die Geschichte in allen ihren Verzweigungen, als Geschichte der Philosophie und der Wissenschaft, der Kunst, der Religion und des sittlichen Lebens, der nationalen und wirtschaftlich-politischen Entwicklung, hat die einzelnen Seiten des menschlichen Daseins gewaltig erhellt und in kräftigen Linien zur Anschauung gebracht. Aber noch sind wir nicht so weit, diese Fäden zusammenzuspinnen und den ganzen Menschen zu zeigen, der hinter diesen Vereinzelungen steht und erst im Zusammenhang aller Funktionen einigermaßen begriffen werden kann.

Unter den Forschern ersten Ranges, die sich um diesen Menschen bemüht haben und dem Verständnis desselben methodisch nachgegangen sind, steht Dilthey sicherlich voran. Er ist augenscheinlich der erste gewesen, oder doch einer von den ersten, die diese Aufgabe deutlich erkannt haben. Das ist vielleicht sein größtes Werk, größer als alles, was er im einzelnen zur Erkenntnis und Aufklärung beigetragen hat. Aber auch das ist nicht gering. Man mag das Fragmentarische seiner Arbeiten, das Unabgeschlossene und Unvollendete, das ihnen nicht nur äußerlich aufgeprägt ist, deutlich, vielleicht auch schmerzlich empfinden; man mag seine Darstellungsart

bisweilen etwas fester und greifbarer wünschen; man mag den Mysterienstil mißbilligen, in den er seine Untersuchungen gelegentlich einkleidet; aber man wird nicht bestreiten können, daß er trotz allem zu dieser Arbeit wie wenige begabt und auf seinem Felde ein Bahnbrecher gewesen ist.

Die Geschichte des menschlichen Geistes, zumal die Geschichte des modernen Menschen, die sich in unseren Tagen deutlich neben und über den historischen Einzeldisziplinen als selbständige Wissenschaft zu konstituieren beginnt, wird Dilthey stets als ihren wichtigsten Begründer und erfolgreichsten Anfänger betrachten dürfen. Denn er hat wirklich den großen Blick, den weiten und freien Gesichtskreis gehabt, der zu solcher Arbeit gehört. Er hat das Lebensgefühl des Menschen in allen seinen Ausprägungen gesucht und gesehen und zum erstenmal die ganze Fülle der Lebensentwicklungen für die Aufklärung des Lebensbewußtseins verwertet. Der substantielle Geist der Neuzeit erscheint bei ihm zum erstenmal als Grund und Folge des neuzeitlichen Gesamtlebens; und niemand kann leugnen, daß sein synoptisches Verfahren Zusammenhänge erschlossen und Deutungen ermöglicht hat, an die vor ihm nicht zu denken war. Das Hegelsche Ideal eines universellen Lebensverständnisses erscheint in seinen Arbeiten wieder, nur losgelöst von der Spekulation und auf die breite, exaktere Grundlage historischer Forschung und Einzelarbeit gestellt. Wenn Hegel von oben nach unten geht und aus der apriorischen Logik des Geistes seine Geschichte zu erleuchten sucht, so ist Dilthey den umgekehrten Weg gegangen und hat versucht, aus der Geschichte des Geistes die Erkenntnis seiner Struktur zu gewinnen. Daß er dabei nicht zum Abschluß gekommen ist, daß er an Stelle der Einen Tendenz schließlich eine Dreiheit setzte, ohne selbst den Standpunkt zu finden, der über diese Dreiheit hinaus liegt, ist vielleicht nicht nur seine Schuld. Jedenfalls wirkt sein bedeutender Geist heute in den verschiedensten Richtungen produktiv und gesetzgebend fort. Die großen historischen Arbeiten Tröltschs, denen wir soviel Aufklärung verdanken, sind sehr stark von Dilthey beeinflußt. Fragestellung und Methode seiner epochemachenden Arbeiten hat Tröltsch augenscheinlich von Dilthey erlernt; die ganze Einstellung seines Geistes ist mit durch Diltheys Vorgang bedingt.

Oder man nehme den dritten Band des Ueberweg in Frischeisen-Köhlers eben erschienener Neubearbeitung zur Hand. Mit einem Blick in die Disposition kann man feststellen, wie stark und

wohltätig Diltheys Geist über dieser Arbeit gewaltet hat. Das alte, nach Kant gebildete Schema von Rationalismus und Empirismus, das lediglich die intellektuellen Probleme berücksichtigt, ist in der neuen Fassung zertrümmert und durch eine Anordnung ersetzt, die die philosophischen Systeme der neuen Zeit als Ausdruck der Lebenswandlungen des modernen Geistes zu deuten sucht. Das Werk hat dadurch so bedeutend gewonnen, daß man es zum erstenmal als eine Art von Lesebuch bezeichnen kann. Auch die scharfsinnigen und weitblickenden Arbeiten von Eduard Spranger mit ihrer großen Linienführung sind aus der Schulung an Dilthey hervorgegangen.

Diltheys eigene Abhandlungen zur Entstehungsgeschichte des modernen Menschen waren bisher im Archiv für Geschichte der Philosophie, ein wichtiger Aufsatz in den Abhandlungen der Berliner Akademie vergraben. Kundige wußten sie freilich auch dort zu finden; aber die Unbequemlichkeit war oft groß, und nicht immer gelang es, die zusammengehörigen Aufsätze zusammen zu bekommen. Daher war auch die geschlossene Wirkung ins Breite, die man diesen Arbeiten wünschen muß, nicht möglich. Sie waren im ganzen zu zerstreut, um von Nichtphilosophen im Zusammenhange gewürdigt zu werden. Dilthey selbst hat sich zu einer zusammenfassenden Veröffentlichung nicht entschließen können, vermutlich, weil er bis zuletzt an die Fortsetzung der „Einleitung in die Geisteswissenschaften" gedacht hat. Um so angemessener ist es, daß jetzt nach seinem Tode als zweiter Band, aber erstes Stück seiner Gesammelten Schriften gerade diese Aufsätze erschienen sind. Die Ausgabe ist von Georg Misch besorgt und hat den treffenden Titel erhalten: Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation.*)

Die hier vereinigten Aufsätze sind nach Namen und Inhalt bekannt. Den Anfang macht die „Auffassung und Analyse des Menschen im 15. und 16 Jahrhundert" mit ihrer feinen Einleitung über die Motive der mittelalterlichen Metaphysik und ihrer ebenso anschaulichen, wie wegweisenden Schilderung der Renaissance- und Reformationskultur. Für die Religionsgeschichte ist diese Abhandlung wegen ihrer Betonung des reformationszeitalterlichen Spiritualismus

*) Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften. Zweiter Band: Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation. Abhandlungen zur Geschichte der Philosophie und Religion. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner, 1914. IX und 528 S. Gr. 8⁰. Preis Mk. 12, in Leinen Mk. 14, Halbfranz. Mk. 16.

und seines selbständigen Anteils an dem Aufbau und der Grundlegung der modernen Religiosität besonders wichtig. Die Gestalt des großen Sebastian Franck ist hier zum erstenmal in universalgeschichtlichem Zusammenhange gewürdigt und als eine selbständige, von der Reformation nicht nur unabhängige, sondern verdrängte und verfolgte Entfaltung moderner Gläubigkeit aufgezeigt. Die Paradoxa des Sebastian Franck, die jetzt in einer guten und brauchbaren Ausgabe bei Diederichs jedermann zugänglich sind, sind wirklich für den, der sie unbefangen liest, eine religionsgeschichtliche Erkenntnisquelle erster Ordnung. Und mehr als das: ein Bekenntnisbuch, das viel unmittelbarer, als Luther selbst, zum deutschen Idealismus und zu Goethe hinweist und dem Menschen der Gegenwart, der durch diese Kultur hindurchgegangen ist, besonders nahe gehen muß. Das stille Gefühl der Gottähnlichkeit, das die Schöpfung durch Gott nicht ausschließt, sondern im Gegenteil voraussetzt, hat hier einen Ausdruck erhalten, der die besten Traditionen mittelalterlicher Mystik und des stoisch-neuplatonischen Pantheismus in die Neuzeit hinüber und zu den Höhepunkten des modernen Geisteslebens hinaufleitet.

Ich darf eine von Dilthey nicht angeführte, besonders eindrucksvolle Stelle zur Erläuterung hier einrücken. „Gott hat seiner Weisheit Art und seines Wesens ein Muster, Zundel (Anzünder), eine Spur, ein Licht und ein Bild in des Menschen Herz gelegt, darin sich Gott selbst sieht. Und dieses Bild Gottes und diesen göttlichen Charakter nennt die Schrift etwa Gottes Wort, Willen, Sohn, Samen, Hand, Licht, Leben, die Wahrheit in uns. So sind wir also Gottes fähig, und etlichermaßen nach diesem Bilde, wir sind göttlicher Art, das Licht ist in der Laterne unseres Herzens angezündet und der Schatz liegt schon in dem Acker, in den Grund der Seelen gelegt: wer ihn nur brennen, glänzen ließe und die Laterne des Fleisches nicht vorzöge! Ja, wer nur in sich selbst einkehrte und diesen Schatz suchte, der würde ihn zwar nicht jenseits des Meeres finden, noch im Himmel suchen dürfen. Sondern in uns ist das Wort, das Bild Gottes."

Auch vom Gesinnungschristentum hat dieser einsame und seltsame Mann eine Sicherheit und Tiefe der Anschauung gehabt, die keine Vergleichung zu scheuen braucht. In seiner Chronik und Beschreibung der Türkei vom Jahre 1530 stellt er den drei großen Gruppen des Luthertums, des Zwinglianismus und der täuferischen Bewegung mit prophetischem Blick einen vierten Glauben zur Seite, der Lessings

Religion des ewigen Evangeliums vorausnimmt und, wie diese, alle früheren religiösen Standpunkte zu überholen bestimmt ist. „Der vierte Glaube ist schon auf der Bahn, daß man alle äußerlich Predigt, Zeremonie, Sakrament, Bann, Beruf als unnötig will aus dem Wege räumen und glatt ein unsichtbar geistlich Kirchen, in Einigkeit des Geist und Glauben, versammelt unter allen Völkern und allein durchs ewig unsichtbar Wort von Gott ohn einig äußerlich Mittel regiert, will anrichten."

Wer das liest und bedenkt, und zugleich den Ernst und die Tiefe des Tatwillens empfindet, der in diesem mächtigen Menschen lebt, wird nicht mehr, wie es bei Ritschl geschah, den religiösen Besitz der Gegenwart in gerader Linie auf die Reformation zurückführen können, sondern genötigt sein, anzuerkennen, daß der Spiritualismus eine selbständige und überaus wichtige Quelle unseres religiösen Lebens ist, und daß ein Teil der erheblichsten Schwierigkeiten, mit denen wir zu rechnen haben, aus der gewaltsamen Unterdrückung dieses echt protestantischen und unter keinen Umständen als Katholizismus und Rationalismus zu verdächtigenden Spiritualismus stammt. Hier ist der Punkt, wo Tröltsch mit seinen Untersuchungen eingesetzt hat und wo noch so viel — zu erforschen nicht nur, sondern vor allem zu lernen ist.

An die Abhandlung über den Menschen des 15. und 16. Jahrhunderts schließt sich der große, epochemachende Aufsatz über das natürliche System der Geisteswissenschaften im 17. Jahrhundert. Dieser Aufsatz weist bekanntlich den Anteil der humanistischen Religion, wie sie von Erasmus und seiner Schule ausging, sowie vor allem den Anteil der Stoa an der ersten zusammenhängenden Konstruktion des neuzeitlichen Geisteslebens auf Grund umfassender Induktionen nach. In diesen Aufsatz ist jetzt auch die wichtige Untersuchung über die Glaubenslehre der Reformatoren hineingenommen, die zuerst in den „Preußischen Jahrbüchern" erschienen ist und das Verständnis der reformierten Religion den charaktervollen, aber einseitigen Untersuchungen der Ritschlschen Schule gegenüber auf eine neue, unzweifelhaft tiefere Basis gestellt hat.

Es folgen die beiden aufs engste zusammengehörigen Untersuchungen über die Autonomie des Denkens, den konstruktiven Rationalismus und den pantheistischen Monismus nach ihrem Zusammenhang im 17. Jahrhundert und über den entwicklungsgeschichtlichen Pantheismus nach seinem Zusammenhang mit den älteren pantheistischen Systemen. Der Ausdruck „Pantheismus" ist

hier nicht ganz glücklich. Es würde besser „Monismus“ heißen; denn die monistische Denkverfassung in ihrer spiritualistischen und materialistischen Ausprägung ist der eigentliche Gegenstand dieser Untersuchungen. Das neue Ideal der Interpretation, wie es Dilthey vorgeschwebt hat, kommt vielleicht am eindrucksvollsten in der Ableitung des modernen Naturalismus zum Vorschein. „Der Ursprung des Naturalismus liegt in einer Lebensverfassung, welche sich in Venedig, Florenz, an italienischen Höfen in Macchiavelli, am französischen Hof in Richelieu und am englischen der Stuarts entwickelte. Diese Lebensverfassung verbindet das Extrem der Lebensbejahung, das Streben nach Genuß und Macht, mit der Ausbildung der Staatsräson, der Lebensklugheit an den Höfen, der epikureischen Lebensrechnung. Diese Kombination ist der Ausdruck der Lebensstimmung in der Aristokratie von Venedig während ihrer Dekadenz und der emporkommenden Fürstenmacht. Die Verbindung der vollen Explikation und Anwendung dieser Lebensverfassung mit der mathematischen Naturwissenschaft der Zeit verknüpft nur das Fortwirken dieser Ratio auf dem kosmischen Gebiet mit einem realen Lebensgrunde derselben. So entsteht in Hobbes die erste Form des Positivismus; dieser ist eine Lebenserscheinung, eine Seelenverfassung, nicht ein bloßes Theorem.“

Den Abschluß der Pantheismusstudien bildet die kleine, aufschlußreiche Arbeit „Aus der Zeit der Spinozastudien Goethes“. Hier wird bekanntlich der Zusammenhang des herrlichen Fragments über die Natur mit Shaftesburys Rhapsodien in lehrreichster Weise aufgezeigt und weiter durch eine scharfsinnige Analyse der spät entdeckten Spinozastudie von 1785 nachgewiesen, daß Goethe gleichsam ein Spinozist unter Ausschluß Spinozas gewesen ist, und daß sein dynamischer Pantheismus mit der Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen und der Hingebung an die positive Verwirklichung des Unendlichen im Endlichen hinter Spinoza zurück zu Giordano Bruno und dann wieder vorwärts zu Shaftesbury führt. Diese schöne Untersuchung bildet einen Markstein in der Geschichte der vielverhandelten Frage nach Goethes Spinozismus.

Das letzte große Stück dieser Sammlung ist der Aufsatz über die Funktion der Anthropologie in der Kultur des 16. und 17. Jahrhunderts, der den Akademieabhandlungen entnommen ist und die überwiegend auf das Metaphysische und Religiöse gerichteten Untersuchungen der vorhergehenden Arbeiten wirkungsvoll nach der ethisch-psychologischen Seite ergänzt.

Wenn man das Ganze überschaut, so sieht man, daß Dilthey mit seinen Forschungen über das Ende des 17. Jahrhunderts nicht wesentlich hinausgekommen ist. Das große Problem der eigentlichen Aufklärung hat er nicht mehr in Angriff genommen. Vor Leibniz macht seine Forschung Halt, wenn es auch natürlich an Hinweisungen auf die Problematik des 18. Jahrhunderts und Hindeutungen auf Goethe und die deutsche Bewegung nicht fehlt. Ein großer Teil dieser Arbeit ist freilich an anderen Stellen von ihm geleistet worden, so in den Aufsätzen über Lessing und Novalis, so in der Jugendgeschichte Hegels und so vor allem im „Schleiermacher", der ja eigentlich der Anfang einer Geschichte des klassischen und romantischen Idealismus ist. Immerhin, es fehlt noch viel, und es wird noch viel geschehen müssen, bis die Geschichte des modernen Menschen im Diltheyschen Sinne geschrieben werden kann. Dilthey war in sich selbst zu problematisch, um diese Geschichte schreiben zu können; er sah zu viel, um die Kraft der großen Linie zu finden, nach der er wie wenige gestrebt und gerungen hat. Man merkt es seinen Arbeiten an, daß sie in Stücken entstanden sind, daß die Idee des Ganzen mehr aus dem einzelnen erschlossen ist, als daß sie das einzelne selbst erschließt. Eine gewisse Blässe und Undeutlichkeit des Gesamteindrucks wird hieraus zu erklären sein. Diltheys Gemälde sind unendlich fein und mit der größten Sorgfalt gemalt; aber es ist nichts Hinreißendes in ihnen, nichts, was eine große Notwendigkeit verrät, die hier nach Form und Farbe ringt. Die Innerlichkeit, der er überall zustrebt und die er mit heißem Bemühen aufsucht, ist oft so innerlich geworden, daß man sie körperlos nennen möchte. Es fehlt der Mut zur Verkürzung und Vereinfachung, ohne die es am Ende eine plastische Geschichtsschreibung gerade auch des modernen Menschen nicht geben möchte.

Aber wenn Diltheys Schriften nicht leuchten, so haben sie dafür auf der andern Seite den gar nicht hoch genug zu schätzenden Vorzug, daß sie in keiner Weise blenden. Sie klären auf im edelsten Sinne und sind als Beleuchtungen halb erhellter Zustände in ihrer Weise mustergültig. Besonders schön ist der tiefe Respekt, man möchte beinahe sagen: die Andacht, mit der er von Menschen und Dingen spricht. Er ist in allem das Gegenteil eines Forschers, der das Interessante in den Vordergrund stellt; er geht mit einem seltenen Ernst dem Wesentlichen nach, ohne sich um das Interessante zu kümmern. Der schöne Erfolg dieses Verfahrens ist der, daß die sachliche Notwendigkeit der großen Verschiebungen, aus denen die

moderne Kultur hervorgegangen ist, auf das eindrucksvollste erleuchtet wird. Das Unwillkürliche dieses Prozesses, man möchte sagen: die Zwangsläufigkeit, wird hier in ganz seltener Weise deutlich, ohne daß die Menschen, an denen sie haftet, in denen sie sich vollzogen hat, irgendwie zu Maschinen würden. Die Freiheit der Geister ist hier wirklich der Hebel jener großen Notwendigkeit, in der die Geschichte des Geistes fortschreitet.

In diesem Zusammenhange darf auch bemerkt werden, daß in diesen eminent problemgeschichtlichen Untersuchungen die eingestreuten Personenschilderungen oft das Beste und Tüchtigste sind. Wie klar steht Giordano Bruno vor uns in der Lebensskizze, die dem entwicklungsgeschichtlichen Pantheismus vorangestellt ist! Wie anschaulich ist die Gestalt Descartes', wie liebevoll die Erscheinung Melanchthons in die sachgeschichtlichen Zusammenhange hineingezeichnet! Wie männlich steht Zwinglis Größe vor uns! Wie stark und tüchtig ist Luthers Bild! „Luther, eines Bergmanns Sohn, in nordischen Bergen, ein Mönch in Nebeln, Schnee und Unbildlichkeit der Natur, ohne einen Schimmer von Kunst in seiner Seele, auch ohne ein stärkeres Bedürfnis nach Wissenschaft, nichts als Unsichtbarkeit alles Höheren um sich, Unbildlichkeit höherer Kraft und Kraftverhältnisse: er erst hat den religiösen Prozeß ganz losgelöst von der Bildlichkeit des dogmatischen Denkens und der regimentalen Aeußerlichkeit der Kirche".

Die vorliegenden Abhandlungen sind, wie schon gesagt, mit geringen Veränderungen in ihrer Reform abgedruckt. Immerhin ist einiges aus den Manuskripten hinzugekommen: ein paar Seiten am Schluß des „Natürlichen Systems", dann in dem Aufsatz über Bruno eine Darstellung seines späteren Lebens, ferner eine Einschiebung über Lukrez, die in die Pantheismusuntersuchung eingegangen ist, und eine Charakteristik Shaftesburys, die in dem Aufsatz über die Spinozastudien Goethes ihren angemessenen Platz gefunden hat. Außerdem sind als Anhang drei größere Zusätze aus den Handschriften hinzugefügt: über die Grundmotive des metaphysischen Bewußtseins, über das Christentum in der alten Welt und eine Studie zur Würdigung der Reformation, die das in den gedruckten Texten Gesagte mehrfach verschärft, vertieft und ergänzt.

„Vergleicht man das religiöse Leben des Urchristentums mit dem der Reformation, so ergibt sich die gänzliche Verschiedenheit desselben von dem Paulinismus der Reformatoren. Der Zentralpunkt dieses Lebens, die Erwartung der Wiederkunft Christi, hat in dem religiösen

Leben der Reformatoren keine Realität. Eben indem sie die Wiedertäufer bekämpfen, welche entweder dies kommende Buch geduldig erwarten oder gewalsam aufrichten wollen, eben indem sie es überall nur mit dem Verhältnis des irdischen zum jenseitigen Leben zu tun haben, diesem ersteren aber seine volle Konsistenz lassend, trennt sich der Inhalt des Glaubens ganz durchgreifend von dem des Paulus in seiner Zeit. Sie haben nicht das ursprüngliche Christentum wiederhergestellt, sondern sie haben, ohne es zu wissen, eine neue Stufe der im Christentum angelegten universalen Religion herbeigeführt."

Wenn das richtig ist — und es ist richtig —, so kann man die Reformation offenbar nicht mehr als Reduktion bezeichnen, auch nicht mehr in dem Sinne, daß in der Reduktion das Schöpferische enthalten ist. Man wird sie als Neuschöpfung ansehen müssen, als eine große Intuition, die Reduktionen zur Folge hatte, aber nicht aus ihnen hervorgegangen, auch nicht mit ihnen gleichzusetzen ist.

* * *

Diese Seiten waren geschrieben, ehe das Ungewitter heraufzog, das unser Vaterland umdüsterte. Der gewaltige Anteil des deutschen Geistes an der Struktur des modernen Menschen ist erschütternd in Frage gestellt. In Frage gestellt ist der Geist und die Kraft, die von Luther, Leibniz, Kant, Goethe und Bismarck in die Welt hinausgestrahlt worden sind. So wird die Schicksalsstunde des deutschen Geistes zugleich im allerernstesten Sinne die Schicksalsstunde des modernen Menschen sein — des Menschen, der gelernt hat, das Leben nicht nur in Technik und Berechnung, nicht nur in Fortschritt und Aufklärungsarbeit, sondern in den Tiefen der Ehrfurcht und Treue, der Identität und der Freiheit zu suchen.

Wie Leibniz gestorben und begraben ist.

Von

Paul Ritter.

Als Leibniz Ende 1676, ein Dreißigjähriger, nach Hannover kam, hat er nicht geahnt, daß die kleine norddeutsche Residenz nun vierzig Jahre hindurch sein Wohnsitz bleiben, daß er hier das Leben beschließen und die letzte Ruhestätte finden werde. Ein Nothafen sollte ihm Hannover sein. Er hatte ihn sich offen gehalten, seitdem er in Mainz, durch den Gönner seiner Jugend, den Freiherrn Boineburg, mit dem Welfenherzog Johann Friedrich bekannt geworden war. Als in Paris die stolzen Hoffnungen, die er an den Aufenthalt dort im Zentrum der politischen und wissenschaftlichen Welt geknüpft hatte, sich nicht erfüllten, als die graue Sorge des Alltags bei ihm einzog, faßte er, schweren Herzens, seinen Entschluß, wurde er Hofrat und Bibliothekar in Hannover. Drei kurze Jahre, und Johann Friedrich starb. Schon damals hat Leibniz Hannover verlassen, in den Dienst des Kaisers treten wollen. Es glückte ihm nicht, und so ist es ihm nun immer wieder ergangen. Jedes neue Verhältnis zu den Mächtigen der Erde und den Personen ihrer Gunst, das sich ihm im Laufe eines langen Lebens erschloß, hat er geprüft, ob es ihn aus der Enge Hannovers entführen könnte: nach Paris, nach Rom; wenn es sein mußte, auch nach Berlin oder nach Dresden; am liebsten doch nach Wien: in eine Sphäre freien, weiten Forschens und Wirkens. Und oft war alles bis zu dem letzten, entscheidenden Wort gediehen. Aber dieses Wort wurde nie gesprochen, schließlich, weil man ihn überall ganz haben wollte, an den katholischen Höfen auch mit seinem Bekenntnis: er indessen konnte sich nie begrenzen; in der schwellenden Fülle

seiner Beziehungen, Hoffnungen und Entwürfe lebte er, empfand er des Daseins Glück. Und Eines bot ihm auch Hannover, was er nicht gern verloren hätte, die Freundschaft der Kurfürstin Sophie, und in der Nähe, in Wolfenbüttel, saß ein anderer Gönner, Herzog Anton Ulrich. Und dann, sein Pflichtgefühl war doch stark genug, um ihm zu sagen, daß er Hannover nicht gut verlassen könne, bevor er sein Versprechen eingelöst und die Geschichte der Welfen geschrieben habe. Diese Aufgabe wurde nun sein Verhängnis. Er, der Logiker und Mathematiker des siebzehnten Jahrhunderts, vertiefte sich in alles, was Geschichte ist und nur als solche verstanden und gewertet werden kann — für die Entwicklung seines Denkens ein Gewinn ohnegleichen: das besondere historische Thema wurde darüber vergessen. Und als er endlich die Arbeit begann, steckte er ihr so weite Grenzen, so hohe kritische und stilistische Ziele, daß sie nur langsam, mühsam voranschritt. Seine Dienstherren aber wollten ein Ergebnis sehen. Sie mahnten, tadelten, straften, quälten ihn, — zuletzt aus Freude an der Qual, man kann es nicht anders nennen. Die Welfengeschichte hielt Leibniz in Hannover fest, und verbitterte ihm doch das Leben dort. Er flüchtete sich immer häufiger, immer länger hinweg, auf Reisen. Zuweilen wußte man in Hannover nicht, wo man ihn suchen sollte, oder man vernahm, daß er in Wolfenbüttel, Berlin, Dresden, für den Zaren wirkte — und neue Erörterungen, neue Maßregelungen waren die Folge.

Er konnte es nicht mehr ertragen. Im Dezember 1712, im Anschluß an eine Reise zum Zaren in die böhmischen Bäder, ging er nach Wien, um sich hier eine feste Stellung zu schaffen; wenn ihm das gelungen wäre, wollte er noch einmal in Hannover erscheinen, die Welfengeschichte abtun, indem er sich auf die ältesten Zeiten beschränkte, dann seinen Abschied nehmen und für immer nach Wien zurückkehren. Ueber anderthalb Jahre, bis zum September 1714, hat er bei dem Kaiser geweilt und gearbeitet. Es schien, als sollte er sich durchsetzen. Die Kaiserinwitwe Amalie, eine Tochter Herzog Johann Friedrichs, und Prinz Eugen nahmen sich seiner an. Er wurde zum Reichshofrat, zum Präsidenten einer Akademie der Wissenschaften, mit reichbemessenem Gehalt, ernannt. Diese Akademie sollte ihm, wie immer, das Werkzeug werden, alles zu verwirklichen, was an Plänen und Träumen zur Förderung der Menschheit in ihm lebte. Aber dann stockte das Werk: man hatte kein Geld, und die Jesuiten warnten. Und die Befehle aus Hannover, die ihn zur Rückkehr aufforderten, wurden immer dringender,

drohender, und es kam die Kunde, daß Englands Königin gestorben und ihre Krone dem Hause Hannover zugefallen war — wie, wenn er mit nach England ginge und auch dort ein Feld des Wirkens fände? Er erbat sich Urlaub in Wien und eilte wieder nach Hannover.

Am 14. September 1714 traf er ein: drei Tage vorher hatte der neue König die Reise nach England angetreten. Leibniz wagte es nun doch nicht, ohne Erlaubnis zu folgen. Er erfuhr erst jetzt, aus dem Munde der Prinzessin von Wales, wie schwer er seinen Herrn durch den langen Aufenthalt in Wien erzürnt hatte. Und man ließ es ihn fühlen. Fünf Quartale seines rückständigen Gehaltes wurden ihm gestrichen, alle neuen Reisen untersagt. Vergebens schrieb er Brief auf Brief nach London, um sich zu rechtfertigen. Wie nun auch sein Antrag, ihn zum Historiographen von England zu ernennen, auf taube Ohren stieß. Er möge die Welfengeschichte fertig stellen, dann werde man ihn wieder zu Gnaden annehmen: so lautete jede Antwort, die er empfing. Er hat es versucht, hat zwei Jahre lang gearbeitet, wie wohl nie in seinem Leben. Er wurde zum Einsiedler, er, der den Verkehr so liebte. Kaum, daß er das Haus in der Schmiedestraße — den schönen Renaissancebau, den er sich zur Wohnung gewählt hatte — noch verließ: um einmal zur Bibliothek oder auf die Kanzlei zu gehen, oder in den Garten vor dem Aegidientor, wo er seine Seidenraupen züchtete. Er achtete nicht darauf, daß er seine Gesundheit zerstörte. Der Gedanke, fertig, frei zu werden, beherrschte ihn ganz. Bis zum Jahre 1024 wollte er die Geschichte der Welfen — oder die „Braunschweigischen Annalen des Deutschen Reiches", die nun daraus geworden waren — führen. Die Fortsetzung mochte ein anderer schreiben: Er hatte seine Ehre gerettet — und konnte Hannover verlassen. Denn dieser Entschluß stand ihm fest. Sophie war gestorben, und jetzt waren auch der Hof und die Zentralregierung davongegangen: was sollte er länger in der öden Stadt? Vielleicht ging er nach London — wenn er Historiograph von England wurde. Sonst nach Wien. Aber auch alle anderen Verbindungen hielt er fest, am eifrigsten die mit dem Zaren. Unendlich viel hatte er noch zu tun, hoffte er noch zu tun, er, der Siebzigjährige. Er lebte in der Zukunft. Die Erde bedeckte sich ihm mit seinen Organisationen, seinen Akademien: sie wirkten zusammen, nach seinen Plänen, seinen Methoden, in völkerversöhnender Arbeit, demselben Ziele zugewandt, der vereinten Herrschaft des wissenschaftlichen und des christlichen

Gedankens auf allen Gebieten menschlicher Kultur. „Das Reich Gottes" stieg hernieder.

Zuvor also das historische Werk vollenden. Und er näherte sich dem Abschluß. Bis zum Jahre 1005 war er schon gelangt: neunzehn Jahre nur waren noch zu schreiben. Da nahm ihn der Tod hinweg.

Leibniz litt seit Jahren an der Gicht. Nach einem Sommer, der den bösen Gast wieder einmal verscheucht hatte, kehrten im Oktober 1716 die Beschwerden doppelt heftig zurück. Zum Podagra gesellte sich das Chiragra. Am 6. November mußte er das Schreiben einstellen. Nun hatte ihm während seines letzten Aufenthaltes in Wien ein Jesuit einen „Holztrank" empfohlen, und wie er überzeugt war, hatte das Mittel damals, und dann vor einem Jahr in Hannover, gut gewirkt. Er griff auch jetzt dazu. Man mußte, wie es scheint, auffallend große Portionen nehmen, drei Tage lang. Der erste Tag war vorüber. Da widerstand am zweiten der Magen. Zugleich erschienen die heftigsten Steinschmerzen — wenn wir uns an des Patienten eigene Diagnose halten. Er mußte nun auch das Lesen lassen. An eine Gefahr dachte er doch nicht. Am wenigsten glaubte er eines Arztes zu bedürfen. Außerdem sollte niemand wissen, daß er krank war. Er hatte seiner Umgebung untersagt, davon zu reden, und auch dem Waldeckschen Leibarzt Dr. Seip — der von Pyrmont herübergekommen war und ihm seine Aufwartung gemacht hatte — Schweigen geboten. Am 13. November abends ließ er indessen eben diesen Dr. Seip zu sich bitten. Er gebrauchte die Pulver und Tropfen, die derselbe verschrieb, und fand in der Nacht ein wenig Ruhe. Sein Amanuensis, Johann Hermann Vogler, wachte bei ihm. Am Morgen neue Schmerzen. Man mußte ihm einen heißen Stein auf den Leib legen, dann heißes Salz: vergebens. Mittags wiederholte der Arzt seinen Besuch. Er konnte nicht mehr helfen. Die Kräfte des Patienten sanken, Vogler mußte ihm immer die zitternden Hände halten. Es wurde Abend, und der Kranke trieb, daß er essen müsse. Man reichte ihm etwas gehacktes Fleisch: die Bissen entfielen dem Munde. Er verlangte mehr, und hieß sogleich wieder alles abräumen, bis auf die Aepfel — von denen hat er noch einige genossen, und befohlen, sie ihm später wiederzugeben. Vogler schickte jetzt den Kutscher zu dem im selben Hause wohnenden Advokaten Hennings. Aber als dieser sich melden

ließ, lehnte Leibniz ab: es habe Zeit bis Morgen. Ob man einen Prediger holen solle? Dieselbe Antwort: es habe Zeit. Vogler ging dann mit dem Kutscher für einen Augenblick in das Vorderzimmer. Da hörte er ein Blatt Papier knittern und sah, zurückeilend, wie Leibniz es zerriß und an die Kerze hielt: er konnte es ihm eben aus der Hand nehmen. Und während der Kutscher noch einmal zu Herrn Hennings hinunterging, gewahrte der junge Student, der da allein an dem Lager seines Meisters saß, den nahenden Tod, und begann zu beten, von Christi Verdienst zu sprechen. Leibniz schlug groß die Augen auf, und schwieg. „Kennen mich denn Euer Gnaden nicht mehr?" fragte der andere verzweifelnd. Wieder ein großer Blick, und nun die Antwort: „Ich kenne Dich noch ganz wohl." Inzwischen kehrte der Kutscher zurück. Er leistete dem Sterbenden noch einen letzten Dienst. „Und ehe wir es uns versahen, schliefen Sie ganz sanft ein." Es war am 14. November 1716, einem Samstag, abends gegen 10 Uhr.

So, wie ich hier Leibniz' letzte Tage und Stunden erzähle, schildert sie ein Brief, den ich in der Königlichen Bibliothek von Kopenhagen gefunden habe. Eine Abschrift desselben ist einmal in den Händen des großen Hugo in Göttingen gewesen, der einiges daraus in seiner Rezension der Guhrauerschen Leibniz-Biographie (1843) angeführt hat. Diese Mitteilungen sind nicht beachtet worden, weil Hugo weder den Verfasser noch das Datum des Briefes nennen konnte, so daß sich der kritische Wert der neuen Quelle nicht ermessen ließ. Jetzt muß dieser Brief als der einzige glaubwürdige Bericht über Leibniz' Ende gelten. Denn der einzige ständige Augenzeuge hat ihn geschrieben, Vogler selbst, an seinen Vorgänger in Leibniz' Diensten, den Rektor Hodann in Winsen an der Lühe, und am 17. November 1716, unter dem frischen Eindruck des Ereignisses. Wie denn seine Erzählung an sich den Stempel schlichter Wahrheit zeigt: das Menschliche tritt rein hervor und ergreift.

Viele Züge erfahren wir hier zum erstenmal, andere finden eine natürliche Erklärung, alle fügen sich ein in einen festen Zeitzusammenhang. Und noch mehr vielleicht bedeutet, was wir hier nicht erfahren. Man hat in zweihundert Jahren viel erzählt und immer wieder erzählt. Da wird Leibniz plötzlich dahingerafft: nachdem er den verhängnisvollen Holztrank genommen hat, treten Konvulsionen ein, und in einer kurzen Stunde ist alles vorüber. So schon bei Fontenelle zu lesen, in der Gedächtnisrede, die er in der

französischen Akademie der Wissenschaften hielt, und dann bei allen, die wie er aus den Aufzeichnungen und Mitteilungen Eckharts, des tüchtigsten Gehilfen und ärgsten Feindes des Verewigten, geschöpft haben. Aber auch bei Feller, einem früheren Amanuensis, der einer anderen Quelle zu folgen scheint. Das hat sich dann der Verfasser der „Gespräche im Reiche der Toten“ zunutze gemacht. Leibniz rechtfertigt sich hier gegen den Vorwurf, daß er nicht mit Bibel und Gebetbuch aus dem Leben geschieden sei, und erzählt: er habe, als er sich wieder einmal nicht wohl befunden, zu Bett gelegen und in Barclays Argenis gelesen; sein alter Diener habe ihm gewisse Tropfen reichen sollen, und nun die Gläser verwechselt; in das Buch versunken, habe er den Trank nicht geprüft — und sei flugs den Weg alles Fleisches gegangen. Vogler hat sich bemüht, solche Entstellungen zu verhüten. Eben das Totengespräch veranlaßte ihn, in einem späteren Schreiben an Hodann vom 25. November 1734, den Hergang noch einmal zu erzählen, und so tief hatte sich ihm alles eingeprägt, daß er seinen früheren Bericht fast wörtlich wiederholte. Die Argenis habe Leibniz zwar oft zur Hand genommen, wenn ihm die Gicht das Schreiben verwehrt habe, aber nicht in seiner letzten Krankheit: da sei ihm das Lesen bald vergangen. Indessen, Voglers Briefe wurden nicht veröffentlicht. Es blieb bei dem plötzlichen Tode, und jedenfalls bei der letzten Lektüre der Argenis; so daß heute dieses Buch auf Leibniz' Lehnstuhl in der Bibliothek zu Hannover ruht und dem Fremden wie eine Reliquie gezeigt wird — und ferner gezeigt werden mag. Ja, zu Barclays Roman gesellte sich eine ganze Reihe anderer Bücher, mit denen sich Leibniz zuletzt beschäftigt haben sollte: weil ein alter Bericht dieselben als seine Lieblingsschriften nannte und ein anderer allgemein bemerkte, Dr. Seip habe auf der Bettdecke und den Stühlen herum viele Bücher und Briefschaften gesehen. Oder wenn Vogler sich über das Blatt Papier, das der Sterbende zerriß, keine besonderen Gedanken gemacht zu haben scheint — bald weiß man umständlich zu erzählen: Leibniz will noch etwas aufzeichnen, er läßt sich Papier, Feder und Tinte reichen, schreibt, hält das Geschriebene gegen das Licht, kann es nicht mehr lesen, zerreißt das Blatt, und legt sich nieder zum Sterben. Und ein besonders flüchtiger Kompilator verdoppelt diesen Versuch: Leibniz hat mit jenem Blatt Papier schon „gleichsam alle Geschäfte von sich geworfen“, als er sich noch einmal aufrafft, noch einmal zur Feder greift — wieder versagt die Hand, er verhüllt sich die Augen, legt sich zu-

recht, und entschläft „mit der einem Weisen anständigen Gelassenheit“. Lamprecht ist es, der also schreibt, im Jahre der Thronbesteigung des Philosophen von Rheinsberg, im Sinne, im Auftrage des jungen Königs. Die Tendenz, die ausgesprochenermaßen sein ganzes Werk durchzieht, leitet ihn auch hier: eines Philosophen würdig, wie Leibniz gelebt hat, muß auch sein Ende sein. Ein französischer Biograph, der Ritter von Jaucourt, konnte in dieser Hinsicht schon als Muster dienen, während in Deutschland noch der fromme Professor Ludovici versichert hatte, Leibniz sei „in seinem Erlöser sanft und selig verschieden“. Schade nur, daß man nicht ein letztes großes Wort des Sterbenden verzeichnen konnte. Denn was ihm nun dieser oder jener alte Bericht in den Mund legt, klingt weder christlich noch weltbewegend philosophisch. Da soll er auf die Erinnerung, an die Ewigkeit zu denken, erwidert haben: „Auch die andern Menschen müssen sterben.“ Oder als man ihn gefragt habe, ob er das Abendmahl nehmen wolle: sie möchten ihn zufrieden lassen, er habe keinem etwas zu leide getan, wisse nichts zu beichten. Doch genug. Zum Abschluß kam die Tradition bei Christoph Gottlieb Murr, der 1779 die Aufzeichnungen Eckharts in ihrer ersten Gestalt herausgab, und aus den anderen Berichten zusammenstellte, was ihm gefiel. Auf ihn stützen sich die Biographen des neunzehnten Jahrhunderts, Guhrauer, Grote, Kuno Fischer.

Diese ganze Ueberlieferung wird man also verwerfen müssen. Zu beachten wäre nur das eine und andere aus der Darstellung, die wir in den „Vernünftigen Gedanken“ von Nemeitz (1739 und 1745) finden, zumal da sich Nemeitz auf Dr. Seip beruft. Seip soll bei dem Kranken schwachen Puls und kalten Schweiß bemerkt und das Gefährliche des Zustandes betont haben. Leibniz aber soll gemeint haben: kalte Hände und Füße seien bei ihm die Regel, von Jugend her, auch ein schwacher Puls; wenn ihm etwas zustieße, habe er seine Mittel. In dieser Weise hat sich Leibniz oft über seine Konstitution geäußert. Oder Leibniz soll, mitten in dem Bericht über seine Krankheit und Kur, auf allerhand alchemistische Dinge gekommen sein und unter anderem erzählt haben, bei dem Großherzog von Toscana habe er einen eisernen Nagel gesehen, der zur Hälfte in Gold verwandelt gewesen sei. Auch das dürfen wir glauben, wie denn dieser halb eiserne, halb goldene Nagel schon bei Eckhart-Fontenelle erscheint. Im übrigen läßt sich auch Nemeitz — die wichtigste Quelle für Murr und die modernen Biographen — mit Vogler nicht vereinen. Nach ihm ist Seip während seines Auf-

enthaltes in Hannover nur einmal bei Leibniz gewesen, am Abend des Todestages. Er eilt dann selber mit dem Rezept in die Apotheke. Hier erreicht ihn ein Diener mit der Meldung, daß Leibniz inzwischen verschieden ist.

Und Voglers Brief vom 17. November 1716 und ein zweiter, ebenfalls in Kopenhagen aufbewahrter, den er einige Wochen später an Hodann gerichtet hat, zerstören nun auch die Legenden, die sich an Leibniz' Begräbnis geknüpft haben.

Das erste, was die Welt zu diesem Thema erfuhr, war die Beschreibung des Prunksarges. Mit seinen Sinnbildern und Inschriften in der Tat ein Werk, das seinem Erfinder, Eckhart, Ehre macht, schien dieser Sarg die Gewähr dafür zu bieten, daß man den großen Toten würdig bestattet habe. Doch als nun die Rede Fontenelles veröffentlicht und immer wieder nachgedruckt, übersetzt, benutzt wurde, bestätigte sie zwar, daß Eckhart „für ein ehren-, ja prunkvolles Begräbnis" gesorgt habe: aber hier wurde auch berichtet, daß der ganze Hof geladen gewesen — und niemand erschienen sei. Man fühlte es Eckhart nach, daß er sich darüber „gewundert" habe, und tröstete sich mit der Erwägung, daß die Höflinge nur sich selbst entehrt hätten. Wer englische Memoiren las, vernahm, wie es schien, die ganze empörende Wahrheit. Da war der Ritter Ker of Kersland gerade am Todestage nach Hannover gekommen, um nun zu sehen, wie man einen Leibniz begrub: „ein paar Tage darauf, mehr wie einen Räuber, denn als das, was er war, die Zierde seines Landes". Es kam hinzu, daß man in Hannover schon nach einem halben Jahrhundert nur noch selten jemand fand, der Leibniz' Grabstätte zeigen konnte, und daß man dann wohl die Erklärung hörte, er sei in aller Stille, um Mitternacht, beigesetzt worden. Wie das der Dichter, Johann Heinrich Voß, geschildert hat, der den Fremden überall vergebens fragen läßt: „Zuletzt erscheint der Mann, der seines Lehrers Sarg — einsam um Mitternacht begleitet — (ein alter Jude wars) und leitet — ihn zu der öden Gruft, die Dich, o Leibniz, barg!" Die Publikation der Eckhartschen Aufzeichnungen brachte kaum etwas neues, es sei denn die Versicherung, daß Eckhart „einzig und allein" dem Sarge gefolgt sei, während Leibniz' Schwestersohn, der Magister Löffler aus Leipzig, immer nur an die Erbschaft gedacht habe. Dagegen nannte nun der Herausgeber, Murr, den Ort, wo Leibniz begraben liege, die Neustädter Kirche, und hier wurde — wie es scheint, zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts — in den Fußboden die Steinplatte einge-

lassen, die noch heute meldet: „Ossa Leibnitii." Im übrigen hat Murr zu den überlieferten Erklärungen für die Einsamkeit des Begräbnisses eine neue gefügt: er erinnerte an das Vorurteil, mit dem die Kirche „jener noch nicht genügend aufgeklärten Zeiten" diesen „Löwenix" (Glaubenichts) betrachtet habe. Diese Bemerkung ist verhängnisvoll geworden. Unter ihrem Einfluß hat Guhrauer aus der Erzählung Eckharts den Schluß gezogen: „Also auch kein Geistlicher folgte der entseelten Hülle des großen Mannes." Er benutzte nun auch alles andere, was Ker of Kersland und Voß, Eckhart und Murr ihm boten, um das Unwürdige dieser Bestattung hervortreten zu lassen. Die königlichen Ehren, mit denen England seinen Newton in die Westminsterabtei geleitet hatte, dienten als Folie. Und Guhrauer wurde zur Autorität, hier wie in anderen Fragen der Leibniz-Biographie. Für manchen Tagesschriftsteller, der sich ob solcher Schande für Fürsten und Priester entrüstete. Aber auch für Kuno Fischer. Grote hat sich widersetzt. Er konnte zum erstenmal eine Urkunde heranziehen, einen Bericht der Geheimen Räte in Hannover an ihre Kollegen in der Göhrde, vom 16. November 1716, des Inhaltes: Leibniz sei gestorben; man habe den Nachlaß versiegelt und die Leiche in einen Sarg gelegt; diesen werde man heute Abend in das Gewölbe der Neustädter Kirche schaffen und dort stehen lassen, bis die Verwandten kämen. Da nun ein anderes Zeugnis zu beweisen schien, daß Eckhart an diesem Abend nicht in Hannover gewesen sei, so mußten sich dessen Angaben auf eine zweite, endgültige Beisetzung beziehen. Wann und wie ist diese vor sich gegangen? Das wußte Grote nicht zu sagen: man habe wohl nach einiger Zeit, als die Verwandten ausblieben, den Sarg der Gruft übergeben, ohne besondere Feier. Um so weniger machte es Eindruck, daß Grote die Geistlichkeit von Hannover rechtfertigen wollte. Und der Archivar Doebner konnte, an der Hand des Kirchenbuches der Marktkirche, feststellen, daß Leibniz am 14. Dezember 1716 seine letzte Ruhe gefunden hat: im übrigen hielt auch er sich an die Ueberlieferung. Ja, eine Frage, die man schon als abgetan betrachtet hatte, erhob sich jetzt von neuem: wo ist Leibniz' Grab zu suchen? In der Neustädter Kirche, wie jene auffallend junge Steinplatte behauptet, doch wohl nicht. Denn in dem Kirchenbuch der Marktkirche fehlt an dieser Stelle die in solchen Fällen, bei einem Begräbnis in einer fremden Gemeinde, übliche Anmerkung. Doebner hat infolgedessen an den Andreasfriedhof vor dem Steintor gedacht. Kuno Fischer hat offen erklärt: „Man kennt den Ort nicht, wo

seine Gebeine ruhen." Und so entsprach es auch am besten der ganzen Vorstellung von einer Bestattung ohne Sang und Klang.

Erzählen wir jetzt, wie sich nach unserer neuen Quelle, den Briefen Voglers, alles zugetragen hat.

Als Leibniz die Augen geschlossen hatte, eilte Vogler zu Eckhart. Dieser schickte ihn weiter zu dem Geheimrat von Eltz, den er auch sogleich daran erinnern sollte, daß die Zimmer versiegelt werden müßten. Wie es scheint, hat sich Herr von Eltz zu so später Stunde nicht mehr sprechen lassen. Einstweilen verwahrten Eckhart und Hennings die Türen mit ihren eigenen Petschaften. Bis am Morgen der Konsistorialrat Stambke, als Staatssekretär im Namen der Geheimen Räte, erschien und alles noch einmal verschloß und versiegelte. Er nahm auch die letzten, noch nicht abgeschickten Briefe des Verstorbenen an sich. In den Garten vor dem Aegidientor begab sich ein Notar, der genau den Bestand verzeichnete. Eckhart aber wurde auf die Geheime Ratstube beschieden und angewiesen, die Leiche in einen schlichten Tannensarg zu legen, weil man sie schon am Abend dieses Sonntags in die Neustädter Kirche überführen wolle; das weitere werde sich finden, wenn die Befehle des Königs und die Erben einträfen. Eckhart gehorchte, und zur angegebenen Stunde wurde der Sarg von einem Königlichen Rüstwagen mit vier Stallknechten abgeholt. Voran schritten die beiden Diener des Herrn Hennings und des Oberhofpredigers Erythropel mit Laternen, neben dem Wagen Vogler und Leibniz' Kutscher, hinterdrein der Diener Eckharts und der eines anderen Adjunkten, des späteren Professors und Hofrats Johann Wilhelm Göbel. Es folgte der Wagen Eckharts, in welchem dieser und Göbel saßen. An der Kirche angekommen, trug man den Sarg in ein Gewölbe und setzte ihn dort in den Sand. Nächsten Tages in der Frühe machte sich Eckhart auf in die Göhrde, zum Jagdlager des Königs, um Leibniz' Aemter und Einnahmen zu erlangen. Er hatte, wie wir aus seinen geheimen Berichten an den Minister von Bernstorff wissen, schon den Lebenden fort und fort verraten. Der Tod des Meisters und Gönners erfüllte ihn mit roher Freude; kaum, daß er das Gesicht zu wahren suchte. Er hat denn auch das Ziel seiner Ränke erreicht und ist Leibniz' Nachfolger geworden. Inzwischen erschien in Hannover, eine Woche nach Leibniz' Tode, der Magister Löffler — mit seinem Advokaten. Er quartierte sich bei Eckhart ein, und so hat dieser in der Tat Gelegenheit gehabt, das kleine Hirn des Gastes kennen zu lernen. Auch ein Freiesleben kam, ein Sohn der Halb-

schwester Leibnizens; mit seinen Ansprüchen auf den Nachlaß wurde er allerdings zurückgewiesen. Und dann, am 14. Dezember 1716, ist Leibniz in der Neustädter Kirche „zur Erden" bestattet worden. Man hatte die ganze Beamtenschaft geladen: niemand ist gekommen. Das also vermerkt auch Vogler. Aber er berichtet ferner: der Oberhofprediger Erythropel sang die Kollekte, und die Schüler musizierten. Der Sarg, mit schwarzem Sammet überzogen, zeigte acht zinnerne Schilder. Auf ihnen war zu schauen und zu lesen, was Eckhart ersonnen hatte.

In Einer Frage bewährt sich also die Ueberlieferung: einem Beamten, der vierzig Jahre lang dem Hause Hannover gedient hatte, hat keiner von seinen Vorgesetzten und Kollegen die letzte Ehre erwiesen. Die Ungnade Georg Ludwigs und Bernstorffs, die sich Leibniz zugezogen hatte, verfolgte ihn bis in das Grab. Und wenn mancher von seinen Freunden dem Leichenbegängnis wohl nur fern geblieben ist, weil es so befohlen oder gewünscht wurde: andere haben sein Schicksal sicher als gerecht empfunden. Was hatte er denn geleistet? Einiges als Publizist: es wäre mehr gewesen, hätte er schneller und leichter geschrieben. Zum Diplomaten hatte er das Talent gehabt. Aber er war der Vertraute der Kurfürstinwitwe gewesen, deren Ziele und Pläne sich doch nicht ganz mit denen ihres Sohnes gedeckt hatten, und was schwerer wog, auch der Vertraute der Königin von Preußen, der Herzöge von Wolfenbüttel, der Kaiserinnen Amalie und Elisabeth Christine. Aller Herren Brot hatte er gegessen. Immer hatte er vermitteln, versöhnen, vereinen wollen. Nie war man seiner sicher gewesen. Und dann der Historiograph. Dreißig Jahre lang hatte er studiert, weite Reisen unternommen, viel Geld vergeudet: um eine Geschichte der Karolinger und Ottonen zu schreiben, während er den jungen Ruhm der ersten Kurfürsten von Hannover verkünden sollte. Nicht einmal ein guter Bibliothekar war er gewesen, wenn man Eckhart reden hörte. Solche Betrachtungen werden sich aufgedrängt haben, als man zu Leibniz' Totenfeier gebeten wurde. Sie entschuldigen viel, wenn auch gewiß nicht alles. Oder hätte man den Fürsten der Wissenschaft ehren sollen? Den kannte man wohl schon in Frankreich, in Italien, in Holland, auch in England — weil ein Newton sich wehren mußte. Noch nicht in Deutschland: dieses Gelehrtenleben hatte sich nicht in der Oeffentlichkeit der Universitäten bewegt. In Deutschland hat sich Leibniz erst nach seinem Tode durchgesetzt, dann allerdings mit überraschender, überwältigender Kraft: so daß man auch in Hannover

sich seiner erinnerte, und nun stolz auf ihn wurde — als hätte man irgend etwas besonderes für ihn getan.

Alle anderen wesentlichen Züge der herrschenden Auffassung erweisen sich als Irrtümer, wenn nicht als Fälschungen. Es ist nicht wahr, daß Leibniz einsam, nur von Eckhart geleitet, begraben worden sei. Weder für die Ueberführung am 15. November, noch für die Beisetzung am 14. Dezember kann Eckhart solches Verdienst in Anspruch nehmen. Und eine Feier hat stattgefunden, und die Kirche hat daran teilgenommen. Eine Leichenrede hat man nicht gehalten: es hätte sich auch kaum geziemt. Aber die Handlungen, die zum Wesen eines kirchlichen Begräbnisses gehören, sind vollzogen worden. Daran ist nach Voglers Worten nicht zu zweifeln. Und wenn wir das Kirchenbuch der Marktkirche recht verstehen, so haben auch die Glocken verkündet, daß ein Mensch zur letzten Ruhe gebettet wurde. Wir dürfen hinzufügen: Leibniz selber hätte das alles gar nicht anders haben wollen, er, der die schlichten Grundwahrheiten des Christentums immer festgehalten hat, nicht nur als Mittel und Werte der Kultur, sondern auch als eigene Erlebnisse, er, der auch der Kirche Luthers treu geblieben ist, wie oft ihn auch seine katholischen Gönner und Freunde lockten, und wie sehr er auch an die Wiedervereinigung der Kirchen glaubte und dafür wirkte. Endlich, wenn man versichert hat, Leibniz' Grab sei nicht bekannt, so ist auch diese Frage jetzt entschieden. Er ruht in der Neustädter Kirche. Und hier nun wohl an der Stelle, die jene Inschrift bezeichnet. Denn ohne jeden Grund, so dürfen wir jetzt erklären, wird man die Erinnerung mit dieser Stelle nicht verknüpft haben.

Vor einigen Jahren (1902), als die Neustädter Kirche restauriert wurde, hat man dieses Grab geöffnet. Man fand ein ziemlich gut erhaltenes Skelett. Der Anatom Krause, der dasselbe im Auftrage Waldeyers untersuchte, kam zu dem Ergebnis: kein Zweifel, die Reste Leibnizens. Er hielt sich an seine anatomischen Ermittlungen: daß es sich um das Skelett eines alten Mannes handle, daß gewisse Veränderungen des rechten Großzehengelenks und des linken Schienbeinknöchels auf Podagra und dergleichen deuteten, daß die Maße stimmten, besonders die des Schädels mit seinem slavischen Typus und seinem langen Untergesicht. Die Ueberlieferung über Leibniz' Grabstätte bezeichnete Krause als wertlos, und was er von ihr kannte, verdiente solches Urteil. Aber das einzige gleichzeitige Zeugnis, das damals vorhanden war, das Kirchenbuch der Marktkirche, hatte Krause übersehen, und diese Urkunde führte,

wie Doebner und Kuno Fischer nach der Lage der Dinge mit Recht gefolgert hatten, überhaupt nicht in die Neustädter Kirche. Diesem Bedenken gegenüber waren die Beobachtungen und Messungen Krauses doch nicht so zwingend, daß der Historiker sich bescheiden konnte. Erst jetzt, in der Erzählung Voglers, erhält der Schluß des Anatomen seine historische Stütze. Wie man auch erst jetzt darüber hinwegsehen kann, daß Krause an den Resten der Sargbeschläge nur Engelsköpfe, nichts von dem ganzen Zierat Eckharts wahrgenommen hat. Diese zarten Bilder und Inschriften werden in dem vom Grundwasser oft durchtränkten Boden am frühesten zerstört worden sein. Und so sind es wohl sicher Leibniz' Gebeine gewesen, die man damals ausgegraben hat. Man hat sie nach der Untersuchung der Erde zurückgegeben, dort, wo man sie gefunden hatte.

Briefe eines preußischen Offiziers aus dem Jahre 1848

herausgegeben von

Margarethe Henriette Gräfin v. Bünau geb. Freiin v. Meerheimb.

I.

Biographische Vorbemerkung.

Ferdinand Freiherr von Meerheimb, von dem Briefe an seinen Vater im Folgenden der Oeffentlichkeit übergeben werden, wurde am 11. April 1823 zu Gnemern in Mecklenburg-Schwerin geboren. Seine Eltern, begüterte Grundbesitzer aus einer alten angesehenen Familie, lebten daselbst der Bewirtschaftung ihrer Landgüter und der Erziehung ihrer Kinder, nachdem der Vater schon lange Zeit vorher seiner militärischen Stellung (Adjutant des Prinzen von Preußen, Prinz Heinrich, Bruder von Friedrich Wilhelm III.) entsagt hatte. Das Verhältnis von Vater und Sohn war von jeher ein besonders inniges. Seitdem Ferdinand Freiherr von Meerheimb 1841 bei dem Königsregiment in Stettin eintrat, wurden in eifriger Korrespondenz alle wichtigen Tagesfragen besprochen. Es wird wenig Anregendes gewesen sein, was nicht zwischen dem stets eifrig studierenden Vater und dem geistig hochbegabten, unaufhaltsam vorwärtsstrebenden Sohn — beides Männer, die nur idealen Zielen nachjagten —, verhandelt worden wäre.

Die militärische Laufbahn von Ferdinand Freiherr von Meerheimb ist in kurzen Umrissen folgende:

1844 wurde er Sekondeleutnant im Königsregiment, mit welchem er die Feldzüge, beziehungsweise Mobilmachungen von 1848, 49—50 bis 64 und 66 mit Auszeichnung mitmachte. Nachdem er kurze Zeit eine Kompagnie in dem Hanseatischen Infanterie-Regiment

Nr. 75 geführt hatte, wurde er 1867 in den Neben-Etat des großen Generalstabs in Berlin versetzt, gab in dieser Stellung zugleich taktischen Unterricht auf der Kriegsakademie, hielt militärwissenschaftliche Vorträge und war auch selbst schriftstellerisch eifrig tätig als Mitarbeiter des Militärwochenblatts, der deutschen Rundschau u. a. Der Krieg von 1870 und 71 unterbrach diese Beschäftigung. Freiherr von Meerheimb führte während des Krieges ein Landwehrbataillon und machte die so anstrengende, langwierige Belagerung von Metz mit, bei welcher er sich wohl durch die Kälte und Nässe der vielen Biwaks den Keim zu seinem späteren, schweren Leiden holte. Von Weihnachetn 1870 bis Ende März 1871 fungierte Freiherr von Meerheimb als Kommandant von Reims, eine Stellung, zu deren Ausfüllung ihn Charaktereigenschaften wie Sprachkenntnis besonders geeignet erscheinen ließen. Der Krieg brachte ihm nach seiner Beendigung eine dienstliche Arbeit, deren Erledigung sein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Es war die Einverleibung der reichen, 18000 Bände starken Bibliothek der „école d'application d'artillerie et du génie" zu Metz in der Büchersammlung des großen Generalstabes, welche er als Bibliothekar des letzteren zu leiten hatte.

1873 übernahm Freiherr von Meerheimb die Redaktion der „Militär-Literatur-Zeitung" und damit den Vorsitz in den allmonatlichen Redaktionskonferenzen, welche er durch seine geistvollen Besprechungen neu erschienener Bücher belebte.

All seine geschriebenen Rezensionen zeichnen sich durch Selbständigkeit des Urteils, durch eine frische, an Zitaten reiche, interessante Schreibweise aus. Der Stil gleicht einer straff gespannten Schnur. Die historischen Arbeiten durchweht ein philosophischer Geist, der in das Wesen der Dinge einzudringen strebt. Die vielen Vorträge, die Freiherr von Meerheimb in dem wissenschaftlichen Verein, der Singakademie und der militärischen Gesellschaft hielt, sind fast alle im Druck erschienen. Einige, wie z. B. der Vortrag über „Frankreich und die Franzosen" wurde ins Englische übersetzt und ist ebenso, wie der Aufsatz über „die Pariser Kommunen", noch im Handel zu haben.

Seiner zunehmenden körperlichen Leiden wegen, die er mit der Ergebung eines wahren Christen, der heiteren Ruhe der Philosophen ertrug, erbat Freiherr von Meerheimb 1881 den Abschied, welcher ihm unter Verleihung des Charakters als Generalmajor zuteil wurde. Er lebte seitdem abwechselnd auf seinem Gute Wokrent in

Mecklenburg und in Berlin, nach wie vor mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, bis zu seinem am 7. Mai 1882 erfolgten Tode.

„Er starb den Tod des Gerechten, seinen zahlreichen Freunden ein liebes Bild seines Lebens, seiner Tätigkeit und Herzensgüte zurücklassend", schrieb die „Militär-Literatur-Zeitung" in dem Nachruf, den sie dem Verstorbenen widmete.

Bereits in den nachstehenden Jugendbriefen zeigt sich deutlich das umfangreiche Wissen, die vielseitige Bildung, die lautere Gesinnung, das ideale Streben des damals noch so jugendlichen Schreibers. Unterstützt von einem gewaltigen Gedächtnis, war Freiherr von Meerheimbs Hauptfreude, zu lesen, und zwar meist mit der Feder in der Hand. Außer mit seinen militärhistorischen Studien beschäftigte er sich hauptsächlich mit Kants, Schopenhauers, Shakespeares und Goethes Werken. Mit der Weltanschauung dieses seines Lieblingsdichters deckte sich die seine vollkommen. Auch über dem Wesen des verstorbenen Freiherrn von Meerheimb lag dieser Glanz einer höheren Welt . . . eine sonnige Gemütsruhe, ja diese aus der vollendetsten Objektivität des Geistes entspringende Heiterkeit, die dem Genie eigentümlich ist, thronte auf seiner Stirn. . . .

Die Herausgeberin der Briefe bemerkt noch, daß sie etwas gekürzt sind, indem das rein Familiäre des Inhalts größtenteils weggelassen wurde als von keinem Interesse für einen größeren Leserkreis.

Stettin, den 5. März 1848.

Diesmal, mein geliebter Vater, schreibe ich Dir wenig von Liebe und stillem heimlichen Glück, sondern von Aufstand, Lärm und Krieg. Das meiste wird Dir schon aus den Zeitungen bekannt sein, manches aber, wenn ich anders den Postenlauf richtig berechne, noch neu. Vielleicht lächelst Du, wenn Du in den folgenden Zeilen liest, daß ich für sehr möglich halte, daß wir im Frühjahr marschiren. Es mit Sicherheit voraussagen zu wollen, wäre töricht, aber ich meine, es mit Bestimmtheit zu verneinen, nicht minder. Weniger wie je, das lehren die ungeheuren Ereignisse der letzten Monate, läßt sich die Zukunft berechnen, weniger wie je liegt sie in der Hand der Fürsten und der Diplomaten. Daß Preußen rüstet, versteht sich von selbst, d. h. es bereitet sich auf den Fall eines Krieges (den der König gewiß nicht wünscht) vor; bis jetzt sind nur die Reserve-Regimenter des 8. Korps eingezogen, und das 8. Korps soll armieren. Alle Re-

gimenter completieren aber ihre Ausrüstung im Stillen, unter Boyens Ministerium ist alles un peu eingerostet und verfallen, und Rohr soll zurücktreten wollen, weil er sich der neuen Aufgabe nicht gewachsen fühlt. Mit der größten Spannung erwartet alles Berichte aus Mailand, am 22. ist das Standrecht publiziert, am 26. kann die Kunde der Pariser Revolution dahin gelangt sein; bricht da nun die Revolution aus, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß sie von Frankreich unterstützt wird, die jetzige Regierung (Lamartine, Dupont) ist gewiß friedliebend, aber die letzte Woche hat gezeigt, wie wenig in ihrer Hand der Verlauf der Bewegung liegt, was wird ihnen übrig bleiben, als die Massen an die Grenzen und darüber hinaus zu führen. Schon haben mehr Journale (Démocratie pacifique Constitutionel) darauf hingedeutet, die sympathisierenden Völker zu unterstützen. Die französische Regierung hat anerkannt, daß das Volk ein Recht hätte, Arbeit zu fordern, der Staat die Pflicht, ihm sie zu gewähren, wird das nicht gewaltsam dazu drängen? Und doch ist gerade das vielleicht etwas segensreicher. Wenn es ausführbar ist, wenn eine Form gefunden werden kann, unter der diese Forderung, ohne Eigentum, Familie, Gesetz und Ordnung zu zerstören, geltend gemacht werden kann, so wird diese Revolution, wenn Gott gnädig ist, als Reform die Reise um die Welt machen. Denn das ist keine Phrase, wie die Repräsentation des Volkes, sondern etwas höchst Reelles. Die überwiegende Majorität des Volkes ist jetzt außer Stande, die höchsten geistigen, wie materiellen Güter zu teilen, es ist ohne Kulturfähigkeit, ohne Geschichte; es ringt um das nackte Leben, und im Kampfe um die bloße Existenz geht alles Streben, wie aller Genuß zugrunde. Ist es aber nicht möglich, und geht Frankreich den Weg, den es schon zweimal gegangen, ist all das Blut, all die zerrütteten Existenzen, die abermalige Erschütterung vergebens, bleibt es bei der Pöbelherrschaft, ja dann ist es unsäglich traurig. Wie morsch und faul muß alles gewesen sein, da es bei dem ersten Stoße zusammenbrechen konnte. Die Charte wird eine Wahrheit sein, ist eine schmähliche Lüge gewesen, ich kann Louis Philipp nicht bedauern, Kammer, Heer, Volk — alles verläßt ihn, unter dem Schein des Königthums hat sich die Republik gebildet, die Schlangenhaut wieder abgestreift, und wie mit einem Schlage steht die Republik fertig da. Wer will nun wissen, ob sie sich halten kann, ob in wenigen Wochen sich wiederholt, was

am Ende des letzten Jahrhunderts in 20 Jahren geschah; ob wir durch eine neue Prüfungszeit gehen, um mehr zu erstarken, ob alles beim alten bleibt, oder alles zerschmettert wird. Denn jetzt steht alles in Frage. Nicht blos die absolute Macht der Regierungen, sondern die Regierungen selbst, nicht blos die Lombardie und die Verträge von 1815, sondern unsere Nationalität. Darauf deutet auch die Proclamation des Bundestags und die Haltung unserer Regierung. Badens Beispiel scheint mir lehrreich. Vor drei Wochen wurden die Anträge um Oeffentlichkeit, Vertretung der Stände beim Bundestag mit Hohn zurückgewiesen, und nun bringt jede Stunde eine neue Concession. Und eben jetzt mußten sich einige gekrönte Häupter, wie Ludwig der Baier und Isabella von Spanien zeigen. Wo sich die Völker bewegen, da siegen sie heute. Neapel, Palermo, Frankreich. Die Ereignisse sind so riesengroß, so unmeßbar mit der Vergangenheit, daß man nicht zu urtheilen wagt. In Paris sind 100 000 Arbeiter wilde, sinnlose, rohe Massen, und ein paar Worte Lamartines bändigen sie, und ein paar Zeitungsschreiber (National und Reforme) leiten sie, wie früher die Kirche und die Fürsten. Das Vertrauen zu den alten Autoritäten ist geschwunden, im katholischen Frankreich ist die Kirche und ihre Gewalt ein leerer Schall, ist der gesalbte König eine machtlose Puppe. Und andere Mächte sind da, die Journale, einzelne Persönlichkeiten, und durch das Vertrauen zu ihnen, den Glauben an sie herrschen sie jetzt, wie früher jene. Aber die Alleinschuld hat das Volk gewiß nicht.

Wenn wir nun aber dem hellen Sonnenlicht die Augen nicht verschließen, so müssen wir bekennen, daß es in Deutschland nicht viel anders ist. Keiner, mein geliebter Vater, kann mehr als ich seine Unfähigkeit fühlen, die Gründe der Erscheinung zu nennen, die Schuldigen zu richten, oder zu sagen, wie es doch anders sein möchte. Verzeih', daß ich dich mit Politicis bedränge, die manches Alberne enthalten mögen, aber es ist mir Bedürfniß, mich auszusprechen, hier kann und darf ich es nicht thuen. Für mich steht es fest, daß ich, so lange ich Soldat bin, dem Könige mit Mund und Arm treu bin, und glücklicher Weise bin ich überzeugt, daß es für Preußen und Deutschland am besten ist, wenn alles von den Regierungen ausgeht, und die Fürsten die Völker leiten. Wenn ich so etwas schreibe, komme ich mir immer wie ein altkluger Gelbschnabel vor, und doch ist es heute

unmöglich, nicht über öffentliche Dinge zu denken und zu reden, ja, es ist Pflicht, auch für mich in meinem Kreise es zu thun und nach den dürftigen dem Einzelnen zugetheilten Kräften für das zu reden, was man für Recht und Pflicht hält. Zum Beispiel die Pflichtvergessenheit der Pariser Truppen wurde hier von der Mehrzahl derer, die ich darüber reden hörte, gebilligt. Alte und Junge, Offiziere, Beamte, Kaufleute, Aerzte, — nun sind immer sehr viele, die gar kein Urtheil haben, zum Theil aus Mißtrauen in die eigene Urtheilsfähigkeit, wird nun ein Urtheil, wie das oben erwähnte, nie oder von wenigen bekämpft, so pflanzt sich der Glaube an seine Richtigkeit immer weiter fort; ist da nicht die Pflicht eines Jeden, der einen Mund hat, ihn gebührend zu öffnen? Du erinnerst Dich vielleicht noch eines Gespräches mit mir, wo ich gewiß nicht zu streng über die Pflicht eines Soldaten in dieser Hinsicht sprach; hier, lieber Vater, gelte ich für einen crassen Absolutisten, Büreaukraten pp., was zum Theil allerdings daran liegt, daß die Opposition und Partheistellung jeden immer schroffer sich aussprechen läßt. Das ist das schreckliche einer so tief bewegten und entzweiten Zeit, daß jeder in der eignen Brust den Frieden verliert, wie die Völker untereinander, die Staaten, die Städte, die Familien in sich gespalten werden, so ist es fast in jeder Seele. Keiner weiß, wo das Recht, wo die Wahrheit zu finden, und die sinnlosen Ereignisse, nicht der freie, selbstbewußte Entschluß treiben uns zur That. Und wenn es heut oder morgen zur Entscheidung kömmt, hüben und drüben

„muß ich mich lassen schlachten,
Wie der Croat, und muß mich verachten."

Der Glaube an die Religion, an den König fehlt; mir wie fast Allen, mich für irgend eine Sache innerlich zu entscheiden ist mir unmöglich; äußerlich versteht es sich, daß ich mich längst entschieden habe; aber die Weihe jeder Handlung liegt doch darin, daß man mit vollem Glauben an ihre Rechtmäßigkeit sich zu ihr entscheidet, sonst muß man sich ja verachten. Möglich, daß uns bald eine Fahne gegeben wird, für die unsere Herzen voll und warm schlagen, das wäre die unserer deutschen Nationalität; für die Legitimität der Fürsten, für ihre Absolutheit fechten zu müssen, wäre das Schrecklichste, was mir, und Tausenden begegnen könnte. Es mag traurig und sündhaft sein, Folge des regierenden eitlen, selbstsüchtigen Zeitalters, oder der eigenen, egoistischen Individualität, aber unsere Pulse schlagen nicht dafür, werden es nie thuen, und

Gottes Gnade bewahre uns vor einem so gräßlichen Zwiespalt in der eigenen Brust. Wenn ich mir denke, daß Rußland, Preußen, Oesterreich sich vereinten, um Frankreich und Italien, und die nationalen und liberalen Bewegungen Deutschlands zu erdrücken, und die Zeit des 18. Jahrhunderts uns zurückzuführen, und daß wir dafür kämpfen mußten, so wendet sich mir das Herz im Leibe um. — Aber ich habe das feste Vertrauen, daß es anders, besser kommen wird, vielleicht ist es gerade ein Krieg, vielleicht schon sein mögliches Nahen, was uns eine bessere, schönere Zeit bringt, und wer wollte sich da nicht seiner freuen.

Wenn ich vom rein persönlichen Standpunkt die Sache ansehe, so wäre es mir höchst wünschenswerth, mit der Wunde einer vielleicht langen Trennung von meiner Braut, und dem Verlust in leichtem Genuß des Lebens verbrachter Jahre, müßte ich ihn erkaufen, und doch, ist einem Manne zu verdenken, wenn er sich nach einem anderen Rückblick auf sein Leben sehnt, als er mir als Greis werden könnte, wenn ich bis zum 50. Jahr Recruten oder Fähnriche gequält, und dann vielleicht ein Gütchen gebaut. Denn den Tod bringt kein Mensch in Rechnung, und mit Recht, denn er ist der Strich durch die Rechnung. Hier müßte ich alle Kräfte aufbieten, um im bequemen Garnisonsleben nicht zu verflachen und zu verdorren, und wie viel reicher gestaltet sich alles, im anderen Falle. Da werden tausend neue Kräfte wach, und die alten gestählt, und da gewinnt hinterher die Ruhe, und die tausend kleinen Freuden des Lebens an unendlichem Reiz. Gerade mir, glaube ich, müßte dies und meiner Liebe eine sittliche Läuterung sein, ich bin fest überzeugt, ich würde tüchtiger und besser dadurch werden; das Uebrige avancement pp., ist bei meinem Alter und meiner Stellung sehr unwahrscheinlich, und ohnehin Faxen. Du weißt, mein geliebter Vater, daß ich kein Malcontenter bin, auch strömt mir das Glück seine Gaben so reichlich zu, daß ich wahnsinnig sein müßte, um unzufrieden zu sein, aber jetzt treten mit einem Male neue Fragen auf, und alles, was ich erwähnte, kann mich morgen berühren, da ist es klar, daß ich mich umsehen, und nach alter, mir so lieber Gewohnheit dir mitteilen muß. Goethe sagt einmal

„Das Mögliche soll der Entschluß
Besorgt sogleich beim Schopfe fassen."

Wird aus dem Allen nichts, o ich bin auch da wohl geborgen, da lacht mir die Zukunft nicht minder hell entgegen, ja schöner noch, wie die Sonne ja auch freundlicher blickt, wenn eben Wolken sie

bedeckten. Bitte, mein geliebter Vater, sieh diesen Brief für nichts weiter an, als er ist, ein Produkt einer erregten Stimmung; durch eine solche Entäußerung muß ich mich in mir selbst zurecht setzen. (Wie die Kinder sich ausweinen und die Weiber auf der Gasse sich durch Schimpfen Luft machen.) Wahr ist aber alles, was ich Dir schrieb, und jeder etwas Nachdenkende ist in solchem Konflikte, wie es die ganze Zeit ja ist. Seit der Nachricht vom 24. Februar denkt und spricht hier niemand von etwas anderem; es wird kein Buch gelesen, nur Zeitungen (ich mache es grade so), und vor ewigem Streit und Geschwätz, Fragen nach Neuigkeiten pp. wird man taub und dämlich. Es ist aber natürlich genug, denn es wird und muß, im Fall des Kriegs oder Friedens, uns aufs allertiefste erschüttern, und die möglichen Veränderungen liegen außer jeder Berechnung. Denke nur an unsere Stände, die von ihnen abhängige Steuer= und Schuldenlast, unsere Landwehreinrichtung, die uns ganz anders stellt als Rußland und Oesterreich stehen. Bei Gott, da bin ich schon wieder bei der Politik. Aber Morgen, mein geliebter Vater, da schwinge ich mich Abends auf ein Roß (ein achtbarer Philister) und dann

„Hin zu ihr, der Heiß=Geliebten".

und da will ich alles, alles vergessen und in den paar Stunden mag alles drüber und drunter gehen, mein Glück ruht auf den ewigen festen Säulen meiner Liebe, und da finde ich gewiß schnell die verlorene Harmonie wieder, und in meinem nächsten Briefe sollst Du mich gewiß anders finden als heute. Bitte, mein geliebter Vater, grüße Mutter und die Geschwister herzlich, und denke gütig

Deines Dich kindlich liebenden Sohnes

Ferdinand.

Stettin, den 8. März.

Gestern, mein geliebter Vater, erhielt ich Deinen Brief, den Du noch, ehe Du meinen letzten erhalten hattest, geschrieben. Wir wissen hier noch nichts von Marschordern, Jasper wird es früher treffen, da einige Garde=Regimenter, darunter das Seinige, Order haben, sich bereit zu halten. Wenn es zum Kriege kömmt, wünscht begreiflich jeder ihn mitzumachen, es wäre mindestens „Pech", wenn unser Corps bestimmt würde, nach Polen zu gehen, um die vielleicht vorbereitete Insurection niederzuhalten, während die andern den Reichsfeind bekriegen. Du weißt vielleicht nicht so recht, mein geliebter Vater, was Du mit meinem letzten Briefe anfangen sollst. Es war mir gerade Bedürfniß zu schreiben und

Dir gegenüber den Conflickt auszusprechen, in den ich (und unzählige mit mir) möglicher Weise mit meiner Ueberzeugung treten würde. Das ist klar, am bequemsten ist es, gar keine Ueberzeugung zu haben, das will aber heute kaum angehen. Jetzt haben die Dinge schon eine solche Gestalt angenommen, daß es unwahrscheinlich ist, daß der Krieg ein Kampf um die zwei feindlichen Principien sein wird, ist es ein Territorialkrieg, so ist es einer um unsere Nationalität, und wenn er uns schließlich günstig ist, wäre er vielleicht von dem größten Segen. Glaube nicht, lieber Vater, daß mich der 24. Februar zum Democraten gemacht hat, — er könnte eher von der Democratie curiren, aber er zeigt, daß es unmöglich ist, daß der Fürst ohne das Volk etwas vermag. In Paris war Louis Philipp (einer der 3 klügsten Menschen in der Welt) mit 100 000 Soldaten, einer Kette von Forts um Paris und einer Ringmauer um die Stadt, mit einer starken Majorität in der Kammer, und eine halb träumende Bewegung der Riesen der Volkskraft stürzte ihn, und seine Kammer trotz Heer und Schloß und Wall. Die letzten 14 Tage haben in Deutschland, wie in Paris nicht die ungeheuere Veränderung bewirkt, sie wird jetzt nur ausgesprochen. Vergleiche einmal die Sprache der Petitionen und ihrer Erwiderungen in früheren Jahren und heute, vergleiche die Thronrede unseres Königs mit dem jetzigen Schluß der Ausschüsse. Und jetzt erfolgt die Periodizität und die Erweiterungen pp., um den Dank der Gabe bringt unser König sich stets. Denn nicht blos der liebe Gott hat einen fröhlichen Geber lieb. Das Vertrauen zu den Fürsten ist in Deutschland fast ganz verloren, und die Ereignisse der letzten Tage erschüttern es immer mehr. Und am Ende wird doch das Volk angerufen, sich um den Thron zu schaaren, heute schaart es sich nur bedingungsweise um seine Fürsten, es rechnet und marktet mit ihnen. Da rufen sie den Geist an in der Noth. Ich bin viel zu unklar, um mir ein Urtheil anmaaßen zu können, ich suche nur die Sachen zu sehen, wie sie sind und sein werden. Die Pariser Revolution (und französische Reform könnte man sagen) wird übrigens einen, dem conservativen Princip günstigen Rückschlag auf Deutschland ausüben. Unsere liberalen Kaufleute und Fabrikanten sehen, wie die radicale Bewegung einen socialistischen Charakter annimmt, wird die Sache bei uns so weit getrieben, daß die Fäuste es ausfechten müssen, so begnügt sich der Proletarier nicht mit einer Erweiterung der Reprä-

sentation pp., denn davon haben Arbeiter und Handwerker gar keinen Nutzen, sondern er fordert organisirte Arbeit, Betheiligung am Gewinn pp., und davon mag der épicier nichts wissen. Es ist auch gewiß in der geforderten Weise unausführbar, und die Regierung in Frankreich muß stürzen. Louis Blanc, der die Geschichte der 10 Jahre schrieb, wies in ihnen und in einer eigenen Schrift nach, wie die Regierung die Arbeit organisiren müsse, nun hat ihn das Geschick zum Regenten gemacht, es scheint doch auch nicht recht zu gehen. Des ehrlichen Lamartine Phrasen sind schon jetzt in Paris komisch geworden. Wie die Würfel für uns fallen, wird wohl erst bekannt, wenn die neusten Mailänder Ereignisse in Paris bekannt werden, das kann heute und morgen sein. Wie in Köln und Breslau, wird auch wohl in Königsberg, Berlin, Stettin, Posen ein bischen Krawall sein, namentlich wenn erst das Recht zu politischen Associationen gegeben ist. Hier bei uns kann es täglich dazu kommen, viel wird es aber nicht werden, da die Bürger viel zu viel Angst vor communistischen Gelüsten der Masse haben. Verzeih, lieber Vater, daß ich mit einem Male in meinen Briefen so zu politisiren beginne, es wird hier aber von nichts anderem gesprochen, die Zeitungen alle zu lesen, kostet alle freie Zeit, und ich bin kaum im Stande, außer meinem Dienst etwas anderes zu thun, es werden auch wieder andere Zeiten kommen. Hier verfolgt das politische Geschwätz einen bis spät zum Abend, und ich finde nur Ruhe bei meiner kleinen Gebieterin, meine Schwiegermutter liest mit Passion Zeitungen, aber Brunhilde hat durchaus keine politischen Interessen, und es ist ihr ganz gleichgültig, ob Preußen eine constitutionelle Monarchie ist, oder eine ständische Vertretung hat, oder von einem absoluten König beherrscht wird.

Stettin, den 16. März 1848.

So eben, mein geliebter Vater, erhalte ich Deinen Brief und das Geschenk für meine Braut, das gewiß außerordentlich hübsch ist, ich habe es noch nicht gesehen, da das Zollamt schon geschlossen ist. Für Beides sage ich Dir meinen herzlichsten Dank, meine Braut wird sehr über das wertvolle Geschenk erstaunt sein, und ich muß ihr schon die Wahrheit sagen, sonst bekomme ich von ihr und ihrer Mutter Schelte, wegen einer Ausgabe die so sehr außer Verhältnis zu meinen Einnahmen steht. Du wirst lieber Vater, einen zweiten Brief von mir erhalten haben, der in ähnlicher Stimmung geschrieben

ist, wie der erste, auch hat sich nichts geändert seit jenem ersten. Soll ich Dir die Wahrheit gestehen, so muß ich sagen, daß ich mich innerlich wie zerbrochen fühle, mehr, als ich es äußerlich zeigen mag. Auch steht es schlimm genug. Und wüßte ich nur das Geringste, woran meine Hoffnung sich klammern könnte, es scheint, als müßte es von Tag zu Tag düsterer werden. Preußen ist heute, wozu die Thatsache verhehlen wollen, im Zustande der Revolution. Im Ganzen hat diese Revolution noch wenig Blut gekostet, aber nur um so ärger ihr tötendes Gift verbreitet.

So weit, mein geliebter Vater, hatte ich gestern geschrieben, da wurde ich durch einen Besuch gestört. Was habe ich nun seit dem alles erfahren! Du erfährst vielleicht durch meinen Brief zuerst, daß Metternich gestürzt, in Oesterreich Preßfreiheit gegeben, und die Stände einberufen werden. Das Alles habe ich nun mit der größten Freude erfahren. Die Spaltung von Norddeutschland (die altpreußischen Lande, Hannover pp.) und Oesterreich einerseits, die mitteldeutschen Länder andererseits (incl. Rheinprovinz) schien mir vor der Thüre zu stehen, und im Fall eines Krieges schien mir das Jahr 1806 wiederzukehren. Denn eher würden Baden, Hessen, Bayern pp. sich an Frankreich anschließen, als mit den absoluten Regierungen das französische Prinzip bekämpfen. In Preußen selbst wäre der offene Bürgerkrieg in solchem Falle losgebrochen. Und was stand uns armen Soldaten da bevor. Der heutige Zustand ist auf die Dauer unerträglich, nun habe ich das feste Vertrauen wieder, daß er nicht dauern wird. Bei uns zum Beispiel ist seit acht Tagen eine Compagnie stets unter Waffen, alle Wachen sind verdoppelt, pp. Als die Bürger der Stadt sich neulich versammelten, um über eine Petition, deren Zweck Einberufung des Landtages war, zu berathen, wurde alles Militair consignirt, und jedes Bataillon erhielt 4000 Patronen. Es fiel Gottlob nichts vor, die Einberufung des Landtages ist nun zugesagt. Die Sache steht so, daß wir heute auf Leute schießen müssen, wegen der Dinge, die morgen vom Thron als das Rechte und Wahre verkündet werden. Nun, habe ich die feste Hoffnung, wird alles gut, sage selbst, lieber Vater, war nicht für jeden Nachdenkenden der bisherige Zustand ein unerträglicher. — Wir haben uns gewöhnt, die Idee eines einigen Deutschlands als unmöglich anzusehen, der Antrag auf Vertretung des Volks beim Bundestag sei lächerlich, vor 4 Wochen wurde der Strafgesetzentwurf in Preußen berathen, da war es Hochverrath, den Bundestag umgestalten zu wollen, und nun — erklärt er selbst seine bisherige Gestalt für

unzulänglich, die Fürsten wollen ihn umbilden und fordern ihre Völker zur Mithilfe auf. Auf dem Thurn und Taxisschen Palais, in der Eschenheimer Gasse, (dem Bundestags-Gebäude) weht die schwarz-roth-goldene Flagge, und wie viele noch lebende Männer haben es bitter büßen müssen, diese Flagge zu lieben, ja von ihr zu reden. Immer nothwendiger erscheint es mir, in der eigenen Brust den Grund seines Handelns, die freie Meinung zu suchen, (daß man nicht nach dieser Meinung auch nun alles umgestalten will, versteht sich von selbst) sage selbst, wer bisher durchaus loyal dachte, was will er mit seinen bisherigen Meinungen machen, er muß sich umdenken. Das geht nun bei vielen Leuten gewaltig schnell und ohne Umstände, und ich habe schon die wunderbarsten Erfahrungen darin gemacht. Wenn jetzt ein Angriff Frankreichs erfolgt, wird er uns einig treffen, und da haben wir wenig Grund, besorgt zu sein, im Gegentheil würde ich es für einen Glücksfall halten. Vor der sozialistischen Propaganda hat die Bewegungspartei die größte Angst, und jeder Tag zeigt, daß die Versuche in Frankreich kläglich scheitern werden. Nun scheint es aber, als wenn wir den Lebenskeim dieser sozialistischen oder comunistischen Bewegung friedlich entwickeln könnten und würden. Die Unruhen in Berlin sind sehr traurig (ob wir wohl im Jahr 1849 auf die Verfassung vereidigt werden?); in Königsberg sind auch Unruhen gewesen, und in Berlin werden sie sich nächstens gegen Thiele, Eichhorn, Gerlach richten. Wir haben in Deutschland auf gewaltsamem, ungesetzlichem Wege, was in constituionellen Monarchien ohne solche Schwankungen und Rechtsverletzungen gesetzlich geschieht, Absetzung der Minister, die keine Majorität haben.

Stettin, den 17. März 1849.

Wie ich eben den Brief zusiegeln will, stürzt mein Bursche herein und ruft: „Wir müssen morgen nach Berlin marschiren.“ Die Sache reducirt sich darauf, daß 2 Bataillone unseres Regiments per Eisenbahn nach Berlin gehen. Ich bleibe hier. Es war mir zuerst sehr unangenehm, indessen da nur ein Theil des Regiments geht, und die Sache hier, wie in Berlin steht, oder wenigstens jeden Augenblick werden kann, bleibt es sich gleich. Bei dem Charakter, den die Unruhen in Berlin anzunehmen scheinen, dem die übrigen Theile der Monarchie leicht folgen können, umzieht sich der Himmel düsterer als je. Ohne aufgeregt zu sein, versichere ich Dir, daß heute fast jeder in der

zerrissensten trübsten Stimmung ist. Die Bewegung hat in Deutschland einen elementaren Charakter angenommen, keiner beherrscht sie, es treibt fast keiner mehr, und ohne Plan, ohne Ziel stürmt es fort, wohin? Für uns in Preußen ist es schlimm, daß keiner weiß, was der König will, das Zutrauen, der Glaube fehlt in jeder Beziehung. Daß wir, seine Truppen, uns gut schlagen werden, so lange er es will, steht ohne Zweifel fest. Dies ist ein Punkt, in dem ich wahrscheinlich zu schwarz gesehen habe. (Nicht, was uns in Berlin und Pommern, aber was den Rhein pp. anbetrifft.) Nach Stettin werden täglich mehr Truppen gezogen, was so gut schaden als nützen kann, denn (es geschieht heimlich) es regt auf, da es Mangel an Vertrauen zeigt. Wollte Gott, wir gingen an die Grenzen, gegen Rußland oder Frankreich, so wie der Zustand heute ist, kann er nicht dauern. Wer mag von der möglichen Zukunft reden. Der nächste Tag kann ja alles umwerfen, was langsam und vorsichtig oder schnell und kühn gebaut wurde. Behüt uns Gott vor Pöbelherrschaft oder Kosakenhorden. Ich schreibe Dir in wenigen Tagen wieder, die heutigen Nachrichten aus Berlin werden von allen mit fieberhafter Unruhe erwartet. Wer will heute sagen, daß das Ungeheuerste unmöglich ist. Und meine kleine Braut? Ich wollte, ich könnte ihr morgen Lebewohl sagen, ließe sie in einem ruhigen Lande zurück, und ginge in einen honetten Krieg. Hier wird der Zustand schlimmer und schlimmer.

Lebe wohl, mein geliebter Vater, und schreibe bald
Deinem Dich kindlich liebenden Sohn
Ferdinand.

„Verzage nicht, wenn in der trübsten Nacht,
Der Hoffnung letzte Sterne schwinden.“

Stettin, den 20. März 1848.

Nun ist der Sturm losgebrochen, und mit gewaltiger Kraft sind vor der Windsbraut dieser Bewegung Throne und die Bajonette, die sie schützen sollten, wie Strohhalme zerknickt. In Berlin war seit vorgestern Abend der vollständigste Aufruhr, nicht ein Aufruhr des Proletariats, sondern der Bürger, die allerdings die Proletarier voranschoben, und je länger der Kampf währte, je mehr hereingezogen wurden. Die Truppen haben sich vortrefflich geschlagen, und wie es auch werden mag, sie haben

sich würdiger genommen als in irgend einem Staate. Sie verfochten eine von vornherein unhaltbare Sache; wir fühlen das alle, vom General bis zum Korporal, aber ihr Eid bindet sie wie uns. Der Kampf hat viel Blut gekostet, das Garde-Husaren-Regiment war in Magdeburg, wo es zu so blutigen Scenen nicht gekommen ist. Du kannst, mein geliebter Vater, nicht verlangen, daß ich heute klar und ruhig schreibe, nur die Thatsachen theile ich mit, hier weiß auch noch keiner etwas Bestimmtes, namentlich über das Einzelne. Am 18. erließ der König ein Patent und berief den Landtag zum 2. April, er gab in diesem Patente unendlich viel, Constitution, Versprechen, Deutschland zum Bundesstaat statt zum Staatenbund zu machen, gab Preßfreiheit, und die Aufregung minderte sich, es konnte das Schrecklichste vermieden werden. Durch ein unseliges Mißverständniß kam es wieder zum Kampf, nun focht alles gegen die Truppen, sie blieben aber siegreich — da erschien die einliegende Proklamation des Königs, und es ist nun Ruhe in Berlin. Die fremden Truppen werden abberufen, und die eigenen werden vielleicht auch Berlin verlassen müssen. Gebe Gott, daß nun Ruhe eintritt. Unsere 2 Bataillione haben verhältnißmäßig wenig gelitten (drei Offiziere, Schulenburg und 30 Mann verwundet, keiner todt); ebenso, wie das in der Art der Waffe liegt, die Cavallerie; alle Truppen haben sich musterhaft gehalten. Die Aufregung war hier ungeheuer, durch Wrangels kluges Benehmen wird hier die Eintracht zwischen den Bürgern und dem Militär nicht verhindert werden. Alle Bürger sind bewaffnet, sie und wir tragen weiße Binden zum Zeichen der Eintracht, aber es hing auch hier an einem seidnen Faden. Wrangel hat die größten Verdienste. Zu einem Pöbelaufruhr kann es kommen, die Bürger aber sind durch die letzten Acte des Königs befriedigt. Eine einzige Handlung des Königs kann uns aber wieder in den Bürgerkrieg stürzen, der dann nur noch schrecklicher losbrechen würde. Gestern (nein, vorgestern) Abend ist der König, nachdem die Ruhe hergestellt war, auf's frechste beleidigt, er hat es aber mit Hingebung, um Blut zu schonen, ertragen. — Hier noch Reflexionen anzuknüpfen, ist mir unmöglich, die Ereignisse reden zu schreckensvoll und laut. Wie ich schließen will, erfahre ich, daß 68 Soldaten und 230 vom Volk gefallen sind; ich kann natürlich weder das eine noch das andere verbürgen.

Klein-Ziethen, den 30. März.

Verzeih, mein geliebter Vater, daß ich Dir erst spät auf Deinen letzten Brief antworte. Du mußtest aber seit dem Abgang Deines Briefes 2 von mir erhalten haben, einen kurzen und einen längeren, im letzten sagte ich Dir, daß ich eine Reserve-Compagnie exercirte, und dies und das Einkleiden und die Vorbereitungen zum Marsch kostete so viel Zeit, daß ich buchstäblich keine Viertelstunde Zeit hatte. Etwas Bestimmtes wußte ich Dir ohnehin nicht zu schreiben, und kann es noch heute nicht.

Am 26. erhielten wir Befehl, den 28. früh abzumarschiren, wohin? Zunächst nach der Umgegend von Berlin, und dann hoffentlich nach Holstein. Das Garde-Corps soll bestimmt sein, dahin zu gehen, und wir sind der Brigade Thümen zugetheilt. Vielleicht aber gehen wir auch nach Berlin, wo seit dem Dienstag wieder Unruhen ausgebrochen sind, der Proletarier hat sich Tod und Wunden geholt, und Dinge erkämpft, die ihm absolut nichts nutzen, wenigstens für den Augenblick nicht. Nun hat der Bourgeois das Militär herauswerfen lassen, und muß schließlich deh- und wehmüthig um Militär bitten, wenigstens hoffe ich, daß er nicht wieder unmanierlich bittet. Nach Schleswig-Holstein ginge ich am liebsten, es ist da ein Feld, wo man mit ganzer Seele Alles einsetzen würde. Wir ziehen jetzt durch die gesegneten Lande Pommern und Ukermark und jetzt, wo man den Bauern in Topf und Bett, Stube und Stall guckt, drängt sich einem die Wahrnehmung auf, daß sich unter dem preußischen Scepter so übel nicht wohnen lasse. Auch meinen die Leute das auch, und sind mit der National-Kokarde sehr unzufrieden, in den Regimentern wird vielfach gesagt, daß sie die deutsche Kokarde nicht tragen würden, eben so auf dem Lande hier. Wer sich mit einer deutschen Kokarde zeigte, würde erstaunlich viel Schläge bekommen. Es ist das zwar traurig, aber höchst achtbar von den Leuten, denn ein Vaterland ist nicht wie ein Kleidungsstück, das man wegwirft oder anzieht, wie die Leute in Berlin oder eine Cabinetsorder es wünscht. Ich will damit keineswegs den König tadeln, den die Umstände gezwungen haben; sehr zu tadeln ist aber gewiß unsere Vergangenheit seit 1815, die die herrlichsten Elemente deutschen Nationalsinnes verkümmern oder unterdrückend ins Maaßlose hinauswachsen ließ. Nun trifft eine schwere Zeit Deutschland unvorbereitet, und die Edelsten und Besten werden, um das Ganze zu retten, viel Glück der Einzelnen und unzählige Rechte mit Füßen treten müssen. Was ich übrigens oben vom Landvolk und vom Sol-

daten sagte, ist einstweilen ungefährlich, es ist Zunder, den aber ein Funke zum Brand bringen kann. — Sehr erfreulich war mir die Bemerkung, daß auf dem Lande hier die Grundlage eines sehr gesunden Gemeinde-Lebens gegeben ist, ich kann Dir nichts ausführlicheres darüber schreiben, theils weil mir der Raum gebricht, theils weil ich mich erst genau umsehen muß. Heute hier angelangt, war ich erstaunt, auf den Quartierzettel lauter Namen, wie Duort, Navel pp., zu lesen; unsere Wirthin, ein kleinfüßiges, graziöses, schwarzäugiges Weib, mit einem Mund voll perlweißer Zähne, becomplimentirte uns sehr artig, das Räthsel lößte sich, mehrere Dorfschaften hier sind vor 150 Jahren (ungefähr so viel) nach der Aufhebung des Edictes von Nantes eingewanderte Franzosen. Der Kurfürst schenkte ihnen das Land, sie bauten sich an, machten es urbar, und sind jetzt sehr wohlhabende, tüchtige Bauern. Desgleichen sind so solide Schöpfungen. Wahrscheinlich, mein geliebter Vater, gehen wir zunächst nach Nauen und Umgegend, und dahin bitte ich Dich einen Brief an mich zu adressiren, aber bitte mit Angabe der 3. Compagnie, 1. Bataillon. Einstweilen bin ich Kompagnieführer, was mir Freude macht, ich sehe aber dabei, daß die Sache so schwer nicht ist, denn wir haben bei unserer Compagnie keine Offiziere weiter, keine Feldwebel, 1 oder 2 Unteroffiziere, und nicht exercirte Leute (d. h. seit 2—3 Jahren nicht), und dabei geht es ganz gut. Notabene haben wir fast lauter Pommern.

So weh mir die Trennung von meiner herzlich geliebten Braut that, so war mir die von Stettin ganz lieb, es wurde da unheimlich. Eine so weit getriebene Spannung zwischen Civil und Militär ist auf die Dauer unerträglich. Und dann will man doch auch gern sein, wo das ganze Regiment ist, und mit ihm theilen, was das Geschick bestimmt. Von allen Politicis sind wir wie abgeschnitten, und man ist dabei ganz beruhigt, ich dachte, durch 2 Jahre regelmäßiges Zeitungslesen verwöhnt, würde ich die Entbehrung nicht tragen können, aber ich denke kaum daran. Es gehören überhaupt eigentlich wenige Dinge zu den Nothwendigkeiten des Lebens. . . .

Wustermark, den 5. April 1848.

Seit langer Zeit, mein geliebter Vater, habe ich keinen Brief von Dir erhalten, gewiß hast Du geschrieben, mehrere Briefe an mich waren hier angelangt und wurden wieder nach Stettin geschickt, weil man mich auf der Divisions-Schule glaubte. Ich war indessen mit den Reserven des Regiments auf dem Marsche hierher, und die Briefe

werden nun wieder hierher geschickt, bestimmt ist ein Brief von Dir dabei. Wir sind 8 Tage unterwegs gewesen, haben zum Theil sehr starke Märsche gehabt; die Quartiere waren sehr gut, und das köstlichste Wetter hat uns begünstigt; zu thuen hatte ich viel, war meist mit meiner Compagnie selbstständig, was mir Freude gemacht hat, denn es war das erste Mal. Nun sind wir in Wustermark, einem reichen Bauerndorfe, einige meiner besten Bekannten liegen in der Nähe, ein gescheidter Pastor wohnt gegenüber, eine unmäßig fette Bauerfrau ist mein Ganymed, und ihre fast unmögliche Gutherzigkeit würde ein sehr mäßiges Mittagmahl wohlschmeckend machen; es ist aber überdem recht gut. Ich bin nie ein Bösewicht gewesen, aber der Frau gegenüber bin ich ein Kerl wie Domicus. Wahrscheinlich bleiben wir hier oder in der Umgegend 4—6 Wochen, mehr langweilig als gefährlich, aber ich bin doch lieber hier als in Stettin, denn da wurde es etwas beklommen. Wenn es zum Kriege kommt, was noch keineswegs bestimmt ist, so wird uns das Geschick hoffentlich nach Schleswig führen, ich hatte mich gemeldet, um so hinzugehen, kam aber zu spät. Wir Soldaten wünschen den Krieg, kömmt er nicht, so droht uns eine zerrüttete, gequälte Existenz. Zum Verzagen ist es viel zu früh, wer arbeiten will, wird auch in neuen Verhältnissen Luft und Raum finden.

„Alles war nur ein Spiel, ihr lebt ja noch alle, ihr Freier,
Hier ist der Bogen und hier, ist auch zum Ringen der Platz".

Aber viele der Freier sind blos ärgerlich, und treten vom Schauplatze ab. Eine Stelle des letzten Briefes, den ich von Dir empfing, hat mir große Freude gemacht. Du schriebst, mein geliebter Vater, in Deinem Herzen lebte die Hoffnung Deiner Ueberzeugung zum Trotze, daß alles zu einem schönen Ausgang geführt werden könnte. Ich will Dir auch nach alter lieber Gewohnheit ganz offen schreiben. Daß Alles sehr bedenklich aussieht, kann sich keiner verhehlen, daß aber der bisherige Zustand immer unmöglicher wurde, zeigt sich jetzt. Jeder neue Stein, den Vertheidiger des Alten auf die neue Zeit werfen, jeder Stein senkt die Schale der Revolution tiefer, und schnellt jenen in die Höhe. War alles in Berlin (was keineswegs der Fall war) ein Pöbelaufruhr, den Emissäre veranstalteten, wie unhaltbar mußte der Zustand sein, daß ihn solch ein Lüftchen in Trümmer werfen konnte. Wenn wirklich nur Berliner Pöbel und Zeitungsschreiber alles gethan, wenn das Landvolk der alten Provinzen den neuen Zustand haßt (wie es zum großen Theil der Fall ist), warum

dann nicht gehandelt? Wenn heute das gestürzte Regime und seine Anhänger mit Militär und Landvolk gegen Berlin ziehen und verbrennen (was ich für eine Thorheit halten würde), so würde ich dieser Reaction meine Achtung nicht versagen, aber die Leute thun nichts als schimpfen, auf das elende Gesindel, was den Thron stürzte; wie wenig fest der Thron stand, hat die Geschichte der letzten Wochen gezeigt. Ob der jetzige Versuch, ihm andere Stützen unterzubreiten, gelingen wird, läßt sich kaum vorher sagen, obwohl ich es hoffe, wenn es unmöglich ist, liegt die Schuld großen Theils an den bisherigen Regierungen, die ohne Kampf das Feld räumen. Die Meisten beurtheilen alle politischen Ereignisse nach dem Maaße, als sie in ihren persönlichen Neigungen und Vortheilen dadurch berührt werden. Daher sind sie auch gleich persönlich gereizt, empfindlich und pikirt. Was die Mehrzahl am wenigsten verschmerzen wird, ist der in Aussicht stehende Verlust, der gesellschaftlichen bevorzugten Stellung des Adels und der Offiziere. Daß die Junkerei in dem Heere aufhören soll, daß die längst bevorstehende Volksbewaffnung in Scharnhorstschem Sinne vielleicht eine Wahrheit werden wird, scheint allen ein ungeahntes Schrecknis. Fast Alle hatten geglaubt, daß alle deutschen Staaten constitutionelle Monarchien werden würden, nun ist es da, was entsetzt denn Alle mit einem Male? Die Art, wie es geworden, ist freilich tief traurig, daß aber solche Bewegung, je tiefer sie greift, je mehr — unreine Elemente sich beimischen, wen kann das wundern? Deutsche Einheit, wer fand den Jugendtraum nicht schön, nun will der Traum Wahrheit werden, und alles zagt, als wenn Gespenster und nicht frischer Morgenwind nahten. Ich halte es für heilige Pflicht eines Jeden, nicht zu verzweifeln, namentlich für Pflicht der Jugend, das Gute der neuen Zeit zu ergreifen und nicht an einzelnem Schönen einer vergangenen Zeit mit launischem Aerger zu haften. Auch unter dem vorigen System bin ich kein Malcontenter gewesen, und will's auch wahrlich heute nicht werden. Im Kopfe eines Einzelnen steckt nicht der alleinrichtige Maßstab für die Gegenwart, und was früher galt, muß auch heute gelten, daß der Einzelne nicht fordern soll, daß sich Staat und Welt nach seinem Wunsch gestalte. Es wird mir oft sauer, mich unbefangen unter verworrenem Geschrei nach Rache, oder thörichter Hoffnung der Wiederkehr des alten Zustandes den Kopf frei zu erhalten, und den fabelhaften Besorgnissen mancher Leute ent-

werden nun wieder hierher geschickt, bestimmt ist ein Brief von Dir dabei. Wir sind 8 Tage unterwegs gewesen, haben zum Theil sehr starke Märsche gehabt; die Quartiere waren sehr gut, und das herrlichste Wetter hat uns begünstigt; zu thun hatte ich viel, war meist mit meiner Compagnie selbstständig, was mir Freude gemacht hat, denn es war das erste Mal. Nun sind wir in Wustermark, einem reichen Bauerndorfe, einige meiner besten Bekannten liegen in der Nähe, ein gescheidter Pastor wohnt gegenüber, eine unmäßig fette Bauerfrau ist mein Ganymed, und ihre fast unmögliche Gutherzigkeit würde ein sehr mäßiges Mittagmahl wohlschmeckend machen; es ist aber überdem recht gut. Ich bin nie ein Bösewicht gewesen, aber der Frau gegenüber bin ich ein Kerl wie Domicus. Wahrscheinlich bleiben wir hier oder in der Umgegend 4–6 Wochen, mehr langweilig als gefährlich, aber ich bin doch lieber hier als in Stettin, denn da würde es etwas beklommen. Wenn es zum Kriege kommt, was noch keineswegs bestimmt ist, so wird uns das Geschick hoffentlich nach Schleswig führen, ich hatte mich gemeldet, um so hinzugehen, kam aber zu spät. Wir Soldaten wünschen den Krieg, kommt er nicht, so droht uns eine zerrüttete, gequälte Existenz. Zum Verzagen ist es viel zu früh, wer arbeiten will, wird auch in neuen Verhältnissen Luft und Raum finden.

„Alles war nur ein Spiel, ihr lebt ja noch alle, ihr Freier,
Hier ist der Bogen und hier, ist auch zum Ringen der Platz".

Aber viele der Freier sind blos ärgerlich, und treten vom Schauplatze ab. Eine Stelle des letzten Briefes, den ich von Dir empfing, hat mir große Freude gemacht. Du schreibst, mein geliebter Vater, in Deinem Herzen lebte die Hoffnung Deiner Ueberzeugung zum Trotze, daß alles zu einem schönen Ausgang geführt werden könnte. Ich will Dir auch nach alter lieber Gewohnheit ganz offen schreiben. Daß Alles sehr bedenklich aussieht, kann sich keiner verhehlen, daß aber der bisherige Zustand immer unmöglicher wurde, zeigt sich jetzt. Jeder neue Stein, den Vertheidiger des Alten auf die neue Zeit werfen, jeder Stein senkt die Schale der Revolution tiefer, und schnellt jenen in die Höhe. War alles in Berlin, was keineswegs der Fall war, ein Pöbelaufruhr, den Einzelne veranstalteten, wie unhaltbar mußte der Zustand sein, daß ihn solch ein Lüftchen in Trümmer werfen konnte. Wenn nun wirklich nur Berliner Pöbel und Zeitungsschreiber alles gethan, wenn das Landvolk der alten Provinzen den neuen Zustand haßt, wie es zum großen Theil der Fall ist, warum

dann nicht gehandelt? Wenn heute das gestürzte Regime und seine Anhänger mit Militär und Landvolk gegen Berlin ziehen und verbrennen (was ich für eine Thorheit halten würde), so würde ich dieser Reaction meine Achtung nicht versagen, aber die Leute thun nichts als schimpfen, auf das elende Gesindel, was den Thron stürzte; wie wenig fest der Thron stand, hat die Geschichte der letzten Wochen gezeigt. Ob der jetzige Versuch, ihm andere Stützen unterzubreiten, gelingen wird, läßt sich kaum vorher sagen, obwohl ich es hoffe, wenn es unmöglich ist, liegt die Schuld großen Theils an den bisherigen Regierungen, die ohne Kampf das Feld räumen. Die Meisten beurtheilen alle politischen Ereignisse nach dem Maaße, als sie in ihren persönlichen Neigungen und Vortheilen dadurch berührt werden. Daher sind sie auch gleich persönlich gereizt, empfindlich und pikirt. Was die Mehrzahl am wenigsten verschmerzen wird, ist der in Aussicht stehende Verlust, der gesellschaftlichen bevorzugten Stellung des Adels und der Offiziere. Daß die Junkerei in dem Heere aufhören soll, daß die längst bevorstehende Volksbewaffnung in Scharnhorstschem Sinne vielleicht eine Wahrheit werden wird, scheint allen ein ungeahntes Schreckniß. Fast Alle hatten geglaubt, daß alle deutschen Staaten constitutionelle Monarchien werden würden, nun ist es da, was entsetzt denn Alle mit einem Male? Die Art, wie es geworden, ist freilich tief traurig, daß aber solche Bewegung, je tiefer sie greift, je mehr — unreine Elemente sich beimischen, wen kann das wundern? Deutsche Einheit, wer fand den Jugendtraum nicht schön, nun will der Traum Wahrheit werden, und alles zagt, als wenn Gespenster und nicht frischer Morgenwind nahten. Ich halte es für heilige Pflicht eines Jeden, nicht zu verzweifeln, namentlich für Pflicht der Jugend, das Gute der neuen Zeit zu ergreifen und nicht an einzelnem Schönen einer vergangenen Zeit mit launischem Aerger zu haften. Auch unter dem vorigen System bin ich kein Malcontenter gewesen, und will's auch wahrlich heute nicht werden. Im Kopfe eines Einzelnen steckt nicht der alleinrichtige Maßstab für die Gegenwart, und was früher galt, muß auch heute gelten, daß der Einzelne nicht fordern soll, daß sich Staat und Welt nach seinem Wunsch gestalte. Es wird mir oft sauer, mich unbefangen unter verworrenem Geschrei nach Rache, oder thörichter Hoffnung der Wiederkehr des alten Zustandes den Kopf frei zu erhalten, und den fabelhaften Besorgnissen mancher Leute ent-

gegen zu treten. Die Angst vieler Menschen macht die gefürchteten Gespenster erst zu Wirklichkeiten. Wenn jede Obrigkeit aus Pöbelangst, jeder Gutsbesitzer aus Furcht vor Bauernaufruhr wegläuft, jeder die Arbeit aus Besorgniß zu verlieren einstellt pp., muß die Anarchie wohl kommen. Meiner Schwiegermutter haben die lieben Verwandten in Berlin gerathen, in die Stadt zu ziehen, wenn sie und andere das nun thäten (sie ist Gottlob so hasenherzig nicht), so möchten die Bauern freilich einige Rechte fordern, wer aber die Augen nicht gewaltsam zukneift, muß sehen, daß, wenn die Herren irgend vernünftig sind, in den alten Provinzen gar nichts zu besorgen ist. Es kann sich keiner verhehlen, wie große Gefahren von innen und außen drohen, aber durch Verzagtheit ist doch noch nie eine Gefahr abgewendet, und es ist so thöricht, als sündhaft, jetzt noch Furcht und Mißtrauen säen zu wollen.

Wir haben hier wenig zu thuen und bleiben vermutlich lange hier, ich werde von hier aus nach Schmagerow*) reisen, der Eisenbahnen wegen läßt sich das in drei Tagen machen, und so viel Urlaub erhalte ich leicht. Kurz, mein geliebter Vater, ich kann so schwarz nicht sehen; daß unsere nächste Zukunft mühevoll sein wird, wer wollte das leugnen, viele und große Entsagungen werden nothwendig sein; aber die Hoffnung gebe ich nicht auf, daß Deutschland einig bleibt, und eine wahre constitutionelle Monarchie in allen Theilen Deutschlands uns Ruhe und Ordnung sichern, uns eine würdige Stellung nach außen geben wird. Der Gedanke, daß das Eigenthum und die Sicherheit der Personen dauernd gefährdet sein sollte, ist Träumerei......

Wustermark, den 8. April 1848.

Meinen besten Dank, mein geliebter Vater, für Deinen Brief vom 6., den ich soeben empfangen. Die Eisenbahnen sind so übel doch nicht. Ich eile Dir zu antworten, um Dir mitzutheilen, daß wir morgen abmarschieren, und zwar nach Neustadt, Freienwalde und Oranienburg. Meine Compagnie hat ein günstiges Los getroffen, und ich komme nach Freienwalde bei Neustadt-Eberswalde, einem wegen der schönen Umgegend berühmten Ort. Nun beginnt jetzt

---

*) Schmagerow bei Stettin war das Landgut, auf dem Freiherr von Meerheimb's Braut, Brunhilde von Ramin, aufwuchs. Es war seit vielen Jahrhunderten in der Raminschen Familie — jetzt verkauft.

alles zu grünen, nach dem Regen der letzten Nächte sieht man es fast, wie Blätter und Zweiglein keimen. In 3 oder 4 Marschtagen werden wir hingelangen, weshalb wir dahin gehen, ist mir nicht bekannt; vermuthlich wegen der Fabriken in den genannten Orten. Daß wir nach Polen gehen sollten, war ursprünglich bestimmt, und wäre Rohr geblieben, so wären wir schon da, nun aber bleiben wir hier, werden natürlich, da wir durch Eisenbahnen fast überall hinkönnen, gleich zuerst marschieren, wo etwas los ist. Nach Schleswig ginge ich sehr gern; möglich ist es freilich auch, daß wir bald nach Posen gehen, es hätte das trotz der Unbequemlichkeiten manches Interessante; die dortigen Verhältnisse sind dort entsetzlich verwirrt, und Majestät haben sich da etwas in die Tinte geritten. Die Polen sind mir eine so verächtliche Nation, daß ich an eine dauernde Herstellung polnischer Nationalität durchaus nicht glauben kann. Was sagst Du zu dem neuen Wahlgesetz? Die Basis ist breit, sehr breit, ich halte das aber namentlich in deutschem Interesse für gut, eine irgend conservative Haltung Preußens hätte uns unrettbar mit den süddeutschen Staaten entzweit. Die Haltung der neuen Minister gefällt mir wohl, namentlich weil sie kräftig auftreten und die Ordnung herstellen wollen, die Unfähigkeit der bisherigen Beamten hat sich jetzt gezeigt; käme es zur Anarchie, sie wären schuld; — wie feige, confus, rathlos sich die meisten Civil- und Militär-Behörden genommen haben, übersteigt jede Vorstellung; und das dauert zum Theil noch fort. — Hier, lieber Vater, geht es mir sehr gut, ich erfreue mich eines glänzenden Appetits und Schlafs, besuche alle Nachmittag und Abend den Pastor loci und lese Zeitungen und rede mit ihm. Es ist ein sehr gebildeter und netter Mann, orthodox und Freund politischer Neuerungen, im Gegensatz zum bisherigen System. Er sagte mir neulich: „Ein Prediger kann Ereignisse, wie die Berliner, nur mit tiefem Schmerz erfahren, aber dennoch wir alle athmen frei auf, da der lastende Druck von uns genommen. Ein längeres Verfolgen der bisherigen Richtung hätte die Kirche unheilbar zerstört, und eine Reform unmöglich gemacht."

Die Angriffe, die der König, wegen der Stellung, die er zu nehmen beabsichtigte, von süddeutschen Blättern erfahren muß, sind zum Theil über jeden Ausdruck gemein und roh, eben deshalb unschädlich. Erst jetzt thut mir der König sehr leid, da ihm alle Hoffnungen scheitern, und jetzt muß er wie zerbrochen sein.

Mit der größten Freude habe ich Deine früheren Briefe gelesen, mein geliebter Vater, eine versöhnende, vertrauende Ansicht

der Dinge scheint mir jetzt vor allem Pflicht zu sein; die blinde Angst vieler Leute und diese forcirte Schwarzsichtigkeit macht mir einen dürftigen Eindruck, und ich kann diese Stimmung beim besten Willen nicht theilen. Du, wie ich, wir hätten vieles ganz anders gewünscht, aber das scheint mir einen blinden Haß gegen die neue Ordnung der Dinge nicht zu rechtfertigen. Man sagt, viele Offiziere wollten nach Rußland gehen und Dienste nehmen, was ich aber bis jetzt nicht glauben will.

Freienwalde, den 15. April 1848.

Mein geliebter Vater!

Wie Du aus meinem letzten Briefe gesehen haben wirst, haben wir die Cantonements geändert, haben unsere erste Marschrute gekreuzt und sind nach Freienwalde, Neustadt, Oranienburg und Wriezen gegangen. Mich hat das glücklichste Los getroffen, da die 3. Compagnie in Freienwalde steht, die Gegend hier aber reizend ist; leider haben wir bei dem ewigen Regen noch wenig davon gehabt und sind auf unsere Stuben beschränkt gewesen. Ich bin übrigens weitläufig geworden; mehrere meiner Cameraden hatten Urlaub auf ein paar Tage genommen, an Offizieren war kein Mangel, kurz, wie ich das Städtchen Bernau passirte (auf unserem Marsch hierher) faßte ich einen kurzen Entschluß, nahm Urlaub, setzte mich auf die Eisenbahn und fuhr zu meiner Braut, wo ich den Abend desselben Tages, den 11., ankam, den 12. blieb und den 13. hier wieder eintraf. Da war denn große Freude, und ich habe herrliche Stunden verlebt, und den schnell verbindenden Eisenbahnen ein Loblied gesungen. Wie lange wir hierbleiben, ist unbestimmt, manche sprechen von einem Vierteljahr! Unmöglich ist es nicht, obgleich mir unwahrscheinlich und namentlich sehr unerwünscht; acht bis 14 Tage bliebe ich sehr gerne hier. Aber im Ganzen wünscht man doch da zu sein, wo vielleicht der Würfel der Entscheidung fällt, wo das ist, weiß keiner, aber Wriezen und Freienwalde ist's doch schwerlich.

Ein Leben wie das, was wir hier führen, demoralisirt auf die Länge. Man treibt sich von einem Dorf zum andern, und die Hoffnung auf gutes Quartier mit reinen Betten und gutem Mittag ist die einzige Bewegung des Gemüts. Die Uebel des Garnison-Lebens findet man hier auch, eine Parthie Whist, eine

Frühstücksstube, Wirthshäuser pp., aber die Lichtseiten, Zeit und Gelegenheit zu vernünftiger Beschäftigung, guter Gesellschaft pp. fehlen natürlich. Ist das Wetter besser, so soll mir die hübsche Gegend helfen. Hier steht nur eine Compagnie, und meine Cameraden hier sind lauter öde Gesellen, ich bin aber natürlich auf sie angewiesen, und lebe mit ihnen, theils weil ich's nicht anders kann, theils weil ich's für Schuldigkeit halte. Wenn Du, lieber Vater, irgend ein gutes ernstes Buch, an dem man lange zu kauen hat, gerade zu Hause hast und nicht brauchst, so schicke es mir doch; vielleicht Dahlmanns Politik oder ein anderes. Ich habe zwar Bücher mitgenommen, aber nur wenige und schon gelesene; Zeitungen gibt es hier wenig, nur die Vossische. Heute Abend ist hier Volksversammlung, die wir alle besuchen wollen, und ich bin sehr gespannt, wie die Sache ablaufen wird; von Ruhestörungen ist hier keine Rede. Einem glaublichen Gerücht nach sind 2 Kriegsschiffe, dänische, vor Swinemünde, um die Ausfuhr zu sperren; das wäre schön, denn dann würden die Preußen über die Eider gehen; denn die bisherigen friedfertig-feindlichen Maßregeln wollen mir nicht zusagen. Vielleicht gingen wir dann auch nach Holstein. Das hätten wir, mein geliebter Vater, auf der schönen Reise in vorigem Jahre nicht gedacht, daß ich Holstein so bald wiedersehen sollte. Vielleicht stehe ich gar dem Skirner gegenüber. In Polen sieht die Sache gar wunderlich aus, und es fehlt da, wie fast überall, an Einheit des Willens von beiden Seiten. Wo 2 Leute mit entgegenstehender Ansicht der Dinge nebeneinander an der Spitze stehen, Colomb und Willisen, und täglich sich untereinander aufhebende Schritte thuen, ist beinahe unmöglich Heil zu erwarten. — Die Leute sind hier alle sehr freundlich, und unter anderen Verhältnissen würde es uns wohl gefallen, so aber ist es entmuthigend; die schöne Erregung der ersten Wochen beginnt zu verrauchen, die Bande der Disciplin beginnen bei der Unsicherheit aller Verhältnisse sich zu lockern, aus dem Gewirr widersprechender Maßregeln, öffentlicher Proklamationen und halboffizieller Instruktionen weiß keiner den Ausweg zu finden, und man sucht den nicht immer „holden" Leichtsinn als Rettungsanker zu fassen, denn man wird kaum immer Ehre, Pflichtgefühl und Ueberzeugung in Einklang zu bringen und zu wahren wissen. Mich persönlich hat der frohe Muth noch keinen Augenblick verlassen, aber es thut auch noth — nun, ich denke, er wird

mir bleiben und allen wiederkehren zur Stunde der Gefahr, die fast Alle wünschen; nur den jetzigen Zustand wünscht jeder vorbei, es ist noch weniger das Werden des Neuen, als das Vergehen des Alten....

Zepernik, den 18. April 1848.

Wir haben, mein geliebter Vater, schon wieder eine andere Bestimmung erhalten, und sind auf dem Wege von Freienwalde nach Spandau, da setzen wir uns auf den Dampfwagen und fahren nach Altona, von da weiter, ob zu Fuß oder ob zu Eisenbahn, wissen wir nicht. Jedenfalls aber nach Schleswig-Holstein, was uns Allen die größte Freude gemacht hat, lange in den Cantonements ohne Zweck und Ziel zu nisten, ist ein schlechter Spaß, die Aussicht, wieder nach Berlin zu müssen, war noch schlimmer, und Polen oder Posen ist jedenfalls nicht so gut als Holstein. Uebermorgen Abend sind wir in Altona, wenn wir bei guter Zeit ankommen und noch Zeit haben, wollen wir in Wilkens Keller gehen; schilt nicht über unsere materielle Natur, sie tritt bei einem Leben, wie wir es führen und was in vieler Hinsicht garnicht übel ist, nothwendig in den Vordergrund. Mit anderen Gefühlen werde ich Holstein diesmal sehen, als im vorigen Jahre, wo Du mit mir und Onkel Ludwig reistest, und wenn ich diesmal vielleicht mit einigen Bekannten bei Herrn Wilkens, ruhmvollen Hummersalat-Andenkens, sitze, wird es mir eigen zu Muth sein. Welch ein Umschwung seit jenen Tagen in fast jeder Beziehung. Wir erwarten alle eine Campagne, und nach den Zeitungsnachrichten muß es augenblicklich schon zum schlagen gekommen sein, Bonin, der das preußische Contingent commandirt, soll ein sehr tüchtiger Mann sein, und der Vorwurf, daß er in der ersten Zeit nicht energisch eingeschritten sei, ist thöricht. In Deinem Briefe, mein geliebter Vater, sprichst Du Besorgnisse aus, die sehr beunruhigend sind, Gott wende solch Unheil ab, für Gnemern*) und Gischow*) selbst bin ich eigentlich nicht besorgt, und es wird sich ja die Ordnung wieder befestigen. Ich gestehe Dir, daß meine Sorglosigkeit zum Theil erzwungen ist, ich halte es aber für Pflicht, sich möglichst unbesorgt zu geben, und sich der neuen, freilich noch ungeborenen Ordnung, mit ganzer Seele anzuschließen. Es geschehen hier auch Dinge, die unbegreiflich sind. In Pommern und der Mark, den treusten Provinzen, die sich gerade jetzt trefflich gezeigt haben,

*) Freiherr Merheimbsche Fideikommißgüter in Mecklenburg-Schwerin.



sollen an vielen Orten Demonstrationen gegen die neue Kokarde vorgekommen sein, gewiß ist, und höchst natürlich, daß die Leute von der aufgedrungenen deutschen Nationalität nichts wissen wollen. Für diese treuen, braven Millionen hat man kein Wort, nur eine Cabinetsorder, für die Armee, die sich doch bis jetzt gut genommen, kein Wort, die Truppen haben zum Theil Weib und Kind verlassen, um für die deutsche Sache zu fechten; man hat für sie kein Wort der Ermunterung, der Erklärung. Und das fühlen die Leute sehr wohl. Die Kokarde z. B. tragen sie nur mit Widerwillen; im übrigen werden die Leute noch schlecht behandelt. Die Specialia würden zu weit führen. Ich will davon schweigen, daß wir um Berlin herumlaufen müssen, damit der Berliner Student oder Proletarier es nicht übel nimmt, aber müssen wir nicht über den Befehl erröthen, morgen einen anderen Weg nach Spandau zu wählen, „weil in der Haide Eisenbahn-Arbeiter beschäftigt sind". Nun Gott Lob, wir lassen diese Dinge hinter uns, und gehen in klare, offene Verhältnisse hinein. Wann ich nun Dich und Mutter und Euch Alle wieder sehen werde, ist freilich unbestimmt, und wer mag es wissen, ich sage Euch aber Lebewohl mit der frohen Hoffnung eines glücklichen Wiedersehens in heitrer Zeit. Da wird es sich dann zeigen, daß die alten Bande nicht gelockert, nur fester und inniger durch die Trennung geknüpft, daß das neue Band, was ein theures Wesen an mich gefesselt, sich zart und dauernd mit alten vereinen wird. . . .

Burgstall, den 22. April 1848.

Nur ein paar Worte, mein geliebter Vater, um Dich wissen zu lassen, wo ich bin. Die Eider, das bisherige Deutschland also, liegt hinter uns; Burgstall ist 2—3 Meilen von Rendsburg entfernt, und liegt südwestlich davon, wir gehen noch heute nach Hohe, einem Dorfe, eine Meile näher an Rendsburg. Wir haben in Altona und überall sehr gute Aufnahme gefunden, namentlich in Altona sind wir complett genudelt; hier sind wir auf einem Bauerndorf, die Einrichtung der Häuser, der Wirthschaft, alles ist sehr verschieden von den unsrigen, bisher haben wir überall alles enthusiasmirt für den Anschluß an Deutschland gefunden. Der Kriegszustand hat übrigens begonnen, es war mir eigen, wie ich gestern zum ersten Male Posten mit scharf geladenen Gewehren aussetzte, und Patrouillen führte. Es kam aber nichts vor. Die Dänen stehen bei Duremstadt pp., nordöstlich von Rendsburg. Von preußischen Truppen sind jetzt circa

12000 Mann hier; alles in allem mögen wir 20000 stark sein; die Freischaaren, die lausige Kerls zu sein scheinen, ungerechnet. Zeitungen haben wir seit langer Zeit nicht gesehen, und ich weiß von garnichts, was mir unter diesen Verhältnissen ein Glück scheint. Wenn nur Gnemern und Schmagerow von Allem verschont bleiben. — Was nun weiter mit uns werden wird, wissen wir nicht, hoffen alle vorzurücken; diese Unentschiedenheit ist peinigend, wir, d. h. unser Regiment, das erst gestern gekommen, hat davon noch nichts gefühlt; aber die andern klagen darüber. Fürst Radziwill, General Hallket und der Herzog von Braunschweig stehen nebeneinander und vorne durcheinander. Nach anderen ist Wrangel gekommen, was große Freude verbreiten würde.....

Flensburg, den 26. April 1848.

Meine geliebten Eltern!

Aus meinem letzten Zettelchen werdet Ihr gesehen haben, daß wir am 23., dem Tage des Gefechts, siegreich und ich unverwundet und wohl geblieben. Wir haben die Nacht vom 23./24. bivouakirt, zum Theil war ich auf Feldwache, zum Theil in einem Allarmhause, von wo aus mein letzter Brief geschrieben, und einem Bauern gegeben, mit dem Auftrage, ihn zur Post zu bringen. Möglicher Weise ist dies der erste Brief, den Ihr von Schleswig erhaltet. Am 24. rückten wir bis Vanderup, und bivouakirten, und gestern bis Bau, wo das erste für die Holsteiner unglückliche Gefecht war. Am 24. war ein kleines Avantgarden-Gefecht, an dem ich nicht Theil nahm, da wir die Reserven bildeten. Gestern gingen wir von Bau zurück nach Flensburg, einer reizend gelegenen Stadt, und haben hier Quartiere bezogen. Wie lange wir bleiben, ist unbestimmt, doch heute ist Ruhetag. Flensburg ist sehr dänisch gesinnt, dennoch war manches Haus illuminirt, und es wehen von allen Häusern deutsche Fahnen. Das will nicht viel sagen, ebenso wenig, als daß die Leute sehr artig und freundlich sind, denn wir haben 10—12000 Mann hier.

Fürs erste ist der Krieg beendigt. Die Dänen sind in regelloser, wilder Flucht durch Flensburg nach Apenrade gegangen, um sich nach Alsen einzuschiffen, andere sollen nach Jütland gehen. Wrangel hat die Dänen energisch verfolgt, aber ich glaube, er hätte ihr Heer vernichten können, hat es aber nicht thuen wollen und sollen. Hinter Schleswig war eine der stärksten Positionen, die ich mir denken kann,

und wie wir vorgestern sahen, daß auch diese aufgegeben war, zweifelten alle an fernerem ernsten Widerstand. Wenn England oder Schweden einschreitet, sieht die Sache freilich anders aus. Wir, lieber Vater, sind natürlich in rosenfarbener Stimmung. Die Truppen haben sich gut geschlagen, ein glänzender Sieg ist beim ersten Auftreten gewonnen, unsere Infanterie hat ihn erfochten, denn Cavallerie konnte bei diesem Terrain nichts, Artillerie wenig nützen. Unser Regiment rückte aus dem Quartier Hohe, 3 Meilen vor Schleswig um 4 Uhr Morgens ab, hörten um ½11 Uhr die ersten Schüsse und griffen mit Tirailleurs um 11½ die Hecken und Wälle an, das Tirailleurgefecht dauerte bis 8½ Uhr Abends ununterbrochen fort, und wir haben manchen Todten (Lieutenant von Kalkreuth todt, 4 oder 6 verwundet) und viele verwundete Soldaten. Ich bin mit den Tirailleurs vor gewesen, und habe Hände, Stiefel und Hosen und Mantel zerrissen. Wir zogen gestern und vorgestern wie die Strauchdiebe durchs Land. Die Strapazen waren ziemlich stark, aber die vortrefflichen Pommern haben alles mit frohem Muth und bestem Willen ertragen. Manch hübsche Momente erzähle ich Dir und der Ma, wenn wir uns sehen. Nur einen schriftlich. Als wir am 23. Abends in Hönerhaus hinter Schleswig lagen, wurde ich zu Wrangel geschickt, und in Schleswig, wo illuminiert war, wollten mich die Leute mit Gewalt in die Häuser ziehen, und tractiren; Herrn Hansen mußte ich endlich versprechen ich wollte nach abgemachter Meldung auf ¼ Stunde zu ihm kommen. Wie ich nun kam, stand ein hübscher Tisch mit Sektflaschen und etcetra da, und ich trieb mit ihm und seinen Töchtern etwas aufrührerischen Sektgeist zu Paaren. Es war ein erster Ostertag, wie ich noch keinen erlebt, aber gewiß, liebe Eltern, es war ein schöner Tag, der mir in der Erinnerung unvergeßlich bleiben wird. . . .

Apenrade, den 27. April 1848.

Meinen letzten Brief, geliebte Eltern, habt Ihr aus Flensburg erhalten, seitdem sind wir in bequemen Märschen nach Apenrade, 4 Meilen näher an Jütland gerückt; hier haben wir Ruhetag und beim Reiter Steffen ein sehr gutes Quartier. Der Mann ist ein Deutscher, sehr erfreut über den bisherigen Erfolg und pflegt und hegt uns aufs beste. Die Stadt hier liegt an einem bewaldeten Fjord sehr hübsch, ist, was den gebildeten Theil anbetrifft, deutsch, das Volk ist dänisch und wird immer dänischer, je weiter wir nach Norden gehen. Den neusten Nach-

richten nach ist Schleswig von den Dänen geräumt, die Dänen sind bei Schleswig viel vollständiger geschlagen, als wir es uns eingebildet hatten, kurz, es sieht fast aus, als wenn die Geschichte ein Ende hätte, wenn nicht etwa andere Mächte interveniren. Es wird von dänischer Seite schwedische Hülfe erwartet, vielleicht auch rüstet Dänemark allein noch einmal, da der Enthusiasmus sehr groß ist, die Flucht des geschlagenen Heeres ist aber fast ohne Beispiel, und ich glaube, das Heer hätte bei energischer Verfolgung aufgerieben werden können. Die Verluste sind auf unserer Seite unbedeutend, auf der feindlichen schwerlich sehr bedeutend, obwohl größer wie bei uns. Nur ist das moralische Uebergewicht, das wir erlangt haben, unschätzbar, zumal es keineswegs mit übertriebenem Selbstvertrauen gepaart ist, das nächstemal schlagen sich unsere Truppen gewiß gut; die feindlichen Truppen dagegen haben gerade in dieser Rücksicht sehr viel verloren, allen Nachrichten zu Folge war das fliehende Heer in Auflösung und ist zum Theil nach Jütland, zum Theil eingeschifft. So eben erhalte ich den Befehl: „Die Truppen bleiben bis auf weiteres in ihren Cantonements", wir also in Apenrade, gehen also nach Jütland vorläufig nicht, was mir in mancher Rücksicht unlieb, in einer Rücksicht aber sehr lieb, denn in Jütland ist die Krätze Nationalkrankheit (wie in Schottland) und bei einem Leben, wie das unsere, ist es unmöglich, sich vor Ansteckung zu hüten. Napoleon hat zwar auch die Krätze einmal gehabt, aber der Trost ist doch nicht ausreichend. Wenn man übrigens hier das Volk kennen lernt, so steigen einige Zweifel auf, ob die Leute wirklich so zufrieden mit der Emigration in Deutschland sind.

Die Nachricht, die ich erhielt, wir würden zunächst hierbleiben, war unrichtig, wir marschiren morgen bis vor Hadersleben, übermorgen nach Christiansfeld, wo die Avantgarde also schon an der jütischen Gränze steht. Wahrscheinlich haben wir kein ernstes Gefecht mehr, die Bauern, die Leuritz Skeu, eine sehr interessante Persönlichkeit, bewaffnet und insurgirt hatte, sind nach den Erfolgen der letzten Tage auseinander getreten....

Kongstad, den 6. Mai.

Aus Jütland, mein geliebter Vater, erhälst Du diesen Brief; wir glaubten vor Fredericia, einer Festung, ein Gefecht zu haben, aber „der Däne" hatte keine Lust und hatte sich empfohlen, ehe

wir kamen. Nun hat die Sache einstweilen ein Ende, wir haben in Jütland weitläuftige Cantonirungen bezogen, und pflegen unseren Leib (recht viel wird es nicht). Uns wird Wein geliefert, auch Cigarren, was mir eigentlich einen komischen Eindruck macht. Gestern fuhr ich nach Fredericia und machte Einkäufe, z. B. einen Eydamer Käse und viel Rothwein. Auch trank ich den teutonischen Meth, der in den Läden geschenkt wird, wie der Schnaps bei uns, ein böser Genuß; und weniger deutsch oder teutsch beschlossen wir uns an den Rotspohn zu halten. Goethe sagt ja: „Man kann nicht stets das Böse meiden." Nachher ging ich nach der Citadelle, wo die deutsche Flagge weht, sah herüber nach Fühnen, nach Bodensee, wo Kriegsschiffe liegen, und weiter herauf nach der offnen See. Die Dänen sind ein bissel kindisch geworden, sie halten nirgends Stand, wenn sich aber irgend einer am Strande zeigt, sind sie gleich mit Kanonenböten und Kriegsdampfschiffen bei der Hand. So ging gestern ein harmloser Compagniechirurgus am Ufer des Belts und suchte Muscheln, er wurde sogleich mit Granaten beworfen, die aber nicht trafen. Die Spitze unserer Truppen steht in Weile, 2—3 Meilen nördlich von Fredericia. Ganz Jütland steht offen, und wenn wir Lust haben, können wir nach Cap Skagen gehen. Doch bezweifle ich ein sehr viel weiteres Vorgehen, es könnte nichts nützen und exponirt unsere sehr langwerdende Flanke, deren Besetzung mehr Truppen erfordern würde, als wir haben. Der Krieg will mir bis jetzt nicht als ein so böses Ding erscheinen; es ist freilich wohl seine mildeste Form, die ich kennen lerne. Wir hassen die Dänen nicht, und es thut ihnen keiner was zu Leide, ihre Ochsen pp. fressen wir allerdings auf, stellen ihnen aber Bons dafür aus, die freilich die dänische Regierung schwerlich realisiren wird. Komisch ist es, wie das Gespenst der feindlichen, furchtbar aufgeregten Nationalität immer weiter zurückgewichen ist, je näher wir ihm kommen, erst sollte es in Flensburg, dann in Apenrade, dann um Hadersleben, endlich in Jütland, nun erst am Lym-Fiord sein. Und überall finden wir ziemlich indifferente, höfliche Leute, namentlich hier sind die Leute so artig, die Mützen fliegen nur so; das Volk macht ganz den Eindruck sehr wohlhabender, verhältnißmäßig gebildeter Bauern; sehr unbequem ist ihnen die Einquartirung natürlich, aber die Angst schwindet mehr und mehr. Die Dänen hatten verbreitet, wir sengten und brennten, und die Feinde wären nicht blos Deutsche, sondern Preußen,

und die wären nicht einmal Christen; nun sind wir aber wirklich humane Feinde, bezahlen sogar, was wir bekommen, da fangen die Leute an sich mit uns zu versöhnen. Mehr und mehr bin ich zu meiner Freude zu der Ueberzeugung gekommen, daß Schleswig überwiegend deutsch ist, und daß nur die Danisirungsversuche der letzten Zeit unser Element weiter nach Süden gedrängt haben. Apenrade, wie Hadersleben sind deutsche Städte, alle alten Inschriften an den Häusern, sogar die neuen Schilder daran sind deutsch; alle Stiftungen sind von Deutschen usw. Kolding, die erste Stadt in Jütland, liegt hübsch, wie die Gegend hier überhaupt sehr freundlich ist, und hat eine sehr schöne alte Ruine, die ich in diesen Tagen zu besteigen gedenke. Denn, da jetzt nichts zu tun ist, fahre ich gern in der Gegend herum; die Wagen dazu werden gestellt, was allerdings etwas Erpressung ist. Wie gut die Pferde hier und in Schleswig sind, glaubst Du nicht, überhaupt ist vielleicht kaum ein Theil von Deutschland so wohlhabend; das Korn auf den Feldern, der Raps, alles steht vortrefflich; aber in der Jahreszeit sind wir noch weit zurück.

Kongstad, den 12. Mai 1848.

... Für Deine Nachrichten über Politica danke ich Dir sehr, wir leben hier, ohne das geringste zu erfahren, was auch sehr natürlich ist, da die Comunication überall gesperrt ist. Das Ergebniß der Wahlen in Frankreich scheint mir so wichtig und erfreulich, entscheidend ist es nicht, die Gironde war 92 auch in der Majorität. In Mecklenburg und der Stettiner Umgegend scheint wenigstens keine Gefahr für Person und Eigenthum, und die beiden Punkte bleiben mir denn doch die Wichtigsten. Ueberhaupt scheint mir die Sache Deutschlands nicht hoffnungslos, so wenig als die Preußens, selbst unsere kleine Expedition nach Jütland wird von guten Rückwirkungen sein, namentlich auch für die Stellung des Heeres. Die Verzweiflung am Vaterlande kann, wie mich däucht, nie gerechtfertigt werden; denen, die schon verzweifeln, glaube ich den Vorwurf machen zu können, daß nicht das Vaterland, sondern ein bestimmter Zustand desselben, das Princip, wie sie sagen, ihnen am Herzen liegt. Auch eine Art cosmopolitischen Egoismus, den man ins Deutsche übersetzen und sagen kann, sie lieben nur das Vaterland so lange, als der Zustand desselben ihren persönlichen Neigungen und Wünschen schmeichelt und zusagt, und glauben ihm den Rücken kehren

zu dürfen, wenn sie nicht mehr cacholirt werden. Das mag hart klingen, ist aber meine volle Ueberzeugung. Der Marschall Solms-Lich und der Minister Arnim, beides Aristokraten, haben ganz anders gehandelt und gesprochen.

Nun will ich Dir doch schreiben, wie unsere Sachen hier stehen. Der rechte Flügel unserer Armee, das 10. Corps unter Halkett steht vor Alsen, Hauptquartier Ulderupp, Centrum die Preußen, Hauptquartier Kolding, steht da in Fredericia, und in Cantonnements, Snogtoi (vis à vis Middelföhrde) der linke Flügel, des Holsteinschen Corps in und bei Weile. Neulich hörten wir starkes kanoniren; da war ein Dampfschiff mit 6—8 Kanonenböten angekommen, hatte sich (wir haben nur Feldgeschütz) im Halbkreis vor Fredericia aufgestellt, außer der Treffweite unserer Geschütze, und mit 24 und 48 ??? ihre Festung Fred. beschlossen, ein Geschütz demontirt und einem Kanonier 3 Zehen abgeschossen, aber mehrere Häuser in Brand geschossen, das eigne Pulvermagazin in die Luft gesprengt (zum Theil) und dänische Bürger getötet und verwundet. Dafür wurde Nachmittag Middelfahrt bombardirt, 2 Haubitzen thaten jede einen Schuß, und das Feuer schlug an 2 Stellen der Stadt auf. Dann schickte Wrangel einen Parlamentair nach Fünnen, um ihm zu sagen, wenn wieder auf F. geschossen würde, so sollte vorläufig ganz Middelfahrt angesteckt werden. Seitdem ist Ruhe, wie lange? Wer mag es bestimmen, in Jütland selbst steht nur 1 Cavallerie-Regiment, aber weiter nordwärts außer Berührung mit uns. Nach Fünnen gehen wir schwerlich, der stille Belt ist für große Kriegsschiffe passirbar, was ich fürchte, sind Repressalien der Dänen an unseren Ostseeküsten. Wir sind jetzt 14 Tage in Kongstad, und die Sache scheint in's Stocken gerathen zu sein, und wir möchten vorwärts oder zurück, hier ohne Umgang, ohne Bücher, ohne Zeitungen, ohne Aufregung und ohne, mindestens sehr geringe Gefahr ist der Zustand wenig erbaulich. Diese Nacht war ich auf Feldwache, und um 12 Uhr Nachts, brachte mir ein Bekannter Deinen Brief, da er wußte, wie sehnlich ich Briefe erwartet hatte. Am Wachtfeuer wurde er dann gelesen. Bisher hat uns hier das herrlichste Wetter begünstigt, dazu ist die Gegend sehr hübsch, die schönsten Buchenwälder, ganz andere als die in Siälland, prangen im frischesten Grün, und die waldigen Hügel sind so mannichfach abwechselnd geformt, die Wiesen und Felder so voll Frühlingsblumen, der Himmel so blau, daß man nicht einmal so verliebt wie ich zu sein

braucht, um gelegentlich Mondschein- und Morgenpromenaden zu machen.

Du hast doch manche Schlachten mitgemacht, lieber Vater, ist der Menschenverlust denn immer so unbedeutend, unsere Compagnie, 200 Mann, hat 1 Todten, 25 Verwundete, darunter 1 Offizier und 12 Schwerblessirte, das ist im Grunde doch blutwenig; der Abgang an Kranken pp. ist freilich nicht unbedeutend, am 23. war die Compagnie stark 202, nach 3 Wochen glücklicher Campagne und nur einem Gefecht, 160, fast ein Viertel Abgang und außerdem noch Revierkranke. Außer der Krätze finden sich auch Läuse ein, ein Geschenk der Dänen oder der Freischaaren, kurz sie sind da; dergleichen steht nun auf der Kehrseite des Campagne-Lebens. Ich hoffe, Seife und Glück werden mich vor beidem bewahren. —

(Schluß folgt.)

Das Problem der Triple-Entente.

Der russische Gesichtspunkt.

Uebersetzung eines französischen Aufsatzes des Fürsten Kotschubey.

Vorbemerkung des Herausgebers. Ende Mai dieses Jahres erschien an dieser Stelle der offene Brief des Professors v. Mitrofanoff über das Verhältnis Rußlands zu Deutschland. So Vielen dieser Brief auch die Augen geöffnet hat über die wahre Gesinnung der Russen gegen uns, so ahnte doch noch niemand weder hüben noch drüben, wie nahe die furchtbare Krisis bevorstand. Noch Mitte Juli hat Herr v. Mitrofanoff selbst mich besucht, zwei Abende an meinem Tisch gesessen, und als gute persönliche Freunde haben wir die Feindschaft zwischen unseren beiden Nationen durchgesprochen und immer wieder durchgesprochen. Ueber mein Nachwort zu seinem Brief hatte Herr v. Mitrofanoff auf die Anfrage einer Wiener Zeitung in dieser geschrieben, „mit liebevoller, aber strenger Hand hätte ich ihn verprügelt". Diese souveräne Ueberlegenheit des Humors schlug auch in jenen Gesprächen immer wieder die Brücke über den Abgrund des Hasses, den wir doch sich zwischen uns auftun sahen. Wie ist es möglich, fragt sich der Deutsche immer wieder, daß sich so die höchste Bildung und vornehmste Lebensart in einem Menschen vereinigen kann mit dem schrankenlosesten moskowitischen Fanatismus! Wenn Ihr uns nicht Konstantinopel laßt, ist der Krieg unvermeidlich, brach immer wieder heraus, abwechselnd mit der Anerkennung, daß wir doch die von Gott gesetzten Lehrer des russischen Volkes seien, und daß wir nur Frieden mit ihm zu halten brauchten, um das ganze

Riesenreich durch unsere innere Ueberlegenheit geistig zu erobern und zu unterwerfen. Glauben Sie nicht, sagte er, daß Sie uns besiegen können; ich besitze auf meinem Gute in Saratow ein Haus, das meine Vorfahren seit Hunderten von Jahren bewohnt haben, aber mit eigenen Händen würde ich es anzünden, ehe ich zuließe, daß deutsche Soldaten sich darin einquartierten. Warum der Krieg, hieß es dann wieder, wir könnten uns doch ganz gut mit Rußland vertragen, indem wir Oesterreich mit ihm teilten und Deutsch-Oesterreich zum Deutschen Reiche zögen.

Diese Erinnerung an Herrn v. Mitrofanoff und seinen offenen Brief diene jetzt als Einleitung zu der Uebersetzung des nachfolgenden Aufsatzes des Fürsten Kotschubey aus dem Pariser „Correspondant". Wir bringen diesen Aufsatz als Beweis, daß Mitrofanoff keineswegs etwa mit seinen Gesinnungen allein steht, sondern tatsächlich, wenn nicht die allgemeine Gesinnung, so doch die vorwaltende Gesinnung der russischen Gesellschaft wiedergegeben hat. Der Aufsatz des Fürsten Kotschubey steht in der Nummer des Correspondant vom 26. Juni, ist also vor der Ermordung des Erzherzogs, etwa gleichzeitig mit Mitrofanoff, geschrieben und gibt, wenn auch nicht so geistvoll und gedrungen wie jener Brief, doch mit einer gewissen Redseligkeit ebenfalls ein anschauliches Bild von dem Haß und den Phantastereien, die die Gedanken der russischen Gesellschaft in bezug auf Deutschland erfüllen. Alles untermischt mit vielen höchst interessanten Beobachtungen. Auf die Unterschiede in der Auffassung des einen und des anderen brauche ich so wenig aufmerksam zu machen, wie es für unsere Leser nötig ist, die zahllosen falschen Behauptungen im einzelnen richtig zu stellen. Nur der eine Punkt, wie wenig es dem Russen bei dem Bündnis seines Landes mit England geheuer ist, sei noch besonders hervorgehoben.

Ueber die Person des Verfassers weiß ich weiter nichts zu sagen, als daß es einen Generalleutnant und Generaladjudanten dieses Namens gibt, und daß die umfassenden politischen Kenntnisse sowie die etwas verhüllende Form, daß kein Vorname angegeben ist, die Vermutung nahelegen, daß wir es in der Tat mit dem General und Hofmann zu tun haben.

Wenn die Uebersetzung hier und da etwas holperig klingt, so dürfte das etwas russische Französisch des Urtextes die Hauptschuld daran tragen.

Delbrück.

Der fremdenfeindliche Feldzug, den die deutsche Presse seit mehreren Monaten führt, ist unablässig den verschiedensten Auslegungen unterworfen. Welche Ursachen liegen ihm zugrunde und welchen Zweck verfolgt er? Zwei wichtige Fragen, die es not tut, auf das genaueste zu prüfen. In erster Linie sind die Ursachen dieses Feldzugs die allgemeine Unzufriedenheit, die schon lange die großen Massen der deutschen Bevölkerung bewegt und die durch die innere Politik hervorgerufen wird, die oft die Interessen der industriellen Mehrheit zugunsten einer agrarischen Minderheit, die im geheimen von oben unterstützt wird, verletzt. Zweitens durch die Enttäuschungen einer auswärtigen Politik, der es nicht gelingt, die wesentlichen Interessen des deutschen Handels zu befriedigen.

Denn heute repräsentieren diese Industrie und der Handel, der ihr als Vorspann dient, nicht nur das tägliche Brot der deutschen Arbeiterschaft, sondern sie sind der eigentliche Daseinsgrund des deutschen Bundes, der sich ein Kaiserreich nennt. Ohne diesen Handel, ohne die wirtschaftlichen Bande, die er geknüpft hat, würde das Auseinandergehen der Ansichten oft die verschiedenen Bundesstaaten trennen und imstande sein, die Harmonie zu stören. Vom Gesichtspunkt der Entwicklung des deutschen Handels aus hat die Frage der Wirtschaftsmärkte, ihre Zahl, ihre Menge, ihre Qualität und ihre Verteilung die größte Bedeutung und um so mehr, als die Produkte und die Handelsartikel den Anspruch machen, sich der Weltnachfrage zu empfehlen mehr durch die Niedrigkeit ihrer Preise, als durch die Ueberlegenheit ihrer Qualität. Es sind gerade diese Eigentümlichkeiten des deutschen Vertriebs, die Deutschland veranlaßt haben, die Märkte der erst entstehenden oder noch unvollständigen Industrieländer zu bevorzugen, wie Rußland, Italien, den Balkan, dann Südamerika, Afrika, Asien usw.

Für Deutschland ist Rußland von um so größerer Bedeutung, als die Handelsbeziehungen dieser beiden Staaten sich direkt ableiten lassen von ihrer geschichtlichen Entwicklung. Während mehr als zwei Jahrhunderten ist Rußland mehr oder weniger den deutschen Staaten tributpflichtig gewesen, die ihm nicht nur verarbeitete Artikel schickten, sondern auch Menschen: Professoren, Aerzte, Kaufleute, Fabrikanten, Landwirte, Offiziere usw., bis auf Fürstinnen aus königlichem Blut auf der Suche nach vorteilhaften Eheschließungen.

Diese in die russische Gesellschaft eingetretenen Fremden wurden mit offenen Armen von Landsleuten aufgenommen, die ihnen vorausgegangen waren und die in den meisten Fällen schon Stammväter eines neuen Geschlechts waren. In dieser den deutschen Interessen so günstigen Zeit existierte die russische Nation noch nicht, wenigstens hatte das Volk, welches sie zusammensetzt, noch nicht das Bewußtsein seiner Nationalität. Gefesselt an die Scholle mit den Ketten der Hörigkeit, schien es, ohne zu murren, die Einwanderung der deutschen Gutsverwalter zu ertragen, die sich im Dorf festsetzten, um es mit erhobenem Stock zu lenken. In den Reichen der Wissenschaft, des Handels, selbst der Verwaltung war es beinah dasselbe: Immer und überall mußte sich das „russische Schwein" vor den deutschen Kulturträgern beugen. Sah man nicht sogar in jener Zeit einen russischen Gesandten in England, Brunnow, der nicht einmal russisch sprechen konnte?

Auf dem Lande und besonders in den Städten breitete sich die Kultur ohne Nebenbuhler zum Schaden der französischen Kultur aus, die nie weiter als bis in die fest abgeschlossenen Kreise der ersten russischen Gesellschaft gedrungen ist. Deutsche Philosophie und Literatur führte sich mehr und mehr in den höheren Schulen ein, ebenso wie die finanziellen und kommerziellen Einrichtungen fast ausschließlich das Erbteil der mehr oder weniger jüdischen Deutschen wurden. Es ist interessant, die Aufmerksamkeit auf die Israeliten zu lenken, die die Rolle des geschichtlichen Vorspanns spielten, was die wirtschaftliche und geistige Eroberung Rußlands durch die Deutschen anbetrifft. Diese Rolle mußte ihnen unausbleiblich zufallen, wenn auch nicht von Rechts wegen, so doch durch ihre Vorfahren. Die russischen Juden, die aus Deutschland ausgewandert waren, erst in Polen, dann heimlich sich in Rußland ausbreitend, bewahrten ihrem alten deutschen Vaterland viel Anhänglichkeit, wovon noch heute der charakteristische Beweis der deutsche Dialekt ist, dessen sie sich bedienen.

In den letzten Jahren der Regierung Alexanders II., zur Zeit des sogenannten Drei-Kaiserbündnisses, war die Untertänigkeit Rußlands unter Deutschland eine vollendete Tatsache. Die Verwaltung war erfüllt mit Beamten deutscher Abkunft; die russische Intelligenz, welche rückhaltlos dem Einfluß des sogenannten deutschen Nationalismus unterlag, neigte sich einem anarchistischen Ideal zu, das an den Ufern der Spree geschmiedet

worden war, um gerade in Rußland ausprobiert zu werden, da die Deutschen zu praktisch waren, um davon bei sich selbst Gebrauch zu machen. Was die Finanz- und Handelsverträge anbetrifft, so befand sich Rußland damals in vollständiger Abhängigkeit vom deutschen Markt, der seinerseits den Kurswert und den Preis der einheimischen Produkte bestimmte; Renten, Papiergeld, Ackerbauprodukte und die Reichtümer der Bergwerke — nichts entging dem Börsenspiel, das in Berlin und seinen Sukkursalen organisiert worden war. Das war die gute alte Zeit, wo eine Ordre der Berliner Börse Rußland von einem Ende zum andern in Schrecken versetzte, wo eine Depesche aus Königsberg den Getreidepreis um ein Drittel seines Wertes fallen ließ. Es ist wirklich unglaublich, was die deutschen Häuser bei diesem Handel gewonnen haben, eine große Zahl deutscher Vermögen sind gewonnen aus der Haut der unglücklichen russischen Produzenten. Dieser Zustand der Dinge, der die Entwicklung eines der reichsten Länder der Erde hemmte, hätte endlos dauern können, wenn nicht Alexander III. sich entschlossen hätte, ihm ein Ende zu machen.

Diese Aufgabe war allerdings außerordentlich schwer. Im Innern des Reichs mußte man aufwärts gegen einen Strom, der mit Klippen, die durch die Zeit geheiligt waren, übersät war; nach außen hin war es eine vollständige Umwälzung, nicht allein der Gesetze der historischen Politik Rußlands, sondern besonders, was noch viel ernster war, die intellektuelle Erneuerung der russischen Diplomatie, die von Persönlichkeiten deutscher Abkunft erfüllt war, seit langem gewohnt, ihr Stichwort aus Berlin oder seinen diplomatischen Sukkursalen zu empfangen, die repräsentiert waren durch gewisse einflußreiche kleine Höfe.

Alexander III. ließ sich durch diese Hindernisse nicht abhalten. Im Innern des Reichs, unterstützt durch eine nationalistische Bewegung, die in den Massen des russischen Volkes ihren Ursprung hatte, griff er zuerst die Finanzfrage an, die den russischen Markt von der Gnade des Berliner Marktes abhängig machte. Dieser Angriff bezweckte die Emanzipation der russischen Werte, die endlich auf dem Pariser Platz einen weiten und gesunden Markt fanden; ihr folgten eine Reihe von Maßnahmen, wie: die Festsetzung des Rubelkurses, die Regelung des Papiergeldes die Schaffung von Kreditanstalten, die Sammlung eines Goldvorrats, das Gleichgewicht des Budgets usw., die alle zusammen die Grundlagen des gegenwärtigen Gedeihens der russischen Finanzen ausmachten.

Nachdem Rußland einmal unter den Auspizien des Grafen Witte mit bemerkenswerter Meisterschaft dieses ausgeführt hatte, nachdem es weiter geschritten war zur Konversion seiner Rente, leitete es mit Deutschland Verhandlungen ein, die auf den deutsch-russischen Handelsvertrag von 1894 hinzielten. Dieser Vertrag, ohne vollkommen zu sein, war trotzdem ein ganz anderer als der, den Rußland, schwer geprüft durch den mandschurischen Feldzug und noch mehr durch die Revolution, genötigt war, zehn Jahre später mit derselben Nation einzugehen. Was diese beiden so verschiedenen Verträge anbetrifft, so können wir nichts besseres tun, als uns auf eine ausgezeichnete Studie darüber zu berufen, die vor kurzem in der Petersburger Börsenzeitung unter dem Titel: „Vor dem neuen Handelsvertrag" erschienen ist. Der Verfasser dieser Studie, der sich Insaroff unterschreibt, hat viele Jahre in Deutschland als Diplomat gelebt; er genoß das unbeschränkte Vertrauen des Grafen Osten-Sacken, des damaligen russischen Gesandten in Berlin. Insaroff (Baron Chelking), der perfekt Deutsch spricht, österreichischer Abkunft ist, hatte Zutritt zu den intimsten und abgeschlossensten Kreisen in Berlin und war so, man kann wohl sagen, der Kamerad der hervorragendsten Persönlichkeiten in der deutschen Politik. Dieser Vorzug, der einem Fremden so schwer zuteil wird, gibt seinen Auseinandersetzungen eine ganz besondere Bedeutung. Am Beginn seiner Studie, fast beiläufig, angesichts der Perspektive des neuen russisch-deutschen Handelsvertrags, der 1917 abgeschlossen werden soll, urteilt der Verfasser: daß dieser Vertrag ohne Zweifel die zukünftige Entwicklung der russisch-deutschen Beziehungen in Frage ziehen wird. Er meint, daß von diesem Vertrag der friedliche oder feindliche Charakter dieser Beziehungen abhängen wird. Wir teilen diese Meinung; wenigstens regt sie dazu an, einen vergleichenden Ueberblick über die wechselseitige Lage der beiden großen Staaten zur Zeit der Verträge von 1894 und 1904 zu tun. Im Jahre 1890 wandte Deutschland ein neues Blatt seiner Geschichte um; am 20. März hatte Kaiser Wilhelm II. plötzlich den Fürsten Bismarck verabschiedet und entledigte sich so der schweren Vormundschaft des eisernen Kanzlers, die dem autoritativen Charakter des Herrschers nicht zusagte.

Der Schriftsteller führt dann aus, wie sich Deutschland unter dem Eindruck dieser Nachricht in zwei Lager teilt: Hier die Bismarckianer, dort die Kaiserlichen. Er vergleicht den begei-

sterten Empfang, welchen man in München dem entlassenen Kanzler bereitet, mit dem jämmerlichen Einzug seines Herrschers Wilhelm II. in derselben Stadt. Er erzählt, nicht ohne Ironie, von dem Aufenthalt Bismarcks in München, der Stadt des Malers Lenbach, welcher durch seine feindlichen Beziehungen zu Wilhelm II. bekannt war. Er schildert uns die Unterredungen mit dem Exkanzler voll von Sarkasmus, seine Opposition, seine Kritiken, seine Witze usw. Endlich malt er uns die Begeisterung der 40 000 Münchener aus, welche sich unter den Fenstern des eisernen Kanzlers angesammelt hatten; verglichen mit dem durch die Polizei nur schlecht unterdrücktem Zischen, welches den Kaiser empfing, und schließt damit: „So war die Lage in Deutschland zur Zeit der vorbereitenden Arbeiten für den Handelsvertrag 1894."

In bezug auf diese Lage führt er uns diejenige des damaligen Rußland vor, stark im Innern, geachtet nach außen; weiter bemerkt er, wie lebhaft der Wunsch des Deutschen Kaisers war, sich die Sympathien Alexanders III. zu erringen: z. B.: „Kaum auf den Thron gekommen, beeilt sich Kaiser Wilhelm II., nach Petersburg zu kommen, und wartet dann geduldig auf den verspäteten Besuch Alexanders III." Unter diesen Voraussetzungen fanden die vorbereitenden Arbeiten für unseren Handelsvertrag von 1894 mit Deutschland statt. Die Aufgabe des Grafen Schuvaloff und der Herren Timiriaseff und Witte bereitete unter diesen Umständen keine großen Schwierigkeiten.

Indessen schien es für Deutschland wünschenswert, solange es selbst nach neuer politischer Richtung suchte, Rußland in ein Abenteuer zu ziehen, welches seine Kräfte auf ein dem deutschen Gebiete fernes Ziel richtete, um es auf diese Weise von dem europäischen Theater abzulenken. Man erinnere sich an das Signal, welches von Bord der deutschen kaiserlichen Yacht gegeben wurde, als sie die Reede von Reval verließ: Der Admiral des Atlantischen Ozeans grüßt den Admiral des Stillen Ozeans. Diese aufregende Botschaft sagte genug über die neuen politischen Absichten des Berliner Kabinetts. Am Ende des Jahres 1890 verwirklichte Rußland die versuchsweise Mobilisierung einer der Brigaden, welche an der Grenze von Afghanistan standen. Um ½9 morgens erschien Kaiser Wilhelm II., sehr erregt, in der russischen Gesandtschaft, wo er dem russischen Gesandten riet, kühn dort vorzugehen. Er versicherte ihm, daß die ganze deutsche Armee die Westgrenzen Rußlands im Notfalle schützen

würde, wenn dieses Reich in einen Krieg gegen England verwickelt werden würde; er fügte hinzu, daß er selbst gegebenenfalls ein oder zwei Korps der deutschen Armee für einen indischen Feldzug zur Verfügung stellen wolle. Rußland folgte dieser Einladung nicht.

Aber die deutschen Anerbietungen, zu dem Zweck, Rußland von seinen Grenzen abzuziehen, waren hier noch nicht zu Ende. Zur Zeit des chinesisch-japanischen Feldzugs, beendet durch den Vertrag von Schimonoseki, führte sich Deutschland in das russisch-französische Konsortium ein, zu dem Zweck, Rußland anzustacheln, daß es die ehrgeizigen Pläne Japans, welche die Integrität des himmlischen Reichs zu bedrohen schienen, vereitele.

Später mußten wir einer ersten Zerstücklung Chinas zustimmen; endlich besetzten wir Port Arthur und die Halbinsel Kwantung, und der russisch-japanische Feldzug beendete das Abenteuer. Dennoch ist es zweifelhaft, ob wir uns zu diesem Unternehmen entschlossen hätten, ohne vorher die Sicherheit zu haben, daß die Westgrenzen Rußlands nicht von Deutschland angegriffen würden. Vielleicht hat Kaiser Wilhelm zur Belohnung für diese Versicherung von Rußland die Verwirklichung des Handelsvertrags von 1904 verlangt, eines Vertrages, dessen traurige Folgen seit 10 Jahren auf unsere wirtschaftliche Entwickelung drücken.

Die zweideutige Rolle Deutschlands in seinen russischen Beziehungen und sein Wunsch, die russische Politik vom europäischen Theater abzuziehen, sind unleugbar. Trotzdem verpflichtet uns Gerechtigkeit und chronologische Genauigkeit, Einschränkungen zu machen. Tatsache ist, sobald der Bau der Transsibirischen Linie als vollendet betrachtet werden konnte, sobald sich die russische Hauptstadt auf diesem Weg mit den entfernten Ufern des Stillen Ozeans vereinigt fand, machte sich ein charakteristischer Seelenzustand geltend bei denjenigen Staaten, welche im fernen Orient Interessen hatten. Die Vereinigten Staaten, England, Japan, selbst das himmlische Reich gaben Zeichen der Unruhe von sich. In dieser Epoche, welche einige Jahre vor dem mandschurischen Abenteuer liegt, schien die Regierung Alexanders III. gewissen erregten Artikeln der englischen, amerikanischen oder japanischen Blätter nur eine nebensächliche Aufmerksamkeit zu widmen. Obwohl man in diesen Artikeln nicht weniger forderte, als eine maritime Demonstration gegen die Pläne des kaiserlichen Kabinetts von Petersburg.

In Japan predigte eine zahlreiche nationalistische Presse, erregt durch den Widerwillen, welchen die Enttäuschungen über den Frieden von Schimonoseki hervorgerufen, die Schilderhebung gegen den Zarismus, den Landräuber des fernen Ostens, in der Form eines Bündnisses derjenigen Staaten, welche in diesen Gegenden an dem status quo Interesse haben. Es ist sicher, daß das Bündnis von Groß-Britannien und Japan die direkte Folge dieser auf seinem Höhepunkt angelangten Stimmung war. Eine besonnene Politik muß vor allem in sich logisch sein. Man mußte sich entscheiden, die Transsibirische Bahn, mit einigen hundert Millionen Rubel gebaut, anders zu benutzen als zur Verpflegung eines Hafens zweiter Ordnung, Wladiwostok, welcher durch Eis einen guten Teil des Jahres geschlossen ist. So kam die Notwendigkeit, diese Linie zu einem Punkt zu führen, der das ganze Jahr für die Schiffahrt geöffnet ist. Diese Perspektive mußte sich unliebsam geltend machen von dem ersten Spatenstich der Transsibirischen Bahn an: Die mehr oder weniger interessierten Ratschläge Deutschlands waren nicht nötig, um dies Ziel als gewaltige Notwendigkeit erscheinen zu lassen. Uebrigens sind die Einnahme von Port Arthur, der Bau der mandschurischen Linie, der unter großen Kosten hergestellte Bau der Stadt Dalni unleugbare Proben dafür, daß dies die Meinung der damaligen russischen Regierung war.

Unglücklicherweise stellte diese sich vor, den Imperialismus gütlich durchführen zu können, anders ausgedrückt auf dem Wege eines friedlichen Eindringens nach der Idee Herrn Delcassés.

Als ob Eindringen nicht gleichlautend sei mit Verletzung des Rechts derjenigen, bei welchen man eindringt, ohne sie um Erlaubnis zu fragen. Letzthin sprach ich über diese Frage mit Graf Witte. Im Laufe unserer Unterhaltung griff dieser alte Führer der Regierung Alexanders III. in seine Erinnerungen zurück und sagte mir, wie betrübt er gewesen sei über die tragische Wendung, welche das Werk, unter seiner Verwaltung begonnen, genommen habe; wie er sich der Einnahme Port Arthurs, der russischen Einmischung in die Mandschurei und Korea widersetzt habe usw. Ich entgegnete ihm, daß diese Ereignisse, der Vollendung der Transsibirischen Bahn nachfolgend, keinen erstaunt hätten, daß im Gegenteil eine Anzahl unserer Mitbürger ihm vorwürfen, sie nicht vorausgesehen zu haben, um so, je nach dem der Fortschritt der Bahnstrecke, eine Heeresabteilung im fernen Orient

zusammenzuziehen, zu dem großartigen Ziel, das der Bau der Bahn angab.

Diese Entgegnung, fast ein Vorwurf, schien meinen berühmten Mitunterredner lebhaft zu beschäftigen; mit Bitterkeit, mit Erregung antwortete er mir, daß er sich niemals der Entsendung der Truppen nach dem Osten widersetzt habe, und daß, wenn Rußland sich am Vorabend des russisch-japanischen Krieges in diesen Distrikten ohne Truppen und ohne Kanonen befunden habe, der Fehler ausschließlich auf seiten der Kriegs- und Marineminister zu suchen sei, welche damals vorgaben, die Ufer des Stillen Ozeans genügend mit Hilfe einer Flotte in zwei starken Plätzen, Wladiwostok und Port Arthur, verteidigen zu können. Dennoch antwortete der General Dragomiroff, als man ihn wegen des Baus der Transsibirischen Bahn befragte: Die Transsibirische Bahn ist ein wundervoller Weg, auf welchem wir eines Tages in Asien einfallen können, aber auch von Asien angefallen werden können. — Am Ende dieses Weges sollte eine bewaffnete Faust sein. Aber, begierig, mich über die Rolle des Versuchers Mephistopheles, welche Manche Deutschland in diesem Kriege gegen Japan zuschreiben, zu unterrichten, befragte ich den Grafen Witte zurückhaltend danach: „In Europa, erwiderte er, hat Rußland nichts mit Deutschland zu teilen.“ Diese ein wenig geheimnisvolle Antwort öffnet den verschiedenartigsten Vermutungen die weitesten Möglichkeiten.

Ueber die Vorarbeiten des neuen Handelsvertrags schreibt man dem Grafen Witte folgenden Ausspruch zu: „Die Wohltaten eines Handelsvertrages sind abhängig von der inneren Ruhe und der äußeren Macht des Staates, welcher den Abschluß wünscht.“ Indem wir uns teilweise auf diese Ansicht stützen, wollen wir einen Blick auf die Lage werfen, in welcher sich das damalige Rußland und Deutschland befanden zur Zeit, da die Verhandlungen einsetzten, welche zu einem neuen Vertrag der benachbarten Nationen führen sollten. Diese Zustände werden von M. Chelking folgendermaßen eingeschätzt: „Nach außen befindet sich Deutschland auf dem Gipfel seiner Macht. In der letzten Zeit hat seine Diplomatie jedes Jahr einen neuen internationalen Erfolg zu verzeichnen gehabt. Rußland dagegen ist in Europa von Feinden umringt, während seine Lage im äußersten Osten recht problematisch ist.“

Gewiß, in Rußland ist nicht alles vollkommen, viele Eroberungen sind noch zu machen, viele sozialen und politischen Reformen in den einzelnen Gebieten durchzuführen; trotzdem, um gerecht zu sein, muß zugestanden werden, daß seit 1904 ein neuer Geist um sich gegriffen hat. Dieser Geist, abstrakt, unfaßbar und unmeßbar, ist gerade das, was Deutschland und seine Regierung zu leugnen vorgeben, weil sie in dieser Beziehung eine Furcht beweisen, um so größer, je verschwommener sie ist. Dieser neue Geist in Rußland heißt „das nationale Bewußtsein“ und wurde geboren, als zum erstenmal durch die Wahlen des russischen Volkes der gesetzgebende Körper zur Sitzung berufen wurde. Seitdem ist er gewachsen und gediehen, trotz geräuschvoller Jugendkrankheiten, welche die Duma in Anarchie zu zersplittern drohten. Heute ist dieses Bewußtsein weniger sichtbar, da es ruhiger ist, aber es häuft eine brachliegende Kraft auf, welche ein furchtbarer Hebel sein wird in den Händen desjenigen, der ihn zu gebrauchen weiß. In Deutschland stellt man sich noch vor, oder vielmehr man möchte sich vorstellen, daß ein Kriegszustand in Rußland eine zweite Revolution entfesseln würde, daß das Rußland von 1914 noch dasselbe von 1904 ist, kurz, daß ein Krieg gegen Deutschland im Innern des Landes dieselben Folgen haben würde, wie der japanische Feldzug. Das ist ein Irrtum. Aus welchen Ursachen entnimmt man dies, wenn man nicht den Wunsch hat, sich einschläfern zu lassen durch die Klagelieder einiger russischen Emigranten, die erbittert sind durch ihren Aufenthalt in der Fremde?

Vor kurzem hatte ich Gelegenheit, mit dem Mitglied einer der ältesten russischen Emigrantenfamilien zu sprechen. Mein Gewährsmann, weiß geworden in der revolutionären Praxis, mehrere Male in Rußland zur Todesstrafe verurteilt, ist trotzdem eine der achtungswertesten Persönlichkeiten. Ebenso überzeugt als selbstlos, widmete er sein Leben derjenigen Sache, welche er als die der Wahrheit und Gerechtigkeit ansah. Ich fand ihn in einem bescheidenen Heim, welches er weit vom Zentrum dieses luxuriösen Paris, dem Eden für Fremde, bewohnte. Vor einem kleinen Tisch sitzend, auf welchem das obligate Glas russischen Tees stand, sah er mich lange mit seinen großen, träumerischen Augen an, welche die Enttäuschungen getrübt hatten. „Nun“, sagte er, „Sie kommen aus Rußland zurück, welchen Eindruck haben Sie? Wir haben nicht dieselbe Anschauung, aber ich kenne Sie als un-

parteiisch. Welchen Eindruck haben Sie über den Geist, der jetzt Rußland regiert?"

Ich konnte mich nicht entschließen auf diese Frage, mit dem Ausdruck der unsagbaren Ungeduld gestellt, kategorisch zu antworten, aus Furcht, zu tief die Ueberzeugungen eines Mannes zu verwunden, welcher diesen mehr als sein Leben, selbst das anderer geopfert hatte. „Wirklich", sagte ich ihm, „der russische Geist fängt an, sich immer mehr mit praktischen Zielen zu beschäftigen, und unter diesen stehen die Fragen ökonomischer, politischer und besonders nationaler Art obenan."

Der Ausdruck „national" ließ ihn den Kopf heben. „Ach", sagte er, „ich ahnte dies, dort unten ist man der Abstraktion müde, man atmet im Wohlstand, im Egoismus, unter der Maske des Individualismus." Ich schwieg und schien so zuzustimmen. „Nun", sagte er, sich aufrichtend, „so habe man doch den Mut, uns zu sagen, daß man jetzt unsere Dienste, unsere Opfer nicht mehr nötig hat. Das wäre großmütiger, als uns hier vegetieren zu lassen in der Illusion einer Morgenröte, welche Rußland nicht mehr kommen sehen wird." Ich entgegnete, daß die Duma, obwohl ihre Macht noch begrenzt sei, doch dem Lande wirkliche Dienste geleistet habe, daß sie die Funktion eines Sicherheitsventils habe; daß die Wahlen und die Arbeiten, welche sie verrichtet, heute eine Anzahl Leute in Rußland beschäftigen, welche sich früher geheimer Propaganda hingegeben hatten; daß die Bauern, indem sie nach und nach Eigentümer werden, sich dem Ideal eines agrarischen Staatsbürgertums zuwenden; daß Kaufleute, Industrielle und Bankiers viel Geld verdienen usw. „Ich habe es verstanden", sagte X. nicht ohne Bitterkeit, „es ist nutzlos, zu widersprechen. Nach Ihrer Ansicht sind wir nutzlose Menschen geworden, Störenfriede, Zeugen düsterer Tage. Es würde mich nicht erstaunen, wenn man noch Verachtung hinzufügte, dann würde es vollkommen sein." Ich widersprach aus Höflichkeit, aber endlich gestand ich X. offen, daß meiner Meinung nach das Zeitalter der reinen Abstraktion seine Zeit gehabt habe, in Rußland ebensogut als anderswo. Ich nahm Abschied von ihm und ließ ihn mit seinen Enttäuschungen und Träumen zurück.

Ich hielt diese ein wenig banale Unterhaltung der Erzählung wert, denn, wenn ich die charakteristische Persönlichkeit von X. zeichne, kann es denjenigen zu denken geben, welche noch an den Ufern der Spree glauben, daß die Folge eines Feldzugs gegen

Rußland die russische Revolution wäre. Es genügt, einige Zeit in russischen, parlamentarischen Kreisen zu verkehren, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß die Majorität der Duma von rein nationalistischem Gefühl beseelt ist und folglich entschlossen, die Rechte Rußlands gegen das Ausland zu vertreten. Daraus ergibt sich, daß ihre Vertreter unleugbar die ersten sein werden, eine auswärtige Politik zu verurteilen, welche die Wirkung hat, die nationale Produktion der Gnade Deutschlands anheimzustellen. Vor kurzer Zeit wohnte ich einer Rede des Grafen Bobrinsky bei 'im politischen Klub. Es sollten die angeblichen Verfolgungen besprochen werden, unter denen die Ogro-Russen in Ungarn leiden. Der Vortrag des Berichterstatters war sicherlich tendenziös gefärbt, absichtlich für die Bedürfnisse des Augenblicks zusammengestellt, das heißt bestimmt, die Rührung der Zuhörer hervorzurufen. Was es auch sei, das Bemerkenswerte war, mit welchem absoluten Vertrauen es aufgenommen wurde, welche Bewegung des Unwillens es hervorrief bei einem Publikum, das aus Abgeordneten der Provinz zusammengesetzt war, unter denen. sich mehrere Priester befanden. Wenig fehlte, und die unwillige Zuhörerschaft hätte sich erhoben und eine Kriegserklärung gegen Oesterreich gefordert.

Nun stelle man sich vor, was aus der Duma werden würde, wenn die russische Regierung, einen Krieg mit Deutschland voraussehend, sich die Mühe geben würde, die Meinung dieser Versammlung und diejenige des Volkes zu beeinflussen. Wenn die Duma zum erstenmal fühlt, daß die Hand des Fremden auf die Geschicke ihres Landes fällt, so wird die Mehrheit sich aufbäumen und die kleine Minderheit der Zögernden mit sich reißen. Ueber welch mächtige Kraft könnte die russische Regierung eines Tages verfügen, wenn die Duma sie zwingen würde, Deutschland den Krieg zu erklären! Hat das Kabinett von Berlin mit dieser Möglichkeit gerechnet? Aber die Tatsachen sind da. Man erinnere sich nur der Kundgebungen, welche vor kurzem in Rußland stattfanden, wegen der slavischen Frage, der Begeisterung, welche die Siege der Balkanstaaten hervorriefen, der Enttäuschung, ja beinah des Zorns, welche darauf die Fernhaltung der russischen Regierung erzeugten, der Kritiken und des Spottes, welche es ihr eintrug. Die traurigen und unzufriedenen Gemüter sollten sich Rechenschaft davon geben, daß ein neuer Faktor in Rußland geboren ist durch die Mitarbeit an seinem Geschick vermittels

der Abgeordneten des Volkes. Dieser Faktor ist der Patriotismus. Im Augenblick der Gefahr wird er es sein, der das russische Volk in einem Krieg gegen Deutschland führen wird. Man wird uns vielleicht entgegnen, daß dasselbe Volk in dem japanischen Krieg keine großen Proben seiner Begeisterung gezeigt habe. Wir antworten, daß zu jener Zeit der inneren Umwälzung es überhaupt noch keine Stimme hatte und daß außerdem der Feldzug gegen die Mandschurei hauptsächlich eine koloniale Unternehmung war, welche Rußland zu einer Zeit wagte, als es nicht darauf vorbereitet war. Etwas anders wäre ein Krieg gegen Deutschland, den althergebrachten Feind der Slaven, der sich in den Gemütern der Bauern als Urheber der Knechtschaft personifiziert, voll Härte gegen die Schwachen, als unbeugsame Herren über die Arbeiter, als Vorbild der alten Bureaukratie in Rußland, absichtlich feierlich eingesetzt, um die Massen der Bauern, deren Sprache sie oft nicht einmal sprechen, mit roher Hand zu leiten. Vielleicht beschuldigt man uns der Sentimentalität, der patriotischen Beschränktheit. Man irrt sich, wir führen hier nur die strikte Wahrheit aus, auf Kosten derjenigen, welche sich in falschen Hoffnungen wiegen.

Weit davon entfernt, uns in verkehrter, patriotischer Gefühlsduselei gehen zu lassen, teilen wir im Gegenteil die Meinung, die von der Goltz vor kurzem ausgesprochen hat über den Enthusiasmus, der jeder Kriegserklärung folgt. Wahrlich, dies Gefühl ist noch nicht dasjenige, was der deutsche General den Geist der Offensive nennt. Wir wollen auch nicht von diesem wirklichen Enthusiasmus sprechen, wenn wir auf die Volkstümlichkeit eines russischen Krieges gegen Deutschland hinweisen. Die Feindschaft, welche die Slaven gegen die Deutschen empfinden, hat eine geschichtliche Basis, sie ist identisch mit derjenigen, welche die Deutschen vor 1870 gegen die Franzosen hegten. Warum leugnen die Deutschen die erste, wenn die Schriftsteller sehr oft die zweite als eine der Ursachen des Krieges von 1870 hinstellen?

Die Gefühle der Nationen sind wie diejenigen der Individuen wandelbar; Beweis dafür sind die gegenwärtigen Beziehungen Italiens zu Oesterreich, Oesterreichs zu Deutschland usw. Aber Tatsache ist, daß diese Wandlungen sich gewöhnlich unter dem Druck neuer politischer und wirtschaftlicher Interessen erzeugen, welche notwendig zu schonen und zu versöhnen sind, wenn die

guten Beziehungen unter modernen Staaten sich nicht ändern sollen. Gerade unter diesem Gesichtspunkt können die guten Beziehungen Rußlands und Deutschlands zerbrechen, wenn die deutsche Regierung nicht beizeiten versteht, daß es für sie nötig ist, die ökonomischen Interessen Rußlands zu schonen. Und wie ist von diesem Standpunkt aus die Art ihres Vorgehens? Deutschland scheint a priori Rußland gegenüber die Methode der starken Faust anzuwenden, d. h die Einschüchterung vermittelst einer gewissen Presse, in welcher kaum verschleierte Drohungen mit Aufschneidereien gespickt sind. Man wird gestehen, daß diese Taktik nicht imstande ist, die Gefühle der Antipathie zu mildern, die wir ankündigten, daß sie im Gegenteil fähig ist, sie so zu erbittern, daß schließlich ein Bruch zwischen den beiden Nationen erfolgt. Ist dies das Ziel, das Deutschland verfolgt und ist es vorteilhaft? Wir glauben es nicht.

In weniger als zehn Jahren hat Rußland wunderbare Fortschritte gemacht; seine Industrie und sein Handel sind in voller Entwicklung, seine landwirtschaftliche Bevölkerung gewinnt täglich mehr Landbesitz dank einer weisen Führung, deren Hauptvertreter die Bauernbank ist. Mit Hilfe dieser Krediteinrichtung zerstückelt sich das große Grundvermögen nach und nach durch die Parzellierung der großen Privat-Domänen zugunsten der Bauern, welche, nachdem sie Grundbesitzer geworden sind, den Terrains, die sie bebauen, einen bedeutend höheren Wert verleihen. Das kommunistische Verfahren des alten „Mir“, welche das Individuum der Ackergemeinschaft unterwarf, ist im Begriff, mehr und mehr zu verschwinden unter dem Einfluß des wirtschaftlichen Privatinteresses. Auf der anderen Seite ziehen die unter der Erde ruhenden Reichtümer immer neue Unternehmungen heran, welche die Lager der Mineralien, Kohlen und die Petroleumschächte usw., an welchen einzelne Teile des europäischen und asiatischen Rußlands reich sind, wertvoll machen werden. In Zentralasien, im Kaukasus, beginnt die Baumwoll- und Teekultur seit einigen Jahren aufzutreten; die russische Regierung, welche sie gern aufblühen sehen möchte, bietet denjenigen, welche sich damit beschäftigen, besondere Erleichterungen an. Enorme Landstrecken, die bis dahin nur gewaltige, zur Kultur ungeeignete Sümpfe waren, sind entwässert und in Weideplätze verwandelt.

Kurz, von einem Ende zum anderen des gewaltigen Kaiserreichs spürt man immer mehr einen Wind der mächtigen Ent-

wicklung; Rußland, lange Zeit ausschließlich eine landwirtschaftliche Nation, ist heute eine industrielle Macht erster Ordnung. Die Bildung umfangreicher Syndikate der Produzenten, die Errichtung großer Kreditanstalten, die Konzentrierung der Kapitalien und die Schöpfung von Sparkassen, gestützt durch die beständige Ausbreitung des Eisenbahnnetzes, machen das moderne Rußland zum Industriestaat. Schon heute muß man die gewonnenen Resultate als beträchtlich ansehen: z. B., die Textilindustrie, welche 1900 11 703 000 Pud betrug, erreicht heute 20 Millionen Pud. Die Fabrikation von Papier, welche seit kaum 20 Jahren besteht, zählt gegenwärtig 1500 Fabriken mit mehr als 100 000 Arbeitern. Die Kautschukfabrikation, die in Rußland gar nicht existierte, beschäftigt augenblicklich fast 30 000 Arbeiter. Die Gewinnung der Steinkohle und die Produktion von Koks ergibt mehr als 80% mehr, als was sie 1900 waren. Die Gewinnung von Naphta, die Fabrikation von Petroleum und seiner Nebenprodukte bilden in Rußland eine besondere Industrie, mit welcher sich an Größe des Gebietes nur die Vereinigten Staaten messen können. Während des letzten Jahres hat sich die Produktion von Gußeisen von 171 073 000 Pud im Jahre 1908 auf beinahe 300 Millionen Pud im Jahre 1913 gehoben, die des Eisens und Stahls von 147 562 000 Pud auf 250 Millionen. Ueberall wächst die Produktion, ohne dem Konsum einer Nation zu genügen, dessen Bevölkerung von 170 Millionen Einwohnern jährlich um zwei Millionen wächst.

Unter diesen Umständen ist es nicht erstaunlich, daß fremde Kapitalien versuchen, in Rußland in Form verschiedener Unternehmungen, zu arbeiten. Dort liegt unbestreitbar die Zukunft; aber auch dort die Gefahr internationaler Verwicklungen. Da die russische Regierung tatsächlich heute gezwungen ist, die Gefühle der durch die Duma gefestigten Nation in Erwägung zu ziehen, protegiert sie immer mehr das, was die natürlichen Reichtümer des Landes und seine Industrie berührt. Sie nimmt wohl die Mitwirkung der Fremden und ihrer Gelder an, aber unter der Bedingung, daß die einen wie die anderen russische Unternehmungen in Rußland gründen, d. h. solche, die dauernd und entwicklungsfähig in Rußland selbst domiziliert sind. Diese wirtschaftliche Richtung, welche sich noch jüngst auf energische Weise dokumentiert hat, selbst auf dem Gebiet der Fabrikation von Kriegsmaterial, veranlaßt die fremden Häuser, die russische

Flagge aufzuziehen, oder wenigstens eine solche, die der Politik der Regierung sympathisch ist. Wenn diese Forderung nicht unliebsamerweise die gänzliche Ausschließung deutscher Unternehmer nach sich zieht, so bringt sie sie wenigstens in einen Zustand der Benachteiligung gegenüber den französischen und englischen Konkurrenten.

Solange es sich nur um französische Unternehmer gehandelt hat, wenig waghalsige Gewohnheitsmenschen, gewöhnlich mehr Finanzleute als Industrielle oder Kaufleute, haben die Deutschen die Augen zugedrückt, indem sie sich zufrieden gaben, unter der Hand an dem nach Rußland ausgewanderten französischen Kapital zu verdienen. Sie gründeten — unter russischer, französischer oder englischer Flagge — von Deutschen ausgenutzte und verwaltete Unternehmungen, welche an der Börse von Petersburg oder Paris kotiert, aber heimlich von Berlin aus geleitet wurden. Die französischen Rentiers schnitten die Kupons der russischen Rente, während die Banken, die Makler und die Verwalter deutschen Ursprungs die großartigen Erfolge der in Rußland gegründeten Unternehmungen realisierten. Dieser Zustand der Dinge hätte wahrscheinlich endlos gedauert, wenn sich nicht vor kurzem, nach Gründung der Triple-Entente, die Engländer in die russischen Verhältnisse eingemischt hätten.

Das Erscheinen der Engländer in Rußland datiert ungefähr von dem Zeitpunkt, wo dieses sich politisch Groß-Britannien genähert hat. Seitdem vermehrt sich ihre Zahl täglich. Der Engländer ist aus Prinzip nationalistisch; er trägt seine Mitbewerbung und sein Geld nur in die Länder, in welchen er mächtig genug ist, um zu herrschen, oder beliebt genug, um eines wirksamen Schutzes sicher zu sein. Da Groß-Britannien augenblicklich der fast offizielle Verbündete Rußlands ist, wenden sich die britannischen Untertanen gern nach dieser Richtung. Der deutsche Handel ist zu unterrichtet, seine Organisation zu vollkommen, seine Verbindungen in Rußland sind zu bedeutend, als daß er nicht beizeiten die Tragweite verstanden hätte, welche die Verbindung von britannischem Unternehmungsgeist und dessen großen Geschäftssinn mit französischem Kapital bedeutet in der ökonomischen Entwicklung eines Staates, der sich mit seiner Oberfläche über ein Siebentel der Erde ausdehnt und der augenblicklich mehr als 170 Millionen Einwohner zählt.

* * *

Wir haben gesagt, daß man gewöhnlich in Europa annimmt, daß Deutschland auf dem Zenith seiner Macht angelangt sei. Ist dies der Grund für seinen Geschmack an der Methode der starken Faust? Diese einfache Meinung erscheint mir als ein Irrtum, dem praktischen Sinn der deutschen Nation entgegengesetzt. Es ist wahrscheinlicher, anzunehmen, daß die deutsche Regierung einfach diese Methode der starken Faust verwendet unter dem Einfluß einer Nervosität, welche die Beziehungen nach außen hin fast chronisch beherrscht. Der Zenith — wir wollen nicht vergessen, daß dies ein idealer Punkt ist — der Zenith der deutschen Macht, seine Eigenschaft als „Weltnation" sind vielerlei Bedingungen unterworfen. Auf wesentlich ökonomische Interessen pfropfen sich politische Erwägungen, die jenen oft entgegengesetzt sind: daher die Schwierigkeit, sie zu vereinigen oder ins Gleichgewicht zu bringen. Ein Beispiel: Deutschland ist politisch verbündet mit Oesterreich; trotzdem trachtet es danach, in den Balkanstaaten, den Stapelplätzen der Levante und dem Mittelmeer, sein begünstigster Konkurrent zu werden; dasselbe gilt für Italien in Südamerika, wo der deutsche Handel einen geheimen, aber scharfen Kampf gegen das italienische Element aussicht. Im Balkan werden wir bald die deutschen Kommissionäre einen erbarmungslosen Kampf gegen ihre österreichischen und italienischen Konkurrenten ausfechten sehen.

Deutschland ist durch die enorme Entwicklung seiner Industrie, einer künstlich hochgeschraubten Entwicklung, eine Nation von Industriellen und Kaufleuten geworden, deren intensive Produktionskraft bei weitem die weltwirtschaftliche Nachfrage überstiegen hat. Da tatsächlich in Deutschland täglich neue Fabriken entstehen, wo die Zahl des industriellen Proletariats zusehends steigt, ist die Frage nach der Ausdehnung der Aufträge und seiner Absatzgebiete die Hauptsorge der Regierung geworden; denn, wenn es schwer ist, die Industrie eines Volkes zu entwickeln, so ist es doch unmöglich, sie zu hemmen, ohne außerordentlich gefährliche soziale Störungen hervorzurufen. Angenommen, wir geben es gern zu, auf seinem Zenith, ist Deutschland einem Widerspruch verfallen: Diesen Zenith zu überholen oder umzukommen.

Hier ist die Gefahr, welche viele Menschen selbst in Frankreich nicht sehen wollen, sondern kaltblütig zulassen, die aber manche Engländer der alten Schule seit langem bemerkt haben. Bald werden die Industrie und der Handel Deutschlands nicht genug an

allen Handelsplätzen Europas haben, um ihre Luxusartikel abzusetzen, deren Fabrikation im Wachsen ist. Die Produktion der großen deutschen Werke hat ihrerseits schon den Kolonialmarkt nötig, um seine Waren abzusetzen, während die Aktien, die diese industrielle und kaufmännische Entwicklung herausbringt, sich, koste es was es wolle, über die europäischen Plätze zu ergießen suchen.

Um sich von der Richtigkeit dieser Bemerkung Rechenschaft zu geben, muß man ohne Vorurteil das heutige Deutschland besuchen, muß man das Genie einer Nation betrachten, welches gern alles, was zur Lebensfreude gehört, der rauhen Notwendigkeit opfert, ohne Rast zu arbeiten, um weiter zu existieren. Man muß die allgemeine Popularisierung der Wissenschaft, der Industrie, des Handels, der Hygiene, des Standes, selbst des Lasters bemerken, auf Kosten der individuellen Schönheit und des persönlichen Vergnügens. Ihr fühlt in Deutschland, daß eine eiserne Hand das Dasein eines jeden nach einem allgemeinen Ziel richtet; daß dies Ziel, jeglicher natürlichen Aesthetik bar, ausdrücklich vereinfacht wird, um es einer Bevölkerung erreichbar zu machen, die künstlich gehoben, aber genau den Bedürfnissen des Staates angepaßt ist. Von den gewaltigen Fabriken an, wo ein Schwarm von Arbeitern in bewunderungswürdiger Weise arbeitet, von den zahllosen Einrichtungen für Handel und Kredit, wo ein Heer Angestellter, alle Sprachen sprechend, die Waren sortiert und die Aufschriften notiert oder ändert, bis zu den „automatischen Restaurants", wo diese selben Angestellten eine ebenso widerwärtige, als billige Nahrung einnehmen, ist alles kunstgerecht disponiert, bestimmt, die Produktion aller zu mehren, indem die Bedürfnisse eines Jeden allgemein gemacht werden.

Trotzdem dies industrielle und kaufmännische Deutschland in Frankreich oft für ein aristokratisches oder demokratisches Land gehalten wird, ist die Nation im Ganzen ihrem Wesen nach „vulgär„. Diese Vulgarität ist letzthin der Grund seiner steigenden Macht und seiner außerordentlichen Häßlichkeit. Wenn Deutschland demokratisch wäre, anstatt einfach „vulgär„ zu sein, würde es sich wie andere verhängnisvoll nach der Demagogie zu entwickeln, d. h. zur Unordnung und zur Anarchie. Doch dies ist nicht der Fall: Deutschland prositiert, im Gegenteil, von einer aristokratischen Regierung, welche die Ordnung und die Methode in der systematischen Vulgarisation aller Bedürfnisse der Nation aufrecht erhält. Diese ungewöhnliche Methode, die aus

einem Volk ein den Forderungen des Staates gefügiges Werkzeug macht, hat für die Konkurrenten dieses Volkes die große Gefahr der ökonomischen oder politischen Invasion, je nach den Bedürfnissen des Augenblicks.

Wie oft habe ich in Frankreich und Rußland die Möglichkeit eines Bündnisses mit Deutschland erwägen hören, eines Bündnisses, das nach der Meinung der übertriebenen Friedensfreunde den allgemeinen Frieden sichern würde. Welchen Irrtum und welche Gefahr birgt diese einfältige, auf naive Unwissenheit oder Parteilichkeit gegründete Meinung in sich. Es genügt, in bezug auf die internationalen Ereignisse auf dem Laufenden zu sein, um sich von der außerordentlichen Hartnäckigkeit, von der unvergleichlichen Energie und Herrschsucht zu überzeugen, welche die finanzielle und kaufmännische Tätigkeit Deutschlands auf dem Weltmarkt entfaltet. Heute schon kann keine Kreditanstalt, selbst in Frankreich oder Rußland, der Mitwirkung deutscher Banken entbehren; es gibt fast keine große Industrie nah oder fern, offen oder geheim, die nicht der deutschen Produktion tributpflichtig ist. Wer in Frankreich, Rußland, Italien, selbst in England oder im Orient gelebt hat, für den ist es nicht zweifelhaft, daß die Einführung deutscher Waren und der deutschen Bevölkerung in diesen Ländern sich täglich mehr ausdehnt.

Von welcher Ausdehnung würde diese Invasion sein in den Ländern, die naiv genug wären, sie durch politische Gemeinschaft zu unterstützen? Deutschland hat außer seiner natürlichen und künstlichen Energie noch den unschätzbaren Vorteil, der Mehrheit des Judentums seine Sprache gegeben zu haben. Daher erklärt sich der charakteristische Hang der Israeliten für Handelsgeschäfte mit deutschen Personen oder Instituten. Außerdem ist es dahin gekommen, daß das Finanzgenie eine Mitgift des israelitischen Volkes ist, daß dieses fast immer an der Spitze dieser Geschäfte steht, ebenso in mehreren Zweigen des Handels, besonders in den Kommissionsgeschäften. Diese Eigentümlichkeit ist der Entwicklung des deutschen Handels so günstig, daß hierdurch das Eindringen bei der Konkurrenz fast unwiderstehlich ist.

Heute beschäftigen sich fast alle europäischen Nationalökonomen, die nicht Utopisten sind, mit der Gefahr, welche dies unaufhaltbare Eindringen deutscher Produkte und Artikel bedeutet; daher erklärt sich der eventuelle Widerstand derjenigen Staaten, welche hauptsächlich durch dies Eindringen bedroht sind. — In dem

wesentlich industriellen und kaufmännischen England ist die Formel: Made in Germany eine Art Feldgeschrei geworden, ein Aufruf zur Schilderhebung gegen das Eindringen deutscher Erzeugnisse; in Oesterreich ist man mißtrauisch. Tschechen und Ungarn bereiten sich auf Widerstand vor; in Belgien kämpft man, in Italien feilscht man mit ihm; auf dem Balkan versucht man die Folgen so viel als möglich zu mildern. Ueberall in Europa versucht man, teils gegen das Vordringen des deutschen Handels zu kämpfen, teils damit zu verhandeln.

Deutschland ist sich heute des stillschweigenden Widerstands bewußt, den Europa der Ausdehnung seines Handels entgegensetzt, und ist bereit, dafür einzutreten. Das wird sich offenkundig zeigen, wenn die Verhandlungen des neuen russisch-deutschen Handelsvertrages zur Entscheidung kommen. Wie wir weiter oben bemerkt haben, war Rußland historisch das natürliche Absatzgebiet der germanischen Kultur, das Abflußbecken des Ueberflusses der kleinen deutschen Staaten. Später, als die deutsche Einigung vollendete Tatsache wurde, als sie sich dem industriellen und kaufmännischen Ideal näherte, ist immer noch Rußland nicht nur einer der wichtigsten Ausfuhrmärkte, sondern auch ein Speicher, der fähig ist, die Ernährung einer Nation zu sichern, die nach und nach den Ackerbau durch Industrie ersetzt.

Augenblicklich ist die innere Politik Deutschlands bei einem Dilemma angelangt, welches darin besteht, den nationalen Ackerbau gegen das Eindringen der Erzeugnisse des russischen Ackerbaus zu schützen, indem sie zugleich die Ausfuhr deutscher Industrieartikel nach Rußland betreibt.

Das fragliche Dilemma ist letzthin bestimmt durch die absolute Notwendigkeit, in der sich die deutsche Regierung befindet, die agrarische Bevölkerung Deutschlands als Stütze des preußischen Militarismus zu schützen, ohne indessen die Industrie, die Hauptmacht des Staates, zu benachteiligen. Unter diesen widerstreitenden Bedingungen konnte Deutschland dies Ziel nur auf zwei Arten erreichen: indem es Rußland als wichtigen Markt seiner Handels- und Industrieartikel aufgab — oder indem es Rußland durch Gewalt zwingt, seine ökonomischen Interessen denen Deutschlands zu opfern. Aber der zweite Weg, die Methode der starken Faust, wurde, da sie große Gefahren mit sich bringt, zugunsten der ersteren von vornherein verlassen. Daher die fast

fieberhafte Entwicklung eines Marineprogramms, welches als Förderung und Schutz der deutschen Einfuhr in die überseeischen Länder dienen sollte. Aber da geschah das Unvermeidliche: auf dem Meer begegnete Deutschland Großbritannien: diese Begebenheit war sicherlich die erste Veranlassung der Entente-cordiale, dann später, der Triple-Entente, denn es ist unstreitbar, daß Großbritannien, hierdurch veranlaßt, seine stolze traditionelle Vereinsamung aufgegeben hat zugunsten einer Annäherung, zuerst an Frankreich, dann an Rußland.

Wenn man die verschiedenen Bestrebungen gegen das Ausland analysiert und kombiniert, welche in diesen letzten Zeiten von gewissen Zeitungen und Persönlichkeiten in Deutschland herbeigeführt worden sind, wenn man sie ferner mit den charakteristischen Schwächen der Triple-Entente in Beziehung setzt, entdeckt man zuletzt das verborgene Problem, welches diese Bestrebungen verursacht. Dieses Problem besteht darin, zu wählen zwischen einer Eroberung der britischen Kolonien durch Deutschland und einem europäischen Krieg, der sich gegen Frankreich und Rußland gleichzeitig richtet. Um gerecht zu sein, muß man gestehen, daß die Mehrheit der deutschen Nation, seine Regierung an der Spitze, zum ersteren Entschlusse neigt, nämlich von Rußland und seinem Verbündeten Frankreich die Möglichkeit zu erlangen, sich eines Tages mit Großbritannien zu messen; anderenfalls werden die Deutschen, da sie in ihren Ost- und Westgrenzen wie in einen Schraubstock eingekeilt sind, früher oder später genötigt sein, sich ökonomisch oder militärisch auszudehnen, auf Kosten ihrer Nachbarn im Westen und Osten. Die erste Offenbarung dieser unleugbaren Notwendigkeit, in Wahrheit eine Offenbarung wirtschaftlicher Art, wird in dem nächsten Handelsvertrag, welcher 1917 zwischen Deutschland und Rußland geschlossen wird, ihren Ausdruck finden. Es ist vom deutschen Standpunkt aus nicht zweifelhaft, daß dieser Vertrag auf Kosten der wirtschaftlichen Interessen Rußlands und zugunsten derjenigen Deutschland abschließen muß. Wenn wir so die Frage stellen, müssen wir darauf achten, daß die Vorarbeiten dieses Vertrages eine der ersten Gegebenheiten des fraglichen Problems ausmachen werden.

Deshalb ist es unerläßlich, von vornherein vor den Verwicklungen, die sie hervorrufen könnte, auf der Hut zu sein. Die

Deutschen haben uns aber selbst das Beispiel gegeben; wie wir schon oben erwähnt haben, sind sie uns vorangegangen; einerseits fordern sie Rußland und Frankreich zu Lande heraus, andererseits drohen sie, Großbritannien eines Tages zur See anzugreifen.

Allein zwischen den gegen Rußland und Frankreich gerichteten Herausforderungen und den gegen England gerichteten Drohungen ist ein charakteristischer Unterschied, der sich natürlich erklärt, wenn man folgendes Problem in Betracht zieht: Die Herausforderungen gegen Rußland und Frankreich sind mehr oder weniger bedingt, während die Drohungen gegen Großbritannien absolut sind. Die Deutschen brauchen ein Kolonialreich; dieses Reich gehört England, sie wollen es früher oder später erobern, widrigenfalls sie sich gegen ihre europäischen Nachbarn wenden werden. Das ist einfach und deutlich, wie schließlich alles, was mit dem Kampf ums Leben zusammenhängt, ein Kampf, in welchem jederzeit die Macht das Recht unterdrückt hat (oder es geschaffen hat, was, wenn man will, im Grunde genommen das gleiche ist). Ohne im Augenblick uns mit der Kritik dieses Problems zu befassen, ohne deren mögliche Modifikationen zu prüfen, wollen wir uns darauf beschränken, die erste Konsequenz festzustellen, die in letzter Zeit Rußland und Frankreich zu treuen Wächtern der britannischen Besitzungen gemacht hat, und das vielleicht zum Schaden dieser beiden großen Kontinentalmächte.

Getreu seinen offensiven Grundsätzen macht sich Deutschland schon an Großbritannien heran, nicht nur vermittelst der Presse, sondern auch durch seine markantesten Persönlichkeiten. Davon zeugt der Vortrag, den vor einiger Zeit in Bern (?) der Admiral Breusing gehalten hat. In dieser Rede, die aufgefallen ist durch den herausfordernden Ton und die kriegerischen Vorschläge des Redners, war offen die Rede von der Teilung der englischen Kolonien zugunsten Deutschlands. Nach den Aussagen des Admirals kann Deutschland, das 1915 über eine Flotte von ungefähr 900 000 Tonnen verfügen wird, noch auf das Zusammengehen mit der italienischen Flotte rechnen, die genügen wird, die französische Flotte selbst ohne österreichische Hilfe in Schach zu halten; außerdem auf die Unterstützung eines Teils der japanischen Flotte, die sich gegen Australien und Neuseeland wenden würde. Bemerken wir beiläufig, daß der deutsche Admiral nur von einem Teil der japanischen Flotte spricht, vermutlich weil er rechnet, daß der andere Teil sich gegen die französischen Besitzungen in Asien wenden wird oder zum Deckungsdienst der Transporte, die Japan gegen den fernen russischen Osten

aussenden wird. Der Admiral Brausing erklärte am Schluß mit Lebhaftigkeit, daß man für 80 Millionen Menschen, die Deutschland bald zählen würde, ein großes Kolonialreich brauche, und er fügte hinzu: „Wir werden nicht das skandalöse Abenteuer von Agadir wiederholen, wo wir auf Marokko verzichten mußten. Vorwärts für Gott und das Vaterland".

Es wird sicherlich Leute geben, die die Eroberungsträume des hitzigen deutschen Admirals für Hirngespinste halten, die versuchen werden, ihre Bedeutung abzuschwächen, indem sie auseinandersetzen, daß der Admiral Breusing im ganzen nur auf seine Gefahr und Kosten gesprochen hat, ohne irgendwie die Verantwortlichkeit seiner Regierung zu verpflichten. Sicherlich; aber für den, der weiß, was gegenwärtig der Flottenverein in Deutschland repräsentiert, die hohe Protektion, deren er sich erfreut, und die Persönlichkeiten, die er zu seinen Mitgliedern zählt, für den besteht kein Zweifel, daß die Rede des Admirals Breusing eine Ankündigung, eine Art Herausforderung denen gegenüber bedeutet, die es wagen würden, sich dem Weg, den Deutschland zu gehen wünscht, entgegenzustellen, um sich mit England zu messen.

Mit Erlaubnis der Russen und Franzosen, die nur von Wunden und Beulen träumen, wollen wir doch einmal den Mut haben, auszusprechen, daß Deutschland niemals den aufrichtigen Wunsch gehabt hat, sich mit den Waffen in der Hand mit dem verbündeten Frankreich und Rußland zu messen, selbst mit der Unterstützung seiner Verbündeten vom Dreibunde. Man weiß in Deutschland gut, daß Frankreich seit 1870 ein bedeutendes militärisches Programm verwirklicht hat, daß seine Truppen, die bisher gut organisiert waren, über eine zahlreiche Feldartillerie mit Schnellfeuergeschützen und Schilden verfügen, daß seine Mobilisation rasch, und seine festen Plätze genügend versehen sind, um als solide Basis eines ersten Angriffs zu gelten. Was Rußland anbetrifft, so hat sich der Große deutsche Generalstab niemals Illusionen über die zahllosen Schwierigkeiten hingegeben, die ein Feldzug gegen eine Nation von 170 Millionen Einwohnern, die eine Armee besitzen, deren Reserven an lebendigen und materiellen Kräften enorm ist, vorstellen würde. Auch genügt es, ein wenig auf dem Laufenden der deutschen militärischen Literatur zu sein, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß Deutschland im Geheimen eine prinzipielle Abneigung gegen einen russischen Feldzug bekennt, dem seine namhaftesten Strategen mit Pessimismus als einem Krieg in einem Lande entgegensehen, wo jeder strategische

Schlüsselpunkt sich der unmittelbaren Aktion des Angreifens entzieht, in einer Gegend wo ein Krieg an Gewinn sich fast ins Unendliche verlängern kann, auf die Gefahr hin, zugunsten der Verteidigung zu endigen, wie solches schon vorgekommen ist.

Andererseits weiß man in Deutschland wohl, daß das jetzige Rußland militärisch nicht mehr das ist, was es 1877 im russisch-türkischen Kriege war, daß es seitdem enorme Fortschritte gemacht hat, daß es in den letzten Jahren auf eine beinahe fieberhafte Art fortgeschritten ist, daß es in den zehn Jahren nach dem russisch-japanischen Feldzuge nichts getan hat, als seine Effektiv-Stärke und seine Rüstung zu vermehren. In den Augen der deutschen Spezialisten stellt sich der Feldzug Rußlands gegen Japan als eine Waffentat von großem Werte dar.

Man muß in der Tat gestehen, um gerecht zu sein, daß dieser Feldzug in Deutschland viel gerechter untersucht worden ist, als in Frankreich, wo sich die öffentliche Meinung, schlecht unterrichtet und zu nervös, zu einem Pessimismus hat fortreißen lassen, der der Wirklichkeit widerspricht. Die Ereignisse in der Mandschurei, weit entfernt davon, ein Beweis für die Schwäche Rußlands zu sein, haben im Gegenteil seine enorme Macht bestätigt: Durch einen Angriff überrascht, den es gar nicht vorausgesehen hatte, hat sich Rußland im Handumdrehen genötigt gefunden, die Offensive einer Nation von 40 Millionen Einwohnern zu ertragen, die geübt und in moderner Art bewaffnet waren, mehr als 10 000 km von der Hauptstadt entfernt. Jeder andere Staat als Rußland würde sich beeilt haben, mit Japan zu unterhandeln, bereit, gutwillig Port Arthur aufzugeben und die beschädigten Schiffe, die im Hafen lagen. Es kam anders. Rußland weigerte sich zu unterhandeln, ohne zu kämpfen. Ueberrumpelt, aber nicht besiegt, beförderte es auf einem einzigen Bahngeleise Hunderttausende von Menschen nach den entfernten Gestaden, wo alles für ihre Verproviantierung und für ihren Kriegsvorrat fehlte. Indessen nach einem mehr als einjährigem, furchtbarem Kriege, nach einer Folge von sorgfältig berechneten Schlachten behielt es mehr als 400 000 Säbel und Bajonnette in der Schlachtlinie, so daß das erschöpfte Japan und seine beunruhigten Verbündeten sich ins Mittel legten, um einen ebenso blutigen wie gefährlichen Konflikt zugunsten des allgemeinen Friedens zu beendigen. Kurz und gut, Rußland würde nicht aufgehört haben, zu kämpfen, ehe es den Sieg gehabt hätte, wenn nicht innere, sehr

ernste Unruhen seine Anführer im Sinne des Friedens beeinflußt hätten.

Wo ist die europäische Nation, welche dieser militärischen Kraftleistung fähig gewesen wäre, welche wir soeben in kurzen Zügen auseinandergesetzt haben? Wie kann man sie mit dem Kampf Groß-Britanniens gegen eine Handvoll Buren vergleichen, die ungenügend bewaffnet und ungeübt waren? Wenn man dazu in Betracht zieht, daß England in seinem Angriff auf Transvaal über den Meeresweg und über die größte Flotte der Welt für die Wiederverproviantierung seiner Truppen verfügte! Was würde Großbritannien gemacht haben, wenn es, anstatt sich mit den Buren zu schlagen, genötigt gewesen wäre, sich auf dem Lande mit Japan zu messen, wenigstens 48 (?) Stunden von seinem Gebiete entfernt? Man stelle sich Deutschland, Frankreich oder Oesterreich in der gleichen Lage vor, und man wird mit uns übereinkommen, daß die Deutschen eine weise Klugheit bewiesen haben, als sie die militärische Leistung Rußlands im Mandschurischen Feldzuge als ein Musterbeispiel einer äußerst kampfbereiten Macht angesehen haben.

Jedoch reizte dieser Feldzug, der mehr ungewöhnlich als mangelhaft war, die französische Regierung, sich Großbritannien, dem damaligen Verbündeten Japans, zu nähern, unter dem Vorwande, der augenblicklichen Schwächung Rußlands das Gleichgewicht zu halten. Wäre dieser Annäherungsversuch unter einem richtigeren Vorwande ausgearbeitet worden, so hätte er Erfolg haben können, zumal wenn er mit der bestimmten Absicht ausgeführt worden wäre, von vornherein einem offiziellen Bündnis zu dienen, und bestimmte Verbindlichkeiten zugesagt hätte. Unglücklicherweise war es eine mehr gefährliche als nützliche Geste, weil sie im Laufe der Entwicklung zuerst Frankreich, dann Rußland in das Kielwasser der von Hindernissen erfüllten englischen Politik zog, deren wichtigstes unbestreitbar die Rivalität ist, die Deutschland unerbittlich gegen England bewaffnet.

In der Hauptsache ist die Triple-Entente dazu bestimmt, dem Dreibund zum Zwecke der Friedensaufrechterhaltung das Gleichgewicht zu geben.

Jedoch seit der Herstellung dieser beiden friedliebenden Gegengewichte hat der Krieg in Europa beinahe nicht mehr aufgehört. Als der russisch-japanische Krieg in Asien beendet war, entstand plötzlich die Balkanfrage. Wie, durch wen, warum? So viele Fragen, daß wir sie nicht besser aufzuklären suchen, als indem wir gewisse, spezi-

fische Besonderheiten der beiden Bündnisse untersuchen, die augenblicklich Europa in zwei Lager teilen. Ein kurzer Rückblick auf die Situation, die dem Balkan-Konflikte vorausging, nötigt uns, in aller Gerechtigkeit zu gestehen, daß es nicht Berlin war, das den Befehl gab, der von neuem die alte orientalische Frage eröffnete. Dieser Befehl schien im Gegenteil von seiten derer auszugehen, die am lautesten von ihren Friedens- und Humanitätsbestrebungen Kunde gaben. Beweis: die Scheingründe, auf die sie sich sogleich beriefen: „die Ausschreitungen, die in Macedonien unter der tyrannischen Verwaltung des ‚kranken Mannes' begangen wurden"; nun war zu dieser Zeit der „kranke Mann" (Türkei) beinahe der Verbündete Deutschlands. Unter diesen Umständen ist es wenig wahrscheinlich, daß es Deutschland war, das ihn einem Angriff aussetzte, der ihm den Rest geben konnte. Darauf nahmen wir an der Frage der Anerkennung der Einverleibung Bosniens durch Oesterreich teil; dieser Frage, die in gleicher Weise nur sehr indirekt das Kabinett in Berlin interessierte; als sich dann die Ereignisse auf dem Balkan überstürzten, wurde die türkische Revolution, die die ottomanische Herrschaft vernichtete, in Deutschland sehr sympathisch aufgenommen, zugunsten der jungtürkischen Partei, die sich Großbritannien befreundet fühlte. Endlich folgten die Kriegserklärung Italiens an die Türkei, die Eroberung von Tripolis durch Italien und der Einfall der Balkanstaaten, welche der Türkei den Gnadenstoß gaben, da sie Deutschland nicht zu verteidigen wußte, noch konnte.

Welche Lehre müssen wir aus dieser kurzen, aber so einleuchtenden Uebersicht ziehen? Die, daß das zeitgenössische Deutschland sich durch seine eigenen Verbündeten gefesselt fand. Es ist das Opfer einer Verbindung, welche es künstlich geschmiedet hat, ohne sich besonders mit den natürlichen Bedürfnissen der Nationen, die es zusammensetzen, zu beschäftigen; daher der ursprüngliche Fehler des Dreibundes: daß er eine widernatürliche Zusammenstellung von ethnisch unassimilierbaren Bestandteilen ist, weil sie sich in ihren geschichtlichen Bestrebungen natürlich gegenüberstehen. Sieht man den Dreibund in dieser Weise an, so kann er Deutschland nur Achtungserfolge verschaffen, die mehr schmeichelhaft als wirklich nützlich für seine Interessen sind.

3. B. Deutschland, auf zwei entgegengesetzten Fronten durch das französisch-russische Bündnis bedroht, näherte sich natürlich dem ottomanischen Reiche, der einzigen Macht, die in Kriegszeiten imstande ist, Rußland von der Rückseite des Kaukasus und des Schwarzen

Meeres anzugreifen. Diese Ablenkung, von hoher strategischer Bedeutung, wurde dem in Deutschland angesehensten Feldherrn, dem General Colmar von der Goltz, anvertraut. Da geschah es, wie wir soeben beobachtet haben, daß die beiden Bundesgenossen Deutschlands, Oesterreich und Italien, als die ersten dieser klugen Diversion entgegenarbeiteten, indem sie eine erste Zerstückelung des ottomanischen Reiches vornahmen (Bosnien und Tripolis).

Die deutsche Diplomatie kennt sehr wohl die Schwächen des Dreibundes, sie gibt sich Rechenschaft darüber, daß er in Friedenszeiten fortdauernd durch sich widersprechende Interessen zermürbt wird, die am Ende den Bau erschüttern würden, wenn die deutschen Diplomaten ihn nicht immer wieder zusammenflickten mit Benefizien die sie oft widerwillig Oesterreich und Italien zugestehen: die Einverleibung Bosniens durch Oesterreich und die Eroberung von Tripolis durch Italien.

Welches würde die Haltung und der Ertrag dieses seltsamen Bündnisses im Falle von Feindseligkeiten sein? Das ist die Frage, welche das Kabinett in Berlin nie aufhört, sich vorzulegen; das ist einer der geheimen Gründe seiner Nervosität, seines Wunsches, seine Feinde wie seine Freunde die Macht der deutschen Faust fühlen zu lassen, aus diesem Grunde sucht es, nicht zufrieden damit, sein Heer zu vermehren, mit Beharrlichkeit neue Anhänger seiner Politik; als Beweis sein Wunsch nach Annäherung in Europa mit Spanien und Schweden, in Asien mit der Türkei und mit Japan. Die Annäherung Deutschlands an Schweden und vor allem ein Bündnis mit Japan würden für Rußland von beträchtlicherer Wirkung sein, als die mehr oder weniger vorhandene Verbindung Deutschlands mit der Türkei, die, im Innern zerrissen, beständig den Angriffen der Balkanstaaten ausgesetzt ist. Strategisch gesprochen würden diese beiden Uebereinkommen Rußland nötigen, im Nordwesten gegen Schweden mehrere bewaffnete Armeekorps zu unterhalten, und eine große Armee, mit Einbegriff ihrer strategischen Basis speziell ausgerüstet und aufgestellt unter dem Gesichtspunkt, der japanischen Eroberung Chinas und Sibiriens bis an den Baikalsee zu begegnen. Eine Annäherung Deutschlands an Spanien würde von nicht geringerer Wichtigkeit für Frankreich sein; von Spanien hat Frankreich seit einem Jahrhundert nichts zu fürchten gehabt, ohne Zweifel liegt es darum, die berühmte Linie der Pyrenäen ausgenommen, einem Einfall von Spanien völlig offen. In Rußland wie in Frankreich, wo man gewöhnlich auf derartige gefährliche Fragen

mit Ironie antwortet, wird man diese Ansicht phantastisch finden: nichtsdestoweniger wollen wir sehen, welche Maßregeln diese beiden Großmächte getroffen haben, um den scharf strategischen Zielen der deutschen Politik entgegenzuarbeiten.

Rußland und Frankreich haben sich Großbritannien so eng und gut genähert, daß sie mit ihm die Triple-Entente geschlossen haben, eine seltsame Verbindung zweier Großmächte auf dem Kontinent mit einem Staat, der keine Armee hat, wenigstens keine dieses Namens würdige, und der sich bis zur Gegenwart beharrlich weigert, eine solche zu bilden. Tatsache ist es, daß das französisch-russische Bündnis, das sich ehemals auf sich berührenden Grundlagen aufgebaut hatte, vielleicht mehr verloren als gewonnen hat, indem es die ganz platonische Teilnahme Englands sich zugesellte. Es hat seine Interessen verwickelt, ohne seine Militärmacht tatsächlich zu vergrößern. Ich sage tatsächlich, weil es wesentlich gefährlich ist, sich durch die Größe des Anscheins blenden zu lassen, zum Schaden der Wirklichkeit. Englands Macht ist nur ein großartiges Aushängeschild, welches eine vollständige, weil gewollte, Unfähigkeit verbirgt: nun erregt diese stolze Außenseite ständig die Lüsternheit derer, welche die Nichtigkeit kennen.

Dieser Meinung zu begegnen wird man vielleicht den Zwischenfall von Agadir anführen, in dessen Verlaufe England sich öffentlich auf die Seite Frankreichs zu stellen schien. Aber welches Gewicht würde die Vermittlung Englands gehabt haben, wenn dahinter nicht diejenige Rußlands gestanden hätte? Vergessen wir nicht die über diesen Anlaß geäußerten suggestiven Worte des wohlbekannten deutschen Generals Bernhardi: „Ein Mißverständnis zwischen Frankreich und Deutschland wird sich nicht auf dem Meere, wohl aber auf dem Festlande an der Pforte der Vogesen lösen.“ Diese alte Drohung, die nichts von ihrer Aktualität verloren hat, sollte diejenigen nachdenklich machen, welche der Mitwirkung Englands zur See eine übertriebene Wichtigkeit zuschreiben. Gewiß, wir beabsichtigen nicht von vornherein den Einfluß zu verachten, den Großbritannien in dem europäischen Konzert haben könnte. Die englische Nation stellt sich durch ihre hohe Kultur, ihren wirtschaftlichen Reichtum, ihren ungeheuren Besitz als eine der größten Mächte auf dem Erdball dar. Aber gerade durch die Unermeßlichkeit ihrer Besitzungen und ihrer Verteilung auf der Erdoberfläche wird die Mehrzahl der englischen Interessen bestimmt, und so eine beständige Gefahr der Umwälzung auf beinahe allen Punkten der Erde hervorgerufen.

Diese anormale Lage kann in dem Augenblick äußerst gefährlich werden, wo die Erneuerung des russisch-deutschen Handelsvertrages notwendigerweise die Frage auf die Tagesordnung setzen wird, die für Deutschland so wichtig ist für seinen Warenabsatz. Deutschland kann nicht die Ausdehnung seiner Industrie einschränken, ohne im Innern des Reiches eine tödliche Krise zu entfesseln. Andererseits hat Rußland nicht das Recht, seine wachsenden wirtschaftlichen Interessen zu einer fortschreitenden Lähmung zu verurteilen, um seinen mächtigen Nachbarn zufriedenzustellen. Wie sich aus diesem Dilemma herausziehen?

Wir haben gesagt, daß die Majorität der deutschen Nation für eine Seeentwicklung gestimmt ist, die fähig wäre, in den Bereich des deutschen Handels die überseeischen Waren zu bringen; aber auf dem Meere richtet sich die britische Macht auf, tatkräftig von Frankreich und Rußland unterstützt. Was nun? Eins von beiden: Deutschland wird es sich gutwillig gefallen lassen müssen, seine Industrie und seinen Handel fortschreitend gefährdet zu sehen, oder es wird versuchen, die Frage durch die Gewalt der Waffen zu durchschneiden. In diesem Augenblick werden Frankreich und Rußland genötigt sein, sich auszusprechen, das Für und Wider eines Kampfes abzuwägen, der, alles in allem, den Schutz der Weltherrschaft des britischen Handels zum Gegenstande haben wird. Das Dasein dieser Oberherrschaft, seine Ausbreitung auf den reichsten Gebieten der Erde ist unbestreitbar, es ist sogar zum Teil die geheimnisvolle wirtschaftliche Krankheit, welche die Industrievölker Europas schwer bedrängt. In der Tat, während England über einen Teil Asiens, Amerikas, Australiens und beinahe über ganz Afrika so verfügt, daß sie als Schutzwehr seiner Industrie und dem Ueberschuß seiner proletarischen Kräfte dienen, ersticken die anderen Industriestaaten innerhalb ihrer Grenzen.

Diese wirtschaftliche Lage, die Großbritannien eigentümlich ist, hat aus der englischen Nation eine Art privilegierten Volks gemacht, deren Proletariat die Aristokratie des Weltproletariates ausmacht. Da liegt das Geheimnis der noch verhältnismäßig friedlichen Entwicklung der sozialen Frage in England, darin liegt der Hauptgrund für die monarchische Anhänglichkeit, die bis jetzt die meisten der britischen Untertanen bei sonst sehr vorgeschrittenen Meinungen charakterisiert hat.

Zu der Zeit, wo die Seemacht, in merkantiler und militärischer Hinsicht, hauptsächlich durch die maritimen Eigenschaften der Völker bestimmt wurde, zu der Epoche, wo von der Anzahl dieser eigentümlichen

Bevölkerung die Bildung der Seebemannung abhing, konnte Großbritannien ohne Furcht vor gefährlicher Nebenbuhlerschaft über das Meer herrschen. Heute haben sich die Bedingungen für die Seefahrt vollständig geändert. Die großen Segler, die für das Manöver und den Kampf Bemannungen und erprobte Marine-Offiziere nötig hatten, haben schwimmenden Fabriken Platz gemacht, deren Handhabung für die Seefahrt wie für den Kampf ebenso unter die Domäne der Industrie wie unter diejenige der eigentlichen Marine gehört. Die heutigen Matrosen, die die Kriegsschiffe besteigen, sind vor allem Männer, dazu berufen, den Mechanismus und die Werkzeuge zu bedienen, von denen sie gründliche Kenntnis bezüglich der Handhabung, der Ausbesserung und selbst die der Fabrikation haben müssen. Die Offiziere sind aus Technikern gebildet, die mehr als über die Seefahrt über besondere Kenntnisse verfügen müssen. Daraus folgt, daß jeder große Industriestaat, der eine Küstenlinie besitzt, das Recht hat, seine Seemacht auszudehnen, kommerziell wie militärisch, ohne sich weiter um die spezifisch maritimen Eigenschaften seiner Bevölkerung zu kümmern. Diese Umwälzung ist dem wachsamen Auge der englischen Staatsmänner nicht entgangen; ebenso beobachten sie mit geheimer Angst die unaufhörliche Vergrößerung der deutschen Seemacht, die früher oder später die Weltherrschaft des britischen Handels in Frage stellen wird, der bis jetzt durch die unbestrittene Uebermacht der englischen Flotte geschützt war. Deutschland seinerseits weiß wohl, daß es nicht das Recht für sich in Anspruch nehmen kann, eines Tages auf dem Meer mit Großbritannien zu rivalisieren, wenn es auf dem Festlande Heere unterhält, deren Bestände jedes Jahr zunehmen. Der Tag wird kommen, und er ist nicht mehr entfernt, wo es zwischen einem Zusammenstoß auf dem Meere mit England und einem Kampfe auf dem Festlande mit seinen kontinentalen Nachbarn wird wählen müssen. Wir wiederholen: hier liegt die Gefahr! Wie ist sie zu vermeiden?

Könnte sich Frankreich Deutschland nähern, ohne seine Stellung als lateinische Großmacht einzubüßen? Schon jetzt muß es gegen das feindliche Ueberhandnehmen der Deutschen auf seinem Gebiete kämpfen. Wenn man weiß was vorgeht, läßt dieser Zudrang keinerlei Zweifel zu. Wirklich, nicht nur in den Handelszweigen und in der Industrie dringen die Deutschen im geheimen erfolgreich vor. Die Anfertigung der Luxuswaren, die Produktion im Weinbau ist in gleicher Weise durch sie bedroht. Die Niederlagen für den Auslandsversand, die mehr oder weniger technischen und finan-

ziellen Kontore haben unter ihren Angestellten zum großen Teil Deutsche. Die Hotels, Gastwirtschaften, Restaurationen sind mit Inhabern deutscher Abstammung erfüllt, die sich gern Elsässer oder Luxemburger nennen, weil ihnen dies besser dient; endlich sind die großen französischen Industrie- und Finanzanstalten nicht frei von einer verborgenen aber desto wirklicheren Abhängigkeit von Deutschland. Was würde aus dieser Sachlage werden, wenn Frankreich sich öffentlich Deutschland näherte? Die erste Folge dieser politischen Umwälzung würde den Sozialisten, Kollektivisten und Antimilitaristen jeder Färbung zum Vorwand dienen, die Verurteilung des stehenden Heeres zugunsten der Bildung eines Milizheeres zu verkünden, das hieße, Frankreich im Handumdrehen unfähig machen, sich gegen das Ausland zu verteidigen. Zweitens würde es zur Folge haben, daß dem deutschen Proletariat die Tür des französischen Gebietes offiziell aufgehen würde, das billiger als der französische Arbeiter arbeitend, ihn vom Arbeitsmarkte verdrängen würde.

Endlich hieße es, die französischen Geldquellen in den Bereich des deutschen Börsenhandels bringen, eines Börsenhandels, der sich begreift, da er sich aus dem ungeheuren Aufschwung der deutschen Handelsverträge ergibt, im Vergleich zu den Kassenbeständen außer Landes. In der Tat verfügt gegen die ungefähr 2 Milliarden, worüber die Deutsche Reichsbank disponiert, die französische Bank über einen Bestand von 4 Milliarden. Der Unterschied ist noch fühlbarer in Hinsicht auf den Bestand der Emissions-Banken. Jedem Deutschen entspricht bei 30 Fr. jeder Franzose mit 107 Fr.

Wenn man bedenkt, daß es sich um zwei Nationen handelt, von denen die eine mit wachsender Zahl der Geburten 65 Millionen Einwohner zählt, während die andere mit stabilen oder abnehmenden Geburten kaum 40 Millionen hat, so wird man leicht begreifen, in welchem Verhältnis der Abfluß der französischen Kapitalien nach Deutschland an dem Tage stattfinden würde, wo die Regierung deren Entweichen oder Verschlucken durch deutsche Transaktionen begünstigte.

Frankreich, des ständigen, aktiven Heeres beraubt, dem kollektivistischen Sozialismus preisgegeben, der das Land zur Stätte seiner Experimente machen würde, würde bald eine Beute des preußischen Deutschtums werden.

Was nun eine deutsch-russische Annäherung anbelangt, so muß man gestehen, um ganz gerecht zu sein, daß sie nicht dieselbe Gefahr

darböte. Rußland ist vor allen Dingen Neuland, seine Bevölkerung hat sich in weniger als 50 Jahren verdoppelt. Im Osten kann es sich natürlich bis an die Ufer des Stillen Ozeans ausbreiten, wodurch sich für Rußland ein beinahe unendliches Handelsgebiet in wirtschaftlicher wie politischer Hinsicht auftäte. Das übrigens war die Perspektive, die der russische Imperialismus vor dem japanischen Kriege ins Auge faßte. Dieses Eindringen in den Osten, von Deutschland begünstigt, wie wir es eben dargestellt haben, wäre unweigerlich geschehen, wenn Rußland alle seine wirtschaftlichen und militärischen Kräfte dabei hätte einsetzen können. Aber es war unausführbar wegen des französisch-russischen Bündnisses, welches Rußland zum ständigen Gegner Deutschlands, seines mächtigen West-Nachbarn, machte. Daher für Rußland die Alternative: seinem Bunde mit Frankreich zugunsten einer deutschen Annäherung entsagen — oder seinen Plan der östlichen Ausbreitung fallen zu lassen.

Die deutsche Regierung, vollständig auf dem Laufenden über die Streitfrage, die sich Rußland aufdrängte, versuchte die verschiedensten und verstecktesten Mittel, um ihm die Eroberung Asiens nahezulegen, zum Ausgleich für eine vollkommene Handelsfreiheit Deutschlands in Europa. „Der Admiral des Atlantischen Ozeans grüßt den Admiral des Stillen Ozeans." Dieser Gruß oder vielmehr dieser Wunsch des Deutschen Kaisers würde für Rußland gleichbedeutend sein mit seinem tatsächlichen Austritt aus dem europäischen Konzert. Rußland lehnte den Vorschlag ab; aber es gibt Russen, die noch heute diese Ablehnung als einen Fehler betrachten. Haben sie recht oder unrecht? Allein die Zukunft ist imstande, diese Frage auszulegen. Aber welches auch die Ueberraschungen sein mögen, die uns diese Zukunft aufbewahrt, das eine ist schon jetzt gewiß, daß die Triple-Entente nur dann eine wirklich politische Verbindung sein würde, wenn Frankreich den 3jährigen Militärdienst durchsetzte und England die allgemeine Wehrpflicht einführte.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Bruno Bauch. Geschichte der Philosophie. G. J. Göschensche Verlagshandlung G. m. b. H, 1913. 178 Seiten. Preis 90 Pf.

In dieser zur „Sammlung Göschen" gehörigen „Geschichte der Philosophie" hat Arthur Drews in zwei von mir hier angezeigten Bändchen die Philosophie im ersten und zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts übersichtlich zur Darstellung gebracht. Schon vor diesen beiden Werkchen lagen daselbst von Bruno Bauch ein Schriftchen über „Immanuel Kant" und in einem anderen Bändchen ein Ueberblick über die „Neuere Philosophie bis Kant" vor, von welchen das letztere jetzt in zweiter und verbesserter Auflage erschienen ist. Nach einer einleitenden Betrachtung der allgemeinen Tendenzen des Geisteslebens im Beginn der Neuzeit und der Vereinigung dieser Tendenzen in der Philosophie, sowie nach einer Gruppierung der philosophischen Probleme auf Grund der allgemeinen geistesgeschichtlichen Tendenzen behandelt hierin der Verfasser die moral- und religionsphilosophischen Ansichten Luthers, die protestantische Scholastik und Mystik, die Auflösung der „augenscheinlichen" Weltanschauung, die Anfänge, den Höhepunkt und Ausgang der „spekulativ-dogmatischen" Naturphilosophie unter besonderer Berücksichtigung von Giordano Bruno und Campanella, die Vorbereitung der „wissenschaftlich-philosophischen" Problemstellung auf dem Gebiete der exakten Wissenschaft durch Galilei, die „vorwiegend rational" gerichtete Philosophie Descartes', Hobbes', Spinozas, Leibniz' und deren Ausgang, ferner die „vorwiegend empirisch" gerichtete Philosophie Bacons, Lockes, Berkeleys, Humes nebst der empiristischen Ethik jener Zeit, und zum Schlusse die an die exakte Forschung anknüpfende theoretische Naturphilosophie Newtons u. a., sowie den Naturalismus in theoretischer und praktischer Hinsicht. Sämtliche Darlegungen und Beurteilungen sind vom erkenntnistheoretischen Geiste des Neukantianismus geleitet, wie denn auch Bauchs Literaturangaben weit überwiegend nur die Vertreter dieses Standpunktes namhaft machen.

John Lockes Versuch über den menschlichen Verstand. 2 Bände, übersetzt von Carl Winckler. Verlag von Felix Meiner. Leipzig. 489 und 428 Seiten. Preis: M. 5,40 und M. 4,—.

Diese beiden Bände bilden Bestandteile der „Philosophischen Bibliothek", der bekannten Sammlung philosophischer Hauptwerke alter und neuer Zeit. Bisher war darin Lockes Werk durch eine Uebersetzung von Kirchmann vertreten. In Anbetracht ihrer nicht leicht zu korrigierenden Mängel wurde nun aber davon abgesehen, dieselbe für eine Neuauflage umzuarbeiten und statt dessen lieber gleich zu einer völligen Neuübersetzung der auch heute noch gern gelesenen Schrift geschritten. Der Uebersetzer war dabei bedacht, eine streng sinngemäße und möglichst gewissenhafte Wiedergabe der Lockeschen Gedanken zu bewerkstelligen, jedoch ohne sich zum Sklaven der Form zu machen, in welche diese gekleidet sind. Bei aller Treue gegenüber dem Inhalt seiner Vorlage, als welche ihm die 1894 erschienene, von ihm als mustergültig angesehene kritische Ausgabe des Essay von Alexander Campbell Fraser (Oxford, 2 Bde.) diente, war er dementsprechend bemüht, ein lesbares Deutsch zu schreiben und doch der Sprache Lockes ihr eigentümliches Kolorit zu bewahren. In dieser Hinsicht sowohl als auch in Hinsicht seines zuverlässigeren englischen Textes suchte er außer der Kirchmannschen auch die bei Reclam erschienene Schultzesche Uebersetzung zu übertreffen, bei der die Frasersche Ausgabe unbenutzt geblieben und die sich zu sehr an den Satzbau Lockes angelehnt hatte, wodurch ihre Lesbarkeit gelitten. Trotz des allerdings höheren Preises dieser Neuübersetzung durch Winckler dürfte demnach dennoch ihr der Vorzug vor derjenigen Schultzes zu geben sein.

Lamarck. Die Lehre vom Leben. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena, 1913. 260 Seiten. Preis: M. 4,50.

In dem durch seine vielseitigen rührigen Bestrebungen verdienten Verlag von Diederichs beginnt mit diesem Buch wiederum ein neues Sammelwerk zu erscheinen, das die Klassiker der Naturwissenschaft und Technik enthalten soll. Herausgegeben wird dasselbe von Graf Karl v. Klinkowström in München und Privatdozent Franz Strunz in Wien, welch letzterer, wie hier gleichzeitig mitgeteilt sei, außerdem im selben Verlag als Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes eine von ihm verfaßte Schrift über „Die Vergangenheit der Naturforschung" veröffentlicht hat, die zumeist aus quellenmäßigen Abhandlungen besteht, so über die Anfänge der Alchemie, die Chemie der Araber, die mittelalterliche Naturforscherin und Aebtissin Hildegard von Bingen, biotechnische Theorien bei Johann Amos Comenius, über Johann Baptist van Helmont als Chemiker und Naturphilosoph, die Erfindung des Porzellans, sowie Reflexionen über Rousseau und sein Verhältnis zur Natur, Naturgefühl und Naturerkenntnis usw. „Lamarcks Lehre vom Leben" ist dagegen von Georg Friedrich Kühner-Eisenach verfaßt, der hierin Lamarcks Persönlichkeit und das We-

sentliche aus seinen Schriften kritisch dargestellt hat. Das Buch enthält also mehr, als sein Titel besagt. Berichtet der Autor doch nicht nur über Lamarcks Leistungen auf den Gebieten der Biologie, Entwicklungslehre, exakten Zoologie, Botanik und der vergleichenden Psychologie, sondern auch auf den dem Leben ferner liegenden Gebieten der Chemie, Meteorologie, Geologie und Paläontologie und zieht schließlich sogar noch seine methodologischen Ansichten, seine Weltanschauung und ihn selber, d. h. seine Persönlichkeit und sein Leben in Betracht, nachdem er zuvor ein Bild der französischen Kultur zu Lamarcks Lebenszeit entworfen. Sämtliche Abschnitte sind mit Sorgfalt gearbeitet und zeugen von einem großen Interesse des Verfassers an Lamarcks Lebenswerk. Da hierüber bis jetzt in deutscher Sprache noch keine eingehendere Schrift als die vorliegende erschienen ist, so wird dieselbe allen denen ganz besonders willkommen sein, die von Lamarck mehr erfahreu möchten, als nur immer wieder, er habe als Entwicklungsprinzip den Gebrauch und den Nichtgebrauch der Organe aufgestellt.

Bad Homburg v. d. Höhe. Anton Korwan.

Die Naturwissenschaften in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange.

Friedrich Dannemann. Vierter Band: Das Emporblühen der modernen Naturwissenschaften seit der Entdeckung des Energieprinzips. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1913. X und 505 S. Groß-Oktav; geheftet Mk. 13.—.

Die Kunde von diesem neuen großen Werke ließ mir das von allgemeinster Ueberzeugung für unmöglich Gehaltene, daß die Naturwissenschaften in ihrem gegenwärtigen Umfange von einem Einzelnen noch im Wissen beherrscht werden könnten, dennoch von dem Verfasser dieses Werkes in gewisser Weise vollbracht erscheinen, und daran schloß sich von vornherein die Bewunderung dieser Leistung. Die Lösung, daß hier das Unbeschreibliche dennoch getan sei, ist diese: Der Verfasser gesteht diese Unmöglichkeit zu, fährt aber fort: „Wohl aber können wir die Naturwissenschaften uns in einem geschichtlichen Rückblick vergegenwärtigen, die Haupttatsachen und die wichtigsten Gedanken verfolgen, sie verknüpfen und so zu einer vertieften Auffassung gelangen" (S. 6).

Das Werk wendet sich offenbar an die weitesten Leserkreise, denn teils ist das naturwissenschaftliche Interesse, zumal in der Anregung, die ihm die staunenswürdigsten Fortschritte erteilen, in unserer Zeit ein ganz allgemeines, teils fühlt jeder in sich das Zutreffende des Dannemannschen Ausspruches (S. 406): „Die immer enger werdende Verknüpfung volkswirtschaftlicher Aufgaben mit technischen und wissenschaftlichen Fortschritten ist eines der hervorstechendsten Kennzeichen unserer auf Beherrschung der [Natu]rkräfte abzielenden Kultur."

Aber haben denn die weitesten Kreise die Vorbildung, um ein solches Werk verstehen und mit Nutzen verfolgen zu können? Hier muß ich, der ich den bestehenden, auf Gleichberechtigung fußenden Wettbewerb der drei Formen unseres höheren Schulwesens anerkenne, persönlich aber zu der geisteswissenschaftlichen Vorbildung eine größere Liebe habe und meine leider mir nicht ganz nach Wunsch möglich gewesene Beschäftigung mit naturwissenschaftlichem Stoff stets wesentlich im philosophischen Interesse betrieben habe, einen großen Vorsprung der Oberrealschule unbedingt zugeben: Oberrealschul-Abiturienten, die ihrer Zeit in den naturwissenschaftlichen Fächern mit mindestens „gut" abgeschnitten, also auch wohl einen diesem ihrem Talent entsprechenden Beruf erwählt haben, sind vor allen befähigt, bei fleißigem Studium in diesem herrlichen Werke eine wahrhaft umfassende Vertiefung ihrer Wissenschaftlichkeit und, wenn auch die Eigenforschung sich auf eines oder wenige der Teilgebiete unumgänglich beschränken muß, eine Befreiung von der mit Recht vielbeklagten Einseitigkeit und Zersplitterung des gegenwärtigen Wissenschaftsbetriebes zu finden. Sollen nun aber die Wißbegierigen überhaupt und die vornehmlich Geisteswissenschaftlichen sich den Versuch ganz versagen, es mit der hier gebotenen Gelegenheit in wichtiger und ersehnter Erkenntnis es etwas weiter zu bringen, auch wenn die Gelegenheit voll auszunutzen ihnen sicher unmöglich sein wird? Ich war nahe daran, mich schweren Herzens dahin zu entscheiden, wenn mir nicht eine Ermutigung zuteil geworden wäre, der gefolgt zu sein ich nun wahrhaft froh bin. Denn soviel unsereiner auch in dem Buche auf sich beruhen lassen muß, die Ausbeute und Förderung bleibt dennoch wahrhaft erquickend, wenn man vergleicht, wie man in das Buch hineingeht und wie man es nach hingebungsvoller Beschäftigung mit ihm verläßt, und welche Geistesfreude es war, wenn oft eine Klarheit über bisher von fern Geahntes aufging. Nach dieser Erfahrung möchte ich auch den Liebhabern „allgemeiner Bildung" dringend empfehlen, in diese Geschichte herrlicher Errungenschaften der Naturerkenntnis und ihrer glorreichen und von uns allen genossenen Anwendungen nach Kräften einzudringen zu versuchen, auch wenn sie sich sagen müssen, daß das nicht ihres Faches sei. Und merkwürdig, zuletzt kommt doch die Geisteswissenschaft und gar die Philosophie ungeahnterweise wieder zu hohen Ehren, wenn man nach allen Lichtblicken in die Natur doch wieder davon überwältigt wird, daß der Geist uns das Nähere bleibt und daß die Naturwissenschaft das letzte Wort überall der Weltweisheit überlassen muß.

Zunächst findet man eine große Reihe von ausgezeichneten Männern der Forschung in ihrem Geist und ihrer Art, in der Auswahl ihrer eigensten Stellung zu dem unermeßlichen gemeinsamen Forschungsobjekt, in dem Zusammenhange der Fortsetzenden mit den Vorgängern sachkundig, klar und scharf gekennzeichnet, so z. B. die Physiker Faraday, Ohm, W. Weber; Robert Mayer, Joule, Helmholtz; Kirchhoff und Bunsen, Rutherford, Maxwell, Hertz; die Chemiker Liebig, Wöhler; Kekulé, Mendelejeff; die Geo-

logen v. Hoff und Lyell; die Physiologen Joh. Müller und Ernst Heinrich Weber; die Biologen Darwin und Mendel; die Krankheitserforscher Pettenkofer, Pasteur, Rob. Koch, — um nur einige hauptsächlichste Gruppen herauszugreifen. Wenn die Differenzierung durch die neueste Forschung nicht so voll, wie man erwartet, hervortritt, z. B. die Physiker Helm, J. G. Vogt, Wald und viele der kritischen Fortsetzer Darwins, z. B. von Kölliker, Weismann, de Vries, Driesch fehlen, so mußte sich der Verfasser wohl einerseits überhaupt Schranken setzen, andererseits was noch in vollem Fluß ist von seiner geschichtlichen, also einen gewissen Abschluß voraussetzenden Darstellung ausschließen. Das rein Biographische beschränkt Dannemann taktvoll aufs äußerste, das Sachliche dominiert ganz und gar. Doch fehlen nirgends bei der ersten Einführung eines neuen Forschers die Hauptangaben auch über sein Leben in einer Anmerkung von ein paar Zeilen unter dem Texte. Nur bei ganz wenigen Persönlichkeiten ersten Ranges, wie Faraday und Liebig, bringt auch der Text selbst eine immerhin etwas eingehendere Lebensbeschreibung und Charakteristik, in der Tat eine besonders erfreuende Zugabe für den Leser. Einen heroischen Lebensweg im Schopenhauerschen Sinne, als Daransetzen des Lebens an die Wahrheit, haben mehr oder weniger alle diese Männer geführt; wo unter besonders schwerem Aufstieg, wie bei Ohm und Frauenhofer, oder unter tragischer Wendung des Schicksals, wie bei Rob. Mayer, weiß unser Wissenschaftshistoriker durch kurze Mitteilungen darüber dem Leser ans Herz zu greifen und das ehrende Andenken an Verdienste mit stimmungsvollem schmerzlichen Mitgefühl zu überhauchen. Daß „die Lösung wissenschaftlicher Aufgaben nicht nur Geduld und Scharfsinn, sondern oft auch das mutige Einsetzen von Gesundheit und Leben erfordert" (S. 134), ist eine an höchst gefährliche chemische Experimente Bunsens, Davys und Liebigs geknüpfte sehr richtige Bemerkung, deren Wahrheit uns auch im Gedanken an die Nachtwachen der Astronomen und vor allem das aufopferungsvolle Leben des Aerztestandes vor die Seele treten kann.

Dannemann hat den letzten Band seines Werkes mit einem ersten Kapitel über „Wissenschaft und Wissenschaftsgeschichte" eingeleitet und dort auch (S. 4 f.) einen Ueberblick sämtlicher auf Mathematik und Naturwissenschaften bezüglichen Vorlesungen dieser Art, die im Winter 1912/13 an sämtlichen deutschen Universitäten (auch in Wien, Graz und Zürich) gehalten sind, gegeben, mit der Tendenz, daß die aufgeführten 22 Nummern ihm doch noch zu wenig für dieses wichtige Gebiet erscheinen. In der Tat ist eine geschichtliche Behandlung des Werdens der Wissenschaften durch hohe Talente, die gerade dazu veranlagt sind, wohl das beste Mittel, um in der drückenden Ueberfülle des nunmehr selbst in engen Teilgebieten aufgehäuften Stoffes noch einen gewissen Ueberblick zu ermöglichen, die geistigen Bande eines Zusammenhanges zu schmieden. Und dieses Mittel hat noch den besonderen Vorzug, ganz von selbst vom Leichteren zum Schwereren zu führen und immer an den springenden Punkten einzusetzen, an denen

die bedeutsamen Fortschritte ins Leben getreten sind. Aus Einem Gesichtspunkte ist es eigentlich seltsam, was sonst ja wohl begreiflich ist, daß es gegen die so zahlreichen Geschichten der Literatur und der Philosophie Geschichten der Wissenschaften so wenige gibt. Nämlich jede Wissenschaft ist viel mehr eine Einheit — ein gleiches Subjekt, an dem etwas geschieht — als jede Literatur: in jeder Wissenschaft handelt es sich um die Wahrheit der Sachverhalte ihres Stoffes, die der Reihe nach erkannt werden, und zwor so, daß meist das, was neu gefunden wird, an das zuletzt Gefundene anknüpft, wogegen in den Literaturen die zerstreuten Talente aus den Antrieben, Neigungen und Fähigkeiten ihres persönlichen Bereichs heraus schaffen, worin ein einheitliches Geschehen an Einer zugrunde liegenden Wesenheit viel weniger enthalten ist. In der Philosophie aber muß jeder durchaus für sich von vorn anfangen, und es ist gar nicht gesagt, daß er dann dazu gelangt, gerade dort fortzufahren, wo die Sache von anderen zuletzt stehen gelassen ist.

Unser Autor führt nun nach einem kurzen Rückblick (S. 9—26) auf die in den ersten drei Bänden von ihm behandelten Anfänge der Wissenschaft und ihre Geschichte im Altertum, Mittelalter und Neuzeit mit der Geschichte der Naturwissenschaften im neunzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart fort. Jedermann nimmt, greifen doch auch die ungeheuren Fortschritte der Naturwissenschaften in diesem letzten Zeitraum selbst in das alltägliche Leben hinein, in einem großen Grundgefühl vorweg, welche ruhmvollen Blätter der menschlichen Geistestaten er da zu wenden bekommen wird, und die frohe und stolze Begeisterung, mit der der Leser solcher Belehrung entgegengeht, wird von seinem Führer immerfort wach gehalten und genährt. Der Dannemannschen Darstellung hängt von den gewaltigen Schwierigkeiten, unter denen sie in fleißigsten Jahrzehnten erarbeitet sein muß, nichts mehr an. Mit leichter Herrschaft über einen Stoff von so großartiger Zusammengesetztheit, Tiefe und Vielseitigkeit fährt er daher, und nirgends hat man das Gefühl, daß er von nah vertrauteren Seiten der Sache zu anderen ihm etwa ferner stehenden um des Planes seines Werkes willen überzugehen sich erst überwinden müßte. Auch die klassische, aus Sachbeherrschung entspringende und nur der sachlichen Klarheit zu dienen gewillte Meisterschaft seiner Sprache wird mit Recht von den Kritikern der früheren Bände gerühmt; zum Lobe der Sorgfalt füge ich noch hinzu, daß sich in dem ganzen Buche wohl nur ein einziger Druckfehler befindet: in der Angabe des lateinischen Titels einer zoologischen Abhandlung des Dichters v. Chamisso (S. 238, wo es heißen muß: . . . peracta statt per acta).

Besonders wertvoll scheint es mir, daß in der Dannemannschen Darstellung stets scharf hervortritt, welcher Punkt die einzelnen Forscher auf sich konzentrierte, um aus dem drückenden und treibenden Gefühl, daß gerade hier ein Dunkel aufzuhellen sei oder neues Licht sich ahnen lasse, zu ihrer Entdeckung zu gelangen, an der (S. 69) drei Stufen zu unter-

scheiden zu sein pflegen: Feststellung von Tatsachen — deren Gesetzlichkeit — die diesen am besten entsprechende hypothetische Theorie. „Durch experimentelle (ein höchst auffallendes Beispiel S. 284) und darauf gegründete theoretische Arbeit sind die Naturwissenschaften zu einem in seinen Fundamenten festgefügten Lehrgebäude gekommen" (S. 372). Man weiß, daß für sicher Gehaltenes doch wieder ins Wanken kommen oder Ansichten, die man schon verworfen hatte, doch wieder hochkommen können; sogar fundamentale Erschütterungen können auftreten, wie es denn jetzt durch die Entdeckung der Radioaktivität sehr zweifelhaft geworden ist, ob die Grundstoffe jeder eine Welt für sich und nicht vielmehr ein gesetzmäßig verknüpftes Ganze bilden (S. 306): der Gang der sich vervollkommnenden Erkenntnis, wie er tatsächlich gewesen ist, bleibt davon unberührt, seine Etappen bleiben, was sie waren, und die Geschichte behält ihren Wert. (Vgl. S. 425.)

Das Bild der Forscher, die so leben, als ob für sie nur ihr Untersuchungsobjekt da wäre, und in deren Person sich auch die Nationalitäten neidlos austauschen und fördern, und das Bild des großen, geheimnistiefen Anderen, das wir mit einem Wort die „Natur" nennen in dem allen Verstand überflügelnden Gefühl, daß es in seiner wundervollen Vielheit und der unbegreiflich reizsamen Wechselwirkung seiner Teile doch Eines ist und eine Seite der Offenbarung des allertiefsten Einen, und das nun vom Geiste immer mehr gezwungen wird, sein Wesen vollständiger zu enthüllen, und von den menschlichen Interessen immer mehr, in ihren Dienst zu treten, — dieses Doppelbild ist ebenso erregend für das Erkenntnisbedürfnis wie ergreifend für das Gemüt.

Und doch wurde, als ungefähr auf der Höhe des Werkes ein Glücksgefühl, daß ein Mitmensch seinen Mitmenschen solche Gabe schenken kann, auf seine Höhe gestiegen war, allmählich ein gewisses Gegengefühl immer lebendiger: daß das Verlangen des Geistes auch durch die vollste Naturerkenntnis dieser Art nicht gestillt werden würde. Das gesamte Tatsachenbereich samt seiner Gesetzlichkeit und seinen Zusammenhängen läßt die Frage offen und macht sie erst recht brennend, woher denn allerletzthin das alles sei und warum es nun gerade so sein müsse; auch, was es für uns zu besagen habe und wie es sich zu unseren Zwecken, unserer „Bestimmung" verhalte. Die Naturwissenschaft als solche betont, daß das ihres Amtes nicht sei, daß sie die Grenze des feststellenden und die jedesmal unmittelbaren Ursachen aufhellenden Forschens nicht überschreiten dürfe. Es fehlt in dem Werk nicht an abfälligen Seitenblicken auf die Naturphilosophie, welche durch ihren Mangel an bestimmten Entdeckungen von dem geduldig und exakt beobachtenden, experimentierenden, messenden, rechnenden Verfahren beschämt werde. Aber wenn die Weiterforschung an bestimmter Stelle für den Naturwissenschaftler der Maßstab sein mag, so ist er es doch nicht für den Menschen, und hier taucht nun auf, was der Menschengeist über das hinaus bedarf, was ihm Naturwissenschaft selbst hinsichtlich der Natur zu geben vermag. Wie ist das Wirken von Kräften möglich,

die von sich selbst nichts wissen? Wie unterscheidet sich überhaupt die Existenz dessen, was von sich selbst nichts weiß, von einem Nichts? Geht etwa die ganze Natur in ein Vorstellungsbild des Geistes von ihr auf? Von dieser erkenntnistheoretischen Seite her hat in der Tat die neueste Naturwissenschaft viel in die Philosophie der Natur herübergegriffen, sogar mit zu großer Nachgiebigkeit gegen den transzendentalen Idealismus, welcher in Wahrheit den Sinn der Naturwissenschaft, die durchaus auf transsubjektive Wirklichkeit geht, aufheben würde und auch deshalb unmöglich ist, weil die Naturkräfte real wirken, was die Passivität des bloßen Vorgestelltseins nicht vermag. Von einem Aufgegangensein dieser Fragen und Unsicherheit in ihnen zeigen sich auch in Dannemanns Werke von S. 379 ab Spuren. — Was Caesars Zeitgenosse Lucretius ahnungsvoll verkündet hatte: „Corporibus minimis etenim natura gerit res", und was Ehrenberg (S. 172) ausgedrückt hat: „Und aus dem Kleinen bauen sich die Welten", — die Anwendung davon hat sich in unglaublichstem Grade der modernen Naturwissenschaft bemächtigt. So drängt sie sich immer ganz nahe an das Grundproblem von der wahren Konstitution der Materie heran, spricht aber nie das letzte Wort, das aber für die Philosophie der Natur ein Hauptziel ist, von dessen voller Erreichung sie nicht lassen kann. Das Seiende umfaßt noch mehr als die Natur: allerdings auf Grund der Natur die subjektiv-idealen Welten (wofür man von anderer Seite her einmal die „Kultur" setzen kann) und über beide hinaus die Wurzel beider, die metaphysische Sphäre. Welches ist nun die Stellung und Bedeutung der Natur in diesem Ganzen des Seienden? Von dieser großen Frage wird alle einzelne Naturerkenntnis weit überschattet, und erst von ihrer Beantwortung, die zugleich den tiefsten Sinn der beiden anderen Sphären mit enthalten muß, kann das große, heilige Gesamtlicht auch über das Menschenleben fallen, welches selbst bei vollster Beherrschung der Naturkräfte an innerer Hoheit und Frieden noch einen schmerzlichen Mangel empfinden würde.

Es scheint der großen Zahl der auf dem Gebiete der Natur so ruhmvoll und erfolgreich Forschenden noch unbekannt geblieben zu sein, daß es der Natur — nein, zuletzt dem ewig Urseienden — gefallen hat, jüngst auch einmal einen Genius in die Menschenwelt zu stellen, der die Naturwissenschaft nahezu ebenso umspannte wie nur die wenigen universalsten ihrer Meister, daneben aber die höchste Begabung auch für die letzte, philosophische Durchdringung der drei Sphären des Gesamtseienden in sich trug. Im Zivilstandsregister trug dieser Genius den Namen Eduard von Hartmann. Ich bin überzeugt: wenn die berufensten unter den Naturwissenschaftlern sich darauf werfen wollten, neben ihrer beruflichen Hauptbeschäftigung auch die Werke dieses Mannes gründlich zu durcharbeiten, dann könnte ein nie dagewesenes Gesamtlicht über dem Horizont des Menschengeistes aufgehen. Zunächst und ganz entscheidend würde es auf dessen drei Werke ankommen: die theoretische Physik („Weltanschauung der modernen Physik"), 1902, das Problem des Lebens, 1906, Grundriß der Naturphilosophie,

1907; zu dessen anderen, vielfach mit diesen Stoffen verwachsenen Werken würden sie denn wohl von selbst schon weitergehen. Eduard von Hartmann wird seiner Menschlichkeit sicherlich auch mit Irrtümern Tribut gezollt haben, ja auch seine Grundanschauung von der Natur als „dem All-individuum, das durch die Wechselwirkung der Teile seinen Individualzweck verwirklicht" (Grundriß, S. 46), kann sehr starke Skepsis erwecken. Aber niemand könnte so sehr wie große Naturforscher mit zugleich philosophischem Talent das Richtigste in diesen tiefsten Dingen herausstellen und der Allgemeinheit vermitteln, und eine ganz neue Anregung allerersten Ranges, ja eine Hinzugeburt zu ihrem geistigen Haben und Können würden diese auf alle Fälle durch die Auseinandersetzung mit einer ganz neuen Geistesart davontragen.

Hameln. Prof. Dr. Max Schneidewin.

Geschichte.

Lic. Wilhelm Schüler: Abriß der neueren Geschichte Chinas unter besonderer Berücksichtigung der Provinz Schantung. Gekrönte Preisschrift, herausgegeben von der Abteilung Tsingtau der Deutschen Kolonialgesellschaft. Berlin, Karl Curtius, 1913. VIII., 380 S. Preis broschiert 5 M., gebunden 6 M.

Die Abteilung Tsingtau der Deutschen Kolonialgesellschaft erließ vor einigen Jahren ein Preisausschreiben für einen Abriß der neueren Geschichte Chinas. Es war bezeichnend für das geringe Interesse und Verständnis, das bis vor kurzem gegenüber den chinesischen Verhältnissen in Deutschland herrschte, wenn seit 1847, dem Erscheinungsjahr von Gützlaffs Geschichte des chinesischen Reichs, keine in deutscher Sprache geschriebene Sondergeschichte Chinas existierte. In Sammelwerken und Enzyklopädien waren einige, teils wegen ihrer Kürze, teils wegen mangelhafter Eignung der Verfasser unbefriedigende Abrisse vorhanden, aber sie ermöglichten kein Eindringen in den Stoff. Dabei muß man es als einen glücklichen Gedanken des Preisausschreibens bezeichnen, daß ausdrücklich die **neuere** Geschichte Chinas Gegenstand der Darstellung sein sollte. Für das Interesse und das Bedürfnis des gebildeten Lesers genügt es, wenn er von der alten Zeit nur eine summarische Vorstellung erhält und erst von der Mongolenherrschaft (1280—1367 n. Chr.) oder von der Mingdynastie an (1368—1644) genauer berichtet wird. Bei Schüler entfällt etwa ein Fünftel des Buches auf die Einleitung, von der vor- und halbhistorischen Zeit bis zum Ausgang der Mingkaiser, aber gerade diese 70 Seiten geben trotz ihrer Knappheit einen guten Ueberblick über die hauptsächlichsten Ereignisse und Daten.

Gleich auf der ersten Seite des Buches finden wir die eigentümliche Note angeschlagen, die in der ganzen chinesischen Geschichte durchklingt: die

Hochschätzung der sozialen und sittlichen Kultur. Schüler beurteilt die Ueberlieferungen aus der vorgeschichtlichen Zeit der Chinesen als sagenhaft oder selbst mythologisch, aber er merkt an: „... daß sie nicht von Kriegen und Siegen der Urväter erzählen, sondern von den Taten der Kulturarbeit, von dem allmählichen Aufstieg aus primitiven Naturzuständen zu menschlicher Gesittung und Bildung, zu Erwerb und Arbeit. Die Stufen kultureller Entwicklung werden dabei mit bestimmten Namen verknüpft. So erzählt die Sage von Yu-tschau, dem Nestbewohner, von Sui-jen, dem Erfinder des Feuers. Fu-hi habe die Ehe gestiftet, Jagd und Viehzucht, andererseits die Anfänge der Musik und Bilderschrift gelehrt; er gilt vielfach als der erste Herrscher, wobei Herrscher zugleich den Sinn hat von Heros, Heiliger. Schen-nung, der göttliche Landmann, habe den Pflug erfunden, den Ackerbau und die Heilkraft der Kräuter gelehrt, und Huang-di, der Gelbe Kaiser, soll das Volk bereits in Dörfern und Städten angesiedelt, astronomische Beobachtungen gemacht haben und vieles andere."

In die zweite Hälfte der Dschou-Dynastie (1122—249 v. Chr.) fällt das Leben des Konfuzius. Schüler gibt einen kurzen Abriß dieser Periode, während der China in eine Menge großer und kleiner, sich vielfach bekämpfender Lehensstaaten zerfiel und die Zentralgewalt zeitweilig bis zur Bedeutungslosigkeit geschwächt war. Dann sagt er: „Trotzdem die Dschou-Dynastie im Hinblick auf die Zerrissenheit des Reiches keine Glanzzeit bedeutet, steht sie den Herzen der Chinesen doch besonders nahe. Denn in jener Zeit vor allem sind die Gedanken ausgesprochen und die Formen geschaffen worden, in welchen eine besondere Eigenart und Kraft des chinesischen Wesens sich darstellt. Diese Eigenart kennzeichnet sich in dem Sinn für feste Formen und Ordnungen, für Maß und Sitte in allen Beziehungen und Aeußerungen des Lebens, für Einfügung des Einzelnen in den Organismus des Ganzen in Familie und Staat, für pietätvolle Achtung des von den Vätern überlieferten Besitzes. Darauf gründet sich die ungemeine Bedeutung des Konfuzius für China, der in seiner geschichtlichen Nachwirkung der hellste Stern ist, der aus jenem Zeitalter leuchtet. Denn er hat jenen Gedanken einer alle und alles beherrschenden und zu einem festen staatlichen Organismus verbindenden moralischen Kultur, die in dem Willen und in den Ordnungen des Himmels zugleich religiös begründet ist, den klarsten Ausdruck gegeben und dieses Ideal durch das Beispiel seines eigenen Lebens bewährt."

Aus einer Anmerkung, die Schüler zur Dschou-Zeit gibt, möchte ich etwas hervorheben, was die beispiellose Kontinuität der chinesischen Geschichte nicht nur in objektiver Beziehung, sondern auch im Empfinden des Volkes illustriert. Wenn man mit der Eisenbahn von Tsingtau nach Tsinanfu fährt, so bemerkt man nach einigen Stunden zur Linken vier große Hügelgräber. In ihnen sind Lehnsfürsten von Tsi aus dem 4. und 3. Jahrhundert v. Chr. bestattet. Unter einem dieser Herrscher namens Min fiel das Land vorübergehend in die Gewalt eines Nachbarn, mit

Ausnahme zweier Städte, Tsimo und Gü-dschou. Tsimo existiert noch heute — es liegt nördlich von Tsingtau —, und nicht nur das, sondern in den Erzählungen der Tsimoleute ist auch noch die dreijährige Belagerung vor beinahe 2200 Jahren und die schließliche Zerstreuung des Heeres der Feinde durch die List und Tapferkeit der Verteidiger lebendig. Man stelle sich vor, daß irgendwo in Europa in einem entlegenen kleinen Winkel Ereignisse von ganz lokaler Bedeutung aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. noch in der Ueberlieferung der Einwohner leben sollten. Mir fällt dabei ein, wie ich einmal selber bei einem Dorfe in der Nähe von Tsingtau, in einer überdachten Halle in Steintafeln gehauen, die Geschlechtsregister der Dorfleute sah, von denen mir mein sachkundiger Begleiter versicherte, daß sie bis ins 12. Jahrhundert, also in die Hohenstaufenzeit, zurückgingen. Diese chinesischen Bauern haben also ebensolange Stammtafeln, wie unsere regierenden Fürstenfamilien. Bei Küfu in der Provinz Schantung steht der Tempel des Konfuzius. Er ist neben dem Grundstück erbaut, auf dem vor 2500 Jahren das Haus des Meisters stand. Der einfache, in Stein gefaßte Ziehbrunnen, meint Schüler, sei noch eine echte, unmittelbare Erinnerung, die einzige an Konfuzius. Eine Viertelstunde vor der Stadt liegt sein Grab, „ein einfacher Erdhügel, wie er sich in China auch über dem Grab des gewöhnlichen Mannes erhebt, der auf seinem Ackerfeld zu seinen Vätern versammelt wird". Steinerne Ehrenbogen mit einer Allee uralter Zypressen zeigen aber, daß es eine besondere Bewandtnis mit diesem Orte hat. Hier sind seit zweiundsiebenzig Generationen alle direkten Nachkommen des Konfuzius bestattet. Der jeweilige Chef des Hauses führt den Titel „heiliger Herzog", und der gegenwärtige Träger dieser Würde kann seine Vorfahren in lückenloser Folge noch einige Jahrhunderte über Konfuzius hinaus, also etwa durch 2700 Jahre, verfolgen.

Ich habe bei diesen Anfängen der chinesischen Geschichte länger verweilt, obwohl sie, wie gesagt, in dem Buche Schülers nur einen verhältnismäßig kleinen Raum einnehmen. Es ist ja aber das Eigentümliche in dem chinesischen Wesen, daß von der weitentlegenen Vorzeit her die Elemente des staatlichen und des bürgerlichen Zustandes, der Kultur und Moral, sich mit geringeren Abweichungen bis auf die Gegenwart fortgepflanzt haben, als sonst auf der Welt. Auch dies Urteil ist natürlich nur relativ zu verstehen, denn schon zwischen dem 19. Jahrhundert und der Mingzeit bestehen deutliche Unterschiede. Noch vielmehr ist das gegenüber den weiter rückwärts liegenden Perioden der Fall. Vergleicht man aber China mit den westlichen Ländern, so geht doch von Konfuzius bis auf unsere Zeit durch das chinesische Leben eine einheitliche Entwicklungslinie, an deren beiden Enden die Kultur äußerlich und innerlich nicht so sehr voneinander verschieden erscheint. Der große Bruch in der chinesischen Geschichte ist erst in der Gegenwart infolge der Auseinandersetzung mit der eindringenden abendländischen Welt erfolgt. Man kann die Arbeit Schülers zu einem großen und gleichzeitig zu ihrem praktisch wertvollsten und inter-

essantesten Teil mit der Ueberschrift bezeichnen, die der Verfasser dem dritten und umfangreichsten Hauptteil des Buches gegeben hat: **China unter dem Zwang der Auseinandersetzung mit der abendländischen Macht und Kultur** (S. 127—331). Hier werden der Opiumkrieg, der Taiping-Aufstand, der Krieg Chinas mit England und Frankreich 1856—1860, die große Muhammedaner-Rebellion im Westen, die immer stärker werdenden Beziehungen zum Auslande, der Krieg mit Japan, der Boxeraufstand und der fortschreitende innere und äußere Umwandlungsprozeß des Staates ausführlich, unter sorgfältiger Sichtung des reichen und interessanten Materials und in so klarem Zusammenhange erzählt, daß eigentlich erst von dem Schülerschen Werke an ohne persönliches und kritisch vergleichendes Studium von Einzelarbeiten ein guter populärer Ueberblick über die Ereignisse möglich ist. Das gilt namentlich für die am genauesten dargestellte Regierungszeit des Kaisers Guang-sü seit 1875, während der die vielgenannte Kaiserin-Witwe die eigentliche Regentin Chinas war.

Die letzten Abschnitte behandeln die Revolution und ihre Ursachen und den Beginn des gegenwärtigen Zeitabschnitts nach der Abdankung der Mandschu-Dynastie. Auch Schüler verneint, wie alle Kenner Chinas, daß die Revolution aus innerer Notwendigkeit der Entwicklung heraus geboren ist; vielmehr habe sie durch ihren Radikalismus den normalen Gang der Entwicklung unter der Parole der Freiheit und des Fortschritts einstweilen lediglich zum Stillstand gebracht, selbst aber noch keinerlei positiv aufbauende Kräfte gezeigt. Schüler glaubt, daß trotzdem die Revolution vielleicht die Wirkung haben wird, in der Gesamtheit des Volkes gesunde Kräfte der Entwicklung wachzurufen, denn die augenblicklichen, unhaltbaren Zustände „sind doch nur durch eine kleine Zahl von Männern hervorgerufen, welche gegen eine ebenfalls kleine Gruppe der bisher herrschenden sich erhob“. Die Masse des Volkes hat ohne Zweifel mit dem sogenannten Verfassungskampf nichts zu tun. „Unzweifelhaft gibt es auf dem Lande Unzählige (es steht, offenbar verdruckt, „Unfähige“, S. 341), die den Gedanken der Republik überhaupt noch nicht erfaßt haben und in dem jetzigen Präsidenten in Peking nur eine andere Art von Prinzregenten sehen. Es ist ferner die Klasse der echt chinesisch Gebildeten — die dabei durchaus Reformfreunde sein können — bisher noch gar nicht zu Wort gekommen; sie lassen einstweilen abwartend diese republikanische Welle über sich ergehen, welche durch ihre europäisch gekleideten Landsleute verursacht ist, aber sie schwimmen nicht selbst mit in dem neuen Strom.“

Die Zweifel des Verfassers wegen des Bestandes der Republik scheinen durch die neuerliche Entwicklung der Dinge unter Juanschikai, der faktisch nicht mehr republikanischer Präsident, sondern Diktator ist, bestätigt zu werden. Weder die Verfassungsfrage, noch die Frage der zukünftigen Selbständigkeit oder Abhängigkeit Chinas in äußerer Beziehung scheint aber für Schüler das Wichtigste zu sein, denn er schreibt zum Schluß, daß

tiefer als alles andere für die Zukunft Chinas die Frage greife, ob das chinesische Volk die Einheit seiner sozialen und sittlichen Lebensanschauung behalten oder ob diese sich verändern werde. Im Anschluß daran heißt es: „.... die wahre Einheit und Kraft des Chinesentums war immer eine geistige, die der gemeinsamen Kultur- und sittlich-sozialen Lebensanschauung, als deren Repräsentant Konfuzius heilig gehalten wurde. Diesem konfuzianischen System ist die Beziehung zwischen Volk und Herrscher wesentlich, und es hat dadurch, daß dieser wiederum der Beauftragte des Himmels ist, zugleich einen religiösen Charakter. Bei dem organischen Zusammenhang aber, in dem die elementaren, sittlichen Beziehungen in diesem geistigen Gefüge durch das Band der Pietät sämtlich zueinander stehen, ist die große Frage nun diese: Wird das Eindringen der republikanischen Ideen die Folge haben, daß das eigentliche Volk, die unzählige Masse, nun überhaupt aus seinem sittlichen Boden entwurzelt und damit sittlicher Haltlosigkeit und Anarchie zugeführt wird? Oder wird sich eine starre Reaktion erheben, welche noch einmal den Versuch macht, die fremden geistigen Einflüsse überhaupt zu ignorieren und zu bekämpfen? Beides würde zum Verderben Chinas ausschlagen. Eine dritte Möglichkeit und Hoffnung aber ist die, daß die in der chinesischen Weltanschauung enthaltenen sittlich-sozialen Kräfte stark und lebendig genug sein werden, um sich weder entwurzeln zu lassen, noch starr in sich zu verhärten, sondern daß sie mit den tiefsten und reinsten Kräften des abendländischen Geistes eine lebensvolle Verbindung eingehen werden, daß China auf neuer Stufe, aber in organischem Wachstum aus seinem bisherigen Wesen heraus die Einigkeit einer das ganze Volk tragenden sittlichen Lebensanschauung finden wird. Einen Neubau muß es errichten, aber die guten Bausteine des alten Fundaments seiner Kultur darf es dabei nicht preisgeben."

„Wenn das Reich lange vereint war, wird es wieder gespalten, wenn es lange gespalten war, kommt es wieder zusammen, sagt ein bekannter Satz aus der „Geschichte der drei Reiche", gleich als ob damit ein Naturgesetz der chinesischen Geschichte ausgesprochen werde. Mit Spannung werden wir es verfolgen, ob diese im chinesischen Volkskörper liegende Kraft der Vereinigung stark genug sein wird, um auch die Spaltung zu überwinden, welche durch die gesamte abendländische Macht und Kultur, gipfelnd in der jetzigen akuten Form des Republikanismus, in China eingedrungen ist, ob China seine so oft bewiesene Assimilationsfähigkeit fremden Einflüssen gegenüber auch in der jetzigen gewaltigen Krisis bewähren wird. Aber mehr als neugieriges passives Interesse werden wir dieser Zukunft Chinas entgegenbringen. Denn Chinas Volk und Kultur stellt in vieler Hinsicht unter den Typen der Menschheit eine hervorragende, uns noch viel zu wenig bekannte Eigenart dar, die eine unerschöpfliche Fundgrube für die Beobachtung und das Studium bietet. Und noch viel zu wenig haben wir uns die Tatsache zum Bewußtsein gebracht, daß das chinesische Volk den vierten Teil der ganzen Menschheit ausmacht. Das besagte nicht

viel, solange China eine Welt für sich bildete. Nun aber ist die chinesische Mauer gefallen, Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen, das chinesische Volk tritt aus seiner Abgeschlossenheit hervor, und so wird die Art seiner Entwicklung künftig von beträchtlichem Einfluß auf die Menschheitsgeschichte als Ganzes sein. Da vereinigt sich für uns Pflicht und eigenes Interesse, daß wir nicht gleichgültig außerhalb dieses lebendigen Stromes der Weltentwicklung stehen bleiben und nicht anderen allein es überlassen, die Brücken fruchtbarer Beziehungen hinüber und herüber zu schlagen. China ist offen, nun seien wir nicht verschlossen!"

Paul Rohrbach.

Altertum.

Robert Koldewey: Das wieder erstehende Babylon. Die bisherigen Ergebnisse der deutschen Ausgrabungen. Mit 255 Abbildungen und Plänen, davon 7 in farbigem Lichtdruck. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung, 1914. Preis geb. 15 M.

Dreizehn Jahre ist es her, daß ich nach der Rückkehr von einer Reise durch Mesopotamien und Babylonien in den Preußischen Jahrbüchern erzählte, welch eine Arbeit Koldewey bis dahin auf dem Boden des alten Babylon geleistet hatte. Das Wichtigste stand bereits fest: daß keine Rede von dem fabelhaften Umfang der Stadt nach den Berichten, die das Altertum uns hinterlassen hat, sein konnte. Wollte man den Alten glauben, so müßte Babylon beinahe 100 km oder drei normale Tagemärsche im Umfang gehabt haben und in dieser ganzen Ausdehnung mit enorm hohen und dicken Mauern umgeben gewesen sein. In Wirklichkeit hat es sich damit ähnlich verhalten, wie mit den großen Heereszahlen, die nach der Vorstellung der Griechen dem Orient eigentümlich waren. Babylon war für die Verhältnisse des Altertums eine ungeheuer große Stadt, so groß, daß die Erzählungen von ihrer Größe sich in der Schilderung gar nicht genug tun konnten — aber ihr Umfang betrug in Wirklichkeit doch nur etwa den sechsten Teil von dem, was die griechischen Schriftsteller behaupten.

Das ungefähr war das Erste, was Koldewey sofort bei der Durchforschung des Ruinengebietes feststellte. Als ich dann Anfang 1901 nach Babylon kam, waren die Ausgrabungen auf dem Kasr, der altbabylonischen Königsburg, schon ziemlich weit gediehen. Höchst merkwürdig sind ja die Verhältnisse, mit denen die Spatenforschung dort zu tun hat. Das Material der alten Bauten bestand fast ausschließlich aus gebrannten Ziegeln. Diese wurden für die königlichen Bauten trotz der schwierigen Verhältnisse, Mangel an Brennholz, so haltbar hergestellt, daß sie Jahrhunderte überdauerten. Ereignisse, deren Verlauf und Zusammenhang wir nur mangel-

haft übersehen, führten wahrscheinlich schon vor der Zeit Alexanders des Großen den Beginn des Verfalls und schließlich, während der parthischen Periode, die vollständige Verödung von Babylon herbei. Das Material aber, aus dem die Stadt, vor allen Dingen die öffentlichen Gebäude und die Festungswerke, errichtet war, behielt seine Brauchbarkeit und wurde anderwärts weiter verwendet. Mit den Ziegeln von Babylon wurden das griechische Seleucia am Tigris und die parthisch-neupersische Residenz Ktesiphon gebaut; Ktesiphon seinerseits hat nach seinem Verfall einen großen Teil des Baumaterials für das ursprüngliche Bagdad hergegeben. Die Folge davon war, daß in Babylon allmählich nicht nur die oberirdisch emporragenden Mauern der Gebäude abgerissen wurden, sondern daß die Ziegelräuber, wo sie konnten und wo es lohnte, sogar bis tief in die Fundamente eindrangen.

Wir lesen z. B. von der gewaltigen Höhe der Stadtmauern, aber was wir sehen, das scheinen nur unscheinbare Wallreste zu sein. Der Befund erklärt sich daraus, daß die gemauerten Teile der Befestigung um der Ziegeln willen vollständig abgetragen sind. Der aus ungebranntem Lehm bestehende Kern der Umwallung war für die Wiederverwendung wertlos und wurde stehen gelassen, aber die Verwitterung hat ihn im Laufe von zwei Jahrtausenden bis auf die spärlichen vorhandenen Reste beseitigt. Der ganze alte Grundriß Babylons und was sonst noch im Stadtgebiet von Ueberbleibseln vorhanden ist, muß also aus einer immensen Masse von Raubschutt ausgegraben werden: aus Ziegelbrocken, Lehm, Erdreich, Scherben und dergleichen, was beim Abtragen des Mauerwerks als unbrauchbar zurückblieb. Im Grunde kann man sich nur darüber wundern, daß an einzelnen Stellen überhaupt noch soviel ursprüngliche Mauermasse erhalten geblieben ist.

Koldewey schreibt in seinem Vorwort: „In Babylon ist seit dem Beginn unserer Ausgrabungen bis jetzt ungefähr die Hälfte der Arbeit bewältigt, die im ganzen notwendig oder jedenfalls wünschenswert sein wird, obwohl wir Sommer und Winter jeden Tag mit 200 bis 250 Arbeitern daran gearbeitet haben. Das wird verständlich, wenn man die Größe des Objekts bedenkt, und daß zum Beispiel gewöhnliche Festungsmauern, deren Dicke in anderen antiken Städten 3 m oder 6 bis 7 m beträgt, hier in Babylon leicht 17 m oder 22 m Dicke erreichen. Während in vielen antiken Ruinenorten die Schuttmassen nicht mehr als 2 bis 3 oder 6 m hoch auf den Fundschichten ruhen, sind hier oft 12 m oder 24 m zu bewältigen, und die ungeheuren Ausdehnungen des einst bewohnten Gebietes entsprechen diesem Grundmaßstab der Ruinen vollkommen." Am 26. März 1899 begannen die Grabungen, und vom 16. Mai 1912, aus Babylon, ist das Vorwort Koldeweys zu seinem Buche datiert. Der Bericht umfaßt also einen Zeitraum von dreizehn Jahren. Er beginnt mit der Stadtmauer. Die Ausgrabungen haben jetzt ihre Bauweise deutlich gemacht. Wer sich der Hauptstadt näherte und vor die Festungswerke hin-

trat, hatte zunächst eine Mauer aus gebrannten Ziegelsteinen vor sich, die beinahe 8 m dick war. Davor lag noch die über 3 m dicke Futtermauer des Grabens. 12 m nach rückwärts hinter der Mauer aus gebrannten Steinen war eine fast ebenso dicke, aus ungebrannten Lehmziegeln errichtet, und der Zwischenraum zwischen beiden Mauern war mit Erde ausgefüllt. Die Dicke des Walles betrug also im ganzen 27 m, und wenn man die Grabenmauer noch hinzunimmt, sogar 30 m. Sowohl die innere als die äußere Mauer besaß Türme, deren obere Teile auf der ungeheuer breiten Krone wie Häuschen einander gegenüber gestanden haben müssen. Oben konnten sich tatsächlich zwei Viergespanne begegnen. Die Breite ermöglichte es, die Streitmacht zur Verteidigung jederzeit schnell dorthin zu verschieben, wo die Hauptgefahr des Angriffs drohte. „Außerhalb dieser Befestigungen", schreibt Koldewey, „hat es, soweit die Untersuchung bis heute vorgedrungen ist, nie eine weitere Mauer um Babylon gegeben. Der Umfang betrug rund 18 km. Herodot gibt statt dessen rund 86 km, Ktesias rund 65 km an. Es muß da irgendein Irrtum unterliegen. Die 65 km des Ktesias kommen dem Vierfachen des richtigen Betrages so nahe, daß man glauben könnte, er habe die Zahl, die den ganzen Umfang der Stadt bedeutete, irrtümlich für die Seitenlänge des Festungsquadrats genommen .... Im allgemeinen stimmen die angegebenen Maße (der antiken Autoren) mit den in Wirklichkeit vorhandenen nicht überein. Dagegen treffen die Allgemeinbeschreibungen durchgängig gut zu. Herodot beschreibt die Mauer von Babylon als eine Barnsteinmauer, ein Werk aus gebrannten Ziegeln. Dem Beschauer von draußen präsentierte sie sich zweifellos als eine solche; denn von der inneren Lehmziegelmauer sah man von außen kaum die obersten Teile .... Im übrigen können wir über die absolute Höhe all dieser Werke aus den Ruinen keine Schlüsse ziehen, da nur die untersten Partien erhalten sind. Die Türme sind 8,36 m breit und liegen 44 m auseinander. Es würden also auf die ganze Front ungefähr 90, und auf den Stadtumfang, falls dieser ein Quadrat bildete, 360 Türme (der inneren Mauer) kommen. Wieviel die äußere Mauer hatte, wissen wir nicht. Ktesias gibt die Zahl 250 an. Ein Tor ist bisher nicht gefunden, was bei der Kürze der ausgegrabenen Strecke kaum auffällt .... Ein Vergleich mit modernen Städten läßt sich so ohne weiteres kaum ziehen. Man muß immer bedenken, daß es sich in der Antike stets um die Stadt als Festung handelt, um den Mauerring, der den Wohnplatz wie ein schützender Gürtel einheitlich umspannte. Unsere modernen Großstädte sind ganz anderer Natur, sie sind bewohntes Land, offen nach allen Richtungen. Ein vernünftiger Vergleich kann daher nur ummauerte Städte mit Babylon zusammenstellen, und gerade an Ausdehnung des ummauerten Wohngebietes steht Babylon für alte und für neue Zeit immer noch an erster Stelle."

Ueber die Ausgrabungen auf dem „Kasr", der Nebukadnezarburg inmitten der Stadt, habe ich schon früher, in meinem ersten Bericht in den

„Preußischen Jahrbüchern“, erzählt. Seitdem ist noch viel daran gearbeitet worden, vor allen Dingen an dem gewaltigen Ischtartor, dessen ausgegrabene Mauern und Pfeiler noch 12 m hoch erhalten sind. Es ist merkwürdig durch seinen emaillierten Wandschmuck von Stieren und Drachen, die als Reliefbilder ausgeführt sind. Eine höchst lebendige Vorstellung gewährt uns ein noch in seinen alten Farben erhaltenes, ganz mit bunten Emailleziegeln bekleidetes Mauerstück. An ihm und an den farbigen Tierbildern kann man ungefähr sich eine Vorstellung von dem einstigen Glanz des Bauwerks machen. Von besonderem Interesse sind Koldeweys Mitteilungen über die Funde im südlichen Teil des „Kasr“. Diese Südburg hatte verschiedene mächtige Höfe. Von der Nordostecke des Mittelhofes, schreibt Koldewey, führt ein breiter Gang zu einem Gebäude, das „in jeder Beziehung eine Ausnahmestellung unter allen Baulichkeiten der Burg und selbst der ganzen Stadt — man kann gewiß auch sagen: des ganzen Landes — einnimmt.“ Um es gleich zu sagen: es handelt sich vermutlich um die Ueberreste der sogenannten hängenden Gärten der Semiramis und zugleich um einen baugeschichtlich und architektonisch gleich interessanten Fund. Was heute vorliegt, sind vierzehn größtenteils eingestürzte Kammergewölbe unterhalb des einstigen Niveaus der Palastfußböden. In einer der Kammern findet sich eine große Brunnenanlage, über der einstmals ein mechanisches Schöpfwerk gearbeitet hat. Aeltere Gewölbe von dieser Art sind nach Koldeweys Urteil in Babylonien und Mesopotamien überhaupt nicht vorhanden. Die Mittelkammern haben, bei derselben Spannweite der Bögen, dickere Mauern, als die Randkammern; also müssen sie stärker belastet gewesen sein. Die Eigenart des Baues wird noch dadurch vergrößert, daß, nach den formlosen Steinresten und Splittern zu schließen, in seinem oberen, jetzt lange verschwundenen Teil Haustein verwendet war. Nur an zwei Stellen ist bei den Ausgrabungen Haustein in größeren Mengen gefunden worden: am Gewölbebau und an der Nordmauer des Kasr. „Und — merkwürdig: in der gesamten Literatur über Babylon einschließlich der Keilinschriften ist ebenfalls nur an zwei Stellen von Haustein die Rede, das ist bei der Nordmauer des Kasr und bei den hängenden Gärten! Die Straße und die Euphratbrücke, bei der ebenfalls Haustein benutzt wurde, kommen hier ja nicht in Betracht. Dazu kommt, daß sowohl die Ruinen als auch die schriftlichen Nachrichten nur von einem einzigen Gebäude zu berichten wissen, das von allen übrigen in der auffälligsten Weise abwich, dem Gewölbebau des Kasr und dem hängenden Garten. Darum halte ich beide für identisch.“ So Koldewey.

Koldewey knüpft an diese Hypothese eine längere Auseinandersetzung mit den antiken Berichten über die hängenden Gärten, woraus ich wiedergeben möchte, daß sowohl Strabo als auch Diodor, ebenso wie Herodot von der Stadtmauer, gerade ein viermal so großes Maß für den Umfang der Anlage mitteilen, als der Wirklichkeit entspricht. Es liegt also in der

Tat nahe, anzunehmen, daß beide Male Seitenlänge und Gesamtumfang verwechselt worden sind.

Der Haupthof der Südburg bildet einen gewaltigen Platz von 55 m Breite und 60 m Länge. Südlich an ihn schließt der größte Raum der Burg, der Thronsaal der babylonischen Könige. Er ist 17 m breit oder tief und 52 m lang. Zum Vergleich bemerkt Koldewey, daß der weiße Saal im Schlosse zu Berlin 16 zu 32 m mißt, also um mehr als ein Drittel kleiner ist. Die Mauern der Breitseiten sind viel dicker, als die der Schmalseiten, haben also möglicherweise ein Tonnengewölbe getragen. In diesem kolossalen Raum mag man sich also die Szene des Belsazar-Gastmals denken. Drei gewaltige Tore führen vom Hof in den Saal, und gegenüber dem mittleren liegt in der Rückwand des Saales die Nische, in der der Thron stand, „so daß die im Hofe Wartenden von dort aus den König sehen konnten, so wie man das Tempelbild im Ninmach-Tempel ebenfalls schon vom Hofe aus sehen konnte". Die äußere Front des Thronsaales war mit dunkelblauen Emailleziegeln verkleidet und auf diesem Grunde standen, in derselben Technik ausgeführt, gelbe Säulen mit hellblauen, weiß umrandeten doppelten Kapitälen nebeneinander. Darüber lief ein Fries aus doppelten Palmetten, wie die Säulen und die ganze übrige Dekoration in gelb, weiß und hellblau gehalten. Schwarz war nur sehr sparsam verwendet. Das Ganze muß einen prachtvoll leuchtenden Eindruck gemacht haben.

Koldeweys Ausgrabungen zeigen, daß auf der Burg anscheinend auch noch in der persischen Zeit, und zwar von König Darius I., gebaut worden ist. Es finden sich z. B. Säulenbasen genau von derselben Form, wie in Persepolis. „Ziegel, welche wie diejenigen von Persepolis nicht aus Ton, sondern aus einer künstlichen, mit Sand gemischten Kalkmasse bestehen, tragen Darstellungen in farbiger Emaille, deren Felder ebenso wie bei den Emailleziegeln vom Ischtar-Tor durch schwarze Glasfäden gebildet sind. Es sind Flach- und Reliefdarstellungen von Ornamenten und Figuren, deren reiche Gewänder mit den Webemustern der persischen Garde von Persepolis verziert sind. Ein Frauenantlitz in weißer Emaille ist das einzigste dieser Art, was wir bisher haben." Koldewey zitiert den Bericht des Diodor über die farbigen Kunstwerke des Königsschlosses in Babylon, der auf Ktesias zurückgeht, den Leibarzt des Königs Artaxerxes Mnemon. In diesem ist erzählt, daß vielerlei Tiere in natürlichen Farben abgebildet gewesen seien, darunter eine große Jagd. Auch Semiramis sei zu sehen gewesen, wie sie vom Pferde herab einen Panther speerte, und in ihrer Nähe ihr Mann Ninus, einen Löwen mit der Lanze tötend. Koldewey bemerkt hierzu:

„Wir haben an keiner anderen Stelle menschliche Darstellungen unter den Ziegelemaillen gefunden, sie würden uns schwerlich entgangen sein. So ist kaum zu bezweifeln, daß Diodor unsere Emaillen vom Perserbau beschrieben hat, und daß das weiße Frauenantlitz dasselbe ist, in welchem

Ktesias das Bild der Semiramis sah. Ob Diodor unter den wilden Tieren auch die begreift, die an den Torwänden der übrigen Höfe dieses dritten Peribolos oder, wie wir sagen: der Südburg saßen, mag dahingestellt bleiben, es ist nicht besonders wichtig. Daß wir aber derartige Kunstwerke, die ein berühmter antiker Historiker beschrieben hat, an den Orten, wo er sie gesehen hat, zu unseren Tagen ausgraben konnten, das ist ein außerordentlich seltener Fall in der Kunstgeschichte."

Ich übergehe die Fülle des Interessanten, was noch in dem Bericht über die Ausgrabungen auf dem Burggebiet enthalten ist, und berichte zum Schluß nur noch über Koldeweys Ergebnisse in bezug auf Etemenanki, den Turm von Babel, und Esagila, den Marduk-Tempel. Jeder, der die Ruinen von Babylon besucht, sieht sich unwillkürlich sofort nach den Ueberresten des babylonischen Turms um und erwartet etwas Außerordentliches. Man sieht aber nichts, was darauf zu deuten wäre. Das erklärt sich dadurch, daß Alexander der Große das bereits stark in Verfall geratene Bauwerk abtragen ließ, um es neu zu errichten. Die Ausgrabung von Esagila, von der vorläufig nur eine große Stichprobe gemacht worden ist, habe ich selbst schon im Frühjahr 1901 in Babylon gesehen. Esagila war der Haupttempel des babylonischen Reichs, und der Schutthügel, zu dem er allmählich zusammenstürzte und verwitterte, ist am längsten innerhalb des Stadtgebiets bewohnt gewesen, noch bis tief in die arabische Zeit. Eine Erinnerung an die alte Heiligkeit des Ortes hat sich, wie so oft im Orient, undeutlich bis heute erhalten, denn etwas südlich von dem einstigen Esagila liegt ein ärmliches, aber noch in der Gegenwart verehrtes muhammedanisches Heiligtum, das Grab des Amran Ibn Ali. Den Aufschluß über das Schicksal des Turms gab die Untersuchung eines durch seine rötliche Farbe merkwürdigen Schutthügels, Homera. Es zeigte sich, daß kein Gebäude darin steckte, sondern daß alles von unten bis oben aus aufgehäuftem Ziegelbruchmaterial bestand, und die dabei aufgefundenen Inschriften legten den Schluß nahe, daß wir hier den Schuttberg vor uns haben, der durch Abbruch des Turmes unter Alexander dem Großen entstand. So erklärt sich auch der Befund, daß an der zweifellos festgestellten einstigen Stätte des Turmes nur ein schon im Altertum offenbar eingeebnetes Gelände zu sehen ist. Das ganze in den drei Hügeln von Homera aufgehäufte Bruchmaterial umfaßt etwa 300 000 Kubikmeter. Es ist nicht zwecklos hingeschüttet worden, sondern sollte besonderen späteren Zwecken nutzbar gemacht werden. Der nördliche Hügel ist allerdings nicht mehr zur Ausnutzung gekommen, der südliche aber diente einem griechischen Theater als Unterbau und der mittlere — doch hierüber möchte ich wieder Koldewey selbst das Wort geben!

Die Erhebung unterscheidet sich von den übrigen dadurch, daß sie in einer Höhe von 7,50 m über Null als Plattform eingeebnet worden ist, und zwar gleich bei der ursprünglichen Anlage. Unbedeutende Schuttreste auf der Höhe stammen von späten und schlechten Wohnungen her, um

derentwillen die Terrasse nicht geschaffen war. „Diese zeigt oben starke Rötung ihres Materials, wie sie die Folge eines Brandes zu erzeugen pflegt. Auf einen derartigen großen Brand deuten auch die hier sich befindenden, in starkem Feuer flüssig gewordenen, zusammengeschmolzenen Lehmblöcke mit deutlichen Abdrücken von Palm- und anderem Holz. Die Abdrücke lassen vielfach die scharfkantigen Werkformen guter Zimmermanns-arbeit erkennen. Das alles ist sonderbar, und man möchte eine Erklärung dafür haben. Diese läßt sich vielleicht durch den Hinweis auf den Scheiter-haufen gewinnen, den Alexander der Große bei der Feier des Leichen-begängnisses des Hephästion errichten ließ. (Vgl. Diodor XVII. 112.) Um die Plattform für diesen prächtig ausgeschmückten Holzbau zu gewinnen, ließ Alexander, wie Diodor berichtet, ein Stück der Stadtmauer von Babylon einreißen und bediente sich des dabei gewonnenen Ziegelmaterials. Unsere Plattform ist allerdings ringsherum zerstört, die erhaltene Fläche gewiß nur ein kleiner Teil der ursprünglichen, so daß es nutzlos wäre, hier nach den Spuren des Baues im einzelnen zu suchen. Der Ort liegt der Burg gerade gegenüber, von ihr getrennt zu Alexanders Zeit durch den Euphrat. Die prachtvolle Pyra, die 12 000 Talente gekostet haben soll, muß sich demnach in eindrucksvollster Weise von der Akropolis aus vor dem östlichen Horizonte abgehoben haben."

Auch die Mauer, die Alexander einreißen ließ, um den Unterbau für den Scheiterhaufen aufzutürmen, wird schadhaft gewesen, wie der große Tempelturm. Ist es aber nicht eine wunderbare Fügung, daß wir nach mehr als zwei Jahrtausenden noch auf solche Weise in den Stand gesetzt werden, die aus dem Altertum berichteten Vorgänge uns lebendig zu machen? Es gäbe noch mancherlei aus Koldeweys Buch zu erzählen, aber ich will schließen. Nur kurz will ich noch erwähnen, daß die Ausgra-bungen sich auch bereits der alten Wohnstadt von Babylon zugewandt haben. Merkwürdigerweise heißt derjenige Teil der Ruinen, wo die meisten und bedeutendsten Ueberreste des bürgerlichen Babylon aufgedeckt wurden, bei den einheimischen Arabern noch heute „Merkes", d. h. Stadt, als Verkehrsmittelpunkt zum Gegensatz zum Dorfe gemeint. Zu oberst kommen noch Reste spärlichen Charakters aus der Parthischen Zeit. Dann folgt eine 4 m starke Schicht aus der Glanzzeit der Stadt von der neubaby-lonischen bis in die griechische Epoche hinein. Darunter wechseln die Zeugnisse für bald schwächere, bald stärkere Bewohnung des Stadtgebiets. Ganz in der Tiefe trifft man wieder auf eine bedeutende Schichtung mit eng beieinander stehenden Häusern. Beschriebene Tabletten zeigen, daß man sich hier in der Hammurabi-Zeit, am Ende des 3. Jahrtausends v. Chr., befindet. Die Hausmauern zeigen vielfach die Spuren einer Feuersbrunst, in der die Stadt damals vernichtet worden zu sein scheint. An einzelnen Stellen haben die Grabungen auch vorgeschichtliche Funde, jedoch keine von sehr großer Bedeutung, ergeben.

Paul Rohrbach.

Literatur.

Kalewala, das Nationalepos der Finnen. Nach der zweiten Ausgabe ins Deutsche übertragen von Anton Schiefner. Georg Müller Verlag. München. 1914.

Kalewala, das Nationalepos der Finnen, pflegt den meisten unserer Gebildeten und selbst manchen Literarhistorikern und Mythologen kaum dem Namen nach bekannt zu sein. Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß der Verlag von Georg Müller in München einen Neudruck des interessanten Werkes veranstaltet hat, den Martin Buber nach dem zu Helsingfors im Jahre 1852 erschienenen Druck bearbeitet und durch Anmerkungen und ein Nachwort ergänzt hat. Das Werk besteht aus fünfzig Gesängen, Liedern oder Runen von im ganzen etwa 23000 achtsilbigen trochäischen Versen, die in ein sehr hohes Alter hinaufreichen. Freilich so, wie es uns vorliegt, ist das Kalewala dem finnischen Volke unbekannt. Keines der Lieder ist je so gesungen worden, wie es im Epos aufgezeichnet steht. Wohl aber ist jedes von ihnen in seinen wesentlichen Bestandteilen uralt, um alsdann von Elias Lönnrot um das Jahr 30 des vergangenen Jahrhunderts gesammelt, überarbeitet, untereinander zu einem Ganzen, dem Werke, wie es uns heute vorliegt, verbunden und in der endgültigen Gestalt 1849 unter dem Titel „Kalewala" herausgegeben zu werden, „nach der in den Liedern selbst gebrauchten Bezeichnung des Landes, an welches sich die epische Handlung vorzugsweise anknüpft als den Sitz Kalewas, des Ahnherrn der Helden, von deren Taten und Schicksalen die Sagen erzählen." Diese Helden sind Wäinämöinen, der Schmied Ilmarinen und der kecke, immer wohlgemute und zu allen Unternehmungen bereite Weiberheld Lemminkäinen. Besonders der erste von ihnen, der alte Weise, Dichter, Zauberer und Sänger Wäinämöinen, bildet die Hauptperson der meisten Lieder. Er ist der Heilbringer des finnischen Volkes, und sein Kampf mit dem finsteren Nordlande, dem Herrschaftsgebiete der mächtigen und bösen Louhi, um den Besitz der schönen Nordlandsjungfrau und des Sampo, eines geheimnisvollen glückbringenden Dinges, wie es scheint, einer Art Sonnenmühle, die der Wunschmühle Grotti in der Edda gleicht und zugleich an das goldene Vließ der Argonautensage erinnert, steht im Mittelpunkte des gesamten Epos. Alle drei werden als Menschen hingestellt, lassen aber ihre ursprünglich göttliche Natur noch deutlich hindurchschimmern, so wenn Ilmarinen, der Verfertiger des Sampo, zugleich als Himmelsschmied gekennzeichnet wird, Wäinämöinen eine entschiedene Verwandtschaft mit dem eddischen Odin sowie dem britischen Gwydion zeigt und Lemminkäinens Ende eine unverkennbare merkwürdige Übereinstimmung mit dem in der Edda geschilderten Schicksale Balders aufweist. Überhaupt ist das Ganze mythologisch von höchstem Interesse. Es enthält Züge des grauesten Altertums und bietet, in freilich oft wunderlicher Verkleidung, mythische und sagenhafte Stoffe in ihrer ursprünglichsten Form dar, die uns von andern Völkern in einer mehr ausgebildeten Gestalt

bekannt sind, wie z. B. die Argonautensage oder den Mythus von der Heimholung des Göttertrankes durch Indra und Odin u. s. w. Manches dürfte auch hier astral zu erklären sein. So scheint insbesondere Wäinämöinen, wie die meisten Heilbringer des Mythus, sein himmlisches Urbild im Sternbilde des Orion zu haben, während seine Mutter, die Tochter der Luft, die zur Wasserjungfrau wird, auf die Milchstraße deutet und die phantastische Erzählung seiner Geburt einen offenbar himmlichen Vorgang widerspiegelt. Einmal vernehmen wir auch christliche Anklänge, nämlich in der letzten Rune, die von der reinen und keuschen Jungfrau Marjatta (Maria) handelt, wie sie einen neuen Heilbringer infolge des Genusses einer Preißelbeere gebiert, in derselben Weise, wie die Mutter des phrygischen Attis, ihren Sohn von einer in ihren Schoß gefallenen Mandel erhalten haben soll. Wäinämöinen rät, das Kind zu töten. Da jedoch sein Urteil nicht beachtet wird, geht er unwirsch hierüber aus dieser Welt hinweg, vielleicht eine Ausspielung an die Verdrängung des alten einheimischen Glaubens durch das Christentum. Am seltsamsten berührt der reichliche Gebrauch, der im Kalewala vom Zauberwesen gemacht wird. Alles bringen die Helden des Liedes durch ihren Zaubergesang und ihre Beschwörungen zustande, leblose und lebendige Dinge, Bäume, Berge, Wasser, Tiere und Menschen, so daß man sich nur fragt, warum sie sich bei solchen Fähigkeiten denn überhaupt noch die Mühe machen, sich persönlich in Kampf und Gefahren zu begeben. Hier zeigt sich das ganze Volk noch tief versunken im Schamanentum, wie denn bekanntlich auch in den alten Quellen die Kunst der Beschwörung und des Zauberns als eine spezifisch finnische hingestellt wird. (Vgl. Paul Herrmann; Nordische Mythologie 1909, S. 540 ff.) Es ist freilich keine leichte Arbeit, sich durch die 23000 Verse des Liedes mit ihren zahlreichen epischen Wiederholungen und ihrem oft geschwätzigen Wortreichtum hindurchzulesen. Wer jedoch die nötige Geduld hierzu aufwendet, der wird sich reichlich belohnt finden durch den Zuwachs seiner mythologischen Kenntnisse, den er dadurch empfängt, vor allem aber durch den Einblick in das uns oft so fremdartig anmutende Wesen der Urzeit eines Volkes, das uns in mancher Beziehung nahe steht, und dessen Dichtung schon wegen ihres rein poetischen Gehaltes das tiefste Interesse erweckt.

Arthur Drews.

Die Religion der Menschheit im Gewande der Dichtung. Fritz Philippi, Adams Wiederkunft. (Otto Rippel, Hagen i. Westf.)

Nicht die Absicht einer Vergleichung der jüngsten Adam-Dichtung mit der etwas früher erschienenen von Siegfried Lipiner*) hat die Wahl unseres Themas bestimmt. Zu solcher Vergleichung fühlt man sich kaum aufgefordert, weil die Absicht und die Art beider Dichtungen, im Grunde auch der Stoff zu weit verschieden ist. Sondern rein für sich verlangt Philippis

*) Ich werde diese in der nächsten Nummer dieser Zeitschrift für sich würdigen.

Dichtung eine Würdigung hinsichtlich dessen, was sie zum religiösen Problem zu sagen hat. Sie verkörpert in ganz dichterischer Lebendigkeit und ganz philosophischer Folgerichtigkeit, so wie keine zweite mir bekannte Dichtung, den Gedanken der reinen Menschheitsreligion.

Immer zwar ist es ein Wagnis, den Ideengehalt einer Dichtung aus dem Gewande, vielmehr dem lebenden Körper der Dichtung gleichsam als ihr Knochengerüst herauszupräparieren. Zerstört man damit nicht die Dichtung? Ja: so wie die Untersuchung des Biologen das Leben, das sie zu erkennen trachtet, als solches zunichte macht, indem sie an dem Lebendigen eine Zerlegung vornimmt, die mit seinem Leben nicht verträglich ist. Und doch zielt sie darauf, dies Leben zu erkennen, und soweit ihr das gelingt, ermöglicht sie, es nur tiefer, ernstlicher, seiner vollen, ungeschminkten Wahrheit nach in Gedanken mitzuleben. Keine Furcht also: die gedankliche Zergliederung der Dichtung wird, wenn sie nur den Kern der Sache wirklich trifft, gerade dem unmittelbaren Miterleben des lebenden Werkes förderlich sein.

Die „Idee", die wir in der Dichtung ausgeprägt finden, ist sicher nicht von uns erst in sie hineingetragen; sie spricht in der Dichtung selbst in fast programmatischer Schärfe sich aus: „Der Mensch ist Wunder — Evangelium . . . Du Menschenherz bist Weltenheiland." Das sind schon fast zu intellektualistische Formulierungen für eine Dichtung. Aber mindestens so „philosophisch" haben alle Dichter gesprochen, deren Dichtung Prophetie war. Sie durften, wie unser Dichter, sagen: „Wer hört, vernimmt's."

Schon der Titel redet eine deutliche Sprache: „Adams Wiederkunft." Das will sagen: „Der Mensch muß wiederkommen." „Jetzt komm ich, aus Zeitlosigkeit entronnen, bei meiner Menschheit an." Das heißt: die wirkliche, zeitlich existierende Menschheit muß werden, was sie ihrer Idee nach schon uranfänglich ist: eben Menschheit. Der erste Mensch, Adam, vertritt diese uranfängliche Idee, deren logische Priorität dichterisch nur als zeitliche (des „ersten" Menschen) sich ausdrücken konnte.

So auch bei Lipiner, um denn wenigstens in diesem ersten Ausgangspunkte die hier sich aufdrängende Vergleichung nicht zu umgehen. Sie ist lehrreich gerade, weil sie sofort auch den Unterschied klar erkennen läßt. Lipiner stellt, offenbar angeregt durch den Apostel Paulus (Römer 6), dem ersten „Menschen", Adam*), den zweiten, Christus, gegenüber: wie jener „das" Gesetz und damit „die" Sünde und „den" Tod in die Welt gebracht hat, so dieser „die" Erlösung**). Dagegen faßt unser Dichter in großer Kühnheit beide ganz in eins: Adam selbst muß wiederkommen; nicht „des Menschen Sohn", sondern er selbst, der uranfängliche Mensch. Denn nur durch denselben, durch den und in dem das Problem uranfänglich ge-

*) Der schon bei Paulus selbst „Typus" des kommenden ist. „Typus" ist einer der Ausdrücke, mit denen Plato die „Idee" umschreibt.

**) Wie stark mit dem allen der Apostel platonisiert, scheint von den Theologen nicht immer empfunden zu werden.

stellt war, kann es auch seine Lösung finden, und nur diese beiden Stadien: Problem und Lösung, werden unterschieden als der Adam der Ueberlieferung, der Stammvater und „Typus“ der wirklichen Menschheit, und der kühnlich neugedichtete, zum zweiten Male in die Welt der Zeitlichkeit herabgekommene — der nun auch in jedem Zuge die Rolle des „Menschensohnes“ auf sich nehmen muß. So ernstlich ist es gemeint: der Mensch ist Evangelium: der Mensch der „Idee“, welche Idee aber in der wirklichen Menschheit lebendig werden soll. Sicher hat diese reine Humanisierung der christlichen Grundidee tausendfache Wurzeln in der Geschichte unserer Religion von Anbeginn an; doch tritt sie darum nicht weniger neu und überraschend zutage in dieser rückhaltlos deutlichen, nichts mehr verhüllenden dichterischen Ausprägung.

Aber welches ist nun die in Adam dargestellte Idee des „Menschen“? In aller Klarheit entwickelt sie das erste „Bild“ — so nennt der Dichter die Akte seiner Handlung, wohl um sie auch damit als „nur ein Gleichnis“, als „Mysterium“ zu kennzeichnen. Es entwickelt die Idee in größter Einfachheit ganz und nur aus den bekannten Zügen der Ueberlieferung von Adam. Der Mensch ist Mensch erst geworden durch den Sündenfall. Die „Sünde“, nämlich die Uebertretung des Verbots, vom Baume der Erkenntnis zu essen, hat zum Kern das ganz Positive: den „Trotz“, d. i. die „Macht des Willens, der sich selbst geboren ward — aufs Ungewisse hin, jedoch sich selbst zu eigen.“ In ihr spürte der Mensch „seine Sonderheit“ — „das Leben spricht“ mit ihm fortan „wie (mit) seinesgleichen“. Das heißt es: „Du bist nicht Tier, nicht Baum, du bist ein Mensch.“ Sich selbst gewinnt der aus dem Paradies Vertriebene aus der Wildnis täglich wieder, im täglichen Kampf um Obdach, Nahrung, Weib. Ja er wird, fallend, kämpfend — Gottes Mitgesell. „Ich kämpf mich hin zu ihm, ob durch Jahrtausende ich ihn erreiche.“ In solcher Gesinnung darf und muß Adam die selige Ruhe des Himmels verschmähen, die, indem sie ihn aufgenommen, nach seiner Empfindung sein Leben ihm geraubt hat. So nimmt er entschlossen noch einmal das Erdenleben auf sich und — den Tod. Dieser erscheint vorerst als völlige Vernichtung. Aber das kann die letzte Meinung nicht sein. Es wäre das Einzige, was bliebe, wenn er, fremd auf Erden, sich (die Idee des Menschen) vergebens suchen würde im Menschen, weil ihn kein Mensch mehr kennt. Denn soll Unsterblichkeit von ihm genommen sein, dann würde er selbst nicht mehr leben, selbst vernichtet sein wollen. Aber so kann's nicht kommen, er wagt es daraufhin, denn er glaubt unerschütterlich an seine Kinder, die Menschen, sie müssen ihn — er muß sich selbst in ihnen wiedererkennen, und so wird er mit ihnen leben.

So das Problem; ihm sei nun, zur vollen Verdeutlichung der Grundidee der Dichtung, sogleich die Lösung gegenübergestellt, die in der Tat in strenger Logik ihm entspricht. Die Idee stirbt nicht. Zwar Adam nimmt, in voller Freiwilligkeit, allem zum Trotz, dem Tode selbst zutrotz,

den Tod auf sich; aber — „durch Sterben lebe ich*).“ Welches aber ist dies „Leben“? „Laß Zeit dem Menschensohn. Geduld! Bringt keiner Sinn mit einem Ruck ins Ganze. Doch bist du selber Sinn, wirst du dem Ganzen dienen — indes die Ueberwelt unendlich heilkräftig singt und lockt der Stunde Zukunft aus dem Staub. Unendlichkeit bedarf der Mensch.“ Es ist die philosophischste Stelle des Gedichts: hier ist die „Idee“, ganz nach Kant, „unendliche Aufgabe“ geworden; nie erfüllt — ihre Erfüllung wäre jene gesättigte, träge Ruhe des Himmels, die Adam nicht ertrug, nie ertragen lernen würde. „Ewigkeit“ aber bedeutet in Wahrheit gar nicht dies; sondern sie bedeutet das ewige Schaffen des zukünftigen Wesens — ein „klingend Nieermüden“. Das „Weltall“ sei immerhin „des Todes“, aber, wie Adam, wird es „durch Sterben leben“; so ordnet das „Chaos“ sich als „göttlich Werden“. Ja, „begnadet“ wird der Tod selbst; begnadet, nicht bloß „überwunden“; er gehört selbst in die ewige Ordnung des Seins, welches fortan das ewige Werden bedeutet. Der Tod selbst muß es Adam bezeugen: du bist die Macht, den Tod zu meistern, du hast den Zwang von mir gelernt. Er, der als „Menschheitsverächter“ durch das ganze Stück Adams Widerpart gewesen, er hat, am Schluß, von ihm gelernt ehrfürchtig sein — nämlich Ehrfurcht zu haben vor der Idee der Menschheit. Von da ab „spricht der Himmel selbst mit ihm als seinesgleichen“. — So ist „der Tod verschlungen in den Sieg“, anders als es verstanden zu werden pflegt: zunichte geworden; sondern selbst als Bedingung in ihn aufgenommen; vernichtet nur, sofern er die Vernichtung bedeutete — „es starb auch mit das Sterben“ — d. h. irrig zu bedeuten schien, als solche mißverstanden wurde. Sei es die Nacht, so ist diese Nacht „die Brücke für den künftgen Tag“. So reichen die Menschheit und der Tod sich die Hand zum „neuen Bund“. „Ich wandle dich“, sagt Adam zu ihm: durch diese Wandlung ist er überwunden, ist er begnadet.

Diese Deutung des „neuen Bundes“ mag wohl als der Gipfel der ganzen großen „Handlung“ angesehen werden, die das Stück uns vorführt. Oder gibt es vielleicht doch noch ein Höheres? Vielmehr, schließt dieselbe ein Höheres noch in sich? Ja: der Sieg über den Tod bedeutet zugleich den über die Sünde. Schon war in dieser der ganz positive Sinn des Selbstseins, der Urtat des Willens erkannt. So, in diesem ihrem letzten, positiven Kern, kann sie nicht verflucht sein. Ihr Fluch war der Tod, aber der ist ja jetzt „begnadet“, nämlich erkannt als die Bedingung, der dunkle Quell des Lebens, die Nacht, aus der ewig neu sein Tag ersprießt. So wandelt sich der Fluch in Segen. Wie konnte auch Gott — über die Menschheit, seine göttlichste Schöpfung, den Fluch verhängen? Wir stehen hier an dem Quell der „Theodicee“, welche diese wie jede Tragödie zuletzt bedeuten muß. Der „Fluch“ Gottes über Adam ist nun erkannt

*) Es soll doch nicht unangemerkt bleiben, daß gerade hier Philippi schlagend übereintrifft mit Lipiner, nicht im „Adam“, aber im „Prometheus“.

als Segen. Der Kampf des „Menschen“ auf Erden (der eigentlich erst den „Menschen“ unterscheidet), ja sein Fall selbst ist „gerechtfertigt“ als der Weg zur Selbstheit, durch die der Mensch — freilich nur „durch Jahrtausende“, nein in der Unendlichkeit — Gott „erreicht“, das heißt nicht: selbst Gott wird, wohl aber „Gottes Mitgesell“. Der geläufigere Ausdruck der „Gotteskindschaft“ begegnet nicht; doch kündet Adam „seiner“ Menschheit Rückkehr zu sich selbst, als ihre „zweite Kindlichkeit“; die ja wohl Gotteskindschaft sein muß. —

* * *

Nachdem so voraus Problem und Lösung rein gedanklich klargestellt ist, muß nun — das wird die Probe aufs Exempel sein — der Aufbau der Handlung sich klar durchblicken lassen.

Ein Drama ist kein Rechenexempel; es darf nicht aus den Voraussetzungen die Folgerung gradlinig ableiten, sondern es braucht Entwicklung durch Streit, durch hartes Aufeinanderprallen der Gegensätze, doch um sie zu überwinden. Und mit weiser Berechnung läßt der Dichter den Streit von Akt zu Akt sich verinnerlichen und damit verschärfen, bis (im vorletzten Akt) zum scheinbaren Unterliegen des Helden und seiner Idee, aus der dann nur umso sieghafter (im letzten) der endgültige Triumph hervorwächst.

Die Gefilde der Seligen tun sich vor uns auf: „Ewigklar und spiegelrein und eben fließt das zephyrleichte Leben im Olymp den Seligen dahin;“ das ist die Stimmung. Aber der Trunk aus dem spiegelglatten, laulichen Gewässer vermag Adam, dem nach „Vergessen“ Dürstenden, Erquickung nicht zu spenden: „Mein Trunk, der mich erquickt, müßt schwarze Felsenkammern sprengen.“ Der ewig gleiche Jubelsang der Seligen, die „in Ruh“ sind „vor aller Erdenmühe“ — dies „Himmelslächeln, das noch nie vom Weinen herkam“, es dünkt ihm „versteint, bewußtlos, blöd.“ Denn in ihm lebt — des Menschen sicherster Besitz: die Sehnsucht, die von dem ewgen Lachen durch Leid genesen möcht. Denn ihm starb sein Herz nicht — warum? Die Uhr in seiner Brust kam „aus des Meisters erster Hand;“ so kann er nicht in der Stille der Seligen sich befriedigen. Und er weiß: er ist mehr als sie. Die Tat selbst, die „Sünde“, die aus dem Paradies ihn vertrieb, den Fluch selbst, den die Tat nach sich zog, erkennt er klar als den Ursprung der höheren Würde des Menschen, des frei Wollenden. Auch die Mutterschaft, die Geburt aus dem Schmerz — die von Eva, der Menschenmutter selbst, nicht mehr verstanden wird; warum? Sie wurde zur Himmelskönigin*) erhöht, nein erniedrigt! — ihm wird sie zum klaren Ausdruck der ewig neu aus dem Tode sich gebärenden Zukunft der Menschheit. Seine Kinder, sie leben ja, sie müssen ihn wiedererkennen, so wird er der „fernsten Menschheit“ Mutter und Heiland werden. In dieser

*) Das erinnert uns daran (mag es der Dichter beabsichtigt haben oder nicht), daß der hier dargestellte Gegensatz im Christentum selbst sich darstellt in seinen beiden Grundtypen, deren einer den Schwerpunkt eben in den Himmel verlegt, der andere ins Erdenleben des Menschen.

sich immer kühner und stolzer emporringenden Gewißheit erkämpft er es sich von den Himmlischen, daß er zurückgegeben wird der Erde, ihrer Menschheit, und das heißt, dem Tode. Dem Tode, der vorerst als Feind erscheinen muß, ihm schlummerlos auf den Fersen folgen soll, um, wenn er sein Suchen nach der Menschheit als vergeblich erkannt haben wird, ihm sein Herz stillzustellen, die Unsterblichkeit von ihm zu nehmen. Aber wir wissen schon, er wagt es darauf. Nur wird es einen harten Kampf kosten; auf diesen weist zum Schluß das Auftreten Kains, der mit dem noch von Abels Blut geröteten Lammfell wieder und wieder an des Himmels Pforten erscheint, um stets entsetzt wieder zurückzufliehen. Die Symbolik ist ergreifend: Adams Erstgeborener wandelt noch unstät auf Erden, beladen mit der furchtbaren Urschuld, der Folge von Adams Fall, die von ihm mit unheimlichem Folgezwang auf die ganze Menschheit sich fortgezeugt hat. Und Adam hofft sich, hofft die reine Menschheitsidee in seiner Menschheit wiederzufinden!

Als sein Widerpart aber tritt der Tod auf, nicht bloß nach seiner nächsten Bedeutung des Abreißens des Lebensfadens, und etwa als volkstümliche Gestalt; sondern in ihm faßt sich alles zusammen, was, als harte, kalte Verneinung der Menschheit, dem allein wahren Leben aus der Idee des Menschen sich entgegenstellt. Von seinen verschiedenen Phasen ist noch die wenigst bedrohliche eben die volkstümliche des unerbittlich kalt ins blühende Leben eingreifenden äußeren Sterbens. Der Mensch ist freilich zuerst der Sterbliche. So führt das zweite „Bild“, grell und gemeinverständlich genug, den Hohn des Todes auf die Menschheit und das elementare Grauen vor ihm, das den Menschen im Menschen niederhält, vor Augen. Die Menschen alle, die da auftreten, „kleine Leute“, sind gar nicht schlecht, nicht dem Guten unzugänglich, nur durch das Schreckgespenst des Todes allzu rasch aus dem Geleise geworfen, und der Tod, der als Hausierer auftritt, hat seine mephistophelische Freude dabei, in seinem Anblick diese Allzumenschlichen ihre ganze Erbärmlichkeit vor dem sehnsüchtigen Menschheitssucher bloßstellen zu lassen. Es darf ganz dem Genießen des Lesers überlassen bleiben, dies Spiel des Todes mit den armen Menschlein von Zeile zu Zeile zu begleiten. Aber, so sicher er seines Triumphes ist, Adam läßt sich keinen Augenblick beirren. Nach Leid hatte er im Himmel sich gesehnt; es ist das Erste, was auf Erden ihm entgegentritt; doch gerade „Leid macht ihm Vaterfreude“; und das Sterben kann nur sein Mitleid vertiefen. Es reizt ihn den Menschenverächter Tod eines bessern zu belehren: „Du solltest glauben müssen an die Meinen.“ Das hingeworfene Wort des Hausierers: „Verkleidung ist auf Erden alles; was ist, muß erst enthüllet werden“, wird von ihm sofort ins tiefere gewendet: Also ist auch das Sterben selbst nur Verkleidung. „Leid, du! Dann wärest du nicht tot!“ Und der Reihe nach entdeckt sich ihm das Menschengefühl, zuerst in dem finstern Gast mit dem blutigen Fell: Kain, der eben aus diesem Menschengefühl vor ihm flieht, denn wie könnte er mit der Last seiner Schuld vor seiner Menschlichkeit, vor der Menschheitsidee selbst bestehen? Dann in der Lies,

der liebedürstenden, liebebereiten, die sich von ihm segnen läßt; in dem blinden Spielmann, der ihn, den „Heiligmann", „inwendig sieht". Aber auch die andern alle, die sich im Angesicht des Todes keineswegs tapfer und vornehm beweisen — wie sollte es seine Liebe beirren können, daß sie ihre Haut zu wahren suchen und sich retten, wie sie eben können? Was könnte Erbärmlichkeit anders in ihm wecken als Erbarmen? So muß der Tod zuletzt bekennen: Ich hab noch nicht gesiegt. — Der Dichter liebt es, am Ende jedes Ganges in dem großen Duell auf den nächsten Gang vorauszuweisen; so hier durch das Auftreten des Waibels, dem sich der Hausierer als des Reiches Kanzler zu erkennen gibt. Das deutet auf den Ueberschritt von der Welt der kleinen Leute und kleinen Sünder zur großen Welt der Staatsaktionen: ins Königsschloß führt uns das dritte „Bild".

Hier tritt nun die Unmenschlichkeit in einer neuen, schon ernsteren Gestalt auf. Der einfache Schrecken vor dem Sterben ist ja nur ein freilich allzumenschlicher Irrwahn, aber nicht von der menschheit-vernichtenden Wirkung, wie die innere Entfremdung, die der wahre, der ernstere Tod ist. „Fremd" heißt Adam den Kanzler; Fremd aber bedeutet „tot von Mensch zu Mensch". Das ist der lähmende Zauber, der auf der verstaatlichten Menschheit lastet. Und seine Lösung? „Der Mensch muß wiederkommen", der Mensch im Menschen sich erkennen, statt: Ich, Du sagen lernen.

Wieder ist es dichterisch vortrefflich, wie von der ersten Zeile an das Thema sich markiert: der Oberhoflakai, ein „vergoldet Holz", bläut den jungen Lakaien den Rangunterschied ein. Doch kann er den Menschen nicht ganz verleugnen, er muß die Träne im Aug zerdrücken, da er in der Nacht sein einzig Kind verlor. Beim Auftreten des Kanzlers weicht alles scheu und fremd zurück — „was anders soll das Zeugs" (Pack)! Ueber die stolz ragende Burg ist Adam sogleich erschrocken: „Wie wird der Herr von seiner hohen Zinne den Abstand überwinden, bis er im letzten Winkel Seinesgleichen noch umarmt?" Der König selbst hat in seiner Brust die Menschlichkeit gewaltsam ertöten wollen, wissend daß er damit sich selbst dem Tod verschreibt. Darum schläft er in einem offenen Sarg*): er flieht mit seinem Liebesbedürfnis von den Menschen zu den Tieren, versagt seinem Weibe, Mensch und Weib zu sein.

Ueber den mächtigeren Feind soll Adam nur den größeren Sieg erkämpfen. Er gewinnt zuerst die Königin, mit durch sie den König; er heißt beide essen von dem Brot der Menschlichkeit: „Im Brot bin ich." Seiner Kraft kann nichts widerstehen. Der Kanzler muß bekennen: „Du bist ein Partner, mit dem das Spiel verlohnt." Im Grunde hat er schon verspielt; sein Zauber ist, wenigstens hier in der Burg, schon gebrochen, Adams Zauber erwies sich stärker. Wundervoll, wie die Königin die Heiligkeit des Weibes, der Geburt erkennt als das Schaffen der Zukunft. Die

*) Unwillkürlich denkt man an Karl V. Als Zeit der Handlung ist beim 2. Akt das 16. Jahrhundert angegeben.

„Welt der hellen Angesichter" soll die Liebe bauen; das ist wichtiger als Krieg und alles Staatsgeschäft.

Das Eine sei als Probe hergesetzt:

Süß duften die Weiden.
Auf den Zweigen Gelbvögelein
schauen stracks in den Himmel hinein.
Bächlein hüpft auf der Heiden.
Süß duften die Weiden.
Morgen kommt des Nachbars Kind,
sieht wo am Bach Gelbvögelein sind.
Hebt an, Pfeifen zu schneiden.
Süß duften die Weiden.

* * *

Aber noch hält der Tod mächtige Trümpfe in der Hand. Mit sicherer Berechnung läßt er gerade nun, wo der Prozeß fast schon gegen ihn entschieden scheint, den Krieg in seiner ganzen Raserei dazwischentreten, und in tiefer Verbindung damit muß Kain wieder auftreten. Sein Brudermord ja ist es, der in der ewigen Selbstzerfleischung der Menschheit unaufhaltsam fortwirkt. Die Unmenschlichkeit in dieser grausamsten Gestalt, der wilde, losgelassene Menschenhaß, Menschenmord, aus der Entfremdung der sozialen Schichtungen geboren, scheint deren Schrecken noch weit zu überbieten. „Ein Massenchor auf dem Gesindeball des Todes — die Brüder hüben, drüben singen um die Wette und zapfen wechselseitig sich ihr Festgetränk, das rote Blut." Und Adam hat die Welt, die Staatswelt sogar, mit Liebe bauen wollen! „Das liebt sich schon, Herr König! Das Leben ist ein Morden, um zu leben."

Kain wird, anscheinend nur ein Opfer des Krieges, als Spion eingebracht. Der König überweist ihn zum Gericht — dem Adam. Und hier, in seiner Rolle als Richter, darf noch einmal die Menschheitsidee sich herrlich offenbaren: er lehnt jedes äußere Gericht ab, das innere gilt allein, das jeder in der eigenen Brust trägt: man tue dem Uebeltäter nur erst den Gassenlärm vom Ohr — der Richter spricht in ihm. Erstaunt erkennt der König: „Ein Richter, der mit Bitten straft, so daß davon die Wildheit zittert" — der doch vor dem äußeren Gericht gar nicht bange war. Und Adam darf triumphieren: gerade hier glaubt er, sich „aus Zeitlosigkeit entronnen", bei seiner Menschheit angekommen. Allein Kain selbst, eben sein inneres Gericht, kann noch an den Sieg der Menschlichkeit nicht glauben; seine Schuld, eine ganz andere als um die er hier vor dem Richter steht, ist viel zu groß, mit ihr darf Adams heiliges Auge sich nicht besudeln, er darf nicht ihren Fluch auf sich nehmen. Denn er ja — der Kanzler weist höhnend darauf hin — er, Kain, brachte die starke Kunst der Leuten bei, einander umzubringen. „Million! Sie kommen über mich mit blutentstellten Fratzen — das Blut brüllt wie ein Tier — verschlinge mich, Erde!"

Adam selbst muß vor solcher Wildnis grauen, in der er seine Menschheit, von seinem Erstgeborenen an, versunken sieht. Er weiß sich nicht gleich Rat: „Ich weiß nicht, wo ich bin. Sperrt mich mit diesem ein ins gleiche Mauerloch — Nacht in die Nacht!“

Es gilt noch ein letztes, schwerstes Ringen — mit diesem ernstesten Feinde des Menschen im Menschen: der Schuld, die ihn dem Tode verschreibt (4. Bild). Das bedeutet die gemeinsame Einkerkerung mit dem Träger des Brudermords. So kann er Adam, Adam ihm nicht mehr entrinnen, sie müssen miteinander ringen bis zum endgültigen Sieg oder zur endgültigen Niederlage. Schon aber hat ja der unzerstörbare Keim der Menschlichkeit in Kain sich wieder und wieder nicht verstecken können. Zu Adam unwiderstehlich hingezogen, weshalb doch flieht er vor ihm, will um jeden Preis von ihm los? Weil gerade im Anblick der ewigen Menschenliebe das Gewicht seiner Schuld vertausendfacht auf ihm lasten muß? Nein, sondern Adam, die Menschenliebe selbst, soll nicht in den Fluch seiner Sünde mitgerissen, ihre Reinheit nicht durch sie mitbefleckt werden. In ähnlicher Empfindung hatte der König gerade aus Ehrfurcht vor der Menschheit sein Weib nicht in die gleiche Verdammnis, in der er sich fühlen mußte, mithineinziehen wollen; er litt schwerer als sie. So stellt sich*) Kain sogar schlechter vor Adam als er ist, indem er in seinem Beisein dem eklen Spiel der Wollust mit der Dirne, die der Vater selbst, der trunkene Kerkermeister, ihm dienstbeflissen preisgibt, sich überläßt: damit es Adam vor ihm ekle und er sich von ihm scheide, denn er muß ihn vor sich selber retten! Aber Adam durchschaut ihn ganz, erkennt gerade in diesem absichtlichen Schlecht-sein-wollen, Sich-schlecht-machen noch den zertretenen Keim der Menschlichkeit, erkennt in allem sein Kind, den Erben jenes „Trotzes“ des Selbst-sein-wollens, der in der Sünde selbst der unzerstörliche, immer noch die Rettung gewährleistende edle Kern ist. Um Kains willen, daß ihm, dem Aermsten der Armen, Erlösung werde, wäre er bereit, selbst seinen Frieden mit dem Himmel zu machen. Das ist der tiefste Sinn der vergebenden Liebe: die Anerkennung des unzerstörlichen Kernes der Menschheit im entarteten Menschen, im Verbrecher selbst. So weiß Adam auch in der Dirne die Träne der Menschlichkeit zu lösen, das Brünnlein, aus dem ihr die Vergebung quillt. — Allein mit Kain gibt es noch harten Kampf: er will nicht Vergebung, daß doch Adam heil bleibe. Und um ihn vor sich selber zu retten, verrät er ihn, einem listigen Rate des Kanzlers folgend; verrät ihn — an wen? An das geistliche Kollegium, das der Kanzler eben jetzt zu ihnen ins Gefängnis hereingeschickt hat, daß er dem armen Sünder Beichte höre! Es ist von den grellen Szenen des an Kontrasten nicht eben armen Stücks die grellste, wie diese Geistlichkeit in der Religion, zu deren Hut sie bestellt ist, nicht die Menschlichkeit sucht,

*) Wenn ich den Dichter hier recht verstehe. Es ist die einzige Stelle, wo die Absicht nicht ganz deutlich ist.

sondern — das Mirakel; das Mirakel in seiner gröbsten, sinnlichsten Gestalt: Adam, der nicht vom Weib geborene, wird daran erkannt, daß das Mal der Weibgeburt, der Nabel ihm fehlt! Das erschüttert Adam so, daß er den Tag verflucht, da er zu seiner Menschheit zurückgewollt. . . „Das habt ihr gut gemacht. Nun kann ich sterben. . . Ich bin doch auf der Welt allein. Ich bin der letzte Mensch!“

Doch das kann nicht das Ende sein. Die stille Nacht, die, nachdem er mit Kain sich zum Verbrechertod hat verurteilen lassen, ihm zum tiefen Sinnen Zeit ließ, sie hat alles in ihm zur Klarheit gebracht. Ja, er will jetzt sterben, den Tod des Verbrechers, aber nachdem der Sinn des Todes, als des Tores zum ewigen Leben, sich ihm ganz erschlossen hat. Und indem er in solchem Sterben den Sohn mitnimmt, frohgemut mit ihm den Galgen beschreitet, wandelt er den Tod — der sich vergebens sträubt — so daß er selbst, in dieser seiner grausigsten Gestalt, zum Symbol der ewigen Erlösung wird. „Ich wag's. Du starr Gespenst, du bist des Landes Gott, die große Furcht, die erst muß überwunden sein, daß Menschen werden. So stumm und dürr, ich wandle dich. Daß, wer dich künftig schaut, an deiner Statt mein Antlitz schaut, gebreitet meine Vaterarme. . .“ Und indem Kain mit dem blutigen Fell sein Leid, das Leid seiner Schuld, auf ihn überträgt, teilt er „nach ewgem Willen ihm Menschheitsallmacht zu, Erlösung aller, die des Menschen warten.“

So ist (im letzten Bild) der Sieg vollbracht. Der Tod selbst muß sich überwunden bekennen, überwunden und begnadet. Und die Oberen singen die Bestätigung in der alles klärenden Schlußstrophe des Ewigkeitsliedes:

Wir sind das Lied der Kraft,
Die heilig, ungeboren,
Zukünftges Wesen schafft
Hervor aus dunklen Toren.
Und was im Erdenstreit
Ist kämpfend hingeschieden,
Das singen wir erneut
Als klingend Niecermüden.

* * *

Es ist ein schönes Zeugnis für die deutsche, christliche Theologie, daß ein Theologe diese Dichtung empfangen konnte. Freilich nicht ein Theologe im Kirchenregiment noch auf dem Katheder, sondern im harten Dienst an den Gefangenen. Da konnte er Menschheit in des Wortes unheiligster — und heiligster Bedeutung studieren: die Menschheit, die allzu menschliche, die erliegt, und die Menschheit, die fast mehr als menschliche, die triumphiert; triumphiert, nicht indem sie vor Sünde und Tod in irgendeinen reinen Himmel flieht, sondern frei und wahrhaft den Kampf mit ihr aufnimmt und sie besiegt durch Menschenliebe und Menschenglauben, die zuletzt doch der stärkste Zwang und Zauber sind; die sprechen dürfen:

Ich könnt mich hassen, mich vernichten,
Doch an den Menschen muß ich glauben,
Daß Welten dies bezwingt, was mich bezwang.
Ihr seid nicht stark genug dagegen.

In dieser Energie des Willens zur Menschheit wurzelt auch die dichterische Kraft dieses Mysteriums. Sie mußte in unserer Behandlung sich verstecken, weil diese ja, um den Knochenbau der Dichtung bloßzulegen, ihr Fleisch und Blut entfernen mußte. Doch sei davon so viel gesagt, als nötig, um dem allernächstliegenden Einwand zu begegnen: die Menschen dieses Stücks seien erklügelte Typen, „Verkleidung" von Ideen. Das sieht jeder, daß es Typen sind, und dawider hat die Kritik immer leichtes Spiel. Aber das Merkwürdige: diese Typen leben. Sie sprechen; ihnen steht eine Sprache zu Gebote, die bisweilen an den Faust, ja an Shakespeare gemahnt. Die „Verkleidung" erreicht eben ganz die Absicht der vollen, lebendigen Veranschaulichung des Unanschaulichen. Daß man es mit einem ganzen Dichter zu tun hat, würde schon allein der wunderbare Volkston der beiden Spielmannsliedchen beweisen. Die sind jedenfalls nicht erklügelt.

Marburg. Prof. Natorp.

Julius Ziehen, Aus der Studienzeit. Ein Quellenbuch zur Geschichte des deutschen Universitäts-Unterrichts in der neuen Zeit aus autobiographischen Zeugnissen. Berlin 1912. IX und 542 S., gr. 8.

Die Biographie ist an sich nicht stark genug, um eine geschichtliche Darstellung zu tragen; aber sie ist ein vorzügliches Mittel, um geschichtliche Zustände zu veranschaulichen. Das Rückgrat der Geschichte sind die Institutionen; aber um den Pulsschlag einer Epoche zu fühlen, muß man die lebendigen Menschen befragen.

Aus diesen Erwägungen heraus ist das vorliegende Werk entstanden, und unter diesem Gesichtspunkt ist es zu würdigen. Es ist ein Versuch, die Biographie in den Dienst der Geschichte des deutschen Hochschulwesens zu stellen und im Spiegel der Biographie die Entwicklung der deutschen Universitäten von der Mitte des achtzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zu verfolgen. Dieser Versuch ist vortrefflich gelungen, zumal wenn man berücksichtigt, daß der Verfasser eine Einführung für Anfänger liefern will und nicht nur die akademische Jugend, sondern sogar schon die Schüler der Prima bei seinem Unternehmen im Auge hat. Auch die zweite, weiter reichende Tendenz, einen ersten Einblick in den Gesamtaufbau und das Gesamtleben der Wissenschaft zu liefern, ist in gewissem Sinne verwirklicht, wenngleich dieses Ziel naturgemäß viel schwerer zu erreichen ist als das erste und in den dargebotenen Texten mehr angestrebt, als wirklich erreicht wird.

Der Verfasser hat alle vier Fakultäten in den Kreis seines Werkes

gezogen und eine Fülle biographischen Materials aus allen vieren herbeigeschafft. Achtzehn Theologen, neun Juristen, sieben Philosophen und Pädagogen, sieben Philologen, sechs Historiker und Kunsthistoriker, vier Geographen und Ethnographen, drei Mathematiker, fünf Naturforscher und vier Mediziner melden sich in charakteristischen Auszügen zum Wort und erzählen uns, was sie während ihrer Studienzeit auf deutschen Universitäten gesehen und erlebt haben. Es sind bekannte, zum Teil berühmte Namen darunter. Der Göttinger Michaelis, Klaus Harms, August Twesten mit seinen lehrreichen Aufzeichnungen über die Leuchten der neugegründeten Berliner Universität, Richard Rothe, Albrecht Ritschl, Bluntschli, Robert von Mohl, Christian Wolf, Friedrich Rosenkranz, Gottlieb Welcker, Otfried Müller, der Philologe Ritschl, Gervinus, Gustav Freytag, Wilhelm Lübke, Karl Georg von Raumer, Heinrich Kiepert, Liebig, Karl Vogt, Jakob Moleschott u. a. Daß die Vertreter der Geisteswissenschaften und unter diesen wieder die Theologen überwiegen, liegt wohl in der Natur der Dinge. Dennoch dürfte es sich empfehlen, in einer zweiten Bearbeitung die Philosophen, die, zumal in früheren Zeiten, die geborenen Universalisten zu sein pflegten und das Gesamtleben der Wissenschaft am eindrucksvollsten zur Anschauung bringen, stärker zu berücksichtigen.

Blättert man in dem reichhaltigen Werke, so findet man neben vielem Belehrenden auch manches hübsche, ergötzliche Stück deutscher Professoren- und Hochschulgeschichte, an dem man den Wandel und die Identität der Zeiten mit heiterer Laune studieren kann. Z. B., wenn Friedrich Wilhelm Ritschl in der Bewerbungsschrift, die er als Zwanzigjähriger zum Zweck der Aufnahme in das pädagogische Seminar zu Halle verfaßt hat, folgendes Bild von seinem Lehrer Hermann entwirft: „Er hat meine Studien ganz unsagbar gefördert. Wenn ich aber, hochgeehrte Herren, mit Eurer gütigen Erlaubnis ganz offen sagen darf, was mir an Hermann mißfallen hat, so ist es folgendes. Erstens lebt er sich selbst, der Wissenschaft, den Gelehrten, kurz allem anderen mehr als seinen Schülern, was daran zu erkennen ist, daß er einerseits die Schüler von dem persönlichen Umgang mit sich fernzuhalten pflegt, andererseits bedauerlicherweise auf die öffentlichen Vorlesungen zu wenig Eifer und Mühe verwendet. Zweitens läßt er sich nicht gern widersprechen, auch wenn man es mit guten Gründen tut — ein, wie mir scheint, höchst schwerwiegender Fehler bei einem Lehrer."

Oder wir hören Friedrich Rosenkranz von den Vorlesungen des Baron Kayserling (Lenz in seiner Geschichte der Berliner Universität schreibt richtiger Keyserlingk) erzählen, der in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Berlin dozierte und als Typus des verunglückten Privatdozenten bezeichnet werden darf. Rosenkranz erzählt, wie dieser nicht mehr ganz junge Herr, der an sich schon immer zu spät zu kommen pflegte, sein Kolleg in der Weise abhielt, daß er, um in der Stimmung zu bleiben, statt auf seine Studenten zu sehen, vielmehr auf das bunte Treiben

hinausschaute, welches die Straße an diesem frequentesten Punkte Berlins belebte. Ende Januar — es war das Winter-Semester und Keyserlingk las Religionsphilosophie — fing der Stoff an, ihm auszugehen. Da half er sich in der eigentümlichen Weise, daß er eines Tages plötzlich auf die Agendensache, die damals im Gange war, zu sprechen kam. „Da er nun hier aus der Tagespresse frisches Material genug empfing, so lavierte er sich noch bis Anfang März mit Anstand durch."

Wenn eine solche Ideenflucht vielleicht auch heute noch möglich ist, so dürfen wir uns dagegen freuen, an anderen Punkten um so deutlicher den Wandel der Zeiten zu verspüren. Z. B. wenn wir lesen, wie es im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Halle den jungen Theologen erging, wenn sie die löbliche Absicht hatten, auf ein oder mehrere Semester zu Friedrich August Wolf ins philologische Seminar zu gehen. Sie wurden, sobald ihre Absicht herauskam, unbarmherzig hinausgeworfen, und das, obgleich die theologische Fakultät in einer öffentlichen Anweisung an die Studierenden den Besuch des philologischen Seminars dringend empfohlen hatte.

Auch das wird heut nicht mehr möglich sein, was der Romantiker Gotthilf Heinrich Schubert von jenem ungenannten Jenaer Professor der Logik erzählt, der, in strengstem Inkognito, den ankommenden Studierenden entgegenreiste und sie, im Gasthof zu Kahla, für einen gewissen Professor bearbeitete, der, wie sich hernach in der Vorlesung herausstellte, kein anderer als er selber war.

Ein Unikum der deutschen Universitätsgeschichte scheint auch jener andere Jenaer Professor der Mineralogie zu sein, von dem der Mathematiker Franz Neumann erzählt. Dieser hatte ein höchst eigentümliches Verfahren, um zu seinen Mineralien zu kommen. „Sein beliebtestes Mittel war, hochgestellte Persönlichkeiten zu Ehrenmitgliedern der Mineralogischen Gesellschaft zu ernennen. Der Großherzog Karl August war selbstverständlich um die Ehrenmitgliedschaft gebeten worden, und allen anderen hohen Herrschaften mußte es schon aus diesem Grunde eine große Auszeichnung sein, ihrerseits auch zu Ehrenmitgliedern ernannt zu werden. Der Großherzogliche Hof stand in verwandtschaftlicher Beziehung zum Russischen Hofe: so wurde der Erbgroßherzogin, einer russischen Prinzessin, gleichfalls die Ehrenmitgliedschaft angetragen. Nachdem sie diese angenommen hatte, wurde ihr die Bitte ausgesprochen, sibirische Mineralien besorgen zu wollen. In reichlichem Maße flossen auf diese Weise dem Kabinet Mineralien zu."

Der erfinderische Herr Professor ersann auch noch ein anderes Mittel, um sein Kabinet mit Mineralien zu füllen. Er ließ sich große Sendungen kommen, packte sie aus, rangierte sie ein und erkärte sich dann plötzlich für zahlungsunfähig. Die Einkünfte seien plötzlich beschnitten worden, und er sehe keinen anderen Weg, als entweder eine fünfzehnjährige Abzahlung zu vereinbaren oder die Sachen zurückzuschicken, was jedoch, da alles schon

ausgepackt sei, mit starkem Risiko für den Händler verbunden sein werde. Das Beste sei deshalb, daß er sich entschließe, die ganze Sendung dem Kabinet zu schenken. Und wirklich hatte er in einer Reihe von Fällen mit diesem eigentümlichen Verfahren Glück.

Ich erzähle diese Geschichten nicht, um das vorliegende ernsthafte Buch auf das Niveau einer Anekdotensammlung herabzudrücken, sondern lediglich, um an ein paar Beispielen zu zeigen, wie kurzweilig die Art und Weise ist, in welcher der Leser dieses Werkes in die Geschichte des deutschen Universitätswesens eingeführt wird. Und auch wer weiter kommen will, wird auf das Reichlichste unterstützt. Der Verfasser hat alles Erdenkliche getan, um den Wißbegierigen weiterzuführen, und teils in den Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten, teils im Anhang umfangreiche Literaturnachweise gegeben, in denen, soweit ich sehen kann, alles Wertvolle und Wesentliche berücksichtigt worden ist. So kann sein Buch mit Fug und Recht als eine hübsche und so noch nicht vorhandene Einführung in das deutsche Universitätswesen empfohlen werden.

Berlin. Dr. Heinrich Scholz.

Der neue Götze. Bilder und Balladen von Julius Steinberg. Xenien-Verlag Leipzig. 138 Seiten. Preis geb. 3 M.

Ersichtlich hat „Der neue Götze" (die Zeit), dem das erste Bild unserer Sammlung gewidmet ist, dieser selbst den Namen gegeben.

Und es sind keine leicht beschwingten Spiele der Phantasie, die uns hier der Dichter vor Augen führt, er irrt nicht ab in das Reich unbegrenzter Möglichkeiten: innerlich gesammelt und mit gemessenen Schritten mögen wir in den Bannkreis treten, in den Steinberg mit seinen Balladen den Leser zieht. Gleich einer Klage mutet uns das erste Gedicht an:

„Und da ihr euer Trachten, Tu'n und Sinnen
Voll Blindheit nur gerichtet auf die Zeit,
Schlich unbemerkt und mählich sich von hinnen
Aus eurem Geist der Drang zur Ewigkeit.

Ein Preislied, so will es uns bedünken — ein Preislied auf die Ideale der Menschheit rauscht in diesen Versen uns entgegen, ein Hymnus, der bald in ernsten, feierlichen Tönen, dann wieder in sinnig weicheren Akkorden Geist und Herz bestrickt. Ein Dichter und ein Denker spricht aus seinen Worten. Seine Verse durchrankt die Weisheit der Vorzeit und theosophische Beschaulichkeit im Gesetze der Wesenseinheit alles Seienden:

In Stein und Pflanze, Tier und Mensch,
In Aether, Meer und Stern
Lebt Gottes Hauch und bringt mir nah',
Was vielen, ach, so fern.

(Glaubensbekenntnis.)

Eine scharfe Geißel schwingt der Autor über Geisteshohlheit und Banausentum, das lehrt uns sein „Pistositiv". Aber noch etwas anderes ist es, was uns aus seiner Seele warm entgegenflutet und was in der Welt „der neue Götze" noch nicht ganz zu ertöten vermochte: die Menschenliebe, das Mitgefühl für unsere Brüder auf der Schattenseite des Lebens. Aus jenem Gefühle entspringt auch, wie er Geiz und Geldgier mit scharfen Worten verurteilt, sonderlich in den Gedichten „Maifeier" und dem ergreifenden Liede „Schlagende Wetter".

In den Balladen und Uebersetzungen begegnen uns manch schöne Perlen warmfühliger, poetischer Erzählungskunst; immerhin steht der Epiker Steinberg hinter dem Lyriker zurück. Nicht verschweigen wollen wir, daß einige Dichtungen in der Sammlung Platz fanden, die wir lieber missen möchten; so z. B. „Jena", das schon in der ganzen Anlage und Auffassung der Situation als verfehlt gelten muß. Auch „Jeanne d'Arc" und „Der Gelehrte" sind keine Glanzleistungen und sollten in einer eventuellen neuen Auflage gestrichen werden.

Alles in allem: eine dichterische Gabe, erfreulich in unserer nur zu sehr auf Geld und Genuß gerichteten, verödeten Zeit, aus der vor dem „neuen Götzen" immer mehr die Ideale zu schwinden beginnen.

Wiesbaden. M. v. L.

Max Wundt, Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals. Berlin und Leipzig, Goeschen 1913. IX u. 509 Seiten 8°.

Der „Wilhelm Meister" ist so tief mit Goethes Leben und Schaffen verwoben, daß er für die Erkenntnis seines Wesens, seiner Entwicklung und fortrückenden Ideale unschätzbare Andeutungen und Aufschlüsse liefert. Von 1777—1829, also über 50 Jahre, hat ihn der Wilhelm Meister beschäftigt. Er wird in dieser Hinsicht nur von der Faustdichtung übertroffen; und wenn in jenen 50 Jahren lange Pausen und Stillstände zu konstatieren sind, so gilt dasselbe bekanntlich vom Faust und ist daher kein Argument gegen die Schätzung, die wir einem Goetheschen Werke schon auf Grund seiner zeitlichen Dimensionen mit gutem Grunde entgegenbringen dürfen. Denn er hat es nicht nur vermocht, dem Augenblick Dauer zu verleihen, sondern das, was ihn dauernd beschäftigte, hat er in eine Höhe gehoben, in eine Tiefe hinabgeführt, in denen es wie die Sterne leuchtet und wie auf dem Grunde der Dinge ruht.

Beim Faust ist das längst anerkannt, und der allgemeinen Empfindung entspricht die ungeheure Arbeit, die ganze Geschlechter mit vorbildlichem Fleiß an die Aufklärung und Auslegung der Dichtung gewendet haben. Ganz anders steht es mit Wilhelm Meister. Wie dieses Werk in der lebendigen Schätzung zweifellos weit hinter dem Faust zurücksteht, so ist es auch von der Forschung im ganzen eigentümlich vernachlässigt worden, und

man darf sagen, daß ihm die Forschung bis zum heutigen Tage vieles schuldig geblieben ist. Und doch ist auch hier der Gehalt so reich und, wie aller Goethesche Reichtum, zugleich mit soviel Fragen verbunden, daß eine gründliche Ueberschau über das Ganze und eine ebenso gründliche Erleuchtung des einzelnen zu den lohnendsten Aufgaben gehört, die die Goetheforschung sich stellen kann.

Diese Aufgabe nachdrücklich ergriffen zu haben, ist das Verdienst des Straßburger Philosophen Max Wundt, dessen kürzlich erschienenes Goethebuch schon um seines Themas willen den Anteil und die Aufmerksamkeit aller Goethefreunde verdient. Es ist dazu sogleich zu bemerken, daß das Verdienst des neuen Buches keineswegs nur in der Fragestellung, sondern vielmehr recht eigentlich in der positiv geleisteten Arbeit liegt, die selbstverständlich das ganze jetzt zugängliche Material gewissenhaft verwertet. Besonders gut gelungen erscheint mir die Ueberschau über das Ganze, die erleuchtende Betrachtung der einzelnen Phasen und scharfsinnige Entwicklung der Knotenpunkte der schließlich so komplizierten Dichtung. Hier, wo es sich um die Verdeutlichung und Verdichtung großer Zusammenhänge handelt, kommt dem Verfasser seine philosophische Herkunft überall aufs Beste zu statten. Er gliedert vortrefflich, ohne zu schematisieren, er konzentriert und reduziert mit glücklicher Betonung des Wesentlichen, und dabei ist das Ganze so flüssig geschrieben, daß man die durchgearbeiteten Widerstände kaum fühlt und manchmal geradezu wünschen möchte, etwas mehr von ihnen zu fühlen.

Aus der Herkunft des Verfassers ergibt sich von selbst, daß seine Arbeit in erster Linie unter philosophischen Gesichtspunkten steht. Und das ist wiederum ein Gewinn; denn die Frage nach dem Lebensgehalt der Goetheschen Dichtungen, nach dem, was sie für ihn und sein Geschlecht bedeutet haben, und dem, was sie heute für uns bedeuten, rückt notwendig immer in den Mittelpunkt, nachdem die Literaturgeschichte und besonders die Goethephilologie ihre mühsame, entsagungsvolle und grundlegende Arbeit im ganzen und großen geleistet haben.

Daß der Verfasser trotz seiner philosophischen Tendenzen die literarhistorischen Probleme, soweit sie in seine Sphäre eingreifen, keineswegs vernachlässigt, zeigt sogleich die Einleitung, die eine hübsche und fesselnde Uebersicht über die Romangattungen des 18. Jahrhunderts mit Ableitung aus den Tendenzen und Erlebnissen des Zeitgeistes liefert und Goethes „Meister" als die Zusammenfassung und souveräne Verknüpfung aller vorhandenen und versuchten Stile verdeutlicht. „Dieser größte Roman macht alle Formen der Gattung sich dienstbar. Ist er seinem Gehalt nach Bildungsroman, so entlehnt er die äußere Form auf weite Strecken dem Reiseroman; in der Behandlung des Problems aber zeigt er sich zunächst dem sentimentalen Romane verwandt, da er wie dieser die freie Subjektivität dem äußeren Zwange der Welt gegenüberstellt, um später in der Ironie,

mit der gerade dies schrankenlose subjektive Streben behandelt wird, Elemente des satirischen Romans in sich aufzunehmen."

Zunächst — damit ist der Urmeister gemeint, dessen Analyse, wie billig, den Auftakt bildet. Sehr glücklich ist diese erste Konzeption nach Form und Gehalt unter dem Gesichtspunkt des biographischen Romans behandelt. Das biographische Interesse in Gestalt des Anteils an einer mehr oder minder weltausschließenden, schöpferischen Entwicklung von innen heraus ist in der Tat der Hebel des Ganzen und Kraft wie Schranke des ersten Entwurfs.

„Sämtliche Gestalten des Romans entfalten ihr Wesen fast einzig in ihrer Beziehung zu seinem Helden. Der biographische Charakter tritt darin besonders deutlich zutage, daß von Anfang bis zu Ende Wilhelm der Träger alles Geschehens bleibt und nur an seinen Schicksalen der allgemeine Weltlauf geschildert wird. Er allein ist ein aktiver Träger des Geschehens, während alle anderen Personen wie seine Trabanten um ihn hergestellt sind. Darin kommt die Denkweise jener Epoche, der die geniale Persönlichkeit als der ursprüngliche Quell alles wertvollen Seins und aller Bestimmungen des Lebens galt, zu besonders deutlichem Ausdruck.

„Als Genie im Sinne dieser Auffassung wird Wilhelms Persönlichkeit gezeichnet. Er führt sein Leben aus den Tiefen seines eigenen Wesens, während es sich die anderen von Zeit und Umständen aufprägen lassen, er schafft aus einer unbedingteu Notwendigkeit seiner Natur, ohne nach irgendwelchen objektiven Regeln darüber Rechenschaft geben zu können; er erscheint fremd und einsam im Leben, und doch ganz erfüllt von der Summe wahren Menschentums und echten Lebensgehaltes. Der Gegensatz zu der ihn umgebenden Welt, die ihrem Wesen nach verneint, was ihm allein Geltung besitzt, und doch sein Drang, dieser Welt die Werte seines Innern aufzuprägen, und die Gewißheit seines Sieges bezeichnen seine allgemeine Stellung. In dem engen Dasein des Jahrhunderts aber bot einzig die Kunst der produktiven Persönlichkeit einen Weg in die freie Höhe eigenen Schaffens, so daß Genie und Künstler fast identische Begriffe wurden. So ist auch Wilhelm sein Weg vorgezeichnet; der Drang, der ihn erfüllt und von der Außenwelt absondert, kann allein in der Kunst einen Ausweg gewinnen."

Die italienische Reise hat den Dichter des Urmeister äußerlich und innerlich über die Basis und den Gesichtskreis der Geniezeit hinausgeführt und das weltbedingende Ich durch die Erkenntnis und das Erlebnis der großen, ichbedingenden Welt in seine Grenzen und Schranken zurückgeleitet, zugleich aber auch vor ganz neue Probleme, Aufgaben und Forderungen gestellt. Der Mensch, der das Leben aus sich herausschöpft, wird abgelöst oder mindestens ergänzt durch das Leben, das den Menschen aus sich heraus schafft und ihn, soweit er sich schaffen läßt, dadurch im eigentlichen Sinne erst bildet. Die Welt ist fortan nicht nur Ausfluß des Ich, sondern die selbständige Lebensquelle, die einfließen soll in das Ichgefüge; die Einwirkung des Menschen auf das Leben wird durch die Gegenwirkung des Lebens auf

den Menschen balanciert, und das ursprüngliche Allgewicht der freien Individualität durch ein neues Ideal, das Gleichgewicht von Ich und Welt mit besonderer Betonung des Weltfaktors, ersetzt.

Die Wendung vom Zuständlichen zum Gegenständlichen spiegelt sich sogleich in der neuen Form der Lehrjahre gegenüber dem Urmeister. „Der neue Standpunkt . . . mußte den Charakter des Romans völlig verändern. Indem die Persönlichkeit nicht mehr nur in den empirisch gegebenen Momenten ihres Daseins erfaßt wurde, sondern in den allgemeingültigen Werten, die sie umschließt und deren völlige Entwicklung ihre Aufgabe ist, wandelt sich der biographische Roman in einen wirklichen Bildungsroman.... Der enge Anschluß an Goethes eigenes Leben lockert sich oder löst sich ganz, nach allgemeinen Ideen sind fortan die Stufen in der Entwicklung Wilhelms bestimmt. Aeußerlich bleibt die Form des Reiseromans gewahrt, ja mit dem größeren Umfang der für die Bildung als erforderlich erachteten Lebensinhalte wird die Reise fast mehr denn je zuvor ein notwendiges Hilfsmittel. Denn der Gegenstand der Bildung wird jetzt nicht mehr auf das Theater, ja nicht einmal mehr auf die Kunst eingeschränkt, sondern das Leben in der ganzen Summe seines wertvollen Gehaltes macht ihn aus; in seinen typischen Formen muß es vorgeführt werden. So wandelt sich mit der dem Helden gestellten Aufgabe auch die objektive Weltschilderung, sie umspannt einen weit größeren Umkreis, indem aus dem Theaterroman ein Lebensroman hervorwächst."

Die Dimensionen haben sich gewaltig erweitert. Aus der theatralischen Sendung ist eine Art von Weltunterweisung geworden, aus dem lebensfremden Kunstjünger ein nach Weltweite und Lebensganzheit strebender Mensch, und die sprudelnde Kunstbegeisterung des ersten Entwurfes erscheint jetzt, wo ihre Schranken erkannt und ihre Grenzen deutlich sind, im Licht einer feinen Ironie.

Wilhelm selbst ist ein Anderer geworden, aus einem Lehrmeister des Lebens ein Lehrling des Lebens; er hat keine „Sendung" mehr zu erfüllen, sondern er soll selber erst leben lernen: daher der neue Titel „Lehrjahre", der die gänzlich veränderte Tendenz ebenso klar und treffend ausspricht, wie der alte Titel die ursprüngliche Richtung. In den neu geschriebenen Büchern tritt Wilhelm denn auch ganz merklich zurück. Er ist viel mehr Zuschauer als Held der Handlung, und die neuen Lebensformen, die er selbst durchlaufen soll, werden, wie der Verfasser sehr fein bemerkt, viel weniger an ihm selber, als an seiner Umgebung entwickelt. Er sieht sie um sich herum entstehen, und es steht fast zwischen den Zeilen, daß er bereit und fähig sein wird, sie nacheinander in sich zu verarbeiten.

Die Struktur dieser neuen Gestalten hat der Verfasser sehr glücklich getroffen, und man lese bei ihm selbst, wie die schöne Seele, der Oheim und Natalie die religiöse, ästhetische und sittliche Humanität vor unsern Augen entstehen lassen, und wie der so erweiterte Gesichtskreis durch die Tatgestalten Lotharios und Theresens vollends abgerundet wird.

Der Hebel zu allen diesen Entschränkungen liegt, wie der Verfasser richtig gesehen hat, in Wilhelms „Beichte", das heißt in dem wichtigen und entscheidenden Absagebrief an Werner, im dritten Kapitel des fünften Buches. „Mit diesem Brief ist das Problem des Romans auf einen ganz neuen Boden gestellt, die vorangehende Theatergeschichte ist in eine veränderte Beleuchtung gerückt und zugleich für die folgenden Begebenheiten eine neue Grundlage geschaffen. . . . Die Sendung zeigte Wilhelm von einem einzigen Triebe beherrscht, dem Drange zur Kunst. . . . Jetzt wird das Ideal einer harmonischen Ausbildung der ganzen Persönlichkeit in seine Entwicklung zurückprojiziert und sein gesamtes Streben unter diesem Gesichtspunkt verstanden. . . . War früher die Kunst der selbstverständliche und notwendige Inhalt des aus der Freiheit des Subjekts bestimmten Wirkens, so ist sie jetzt nur noch das mehr zufällige Ziel für ein seinem Wesen nach weit umfassenderes Streben. Sie ist nicht mehr ein objektiver Wert, dem der einzelne mit völliger Hingabe dienen müßte, vielmehr ein Mittel, gewisse subjektive Werte der individuellen Persönlichkeit zur Entfaltung zu bringen. Die Tendenz Wilhelms ist hier also von vornherein auf das Leben in seiner Totalität gerichtet; alle Kräfte in sich zur Entwicklung zu bringen, ist er gewillt, und die Kunst ist nur ein aus bestimmten Gründen zunächst ergriffener Inhalt."

Die Wanderjahre vollenden die Wendung zur objektiven Ganzheit des Lebens. Wilhelm tritt noch weiter zurück. Das Lebensgemälde wird zum Weltgemälde, und Wilhelm steht kaum noch in diesem Gemälde, sondern als erster aufmerksamer Beobachter vor demselben und neben ihm. „Ich ging aus zu schauen und zu denken", sagt er selbst. „Aus dem Bildungsroman entwickelt sich der Kulturroman, für den die Weltschilderung das eigentliche Thema wird, während der Held nur mehr äußerlich, durch seine betrachtende Auffassung, eine Einheit in diesem Wechsel der Bilder herstellt. Die objektive Wendung des epischen Interesses hat ganz über das subjektive triumphiert." So ist denn aus der letzten Entschränkung heraus ein übergroßes Ganzes entstanden, das, mit Goethe selbst zu sprechen, wenn auch nicht aus Einem Stücke, so doch gewiß aus Einem Sinne ist. Eine nicht zu überhörende Resignation klingt freilich in dieser Selbstdeutung mit, der Verzicht auf absolute Bewältigung des Lebens durch Gestaltung desselben aus Einem Guß. Die tragische Erfahrung, daß die extensive Unendlichkeit des Lebens von keiner noch so reichen endlichen Individualität auch nur ganz zu erfassen ist, ist selbst einem Goethe nicht erspart geblieben. „Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden." Nur durch intensive Unendlichkeit können wir auszugleichen hoffen, was uns an extensiver gebricht und von der Natur zu erreichen versagt ist. Nur die Gesamtheit aller Menschen kann die Gesamtheit des Lebens erleben; der einzelne bleibt immer Fragment und kann sich nur dadurch über sich erheben, daß er im Kleinsten das Größte leistet und das Geleistete der Gesamtheit als dem eigentlichen Subjekt des Lebens überliefert.

Damit sind die Pole erreicht, um die sich die Achse der Wanderjahre bewegt: die Selbstbegrenzung zum Zweck der Tat und die Selbstbeziehung des einzelnen auf das Ganze. Die harmonische Allseitigkeit wird von der charaktervollen Einseitigkeit, der affektvolle Selbstgenuß des Ganzen von der tätigen Selbstbeteiligung am Ganzen abgelöst. Die alten Ideale verschwinden nicht ganz, aber sie treten ins Uebermenschliche hinaus, das als das Selbstbewußtsein des Lebens in und über dem Gesamtleben der Menschheit in symbolischer Empfindung geahnt und gefühlt wird. Durch Ehrfurcht und Arbeit, Selbstgewalt und Weltbeherrschung geht der Weg zu jener letzten Empfindung hinauf, die den Ausblick der Lehrjahre mit dem Vermächtnis der Wanderjahre verbindet.

Es ist ein ungeheurer Weg, den Goethe im „Meister" zurückgelegt hat und den er seine Leser mitgehen heißt. Das vorliegende Buch ist ein trefflicher Leitfaden auf diesem Wege, ein Wegweiser für den, der sich zu verirren, ein Ansporn für den, der zu ermüden droht. Daß nicht alle Fragen beantwortet sind, die ein mitwandernder Leser auf dem Herzen hat — wer wollte sich darüber wundern? So scheinen mir, um nur zwei Dinge zu nennen, weder die Probleme der pädagogischen Provinz, noch vor allem das Makarienproblem mit der eindringenden Schärfe und Zartheit behandelt zu sein, die sie am Ende für sich verlangen. Aber das sind Nebensachen, gemessen an der Leistung des Ganzen, die eine wirkliche Leistung ist und an der wir uns freuen dürfen.

Nicht unbemerkt sei, daß der Verfasser die Schätze „aus Makariens Archiv" und die Betrachtungen im Sinne der Wanderer mit überzeugenden Gründen in den Kontext der Wanderjahre zurückfordert. Sie sind durch eine augenscheinliche Willkür Eckermanns nach Goethes Tode aus dem „Meister" entfernt worden und niemals wieder zurückgekommen. Auch ein Wunsch sei hier weitergegeben, der auf starken Widerhall rechnen kann. Es ist die Bitte um eine zusammenfassende Darbietung der ganzen Dichtung, wodurch vor allem die erste, heut schwer zu erreichende Fassung der Wanderjahre wieder in Erinnerung gebracht werden würde. Was dem „Faust" recht ist, sollte dem „Meister" billig sein.

Bei einer zweiten Auflage würde das vorliegende Werk noch gewinnen, wenn der Verfasser sich entschlösse, die wichtigste Literatur hinzuzufügen, außerhalb des Romans liegende Quellenstücke nach ihrem Fundort zu bezeichnen, und das eine oder andere Problem, das jetzt vielleicht nur beiseite gestellt wurde, weil es den Text unterbrochen haben würde, in Anmerkungen nachzuholen.

Berlin. Heinrich Scholz.

Politische Korrespondenz.

Die Ursachen des Krieges. Die Chancen. Das Ziel.

Meine letzte politische Betrachtung an dieser Stelle (26. Juli) lief noch aus in eine Doppelspitze. Ich stellte fest, daß es in der serbischen Frage zwischen Oesterreich und Rußland einen Kompromiß nicht wohl geben könne; die Genugtuung, die Oesterreich für die Ermordung des Thronfolgers fordern müsse, könne keine andere sein, als die völlige und definitive Unterdrückung der großserbischen Propaganda; diese aber sei nur zu erreichen, wenn Serbien unter die Aufsicht Oesterreichs gestellt werde; damit wiederum sei dem Prestige Rußlands als der Schutzmacht der slawischen Völker auf der Balkanhalbinsel das Ende bereitet, und das bedeute für Rußland eine große politische Niederlage. Trotzdem wollte ich die Hoffnung auf Frieden nicht aufgeben, denn es schien mir doch immer möglich, daß England den Russen erklärte, nachdem die panslawistische Politik auf dem Balkan zum Fürstenmorde geführt hätte, sei es moralisch unmöglich, für sie weiter einzutreten, und England werde, wenn es zum Kampf komme, neutral bleiben. Hätte England so gesprochen, dann wäre Italien beim Dreibunde geblieben; dieser hätte die offensichtliche Uebermacht gehabt; Rußland hätte seine Niederlage hingenommen und der Friede wäre erhalten geblieben.

Man darf um so sicherer annehmen, daß England es in der Hand gehabt hätte, auf diese Weise den Frieden zu erhalten, als alle Anzeichen dafür sprechen, daß sich Frankreich seiner Aktion gern angeschlossen haben würde. Zwar ist der Revanchegedanke keineswegs verflogen gewesen, sondern bis in dieses 44. Jahr sehr stark geblieben, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß daneben in den breitesten Massen des französischen Volkes ein starkes Friedensbedürfnis herrschte, eine geradezu pazifistische Stimmung Raum gewonnen hatte. Daß diese von den verschiedensten Seiten immer wieder bezeugte Auffassung richtig ist, dafür hat uns den allerstärksten Beweis der Präsident der Republik selber geliefert. Ein dürftigeres Aktenstück als die Proklamation, in der Herr Poincaré dem Volke, das ihn zu seinem Haupte berufen, die ungeheure Entscheidung verkündet, wird die ganze französische Geschichte nicht aufweisen. Statt mit flammendem Wort sein Volk glücklich zu preisen, daß der nun schon über ein Menschen-

alter ersehnte Tag der Rache gekommen und die Franzosen den Rang der großen Nation, den sie in unglücklichen Tagen verloren, wiedergewinnen sollten, statt einer solchen zugleich wahren und heroischen Ansprache versteckt sich dieser Volksführer in der Stunde der Gefahr hinter der von jedem Gassenbuben zu durchschauenden Lüge, Frankreich sei angegriffen und überfallen und müsse sich verteidigen. Nur ganz nebenbei wird auf die Revancheidee angespielt und behauptet, daß Frankreich nichts als Kulturbestrebungen verfolgt und Frieden geatmet habe. Ein solcher Kleinmut in einer Regierung, die doch offensichtlich politisch und militärisch mit höchster Anspannung der Kräfte die Vorbereitung zum Kriege betrieben und der es an politischem Talent und Einsicht durchaus nicht fehlt, ein solcher Kleinmut ist bei diesem Präsidenten und diesen Ministern gar nicht anders zu erklären, als daß tatsächlich ein tiefer Zwiespalt durch das französische Volk geht, daß den Tendenzen des Ehrgeizes und der Rache so starke Hemmungen entgegenstehen, daß man sich nicht getraut hat, mit der eigentlichen Kriegsparole offen herauszukommen.

Wie also, wenn England an diese Friedlichkeit innerhalb Frankreichs appelliert hätte? Eine entschiedene Erklärung aus London hätte dieser Richtung die Oberhand gegeben und Rußland hätte zurückweichen müssen.

Welch' eine unermeßliche Entscheidung war in die Hand Englands gegeben? Jedermann weiß, daß die Kultur Europas auf dem Spiel steht. Ein neuer Hunnensturm ist im Anzug. Auch in England gibt es nicht nur Viele, die es sehen, sondern es haben sich auch genug Stimmen erhoben, die es ausgesprochen haben, und einige Minister sind lieber aus dem Kabinett ausgeschieden, als sich auf die Seite der Fürstenmörder zu schlagen. Aber die Majorität des Ministeriums wie des Parlaments hat sich anders entschieden; obgleich es weder für den Panslawismus, noch gar für den Fürstenmord eine innere Neigung hat, hat England sich von vornherein, auch bei den diplomatischen Vermittlungsversuchen, auf die Seite Rußlands gestellt und damit den Krieg unvermeidlich gemacht.

Sir Eduard Grey und seine Ministerkollegen haben sich die Vorstellung gebildet, daß das englische Machtinteresse es so verlange.

Wieder ist eingetreten, was Ranke in seiner Weltgeschichte dem athenischen Demagogen Kleon vorwirft: „Rücksicht auf das allgemeine Beste der griechischen Welt war nicht in ihm". „Er hatte nur die gegenwärtige Lage im Auge, den unmittelbaren einseitigen Gewinn". So hat heute England die Rücksicht auf die allgemeine europäische Kulturwelt unterdrückt und ist nur seinem eigenen, augenblicklichen Vorteil nachgegangen. Denn wenn es so zu Rußland und Frankreich gesprochen hätte, wie wir es uns eben vorstellten und wie es die Ehre verlangte, und weiter daraufhin Rußland seine Protektorrolle unter den Balkanvölkern hätte fallen lassen müssen, so hätte das eine schädliche Rückwirkung auf das prinzipielle Verhältnis zwischen Rußland und England ausüben können; die Tripleentente wäre erschüttert gewesen; die Politik hätte vielleicht neu orientiert werden müssen.

England hätte vielleicht eine Annäherung an Deutschland suchen, sich mit ihm vertragen, seine Seegeltung endgültig anerkennen müssen.

Alle diese Möglichkeiten hat man nicht auf sich nehmen wollen und lieber den allgemeinen Kriegsbrand ausbrechen lassen.

Es ist deshalb auch unrichtig, zu meinen, daß Herr Grey mit seinem telephonischen Angebot der Neutralität Frankreichs, das nachher für ein Mißverständniß erklärt wurde, bloß zu spät gekommen sei. Auch wenn Grey diese Anfrage früher gestellt hätte und dabei geblieben wäre, so war dennoch der Krieg nicht verhindert, denn um die Neutralität Frankreichs durchsetzen zu können, hätte England einen solchen Druck ausüben müssen, daß die Freundschaft mit Rußland darüber in die Brüche gegangen wäre und diese eben wollte man nicht opfern. Der ganze Zwischenfall hat keine Bedeutung und beweist nur, daß es auch in den höchsten Regionen Englands eine Friedenspartei gegeben und man deshalb geschwankt hat.

Weshalb aber ist England noch weiter gegangen und hat uns selbst den Krieg erklärt?

Der Minister Grey hat sich mit völliger Deutlichkeit darüber ausgesprochen. Er glaubte mit Sicherheit vorauszusehen, daß in einem Kriege des Dreibundes gegen den Zweibund dieser unterliegen und Frankreich von Deutschland zerschmettert werden würde. Der deutsche Reichskanzler hat deshalb der englischen Regierung die Zusicherung angeboten, daß wir im Falle des Sieges den Franzosen kein europäisches Gebiet, sondern höchstens Kolonien abverlangen würden. Darauf hat Grey erwidert, „Frankreich könnte, auch ohne daß ihm Land in Europa genommen würde, so zermalmt werden, daß es seine Stellung als Großmacht verlöre und der deutschen Politik untertan würde“. Frankreich vor diesem Schicksal zu bewahren, hat England die Waffen ergriffen und sich, ohne vertragsmäßig verpflichtet zu sein, gleich von Anfang an in den Kampf geworfen. Denn wenn Frankreich erdrückt sei, schwebt ihm vor, daß Deutschland ganz Mitteleuropa, auch Belgien und Holland, beherrsche und das europäische Gleichgewicht, auf dem die Freiheit der Nationen beruht, aufgehoben sei.

Wie die Glieder einer Kette hängt sich ein Entschluß an den anderen: um des europäischen Gleichgewichts wegen muß Frankreich geholfen werden, mit Frankreich muß England auch Rußland als Alliierten begrüßen, das in Asien sein gefürchteter Rivale ist, und um Rußlands willen muß es der Freund der serbischen Mordbanden werden.

Nun hat aber Deutschland weder die Absicht noch das Interesse, Frankreich in seiner Großmachtstellung zu bedrängen oder auch nur zu bedrohen. Der deutsche Kanzler hat es dem englischen Botschafter ausdrücklich versichert. England führt also Krieg gegen einen bloßen Argwohn. Das eigentliche Objekt des Krieges ist die panslawistische Hegemonie Rußlands auf dem Balkan, seine Anmaßung, einen Kleinstaat wie Serbien, der völlig außerhalb seiner geographischen Sphäre, vielmehr umgekehrt völlig in der natürlichen Interessensphäre Oesterreichs liegt, nicht nur gegen Oester-

reich zu stützen, sondern unausgesetzt gegen Oesterreich zu hetzen und diesem eine völlig unerträgliche Nachbarschaft zu bereiten.

Diesem Zustand ein Ende zu machen, hat Oesterreich endlich den Entschluß gefunden. England hat nicht das geringste Interesse daran, in diesem Streit als solchem die Partei Rußlands zu nehmen. War es wirklich für eine loyale und weitsichtige Diplomatie unmöglich, die Besorgnis um die Großmachtstellung Frankreichs von dem serbischen Konflikt soweit zu trennen, daß der allgemeine Krieg vermieden wurde?

Wir wollen uns nicht scheuen, den Gedanken zu Ende zu denken. Deutschland hat in der Tat kein Interesse, Frankreich in seiner Großmachtstellung völlig zu brechen. Die leitenden deutschen Staatsmänner sind sich dessen durchaus bewußt, daß der Grundsatz des europäischen Gleichgewichts ein berechtigter ist, und daß niemand, auch der Mächtigste nicht, ihn ungestraft verletzt. Das lehrt die europäische Geschichte in jedem Jahrhundert; das lehrt das Schicksal Karls V., wie Ludwigs XIV., wie Napoleons I. Der deutsche Reichskanzler war daher auf dem rechten Wege, und eben deshalb konnte auch von einem Gegner seine Ehrlichkeit und seine Zuverlässigkeit nicht angezweifelt werden, wenn er England anbot, daß Deutschland auch nach dem Siege Frankreich schonen werde. Man sieht nicht, weshalb es unmöglich gewesen sein sollte, sich über die Form und Grenzen eines solchen Abkommens zu einigen. Wie schnell hätte man dann wieder zum Frieden kommen können! Der Eintritt Englands hat nicht nur den allgemeinen Krieg entzündet, sondern ihn auch gesteigert zu einem Kriege bis zum äußersten.

Das Ergebnis ist: England hat den Krieg nicht nur nicht, was es gekonnt hätte, verhindert, sondern es hat ihn gewollt. Nicht etwa das ganze englische Volk; es gibt auch in England Menschen genug, die sich dessen bewußt sind, daß auch der nationale Egoismus seine Grenzen haben muß und daß das nationale Interesse eingebettet ist in die allgemeine Kulturwelt und von dieser nicht getrennt werden darf. Auch heute, nachdem alles vergeblich gewesen ist, sind die Persönlichkeiten nicht zu tadeln, die sich immer von neuem bemüht haben, durch Appell an die humanen Gefühle in den Völkern, und namentlich im englischen Volke, den Frieden zu erhalten. Sie haben unrecht behalten, aber darum haben keineswegs die, die schon lange den Englandhaß gepredigt haben, recht behalten. Denn eben diese Englandhasser waren zugleich die Freunde und Lobredner, wenn nicht Rußlands, doch der guten Beziehungen zu Rußland. Mit der Möglichkeit des russisch-französisch-englischen Bündnisses gegen uns haben wir alle seit langem rechnen müssen. Die Einen sahen mehr bei England, die Andern mehr bei Rußland Möglichkeiten, das Aeußerste zu verhindern. Getäuscht haben wir uns mit dieser Hoffnung alle, hier wie dort. Es ist nicht anders: Jingoismus und Panslawismus haben die Oberhand behalten und der schmachvolle Bund zwischen der westeuropäischen Kultur und der moskowitischen Barbarei gegen das Vaterland Schillers und Goethes ist

vollzogen. Die obsiegende Partei in England hat den Krieg gewollt, weil wir es gewagt haben, es in der absoluten Beherrschung aller Meere beschränken zu wollen und eine Beteiligung bei der Aufteilung der Welt unter den Kulturvölkern auch für Deutschland zu fordern. Das negative Ziel der englischen Politik in diesem Kriege ist die Nichtzerstörung der Großmachtstellung Frankreichs (was wir bereit waren, ihm auch ohne Krieg zuzugestehen); das positive, wahre und letzte Ziel der englischen Kriegserklärung ist die Zerstörung der deutschen Flotte.

Erst nachdem man sich so den Zusammenhang im großen klar gemacht hat, kann man die Spezialfrage Belgiens richtig würdigen. Herr v. Bethmann Hollweg hat offen zugestanden, daß wir die Neutralität Belgiens verletzt haben. Wir haben es getan unter dem Zwang einer unausweichlichen strategischen Notwendigkeit. Die Grenze, die Deutschland und Frankreich gemeinsam haben, ist nicht viel mehr als 200 Kilometer breit. Das ist schon an sich für diemodernen Riesenheere, die sich immer weiter ausdehnen, um sich die Flanke abzugewinnen, eine sehr schmale Front. Im mandschurischen Kriege, wo doch nur rund 300000 Mann auf beiden Seiten fochten, hat man schon eine Ausdehnung bis zu 150 Kilometer gehabt. Die 200 Kilometer elsaß-lothringischer Grenze sind aber noch durch Festungen und Forts fast ganz verbarrikadiert. Vor mir liegt ein Buch des französischen Generals Maitrot „Nos frontières de l'Est et du Nord" aus dem vorigen Jahre (1913), worin dargelegt ist, daß eine deutsche Invasion von Elsaß-Lothringen aus schlechterdings nicht mehr durchführbar sei, daß die Deutschen deshalb notwendig den Weg durch Belgien nehmen müßten und daraufhin die verschiedenen Anmarschmöglichkeiten durch Belgien untersucht werden. Allein der Anmarsch durch Belgien gab uns die genügende Frontbreite und ausgedehnte Gebiete ohne Festungen, auf denen eine entscheidende Schlacht in freiem Felde möglich ist. Hätten wir aus Rücksicht auf die belgische Neutralität auf diese Anmarschlinie verzichtet, so hätte das geheißen, daß wir an der Westgrenze auf lange Zeit hätten stillstehen müssen, um zu erleben, daß mittlerweile die Russen ihre Mobilmachung vollendeten und mit ihren ungeheuren Massen über unsere Ostgrenze hereinbrachen, ehe wir die Franzosen genügend abgefertigt hatten. Vielleicht hätten wir trotz allem diesen Nachteil auf uns nehmen müssen, wenn wir wirklich dadurch die Neutralität Englands (und im Zusammenhang damit die aktive Hilfe Italiens) gewonnen hätten. So aber lag es, wie wir gesehen haben, nicht. England war entschlossen, auf jeden Fall die Waffen gegen uns zu ergreifen. Die Verletzung der belgischen Neutralität durch uns war nur ein Vorwand für seine Kriegserklärung. Gewiß hat sie der englischen Regierung vor der öffentlichen Meinung im eigenen Volk wie auch sonst die Stellungnahme gegen uns sehr erleichtert und hat außerdem die doch nicht so ganz unbedeutende belgische Armee den feindlichen Streitkräften zugeführt: trotz allem waren wir gezwungen, den schweren Schritt zu tun, denn der Weg durch Belgien war der einzige Weg zum Siege und zu unserer Rettung.

Der Nachteil ist groß, aber der Vorteil ist noch viel größer, denn England war ja entschlossen, unser Feind zu sein unter allen Umständen.

Der Ursprung des Krieges, richtig erkannt, muß uns zeigen, was wir uns als Ziel des Krieges zu setzen haben. Aber ehe wir dazu schreiten, wollen wir überlegen und abzuwägen suchen, welche Kräfte uns und unsern Gegnern zur Verfügung stehen, weshalb wir trotz der feindlichen Uebermacht an den Sieg glauben.

Deutschland hat über 67 Millionen Einwohner, Frankreich 39½ Millionen. Trotzdem hat Frankreich seine Friedensarmee durch überaus scharfe Aushebung und Einstellung von drei Jahrgängen gegen nur zwei in Deutschland auf annähernd dieselbe Stärke gebracht wie die deutsche. Auch an Reservemannschaften, die die Feldarmee verstärken, wird Frankreich nicht viel weniger aufgebracht haben, als wir. Was wir noch an Ueberlegenheit in der Zahl haben, wird durch den Schutz, den wir gegen die Russen haben stehen lassen müssen und durch die Belgier, die drüben den Franzosen beigetreten sind, und durch etwa landende Engländer ausgeglichen sein. Unsere Ueberlegenheit wird also nicht auf der Zahl beruhen, sondern auf dem besseren Organismus des Aufgebots und der Führung. Die Franzosen haben gewiß viel Talente und großen Patriotismus, aber es ist unmöglich, daß eine Armee, die in 43 Jahren 42 Kriegsminister gehabt hat, einen zuverlässig funktionierenden Organismus darstelle; es ist ganz ausgeschlossen, daß alles so vorbedacht und vorbereitet und kontrolliert sei, wie bei uns, daß die Mobilmachung und der Aufmarsch sich mit derselben Promptheit und Sicherheit vollzogen habe, wie wir es vor unseren Augen sich haben vollziehen sehen. Wie sollten die französischen Eisenbahnen, fast lauter Privatbahnen, so Hand in Hand mit dem Generalstab arbeiten, wie bei uns die Staatsbahnen? Ebenso ist es auch unmöglich, daß die Führung dasselbe leiste, wie die deutsche. Der General Joffre mag ein noch so bedeutender Mann sein, er ist in seinen Handlungen nicht frei. Der Präsident der Republik, der Ministerrat und der Kriegsminister stehen neben ihm, und hinter ihnen allen steht die allmächtige, jedem Windhauch nachgebende öffentliche Meinung. Im Kriege gibt es sehr oft nicht einen, sondern mehrere Wege, die zum Ziel führen, und es ist, nach einem berühmten Satz von Clausewitz, nicht so wichtig, daß der unbedingt beste gewählt wird, als daß der einmal eingeschlagene mit einheitlichem Willen genommen und festgehalten wird. Unter der Führung des Kaisers sind wir Deutschen dieser Einheitlichkeit, Einheitlichkeit auch zwischen Strategie und Politik sicher. Die Franzosen sind es nicht.

Schon jetzt können wir übersehen, in was für Zweifel die französische Heeresleitung geraten sein muß. Als die Nachricht kam, daß die Deutschen durch Belgien vorgehen wollten, muß sich die Frage erhoben haben, ob man die Verteidigungslinie einfach verlängern oder mit einer Gegenoffensive im Elsaß antworten sollte. Entschied man sich für das letztere, so war wieder die Frage, ob, wo und wie stark man den Rhein überschreiten solle; man konnte auch erwägen, ob man die schweizerische Neutralität durchbrechen sollte,

so wie die Deutschen die belgische. Statt dieser Umfassung ließ sich auch ein Durchbruch zwischen Metz und Straßburg erwägen. Wiederum an der belgischen Grenze muß sich die Frage erhoben haben, wie weit der linke Flügel auszudehnen sei und ob man die große Schlacht angelehnt an die französischen Grenzbefestigungen liefern, oder ob man den Belgiern zu Hilfe kommen, sich mit ganzer Macht vorbewegen und die Schlacht auf belgischem Boden annehmen sollte. Diese Frage wird wieder beeinflußt durch die andere, ob die Ankunft der englischen Verstärkung abzuwarten ist oder nicht.

Wird der General Joffre in der Lage sein, alle die wichtigen Entscheidungen, vor die er hier gleich im Anfang gestellt ist, ganz frei nach rein strategischen Erwägungen zu fällen? Immer läßt sich für diesen wie für jenen Entschluß etwas sagen. Politisches und Militärisches wirkt durch- und gegeneinander. Das Ende kann sehr leicht eine Halbheit, zum wenigsten ein Schwanken werden. Die deutsche Führung ist von solcher inneren Unsicherheit frei. Auch hier werden im Kriegsrat oft verschiedene Auffassungen und Vorschläge miteinander ringen, aber die endliche Entscheidung fällt eine unbedingt feststehende Autorität.

Gelingt es uns, vermöge dieses Uebergewichts die Franzosen vorläufig abzufertigen, so haben sie keine Reserven weiter hinter sich, und ein Teil unseres Westheeres kann umkehren gegen die Russen.

Ein französischer Militärschriftsteller legte noch vor einigen Monaten dar, daß die Russen sechs Wochen gebrauchen würden, ehe sie zum Angriff auf uns schreiten könnten. Nachdem sie jetzt zunächst Polen geräumt haben und den Aufmarsch anscheinend in der Linie Brest — Grodno — Kowno vollziehen, wird es noch eine Anzahl Wochen mehr dauern, ehe sie mit ihrem vollen Druck vor unseren Verteidigungslinien erscheinen können. Mittlerweile aber haben wir die ganze ungeheure Reserve unserer Volkskraft, eben die, die den Franzosen fehlt, eingekleidet, eingeübt, die durch die Kämpfe in Frankreich gelichteten Kaders wieder aufgefüllt, noch verstärkt und neue Truppenteile aufgestellt. Die gesamte Ersatzreserve und die Kriegsfreiwilligen, nicht weniger als 1200000 Mann, sind es, die die Armee in dieser Weise ergänzen und verstärken. So werden wir mit den Oesterreichern vereint, auch den Russen an Zahl wieder gewachsen sein und getrost im Osten wie vorher im Westen dem neuen Kampf entgegengehen.

Von den numerischen und Organisationsverhältnissen gehen wir über zu den moralischen Kräften. Welch ein Unterschied zwischen uns und unseren Gegnern! Von den Franzosen haben wir schon festgestellt, daß ungeachtet ihrer Revancheleidenschaft und ihres untadligen Patriotismus doch offensichtlich ein tiefer Zwiespalt durch das Volk geht. Von den 166 Millionen Russen sind fast ein Drittel Fremdvölker, die nur mit Knirschen das russische Joch tragen und deren Jungmannschaft mit Widerwillen in den Krieg zieht. Bei den Russen selbst ist das alte Ideal des heiligen Rußland, des naiven kirchlich bestimmten Patriarchalismus in den großen Massen nicht nur der Städter, sondern auch des Bauernvolks in Auflösung begriffen

und der neue panslawistische Nationalgedanke zwar in ziemlich breiten Schichten von großer Kraft und Leidenschaft, aber bis zu den großen breiten Massen ist er doch schwerlich so weit durchgedrungen, um sie mit wahrer Kriegslust zu erfüllen. Endlich auch das englische Volk ist gespalten. Der Kriegspartei steht eine von humanen und Kulturideen erfüllte Partei gegenüber, die es nicht nur falsch, sondern abscheulich findet, daß man sich mit den Russen und nun gar mit den Japanern gegen ein Bruder-Kulturvolk wie das deutsche verbunden hat. Beweis, daß wir uns darin nicht täuschen, ist wiederum die englische Regierung selbst. Aus politisch-strategischen Gründen, um das Adriatische Meer schließen zu können, mußte sie nicht nur Deutschland, sondern auch Oesterreich den Krieg erklären. Als Grund dieser Kriegserklärung aber mußte die Fiktion herhalten, daß Oesterreich feindselige Handlungen gegen Frankreich begangen habe. Warum eine solche Unwahrheit? Offenbar aus keinem anderen Grunde, als daß die englische Regierung auch jetzt noch vermeiden will und sich schämt, als der Verbündete Rußlands zu erscheinen.

Allen diesen inneren Zwiespältigkeiten gegenüber welch eine unvergleichliche Einheit unter den Deutschen! Wenn die Feinde es gewagt haben, uns anzugreifen, so hat dabei sicherlich auch mitgespielt die Hoffnung, daß das Deutsche Reich mit seinen vielfältigen Parteigegensätzen, mit seiner angeblich revolutionären Sozialdemokratie und ihren 4 Millionen Stimmen durch innere Unruhen gelähmt werden würde. Selbst bei uns sind ja ängstliche Gemüter nicht ohne Besorgnis gewesen, wie sich die Mobilmachung vollziehen, ob sie ganz glatt vonstatten gehen würde. Wie sind die Gegner, wie sind die Kleingläubigen bei uns enttäuscht worden! Jetzt erst haben wir den vollen Segen der großen Sozialreform eingeheimst. Wie oft hat man in diesen Jahren mit betrübter Miene sagen hören, daß doch alles vergeblich sei, daß die Sozialdemokratie, statt durch die Sozialreform überwunden zu werden, wie doch Bismarck selber sich eingebildet, an Kraft und Ausdehnung nur immer mehr und mehr zugenommen habe. Wer tiefer blickte, der sah schon immer, daß mit dieser äußeren Zunahme eine innere Abwandlung, „eine Mauserung" verbunden war, die die internationale revolutionäre Masse leise, leise auf den nationalen Boden hinüberführte. Was ist noch in dieser letzten Zeit auf das „sozialdemokratische Reichsamt des Innern" gescholten worden, das mit den Führern der sozialdemokratischen Fraktion als gleichberechtigten Faktoren unseres politischen Daseins verhandelte! Aber der alte Satz: „Vertrauen erweckt Vertrauen" hat sich auch hier bewährt. Wie weggeblasen war der ganze Schwulst der staatsfeindlichen Redewendungen; der internationale Proletarier erwies sich als eine bloße Kampfesmaske; mit einem Ruck war sie heruntergerissen und es erschien das ehrliche Gesicht des deutschen Arbeiters, der nichts anderes begehrt, als an der Seite seiner Volksgenossen, wenn das Vaterland ruft, zu streiten. Welch eine Erscheinung diese Reichstagssitzung vom 4. August, wo hintereinander 17 Kriegsgesetze in drei Lesungen angenommen werden,

ohne daß nur ein einziges Mitglied widerspricht. Auch das englische und französische Parlament haben den Kriegserklärungen zugestimmt und zugejubelt, aber schon nicht, ohne daß Widerspruch erhoben wäre, und am wenigsten mit einmütiger innerer Zustimmung der Wählermassen hinter sich. Der deutsche Reichstag aber war nicht nur selbst einmütig, sondern wird auch in dieser Einmütigkeit getragen von seinen Wählern. Man darf es als ein historisches Gesetz hinstellen, daß starke innere Spannungen für die Gesundheit eines Volkes nützlich, vielleicht unentbehrlich sind. In der Mühsal des Kampfes klagt man über den Parteihader, aber dieser Hader ist das politische Leben, und ob er gesund oder verderblich ist, entscheidet sich in den Augenblicken der höchsten Gefahr, wo es gilt, ob man ihn zum Schweigen bringen kann oder nicht. Kann man es nicht, so geht der Staat an diesem inneren Zwist zugrunde; kann man es, so wird er nicht nur gerettet, sondern zieht aus dem Parteikampf auch gewaltige Quellen der Kraft. Denn die Parteien schweigen nicht bloß, sondern sie stellen nun auch ihren eigenen Organismus in den Dienst des Ganzen. Es genügt nicht, den Sozialdemokraten zu danken, daß sie ihr Parteiprogramm in die Ecke gestellt haben und unter der nationalen Fahne mitmarschieren, sondern man muß sich auch klarmachen, welches Verdienst sie sich direkt durch ihre Organisation erworben haben. Stellen wir uns vor, wir hätten diese großen Arbeitervereinigungen nicht, sondern diese Millionen stünden dem Staate nur als Individuen gegenüber, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß sich sehr viele unter ihnen finden würden, die, nicht von der allgemeinen Bewegung ergriffen, der Einberufung zur Armee passiven oder auch aktiven Widerstand entgegengesetzt hätten. Vor 1870 haben die Mobilmachungen an nicht wenigen Orten oft nur mit Gewalt durchgesetzt werden können. Das ist sogar hier und da 1813 vorgekommen; diesmal hat sich auch nicht das geringste dergleichen ereignet. Das macht, heute ist in Deutschland sozusagen jeder Mann organisiert und folgt seiner Organisation. Indem diese gesellschaftlichen Kräfte mit der staatlichen Autorität zusammenwirkten, bildete sich erst jene ungeheure Kraft, die wir in dieser Mobilmachung vor unseren Augen sich haben entfalten sehen. Die Masse der Bewaffneten, die das Deutsche Reich heute und in den nächsten Monaten ins Feld stellen wird, wird unzweifelhaft selbst über das, was 1813 das preußische Volk aufgebracht hat, noch weit hinausgehen.

Wie kommt es, daß das deutsche Volk, das bis zum 1. August so friedlich dahinlebte und jeden Gedanken an Kriegsabenteuer mit Entrüstung abgewiesen haben würde, plötzlich bis in die letzte Hütte von einem solchen Kriegsfuror ergriffen ist? Es ist ganz einfach: weil es sich angegriffen fühlt und der Beweis gegeben wurde, daß man unsere Friedfertigkeit ausnutzen wollte, uns zu überfallen. Unermeßlich ist das Verdienst des Kaisers und des Reichskanzlers, daß sie keinen Präventivkrieg geführt, sondern bis zum alleräußersten, auch dem Argwöhnischsten unverkennbar, die höchste Anstrengung gemacht haben, den Frieden zu erhalten. In dem Augenblick

sozusagen, als auch die sozialdemokratischen Organe sich nicht entbrechen konnten, diese Tatsache anzuerkennen, da haben wir ideell bereits den Krieg gewonnen. Denn eine Nation von 67 Millionen, die einen so kräftigen militärischen Organismus mit einem so einmütigen Geiste der Entschlossenheit beseelt, ist schlechthin unbesiegbar.

Fügen wir hinzu, daß die Spekulation unserer Gegner auf unsere innere Uneinigkeit nicht nur bei uns, sondern ebenso bei unserm Bundesgenossen Oesterreich-Ungarn mißglückt ist. Wie sehr hat man darauf gerechnet, daß der Nationalitätenhader die habsburgische Monarchie sprengen werde! Wie lungerte man schon bei diesem oder jenem freundlichen Nachbar nach einem Beutestück! Die volle Hälfte der Untertanen des Kaisers Franz Joseph besteht aus Slawen, und unter der Fahne des Panslawismus ist dieser Krieg proklamiert worden, aber die österreichischen Slawen, wenn ihre Wortführer auch hie und da mit dem Versucher gespielt haben, haben ihn dennoch endlich einmütig abgewiesen. Selbst Tschechen und Deutsche verbrüdern sich als Oesterreicher, und die Polen sind von je die Todfeinde des Panslawismus gewesen.

Klein erscheint neben diesen großen und entscheidenden Gewalten einiges Technisch-Militärische, das die bisherigen Kriegshandlungen bereits als ein weiteres Moment der deutschen Ueberlegenheit gezeigt haben, das wir aber nicht unerwähnt lassen wollen. Es ist die Leistung unserer schweren Artillerie, sowohl der leichteren Art, die mit in die Feldschlacht genommen wird, als auch der ganz schweren, die nur im Festungskrieg zur Anwendung kommt. Der General Maitrot schildert in seinem oben genannten Buche (S. 27) die Befestigung von Lüttich und schließt sie mit dem Satz: „Die Stadt ist also fähig zu einem langen und kräftigen Widerstand." Dieser Widerstand ist durch unsere Artillerie in kürzester Frist gebrochen worden. Es mag sein, daß zu dem unerhörten, in der Kriegsgeschichte einzig dastehenden Erfolg auch die überraschende Schnelligkeit des Angriffs Einiges beigetragen hat; die Vorbereitungen mögen noch nicht vollendet, die Garnison mag für die Ausdehnung der Verteidigung etwas zu schwach gewesen sein. Das tut aber dem Heroismus unserer Truppen im Sturm und der Leistung der Artillerie gegen die Befestigung keinen Eintrag. Von unseren Militärs ist mir schon lange versichert worden, daß wir in dieser schweren Artillerie unseren Gegnern weit voraus seien; die Probe hat diese Voraussage nunmehr bestätigt, und das eröffnet sehr weite Perspektiven. Die Franzosen haben ja ihre Verteidigung nicht nur auf eine bis zum äußersten getriebene Massenaushebung, sondern ebenso sehr auf ihre Grenzbefestigung aufgebaut. Nun zeigt sich, daß in dem ewigen Wettstreit zwischen dem Schwert und dem Panzer, dem Geschütz und der Scheibe, das Geschütz, wenigstens das deutsche Geschütz, zurzeit der stärkere Teil ist. Von Namur sagt der General Maitrot, es sei ebenso stark wie Lüttich; von Lille, Maubeuge und Reims aber, die hauptsächlich die französische Nordgrenze zu decken bestimmt sind, bemerkt er, daß sie nicht auf der Höhe seien, und von Maubeuge sagt er

ausdrücklich, daß es in der Umwandlung begriffen und vielleicht bald mit den belgischen Nachbarn an Defensivkraft auf derselben Höhe sein werde. Da das Buch erst im Jahre 1913 erschienen ist, so darf man vielleicht schließen, daß auch heute Maubeuge die Stärke von Lüttich noch nicht ganz erreicht hat. Ich will damit nicht zu viel Hoffnungen erwecken, denn durch eine sehr starke Garnison lassen sich Mängel der Befestigung bis zu einem gewissen Grade ausgleichen. Aber man wird immerhin auf diese schwache Stelle der französischen Rüstung hinweisen können.

Allen diesen Stärken unserer Position gegenüber haben wir nun auch eine Schwäche, die wir uns nicht verhehlen und über die wir uns nicht täuschen dürfen. Die ungeheure Anspannung, vermöge derer wir uns der Zahl unserer Gegner im Felde gewachsen dünken dürfen, schneidet in unser wirtschaftliches Leben viel tiefer ein, als es, wenn auch nicht bei den Franzosen, so doch bei den Russen und Engländern der Fall ist. An Geld fehlt es drüben nicht, nicht einmal den Russen, die ja einen ungeheuren Goldschatz aufgespeichert haben, und die Engländer verlieren zwar kommerziell viel, aber doch lange nicht so viel wie wir. Das russische Bauernvolk, noch immer die große Masse des Russentums, gibt keinen so erheblichen Prozentsatz von Männern ab, um dadurch in seinen einfachen wirtschaftlichen Verrichtungen sehr wesentlich gestört zu werden. Die Gefährlichkeit des Krieges für uns liegt also nicht sowohl darin, daß wir Niederlagen erleiden könnten — die würden wir bald wieder ausgleichen —, sondern in der Möglichkeit einer langen Dauer. Wir haben jüngst selbst einen Aufsatz gebracht, der die Gefahr der ungenügenden Ernährung des deutschen Volkes im Kriege sehr schwarz malte und deshalb die Anlage von großen Magazinen im Frieden verlangte. Nicht erst unter dem Heraufziehen des Gewitters, sondern schon vorher ist dann diese Darlegung von einem anderen Mitarbeiter, dem Abgeordneten Grafen Moltke, als viel zu pessimistisch mit durchschlagenden Gründen zurückgewiesen worden. Es kommt hinzu, daß der Krieg in einem Augenblick ausgebrochen ist, wo wir eben eine ganz besonders gute Ernte hereinbringen. Bezüglich der Ernährung hat es also tatsächlich für ein und selbst zwei Jahre keine Gefahr, aber die Rohstoffversorgung unserer Industrie ist eine nicht leicht zu nehmende Sache. Deutschland bedarf einer ungeheuren Zufuhr von Wolle, Baumwolle, Seide, Flachs, Holz, Oelfrüchten, Kupfer, Blei, Zink, Leder, Kautschuk, wenn nicht ein großer Teil seiner Fabriken stillstehen soll. So viele Männer jetzt auch die Waffen tragen und so viele auch die Kriegsindustrie jetzt in Nahrung setzt, es ist doch zu besorgen, daß schließlich noch viel Arbeitslose übrig bleiben, ganz zu geschweigen der massenhaften Frauen und Mädchen, die jetzt schon verdienstlos geworden sind. Die Engländer haben sich gehütet, unsere Häfen für blockiert zu erklären, weil sie, um die Blockade effektiv zu machen, zu nahe an unsere gefährlichen Minen, unsere Torpedo- und Unterseeboote herankommen müßten, aber der Zustand des Seevölkerrechts gibt ihnen andere Möglichkeiten, uns die Zufuhren abzuschneiden. Man hatte unter den

Mächten bereits eine Konvention fertiggestellt, wonach die meisten oben genannten Stoffe nicht für Kriegskontrebande erklärt werden dürften; wir hätten sie also bei nichtblockierten Häfen durch die Neutralen beziehen dürfen. Aber das englische Oberhaus hat die Zustimmung verweigert, und so ist jene Konvention nicht ratifiziert worden. England kann jetzt auch Wolle, Baumwolle, Erze, Kautschuk usw. für Kriegskontrebande erklären und wo es immer für Deutschland auch nur indirekt bestimmt ist, wegnehmen, auch auf neutralen Schiffen, die neutralen Häfen zustreben, indem es schlimmstenfalls dafür eine dem Wert entsprechende Entschädigung zahlt.

Hierbei könnte England insofern auf einige Schwierigkeiten stoßen, als z. B. die Amerikaner geschädigt werden, wenn sie für die ungeheuren Massen von Baumwolle und Kupfer, die sie bisher in Deutschland abgesetzt haben, keine Verwendung mehr finden. Aber wenn England diese Vorräte bezahlt und bei sich, soweit die eigene Industrie sie nicht verbraucht, aufstapelt, so würden die Vereinigten Staaten es zu einem Konflikt darüber gewiß nicht treiben, und England könnte uns mit dieser Methode wirklich in Verlegenheit bringen. Auch hier können wir uns damit beruhigen, daß zunächst enorme Massen der fraglichen Rohstoffe noch in Deutschland vorhanden sind, die ziemlich lange vorhalten werden. Immerhin bleibt die wirtschaftliche Seite des Krieges, Arbeitslosigkeit, Knappheit der Rohstoffe, derjenige Teil unserer Rüstung, wo sich bei längerer Dauer eine Schwäche bemerkbar machen kann. Sehr schön und richtig hat Paul Rohrbach gesagt, daß hier die eigentliche Kraftprobe für unser Volk noch mehr liegen werde, als in der direkten militärischen Leistung, wo wir unserer Kraft und unseres Sieges sicher sind. Es handelt sich darum, daß die Besitzenden die Opferwilligkeit haben, die Nichtbesitzenden unter allen Umständen durchzufristen in dem Sinne, wie Herr Arnhold, einer der reichsten Männer von Berlin, die Parole ausgegeben hat: „Es handelt sich nicht mehr um Mein und Dein, sondern um Sein und Nichtsein."

Die Macht, die uns diese äußerste Kraftprobe auferlegt, ist dieselbe, die auch den Krieg entzündet hat, England.

Aber auch unsererseits sind wir gegen England nicht ohne Waffen. Die deutsche Flotte, wennschon nur halb so groß, ist doch, verbunden mit unseren überlegenen Luftschiffen und Fliegern, ein furchtbarer Gegner, und die „Königin Luise" hat schon gezeigt, was für ein Geist in ihr lebt. Man muß nur Geduld haben. Weiter aber ist England verwundbar in Aegypten, und unendlich empfindlich in Indien. Hier wird der Sultan von neuem ein großer Faktor in der Weltgeschichte sein. Aber das führt hinüber auf die komplizierten Verhältnisse und Bedingungen der auswärtigen Politik, die so im Fluß sind, daß ich sie diesmal nicht behandeln will.

Eine letzte Konsequenz aber wollen wir noch aus allem Vorhergesagten ziehen. Unsere drei großen Gegner stehen auch darin hinter uns zurück, daß ihre Interessenharmonie bei weitem nicht so ausgeprägt und umfassend ist, wie zwischen uns und unserem Bundesgenossen Oesterreich. England

möchte wohl, daß wir besiegt werden, aber nicht, daß Rußland siege. Rußland kämpft mit Leidenschaft für sein Phantom des Panslawismus, aber sehr widerwillig für die weltwirtschaftliche Herrschaft Englands. Keineswegs also stehen wir den drei Gegnern gleichmäßig gegenüber. Gegen Frankreich haben wir überhaupt nichts mehr, sobald es, durch eine neue Niederlage über die Unmöglichkeit der Ausführung belehrt, seine Revancheidee aufgibt, und das ist garnicht so unwahrscheinlich, da mit den Niederlagen eine furchtbare Wut gegen die Bundesgenossen, die Engländer und Russen an ihre Stelle treten wird, die nichts getan und das edle Frankreich, nachdem sie es in den Krieg gehetzt, im Stich gelassen haben. Die Russen kommen ja nicht vorwärts, die englische Armee ist nichts und die englische Flotte tut nichts. Dem russischen Panslawismus wird sein Widersinn schon durch den Krieg selbst, indem so viele slawische Völker gegen Rußland kämpfen, demonstriert. Der Gegner aber, den wir wirklich brechen müssen, das ist England. Als Vorkämpfer des europäischen Gleichgewichts hat sich England in den Krieg gestürzt. Im Namen eben dieses Gleichgewichts bestreiten wir ihm, daß eine Macht die absolute Herrschaft auf allen Meeren der Welt zu beanspruchen befugt ist. Es ist möglich, daß der Lauf der Kriegshandlungen uns schließlich doch in eine andere Richtung drängt, und man muß deshalb seine Vorbehalte machen. Aber das ideale, positive Ziel des Krieges darf doch als solches hingestellt werden, und dieses lautet für uns: Nieder mit der englischen Seeherrschaft!

Seit das Vorstehende geschrieben wurde, sind nun schon die ersten schweren Schläge gefallen. Während wir uns weit ausgreifend über Brüssel der französischen Nordgrenze nähern, haben die Franzosen den großen Gegenstoß südlich von Metz und von Belfort aus versucht und sind damit gescheitert. Die deutsche Armee bewegt sich auf der ganzen langen Front vorwärts. Von der anderen Seite sind die Russen bereits in Ostpreußen eingerückt. Es ist unmöglich, daß sie schon ihre großen Massen bereit haben; die Erklärung wird sein, daß flehentliche Hilferufe der Franzosen sie vor der Zeit in Bewegung gebracht haben. Solche mehr politisch als strategisch motivierten Operationen pflegen nicht gut zu verlaufen; selbst wenn die Russen aber wirklich vorläufig einen gewissen Erfolg haben sollten, so kann er sie doch nicht so sehr weit führen, und wir dürfen uns dadurch in dem Suchen nach der großen Entscheidung gegen die Franzosen nicht beirren lassen.

Man muß sich die ganze lange Linie von Belfort bis Lille, oder von der Schweiz bis zur Nordsee als eine einzige zusammenhängende Front vorstellen, die nur der Führung halber in Abschnitte gegliedert ist. An vielen Stellen dieser langen Front wird angepackt, um endlich an einer Stelle durchzubrechen oder einen Flügel zu umgehen und von da aus aufzurollen.

23. 8. 14. Delbrück.



Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Hönig, Johannes. — Ferdinand Gregorovius als Dichter. M. 9.50. Stuttgar 1914. J. B. Metzlersche Buchhandlung.

Jahn, Martin. — Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit etwa von 700 v. Chr. bis 200 n. Chr. Dissertation, Berlin 1914. Würzburg, Verlag von Curt Kabitzsch.

Jahresbericht und Mitteilungen der Handelskammer zu Cöln. 1913. Heft 3. Cöln 1914. Kommissionsverlag der M Du Mont-Schaubergschen Buchhandlung.

Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois, herausgegeben von Julius Goebel. Jahrgang 1913. Vol. XIII. Deutsch-Amerikanische Gesellschaft von Illinois, Chicago 1608. Malters Buiding.

Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, Bd. 50. M. 11.—, gebd. M. 12.—. Berlin, Georg Reimer.

Joel, Karl. — Antibarbarus. Vorträge und Aufsätze. M. 3.—, gebd. M. 4.—. Jena 1914. Eugen Diederichs.

Klein, Johannes. — Die Skulpturen des dreizehnten Jahrhunderts im Dom zu Münster. Dissertation, Berlin 1914. Verlag H. Lonys. Berlin 1914.

Kühnhauser, Florian. — Kriegserinnerungen eines Soldaten des k. bayer. Infanterie-Leib-Regiments 1870/71. Gebd. M. 2.80. München 1914. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Mahaim, Ernst. — Preisbildung gewerblicher Erzeugnisse in Belgien mit Beiträgen von Prof. de Leener, Ing. M. L. Gérard, Ing. L. Lobet, Gen.-Insp. Ed. Mathus und Ing. P. Stévart. Schriften des Vereins für Sozialpolitik. 144. Band, I. Teil. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig 1914

Maresch-Jezewicz, Dr. phil. Maria. — Luxus und Verantwortlichkeit. 40 Pf. M-Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.

Die Märchen der Weltliteratur, II. Serie. Märchen des Orients: Chinesische Volksmärchen. Uebersetzt und eingeleitet von Richard Wilhelm. Mit 23 Wiedergaben chinesischer Holzschnitte. Kart. M. 3.—, in Seide geb. M. 5.50. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Marcks, Erichs. — Alfred Lichtwark und sein Lebenswerk. M. 1.20. Leipzig, Quelle & Meyer.

Michelet, Jules. — Geschichte der französischen Revolution. I. Band. Vom Sturm auf die Bastille bis zum Bundesfest, übersetzt und herausgegeben von Richard Kühn. Geh. M. 7.50, in Leinen gebd. M. 10.—, Liebhaber-Ausgabe M. 50.—. Verlag Albert Langen, München 1914.

Monatsschrift für das Turnwesen. — Zeitschrift für die Erziehung der Jugend durch Turnen, Spielen, Wandern, Schwimmen, Rudern und winterliche Leibesübungen. Begründet von Schulrat Prof. Dr. C. Euler und Prof. Gebhard Eckler. Jährlich M. 7.20. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1914.

Patzig, Hermann. — Die Verbindung der Siegfrieds- und der Burgundersage. Dortmund 1914. Druck und Verlag von Fr. Wilh. Ruhfus.

Platz, Dr. Herm. — Im Ringen der Zeit-Skizzen. M-Gladbach 1914, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.

Rendtorff, D. Franz, Prof. — Die Geschichte des christlichen Gottesdienstes unter dem Gesichtspunkt der liturgischen Erbfolge. Eine Grundlegung der Liturgik. M. 2.—. Giessen, Alfred Töpelmann.

Saitzew, Dr. Ing. Manuel. — Steinkohlenpreise und Dampfkraftkosten. Mit 7 Diagrammen. Schriften des Vereins für Sozialpolitik. 143. Band, II. Teil. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig 1914.

Sartorius, Ernst. — Lorenz Kellner. 60 Pf. M-Gladbach 1914. Volksvereins-Verlag G. m. b. H.

Singer, J. — Die mexikanischen Finanzen und Wilsons panamerikanische Politik. Mit einer Karte von Mexiko M. 3.—. Berlin 1914. Franz Siemenroth.

Scheichl, Franz. — Der Maltheserritter und Generalleutnant Jakob Bretel von Grémonville, der Gesandte Ludwig XIV. am Wiener Hofe 1664—1673 der Mann mit der schwarzen Maske Berlin 1914. Verlag Emil Ebering.

Schmid, M. — Verfassung und Verwaltung der deutschen Städte. M. 1.25. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, B. G. Teubner.

Schmidt, Herbert. — Friedrich Julius Stahl und die deutsche Nationalstaatsidee — Historische Untersuchungen. Heft 4, M. 3.60. Breslau, M. & H. Marcus.

Schoenborn, Dr. jur. Walther. — Die Besetzung von Veracruz. (Zur Lehre von den völkerrechtlichen Selbsthilfeakten). Mit einem Anhang Urkunden zur Politik des Präsidenten Wilson gegenüber Mexiko. Berlin-Stuttgart-Leipzig, W. Kohlhammer.

Schreiner, Olive. — Die Frau und die Arbeit Uebersetzt von Leopoldine Kulka. M. 3.—, gebd. M. 4.20. Jena 1914. Eugen Diederichs.

Springer, Max. — Die coccejische Justizreform Dissertation Berlin 1914. Duncker & Humblot, München und Leipzig.

Stendhal-Henry, Beyle. — Denkwürdigkeiten über das Leben Napoleons des Ersten. Ins Deutsche übertragen und herausgegeben von Georg Hecht. Geh. M. 4.—, in Leinen M. 5.50, Liebhaber-Ausgabe M. 25.—. Verlag Albert Langen, München 1914.

Stern, Prof. William. — Psychologie der frühen Kindheit bis zum sechsten Lebensjahre. Mit Benutzung ungedruckter Tagebücher von Clara Stern. M. 7.—, gebd. M. 8.60. Leipzig 1914. Quelle & Meyer.

Tibal, André. — Etudes sur Grillparzer. Grillparzer et l'Amour. — Grillparzer et les Races. 5 Fr. Paris-Nancy, Berger-Levrault.

Tews, J. — Ein Jahrhundert preussischer Schulgeschichte. Volksschule und Volksschullehrerstand in Preussen im 19. und 20. Jahrhundert. M. 3.—, geb. M. 3.60. Leipzig 1914. Quelle & Meyer.

Tschorsch, Dr. Berthold. — Soziale Entwicklung und Umbildung der Volkswirtschaft. Neue, teilweise umgearbeitete Ausgabe. Dresden 1914. Carl Reissner.

Ungelöste Lebensfragen für das deutsche Volk. Politische Betrachtungen eines Auslanddeutschen. Preis M. 3.—. Zürich 1914, Druck und Verlag von Zürcher & Furrer.

Die Verhandlungen des 25. evangelisch-sozialen Kongresses, abgehalten in Nürnberg vom 15.—17. April 1914. Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Volksbücher der Literatur. No. 104 Goethes Mannesjahre No. 105 Goethe im Alter von J. Höffner. No. 106 Henrik Ibsen. von Alfred Wien. Preis für das Heft 60 Pf. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Vossler, Karl. — Italienische Literatur der Gegenwart. M. 3.20, gebd. M. 4.20. Heidelberg, Carl Winter.

Wach, Wirkl. Geh. Rat, Prof. D. Dr. Adolf. — Grundfragen und Reform des Zivilprozesses. M. 3.—, geb. M. 4.—. Berlin 1914. Otto Liebmann.

Walther, Hans. — Das Streitgedicht in der lateinischen Literatur des Mittelalters. Teil I bis II, 1. Dissertation. Berlin 1914. C. H. Becksche Buchdruckerei in Nördlingen.

Wegrainer, Marie. — Der Lebensroman einer Arbeiterfrau. Von ihr selbst geschrieben. I. Auflage. Delphin-Verlag, München.

Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Bd. 6 Holz, Prof. Georg. Der Sagenkreis der Nibelungen. 2. Aufl. Bd. 35. Lienhard, Prof. Friedrich, Das klassische Weimar. 2. Aufl. Bd. 82. Lamer, Dr. Hans, Griechische Kultur im Bilde. Mit 145 Abbild. auf 96 Tafeln. 2. Aufl. Bd. 125. Ewald, Prof. Dr. C. A., Ueber Stoffwechsel und Diät von Gesunden und Kranken. Bd. 126. Frey, Prof. Adolf, Schweizer Dichter. Bd 128. Müller, Dr. Franz, Arznei- und Genussmittel, ihre Segnungen und Gefahren. Jeder Band M. 1.—, gebd. M. 1.25. Leipzig 1914. Quelle & Meyer.

Zeitschrift für Wahrheitsforschung — herausgegeben von Otto Lang, 1. Jahrgang, vierteljährlich M. 3.40. Einzelheft M. 1.25. Verlag der Zeitschrift für Wahrheitsforschung, Wien.

Zinn, Gottfried. — Die Schlacht bei Salamis. Mit einer Karte. Dissertation, Berlin 1914. Berlin, Verlag von R. Trenkel.

Ajam, Maurice. — Das deutsch-französische Wirtschaftsproblem. Ins Deutsche übertragen von Fr. Schubert. M 3.—. Berlin, Carl Heymanns Verlag.

Alte deutsche Schwänke. — Albert Langen in München.

Apelt, K. und Ernst Ilgen. — Die Preisentwicklung der Baumwolle und Baumwollfabrikate. Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Band 142. IV. Teil. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig 1914.

Arndt, Dr. Paul. — Die Heimarbeit im rhein-mainischen Wirtschaftsgebiet. Monographien III/2. M. 7.—. Jena, Gustav Fischer.

Ballschmiede, Hermann. — Die sächsische Weltchronik. Dissertation Berlin 1914. Norden 1914, Dietrich Soltau.

Bauer, Wilhelm. — Die öffentliche Meinung und ihre geschichtlichen Grundlagen. M. 8.—. Tübingen 1914, J. C. B Mohr (Paul Siebeck).

Bischoff, Diedrich. — Neuidealismus und Freimaurerei. M. 1.—. Jena 1914. Eugen Diederichs.

Bethe, Erich. — Homer, Dichtung und Sage. Erster Band: Ilias. M. 8.—, gebd. M. 9.50. Leipzig, B. G. Teubner.

Das Bismarck-Jahr. — Monatsschrift zur Vorbereitung der Bismarckfeier der deutschen Studentenschaft vom 19. bis 22. Juni 1915 in Hamburg. Es erscheinen 15 Nummern, Preis M. 4.75. Herausgegeben von Max Lenz und Erich Marcks. Broschek & Co., Hamburg 36.

Bittmann, Karl. — Arbeiterhaushalt und Teuerung M. 5.—. Jena 1914. Gustav Fischer.

Büchereifragen: Aufsätze zur Bildungsaufgabe und Organisation der modernen Bücherei. M. 2.80. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Calwer, Richard. — Das sozialdemokratische Programm. M. 2.—. Jena 1914. Eugen Diederichs.

Cohn, Prof. Jonas. — Der Sinn der gegenwärtigen Kultur. M. 8.—, geb. M. 9.— Leipzig 1914, Felix Meiner.

Charmatz, R. — Geschichte der auswärtigen Politik Oesterreichs im 19. Jahrhundert II. M. 1.25. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, B. G. Teubner.

Le Coutre, Walter. — Die Preisentwicklung in der Steinkohlenindustrie. Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 142, fünfter Teil. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig 1914.

Diehl, Dr. Anton. — Adam Franz Lennig. 60 Pf. M.-Gladbach 1914. Volksvereins-Verlag G. m. b. H.

Das Dogma des Sandschaks, eine geschichtliche Untersuchung, seine unpersönliche Freuden in Oesterreich und Ungarn, gewidmet von Triplizissimus. M. 1.20. Leipzig, Duncker & Humblot.

Dorno, Friedrich. — Der Fläming und die Herrschaft Wiesenburg. Dissertation Berlin 1914. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig.
Eppensteiner, Dr. F. — Rousseaus Einfluss auf die vorrevolutionären Flugschriften und den Ausbruch der Revolution. M. 2.50. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Eggerking, Theodor. — Moreau a's Feldherr in den Feldzügen 1796 und 1799. Dissertation Berlin 1914. Berlin NW., Emil Ebering.
Eulenburg, Franz. — Kosten der Lebenshaltung in deutschen Grossstädten. Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Band 145, II. Teil. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig.
Fischer, Aloys. — Der Einheitsgedanke in der Schulorganisation. M. 0.80. Jena 1914, Eugen Diederichs.
Friedemann, Adolf. — Das Leben Theodor Herzls. M. 2.—. Berlin, Jüdischer Verlag.
Gabriel, Lic. Dr. Paul. — Die Theologie W. A. Tellers. M. 2.60 Giessen, Alfred Töpelmann.
Gerland, Heinrich. — Vom Sinn und Gegensinn des Lebens. Gedanken und Sprüche. M. 2.—. Jena 1914. Eugen Diederichs.
Das Girolamo Cardano von Mailand, eigene Lebensbeschreibung. Uebertragen und eingeleitet von Hermann Hefele M. 4.50, gebd. M. 6.50. Jena, Eugen Diederichs.
Glatzel, Mac. — Julius Leopold Klein als Dramatiker M. 4.50. Stuttgart 1914. J. B. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H.
Göhl, Prof. Dr. — Esperanto. Eine Kulturforderung und ihre Erfüllung. M. 2.60. Leipzig 1914, Quelle & Meyer
Goetz-Bernstein, Hans Alfred. — Frankreichs Stellung zur orientalischen Krisis im Jahre 1787. Dissertation, Heidelberg 1913. Carl Winters Universitäts-Buchhandlung.
Gottlieb, Elfriede. — Ricarda Huch. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Epik. M. 5.—, gebd. M. 6.—. Leipzig, B. G. Teubner.
Grass, Prof. Karl Konrad. — Die russischen Sekten. II. Band: Die Weissen Tauben oder Skopzen. Zweite Hälfte: Geschichte der Sekte bis zur Gegenwart. Darstellung der Sekte. Mit dem Bilde des Stifters. M. 14.50, Band II cpl. gbd. M. 24.50. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung.
Grossmann, Henryk. — Oesterreichs Handelspolitik mit Bezug auf Galizien in der Reformperiode 1772—1790. M 12.—. Wien 1914. Carl Konegen.
Grundriss der Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von Aloys Meister. II. Reihe, Abt. 4: Deutsche Verfassungsgeschichte vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart von Dr. Fritz Hartung. M. 3.40, gebd. M. 4.—. Leipzig 1914. B. G. Teubner.
Güttler, Dr. Gerhart. — Die englische Arbeiterpartei. Ein Beitrag zur Geschichte und Theorie der politischen Arbeiterbewegung in England. M. 5.—. Jena 1914. Gustav Fischer.
Guttentagsche Sammlung Deutscher Reichsgesetze No. 114: Waffengebrauch und Festnahmerecht des Militärs. Eine Erläuterung der Preussischen Allerhöchsten Dienstvorschrift vom 19. März 1914 und der einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen von Dr. jur. A. Romen. Wirkl. Geh. Kriegsrat und Dr. jur. Carl Rissom, Kriegsrat. Geb. M. 2.—. Berlin 1914. J. Guttentag.
Häring, Oskar. — Der Märtyrer. Eine Geschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert. M. 3.—, gebd. M 4.— Berlin, Karl Curtius.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung Dorotheenstr. 66/67, einzuschicken.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 48

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertachtundfünfzigster Band.

Oktober bis Dezember 1914.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
Hofbuchhändler S. K. u. K. H. des Kronprinzen.
1914.

Inhaltsverzeichnis

des

158. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

Seite

Baetke, W., Besprechung von Jugendpflegearbeit. II. Teil, Der Kieler Jugendpflegekursus 317
Ballod, Carl, Ist ein Winterfeldzug nach Rußland möglich? 114
—„— Herrscht in Rußland Einigkeit? 127
Bartolomäus, R., Die Tradition und ihre Verneiner 505
Bonus, A., Besprechung von: Der Hof Ludwig XIV. nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint Simon, her- und eingeleitet von Wilh. Weigand 159
—„— Madame Guyon, zwölf geistliche Gespräche, aus dem Französischen übertragen von R. Hoffmann 159
—„— Perlen älterer romanischer Prosa, Bd. XIX und XX. Ginez Perez de Hita. Die Geschichte der Bürgerkriege von Granada aus dem Altspanischen übertragen von Paul Weiland 159
Bovensiepen, Besprechung von R. Redslob, Abhängige Länder . . . 142
—„— E. Zitelmann, Die Rechtsfragen der Luftfahrt 148
—„— Preßfreiheit der Offizieren seit den Tagen der Karlsbader Beschlüsse von 1819 bis zur Gegenwart, von einem Offizier 324
—„—Besprechung von E Ehrlich, Grundlegung der Soziologie des Rechts 523
—„— von Fr. Frensdorff, Gottlieb Planck 525
—„— von Joh. Victor Bredt, Die Mecklenburgische Städteverfassung und das Reichsrecht 526
—„— von M. Rumpf, Das Ideal das volkstümlichen Rechts 526
—„— Besprechung von Allfeld, Die Gewohnheitsverbrecher im künftigen Strafrecht 527
Clemens, Rudolf, Stand und Aufgaben der mitteliranischen Forschung 431
Conrad, Hermann, Ein neues Buch über Shakspeare 235
—„— Besprechung von L. Albrecht, Neue Untersuchungen zu Shakespeares Maß für Maß 148
—„— Shakespeares Quellen, herausgegeben von A. Brandl, 1. Bändchen: König Lear, herausgegeben von Rudolf Fischer 348
Daniels, E., Besprechung von Arndts Werken, herausgegeben von A. Leffson und W. Steffens 153
—„— E. Müsebeck, Ernst Moritz Arndt, ein Lebensbild 153
—„— Wolfgang Meyer, Die Briefe Friedrich Ludwig Jahns 153
—„— v. Freytag-Loringhoven, Betrachtungen über den russisch-japanischen Krieg. II 168

Seite

Daniels, E., Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstab, Abt. 1, Heft 50, Der Balkankrieg 1912/13 172
—„— Kurd von Schlözer, Römische Briefe von 1864—1869 343
—„—Besprechung von Max Lenz, Geschichte Bismarcks, IV. durchgesehene Auflage 513
Dankwerth, Julius, Vom künftigen Staatsanwalt 286
Delbrück, Hans, Ueber den kriegerischen Charakter des deutschen Volkes, Rede gehalten in Berlin-Osten, 11. September 1914 95
—„— Besprechung von Aloys Fischer, Der Einheitsgedanke in der Schulorganisation 317
Drews, Arthur, Die Hypothese des Unbewußten 392
Ebbinghaus, Therese, Besprechung von G. Anrich, Martin Bucer . . 518
Fabricius, Cajus, Besprechung von Heinrich Scholz, Schleiermacher und Goethe 351
Freudenthal, Felix, Kriegsverschollenheit 277
Gunkel, Hermann, Die Königpsalmen 42
Havenstein, Martin, Besprechung von Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen, herausgegeben von Anna von Sydow . . 325
Herkner, Heinrich, Koalitions- und Gewerkschaftsprobleme 252
Hobohm, Martha, Besprochung von H. Suchier und A. Birch-Hirschfeld, Geschichte der französischen Literatur 539
Jejunus, Ein Preisausschreiben 528
Lahnstein †, Ernst, Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals 331
Lorentz, Paul, Der Weltkrieg und die deutsche Weltanschauung . . . 447
Matthaei, Ad., Besprechung von P. Wernle, Evangelisches Christentum in der Gegenwart 312
—„— J. Heyn, Religion und Politik 313
—„— Ralph W. Trine, Der Neubau des Lebens, übers. von M. Christlieb 314
—„— Religionsgeschichtliche Volksbücher, Heft 12, 13, 14 315
—„— G. Kutzke, Aus Luthers Heimat 353
—„— W. v. Christs Geschichte der griechischen Literatur 353
—„— Besprechung von O. Ernst, Nietzsche, Der falsche Prophet 509
—„— Die Klassiker der Religion, VII. Bd. 510
—„— E. Sehling, Geschichte der protestantischen Kirchenverfassung . . . 510
—„— von M. Garbe, Indien und das Christentum 512
v. Meerheimb, Briefe eines preußischen Offiziers aus dem Jahre 1848 II, herausgegeben von Margarethe Henriette Gräfin von Bünau . . 69
Metz, Adolf, Streitfragen der christlichen Weltanschauung. Eine Untersuchung der Prinzipien 193
M. v. L., Besprechung von Martin Andersen Nexö, Ueberfluß 347
Nell, Martin, Besprechung von Willibald Block, Die Condottieri . . 321
Peschke, Rudolf, Moltke als Politiker 16
Pfuhl, Ernst, Erinnerungen des Bildhauers Professor Johannes Pfuhl an Kaiser Wilhelm I 319
Rolffs, Ernst, Der Geist von 1914 377
Schacht, R., Besprechung von Sebastian Sailer, Biblische und weltliche Komödien 345
—„— Besprechung von J. Barbey d'Aurevilly Goethe et Diderot 533
Schmidt, Ferd. Jak., Das Ethos des politischen Gleichgewichtsgedankens 1
Scholz, Heinrich, Besprechung von Bernard Bolzanos Wissenschaftslehre. I. Band, herausgegeben von Alois Höfler 138
—„— E. v. Sydow, Kritischer Kant-Kommentar 139
—„— Zur Analyse Richard Wagners 337
—„— Besprechung von G. Th. Richter, Spinoza's philosophische Terminologie 496
—„— K. Siegel, Geschichte der deutschen Naturphilosophie 500
Sloane, W. M., Amerikanische Gedanken zur Weltlage 460
Smith, Francis, Besprechung von Herm. Oncken, Historisch-politische Aufsätze und Reden 513

Seite
Smith, Francis, Besprechung von Karl Bücher, Die Berufe der Stadt Frankfurt a. M. im Mittelalter 517
Weichardt, J, Gedanken über eine künftige Reform unserer Gymnasien und Realgymnasien 265
West, Robert, Die deutsche Kunst und der Weltkrieg 36
Zitelmann, E., Haben wir noch ein Völkerrecht? 472

Besprochene Werke.

Albrecht, L., Neue Untersuchungen zu Shakespeares Maß für Maß . . 148
Allfeld. Die Gewohnheitsverbrecher im künftigen Strafrecht 527
Anrich, Gustav, Martin Bucer 518
Arndts Werke, herausgegeben von A. Leffson und W. Steffens . . . 153
Barbey, J., d'Aurevilly, Goethe et Diderot 533
Becker, C. H., Deutschland und der Islam 369
Block, Willibald, Die Condottieri 321
Bolzano, Bernhard, Wissenschaftslehre, 1. Band, herausgegeben von A. Höfler 138
Brandl, A., Shakespeares Quellen in der Originalsprache und deutsch herausgegeben im Auftrage der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 1. Bändchen, König Lear. 348
Bredt, Joh. Victor, Mecklenburgische Städteverfassung und das Reichsrecht 526
Bücher, Karl, Die Berufe der Stadt Frankfurt a. M. im Mittelalter . 517
Christ, W. von, Geschichte der griechischen Literatur 353
Christlieb, W., Der Neubau des Lebens von Ralph Waldo Trine, aus dem Englischen übersetzt 314
Ehrlich, E, Grundlegung der Soziologie des Rechts 523
Ernst, O., Nietzsche, der falsche Prophet 509
Fischer, Aloys, Der Einheitsgedanke in der Schulorganisation . . . 317
Frensdorff, Fr., Gottlieb Planck 525
Freytag-Loringhoven, v., Betrachtungen über den russisch-japanischen Krieg II. 168
Fuchs, E., Ewiges Leben 315
Garbe, Indien und das Christentum 512
Goetz, Das apostolische Glaubensbekenntnis 315
Großer Generalstab, Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Abt. I, Heft 50 Der Balkankrieg 1912/13. 1. Heft: Die Ereignisse auf dem thrazischen Kriegsschauplatz bis zum Waffenstillstand 172
Heyn, J., Religion und Politik 313
Hoffmann, R., Madame Guyon, zwölf geistliche Gespräche aus dem Französischen übertragen 159
Jejunus, Ein Preisausschreiben 528
Jugendpflegearbeit, II. Teil. Der Kieler Jugendpflegekursus, herausgegeben vom Ortsausschuß für Jugendpflege 317
Klassiker der Religion, VII. Bd. 510
Kutzke, G., Aus Luthers Heimat 353
Leffson, A. und Steffens, W., Arndts Werke herausgegeben und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen 153
Lenz, Max, Geschichte Bismarcks, IV. durchgesehene Auflage 513
Lichtenberger, Henri, Richard Wagner, der Dichter und Denker . . 337
Meyer, Wolfgang, Die Briefe Friedrich Ludwig Jahns 153
Missiian, B., Kampf um das Glück im modernen Wirtschaftsleben . . . 263
Mulert, H, Paul de Lagarde 510
Müsebeck, E., Ernst Moritz Arndt, ein Lebensbild 153
Naumann, Friedrich, Deutschland und Frankreich 371
Nestriepke, S., Das Koalitionsrecht in Deutschland, Gesetze und Praxis 255
Nexö, Martin, Andersen, Ueberfluß 347
Offizier, Preßfreiheit der Offiziere seit den Tagen der Karlsbader Beschlüsse von 1819 bis zur Gegenwart 324

Seite

Oncken, Herm., Historisch-politische Aufsätze und Reden 513
Rathgen, Karl, Deutschland, die Weltmächte und der Krieg 369
Redslob, R., Abhängige Länder 142
Richter, G. Th., Spinoza's philosophische Terminologie 496
Rothschild, E., Kartelle, Gewerkschaften und Genossenschaften 262
Rumpf, M., Das Ideal des volkstümlichen Rechts 526
Sailer, Sebastian, Biblische und weltliche Komödien 345
Schlözer, Kurd, Römische Briefe 1864—1869 343
Schmidt, Johannes, E., Shakespeares Dramen und sein Schauspielerberuf 235
Scholz, Heinrich, Schleiermacher und Goethe 351
Sehling, E., Geschichte der protestantischen Kirchenverfassung 510
Siegel, K., Geschichte der deutschen Philosophie 500
Sodeur, Kierkegaard und Nietzsche 315
Suchier, G., und A. Birch-Hirschfeld, Geschichte der französischen Literatur II Bände 539
Sydow, Anna von, Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen 325
Sydow, E. v., Kantischer Kant-Kommentar 139
Die Verbände der Arbeitgeber, Angestellten und Arbeiter im Jahre 1912. 8. Sonderheft zum Reichs-Arbeitsblatte 252
Weigand, Wilh., Der Hof Ludwig XIV. nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon herausgegeben und eingeleitet 159
Weiland, Paul, Perlen älterer romanischer Prosa. Bd. XIX und XX Ginez Perez de Hita. Die Geschichte der Bürgerkriege von Granada aus dem Altspanischen übertragen 159
Wendland, Joh., Die neue Diesseitsreligion 315
Wernle, P, Evangelisches Christentum in der Gegenwart 312
Windelband, Die Hypothese des Unbewußten 392
Wrangel, F., Warum kämpfen sie? 370
Wundt, Max, Ueber Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals 331
Zitelmann, E., Die Rechtsfragen der Luftfahrt 148

Politische Korrespondenz.

Korodi, Lutz, Neuorientierung der ungarischen Nationalitätenpolitik . . 180
Delbrück, H., Die Kriegsereignisse von Ende August bis gegen Ende September. Der zukünftige Friede 182
Frhr. v. Herman-Reutti, Das diplomatische Jena 355
Daniels, E., Zur Genesis des Krieges 358
Delbrück, H, Das englische Weltreich 370
Feldkeller, Paul, Die slavische Philosophie unter Rußlands Druck . . 542
Molden, Berthold, Die Bedeutung Asiens im Kampf für unsere Zukunft 546
Korodi, Lutz, Die Rumänenfrage 551
Daniels, E, Britische Illusionen 556

Das Ethos des politischen Gleichgewichtsgedankens.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Nirgends enthüllt sich die geheimnisvolle Macht der geschichtlichen Vorsehung so deutlich als in den großen, die ganze Welt erschütternden Kriegen. Die treibenden Ideen, die in den Völkern jahrzehnte-, oft jahrhundertelang nach Gestaltung ringen, sie müssen ihr Recht und ihre Wahrheit zuletzt doch immer erst auf blutiger Walstatt gegen den fest und zum Hemmnis gewordenen Bestand der Dinge erweisen. Sie müssen es, weil sich nur in einem Kampf, in dem das physische Leben für die Verwirklichung der höheren sittlichen Güter eingesetzt wird, endgültig zeigen kann, was nützlich oder schädlich, edel oder unedel, heilig oder unheilig an diesen Triebkräften war. Ein solches Hemmnis können aber auch hochstehende Kulturvölker für die fortschreitende Entwicklung der übrigen Menschheit werden, wenn die bestimmte Form der von ihnen errungenen Weltmachtstellung zur dauernden Schranke für die universelle Betätigung aller anderen Nationen gemacht wird. Wie auf geistigem Gebiet, so kann auch auf dem politischen und wirtschaftlichen Gebiet kein das Leben erstarrendes Dogma ertragen werden, und es muß, wenn alle anderen Mittel versagen, notgedrungen mit Gewalt überwunden werden.

Ein solch gesittungsloses Machtdogma ist im allerletzten Grunde die brutale Ursache des gegenwärtig tobenden Weltkrieges geworden. Wohl war an vielen Orten kriegerischer Zündstoff in großen Mengen aufgehäuft. Aber daß er tatsächlich zur Explosion kam, und daß diese Explosionen nicht auf ihren besonderen Herd lokalisiert wurden, sondern einen Weltkrieg entfachten, dafür ist einzig und allein dasjenige Volk verantwortlich zu machen, das lediglich um der Erhaltung seiner kulturhindernd gewor-

denen Ausnahmestellung willen sich nicht scheute, einen Weltbrand zu entfachen. Dieses Volk aber sind die Engländer, und das groteske Dogma, von dem sie sich in all ihrem Wollen und Tun fanatisch bestimmen ließen, ist der egoistische, kulturwidrige Anspruch, daß sie die Suprematie zur See und damit die Suprematie des Welthandels und Weltverkehrs behalten müßten. Es trifft daher den Nagel auf den Kopf, wenn Prof. H. Delbrück in der „Politischen Korrespondenz" der Preußischen Jahrbücher schreibt: „Als Vorkämpfer des europäischen Gleichgewichts hat sich England in den Krieg gestürzt. Im Namen eben dieses Gleichgewichts bestreiten wir ihm, daß eine Macht die absolute Herrschaft auf allen Meeren der Welt zu beanspruchen befugt ist. Es ist möglich, daß der Lauf der Kriegshandlungen uns schließlich doch in eine andere Richtung drängt, und man muß deshalb seine Vorbehalte machen. Aber das ideale, positive Ziel des Krieges darf doch deshalb als solches hingestellt werden, und dieses lautet für uns: Nieder mit der englischen Seeherrschaft!"

Es liegt in der Natur der Dinge, daß ein so ungeheurer Krieg wie der gegenwärtige neben seinem Hauptzweck ein ganzes Bündel von partikularen Zwecken in seinem Schoße trägt. Aber die Erledigung aller dieser Sonderbestrebungen wird doch schließlich davon abhängen, welche Lösung das Hauptproblem dieses Weltkrieges finden wird, und dieses Problem ist die Vollendung der Gleichgewichtsidee durch die noch fehlende Erkämpfung des maritimen Gleichgewichtes. Ob eine fundamentale Entscheidung dieser Angelegenheit schon jetzt herbeigeführt werden wird, läßt sich noch nicht sicher voraussehen. Wohl aber läßt sich mit unzweifelhafter Gewißheit dies sagen, daß der endgültige Sieg denjenigen Mächten beschieden sein wird, die mit ihren besonderen Kampfzwecken zugleich den sittlichen Fortschritt des gesamten Völkerlebens wahrhaft zu erringen suchen. Nur, wo der höhere Geist der zunehmenden Weltgesittung die Individualität eines Volkes und seine eigentümlichen Interessen mitdurchdringt, wird den Nationen ein siegreiches Gelingen ihrer großen Unternehmungen beschieden sein. Und wenn das so ist, dann entsteht nun die Frage: sind wir gegenwärtig auf einem Standpunkt angelangt, wo die Ausgestaltung der sittlichen Weltordnung auch fernerhin noch die absolute Seeherrschaft eines einzelnen Volkes erfordert oder aber, wo nach der Natur der Entwicklung die Verwirklichung des maritimen Gleichgewichtes neben dem territorialen zur Notwendigkeit geworden ist?

Von der Beantwortung dieser Frage hängt die über alles wichtige Entscheidung ab, ob das gute Gewissen in dem gegenwärtigen Kriege auf der Seite der Engländer oder der Deutschen ist. Und sie ist deshalb so wichtig, weil ohne diese von innen her wirkende Kraft des sittlichen Bewußtseins auch der best vorbereitete und best geführte Krieg einem Volk schließlich zum Unheil ausschlagen muß. Welche unüberwindliche Wucht wird aber andererseits der Waffenkraft derjenigen Partei verliehen, auf deren Seite zugleich für den sittlichen Fortschritt der Menschheit gekämpft wird! Eben deshalb muß einer reif gewordenen Nation alles daran liegen, zu wissen, ob nur für das Interesse der Selbstsucht oder für das Interesse der Völkergesittung das Schwert gezogen wird. Wenn daher England den Nachweis führen könnte, daß die Aufrechterhaltung seiner maritimen Weltherrschaft auch heut noch den sittlichen Zwecken der Menschheit in einem höheren Maße dient als die Ausdehnung der Gleichgewichtspolitik nunmehr auch auf den Seeverkehr, so würde es dann — aber auch nur dann — die schwerwiegende moralische Ueberlegenheit in dem blutigen Wettkampf haben, der jetzt auf seine Veranlassung hin entfacht worden ist. Umgekehrt wird diese höhere Kraft des sittlichen Geistes jedoch unseren Waffen die siegreiche Weihe geben, wenn die Beseitigung der englischen Vorherrschaft auf dem Meere nachgerade eine sittliche Notwendigkeit geworden ist. Wie steht es also damit? War England nach dem Maßstab ethischer Beurteilung tatsächlich berechtigt, um der Erhaltung seiner Ueberlegenheit zur See willen die Fackel eines Weltkrieges zu entzünden, oder ist es dabei nur dem Dämon eines fluchwürdigen Egoismus gefolgt?

Es muß von vornherein zugegeben werden, daß schon seit langer Zeit kein Volk so nachdrücklich wie das englische immer wieder das Prinzip der Gleichgewichtspolitik vertreten hat; aber, wohlgemerkt, nur dasjenige des territorialen Gleichgewichtes mit Ausschluß des maritimen. Zum mindesten seit der Mitte des 18. Jahrhunderts hat daher England beständig an der Methode festgehalten, bei allen kontinentalen Verwicklungen gegen diejenigen Mächte Stellung zu nehmen, die sich eine Art Vorherrschaft über die anderen Nationen zu erringen suchten. Es hat sich deswegen stets mit der Gruppe der schwächeren Völker verbunden, um keinerlei politischen und militärischen Absolutismus auf dem Festlande aufkommen zu lassen. Aus diesem Grunde

hat das Inselreich fortgesetzt auf den stolzen Ruf Anspruch gemacht, der Beschützer der Schwachen und der Verteidiger des Gleichgewichtes zu sein. In der Tat aber ist dieser ganze Ruhm nur halbwahr. Denn der innerste und eigentlichste Beweggrund des Engländertums, sich für die Gleichgewichtspolitik ins Zeug zu legen, war keineswegs die Erhaltung der schwächeren Staaten an sich, sondern schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts immer nur die Erhaltung des eigenen Absolutismus zur See. Der Britte hat sich allerdings für die Idee des Gleichgewichtes lebhaft eingesetzt, aber eben nur für das Gleichgewicht auf dem Lande, und auch für dieses nur soweit, als es nicht zur Forderung eines Gleichgewichtes zur See führte. War dieses Ziel erreicht, so hörte auch für die Engländer jegliches Interesse auf, den schwächeren Nationen zu ihrem Recht zu verhelfen. Die territoriale Gleichgewichtsstellung der anderen, — für sich selbst aber den maritimen Absolutismus: das ist die allbeherrschende Maxime der englischen Politik!

Daß es so ist, dafür hat England jetzt selbst den Beweis geliefert. Durch seine Verbindung mit Rußland ist aller Welt klar geworden, daß ihm jedes Mittel recht ist, um nur die Verwirklichung eines maritimen Gleichgewichtes zu verhindern. Denn die direkte oder indirekte Unterstützung Rußlands bedeutet im letzten Grunde die zeitweise Unterstützung eines nach territorialem Absolutismus strebenden Volkes. Wie England die Weltherrschaft zur See tatsächlich ausübt, so verfolgt Rußland unverkennbar das Ziel, eine solche moskowitische Weltherrschaft auf dem Festlande in seine Hände zu bekommen. Durch seine Entente mit Rußland hat also Großbritannien offenkundig zu erkennen gegeben, daß es auch seine territoriale Gleichgewichtspolitik bis zu einem gewissen Grade preiszugeben bereit ist, wenn nur sein eigener maritimer Absolutismus dadurch zunächst geschützt wird. Ja, es würde sicherlich die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts zu Lande gänzlich zugunsten einer Teilung der Weltherrschaft zwischen sich und Rußland drangeben, wenn ein geteilter Absolutismus nicht an dem inneren Widerspruch litte, daß er sich selber vernichten müßte. Daher möchte sich England der absolutistischen Aspirationen Rußlands auch nur soweit bedienen, um das drohende Gespenst eines maritimen Gleichgewichtes für unabsehbare Zeiten zu verscheuchen. Was ergibt sich also daraus? Nichts weniger als dies: es sind zwei Völker, welche die Durchführung einer

wahren Gleichgewichtspolitik fortgesetzt stören und ihrerseits eine absolute Weltmachtpolitik erstreben, die Engländer und die Russen: ihnen aber steht Deutschland gegenüber als der Hauptvertreter derjenigen Mächte, deren Ziel die Herstellung eines wirklichen Gleichgewichtes der Völker nach Maßgabe ihrer universellen Kulturarbeit ist, jedoch eines Gleichgewichtes nicht nur zu Lande, sondern auch zu Wasser.

Wenn das aber auch so ist, und wenn aus diesem Gegensatz der gegenwärtige Weltkrieg als ein solcher zum Zweck der Verhinderung des maritimen Gleichgewichts und der Aufrechterhaltung der absoluten Seeherrschaft entsprungen ist, so ist damit doch an und für sich noch nicht gesagt, auf welcher Seite die höhere Kraft der Gesittung nach Verwirklichung ringt. Es hat gewisse Zeiten gegeben, so vornehmlich das Altertum, wo die Durchführung der Weltherrschaft das geeignetere Mittel war, eine bessere Lebensgemeinschaft der Völker untereinander zu ermöglichen, und es sind ebenso andere Zeiten gekommen, in denen das universelle Zusammenwirken der Nationen nur vermittels des Gleichgewichtes der verschiedenen Völker erreichbar ist. Heut sehen wir diese beiden politischen Lebensprinzipien in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt, und es behauptet jede Partei, daß sie dabei für die höheren Ziele der Menschheit ihr Blut opfere. Dieser Widerspruch ist aber unerträglich, und wir müssen uns in strenger Selbstbeurteilung darüber vergewissern, ob das Ethos des Weltgeistes mit uns oder mit unseren Gegnern in das Feld gezogen ist.

Die volle Klarstellung dieser Angelegenheit ist deshalb so schwierig, weil ja auch die Engländer behaupten, Schützer der Gleichgewichtsstellung der Völker zu sein. Immerhin liegt darin das wichtige Zugeständnis, daß auch sie die Realisierung dieser Idee als sittliches Ziel anerkennen. Die bedenkliche Selbsttäuschung aber, in die sie sich nach der Lage der Dinge hineingeredet haben, ist eben die Halbheit, daß sie jenes Gleichgewicht nur zu Lande zur Geltung kommen lassen wollen und für sich nach wie vor die absolute Vorherrschaft zur See beanspruchen. Ist es andererseits unverkennbar, daß es der weltgeschichtliche Beruf des Deutschen Reiches ist, die Gleichgewichtsidee in ihrer ganzen Konsequenz, territorial und maritim, zu verwirklichen, so muß sich hierfür auch der tiefere ethische Grund finden lassen.

Es ist gesagt worden: die Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit. Da dies in der Tat die Sache trifft, so gilt es auch zu erkennen, daß jener Fortschritt heut verlangt, die Gleichgewichtspolitik aus dem Stadium der Halbheit in dasjenige der Vollendung hinüberzuführen. Eine jede solche Entwicklung empfängt aber ihre Bestimmung zu allerletzt immer aus dem Wesen der menschlichen Persönlichkeit, und demgemäß muß sich auch ebensowohl die Idee der Weltherrschaft wie diejenige des Gleichgewichts daraus ableiten lassen. Alle geschichtlichen Gestaltungen sind nur die Objektivierung der menschlichen Persönlichkeitsidee, und zwar in ihrer dreifachen Beziehung: zu Gott, zur Natur und zu den Mitmenschen. Jede Geschichtsepoche aber hat dieses persönliche Wesen der Menschheit in einer eigenen Form zu entfalten, so daß auf diese Weise alle Bestimmungsmomente nacheinander zur Ausprägung kommen. Demnach fragt es sich, welches dieser Momente vornehmlich in der Aufrichtung einer Weltherrschung und welches in der Durchsetzung der Gleichgewichtsidee zur Objektivierung gelangt?

Ohne hierbei auf den kritischen Nachweis näher einzugehen, kann doch der fundamentale Unterschied herausgehoben werden, wonach alle menschlichen Persönlichkeiten einerseits eine allgemeine Gleichheit und andererseits zugleich eine durchgängige Ungleichheit aufweisen. Diese Gleichheit macht ihre verbindende Substanzialität, die Ungleichheit dagegen ihre trennende Individualität aus. Im Urzustande der Menschheit finden wir diese Momente noch in unentwickelter Harmonie; sie in ihrer Gegensätzlichkeit wirksam zu machen und sie danach in höheren Lebensformen wieder zur Einheit zu bringen, macht den eigentümlichen Charakter des geschichtlichen Lebens aus. Dieser gewaltige und vielseitige Prozeß kann nun hier im einzelnen nicht genauer dargelegt werden. Wohl aber wird es einleuchten, daß die Kultur der Menschheit nur möglich wird unter der Bedingung, daß das Gemeinsame und Gleiche der menschlichen Persönlichkeit zuerst als Grundlage aller wahren Menschheitskultur herausgearbeitet wird. Was so entsteht, gelangt in den mannigfachen Formen der Gewohnheit und Sitte, der Poesie und des Kultus, der Rechts- und Staatsordnung zur objektiven Erscheinung. Ihre letzte und höchste Vergegenwärtigung erhält die Gleichheit der Menschheit aber in der schöpferischen Idee der Weltherrschaft, wie sie sich im Altertum Stufe für Stufe politisch, im Mittelalter kirch-

lich ausgestaltet hat. Wie im Weltstaat die Gleichheit der äußeren Beziehungen ihre die individuellen Unterschiede beherrschende Darstellungsform gefunden hat, so in der Weltkirche die Gleichheit der innerpersönlichen Beziehungen. Solange daher dieser Prozeß dauerte, war das Ethos des Weltgeistes auch nur auf der Seite derjenigen Mächte wirksam, die an der Objektivierung des persönlichen Gleichheitsfaktors arbeiteten und als das notwendige Mittel dafür die absolute Vorherrschaft einer bestimmten, erst politischen, dann geistlichen Macht erkannten.

Dennoch macht die Gleichheit nicht das ganze Wesen der menschlichen Persönlichkeit aus, sondern die individuelle Verschiedenheit ist ein ebenso wesentliches Moment und muß sich daher ebenfalls Geltung verschaffen. Das römische Reich und die römische Kirche hat freilich das unsterbliche Verdienst, die Gleichheit der menschlichen Persönlichkeit zur festen Grundlage der Weltkultur gemacht zu haben, aber sie haben dieses Ziel andererseits doch auch nur durch eine unerträgliche Vergewaltigung des menschlichen Lebens erreicht. Wie der römische Staat alle Selbständigkeit der nationalen Schaffenskraft und zuletzt sogar die eigene gewaltsam untergrub, so die mittelalterliche Kirche alle individuelle Geistesbetätigung. Nachdem daher der Menschheit ihre substanzielle Gleichheit objektiv zum Bewußtsein gebracht und zum Fundament aller Gesittung gemacht war, mußte alsbald ein neues Weltalter einsetzen, in welchem auch die individuelle und nationale Eigentümlichkeit nach Maßgabe jener Errungenschaft wieder ihre Bewegungsfreiheit erringen mußte.

Dem Fortgange der geschichtlichen Entwicklung gemäß waren die christlich-germanischen Völker von Anfang an dazu berufen, nicht bloß die allgemeine Grundlage der persönlichen Weltgestaltung, sondern deren ganzes Wesen in Aktualität zu setzen. Ihnen ist es von der Vorsehung auferlegt worden, nicht nur die allumfassende Gleichheit der menschlichen Persönlichkeit in dem Gefüge der Weltordnung zu vertreten, sondern ebenso auch das Moment der individuellen und nationalen Ungleichheit frei zu machen und mit der Gleichheitsbedingung in Einklang zu bringen. Wie ist das möglich? — Die individuellen Unterschiede sind an sich rein natürlichen Ursprungs. So aber sind sie lediglich animalisch und entbehren noch der persönlichen Humanisierung. Soll diese humane Durchbildung aber erreicht werden, so muß die barbarische Individualität der Einzelnen und des Volksganzen

zunächst dadurch geläutert werden, daß sie sich erst einmal der für alle gleichen, religiös-geistigen Persönlichkeitskultur in harter Zucht unterwirft und dann erst nach Maßgabe dieses gemeinsamen Lebensinhaltes ihre Verschiedenheit zur Betätigung bringt. Diesen Bildungsprozeß hatte jene Völkergruppe im Mittelalter durch die gehorsame Ergebung in die strenge Lebensdisziplin der Kirche zu vollziehen. Als dies dann aber erreicht war, so daß jeder Einzelne das grundlegende Kulturmoment der persönlichen Wesensgleichheit religiös in sich erfaßt hatte, begann nunmehr die individuelle und nationale Gliederung dieser gemeinsamen sittlichen Lebenssubstanz. Das Entscheidende dieses über alles wichtigen Vorganges ist es also, daß sich das Moment der individuellen Ungleichheit nicht mehr bloß als natürliches, sondern von der persönlichen Gleichheitsbestimmtheit aus als sittliches zu bewähren hat. Dieser schöpferische Persönlichkeitstrieb ist es aber, der auf kirchlichem Gebiet die Religionsgemeinschaft des allgemeinen Priestertums, auf politischem Gebiet die nationale Gliederung der abendländischen Kulturgemeinschaft und endlich auf wirtschaftlichem Gebiet die Gliederung der sozialen Arbeitsgemeinschaft gezeitigt hat.

Das große Lebensprinzip, von dem die Kulturmenschheit in unseren Tagen geleitet wird, ist demnach dieses, daß dem individuellen Persönlichkeitsfaktor seine volle Berechtigung wiedergegeben wird, nicht aber in seiner animalischen Naturbeschaffenheit, sondern als selbsttätiger Erzeuger einer organischen Differenzierung des seinem Wesen nach gleichen Menschengeschlechtes. Weder der Einzelne, noch eine ganze Nation ist daher sittlich befugt, die unterscheidende Individualität als solche zum Bestimmungsmaß alles Handelns zu machen, sondern nur soweit, als sie zur förderſamen Gliederung der ihrer Bestimmung nach gleichen Lebensgemeinschaft aller dient. Macht aber das, was durch die Selbstverwirklichung der Individualität entsteht, den Begriff der Arbeit aus, so ist auch diese Selbstbetätigung an sich noch nicht sittlich, sondern sie wird es erst dadurch, daß sie je nach dem Maß der besonderen Kraft in den Dienst der Gesamtarbeit des an sich wesensgleichen Menschentums gestellt wird. So wird aus der natürlichen erst die berufliche Arbeit, und allein sie ist wahrhaft sittliche Arbeit. Es ist also diese berufliche Arbeit, in der das persönliche Moment der Gleichheit und der Ungleichheit erst tatsächlich zur Versöhnung kommt. Denn, indem die individuelle Ungleichheit die organische Gliederung der allge-

meinen Gleichheit zum Gegenstand ihres Arbeitsberufes macht, ist der Selbstzweck des Individuums zugleich Mittel für die immer vollendetere Durchbildung der Gesamtgemeinschaft und umgekehrt. Die Freiheit der Individuen und Nationen, nicht auf der Grundlage von verjährten Besitztiteln, sondern auf der Grundlage der beruflichen Arbeit, das ist das Ethos des Weltgeistes, das heut die Geschichte der Menschen regiert.

Dieses universelle Prinzip der beruflichen Arbeit gibt uns nun auch erst den Maßstab in die Hand, den sittlichen Wert der Gleichgewichtspolitik zureichend zu bestimmen. Nach dem Gesagten kann es nicht länger mehr zweifelhaft sein, daß die Auflehnung der Nationen gegen jede Art von absoluter Weltherrschaft und die Erzeugung einer politischen Gleichgewichtsordnung nichts anderes ist, als die Objektivierung der Idee der beruflichen Arbeit in bezug auf das Verhältnis der Nationen untereinander. Die Weltherrschaft, zuletzt die mittelalterlich-kirchliche, hatte die Nationen wohl in eine alle Unterschiede ausgleichende Gemeinschaft versetzt, aber sie konnte doch ihrerseits nicht auch weiterhin die lebensvolle organische Differenzierung dieses universellen Ganzen vollziehen. Das konnte nur wieder von den jetzt hervortretenden nationalen Verbindungen selbst ausgehen, nachdem sie die allgemeine, kulturelle Gleichheitsidee in sich selbst aufgenommen und so ihre natürliche zur sittlichen Nationalität durchgebildet hatten. Es mußte so das Bewußtsein von der Pflicht und dem Recht erzeugt werden, daß eine jede Nation den Lebensberuf habe, die undifferenzierte Wesensgleichheit des Menschentums je nach ihrer geschichtlich erwachsenen Individualität auf bestimmte Weise organisch zu entwickeln. Der Ausübung dieser Berufsfreiheit mußte aber jegliche Form von Weltherrschaft nunmehr zum unsittlichen Hemmnis werden, und es mußte eine neue Form gefunden werden, in welcher einerseits die Idee der persönlichen Gleichheit grundsätzlich erhalten blieb und sich andererseits doch die nationale Individualität Bewegungsfreiheit verschaffen konnte. Das aber ist die Gleichgewichtsidee. In ihr erreicht das universale Gleichheitsprinzip und das nationale Ungleichheitsprinzip darin seine Versöhnung, daß keinem Volk ein absolutes Uebergewicht zugestanden und daß zugleich einem jeden diejenige Stellung in dem Verhältnis zu dem Ganzen erreichbar wird, die ihm nach Maßgabe seiner Mitarbeit im Dienste der Weltkultur zukommt. Die Gleichgewichtsordnung ist die sich in der organischen Arbeitsgemeinschaft der Kulturvölker verwirklichende Freiheit der

Individuen und Nationen. Mit ihrer Bildung beginnt die Epoche der neueren Völker.

Der sittliche Trieb, ein so geordnetes Verhältnis der Nationen zu stiften, kündigt schon am Ende des Mittelalters das Heraufkommen einer neuen Weltepoche an. Gleichwohl ist auch heut noch nicht der Kampf gegen das rückständig gewordene Prinzip des Weltherrschaftssystems zu Ende geführt. Nicht einmal die Durchführung der territorialen Gleichgewichtsidee ist durchgängig gesichert. Zwar ist es nicht mehr Frankreich, das heut noch die Ausübung einer gewissen Weltherrschaft auf dem Festlande anstrebt, wohl aber das panslavistische Rußland. Das wird verständlich, wenn man erwägt, daß Rußland und die ihm anhangenden slavischen Völker des griechisch-orthodoxen Bekenntnisses noch wesentlich auf der sittlichen Stufe des Mittelalters stehen. Sie suchen demgemäß noch erst der Idee der persönlichen Gleichheit eine ihrer slavischen Eigenart entsprechende Form zu geben und diese in einer russischen Weltherrschaft zu objektivieren. Dagegen ist ihnen die sittliche Organisation der individuellen Freiheit im Ganzen noch ein unentdecktes Land. Unterstützt wird dieses absolutistische Bestreben allerdings durch erhebliche wirtschaftliche Schwierigkeiten; aber im tiefsten Grunde sind es doch nicht diese, die das Slaventum in jene Richtung drängen, sondern der zurückgebliebene sittliche Stand der persönlichen Entwicklung. Der slavische Absolutismus unter russischer Flagge ist daher eine gemeinsame Gefahr aller abendländischen Völker, und es muß demnach ihre heilige Pflicht sein, diesen fortgesetzten Ansturm gegen das völkergesittende Gleichgewicht endgültig unmöglich zu machen.

Statt dessen erleben wir aber das Widersittliche, daß gewisse Nationen sich jenes slavischen Absolutismus als Mittel bedienen, um ihren eigenen egoistischen Interessen zum Siege zu verhelfen; so Frankreich, um seinen Revanchegelüsten gegen Deutschland Befriedigung zu verschaffen, und ebenso England, um seinen durch nichts mehr gerechtfertigten Absolutismus zur See aufrecht zu erhalten. Durch diese sittliche Verwirrung war nachgerade eine Spannung im gesamten Völkerleben erzeugt worden, die nur noch durch ein reinigendes Kriegsgewitter gelöst werden konnte. Noch bis zum letzten Augenblick hatte es England in der Hand, den Weltfrieden aufrecht zu erhalten. Es hat sich aber nicht dazu entschließen können, und somit fällt ihm die schwere Verantwortung zu für all das Furchtbare, das dieser Krieg mit sich bringt.

Wie die Dinge lagen, stand England vor einer der größten weltgeschichtlichen Entscheidungen. Hätte es sich für den Frieden eingesetzt, was wäre dann geschehen? Dann wäre auch Rußland und Frankreich gezwungen gewesen, das schon gezogene Schwert wieder in die Scheide zu stecken, und das hätte ebenfalls eine tiefgreifende Umwälzung zur Folge gehabt: nicht nur der territoriale Absolutismus, den Rußland erstrebte, sondern auch der maritime Englands wäre erschüttert gewesen. Denn Rußland hätte in diesem Fall die serbische Monarchie dem Strafgericht Oesterreich-Ungarns überlassen müssen, und damit wäre der Glaube der kleineren slavischen Völker an die Weltherrschaft Rußlands tötlich getroffen worden. Zugleich wäre Oesterreich-Ungarn dann zu einem solchen Einfluß unter den slavischen Völkerschaften gelangt, daß Rußland sich mit ihm in eine Art Gleichgewichtsstellung in bezug auf das Slaventum hätte teilen müssen. Aber, wenn es nur dies gewesen wäre, so würde England deshalb wohl noch immer nicht zum Kriege getrieben haben. Daß dies dennoch geschah, ist erst dadurch veranlaßt worden, daß die Aufrechterhaltung des Friedens diesmal Englands stillschweigenden Verzicht auf die weitere Behauptung seiner absoluten Seeherrschaft bedeutet hätte. Denn nachdem England schon im Mittelmeer seine Suprematie zugunsten einer maritimen Gleichgewichtspolitik der beteiligten Mächte aufgegeben hatte, mußte nunmehr sein Eintreten für den Weltfrieden auch die allmähliche Ausdehnung dieses Gleichgewichtsstrebens auf das Weltmeer zur Folge haben, zumal unter der Stärkung der Machtstellung, die Deutschland und Oesterreich durch das Zurückdrängen des russischen Absolutismus erfahren hätte. Damit geriet England in einen tragischen Konflikt sich widerstreitender Interessen: es mußte sich endgültig entweder für die volle Durchführung der Gleichgewichtspolitik oder aber für die gewaltsame Verteidigung seines maritimen Absolutismus entscheiden.

Wovon hing diese Entscheidung zuletzt ab? -- Daß die sittliche Entwicklung der Menschheit die Ausdehnung der Gleichgewichtspolitik auch auf das Weltmeer erfordert, darüber konnte sich England nach dem Verlauf der weltgeschichtlichen Entwicklung nicht wohl zweifelhaft sein. Aber nun war es fraglich, ob das englische Volk ethisch und physisch stark genug sei, um auch ohne das Privilegium seiner absoluten Seeherrschaft den friedlichen Wettbewerb nach Maßgabe eines maritimen Gleichgewichts aufnehmen zu können. Sollte es also in diesen Zustand übergehen, so mußte es das felsenfeste Ver-

trauen haben, seine Großmachtstellung von nun ab einzig und allein auf den Wert seiner Kulturarbeit und der in ihr tätigen Kraft des eigenen Volkes stützen zu können. Ermangelte es jedoch dieses Selbstvertrauens, so mußte es sich auch gedrungen fühlen, einen solchen Weltkrieg heraufzubeschwören, der die Möglichkeit eröffnete, die Anbahnung jenes maritimen Gleichgewichts von neuem zu verhindern. Dann mußte ihm aber auch dazu jedes, selbst das unsittlichste Mittel recht sein, und es vermochte selbst davor nicht länger zurückzuschrecken, sich mit den Mächten der Barbarei gegen die Mächte der Gleichgewichtskultur zu vereinigen. England mußte alsdann freilich auch die solange zur Schau getragene Maske abwerfen und durch die Tat eingestehen, daß es einen Krieg nicht für, sondern gegen den Fortschritt der Weltgesittung angezettelt habe.

So ist es gekommen. Dadurch, daß die englische Regierung skrupellos die Kriegsfurie entfesselt hat, ist vor aller Welt klargestellt worden, daß das sittliche Vertrauen des Engländertums auf seine eigene Arbeitskraft nicht mehr stark genug ist, um, dem Ethos der Weltgeschichte folgend, das Weltmeer und den Welthandel freizugeben für einen friedlichen Wettbewerb der Völker, der sich allein auf die Tüchtigkeit der Arbeit zu gründen hat. England glaubt dieser Konkurrenz auf keine andere Weise mehr gewachsen zu sein, als nur dadurch, daß es auch fernerhin die Vormacht zur See bleibt. Das aber ist das Eingeständnis der Schwäche. Und um dieser Schwäche willen hat es sich nun mit Rußland zusammengefunden, das seinerseits einem territorialen Absolutismus huldigt, wie England dem maritimen. Mit vollem Recht konnte daher unser Reichskanzler in seiner Erklärung an das amerikanische Volk sagen: „Moralische Skrupel kennt die englische Politik nicht. Und so hat das englische Volk, das sich stets als Vorkämpfer für Freiheit und Recht gebärdet, sich mit Rußland, dem Vertreter des furchtbarsten Despotismus, verbündet, mit dem Lande, das keine geistige, keine religiöse Freiheit kennt, das die Freiheit der Völker wie der Individuen mit Füßen tritt." Dieser Kampf für die absolutistischen Interessen zu Wasser und zu Lande wird aber geführt gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Ohne weitere Begründung liegt daher schon in dieser Tatsache, daß jene beiden Staaten die wahren Vertreter der territorialen und maritimen Gleichgewichtspolitik und somit der universellen Freiheit und Gesittung sind. In ihren Reihen wird heut um das Ethos der Weltordnung gekämpft, und darum ist [h]auf ihrer Seite das gute Gewissen in diesem Weltkriege.

Dadurch wird nun erst völlig durchsichtig, wofür diese beiden Staaten ihre Kräfte einzusetzen haben. Man hat uns Deutschen insbesondere wegen der unermüdlichen Stärkung unserer Wehrmacht oft den Vorwurf gemacht, daß wir ebenfalls nach Weltherrschaft streben. Auch sind mancherlei Unklugheiten geschehen, die diesem Verdacht Vorschub geleistet haben. Wie sich jetzt aber unzweideutig zeigt, hat uns die geschichtliche Entwicklung der Dinge gerade die entgegengesetzte Aufgabe gestellt. Im Verein mit Oesterreich-Ungarn ist uns die Bestimmung zugefallen, den freiheitsfeindlichen Absolutismus sowohl auf dem Festlande wie auf dem Weltmeere endgültig zu sprengen und für die ganze Menschheit eine territoriale und maritime Gleichgewichtsordnung zu erkämpfen. Oesterreich-Ungarn sieht sich demgemäß berufen, die Führung derjenigen slavischen Nationen zu übernehmen, die nicht gewillt sind, sich von dem panslavistischen Absolutismus bedingungslos unterjochen zu lassen. Sein höchstes Ziel ist es, mit den ihm selbst angehörigen slavischen Völkerschaften dem russischen Gegner eine Gleichgewichtslage abzuzwingen, die dem absolutistischen Panslavismus für immer ein Ende bereitet. Rußland muß im Interesse der Gesamtkultur ein für allemal zur Aufgabe des Gedankens genötigt werden, unter seinem Zepter eine slavische Weltherrschaft aufzurichten.

Betrifft diese Angelegenheit vornehmlich die Organisation des Slaventums, so ist es Deutschlands wahre Bestimmung, die Suprematie Englands auf dem Meere zu brechen und damit jede Art absoluter Seeherrschaft fortab unmöglich zu machen. England hat die Herbeiführung dieser maritimen Gleichgewichtslage nicht auf friedlichem Wege gewollt, nun muß es mit dem Schwert dazu gezwungen werden. Das aber ist das weltgeschichtliche Amt Deutschlands. Ihm ist der Beruf zugefallen, der Gleichgewichtsidee dadurch den vollen Sieg über die Weltherrschaftsidee zu verschaffen, daß nun auch der maritime Absolutismus endgültig zertrümmert wird. Dafür muß bis auf den letzten Mann gekämpft werden, und wenn der Zusammenbruch jenes Absolutismus auch Deutschland unter seinen Trümmern begraben sollte, so würden wir mit dem guten Bewußtsein in den Tod gehen können, uns für den Fortschritt der Weltgesittung aufgeopfert zu haben. Wie es nun aber auch kommen möge, so steht doch das Eine unverrückbar fest, daß Deutschland durch seine Kampfstellung zu England im Krieg und im Frieden, zu Lande und zu Wasser der Vertreter der universellen Gleichgewichtspolitik geworden ist und daß deswegen dieses Gleichgewichts-

prinzip allen seinen Unternehmungen Maß und Ziel setzen muß. Nach diesem Prinzip müssen die kriegerischen Schritte bemessen werden, und ebenso muß es den zureichenden Maßstab dafür abgeben, wann und wie Frieden geschlossen werden soll. Deutschland muß deswegen die erste unter allen Weltmächten sein, die sich von allen absolutistischen Gelüsten grundsätzlich freihält und eben dadurch auch alle anderen Völker dazu zwingt.

Auch wird das weitverbreitete Mißtrauen, daß wir ebenfalls einer brutalen Weltherrschaft zustreben, wirklich erst schwinden, wenn unser Staat durch alle seine Willensäußerungen die zuverlässige Ueberzeugung erweckt, daß er der wahre Herold der Gleichgewichtsidee ist und mit aller Macht für eine darauf gegründete Weltordnung eintritt. Es ist das Große dieses gegenwärtigen Krieges, daß er uns jene Richtung mit Flammenzeichen vorgedeutet und unserem Volke seine sittliche Weltaufgabe unter den heutigen Verhältnissen erkennbar gemacht hat. Deutschlands Zukunft und Deutschlands Ansehen wird fortab darauf beruhen, wie es jene Idee durchführt, und es wird solange zum Segen der Menschheit wirken, als es dieser seiner sittlichen Bestimmung eingedenk bleibt. So ist es jetzt und so soll es auch künftig sein. Es ist unser Stolz, daß wir es heut sind, die für den Fortschritt der Freiheit und damit für den Fortschritt der Völkergesittung den Kampf aufgenommen haben. Das aber ist die Freiheit, die in der sozialen und politischen Gleichgewichtsordnung der persönlichen Kräfte zur objektiven Gestaltung kommt, und zwar nach Maßgabe der sich in der Berufsarbeit objektivierenden Individualität. Was der Krieg und was der Friede fordert, es wird durch dieses Gesittungsprinzip bestimmt.

Heut reift der Vollendung entgegen, wofür unsere Völker den Grund gelegt haben. Die Freiheit der Persönlichkeit, deren wahrer Sinn ihnen im Glauben und Denken aufgegangen war, zum Bildungsprinzip einer universellen Kulturgemeinschaft zu machen, das war das große Erbe, das sie uns hinterlassen haben. Diese Idee durch die Tat zu verwirklichen, dafür wird jetzt auf den Schlachtfeldern das Heldenblut unserer Heere vergossen. Soll jenes hohe Ziel aber erreicht werden, so muß eine solche Kulturgemeinschaft auch ein gemeinsames Betätigungsfeld haben, das der individuellen Sonderung der Nationen eine universelle, allverbindende Basis gibt. Diese Basis kann jedoch nicht das Land sein, da sich an seiner Besitzordnung gerade die individuelle Gliederung der Staaten vollzieht; wohl aber ist es das Weltmeer, das mit Ausnahme des dem

Lande zugehörigen Küstenstreifens seiner eigensten Natur nach keine eigentümliche Begrenzung zuläßt. Die Freiheit des Weltmeeres zur freien Betätigung des Welthandels ist daher die notwendige Voraussetzung für eine Kulturgemeinschaft, deren Lebensprinzip die Gleichgewichtsordnung der persönlichen Kräfte ist. Erst dadurch wird es möglich, die Menschheit zu einer allumfassenden persönlichen Arbeitsgemeinschaft zu verbinden und ihrer sittlichen Lebensbetätigung eine objektive Basis zu geben. Daß dies also geschehe, ist die unabweisbare Pflicht, deren Erfüllung uns der Fortgang der Weltgesittung auferlegt. Eben darum ist dieser maritime Gleichgewichtskrieg ein Kulturkrieg allerersten Ranges; es ist ein sittlicher Befreiungskampf, der heut durchgefochten wird, und sein universeller Zweck ist, wie gezeigt, die Vernichtung der absoluten Seeherrschaft Englands. Gott hat es gewollt, daß gerade wir dieses Gericht vollziehen sollen; aber darum ist die Reinheit des sittlichen Gewissens auch auf unserer Seite. England mit seinem Absolutismus ist ein Feind der fortschreitenden Kulturgesittung geworden, und darum muß der kategorische Imperativ von heute lauten: Erkämpfung des maritimen Gleichgewichts!

Moltke als Politiker.

Von

Dr. Rudolf Peschke, Steglitz.

Moltke nimmt eine ganz besondere Stellung unter den großen Feldherren der Geschichte ein. Während diese fast ohne Ausnahme den Krieg zugleich in politischer und militärischer Hinsicht leiteten, beschränkt sich seine Führung lediglich auf strategische Maßnahmen. Wie es König Wilhelms berühmter Trinkspruch vom 3. September 1870 ausdrückt: „Sie, General von Moltke, haben das Schwert geführt". Ist er so nie dazu gelangt, eigene politische Gedanken in die Tat umzusetzen, so besteht doch noch die Frage, ob er sie nicht in gleichem Maße wie etwa Friedrich und Napoleon gehabt hat, ob der Unterschied nur durch die Verhältnisse bedingt oder auch in der Verschiedenheit der Naturen begründet ist. Trotz der Zurückhaltung und Vorsicht, mit der sich der „große Schweiger" zu äußern pflegte, ermöglicht uns doch das zahlreiche, hauptsächlich in den „Denkwürdigkeiten" und der „Militärischen Korrespondenz" enthaltene Material, auch das Bild des Politikers Moltke in ungefähren Linien zu zeichnen.

Man hat wohl schon den Uebertritt des jungen dänischen Leutnants zur preußischen Armee 1822 aus politischen, nationalen Motiven herleiten wollen. Davon kann, wie Hans Delbrück[1]) betont hat, keine Rede sein. Rein persönliche und militärische Gründe ließen ihn den bisherigen Dienst vertauschen. Auf einer Urlaubsreise mit seinem Vater sah er in Berlin zum erstenmal einen Teil der preußischen Armee und „wurde davon so durchdrungen, daß er keinen eifrigeren Wunsch hatte, als zu dieser Armee überzutreten."[2])

---

[1]) Pr. Jahrbücher 1901, Erinnerungen, Reden und Aufsätze S. 554 f.

[2]) Denkw. I, S. 16 (im Folgenden sind bei Zitierung ohne nähere Angabe immer die Denkwürdigkeiten gemeint).

Hier war ja ein ganz anderes Fortkommen möglich, als in den paar dänischen Regimentern.

Wirklichen Anteil an der Politik bemerken wir erst im Jahre 1830. Natürlich. Die Dinge schienen endlich auf einen Krieg hin sich zu entwickeln, die Hoffnung eines jeden ehrgeizigen jungen Offiziers. Moltkes aufmerksame Betrachtung setzte sich sofort in positive Arbeit um, zu der ihn noch besonders pekuniäres Bedürfnis trieb. So entstanden die beiden Broschüren[1]): „Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung seit ihrer Trennung unter Philipp II. bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I., Berlin 1831“ und „Darstellung der inneren Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes in Polen, Berlin 1832“. Man sieht schon aus dem Titel, es sind hauptsächlich Werke geschichtlichen Inhalts, die nur durch die Zeitereignisse politische Bedeutung beanspruchen. Tatsächlich hören sie auch da auf, wo diese anfängt. Auch der oft wiederkehrende Gedanke, daß jetzt nicht mehr die Kabinette allein, sondern auch die Volksleidenschaften, und zwar diese ganz unberechenbar, die Politik bestimmen, zeugt nur von historischem Verständnis und ist nicht als ein Zeichen politischen Scharfblicks anzusprechen. Die allgemeine politische Tendenz beider Arbeiten läßt sich leicht zusammenfassen. Der Verfasser hofft alles, wünscht alles und glaubt auch alles geheilt zu sehen durch eine starke Regierung; was das Volk aus eigenem Antrieb tut, ist Uebermut, unreif und trägt schlechte Früchte. Seine Sympathien sind daher mehr auf Seite der Holländer und Russen, wenn auch kein direkter Haß gegen die Polen zu bemerken ist; vor allem teilt er die im preußischen Offizierkorps allgemeine Verehrung für die Person des Kaisers Nikolaus. Ueberhaupt sind seine Urteile hier und in den Briefen ein Ausfluß der unter den höheren Generalstabsoffizieren kursierenden Meinungen, wie er ausdrücklich seiner Mutter gegenüber angibt.[2])

Wie hier während der durch die Julirevolution hervorgerufenen Krisis, teilt Moltke auch in den folgenden Jahren die gesunden und für ihn passenden Anschauungen seiner Umgebung. Sein Ideal ist eine straffe, langsam vorschreitende Beamtenregierung, wie sie Preußen damals besaß.[3]) Nur wenn Reformen von oben her und mit aller Vorsicht ausgeführt werden, stimmt er ihnen zu; aber auch dann

---

[1]) Denkw. II.
[2]) Denkw. IV, S. 47.
[3]) Denkw. II, S. 46.

noch erscheinen sie ihm, wenn wohl notwendig, so doch gefahrvoll.[1]) Nach außen hin hält er fest an den legitimen Mächten Oesterreich und Rußland und macht keinen Hehl aus seiner starken Abneigung gegen das revolutionslustige Frankreich.

Erst ein Dezennium später haben wir wieder politische Bekenntnisse in fester literarischer Form. Jetzt begnügt sich der inzwischen weitgereiste — in die Zeit von 1835—39 fällt der türkische Aufenthalt — Hauptmann und Major nicht mehr mit der Wiedergabe allgemeiner Anschauungen, sondern stellt selbst Forderungen auf. Sie sind enthalten in zwölf, zum Teil recht umfangreichen Aufsätzen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung,[2]) in zwei Arbeiten in der Cottaschen „Deutschen Vierteljahrsschrift" und gelegentlich auch in dem inhaltsreichen Werk der türkischen Briefe. Diese Epoche journalistischer und literarischer Tätigkeit umfaßt die Jahre 1840—44. Vergegenwärtigen wir uns, wie sich ihm damals Europa darstellte und welche praktischen Vorschläge er macht.

Die damals beherrschende Frage war die orientalische. Die Schlappe, die Frankreichs Politik gegenüber Mahomet Ali und der Pforte durch die Stellung der Mächte erlitten hatte, ließ bekanntlich eine erneute Sehnsucht nach dem linken Rheinufer in der unruhigen Nation entflammen und führte drohende Wolken am europäischen Himmel herauf. Hieran sei zu besserem Verständnis kurz erinnert.

Moltke hält die Rolle der Türkei für ausgespielt, das ist das A und O aller sich auf orientalische Dinge beziehenden Arbeiten. Die ungeheure Lücke, die durch den Untergang des Sultanreiches im europäischen Staatengebilde entsteht, muß anderweitig ausgefüllt werden. Oesterreich und Hellas sind berufen, das Erbe anzutreten. Die Verhältnisse würden zunächst „dazu drängen", das Reich der Konstantine in Konstantinopel wieder aufzurichten.[3]) Zum Schutze dieser jungen Macht gegen das vordringende Russentum müßte sich dann Oesterreich der Donaufürstentümer annehmen. Zu deren Erstarken wieder sei die deutsche Auswanderung, statt nach Amerika und der Südsee, dorthin, nach der Mündung des größten deutschen Stromes, zu lenken. Auch sonst wäre der Orient ein Ziel, wohin deutsche Kräfte zu leiten seien. So gelangt Moltke zu dem merk-

[1]) Denkw. I, S. 113.
[2]) Zusammengestellt im Anhang zu meiner Dissertation „Moltkes Stellung zur Politik bis zum Jahre 1857".
[3]) Aufsatz „Die Donaufürstentümer" vom 24. Dezember 1842, Augsb. Allg. Ztg.

würdigen Plan eines deutschen Fürstentums Palästina.[1]) In Europa sei man wohl dem ewigen Frieden ziemlich nahe, jedenfalls würde die europäische Jugend nur noch selten zu den Waffen gerufen werden. Deshalb solle sich auch die deutsche Jugend in Palästina ein Arbeitsgebiet schaffen, wie es England und Frankreich in Asien, Afrika und Australien getan hätten.

An derartige Pläne konnte nur denken, wer von dem gesicherten Zustande in Europa überzeugt war. Und das war Moltke damals in der Tat. Die nationale Erregung im Jahre 1840, der wir unsere „Wacht am Rhein" verdanken, hatte ihm die Zuversicht zu der Einigkeit des deutschen Mitteleuropa gegeben, und in ihr erblickte er eine Bürgschaft für den Frieden. Jetzt endlich schien ihm der politische Verstand unter die Stämme Deutschlands wieder zurückgekehrt;[2]) so müßten auch fernerhin alle Tagesfragen unter dem höheren nationalen Gesichtspunkte angesehen und die Provinzialinteressen zurückgestellt werden. „Nur der Streit um Meinungen und Ueberzeugungen, um Verfassungs- und Kirchenfragen ist noch lebhaft rege und seiner befriedigenden Lösung noch nicht nahe." Diese Worte entstammen dem großen Aufsatz „Zur westlichen Grenzfrage". Hier wird auf breiter historischer Grundlage Frankreichs Verlangen nach dem linken Rheinufer zurückgewiesen und im Gegensatz dazu Elsaß und Lothringen für Deutschland gefordert. Auch nach einer anderen Seite hin wird dessen Ausdehnung verlangt, wenn nicht durch Krieg und Abtretung, so wenigstens durch ein Bündnis.[3]) Dänemark soll sich dem Deutschen Bunde anschließen, damit die dänische Flotte zur deutschen Bundesflotte werde.

Alle diese Projekte haben keine praktische Bedeutung gewonnen. In der Diplomatie spielten sie keine Rolle. Sie nehmen sich auch mehr wie politische Visionen auf historischer Grundlage aus, als wie durchführbare politische Vorschläge. Zu verstehen sind sie nur vom Standpunkte des Militärs aus.

Die Lage der Türkei beurteilte Moltke nach ihrem Heere, das sich ja bei Nisib am 24. Juni 1839 erbärmlich genug oder vielmehr gar nicht geschlagen hatte, denn es war einfach davongelaufen. Da er sich Rußland in Konstantinopel nicht gut vorstellen mochte, griff er zu den anderen erwähnten Zukunftsgebilden. Die Hoffnungen,

---

[1]) „Deutschland und Palästina", 28. Februar 1841, Augsb. Allg. Ztg., Denkw. II.
[2]) Denkw. II, S. 171, Cottasche Vierteljahrsschrift 1841 (2. Qu.).
[3]) „Deutschland und seine germanischen Nachbarn. Dänemark". Augsb. Allg. Zeitung, 2. und 3. November 1841.

die er an einen eventuellen Krieg mit Frankreich knüpfte, mochten, wie Heinrich von Treitschke schreibt,[1]) im Stillen wohl von vielen, zumal preußischen Offizieren gehegt werden. Die Anregung zu einem deutschen Fürstentum Palästina hatte der damalige Generalstabsoffizier des Prinzen Karl offenbar am Berliner Hof empfangen: er wird dort von den Plänen Friedrich Wilhelms IV., ein evangelisch-anglikanisches Bistum in Jerusalem zu gründen, gehört haben. Während sein königlicher Herr aber nur von religiösen, kirchlich-romantischen Gesichtspunkten ausging, suchte Moltke den Gedanken politisch und militärisch — er verbreitet sich eingehend über die zu treffende Heeresorganisation — auszubauen. Der Anschluß Dänemarks war in der Augsburger Allgemeinen Zeitung von dänischer Seite angeregt worden;[2]) er mußte ihn von vornherein sympathisch berühren. Lebte doch noch seine ganze Familie unter dänischem Szepter, und wird er diesen Zwiespalt, in dem er sich als preußischer Offizier den Blutsverwandten gegenüber fühlte, wohl manchmal auszugleichen gewünscht haben. Zudem war der rein militärische Vorteil einer deutsch-dänischen Verbrüderung unanfechtbar; sie stellte offenbar im Fall eines Krieges und in Hinsicht auf die aufzuwendenden Lasten eine Vereinfachung dar. Politisch war es jedenfalls eine unglückliche Idee, die deutsche Frage durch den vollen Eintritt Dänemarks noch schwieriger zu machen. Nicht eine Erweiterung des Bundes, ein Hereinziehen möglichst vieler germanischer Vettern war ja die den deutschen Stämmen gestellte Forderung, sondern im Gegenteil: Konzentrierung, Einigung nach innen. Der Korrespondent des „Fädreland", der wieder dänischerseits jetzt den Plan zurückwies,[3]) beurteilte die Verhältnisse richtiger, wenn er dies Bündnis als auf Sand gebaut verwarf, da Deutschland erst einmal selbst zu wirklicher Staatseinheit gelangen müsse und dies noch sehr schwer halten werde. Der Anschluß Dänemarks an Deutschland blieb übrigens ein Lieblingsgedanke Moltkes; gelegentlich der holsteinschen Wirren kommt er darauf zurück,[4]) und noch nach der Reichsgründung hat er sich damit getragen, wie eine Stelle in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen"[5]) beweist. Der Kanzler bezeichnet den Plan hier fast ironisch als „unausführbar".

---

[1]) Deutsche Geschichte V, S. 89.
[2]) Nr. 260, Jhg. 1841.
[3]) Allerdings nicht als Entgegnung auf Moltkes Artikel. Augsb. Allg. Ztg. 1841. Nr. 331.
[4]) Denkw. IV, S. 118.
[5]) II, S. 31.

Im Innern hielt Moltke fest an den Grundsätzen seiner Jugend. Positive Arbeiten im Sinne des Zollvereins fanden seinen Beifall. Durch den Staat wollte er vor allem in nationaler Hinsicht die Eisenbahn, mit deren Bedingungen er durch seine Stellung in der Direktion der Berlin-Hamburger Bahn vertraut war, ausgebaut wissen. Ihren strategischen und nationalökonomischen Wert erläutert er in verschiedenen, von tiefer Sachkenntnis zeugenden Aufsätzen. Er vertritt hier geradezu Lisztsche Gedanken. Für die handelspolitischen Bedürfnisse, die ihm mit den militärischen verwoben sind, zeigt er einen erstaunlich sicheren, der Mehrzahl seiner Zeitgenossen vorauseilenden Blick.

Wenn in Reiseberichten auch einmal Klagen über das „zerrissene arme deutsche Vaterland“ laut werden, so war er doch, wie aus dem Gesagten hervorgeht, von einer gedeihlichen Entwicklung der deutschen Verhältnisse im großen und ganzen überzeugt. So traf ihn die Revolution völlig unvorbereitet. Zunächst sucht er sich noch historisch die Erscheinung zu erklären. Europa rekonstruiere sich nach Nationalitäten; „möchten wir nur alles Deutsche wiederbekommen, so wären wir reichlich entschädigt“.[1]) Etwas werden könne indes aus der Sache nur, wenn sich irgendeine zentrale Gewalt erhalte. Daran fehle es eben. Nur ein Angriff von außen könne noch helfen, sonst lösten sich alle Bande; die Nachbarn in Ost und West würden solange warten, bis sich Deutschland in Parteien zersplittert hätte. Deshalb seien die inneren Feinde, die dies veranlaßten, die schlimmsten.[2]) Zum Schlusse dieses Briefes vom 29. März 1848 bricht dann plötzlich die innerste Ueberzeugung des Schreibers durch: „Welche Zukunft verscherzt Deutschland! Welche Verantwortlichkeit für die, welche diese Zustände veranlaßten! Wo war der Druck so groß, wer war so in seinem Rechte gekränkt, wer so in seiner Freiheit beeinträchtigt, daß es gerechtfertigt schien, ein im schönsten Aufblühen begriffenes Staatsleben zu zertrümmern, eine neue Bahn einzuschlagen, von der niemand weiß, wohin sie führt?“ Er versteht nicht recht, was diese Leute wollen. Es war doch im Grunde alles auf dem besten Wege, die Regierungen hätten wohl schließlich für Erfüllung der nationalen Wünsche gesorgt. Das „Wahre“ an der Bewegung, wie er es wiederholt nennt, bleibt ihm nur der Drang nach nationaler Einheit, alle demokratischen Gelüste erscheinen ihm als ungesunde, krankhafte Symptome, als

[1]) Denkw. VI, S. 158.
[2]) Denkw. VI, S. 160.

„eine Verblendung, die wie eine moralische Cholera durch Europa zieht". Noch in der Geschichte des Krieges gegen Dänemark von 1848/49 spricht er im Rückblick von „konstitutioneller Freiheit, Volksrecht und all dem übrigen Flitter jener Zeit", hier wohl besonders scharf unter dem Eindruck der Konfliktszeit.[1]) Je mehr nun die Linke im Frankfurter und Berliner Parlament hervortritt, um so mehr zieht sich Moltke von der ganzen Bewegung zurück. Hatte er noch im Juni die Wahl des Erzherzogs mit Freude begrüßt, so wendet er sich im Laufe der nächsten Monate immer mehr von dem Einheitsgedanken ab und beschränkt sich darauf, die Dinge rein als preußischer Offizier zu betrachten. Es ist zu bemerken, daß Moltke, im Gegensatz zu Bismarck, erst auf den rein preußischen Standpunkt gedrängt wird durch die Angriffe, die die Revolution auf das preußische Heer unternahm. Das Stein-Schultzesche Gesetz der Berliner Nationalversammlung, das den Eid der Offiziere auf die Verfassung, im Weigerungsfalle ihre Entlassung forderte, erweckte in ihm mit besonderer Lebhaftigkeit den Stolz, einem verdienten, ruhmreichen Verbande anzugehören, dessen Beschimpfung er nicht ertragen könne; für den Fall der Annahme des Antrages will er seine Entlassung fordern, wie die meisten seiner Kameraden. Auch in der Abkehr von dem „Frankfurter Schattenreiche" fühlt er sich eins mit der Armee. Oberst von Griesheims Schrift „Die deutsche Zentralgewalt und die preußische Armee", in der jener Ausdruck geprägt war, hatte er mit Befriedigung gelesen.[2]) Die Kernsätze dieser Flugschrift: „Die preußische Armee ist noch die einzig feste Säule in Deutschland" und daher muß „Preußen auch in der deutschen Einheit Preußen bleiben wollen" finden wir von jetzt ab auch in vielen politischen Aeußerungen Moltkes wieder. Vor allem erst eine kräftige preußische Regierung, die sich ihrer militärischen Macht bewußt ist, dann kann man an Deutschlands Einigung, und zwar durch Preußen, denken.[3]) Mit Freuden begrüßt er daher das Novemberministerium Brandenburg-Manteuffel und seine Taten. „Die Gutgesinnten erheben sich, die lautesten Schreier sind verschwunden",[4]) frohlockt er am 17. November.

Die schließliche Entscheidung gibt für ihn das Schwert. Krieg mit Frankreich ist seine stete Hoffnung. „Zum Kriege wird es doch

[1]) Dieser erste Teil wurde 1862/63 geschrieben.
[2]) Denkw. IV, S. 122.
[3]) Denkw. IV, S. 127.
[4]) Denkw. IV, S. 130.

endlich kommen, und da ist der Trost, daß bei dem ersten Kanonenschuß die Rolle aller dieser Schwätzer zu Ende ist" (Brief vom 9. September 1848). Auch diese Lust, die Märzereignisse wieder in kräftigem Losschlagen vergessen zu machen, ging damals durch alle Reihen des preußischen Heeres. Noch ein Jahr später ist dieser Kampf neben der Niederhaltung der Demokratie und der Einigung Deutschlands in und durch ein starkes Preußen seine Hauptforderung. Die nach Olmütz führende Unionspolitik überzeugte ihn indes von der Notwendigkeit, daß Preußen nur Preußen sein solle und weiter nichts.[1]) Allerdings solle es erst den Versuch „bis zur Darlegung der evidenten Unmöglichkeit durchführen".[2]) Trotzdem empfand er damals Olmütz durchaus nicht etwa als eine „Rettung", wie er sich im Jahre 1873 Ranke gegenüber äußerte,[3]) sondern durchlebte diese Zeit ganz als Soldat. Er dachte genau so, wie sein späterer König, der damalige Prinz von Preußen, und mit ihm die Armee: wenn man einmal mobil mache, dann müsse man auch schlagen. Eine Diplomatie, die den Truppen eine solche Schmach auflade, müsse eine verkehrte sein.

Dieselben Ansichten treten im kleinen in Moltkes Aeußerungen über Schleswig-Holstein zutage. Zwar nehmen sie dem Raum nach wohl einen größeren Teil ein, als die eben erwähnten Fragen; doch liegt dies daran, daß er an seine in den Herzogtümern lebenden und mitstreitenden Brüder schrieb. Zu Anfang begrüßt er die Bewegung, da dieser Erhebung das positive Recht zur Seite stehe. Noch 1857 bei Wiederaufleben des Streites hatte Bernhardi[4]) den Eindruck, daß Moltkes Sympathien für Schleswig-Holstein mehr auf Abneigung gegen die demokratischen Elemente in Dänemark beruhe. Im Juli des Revolutionsjahres ist er möglicherweise bereit, für das Land den Degen zu ziehen.[5]) Sobald aber das demokratische Element das nationale zu überwuchern droht, nehmen die Sympathien in überraschender Weise ab, ja es ist ihm jetzt peinlich, daß sein Bruder Adolf in die Angelegenheiten verwickelt ist. Je mehr er zu der Erkenntnis kommt, daß Preußen sich erst auf sich selbst beschränken muß und vor allem im Innern sich kräftigen, desto entschiedener befürwortet er das Zurückziehen Preußens aus diesen Wirren. Nichtsdestoweniger schmerzt ihn die schimpfliche Art, wie

[1]) Denkw. IV, S. 139.
[2]) Denkw. VI, S. 192.
[3]) Frdr. Meinecke: Radowitz und die deutsche Revolution, S. 513.
[4]) Th. v. Bernhardi: Tagebücher II, S. 345.
[5]) Jähns: Moltke I, S. 160.

es seine Hand aus dem Spiele ziehen mußte, auch an dieser Stelle tief und bitter.

Jedenfalls hatte er jetzt erfahren, daß die Dinge in Europa doch nicht so friedlich lagen, wie er angenommen hatte, sondern daß Stoff zu Kriegen und militärischen Aktionen allerorten angehäuft war. Wir vermuten, daß ihm dies als Soldat eine gewisse Befriedigung gab. Die untrügliche Gewißheit, die ihn trotz Olmütz und aller trüben Erfahrungen beseelte und ermutigte, hatte Graf Strachwitz[1]) ausgesprochen:

„Es wird eine Zeit der Helden sein,
Nach der Zeit der Schreier und Schreiber.“ —

„In Deutschland sieht es jammervoll aus. Daß wir der Reaktion entgegensehen, ist bis zu einem gewissen Punkt wohl nicht zu beklagen“,[2]) schrieb Moltke am 18. Juli 1850. Damit ist schon seine Stellung bestimmt, die er nach Olmütz dem Parteitreiben gegenüber einnahm. Kein Freund der Konstitution, konnte er doch dem Grafen Dohna, einem der Männer der Kamarilla, der ihn aushorchen wollte, erklären, daß er nicht auf dem Standpunkte der Kreuzzeitung stehe.[3]) Seine Anschauungen deckten sich auch hier wohl ziemlich mit denen seines späteren königlichen Herrn; auch Prinz Wilhelm hatte im Grunde die Revolution nicht verstanden, bezeichnete noch im April 1852 die Konstitution als eine Farce, aber auch er war durch die alles aufwühlenden Stürme zu der Erkenntnis gelangt, daß Preußen bestimmt sei, an die Spitze Deutschlands zu treten, und sah, daß dies auf dem eingeschlagenen Wege nie geschehen könne.

Der Thronfolger und Moltke nahmen auch fast die gleiche Stellung in der Frage des Krimkrieges ein. Beide vertraten erst den Anschluß Preußens an die Westmächte. Offenbar sei den deutschen Mächten ein neuer Machtzuwachs Rußlands am allergefährlichsten, und doch überließen sie den Westmächten, die Kastanien aus dem Feuer zu holen,[4]) meinte Molke im Januar 1854. Seine entschiedene Antipathie gegen Rußland geht soweit, dem ehrlichen Moslem allen Erfolg gegen den Moskowiter zu wünschen;[5]) er droht Rußland sogar, ganz in westmächtlichem Sinne, von ferne mit einer

[1]) Denkw. IV, S. 275.
[2]) Denkw. IV, S. 145.
[3]) Denkw. VI, S. 208.
[4]) Denkw. IV, S. 153.
[5]) Denkw. V, S. 150.

Wiederherstellung Polens als letztes Mittel. Nach dem österreichisch-preußischen Bundesvertrag vom 20. April 1854 wünscht auch Moltke wie der Prinz von Preußen inniges Zusammengehen und bewaffnete Neutralität mit den deutschen Mächten und mit Oesterreich.[1]) Diese Ansichten stehen im schärfsten Gegensatz zu denen der Kreuzpartei und vor allem Bismarcks, der während des Krimkrieges immer das Prinzip der „freien Hand" für Preußen verfocht und den Allianzvertrag grimmig haßte. Sie haben wohl ihre Wurzel in den Tagen von Olmütz. Als Soldaten suchten beide die Schmach von damals durch entschiedenes Auftreten zu sühnen, ohne zu bedenken, daß politisch gerade strenges Fernhalten und Isolation Preußen zur Anerkennung in Europa bringen konnte.

Trotz solcher Uebereinstimmungen rechnete sich Moltke nicht zu der Gruppe des „Koblenzer Hofes", wenn er auch mit einer Anzahl davon, mit Fischer, Vincke, Laue, befreundet war. Innerlich trennte er sich schon in dem Moment von dem Prinzen, wo dieser die Schwenkung zur Konstitution vollzog.[2]) Von da ab nahm die Umgebung immer mehr einen Fronbeurton an, der Moltke durchaus nicht paßte. Daher machte er Theodor von Bernhardi in dem Gespräch vom 1. April 1857 bemerkbar, daß er nicht dazu gehöre. Er fühlte wohl damals die Verpflichtung, sich über seine politische Stellung näher auszusprechen. Denn als Adjutant des zukünftigen Throninhabers stand er in Breslau auf politisch sehr unterminiertem Boden. Seine Adjutantenstelle selbst war möglicherweise als eine Art Beaufsichtigung oder doch Beeinflussung gemeint.[3]) Wenn die Kreuzpartei später einen Anstoß an Moltkes Verhalten nahm, so liegt dies nicht daran, daß er sich politisch betätigte, sondern daran, daß er es eben nicht tat, wie jene gehofft hatte.

Aus dieser Stellung als Begleiter des Thronfolgers ging Moltke über in die Position an der Spitze des Generalstabes. Was hat für diese Entscheidung, die einmal weltgeschichtliche Bedeutung gewinnen sollte, den Ausschlag gegeben? Der General v. Manteuffel hat sich später gerühmt, daß er als Chef des Militärkabinetts ihn in Vorschlag gebracht habe. Da Manteuffel durchaus der Kreuzpartei angehörte, so sind jene Tadelsbezeugungen jedenfalls nicht stark genug gewesen, die Ernennung zu verhindern. Der Anlaß zur Unzufriedenheit war doch zu negativer Art, um sie lange nach-

---

[1]) Denkw. IV, S. 155.
[2]) E. Marcks: Kaiser Wilhelm I., S. 114.
[3]) Delbrück, Pr. Jahrb. 102, S. 115.

zutragen. Man kann freilich auch bei der sekundären Stellung, die damals noch der Generalstab hatte, in der Versetzung vielleicht eine Wegversetzung erblicken; die fast entschuldigenden Worte, mit denen der Prinzregent sie in seiner wohlwollenden Art dem Beförderten mitteilt, deuten darauf hin. Denn hätte die Ironie der Geschichte es gewollt, daß gerade die kleine politische Unzufriedenheit der reaktionären Partei Moltke zu der Stelle verholfen hätte, wo und wo allein er zum großen Mann werden konnte.

Daß Moltke, wenn schon kein unbedingter Kreuzzeitungsmann, sich mit dem Ministerium der „neuen Aera“ doch nicht sehr befreunden konnte, wird aus allem ziemlich einleuchten. Freilich läßt er sich nur ganz gelegentlich so vernehmen. In der Krisis des Jahres 1859 finden wir ihn fast vollständig im Fahrwasser der Kreuzzeitung. Er stand — von Schwankungen abgesehen, denen bei dem fraglos überall vorwaltenden Gefühl der Unsicherheit[1]) alle unterworfen waren — durchaus auf dem Standpunkt, man müsse unbedingt gegen Frankreich losschlagen. Sein Gespräch mit Bernhardi Anfang Juni und der Brief vom Juli[2]) an seinen Bruder Adolf, in dem er die ganze Summe des Verlaufes zieht, lassen darüber keinen Zweifel. Gegen diese Zeugnisse kann die Notiz vom 31. Mai in Gerlachs Denkwürdigkeiten,[3]) daß Moltke „wohl eigentlich dagegen sei (gegen einen Krieg mit Frankreich) wie Bismarck u. a.“ gar nicht ins Gewicht fallen, sie ist nur eine Mutmaßung Gerlachs, die schon durch sein Gespräch vom 3. Juni wieder korrigiert wird. Denn hier sieht der Generalstabschef das größte Unglück darin, wenn Oesterreich Frieden macht, ohne daß Preußen am Kriege teilgenommen hätte. Zwar wollte er nicht aus legitimen Rücksichten sich in den Kampf stürzen, rein aus preußischen Interessen sollte man dem Stoß Napoleons auf den Rhein zuvorkommen. Den Oberbefehl über die Bundestruppen sollte man nicht als Bedingung verlangen, denn er hätte sich im Verlauf von selbst ergeben. Mit denselben Argumenten arbeitete die Kreuzzeitung, auch sie beklagte Ende Juli, daß eine günstige Gelegenheit, Großes auszurichten, versäumt sei, und sprach damit nicht nur Moltkes, sondern überhaupt die Ansicht der preußischen Militärs aus. Eine Mobilmachung, ohne loszuschlagen, wirkt auf die Armee stets ein wenig

---

[1]) Annie Mittelstaedt, der Krieg 1859, Bismarck und die öffentliche Meinung in Deutschland. S. 89

[2]) IV, S 163.

[3]) II, 667.



enttäuschend, aufreizend. In Deutschland überhaupt näherten sich nur Einzelne, wie z. B. Lassalle, dem Gedanken Bismarcks, der dort, wo die anderen lauter Gefahren erblickten, nur Vorteile für Preußen sah, der die Lage des Jahres 1859 für energisches Auftreten gegen Oesterreich und Lösung der deutschen Frage ausnutzen wollte.

Argwohn gegen Frankreich spricht aus allen Zeugnissen der nächsten Jahre. Er ist der politische Kern der verschiedenen Denkschriften. So heißt es in einer von 1860:[1]) „Napoleon ist auf der Höhe, kein Stillstand der **idées Napoléonnes** zu erwarten, die europäische Koalition, welche dem Vorschreiten entgegentreten könnte, ist heute weniger als je möglich. Frankreich hat bis jetzt für andere gekämpft, jetzt wird es für sich selbst kämpfen und erwerben. . . . Eine wirkliche Besitzergreifung liegt nur am Rhein. Dort steht Preußen, und wahrscheinlich Preußen allein. Die französische Flotte ist die gewaltige Drohung, welche England ruhig halten soll, während das französische Heer den einmal besessenen und nie verschmerzten Rhein zurückfordert". — Wenn Moltke in jener Zeit von aktiver auswärtiger Politik spricht, so ist dies immer gleichbedeutend mit einem französischen Kriege. Diese seine Kriegslust muß in Kreisen, die ihm nahe standen, bekannt gewesen sein; als Bernhardi ihn im Frühjahr 1861, wo bei der Schwäche des regierenden Ministeriums die verschiedensten Kombinationen erwogen wurden, im Namen einiger altliberaler Freunde aushorchen wollte, ob Moltke nicht für das Auswärtige in Betracht käme, da wünschte er einen General an dieser Stelle, um die inneren Streitigkeiten durch einen Krieg gegen Frankreich zu beendigen. Verschiedentlich tritt dies in den Bernhardischen Tagebüchern jenes Jahres zutage. Auch Moltke sah die inneren Fragen unter dem Gesichtspunkte (Dez. 1861), „daß Preußen z. Z. den Bestand der Ordnung in Europa gegen Frankreichs Uebermacht hält". Dies zu verkennen, warf er den „liberalen Toren"[2]) vorzüglich vor, zu denen er im Zeitalter der Heeresreform natürlich in schärfstem Gegensatz stand. In bezug auf die Ergänzung des Offizierkorps gibt er geradezu reaktionären Tendenzen nach.

Freilich, auch Oesterreich vermochte Moltke kein Vertrauen mehr entgegenzubringen. „Frankreich ist als Preußens Feind zu betrachten, es geht auf die Eroberung aller Rheinlande aus und Oesterreich läßt es gewähren".[3]) Die Worte finden sich in einer

---

[1]) Militär. Correspondenz 70/71, S. 17.
[2]) Bernhardi, Tagebücher IV, S. 166.
[3]) Moltkes militär. Korrespondenz, II. Teil, Nr. 1.

Denkschrift vom Jahre 1860, die den Aufmarsch der Armee in einem Kriege gegen Oesterreich zum Gegenstande hat. Als Generalstabschef mußte er diesem Gedanke wiederholt nahetreten. Aber wenn auch hier militärische Zuversicht die Feder führt, so erkennen wir doch deutlich, wie ihm vor den politischen Folgen eines solchen Kampfes graute. Sie erscheinen ihm als etwas ganz Unberechenbares, Ungeheures. Ein großes einheitliches Reich muß daraus in Mitteleuropa entstehen, aber dies ist dann gegenüber dem früheren Bundesgebiet bedeutend kleiner, denn es hat an die Nachbarn nach Ost- und West-Provinzen abgeben müssen. Um solchen Folgen zu entgehen, wünscht er möglichst eine Verständigung mit Habsburg. Wie er es denn Bernhardi gegenüber als seine erste Forderung als ev. Minister des Aeußeren hinstellt: Annäherung an Oesterreich.

Sobald ihm allerdings, wie in dem hessischen Streite 1862, der Kampf aufgezwungen erscheint, erwacht sein kriegerischer Eifer. Dann verlangt er aber auch gleich eine Radikalkur, in der Denkschrift vom 3. Juni d. J. „rücksichtsloseste Offensive", das Aufnehmen eines Ringens gegen Oesterreich, Bayern, und wahrscheinlich Frankreich und Dänemark. Man soll ohne weiteres in Hessen einrücken und beim Protest des Bundes, d. h. Oesterreichs, die gesamte Mobilmachung befehlen. Auch in dieser scheinbar so antiösterreichischen Denkschrift ist indes der letzte Grund die Furcht vor Frankreich. „Es kommt darauf an, Deutschland mit Gewalt gegen Frankreich zu einigen." Preußen muß sich also, wie er es zu Anfang der Denkschrift ausdrückt, zum Herrn von Kleindeutschland machen, damit die so zusammengefaßte Macht einem Angriff von Westen begegnen kann. Jähns[1]) hält die „frische, freudige Siegeszuversicht" dieser Denkschrift für unvereinbar mit einem Gespräch mit Bernhardi vom 7. Juni, weil hier Moltke seiner Besorgnis vor diesem „ganz unberechenbaren Kriege" Ausdruck gibt. Wir werden gerade darin nur seine Grundstimmung wiederfinden, die nur in einer militärischen Denkschrift zu einem solchen Kampfe nicht vorgebracht werden kann.

Rein persönlich war ihm, wie wir sehen, die Schleswig-Holsteinsche Frage immer eine schmerzliche Erinnerung geblieben. Als nun nach dem Tode Friedrichs VII. die offenkundige Verletzung der Verträge durch Christian IX. erfolgte, sympathisierte er, wie vor 15 Jahren, lebhaft mit dem entflammenden Nationalzorn und ver-

---

[1]) Moltke, I, S. 311.

langte statt einer Bundesexekution, die nur Holstein betreffen sollte, wirklichen Krieg gegen Dänemark. So unter anderem in einem Schreiben an Roon vom 30. Juni 1863. Er gab damit seinen Gegensatz zur Politik Bismarcks zu erkennen, der damals bekanntlich trotz des allgemeinen, ja König Wilhelms eigenem Verlangen die Schleswig-Holsteinschen Wirren so lange dilatorisch behandelte, bis er Oesterreich hinter sich ziehen konnte. Als er dies erreicht hat, findet er sofort Moltkes Zustimmung. „Wie weit Demagogie, Schwäche und Anmaßung noch jetzt führen können, ist gar nicht zu wissen. Doch ist jetzt durch das Zusammengehen von Oesterreich und Preußen nicht nur die deutsche Sache, sondern auch in ihren Konsequenzen die Hauptgefahr beseitigt."[1]) Als dann gar die österreichischen und preußischen Waffen vereint den Danebrog niederzwangen, wobei der Generalstabschef gegen Schluß noch selbst tätig sein durfte, da zeigt er sich uns in seinen Briefen über dies „durchaus befriedigende Resultat" so erfreut, wie nie zuvor. Er frohlockt geradezu: „Es ist mein altes Lied: mit Oesterreich, dann hat es keine Not."[2]) Offenbar hat er geglaubt, daß nun überhaupt alle Konflikte auf lange Zeit gelöst sind. So scheinen mir wenigstens seine im Herbst wiederholt auftauchenden Gedanken an den Abschied erklärlich.

Das Hochgefühl und den Stolz jener Tage teilte Moltke mit der preußischen Armee, die nach so langer Zeit endlich einmal aktiv hervorgetreten war. Was sie mit dem Schwerte erworben, das wollte sie aber auch dem preußischen Staate erhalten wissen. Das Bewußtsein, eine Provinz erobert zu haben und sie, wenn nötig, wie vor mehr als hundert Jahren Schlesien, gegen eine Welt von Mißgünstigen zu behaupten, gewann die militärischen Kreise am ersten für einen Krieg mit Oesterreich, dem sie nach Tradition und Prinzip abgeneigt waren. Soviel wir sehen, hat sich Moltke nie, wie viele seiner Kameraden, für den Augustenburger interessiert; bei seiner Schwäche für „poor little Dennmark"[3]) scheint er noch im Mai 1864 persönlich einer lockeren Personalunion geneigt, aber „Bismarck würde nicht darauf eingehen".[4]) Von da an wird er geradezu der Anwalt der „annektionswütigen" Militärpartei, die dem augustenburgisch gesinnten Kronprinzen soviel Schmerzen bereitete.

---

[1]) IV, S. 177.
[2]) VI, S. 421.
[3]) VI, S. 413.
[4]) VI, S. 397.

Allerdings möchte Moltke die Annektion möglichst auf legalem Wege, mit Befriedigung gerechter österreichischer Ansprüche durchsetzen. Aus dem Gespräch mit Bernhardi im Februar 1865 geht hervor, daß er gegen einen kleinen Besitztausch, etwa Abtretung der Hohenzollernschen Lande, nicht viel einzuwenden gehabt hätte. Im Namen der Armee tritt er einige Monate später im Kronrat vom 29. Mai 1865 für Annektion und Krieg ein, wenn es nicht gelingen sollte, Oesterreich anderweitig, vielleicht durch Festhalten an den Februarbedingungen, zufrieden zu stellen. Am 28. Februar 1866 spricht er sich, wenn auch den veränderten Verhältnissen Rechnung tragend, im Grunde in gleichem Sinne aus. König Wilhelm faßte das Ergebnis dieser Sitzung dahin zusammen:[1]) „Der Besitz der Herzogtümer sei eines Krieges wert, doch solle dessen Ausbruch nicht übereilt werden, da eine friedliche Erlangung des Objektes, wenn möglich, immer wünschenswerter sei." Wir sehen, es ist dieselbe Anschauung, die Moltke innerlich besaß. Und trotzdem bildete König Wilhelm, in dieser Zeit ein Hemmnis für die Politik des Ministerpräsidenten, während der Generalstabschef — Bismarck selbst beteuert es in seinen Gedanken und Erinnerungen — sie förderte, ja geradezu zum Kriege drängte. Das hatte natürlich vor allem seine militärischen Gründe; als strategischer Leiter konnte Moltke nicht zugeben, wie der König es wollte, daß man den Oesterreichern die Eröffnung des unheilvollen Kampfes überlasse. Dann aber hatte es der „große Zauberer" auch verstanden, die Umgebung des Königs fast ganz mit dem Gedanken zu erfüllen, daß Oesterreich der Angreifer sei. Und einem angebotenen Kampfe weicht kein Soldat aus. Moltke glaubte ganz bestimmt Bernhardi die volle Wahrheit zu sagen, als er ihm am 17. April versicherte: Man will hier den Krieg nicht, aber gegenseitige Gereiztheit, diplomatische Schritte, könnten dazu führen. „Bei uns hat niemand den Krieg gewollt, aber wir akzeptieren ihn mit ruhiger Zuversicht"[2]) schreibt er am 20. Mai dem Bruder Adolf. Und doch spricht er es hier, sieben Wochen vor Königgrätz, als feste Ueberzeugung aus, daß die Einmischung des Auslandes nicht hintangehalten werden könne und Deutschland seine Einigung mit dem Verlust von Provinzen rechts und links an seine Nachbarn werde bezahlen müssen. Mit völliger Zuversicht ging ja, wie uns Schneider mitgeteilt hat, niemand als einige junge Offiziere in

---

[1]) Lenz, Geschichte Bismarcks, 4. Aufl., S. 267.
[2]) IV, S. 182.

diesen Krieg;[1]) auch Moltke war also diesen trüben Stimmungen zugänglich oder hielt vielmehr an seinen früheren Befürchtungen fest.

Später hat der Feldmarschall die Entstehung des Krieges von 1866 anders aufgefaßt. In einem Heinrich von Treitschke 1881 übergegebenen, zur Veröffentlichung nach des Verfassers Tode bestimmten Aufsatz heißt es:[2]) „Der Krieg 1866 ist nicht aus Notwehr gegen die Bedrohung der eigenen Existenz entsprungen, auch nicht hervorgerufen durch die öffentliche Meinung und die Stimme des Volkes; es war ein im Kabinett als notwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf, nicht für Ländererwerb, Gebietserweiterung oder materiellen Gewinn, sondern für ein ideales Gut — für Machtstellung." Gegen diese Auffassung hat sich Bismarck in einem von ihm inspirierten Artikel der Münchener „Allgemeinen Zeitung"[3]) vom 27. August 1891 gewandt. Er verwahrt sich dagegen, als habe Moltke damit noch nachträglich den Krieg als einen nicht unbedingt nötigen, von ihm nicht gebilligten hinstellen wollen, und weist vielmehr darauf hin, daß der General damals durchaus mit ihm einverstanden gewesen sei. Moltke habe eine leicht irreleitende, nicht ganz treffende Form des Ausdrucks in der Beurteilung der politischen Verhältnisse, die 1866 zum Kriege führten, gewählt.

Es fehlt in der Moltkeschen Betrachtung der Gedanke, daß dieses „als notwendig erkannt" sich auf eine tiefe Kenntnis der wirkenden Kräfte, des aus der deutschen Geschichte und Kultur sich kundgebenden „Volkswillens" gründet, daß im innersten Kern diese Machtstellung von Preußen erstrebt werden mußte, wenn es sich behaupten und seine ihm gestellte Aufgabe erfüllen wollte. Insofern war, wie die Bismarcksche Entgegnung betonte, der Kampf gegen Oesterreich in der Tat ein Existenzkampf. Aber andererseits kann nicht bezweifelt werden, daß dieser Kampf damals ohne Bismarck — des „Kabinett" Moltkes — nicht zum Austrag gekommen wäre, daß er von preußischer Seite ein gewollter war. Bismarck fürchtete offenbar, daß ihm, wenn sich diese Meinung festsetzte, der Vorwurf gemacht werden könnte, er habe den Krieg womöglich vom Zaune gebrochen. Als die Entgegnung bekannt wurde, waren erst 25 Jahre seit dem Bruderkrieg verflossen; heute, nach bald 50 Jahren, wird die historische Erkenntnis ruhig ausgesprochen werden dürfen.

---

[1]) I, S. 229. Aus dem Leben Kaiser Wilhelms I.
[2]) VII, S. 426.
[3]) Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung II, S. 209 f.

Zwar aus verschiedenen Gründen, aber im Effekt doch dasselbe anstrebend und einig zeigte uns das Jahr 1866 die beiden Heroen. Im großen und ganzen ging Moltke von da an überhaupt mit dem Ministerpräsidenten, dem er im Reichstag einmal das Zeugnis ausstellte, daß, seiner Meinung nach, die Weltgeschichte eine solche Politik noch nicht gesehen habe.[1]) Noch vor dem Kriege hatte sich Moltke auch innerlich mit der Konstitution ausgesöhnt;[2]) Bismarck hatte ihm das Vertrauen gegeben, daß sie die Grundlagen und Existenzbedingungen des Staates unangetastet lassen werde. So konnte er mit gutem Gewissen seine Wahl in den norddeutschen Reichstag als konservativer Vertreter von Memel—Heydekrug annehmen.

Wir wollen nicht sein neunzigjähriges Leben auf die bisherige Weise weiter verfolgen. Es ist bekannt, daß Moltke voll Treue seine parlamentarischen Pflichten erfüllte, daß er aber im ganzen nur 41mal, und dann fast nur über militärische Dinge, Heeresvorlagen usw., gesprochen hat. Es sind ferner bekannt seine Abweichungen von der Politik Bismarcks in der Luxemburger Frage, sowie später in der Frage eines zweiten französischen Krieges, auch wohl andererseits sein persönliches Einsetzen für das Zustandekommen der österreichischen Allianz. Aber ich glaube, es würde zu weit führen, diese teils nach ungeklärten Differenzen näher zu betrachten, und ich denke, das bisher Mitgeteilte wird genügen, ein Urteil über Moltke als Politiker zu fundamentieren.

Zunächst dürfen wir wohl aus dem Bisherigen als erwiesen betrachten, daß Moltke kaum einen praktisch-politischen Gedanken gehegt hat, der außerhalb seiner Kaste, seines Berufes gelegen hat. Seine edle Persönlichkeit wies alles Scharfmacherische, Verhetzende, das den in seinen Kreisen herrschenden Stimmungen anhaftete, von sich, aber in den Hauptlinien stimmte er fast immer mit ihnen überein. Die Anschauungen innerhalb dieses Rahmens wirken daher etwas blaß, farblos; nur wenn ein Konflikt in Aussicht steht, nehmen sie lebhaftere Töne an durch das kriegerische Feuer, das hinter ihnen sichtbar wird. Zwei politische Leidenschaften — wenn man bei ihm von solchen reden kann — haben ihn beherrscht: Haß gegen Frankreich und gegen Demokratenherrschaft, was ja bei den Doktrinären der Kreuzpartei auf eins hinauskam. Seinen letzten und glorreichen Feldzug darf man in der Tat als den Gedanken seines Lebens bezeichnen.

[1]) VII, S. 93.
[2]) Bernhardi, Tagebücher VI, S. 242.

Man könnte sich bei der Erkenntnis beruhigen, daß Moltke ein in die Traditionen des preußischen Heeres eingelebter Offizier gewesen ist. Aber alle seine bisherigen Biographen haben ihm eine besondere politische Befähigung zugesprochen, obwohl Delbrück in seinem erwähnten Aufsatze[1]) starke Zweifel hatte laut werden lassen, und dann haben wir es eben mit Moltke zu tun, bei dem im Verhältnis zu seinen geistigen Dimensionen und im Vergleich mit anderen Feldherren dieses Niveau in politischer Beziehung ein gewisses Manko bedeutet.

Aus zwei Gründen leite ich es hauptsächlich ab, weshalb er immer wieder als hervorragender Staatsmann anerkannt wird. Erstens ist es die Art und äußere Form, in denen sich seine politischen Ueberzeugungen äußern, und zweitens sind es das Vertrauen auf das preußische Schwert und die Kriegsfreudigkeit, die sich in ihnen kundgibt. Die preußische Armee, in denen solche Anschauungen sich verkörperten, bildete den Hintergrund zu Bismarcks Politik, die sich geradezu auf sie aufbaute; sie war gleichsam der Fond an Barmitteln, der die ausgegebenen Scheine realisieren mußte. Ohne ihn hätte der verantwortliche Leiter der Politik nicht die Bahnen einschlagen können, die nach Versailles führten. So berührt uns manche Stelle in Moltkes Schriften und Briefen fast bismarckisch, und Bismarck wieder fand trotz sonstiger großer Unterschiede in entscheidender Stunde Unterstützung bei Moltke, in dem sich der Geist des preußischen Herres zeigte.

Schon aus dem, was über die journalistischen Arbeiten der vierziger Jahre und über Moltkes Stellung in der Revolutionszeit erwähnt ist, geht hervor, daß er meist die Dinge vom historischen Gesichtspunkt aus ansah. Eine solche Anschauung von hoher Warte, mit den reichen Kenntnissen und in dem klassischen Stile Moltkes vorgetragen, imponiert zunächst, und es wird dabei leicht nicht beachtet, daß die praktischen Vorschläge dabei zu kurz kommen, den Boden der augenblicklichen Lage verlassen und zu sehr in das Gebiet allgemeiner Ansichten hinübergleiten. Das hat man im Reichstage seinen wenigen Reden von gegnerischer Seite zum Vorwurf gemacht, und man kann sich diesem Eindruck beim Lesen nicht entziehen. Es sind in der Tat zum Teil „vaterlandsfreundliche Allgemeinheiten“.[2])

---

[1]) Pr. Jahrb. 1901.
[2]) Klein-Hattingen: Geschichte des deutschen Liberalismus II, S. 151.

Wie denn überhaupt Moltkes Stellung im Reichstage, sein Ansehen bei allen Parteien durchaus, wie kaum betont zu werden braucht, auf der Verehrung für seine Person und für seine Taten beruhte und nicht etwa dem Politiker galt. Bezeichnend hierfür ist eine Stelle in Robert von Mohls Lebenserinnerungen.[1]) Es handelte sich um eine Wahlrevision betreffs Moltkes. „Die Wahrheit zu gestehen, war die Wahl Moltkes mehr als zweifelhaft", meint Mohl, „aber ich hätte eine Verwerfung für ein öffentliches Unglück gehalten", für eine Schmach für den Reichstag wäre sie in Deutschland und im Auslande aufgefaßt worden.

Die beste Charakterisierung Moltkescher Betrachtungsweise politischer Dinge findet sich bei Friedjung.[2]) Dort heißt es über einen Vortrag des Generalstabschefs vom 14. April 1866 an den König: „Das Schriftstück ist ein merkwürdiges Zeugnis seines Geistes, frei von Leidenschaft oder selbst nur von subjektiven Regungen, ein Blick vielmehr über die lebendigen Kräfte wie aus der Perspektive des Geschichtsschreibers." Den Kern der Sache treffen die letzten Worte. Es liegt tatsächlich in dieser Art etwas Starres, Weltfremdes. In Krisen wird sich Moltke auch dieser Unzulänglichkeit bewußt, dann verzichtet er auf das Recht des Politikers, Voraussagen zu machen, und wir stoßen in Gesprächen und Briefen überaus häufig auf Wendungen wie: es ist nicht vorauszusehen, es ist unübersehbar usw. Er besaß keine rechte Fühlung mit den wirkenden Kräften, dazu stand er zu fern, verhielt er sich zu objektiv betrachtend. Was sich begrifflich von allgemeiner Staatsweisheit erfassen ließ, das legte er nieder in klassisch formulierten Sätzen, die sich in ihrer künstlerischen Geschlossenheit im gleichen Wortlaut wiederholen, aber das Verständnis für die Persönlichkeiten, für die lebendige Auswirkung der Kräfte ist demgegenüber schwach entwickelt. Das ist tief in seiner Natur begründet. Vergegenwärtige man sich, daß Moltke ein sehr schlechtes Personengedächtnis hatte und, wie er einmal seiner Frau berichtet, stets zählte, so z. B. die Lichter im Saale, so wird man verstehen, was ich meine. Man kann vielleicht auch sagen, daß er auch in politischen Fragen strategisch dachte. So hat er sich anscheinend zu allen Zeiten mit dem Ideal eines festgeeinten Deutschland und Oesterreich mit Dänemark getragen, als einen unangreifbaren Keil inmitten Europas. So denkt er auch immer vor 1866, daß ein Krieg zwischen Preußen

[1]) II, S. 197.
[2]) Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland I, S. 197.

und Oesterreich gleich zum Untergange eines von beiden führen muß. Es fehlt, bei aller Kultur und Feinheit, der Blick für die Kompliziertheit der Dinge, es erscheint in Moltkescher Beleuchtung alles zu einfach. Das hat Abeken empfunden, als er schrieb[1]): „Vor Moltke liegt seine Aufgabe klarer und einfacher, im Gegensatz zu den verworrenen Wegen der Politik. Dazu hat der liebe Gott wohl eben auch komplizierte Charaktere, wie Bismarck ist, an diese Stelle gesetzt, wie er Moltke an seinen Platz gestellt hat."

An einen Vergleich mit den anderen großen Feldherren der Weltgeschichte in bezug auf politische Befähigung kann nach allem nicht gedacht werden. Moltkes Genie ist tatsächlich einseitig militärisch, strategisch. Wir müssen aber, wie Abeken, gerade darin eine glückliche Fügung preisen; denn schon so ist es, trotz Moltkes vorbildlicher Zurückhaltung, zu manchen Reibungen zwischen dem Leiter der Politik König Wilhelms und seinem militärischen Berater gekommen. Ein Feldherr aber mit fruchtbaren politischen Gedanken großen Stiles, die an dieser Stelle nicht hätten verborgen bleiben können, wäre neben einem Bismarck auf die Dauer undenkbar gewesen.

[1]) Abeken, ein schlichtes Leben II, S. 522.

Die deutsche Kunst und der Weltkrieg.

Von

Robert West.

Unendlich reich an Können und beklagenswert arm an Gedanken, so erschien die deutsche Künstlerschaft auf den beiden Münchener Gemäldeausstellungen dieses Jahres. Im Glaspalast und in der Kunstausstellung der Münchener Sezession ließ sich das gleiche beobachten: Virtuose Technik, spielende Ueberwindung aller Schwierigkeiten, meisterhafte Handhabung der Farbe und eine erstaunliche Fähigkeit künstlerischer Wiedergabe des Wirklichen. Das gilt vor allem für die Sezessions-Ausstellung, in der kaum ein minderwertiges Bild vorkam. Dieser Aufwand an Können stand in einem bedenklichen Mißverhältnis zu dem Inhalt der Kunstwerke. Das Dargestellte war ohne jedes Interesse, ohne jede Bedeutung, die Darstellung war interessant und vollendet. Ich habe selten so viel Genuß von einem Gemälde gehabt wie von Theodor Essers „Stadtgartenterrasse“. Die Beobachtung und Wiedergabe des in einen beschatteten, aber doch freien Luftraum einfallenden Sonnenlichtes, das Zittern der Sonnenflecken auf dem Boden, die diskrete Wirkung der weißgedeckten Tische und der grünen Efeuwand, das alles ist von einer Delikatesse der Ausführung und einer Sicherheit des Ausdrucks, die nicht übertroffen werden kann. Nun muß man ja zugestehen, daß eben die Indifferenz des Motivs die Entwicklung einer glänzenden Technik erleichtert und daß der Charme gerade dieses Bildes vielleicht zum Teil in der Einfachheit des Vorwurfs liegt, der nur durch eine solche Behandlung interessant gemacht werden konnte. Landschaft, Interieur, Stillleben sind darum auch seit einigen Jahren sehr in den Vordergrund der Darstellung gerückt. Die beiden Gemäldeausstellungen

des Glaspalastes und der Sezession weisen außerdem einige gute Porträts auf und etliche ganz gute Aktstudien. Daß die Historie und das Genre in der Sezessions-Ausstellung nicht vertreten sind, braucht kaum gesagt zu werden. Im Glaspalast zählt das hier Geleistete zu dem wenigst Erfreulichen der Sammlung. Die „Verkündigung" Hugo von Habermanns in der Sezessions-Ausstellung ist ebenso wie sein weibliches Porträt nur auf die dekorative Wirkung berechnet. Beide Bilder müssen als dekorative Panele bezeichnet werden.

Nun geht sowohl aus dem Fehlen des Geschichtsbildes wie des sogenannten Genrebildes in der Sezessions-Ausstellung, wie aus der Tatsache, daß diese Bildgattung im Glaspalast nur durch mittelmäßige Sachen vertreten waren, klar hervor, daß die Kraft einen wertvollen Stoff zu finden und künstlerisch durchzubilden verloren gegangen ist, seitdem man mit den unseligen Schlagworten der „Gedankenmalerei" und des „l'art pour l'art" ein unselbständiges Publikum kopfscheu gemacht hat. Publikum, Künstler und Kritiker arbeiten seit Jahren fleißig an der Ausmerzung alles stofflichen Interesses am Kunstwerk. Niemand hat daran gedacht, daß man sich schließlich fragen muß: wozu darstellen, wenn das Darstellungswerte verbannt sein muß. Niemand hat wohl auch bedacht, daß in Farbengebung, Zeichnung, Pinselführung, „plein air", Impressionismus, Pointillismus noch nicht die ganze Kunst begriffen ist. Wo bleiben z. B. Komposition, Gruppierung und künstlerische Gestaltung bewegter Szenen? Die Kraft bildmäßiger Darstellung eines interessanten Vorgangs scheint erloschen zu sein mit der Erfindungsgabe und der Phantasie, die den Künstler befähigte, im weiten Reich der Geschichte, des gegenwärtigen Lebens und der Dichtung Bildmotive zu erkennen.

Diese Entwicklung unserer Malerei hängt eng zusammen mit der allgemeinen sozialen Lage. Professor Hamann hat in seiner „Geschichte der deutschen Malerei im 19. Jahrhundert" zuerst hingewiesen auf die geringe Bewertung des Menschen als Individuum in der modernen Kunst. Diese niedrige Einschätzung der Persönlichkeit zeigt sich in unserem ganzen modernen Leben — trotz aller gegenteiligen Phrasen. Noch zu keiner Zeit haben die Menschen so wenig Interesse an einander gehabt. Noch nie ist man mit solcher Gleichgültigkeit über den Einzelnen hinweggeschritten, noch nie hat das Selbst einer Person so wenig gegolten im Vergleich zu ihren äußeren Lebensumständen. Diese

Sinnesrichtung hatte naturgemäß ein Nachlassen jeder Teilnahme für allgemein menschliche Schicksale wie für geschichtliche Vorgänge zur Folge. Daß sich die Porträtmalerei erhielt, dankt sie allein der persönlichen Eitelkeit. Jeder, der es bezahlen kann, sorgt für seine Abbildung, aber eben diese Porträts zeigen auch die völlige Teilnahmlosigkeit des Malers für die Individualität seines Auftraggebers. In unseren modernen Galerien findet sich nicht ein Porträt von so starker, vertiefter Innerlichkeit wie Runges Porträt seiner Eltern, oder von so prononciert persönlichem Charakter wie Holbeins Porträt Georg Giszes, oder von so leidenschaftlicher Menschlichkeit wie die Selbstbildnisse Rembrandts. Wie absolut banal sind die heute im Glaspalast ausgestellten Porträts, wie lieblos und nüchtern auch die besten Porträts der Sezessionisten. Den Künstler interessiert meist nur ein bestimmtes koloristisches Problem, eine Zufälligkeit der Haltung oder des Konturs. Er löst seine Aufgabe glatt und gewandt, um sein Modell dann ohne weiteres stehen zu lassen. Er ist in keinen seelischen Konnex zu seinem Vorbild getreten, und diese geschäftsmäßige Stimmung überträgt sich auch auf den Beschauer. Man registriert geistig: Damenporträt — Herrenporträt, und die Tüchtigkeit der Malerei läßt uns die Seelenlosigkeit des Vortrags vergessen.

In Landschaft, Interieur und Stilleben lassen sich zwei Richtungen unterscheiden, die eine, welche das zurückgedrängte Gemüt, die Innigkeit und Tiefe deutscher Eigenart hier zum Ausdruck zu bringen sucht, wo sie nie restlos zum Ausdruck kommen kann, weil es sich um untermenschliche Daseinsformen handelt, die andere, welche die völlige Härte und Herzlosigkeit der modernen Verstandeskultur eben hier in abstoßender Weise durch eine virtuose Technik zur Erscheinung bringt. Man wird bei diesen letzteren Bildern — ich nenne etwa Josse Goossens „Oktoberfest" und Hübners „Reede von Travemünde" stets durch die Meisterschaft der Technik zur Bewunderung hingerissen und vergißt in diesen Bildern das Fehlen höherer Werte. Bis vor kurzem hätte ja auch von solchen gar nicht die Rede sein dürfen. Die andere Bildgruppe, die sich durch Stimmung auszeichnet, bringt wohl manch wahren und echten Ton, besonders da, wo einfache Landschaftsmotive in Erinnerung weckender Liebe behandelt sind, aber zumeist ist die Stimmung wie auf Adolf Hengelers „Am Balkon" keine spontane, unmittelbare, sondern eine künstlich durch Biedermeierei erzeugte „Anno dazumal" Stimmung. — Auch der über-

zeugteste Anhänger des „nur Malerischen" muß zugeben, daß dies ein klägliches Resultat ist, wenn man die moderne Malerei auf inneren Gehalt hin prüft.

Mit ungewöhnlich geschärften Verstandeskräften und aufs höchste gesteigerter technischer Leistungsfähigkeit zeigt sich in der modernen Kunst eine seelische Stumpfheit und eine Trägheit der Phantasie, die absolut undeutsch ist, der aber bisher durch alle oberflächlich urteilenden Kunsttheoretiker das Wort geredet wurde. Ich sage würde, denn auch dieser angelernte künstlerische Indifferentismus datiert, wie so vieles andere, „vor der Mobilmachung". Am Tage der Mobilmachung, am 2. August 1914, wurde alle kleinliche ängstliche Torheit im Sein und Denken fortgeweht. Alles gespreizt verlegene Wesen, alle trippelnde und tänzelnde Verbildung fiel ab vor dem furchtbaren Ernst des schreitenden Schicksals. Wo aber einmal der Kriegswind drüberhin geblasen hat, da wächst nicht sobald wieder die Giftsaat der Kulturlüge. Ein neues Wollen neuer Dinge regt sich allenthalben. Diesem Wollen wird der Friede Rechnung tragen müssen, der auf den Krieg folgt. Der gewaltige Schlachtruf des Krieges hat unseres Volkes Seele aus tiefem Schlaf und bösen Träumen erweckt zum klaren Tag erhabener Geschichte. Wer ahnte es, daß im deutschen Volke noch dieses Pflichtgefühl, dieser Opfermut, diese Begeisterungsfähigkeit, diese Furchtlosigkeit, diese Treue und Vaterlandsliebe ruhten? Diesem Volke hatte man in künstlerischer Hinsicht seelische Stumpfheit und Trägheit der Phantasie anzüchten wollen, indem man auf die Werke der französischen Schule hinwies als mustergültig für das, was uns fehlte: Schärfe des Intellekts, der Witz der Oberfläche und die Virtuosität der Technik. Die Franzosen wurden unsere Vorbilder, und unsere Künstler lernten von Manet und Monet, von Cézanne und Toulouse-Lautrec. Das war gut. Diese Kulturphase des technischen Lernens war nötig und der deutschen Kunst heilsam. Nun aber ist diese Kulturphase abgeschlossen, und es braucht nicht weiter auf französische Vorbilder für die Entwicklung der deutschen Kunst zurückgegriffen werden. Wir waren gerade jetzt — vor der Mobilmachung — in Gefahr einer gewissen Stagnation geraten, die darin bestand, ruhig weiter das zu treiben, was wir von den Franzosen gelernt hatten, anstatt mit dem einmal erworbenen technischen Können auf unserer Bahn weiter zu gehen. Lag dies daran, daß wir keinen Weg vor uns sahen? Blieben die Seelen stumpf, weil nichts war, das sie erschütterte,

und blieb die deutsche Phantasie ohne Zeugungskraft, weil sie keinen Stoff fand, an dem sie bilden konnte? Eng, arm und bleich wurde unsere Kunst wie unser geistiges Trachten. In diese Enge, diese Armut, diese Bleichheit drangen an einem Tage die Weiten der Weltgeschichte, der quellende Reichtum von tausend Herzen und die blutroten Worte des Krieges. Leben trat unter uns und Tod, was dazwischen lag, war die Fülle der Bilder und des Gedankens. Bild und Gedanke wurde eins. Der deutschen Dichtung und der deutschen Malerei ward unermeßlicher Stoff geschaffen. Die Geschichte unserer Gegenwart ist der Inhalt der Kunst unserer Zukunft. Noch besitzen wir kein einziges Schlachtenbild, das Kunstwert hätte. Vielleicht gelingt es jetzt, das künstlerische Schlachtenbild zu schaffen. Unmöglich ist die Aufgabe nicht, wenn man erwägt, daß die Künstler der Renaissance die Lösung des künstlerischen Martyriumsbildes fanden. Kriegsbilder, Armeebilder, Soldatenbilder könnten werden. Das Malerische der Uniform und der Rythmus des Heerwesens wird der Kunst vielleicht noch unverbrauchte Motive liefern. Von Lüttich und Namur, von Metz und Longwy gilt es jetzt zu melden, von den Kämpfen an Rußlands Grenzen, vom Donner der Geschütze und von der Reiterschlacht, von Königsöhnen, die ihr Heer zum Sieg geführt, und den deutschen Stämmen, die im sagenhaften Kampf gegen Frankreich fochten. Den Hintergrund bilden brennende Dörfer, zerschossene Forts, zerstampfte Felder, das Elend der Lazarette und die Hilfsbereitschaft der Sanitätskolonne. Leid und bittere Not, und eine Freude, die tiefer ist als aller Siegesjubel, verbinden alles zu höherer Einheit. Die Geschichte in ihrer äußeren Erscheinung wie in ihrem inneren Gehalt, ist reif zur Kunst. Mit Russen und Franzosen, mit Engländern und Belgiern, mit Japanern und Serben dringt die umgebende Wirklichkeit in feindlich aufreizender Buntheit in den grauen Alltag spießbürgerlichen Kunstphilisteriums ein. Haß und Zorn schärfen den Blick für das Malerische und Dramatische so gut wie Leid und Liebe. Unser deutsches Vaterland ist uns noch nie so schön erschienen wie heute, wo die Ostpreußen vor den fremden Barbaren flüchten und unsere westlichen Grenzländer durch Ströme von Blut vor einer französischen Invasion bewahrt blieben. Deutsche Eigenart wird wieder als deutsche Schönheit verstanden. Neue sittliche Werte setzen sich um in neue Schönheitserkenntnisse, dieses Gesetz läßt sich durch die Kunstgeschichte aller Völker und Zeiten verfolgen. Die sittlichen Werte, die seit

der Mobilmachung im deutschen Volke reifen, sind soldatischer Natur. Soldaten-Ernst, Soldaten-Pflicht, Soldaten-Strenge und Soldaten-Einfachheit mögen der neuen Zeit ihren Charakter verleihen, der neuen Epoche, die man datieren wird, „seit der Mobilmachung im Jahre 1914“. Unsere Kunst wird zeugen von den Taten und dem Geist dieser Zeit. Unsere Kunst hat von neuem einen Inhalt. Dieser Inhalt wird sich einen neuen Stil schaffen — den Soldatenstil der Weltkriegsepoche.

Die Königspsalmen.

Von

Hermann Gunkel.

Es gibt in der biblischen Sammlung der Psalmen eine Reihe von Liedern, gewöhnlich „Königspsalmen" genannt. Welche einzelnen Gedichte dazu zu rechnen sind, ist streitig. Noch streitiger ist ihre Auffassung. Auch von den gegenwärtigen Erklärern des Psalters werden eine ganze Reihe verschiedener Deutungen vorgetragen. Da meinen die einen, die darin besungenen Herrscher seien keine israelitischen oder judäischen, sondern die Könige eines fremden Weltreichs; andere deuten sie auf die makkabäischen Priesterfürsten, die, seit 153 (141) im Besitze des Hohenpriestertums, seit 105 den Titel von Königen angenommen hatten; gelegentlich wird auch ein solches Lied als „Pseudepigraphon", als eine spätere Dichtung zur Verherrlichung des alten David, aufgefaßt. Die älteste Erklärung, die für einige der Psalmen noch jetzt hier und da vertreten wird, behauptet, daß der „König" der eschatologische Herrscher, der Messias, sei. Dazu kommt die Aufstellung Wellhausens und anderer Forscher, der „König" einiger dieser Lieder sei überhaupt keine einzelne Person, sondern stelle vielmehr eine Personifikation Israels, der „Gemeinde", dar, die von Dichtern und Propheten als der wahre Erbe Davids und der Inhaber der Reichsherrlichkeit betrachtet werde. Daneben ist auch die Meinung, daß sich derartige Psalmen auf israelitisch-judäische Könige bezögen, noch nicht verstummt. Um die Verwirrung noch zu erhöhen, werden nicht selten von denselben Gelehrten die verschiedensten Deutungen bei verschiedenen Psalmen vertreten. So sei, nur um die Lage der Forschung zu kennzeichnen, hier darauf hingewiesen, daß nach Wellhausen der König in Ps. 2. 20. 21. 101 eine Personifikation

Israels, in Ps. 45. 72 dagegen ein heidnischer Herrscher und in Ps. 110 ein makkabäischer Fürst sein soll, während derselbe Gelehrte Ps. 18 für ein Gedicht auf David hält.

Zu solcher Verwirrung haben verschiedene Umstände beigetragen. Die Hauptursache davon aber ist wohl diese, daß man es, wie überhaupt in der Psalmenforschung, so auch hier versäumt hat, die Einzellieder nach Gattungen zu ordnen. Noch immer herrscht bei fast allen Forschern die alte Gewohnheit vor, bei der Erklärung jedes Lied für sich allein zu nehmen. Dem gegenüber aber ist der Grundsatz aufzustellen, daß die oft sehr kurzen und vieldeutigen Psalmen erst dann zuverlässig gedeutet werden können, wenn man sie zuvor nach ihren inneren Verwandtschaften zusammengestellt hat und demnach jedes einzelne Gedicht im Zusammenhange mit seiner ganzen Gattung zu erklären vermag. Eine wissenschaftliche Psalmenerklärung kann es also ohne Gattungsforschung nicht geben. Daß es sich aber auch bei den mannigfach mit einander verwandten Königspsalmen um eine innerlich einheitliche Gattung handelt, ist von vornherein anzunehmen und wird sich auch im Verlaufe unserer Darstellung ergeben. Daß man diese Gattung der Königspsalmen nicht systematisch untersucht hat, ist also der eigentliche Grund aller dieser Irrungen.

Daß aber die meisten der gegenwärtigen Erklärungen der Königspsalmen irrtümlich sind, ist nicht schwer zu zeigen. Ps. 45 und 72 sollen, so sagt man, Lieder auf fremde Fürsten sein. Aber Ps. 45, 8 heißt es: „‚Jahve‘[1]), dein Gott, hat dich gesalbt“, und es ist doch außerordentlich unwahrscheinlich, daß der Fürst, der Jahve als seinen Gott verehrt, der König eines anderen Volkes als Israel sei. Und Ps. 72 beginnt:

„‚Jahve‘, ‚dein Gericht‘ gib dem König
und deine Gerechtigkeit dem Königssohn!
Er richte dein Volk mit Gerechtigkeit
und deine Elenden mit Recht“!

Der Fürst, der „Jahves Volk“, d. h. Israel, regiert und der seine Gerechtigkeit besonders „Jahves Elenden“, d. h. den Geringen in Israel, zuwenden möge, ist unmöglich außerhalb Israels zu suchen. Und daß so die ganze Gattung zu verstehen ist, lehren Stellen wie 2, 6; 20, 3; (101, 8); 110, 2; 132, 13, die seine Residenz den Zion nennen, oder wie 18, 51; 132, 17, die seine Abstammung von David voraussetzen.

---

[1]) ‚Häkchen‘ bezeichnen Textkonjekturen. Daß der alte Text hier „Jahve“ gesagt hat, ist allgemein zugegeben.

Oder sollte nicht der regierende, sondern der zukünftige König, der Messias, in diesen Psalmen gemeint sein? Das ist die Erklärung der Synagoge gewesen, die ein Königtum nicht mehr besaß, und wohl schon die Deutung der Sammler, die diese Lieder in den Psalter aufgenommen haben. Diese Auffassung wird noch jetzt für Ps. 2. 72. 110 vertreten. Aber daß solche Erklärung für andere Königslieder wie Ps. 20. 21 ganz unmöglich ist, wird gegenwärtig wohl allgemein anerkannt; zu klar ist es ja in Ps. 20, daß dort für einen gegenwärtigen Herrscher Jahves Hülfe in der Not erbeten und verheißen wird. Möge Jahve all deiner Mehlopfer gedenken, so heißt es in diesem Psalm, und dir verleihen, was dein Herz begehrt! Oder in Ps. 21: möge der Gott, der dir die goldene Krone aufs Haupt gesetzt hat, mit dir streiten, sodaß deine Hand alle deine Feinde erreicht! Aber auch Ps. 72, dessen Anfang wir schon mitgeteilt haben, der dem Könige gerechtes Gericht wünscht und ihm zum Lohn für sein Erbarmen gegen die Armen im Volke die herrlichsten Verheißungen zuspricht, kann nicht anders verstanden werden. Betet dieser Psalm doch für den Herrscher, was für den Messias unmöglich geschehen könnte. Um den König der Endzeit mag man beten und wünschen, daß er erscheine: „Herr laß ihn erstehen"[1]), aber für ihn beten kann man nicht. — In einigen bereits besprochenen Psalmen finden sich Orakel über den König; so ist es Ps. 20, 7—9; 21, 9—13. Diese Orakel werden von den Sängern am Königshofe ausgesprochen, die sich also selber prophetische Fähigkeit zuschreiben. Ps. 110 enthält nun zwei solcher Orakel; das erste davon ist eingeleitet durch den Satz: „Raunung" — das ist ein geläufiger prophetischer Ausdruck — „Jahves an meinen Herrn"; das hier redende „Ich" ist der prophetische Sänger; er nennt den König seiner Zeit „meinen Herrn": eine damals gebräuchliche Redeweise[2]), und verkündet ihm Jahves Wort, das er von dem Gotte über den Fürsten empfangen hat. Also auch hier kann es sich nicht um den König der Zukunft handeln. Dasselbe gilt für den großartigen Psalm 2, in dem der Sänger den Fürsten selber sprechen läßt und worin er ihm eine herrliche Offenbarung, die er selber von Gott empfangen hat, in den Mund legt:

„Er sprach zu mir: Du bist mein Sohn,
ich selbst habe dich heute gezeugt!
Bitte, so geb ich dir Völker zum Erbe,
zum Besitz die Enden der Welt".

[1]) Ps. Sal. 17, 21. [2]) Vgl. z. B. I. Sam. 22, 12.

Daß der Fürst selber ein Gotteswort verkündet, war in Israel nicht unerhört, hat doch das alte Volk seinen König als einen Träger des Geistes betrachtet und ihm höchsteigene Offenbarung zugeschrieben[1]. Daß aber dieser Fürst der gegenwärtige und nicht der Messias ist, erkennt man daran, daß die Weissagung des Psalms nicht diese ist, der Fürst werde allsobald die Völker der Welt überwinden, sondern daß ihm die Weltherrschaft erst für eine gewisse, unbestimmte Zukunft verheißen wird. Er braucht nur ein Wort zu sprechen, so wird sie ihm zuteil. So redet man vom Könige, dem man die höchsten Hoffnungen in den Schoß legt, aber nicht vom Messias, der sofort in der Fülle seiner Macht auftritt.

Ebenso unhaltbar ist die Erklärung von Ps. 18 auf David, so alt diese Auffassung auch ist; sie hat schon der Sammler der Samuelisbücher geteilt[2]. Aber die Gattungsforschung ermöglicht uns ein zuverlässiges Verständnis des Liedes. Der Psalm gehört der Form und dem Inhalt nach zu den „Dankliedern", einer im Psalter und sonst sehr häufig vorkommenden Gattung. Er besingt die Errettung eines Helden aus gewaltigen Völkerkämpfen, nach deren glücklicher Beendigung er zum „Haupt der Nationen" geworden ist; es handelt sich in diesem Liede also sicher um einen siegreichen Fürsten. Nun ist es am Schluß der Danklieder Stil, daß der Dichter die Formen der feierlichen Einführung des Anfanges, das Ganze abrundend, noch einmal aufnimmt: „ich will Jahve singen, daß er mir wohlgetan"[3], oder: „ich will deinem Namen danken, daß er gütig ist, daß er mich aus aller Not errettet hat"[4]. An dieser Stelle des Liedes ist es auch Brauch, daß der Sänger, dem die glückliche Hülfe geworden ist, sich selber nennt, indem er sich als einen „Armen" oder „Jahves Knecht" oder den „Sohn seiner Magd" bezeichnet[5]. Deutliche Beispiele sind Od. Sal. 29, 11: „ich gab dem Höchsten Lobpreis, weil er groß gemacht hat s e i n e n K n e c h t u n d d e n S o h n s e i n e r M a g d"; oder in mehr hymnischer Form Jer. 20, 13: „singet Jahve preiset ihn, daß er den A r m e n errettet hat aus der Uebeltäter Gewalt." Ebenso nennt sich der Sänger von Ps. 18 am Schluß:

---

[1]) Vgl. I. Sam. 10, 6; 11, 6; 16, 13; Sprüche 16, 10; I. Kön. 3, 5 ff.; II. Sam 23, 1 ff.
[2]) Vgl. II. Sam. 22.
[3]) Ps. 13, 6.
[4]) Ps. 54, 9; andere Beispiele sind Ps. 56, 13 f; 71, 24; 86, 12 f.; 118, 21.
[5]) Ps. 22, 75; 35, 27; 109, 31.

„Darum will ich dir danken,
unter den Völkern, Jahve,
und deinem Namen singen,
der seinem Könige mächtige Hilfe verliehen,
der Gnade an seinem Gesalbten getan,
an David und seinem Samen immerdar“.

Der Relativsatz ist also, was im Hebräischen nicht hervortritt, von der Vergangenheit aufzufassen: Jahve hat David und seinem Samen Gnade erwiesen. Der Dankende ist also nicht David selber, sondern sein Sprößling. Indem Jahwe ihm geholfen hat, hat er ebendamit auch an dem Ahnherrn Gnade getan. Er hat bewiesen, daß sein ewiger Bund mit David noch immer feststeht.

Sehr verbreitet ist gegenwärtig die Behauptung, die so verherrlichten Könige seien die makkabäischen Priesterfürsten gewesen. So pflegt man namentlich Ps. 2 und 110 zu deuten. Aber auch hiergegen sprechen viele starke Gründe. In beiden Psalmen sind, wie wir gesehen haben, Königsorakel enthalten; nun hören wir ausdrücklich, daß das göttliche Orakel in jener Zeit verstummt war und daß man es gerade damals, als man die Makkabäer zu Fürsten erhob, schmerzlich vermißte[1]. Und sollten wirklich diese „Scheusale“[2], mit denen die Frommen jener Zeit in erbittertem Kampfe lagen, in diesen Gedichten so hoch verherrlicht und solche Lieder sogar in die Psamensammlung aufgenommen worden sein? Auch haben wir Psalmen aus später Zeit genug, um feststellen zu können, ob jene Lieder wirklich in die makkabäische Zeit passen. Es sind die Psalmen, die uns in den Apokryphen, besonders im Jesus Sirach, und in der nachkanonischen Sammlung der „Psalmen Salomos“ erhalten sind. Aber diese späten Gedichte sind kraftlose und von Reflexion zerfressene Nachahmungen der alten Vorbilder und stehen weit ab von dem großartigen Schwunge der Lieder Ps. 2 und 110. Hätte man die sicher aus später Zeit stammenden Psalmen, wie es notwendig gewesen wäre, längst bei der Untersuchung des kanonischen Psalters herangezogen, so wäre man sicherlich nicht auf den gegenwärtig bei einigen Gelehrten umgehenden Gedanken verfallen, viele Psalmen des Psalters der makkabäischen Zeit zuzuschreiben; feiern doch schon die Chronik und Jesus Sirach[3] David als den großen Stifter des Tempelgesanges und den Psalmensänger: eine Meinung,

[1] I. Makk. 4,46; 9,27; 14,41. [2] Budde, Geschichte der althebräischen Litteratur, S. 265. [3] Jes. Sir. 47,8 ff.

die sich erst in der letzten Epoche der Psalmendichtung hat bilden können.

Am wenigsten ernsthaft schließlich ist die Erklärung aufzufassen, daß einige der Königslieder als Personifikation der Gemeinde zu verstehen seien, obwohl diese Meinung für Ps. 2. 20. 21. 101 von Wellhausen vertreten wird. Diese Auffassung geht von einer Stelle des Deuterojesaia aus, wonach die ewigen Gnaden, die einst David verheißen sind, jetzt auf Israel übertragen werden[1]): so soll jetzt das Volk, wie einst David, einen ewigen Bund mit Jahve erlangen und zum Könige der Völker werden. Durch dies prophetische Wort glaubt man nun, das Recht zu besitzen, den „König" der Psalmen als Israel zu verstehen. Aber man erinnere sich der schon zitierten Sätze aus Ps. 2:

„Er sprach zu mir: Du bist mein Sohn,
ich selbst habe dich heute gezeugt".

Sicherlich kann auch Israel Jahves Sohn genannt werden; aber es ist nicht „heute", d. h. am Tage, da dieses Lied gesungen wird, sondern vor alten Zeiten von Jahve dazu erwählt worden. Oder man nehme die Worte desselben Liedes hinzu:

„Ich selbst habe meinen König bestellt
auf Zion, meinem heiligen Berge".

Israel kann nimmermehr „Jahves König" heißen, vielmehr ist Jahve „Israels König"; nur der Herrscher Israels wird „Jahves König" genannt.

Oder man lese Ps. 20, der Jahves „Gesalbten" Rettung und Schutz in der Schlacht wünscht, und Ps. 21, der die Herrlichkeit des „Königs" preist: wie sollte dieser „Gesalbte", dieser „König", etwas anderes sein als eben ein König?

Ganz seltsam ist ferner die Erklärung von Ps. 101 auf Israel. In diesem Psalm redet ein „Ich", das die Grundsätze seiner Regierung verkündet. Unschuldig will er wandeln im eigenen Hause, keinen bösen Verleumder unter den Seinen dulden, nur Fromme sollen ihm „dienen" — gebraucht wird dabei ein Ausdruck, der von den vertrauten Dienern der Fürsten vorkommt —, kein Hinterlistiger soll seine Stätte bei ihm finden, jeden Morgen will er Gericht halten und aus Jahves Stadt alle Uebeltäter ausrotten. Es ist wahrlich nicht leicht zu begreifen, wie man auf den seltsamen Gedanken hat verfallen können, hier rede die „Gemeinde", die nur

[1]) Jes. 55,3 f.

gottesfürchtige Diener haben wolle[1]): wobei man übersah, daß der Gedanke vom Diensttun an der Gemeinde in anderem als rein kultischem Sinne erst neutestamentlichen Ursprungs ist. Es ist also nur eine Tat der Verzweiflung gewesen, die Königspsalmen auf die Gemeinde zu beziehen.

Aber woher diese Verzweiflung? Weil man die einfache und sich von selbst darbietende Erklärung, wonach die Königspsalmen eben auf israelitisch-judäische Könige zu deuten sind, nicht gewollt hat. Und warum hat man diese so natürliche Auffassung verschmäht.

Dazu hat mancherlei beigetragen. Die Wellhausensche Schule, die jetzt vor einem Menschenalter den großartigen Versuch gemacht hat, Ordnung in unsere Quellen zu bringen, die zeitliche Reihenfolge der literarischen Erzeugnisse festzulegen und die Geschichte der Religion Israels zu beschreiben, ist zu dem Ergebnis gelangt, daß die Psalmen im ganzen nachexilisch seien. Darum darf es keine und nur ganz wenige vorexilische Königspsalmen geben[2])! Nun kann die Zeitansetzung der Psalmen überhaupt an dieser Stelle nicht ausführlich behandelt werden. Dennoch sei kurz angedeutet, daß eine literaturgeschichtliche Forschung, welche die Psalmen nach Gattungen ordnet und auch die außerhalb des Psalters befindlichen psalmen-ähnlichen Dichtungen in der Bibel sowie bei den Völkern des Orients mit hinzunimmt, zu wesentlich anderen Ergebnissen kommt. Da sehen wir z. B., daß das älteste uns bezeugte israelitische Gedicht, das Lied der Miriam, im Stil der Hymnen gehalten ist, daß sich auch schon bei den ältesten Propheten Einwirkung der Psalmendichtung findet, daß die in manchem nahe verwandte babylonische und ägyptische Literatur für Israel zum großen Teil vorgeschichtlich ist, ja, daß die Entstehung der Psalmendichtung als solcher, da sie mit dem Gottesdienst aufs engste zusammenhängt, in Israels älteste Vorzeit zurückgeht[3]). Demnach ist die Annahme vorexilischer Königspsalmen ohne jeden Anstoß. Vielmehr wird man den Schluß umzukehren und aus dem Vorhandensein der Königspsalmen auf die Herkunft der Psalmendichtung aus der Zeit vor dem Exil zu schließen haben.

Nun gibt es aber noch eine ganze Fülle von Einzelbeobach-

---

[1]) Baethgen. [2]) Dieser Schluß ist ganz deutlich z. B. bei Wellhausen, Skizzen und Vorarbeiten V, S. 169. [3]) Vgl. „Reden und Aufsätze", S. 97 und die Artikel „Psalmen" und „Psalterbuch" in der „Religion in Geschichte u. Gegenwart."



tungen, die, wie die Erklärer behaupten, die Beziehung jener Psalmen auf vorexilische Könige gänzlich unmöglich machen.

Dahin gehört, um einer besonders bedeutsamen Einzelheit zu erwähnen, daß der Fürst in Ps. 110 mit Melchisedek verglichen wird. Melchisedeks Gestalt kommt sonst nur noch in I. Mose 14, einer ganz späten Legende, vor, und so behauptet man flugs, der Psalm habe I. Mose 14 vor Augen und könne also unmöglich in die Zeit des hebräischen Königtums gehören. Ein offenbarer Fehlschluß, der freilich auch in anderen Fällen immer wieder begangen wird. Wie viel weiter würde unsere Wissenschaft sein, wenn die alttestamentlichen Forscher auf diese Art zu schließen verzichten würden! Immer wieder denkt die gegenwärtige Forschung ausschließlich an die vorliegenden Quellen und nimmt oft ohne jeden weiteren Beweis an, daß verschiedene Stellen, die sich an irgend einem Punkte berühren, in literarischer Abhängigkeit voneinander stehen müßten. Als ob wir alle jemals in Israel vorhandene Literatur besäßen und als ob es keine mündliche Ueberlieferung gegeben hätte, aus der sowohl die Legende wie der Psalm schöpfen könnten! Dazu kommt, daß diese Erzählung, so jung sie ist, doch nachgewiesenermaßen einige alte, ja uralte Nachrichten enthält; ferner daß der Name Melchisedek eine gut-kanaanäische Bildung ist, sodaß sogar der Annahme nichts im Wege steht, Melchisedek sei eine geschichtliche Persönlichkeit, ein vorisraelitischer König von Jerusalem, dessen ehrwürdiger Name am späteren judäischen Hofe in hohem Ansehen gestanden habe.

Aber das ist nur eine Einzelheit. Eine ganze Reihe von Anstößen dagegen ergeben sich aus gewissen für uns seltsamen Uebertreibungen in den Königspsalmen, die ihre Herkunft aus vorexilischer Zeit auszuschließen scheinen. So wird an sehr vielen Stellen dem „Könige" ein Weltreich zugesprochen. Das Danklied Ps. 18 beschreibt seinen Kampf gegen die ganze Welt:

„Du errettetest mich aus ‚Völker'-Kämpfen,
machtest mich zum Haupt der Nationen,
unbekanntes Volk muß mir dienen".

Ps. 110 und das Königs-Hochzeitslied Ps. 45 beschreiben seinen Siegeszug: „Deine Pfeile geschärft, Nationen unter Dir"! Dazu verheißt der letztere Psalm der jungen Königin den Tribut von Tyrus, ja, den der reichsten Völker; die Söhne des Königs aber, die aus dem Bette geboren werden, sollen Fürsten werden in aller Welt! Ganz überschwänglich ist Ps. 72:

„Er herrsche von Meer zu Meer,
vom Strom[1]) bis zu den Enden der Erde!
Vor ihm sollen sich beugen ‚seine Feinde‘,
seine Gegner den Staub lecken!
Die Könige von Tarschisch und den Inseln[2])
sollen Gaben bringen,
Die Könige von Scheba und Seba[3])
sollen Tribut bezahlen!
Alle Könige sollen vor ihm niederfallen,
alle Völker ihm dienen“!

Zu welcher Zeit der Geschichte aber — so wirft man hier ein — hat ein israelitischer oder judäischer König je ein Weltreich besessen? Derartige Lieder können also, so sagt man, unmöglich auf einen solchen bezogen werden! Und nun entwirft Ps. 2 gar ein ganzes dramatisches Gemälde: die Völker der Welt haben sich gegen Zions König empört und wollen sein Joch nicht länger tragen. Aber Jahve lacht ihrer ohnmächtigen Versuche und spricht seinem Gesalbten trotzdem die Weltherrschaft zu. Wann wäre vor dem Exil eine solche Situation vorhanden und wären solche Aussichten für einen nüchtern Denkenden möglich gewesen! Dies also ist ein scheinbar unerschütterlicher Grund gegen vorexilische Abfassung.

Dazu wird in der Wellhausenschen Schule die Behauptung aufgestellt, daß selbst die Hoffnung, Israel werde ein Weltreich erhalten, erst der nachexilischen Zeit angehöre. Dies letztere ist nun freilich eine Aufstellung, die wie viele andere Zeitansetzungen in der israelitischen Religionsgeschichte dringend einer erneuten Untersuchung bedarf und sich dann als übereilt ausweisen dürfte. Wird doch schon in dem uralten Segen Jakobs vom Messias geweissagt, daß die Völker ihm gehorchen (I. Mose 49, 10), und bereits in einem Assurs Namen nennenden, also sicher vorexilischen Stücke des Buches Micha[4]) wird seine Herrschaft als die eines Weltenherrn beschrieben. Es erscheint mir als eine schwere Verirrung, daß man selbst diese Stücke für nachexilisch erklärt hat. Und heißt es nicht in den Segenssprüchen des Deuteronomiums, daß Israel, wenn es nur Jahve treu bleibt, zum „Haupte“ der Völker werden soll (V. Mose 28, 13)? Diesen Traum des israelitischen Herzens aber, daß sein Volk zum Weltreich berufen ist, muß man kennen, um den leidenschaftlichen Widerstand Judas gegen die weit über-

[1]) D. h. dem Euphrat. [2]) D. h. von Tartessus und den Gestaden des mittelländischen Meeres. [3]) D. h. der fernen und reichen Araber.
[4]) Micha 5, 3.

legenen Chaldäer, durch den es sich selbst in den Abgrund gestürzt hat, zu begreifen. Immerhin bleibt auch hier die zunächst unlösbare Frage bestehen: wie konnten in Juda solche hochfliegenden Gedanken aufkommen, die doch zu der wirklichen Macht seines Staats in einem schreienden Mißverhältnis standen?

Ein anderer Einwand gegen die Beziehung der Königspsalmen auf das vorexilische Königtum wird aus Ps. 110, 4 erhoben:

„Jahve hat's geschworen
und nimmt's nicht zurück:
Du bist Priester ewiglich
nach Melchisedeks Weise"!

Hier wird dem Herrscher also die Priesterwürde zugesprochen, wie auch Melchisedek zugleich König und Priester gewesen ist. Diese Stelle wird gewöhnlich auf die makkabäischen Fürsten bezogen, die freilich zuerst Priester gewesen und erst dann Könige geworden sind. Und gegen diese Auffassung haben wir schon angeführt, daß ein Orakel, wie es der Sänger hier auszusprechen wagt, gerade in der makkabäischen Zeit nicht mehr denkbar ist. Wir werden also doch auf vorexilische Zeit zurückgeführt. Nun wissen wir zwar, daß die Könige Judas gelegentlich wie Priester geopfert, das Volk gesegnet und in der heiligen Prozession in Priesterkleidung angeführt haben. Aber daß sie so hohen Wert auf ihre Priesterstellung gelegt haben, sodaß sie sich diese durch einen feierlichen, unwiderruflichen Eid Gottes haben versichern lassen, ja, daß das Priestertum hier fast mehr zu sein scheint als das weltliche Fürstentum, das bleibt uns doch zunächst völlig rätselhaft.

Wir sind also bei zwei schwierigen Fragen angekommen: wie ist es zu verstehen, daß den Königen Judas das Weltreich und ferner daß ihnen das Priestertum zugesprochen wird?

Um solche Fragen zu beantworten, liegt es nahe, die Verhältnisse der übrigen orientalischen Völker, besonders der Babylonier, Assyrer und Aegypter zur Vergleichung heranzuziehen. Es ist ein verhängnisvoller und noch immer nicht völlig verbesserter Fehler der bisherigen alttestamentlichen Wissenschaft gewesen, daß sie das viel zu wenig getan hat und daß sie immer wieder versucht, die Geschichte Israels allein oder fast ganz allein aus israelitischen Quellen zu begreifen, wobei denn bei der Magerkeit ebendieser Quellen sehr vieles irrig aufgefaßt worden ist. Daß wir aber gerade bei Fragen, die das Königtum betreffen, das Ausland zu Rate ziehen dürfen, ergibt sich

aus den Dingen selber. Das Königtum ist in Israel vom Auslande her eingeführt worden. Noch eine späte Zeit hält es fest, daß es eine Nachahmung fremder Staatsverfassung gewesen ist. Und das zeigen uns die Einrichtungen des israelitischen Königtums selber. König Salomo hat sich eine Königsburg bauen und ausschmücken lassen mit ausländischem Material, durch ausländische Arbeiter und sicherlich auch nach ausländischem Vorbild; auch der Tempel Salomos war auf dieselbe Weise entstanden. Der Löwenthron Salomos, die Sonnenuhr und der Brandopferaltar des Ahas waren fremden Mustern nachgeahmt; von dem letzteren wird es ausdrücklich berichtet.[1]) Selbst die heilige Handlung der Königssalbung ist, wie wir aus den Tell-Amarna-Briefen[2]) wissen, kanaanäischen Ursprungs. Dem Ausland entnommen war das Leben des Staates mit seinem Aktenwesen[3]), seinen Festungen, seinen aus Aegypten bezogenen Rossen und Wagen, seinen Volkszählungen und Steuern: alles Dingen, die ganz unisraelitisch waren und über die der echte Israelit murrte. Wie sehr das israelitisch-judäische Staatsleben zum Ausland hinneigte, zeigen ferner die Bündnisse, welche die Könige sehr gegen den Instinkt des Volks zuweilen mit den fremden Herrschern schlossen, der Handel, den sie mit dem Ausland, manchmal in weite Ferne hinaus trieben, die fremden Gottesdienste, die sie, um ihre Hauptstadt zum Mittelpunkt der ganzen Umgebung zu machen oder um ein Bündnis mit den Nachbarn zu besiegeln, in Israel einführten. Ausländischem Vorbild nachgebildet war auch das Leben des Hofes: da besaß auch der König Israels seinen Harem wie die Fürsten ringsumher und füllte ihn, wenn er konnte, mit Prinzessinnen der verbündeten Höfe: Ps. 45 verherrlicht die Hochzeit des israelitischen Herrschers mit einer fremden Königstochter, und Salomo hat gar eine ägyptische Prinzessin heimgeführt. So wird es auch eine Menge Ausländer am israelitischen Hofe gegeben haben: das sind zunächst die Männer und Frauen, die eine solche fremde Fürstin mitbringen mochte, die ausländische Leibwache, von der wir zuweilen hören, und selbst die Minister konnten zu Zeiten Fremde sein[4]). Wie sehr aber der israelitische Hof ausländisches Vorbild nachahmte, können

---

[1]) II. Kön. 16, 10 ff.
[2]) Schrader, Keilinschriftliche Bibliothek V, Nr. 37.
[3]) Man denke an das vom Staate geführte „Buch der Begebenheiten der Tage der Könige", d. i. ein staatliches Journal, dem die Ephemerides Alexanders d. G. und die hellenistischen, aus den Papyri bekannten Hypomnematismoi zu vergleichen sind.
[4]) Vgl. Sebna, der wahrscheinlich ein Aramäer war, Jes. 22, 14.

wir hier und da an kleinen Zügen erkennen: wir hören von einem Hoftitel „Freund des Königs", der uns in späterer Zeit bei den Diadochen, Nabatäern und Römern, in älterer bei den Persern, aber auch schon bei Kanaanäern und Israeliten bezeugt ist; es wird sich dabei also um einen Titel vorderasiatischer Kulturstaaten handeln, der auch zu Israel gekommen und wohl ägyptischen Ursprungs ist[1]). Der Kampf der Propheten gerade gegen die Könige erklärt sich also zu einem Teile daraus, daß sich diese, die ein gutes Stück altisraelitischen Wesens in sich verkörperten, gegen das ständig zum Ausland neigende Königtum erhoben. Uns aber geziemt es, nicht wie jene Heroen über die Könige zu schelten, sondern zu erkennen, daß das Königtum, das von Anfang an eine Einrichtung des Auslands gewesen ist, durch diese Neigung nur dem inneren Gesetze seines Wesens gefolgt ist.

Wo lagen nun die fremden Vorbilder, die das Königtum Israels nachzuahmen suchte? Es waren zunächst — wie wir hören — phönizische und gelegentlich aramäische. Aber wer die Geschichte des Orients kennt, weiß, daß, woher auch immer das Ausländische in Israel eindrang, es doch zuletzt babylonisch-assyrische und zugleich ägyptische Kultur war, die so einwirkte; ist uns doch seit lange bekannt und wird uns jetzt durch die Ausgrabungen in Palästina aufs neue bestätigt, daß es diese beiden Kulturen sind, von denen das gesamte Vorderasien abhängig gewesen ist. Und so wird man auch, wie wir ohne weiteres annehmen dürfen, am Hofe des israelitischen Königs empfunden haben. Die babylonisch-assyrischen und die ägyptischen Herrscher werden mittel- oder unmittelbar die hohen Vorbilder der israelitischen und judäischen Fürsten gewesen sein, ebenso wie die kleinen Despoten Deutschlands ehemals in dem französischen Sonnenkönige ihr erhabenes Muster erblickt haben. Und wie Napoleon I. als Zeichen der Anerkennung seines Hauses durch die fremden Höfe die Hand der österreichischen Prinzessin forderte, so wird Salomo mit Frohlocken in der Verbindung mit der ägyptischen Königstochter die Anerkennung seines Königtums als dem ägyptischen gleichberechtigt gesehen haben.

Nun wissen wir, daß es an den babylonisch-assyrischen wie an den ägyptischen Höfen auch Königslieder gegeben hat, und haben, namentlich wenn wir auch die anderen Denkmäler des orientalischen Hofstiles, besonders auch die außerordentlich lehrreichen Abbildungen,

---

[1]) Vgl. Genesiskommentar 3. Aufl. S. 303 f.

mithinzunehmen, noch genug Reste altorientalischer höfischer Redeweise. So ist es also durch die Natur der Sache gegeben, daß wir diese Lieder mit den israelitischen Königspsalmen vergleichen und die Frage aufwerfen, ob und wieweit sie mit ihnen übereinstimmen. Finden wir aber ein auffallendes Zusammentreffen, so dürfen wir nach dem Gesagten annehmen, daß die Dichtung Israels das fremde Vorbild nachgeahmt hat.

Wir haben bereits gesehen, daß der israelitische König überall in besonders naher Beziehung zum Volksgotte steht, ja, daß er der angenommene Sohn Jahves genannt wird[1]). Die israelitische Hofsitte ist hierbei im allgemeinen stehen geblieben; doch haben wir auch eine Stelle, worin der König als „Gott" angeredet wird, eine Stelle, welche die Ausleger, irrig genug, durch Textänderung haben aus der Welt schaffen wollen:

„Dein Thron, o Gott, steht immer und ewiglich"[2]);

und ein anderes, wenn auch dunkeles Wort[3]), scheint die wunderbare Zeugung des Königs „auf heiligen Bergen" durch Jahve selber anzudeuten. Nun ist die Verehrung der Könige als Götter oder Söhne der Götter im alten Orient häufig und insbesondere in Aegypten zu Hause: Hammurabi z. B. ist Marduks Sohn[4]), und der Pharao ist „der gute Gott"[5]), ist Re's Sohn „von seinem Leibe"[6]). Wir dürfen ohne Bedenken annehmen, daß solche Königsvergötterung, die der israelitischen Religion so wenig entspricht, nicht in Israel selber entstanden, sondern aus dem Ausland eingeführt worden ist.

Aus solcher Vergötterung des Königs ist nun weiter zu erklären, daß zuweilen göttliche Prädikate auf ihn übertragen werden, ja, daß einige Worte über ihn geradezu mythologisch klingen.

„Auf heiligen Bergen ist er von dem Gott erzeugt"[7]), den Ehrensitz zu seiner Rechten bietet Jahve ihm an[8]). Im Kampfe erscheint er wie Jahve selbst als ein feuriges Wesen und setzt durch sein Erscheinen seine Gegner in Flammen:

---

1) Ps. 2, 7. 2) Ps. 45, 7. 3) Ps. 110, 3, vgl. „Ausgewählte Psalmen" 3. Aufl., S. 219f.

4) Vgl. Schrader, Keilinschriftliche Bibliothek III 1, S. 126f.; andere Beispiele bei Jastrow, Religion Babyloniens und Assyriens I, S. 152. 212. 394; vgl. auch Greßmann, Ursprung der israelitisch-jüdischen Eschatologie, S. 256. 5) Erman, Aegypten, S. 90f.

6) Erman, Aegypten, S. 91. 525; vgl. auch Erman, Aegyptische Religion, 2. Aufl., S. 49. 7) Ps. 110, 3. 8) Ps. 110, 1.

„Du ‚entzündest sie‘[1]) wie ein feuriger Ofen
am Tag deines Erscheinens;
Jahve verwirrt sie im Zorn,
und das Feuer frißt sie“[2]).

In einem hochpathetischen, etwas schwülstigen Gedichte (Ps. 18) beschreibt der Herrscher selber, wie er einst in die Tiefen der Unterwelt gesunken war, wie aber dann der Gott selber in seiner ganzen Herrlichkeit vom Himmel her erschien, mit dem Schnauben seiner Nase die Betten des Meeres bloßlegte und mit seiner Rechten ihn herauszog: hier ist offenbar ein mythischer Stoff auf den König angewandt worden.

Auch in den anderen orientalischen Königsgedichten wird von dem Herrscher eine solche vertraute Beziehung zu den Göttern vorausgesetzt. „In einem heiligen Orte“ ist er zur Welt gekommen[3]); die Göttin selber hat ihn mit ihrer Lebensmilch ernährt, ihn auf den Schoß genommen und ihre Brüste ihm in den Mund gesteckt[4]). Ferner wird der Mythus von der Geburt des göttlichen Helden auf seinen Namen übertragen[5]). So bei Babyloniern und Assyrern. Aehnlich ist es bei den Aegyptern, wo der König gleichfalls auf dem Schoße der Göttin sitzt[6]), oder der Gott ihn eigenhändig das Bogenschießen lehrt[7]). Das Letztere wiederholt sich Ps. 18, 35:

„Der meine Hände streiten lehrte,
daß meine Arme den ehernen Bogen spannen“.

Und ebenso haben wir die auffallendsten ägyptischen Gegenstücke zu dem hebräischen Königsorakel:

„Setze dich zu meiner Rechten,
auf daß ich lege deine Feinde
zum Schemel deiner Füße“!

Denn auch auf ägyptischen Abbildungen sehen wir den Pharao, auf dem höchsten Ehrensitze, auf dem göttlichen Throne selbst rechts von der Gottheit sitzend, oder er wird dargestellt thronend und die Schar seiner Feinde unter dem Thronschemel kniend[8]).

Ferner fällt nach unseren Begriffen in den Königspsalmen immer wieder auf, daß dem Fürsten nicht nur ein langes, sondern geradezu ein ewiges Leben gewünscht und verheißen wird. „Der

---

1) tassitemo. 2) Ps. 21, 10. 3) Jastrow, a. a. O., I, S. 396. 4) Zimmern, Keilinschriften und das Alte Testament, 3. Aufl., S. 379. 5) Ebenda.
6) Lepsius, Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien V, Blatt 62.
7) Erman, Aegypten, S. 383. 8) Lepsius, a. a. O. V, Blatt 62.

König lebe ewiglich" ist in Israel der Wunsch des getreuen Untertans[1]). Vollere Töne schlägt der Königssänger an:

„Dein Thron, o Gott, steht immer und ewiglich"[2])!
„Du bist Priester in Ewigkeit"[3])!

Und ganz überschwenglich singt Ps. 21, 5:

„Leben bat er, du hast's ihm gewährt,
Länge der Tage immer und ewiglich"!

Und Ps. 72, 5:

„‚Er lebe, so lange' die Sonne scheint,
wie der Mond leuchtet, Geschlecht auf Geschlecht!"

Ganz ähnlich sind die Gebete oder Verheißungen bei babylonischen und assyrischen Herrschern: „Wie der Bau von Etemenanki (d. h. des Tempelturmes von Babel) festen Bestand hat, so befestige die Grundlage meines Thrones bis auf ferne Zeit"[4]); oder: möge die Göttin „ein langes Leben mir bestimmen, wie Himmel und Erde meine Regierung befestigen"[5]). Noch bombastischer ist der ägyptische Hofstil: da wird dargestellt, wie der Schreiber der Götter „die Millionen von Jahren" anschreibt, die die Himmlischen dem Pharao schenken[6]), wie die Götter seinen Namen auf die Blätter des heiligen Baumes schreiben[7]), wie sie ihm das Henkelkreuz, das Sinnbild des Lebens, vor die Nase halten[8]) oder ihn mit einem Wasser, das ganz aus Henkelkreuzen besteht, also mit Lebenswasser, begießen[9]). Und immer wieder versichert ihm der Gott: „Ich gebe dir Jahre bis in Ewigkeit: solange der Himmel besteht, besteht auch dein Name"[10]); oder: „Mein geliebter, leiblicher Sohn, ich gebe dir Millionen von Festzeiten in Leben, Dauer und Reinheit"[11]).

So hat man denn auch gewaltige Schlachtenszenen auf den König erdichtet, etwa wie er, auf dem Kriegswagen stehend, mit den scharfen Geschossen seines furchtbaren Bogens die Feinde verfolgt.

„Deine Pfeile geschärft! Nationen unter dir"!

so heißt es im hebräischen Königsliede[12]). Oder ein andermal[13]):

„Du zwingst sie, die Schulter zu wenden,
mit deinen Sehnen zielst du auf ihren ‚Rücken'"[14]).

---

[1]) I. Kön. 1, 31; Neh 2, 3. [2]) Ps. 45, 7. [3]) Ps. 110, 4. [4]) Jastrow a. a. O I. S. 400. [5]) Jastrow, ebenda, S. 419; andere Beispiele ebenda S 394. 395. 396. 397. 403. 525. [6]) Erman, Aegypten, S. 382. [7]) Erman, ebenda, S. 465. [8]) Vgl. z. B. Lepsius, Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien VIII, Blatt 14. [9]) Vgl. Lepsius, ebenda, VI, Blatt 124; VII, Blatt 238. [10]) Erman, Aegypten, S. 383. [11]) Erman, ebenda S. 384. [12]) Ps 45, 6. [13]) Ps. 21, 13. [14]) gabbehem.

Oder Ps. 110, 6:

„Er hält Gericht; mit ‚Leichen‘
füllt er die ‚Täler‘.
zerschmettert die Häupter
auf weitem Gefild“!

Bezeichnend ist für das Pathos solchen Königsliedes, daß der Herrscher die großen Taten allein verrichtet und daß dabei von seinem Heere nicht die Rede ist. Wir vergleichen dazu babylonische und ägyptische Bilder, welche die Feinde und die eigenen Truppen ganz klein, den König selber aber riesengroß darstellen, und so schildern, wie er eigentlich ganz allein die Siege davongetragen hat[1]). Und so erzählt es das Epos von Ramses II. und seinem Siege über die Hethiter, wie er, von allen den Seinen mitten unter den Feinden verlassen, trotzdem unter dem Beistand des Gottes den gewaltigsten Sieg gewonnen hat[2]).

Auch der Stilform nach sind die israelitischen den fremdländischen Königsliedern verwandt. Es sind zumeist Gebete und gute Wünsche für den König oder Orakel, die ihm im Namen der Gottheit verkündet werden. Manchmal ist beides in der Form der Liturgie zusammengestellt. Eine solche Liturgie haben wir in dem Zwiegespräch des assyrischen Königs Assurbanipal mit seinem Gotte Nabu[3]):

„Ich verkünde deine Erhabenheit, Nabu,
in der Menge der großen Götter.
Bei der Menge meiner Feinde
werde mein Leben nicht ergriffen!
Dein Knecht bin ich,
ich lege mich Nabu zu Füßen;
verlaß mich nicht, Nabu,
bei der Menge meiner Feinde“.

Darauf die Antwort des Gottes:

„Ich schütze dich, Assurbanipal,
ich, Nabu, bis ans Ende der Tage!
Deine Füße sollen nicht erlahmen,
deine Hände nicht erschlaffen;
weil ich gütige Rede
an dich richte,
dein Haupt erhebe,
deine Gestalt einherziehn lasse in Emaschmasch“[4])!

---

[1]) Ed. Meyer, Sumarier und Semiten Tafel IV; Erman, Aegypten S. 543. 702, 712. [2]) Erman, Aegypten, S. 525 f. [3]) Nach Zimmern, Babylonische Hymnen und Gebete, 2. Auswahl S. 20 f.; hier nur ein Auszug.
[4]) Tempel der Ischtar von Ninive.

Ebensolchen Wechsel von Gebet und Orakel bietet Psalm 20. Da singt zuerst der Sängerchor:

„Jahve erhöre dich am Tage der Not,
es schirme dich der Name von Jakobs Gott!
Er sende dir Hilfe vom Heiligtum her
und von Zion her Beistand!

Er gedenke all' deiner Mehlopfer
dein Ganzopfer schau er an als fett!
Er gebe dir, was dein Herz sich wünscht,
laß all dein Planen gelingen!

So wollen wir jubeln über deine Rettung,
über unseres Gottes Namen ‚frohlocken'.
Jahve erfülle all' deine Gebete"!

So beten die Sänger für ihren Herrscher und geloben zum Schluß, wenn er glücklich aus dem Kriege heimkehrt, seinem Gott das Danklied zu singen.

Inzwischen aber ist über einen der Sänger Gottes Offenbarung gekommen; sein Ohr hat die geheime Stimme vernommen, und nun verkündet er die göttliche Antwort:

„Nun hab' ich's erfahren, daß Jahve
seinem Gesalbten hilft.
Er erhört ihn von seinem heiligen Himmel
mit hilfreichen Taten seiner Rechten!
Sie (die Feinde) sind durch Wagen, sie durch Rosse
wir durch uns'res Gottes Namen stark;
Sie stürzen und fallen
wir stehen und richten uns auf"!

Und zum Schluß setzt der Chor noch einmal ein, das Ganze abrundend durch erneute Fürbitte:

„Jahve, hilf dem Könige;
erhöre uns heute, da wir flehen"!

Man vergleiche auch das Gebet Ramses' II. in der Schlacht gegen die Hethiter. Verlassen von allen seinen Truppen ruft der König seinen Gott Amon-Re herbei: „Was ist das, mein Vater Amon? Vergißt ein Vater seines Sohnes? Ich habe ja nichts getan ohne dich! Was wollen diese Asiaten vor Amon? Habe ich dir nicht viele Denkmäler errichtet, um deinen Tempel mit meiner Beute zu füllen? Ich rufe zu dir, mein Vater Amon. Ich bin inmitten vieler Völker, ich bin ganz allein; niemand ist bei mir; mein Fußvolk und meine Wagenkämpfer haben mich verlassen. Als ich ihnen

rief, fand ich, daß Amon besser für mich ist als Millionen von Fußtruppen und Hunderttausenden von Gespannen. Nichts sind die Werke der Menschen; Amon ist besser als sie". Da aber kommt die Gewißheit der Erhörung und des göttlichen Beistandes über ihn: „Re hat mich erhört und kommt zu mir, da ich zu ihm rufe. Er reicht mir seine Hand, ich jauchze. Er ruft hinter mir: du bist nicht allein, ich bin bei dir, ich, dein Vater Re. Ich bin dir mehr wert als Hunderttausende zusammen, ich, der Herr des Sieges, der die Tapferkeit liebt"! Und nun verrichtete er wunderbare Heldentaten[1]).

Das Ergebnis ist also zunächst dieses, daß die israelitisch-judäischen den babylonisch-ägyptischen Liedern vielfach ähnlich sind. Nun fallen freilich schon auf den ersten Blick auch beträchtliche Unterschiede zwischen beiden auf. Zunächst ästhetisch betrachtet sind die hebräischen den ausländischen Königsliedern ganz bedeutend überlegen; anstatt des bombastischen Schwulstes, der sich durch die meisten der ägyptischen Gedichte in unerträglicher Eintönigkeit ergießt, steht in den hebräischen Liedern eine bei weitem größere Lebendigkeit und schwungvolle Kraft. Auch hier zeigt sich, wie sehr das israelitische Volk den Völkern der Weltkulturen durch seine poetische Begabung überlegen gewesen ist. Die babylonischen und ägyptischen Herrscher hätten sich Glück wünschen können, wenn sie solche Königsdichter gefunden hätten. Zugleich aber sieht man, wie die israelitische Religion eine allzu hohe Verherrlichung des Königs ermäßigt. Die Königsvergötterung, die besonders in Aegypten zu Hause ist, klingt auch in Israel nach; aber sie klingt eben nur noch nach. Hier wird der Herrscher im allgemeinen nicht als Gott verehrt, sondern er muß sich mit dem bescheideneren Namen seines angenommenen Sohnes begnügen. Das Wort des Psalms „du bist mein Sohn" wiederholt die uns aus dem babylonischen Recht bekannte Adoptionsformel; darum kann das Lied fortfahren: „ich habe dich heute", d. h. am Tage der Thronbesteigung, „erzeugt". Auch preisen die israelitischen Lieder nicht sowohl den Herrscher selber, sondern vielmehr den Gott, der ihm alles verleiht. Das Siegeslied, das die Sänger von Psalm 20 in Aussicht stellen, wollen sie nicht dem Könige, sondern seinem Gotte singen:

„So wollen wir jubeln über deine Rettung,
über unsers Gottes Namen ‚frohlocken'".

[1]) Gekürzt nach Erman, Aegypten, S. 526 f.



Es ist also die Jahve-Religion, die eine allzu übertriebene Königsverehrung verhindert hat. Diese Sänger, die von des Königs Tisch essen, wissen dennoch die Furcht vor Jahve und die schuldige Verehrung vor dem Könige zu unterscheiden.

Wie weit nun die Uebereinstimmungen zwischen beiden Dichtungsarten auf Nachahmung zurückgehen, wie weit die israelitische selbständig Aehnliches erzeugt hat, das wird sich im einzelnen schwerlich nachweisen lassen. Uns mag genug sein, daß beide ihrer Art und ihrer Entstehung nach verwandt sind und daß wir also das Recht haben, einzelne Züge der israelitischen Gedichte aus den fremdländischen zu deuten.

Und nun kehren wir zu den beiden Aussagen zurück, die eine Beziehung der Königspsalmen auf vorexilische Könige unmöglich zu machen schienen, wonach ihnen das Priestertum und das Weltreich zugeschrieben wird, und fragen: finden wir auch hierzu in Babylonien und Aegypten Gegenstücke?

In Aegypten hat die Priesterstellung stets als das besondere Amt des Königs gegolten. „Wo immer wir ägyptische Tempel betreten, sehen wir den König dargestellt, wie er den Göttern seine Opfer darbringt". „Im Stile der offiziellen Inschriften gilt dies sogar als die Haupttätigkeit des Königs". „Daß er die Verwaltung leitet und Kriege führt, ist zwar auch etwas, aber seine Beziehungen zu den Göttern gelten in der Theorie als das wichtigere"[1]). Ja, nach der geltenden Anschauung kommen Volk und Priester in der Religion überhaupt nicht in Betracht; der König allein ist es, der die Heiligtümer baut und unterhält und die Opfer darbringt; die wirklichen Träger des Gottesdienstes, die Priester, sind nur seine Beauftragten[2]). Auch die Herrscher Assyriens nannten sich, nachdem sie den Königstitel bereits angenommen hatten, gerne „Priester" des Gottes Aschur und gaben diesem Titel häufig vor anderen den Vorzug[3]). So werden auch babylonische wie assyrische Herrscher abgebildet, wie sie den Göttern opfern oder ihnen Heiligtümer bauen[4]). Auf solche priesterliche Stellung zu den Göttern legt der orientalische König besonderen Wert, weil er durch diesen Erweis seiner Frömmigkeit den Schutz der Gottheit, den er auf seiner

[1]) Erman, Aegypten, S. 104 f.

[2]) Erman, Aegyptische Religion, 2. Aufl., S. 66 f.

[3]) Nach Jastrow, Religion Babyloniens und Assyriens, S. 211; vgl. auch S. 217. Vgl. über das Priestertum babylonischer und assyrischer Könige A. Jeremias, Handbuch der altorientalischen Geisteskultur, S. 284 ff.

[4]) Greßmann, Altorientalische Texte und Bilder II Abb. 79. 80.

gefahrvollen Höhe so nötig hat, zu erlangen hofft. Aus dieser engen Beziehung des Königtums zum Priestertum erklärt es sich auch, daß unter den ersten Beamten orientalischer Könige Priester gewesen, ja, daß gelegentlich Priester zu Königen geworden sind; so ist es in Aegypten geschehen, wo der Oberpriester des Amon die Ramessiden abgesetzt hat, und in Phönizien, wo König Ithobaal von Tyrus, der Vater der Izebel, nach Menander zuvor der Priester der Astarte gewesen war[1]). Demnach ist die Gestalt des alten Melchisedek, der zugleich König und Priester genannt wird, nicht weiter befremdlich. Und danach werden wir auch das Wort des judäischen Psalms zu verstehen haben:

„Jahve hat's geschworen
und nimmt's nicht zurück:
Du bist Priester ewiglich
nach Melchisedeks Weise“!

Nun könnte es zwar nach unseren Quellen scheinen, als ob die Könige Israels und Judas das Priestertum nur gelegentlich ausgeübt und keinen besonderen Wert darauf gelegt hätten; aber man muß bedenken, daß diese Quellen von „deuteronomistischer“, d. h. von priesterlicher Hand bearbeitet sind und daß eben diese Priester der nachexilischen Zeit jeden Eingriff weltlicher Herrscher in ihre Obliegenheiten als eine schwere Sünde betrachtet haben[2]). Und wir haben Spuren genug, die uns das wahre Verhältnis von Königtum und Priestertum auch in Israel erraten lassen. Die führenden Priestergeschlechter hatten hier schon vor den Königen eine leitende Stellung besessen; diese haben versucht, sie zu ihren Beamten herabzudrücken; David hat seine Söhne zu Priestern weihen lassen[3]) und hatte offenbar guten Grund zu solcher Maßnahme; in Juda hat ein Priester einmal eine Revolution bewirkt und einen König eingesetzt[4]). Und nach dem Fall des Königtums sind die Priester wieder zur Herrschaft über die Gemeinde emporgestiegen. Kein Wunder also, wenn sich der König in diesem Psalm das Priestertum als etwas Besonderes zusprechen läßt. Das ist ebenso verständlich, wie dies, daß der ideale König der Endzeit auch ein Priester seines Volkes sein soll. Gott will ihn sich selber nahen lassen, so heißt es Jer. 30, 21, daß er zu ihm hinzutrete. Und

---

[1]) Josephus, Gegen Apion I, 18. [2]) II Chron. 26, 16 ff. [3]) II Sam. 8, 18.
[4]) II Kön. 11.



selbst im Tempelideal des Priesters Ezechiel kommen dem Fürsten der Endzeit bestimmte Vorrechte zu[1]).

Und wie steht es nun mit der **Weltherrschaft** der judäischen Könige? Finden wir auch dafür in der Fremde Gegenstücke? Ja, über und über! Und hier war diese Idee ganz anders in den wirklichen Verhältnissen begründet als in dem, zumal in der späteren Zeit seines Königtums, so kleinen und ohnmächtigen Juda. Die Herrscher Aegyptens, Babyloniens, Assyriens haben zu Zeiten über viele Völker regiert; kein Wunder, daß ihr Ideal war, daß ihnen die ganze Welt zu Füßen falle. So läßt sich der König Aegyptens darstellen, wie der Gott ihm die Völker der Fremde gefesselt zuführt und ihm zugleich das Sichelschwert überreicht, daß er sie zerhaue[2]); oder die Priester singen ihm zu: „dein Beil trifft das Herz aller Länder, und ihre Fürsten fallen von deinem Schwerte"[3]), oder er selbst sagt: „ich habe allen Völkern getrotzt, da ich allein war"[4]), und läßt sich preisen als der, „der seine Grenze in jedem Lande setzt, wohin er will"[5]). In Babylonien und Assyrien ist dieser Gedanke ganz geläufig; da nennt sich der Herrscher „Weltkönig", „König der neuen Weltteile", „König des Weltalls"; Assurbanipal sagt, daß ihm die Welt von Sonnenaufgang bis Niedergang verliehen worden sei; Sargon nimmt die vier Weltteile vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne in Besitz[6]), Hammurabi hat nach der Einleitung seines berühmten Gesetzbuches die Herrschaft über die Gesamtheit der Menschen erhalten[7]). Und auch in Israel selber hat man das assyrische und chaldäische Reich als zum Besitze der ganzen Welt bestimmt aufgefaßt[8]).

Wenn wir nun aber dasselbe Ideal der Weltherrschaft in den biblischen Königspsalmen wieder finden, so scheint uns die nächstliegende Annahme diese zu sein, daß hier ein Gedanke, der in Aegypten und Babylonien entstanden und dort verständlich gewesen ist, von den enthusiastischen Hofdichtern auf den König Israels übertragen worden ist. Dieser Vorgang der Uebernahme scheint besonders deutlich in Ps. 2 hervorzutreten. Dort wird die Thronbesteigung des jungen Königs folgendermaßen geschildert. Die Völker der

1) Ez. 44, 3; 45, 15 ff.; 22 ff.; 46, 2 ff.
2) Erman, Aegyptische Religion, 2. Aufl., S. 72; vgl. Greßmann, Altorientalische Texte und Bilder II, Abb. 233.
3) Erman, Aegypten, S. 703. 4) Erman, ebenda, S. 698.
5) Erman, ebenda, S. 703.
6) A. Jeremias, Handbuch der altorientalischen Geisteskultur S. 178 f.
7) Ungnad in Greßmanns Altorientalischen Texten und Bildern I, S. 141.
8) Vgl. z. B. Jes. 14, 26; Jer. 27, 5

Welt empören sich wider seine Herrschaft; sie toben und lärmen und verschwören sich zusammen wider Jahve und seinen Gesalbten:

„Laßt uns ihre Stricke zerreißen
und ihre Bande von uns werfen"!

Aber vom Himmel erschallt ihnen entgegen nichts anderes als ein göttliches Gelächter! Was wollen diese Armseligen gegen Jahve und seinen geweihten König! Nein, er selber verkündet das Orakel, das ihm von Jahve geworden ist und das ihm die Weltherrschaft zuweist. Und nur eines ist den Königen der Erde zu raten: rechtzeitige Unterwerfung, ehe der furchtbare Zorn über sie ergeht und sie vernichtet! Eine Weltlage, wie sie hier vorausgesetzt wird: die Völker der Welt in wilder Empörung gegen den jungen König von Zion ist freilich in der Geschichte Judas niemals Wirklichkeit gewesen. Aber wie oft ist es in den Weltreichen geschehen, daß die Völker, durch den Schrecken vor dem Weltenherrn in Banden gehalten, bei seinem plötzlichen Fall sich zur Empörung verbanden, und daß es die erste Aufgabe des neuen Herrschers war, die Risse des ungeheuren Gebäudes zu heilen und die Provinzen zum Gehorsam zurückzuführen. Der Psalm ist also so zu verstehen[1]), daß hier Verhältnisse, wie sie in den Weltreichen wirklich vorzukommen pflegen, auf den judäischen König, ihm zu Ehre und Ruhm, übertragen worden sind. Nüchterne Ueberlegung hätte freilich eine solche Uebertragung verhindern müssen. Aber diese Königsdichter werden von dem Enthusiasmus für ihren Gebieter über alle Schranken dahingerissen. War es ihnen nicht zu viel, ihrem Könige die Unsterblichkeit seines Lebens zu verheißen, so konnten sie ihn auch als den Herrn der Welt feiern, gegen den jeder Widerstand Wahnsinn ist. Hat doch die spätere Zeit auch den Ahnherrn dieser Könige, den alten David, als höchsten der Herrscher gepriesen:

„Ich lege aufs Meer seine Hand,
auf die Ströme seine Rechte"!
„Ich mache ihn zum Erstgeborenen,
zum höchsten über die Könige der Erde"[2])!

Das Ergebnis dieses Vergleichs zwischen israelitischer und fremdländischer Königsdichtung ist also, daß die Königspsalmen, aus diesem

[1]) Dies Verständnis zuerst bei Greßmann, Ursprung der israelitisch-jüdischen Eschatologie, S. 253 f.

[2]) Ps. 89, 26. 28. Vgl. die Anschauung von Davids Weltreich Jes. 55, 4



Zusammenhange verstanden, nichts enthalten, was ihre Beziehung auf die israelitisch-judäischen Könige unmöglich machte[1]).

Wir machen nun die Probe auf die Rechnung und versuchen zugleich, das Bild lebendiger auszumalen, in dem wir nunmehr die Gattung der Königspsalmen schildern.

Die erste Frage bei der Untersuchung einer Psalmengattung muß immer diese sein, an welcher Stelle sie ihren Sitz im Leben habe. Ist es doch eine grundlegende Eigenschaft dieser ältesten Dichtung, daß sie ursprünglich ein Stück des Volkslebens selber ist. Die Situation der Königslieder erfahren wir aus ihnen selber. Es sind die mancherlei Feste, die am Hofe des Königs von Israel begangen werden. Jeder Hof im Altertum und in der Gegenwart feiert Feste, um die Pracht des Königtums darzustellen und um die Oede des Daseins erträglicher zu machen. Solche Königsfeste aber sind zugleich religiöser Art, und das nicht nur in Israel, sondern an den Höfen ringsumher, ein Zug, von dem noch gegenwärtig etwas nachklingt; ist doch auch der Gedanke, daß der Fürst in besonderer Beziehung zur Gottheit stehe, unter uns noch nicht ganz erloschen. Wir werden diesen Glauben verstehen, wenn wir bedenken, daß auch uns unter allen sittlichen Gütern, die wir besitzen, der Staat eines der allerhöchsten ist. Die Festlichkeiten der israelitischen Höfe sind nach den Königspsalmen und anderen Nachrichten folgende: die Thronbesteigung wird, wie wir aus den geschichtlichen Büchern hören, mit besonderer Feierlichkeit begangen; und weit hinaus schallt es dann zum Posaunenton ins Land: er ist König geworden! Dazu wird etwa am Jahrestage der Salbung oder vielleicht am Geburtstage des Herrschers ein Fest gehalten (Ps. 21. 72). Ein anderes zum Gedächtnis der Stiftung des Königshauses und seines Heiligtums (Ps. 132). Wiederum ein anderes ist das Hochzeitsfest des Fürsten (Ps. 45). Feierlich begangen wird auch der Tag, da der König in den Krieg zieht (Ps. 20); und dann wieder jener, da er, aus aller Gefahr errettet, mit Sieg gekrönt, zurückkehrt (Ps. 18).

Die Königspsalmen sind Lieder, die bei solchen Festen gesungen worden sind. Ihre Dichter und Sänger sind die Mitglieder der königlichen Hofkapelle, von der wir auch sonst hören[2]). Solche Lieder werden aufgeführt in Anwesenheit des Königs und seines

[1]) Zu diesem Verständnis der Königspsalmen vgl. meine „Ausgewählten Psalmen“. In neuester Zeit ist dieser Auffassung beigetreten R. Kittel in seinem Psalmenkommentar.

[2]) II Sam. 19, 36. Sanherib hat sich unter den Kostbarkeiten, die er von Hiskia forderte, auch die königliche Kapelle herausgeben lassen.

Hofes im königlichen Heiligtum. Am Tage der Thronbesteigung etwa singt der Sänger, indem er den Königsruf des Herolds aufnimmt: „er ist König geworden“: derartige Lieder sind später auf Jahves zukünftiges Königtum übertragen worden und uns in dieser Gestalt überliefert (Muster Ps. 97). Oder der Sänger verkündet an diesem Tage die göttliche Zeugung des Herrschers und sein Priestertum (Ps. 110). Oder er erfindet ein ganzes Drama, wie sich die unterworfenen Völker gegen ihn empören wollen, er aber sie dennoch in Banden hält (Ps. 2). Oder er proklamiert im Namen des Königs die schönen Grundsätze seiner Regierung, über die sich alles Volk freuen soll (Ps. 101). Am Jahresfeste des Herrschers singt er von seiner Herrlichkeit und Gerechtigkeit und seinen Siegen (Ps. 21. 72). Gute Wünsche spricht er am Hochzeitstage aus (Ps. 45). Am Stiftungstage des Heiligtums wird eine Liturgie aufgeführt, in der zuerst dramatisch dargestellt wird, wie der Ahnherr David die Lade Jahves nach dem Zion überführt hat, und in der dann ein Orakel Jahves erschallt, in dem es zusagt, an dieser Stätte David und sein Haus zu segnen. Jahves Hilfe verheißt das Lied, wenn das Heer in den Krieg zieht (Ps. 20); und wenn der Herrscher heimkehrt, wird das feierliche Danklied in seinem Namen gesungen (Ps. 18).

Solche Königslieder zeichnen sich aus durch den außerordentlich überschwänglichen Ton. Um diesen Ton zu verstehen, muß man bedenken, daß sie bestimmt sind, das Fest des Fürsten zu schmücken. Des Sängers Auge schaut verzückt des Königs Herrlichkeit an seinem schönsten Tage. Und nun schlägt er voll in die Saiten und „sein Herz wallt über von guten Worten“[1]). Da erblickt er seinen Gebieter, vom Jahves Gnade verklärt, im Besitze aller Eigenschaften, die einen König zieren: er sieht ihn in der Schönheit seiner Gestalt — „schöner bist du, als Menschen es sind“! —, er sieht ihn in der Pracht seines Ornates — die güldene Krone erglänzt ihm auf dem Haupt! —, er sieht ihn im Schmuck seiner siegreichen Waffen! Und er verheißt ihm alles, was sich ein königliches Herz nur wünschen mag: Ewigkeit seiner Herrschaft, unsterblichen Ruhm seines Namens, gewaltige Siege, Herrschaft über die Welt! Alles dies aber, was er besitzt und was ihm die Zukunft verleihen wird, alles dies stammt von Jahve, der den Einen erwählt und zu sich empor gehoben hat!

[1]) Man denke an die Einleitung von Schillers „Grafen von Habsburg“ oder an Goethes „Sänger“.

Und das verdient er! Er verdient es durch Gottvertrauen und Gerechtigkeit. Schon der Ahnherr hat sich durch selbstvergessene Frömmigkeit Jahves Segen erworben. Die Rettung des Herrschers aus allen Nöten ist um seiner Gerechtigkeit willen geschehen, denn er hat Jahves Satzungen gehalten (Ps. 18,21 ff.). Die Weltherrschaft gebührt ihm, weil er der Armen sich annimmt (Ps. 72, 12 ff.); der Sieg, weil er für die gute Sache eintritt (Ps. 45, 5). Nun würde man freilich solche Lieder mißverstehen, wenn man zu genau fragen wollte, auf welchen bestimmten, einzelnen Herrscher sie sich beziehen; denn sie schildern nicht sowohl eine geschichtliche Person, sondern vielmehr ein Königs*ideal*, das sie auf den regierenden Fürsten übertragen. Hier erfahren wir also nicht, wie die Könige Israels *gewesen* sind, sondern wie sie nach dem Wunsche ihrer Sänger *hätten sein sollen*. Es ist auch nicht das Urteil des *Volkes*, das hier laut wird: derselbe König, der sich so hoch preisen läßt, ist es vielleicht, gegen den der Verschwörer im stillen den Dolch zückt oder gegen den die Predigt des Propheten donnert. Bedeutsam aber ist es doch, daß es gerade die *Gerechtigkeit* des Königs ist, die der Sänger besonders preist; wird doch diese Tugend des Königs in der Königsproklamation (Ps. 132) ausführlich geschildert, und auch „die letzten Worte“ Davids (II. Sam. 23, 1—7), ein schwungvolles Orakel aus Davids eigenem Munde, an dessen Echtheit nicht zu zweifeln ist[1]), spricht es mit erhabenem Pathos aus, daß der Thron auf Gerechtigkeit gegründet ist und daß die Gottlosen wie Dornen im Feuer vergehen! Das ist ein Gedanke, der auch im übrigen Orient nicht fehlt — man vergleiche z. B. die Einleitung

[1]) Gegen Abfassung durch David spricht nicht die feierliche Einführung, in der sich David nach dem Rechte des Königs selbst die Inspiration zuschreibt und in der er sich mit hohem und gerade in solcher Orakel-Einführung auch sonst bezeugten (vergl. IV. Mose 24, 3 f. 15 f.) Stolze als den von Jahve Gesalbten und von Israel im Liede Gepriesenen bezeichnet; wie man Bedenken dagegen haben kann, daß es solche Loblieder auf David schon zu seinen Lebzeiten gegeben hat, da uns ja eines davon I. Sam. 18, 7 überliefert ist, ist mir nicht verständlich. Daß diese Einführung sich mit der der Bileamsprüche berührt, ist klar; aber hier liegt keine „Abhängigkeit“, sondern ein uns aus diesen beiden Proben bekannter Stil vor. Ebensowenig darf man Davids Zuversicht, daß Jahve mit ihm und seinem Hause einen ewigen Bund geschlossen habe, für unmöglich halten: so haben auch babylonische Könige gesprochen. Mit der messianischen Hoffnung hat dieser Preis eines großen Königs im allgemeinen und die Ueberzeugung von der Ewigkeit des David-Hauses insbesondere nichts zu tun. Daß zum Schluß des Orakels den Gottlosen das „*höllische* Feuer“ angedroht werde, ist ein Mißverständnis; vielmehr werden sie nur den Dornen *verglichen*, die durch Feuer verbrannt werden.

zum Gesetz des Hammurabi[1]) —, der aber in den israelitischen Königsliedern mit besonderer Wucht ausgesprochen wird: Israels eingeborener Sinn für Gerechtigkeit, der in den großen Propheten mit erschütternder Kraft gelebt hat, ist auch diesen Königssängern nicht fremd. Nun können diese zwar Ermahnungen an den Herrscher nicht richten: das würde sich nicht ziemen. Aber mittelbar mahnen sie ihn doch, indem sie ihm das hohe Ideal eines Fürsten vorhalten; und die Königsproklamation Ps. 132 klingt ganz so, als ob hier eine treue Seele versuchte, das Löwenblut der Davididen durch das Vorhalten der Fürstenpflicht zu zähmen.

Vielfach ist das, was diese Königsgedichte von dem regierenden Herrscher rühmen und verheißen, dasselbe, was die Propheten von dem Könige der Zukunft, dem Messias, weissagen. Die Aehnlichkeit zwischen beiden Figuren erklärt sich daraus, daß beide aus derselben Wurzel, der Idealgestalt eines Herrschers, entsprossen sind. Nur freilich, daß es einen sehr großen Unterschied ausmacht, ob der loyale, ja „byzantinische" Sänger dies Ideal in der Gegenwart schaut, oder ob es der viel höher stehende Prophet, der sich von aller Gegenwart abkehrt, mit glühendem Herzen in der Zukunft sucht.

Eine genauere Ansetzung der Königspsalmen ist eben deshalb, weil sie den König und seine Zeit nicht realistisch schildern, sondern vielmehr aufs stärkste idealisieren, nicht möglich und sollte auch gar nicht versucht werden. Doch läßt sich sagen, daß die meisten der Lieder aus Juda stammen werden; nur für das Hochzeitslied Ps. 45 läßt sich israelitischer Ursprung annehmen. Innerhalb der judäischen Geschichte werden wir eine verhältnismäßig späte Zeit anzunehmen haben; das gilt besonders deutlich für das Danklied Ps. 18, in dem die Ausbildung der Gattung, die breite Sprache sowie die Betonung des Gesetzes auf ziemlich späte Entstehung hinweisen.

Bedeutsam ist noch die Beobachtung, daß einige Psalmen ganz privaten Inhalts einen Zusatz erhalten haben, der ein Gebet für den König enthält. Wir dürfen also annehmen, daß man in der Zeit der Blüte der Psalmendichtung auch solche Lieder im Königstempel von Jerusalem aufgeführt und durch derartige Zusätze für den Gebrauch an dieser Stätte passend gemacht hat[2]).

So treten die israelitischen Königspsalmen, wenn man sie aus der Lage, in der sie einst entstanden sind, versteht, in helles Licht

[1]) Ungnad in Greßmanns Altorientalischem Texten und Bildern I, S. 141.
[2]) Ps. 28, 8 f.; 61, 7 f.; 63, 12 a.; 84, 9 f.; I. Sam. 2, 10 de.

und offenbaren uns ein Stück altisraelitischen Lebens. Der Zweck dieser Untersuchung ist erreicht, wenn sie dem Leser deutlich macht, daß das Alte Testament nicht ohne den Vergleich der altorientalischen Gegenstücke erklärt werden kann und daß es an der Zeit ist, diesen Grundsatz endlich mit voller Entschlossenheit anzuwenden, zugleich aber, daß die Eigenart Israels so groß ist, daß sie bei solcher Vergleichung nicht, wie der Kleinmut fürchtet, verdunkelt werden, sondern immer noch heller hervorstrahlen wird.

Mai 1914.

Briefe eines preußischen Offiziers aus dem Jahre 1848

herausgegeben von

Margarethe Henriette Gräfin v. Bünau geb. Freiin v. Meerheimb.

II.

Hönneberg, den 23. Mai 1848.

. . . Ich will Dir nur die Erlebnisse der letzten Tage mittheilen, die gar erfreulich und interessant sind. Am 17. marschirten wir aus Kongstad (so hieß das Dorf) nach Surghoi, vis à vis von Middelfahrt, das war nun unser äußerster Vorposten. Die feindlichen Schiffe fuhren uns vor der Nase herum, und eine Landung war nicht unwahrscheinlich. Um sie zu begünstigen, oder eine Landung unserer Truppen zu verhindern, hatten die Dänen 1500* links von Middelfahrt eine starke Batterie erbaut, die 2000* von uns entfernt die 4 Häuser der Fähre (hier ist die Fähre nach Middelfahrt und die schmalste Stelle des kleinen Belts circa 1700*, von M. geht die Straße über Odense nach Kopenhagen) flanquirten. So standen wir auf einem wichtigen, höchst interessanten, im Fall des Angriffs allerdings sehr gefährlichen Posten. Des Nachts in mondhellen Nächten hörten wir die Ruderschläge feindlicher Patrouillen-Böte, und das Anrufen der Posten, und sahen bei Tage die Kanonenböte nicht gar zu weit vorbeifahren; den ersten Tag, eben waren wir angekommen und hatten die Compagnie, die vor uns den Dienst hatte, abgelöst, als ein solches Boot vorbeifuhr und die drehbare Kanone im hinteren Theil des Schiffes auf uns richtete, wir standen 3—4 Offiziere und einige Soldaten an dem Ufer. Das war doch unbequem, denn unsere Flinten reichten nicht bis zu ihnen hinüber, es fuhr indessen ruhig vorbei, und während wir in Surghri waren, fiel kein Schuß. Man wird auch so schnell

dickfällig in dergleichen, die halbe Compagnie saß immer am Strande und angelte Seekrebse, die aber nichtsnutzig schmecken. Uebrigens ist es natürlich genug, daß wir nicht incommodirt wurden, unsere Leute würden beim ersten Schuß aus den Häusern gezogen und im Gehölz aufgelöst sein, wo dann die Wahrscheinlichkeit des Treffens äußerst gering ist. Für unsere Artillerie, die eine Viertelmeile entfernt war, ist Middelfahrt ein ganz vortreffliches Zielobject, wie die Proben gezeigt haben, und dann hätten sie immer doppelt verloren. Was aber den Aufenthalt noch interessanter machte, war die reizende Lage des Ortes. Hart an den kleinen Belt stößt ein schöner Park, der vor Winden geschützt in einer breiten Thalsenkung liegt, die vertical auf den Belt gerichtet ist, in dem die vollsten Blumenbeete, blühende Sträucher, der frischeste Rasen, mit Eichen und Buchen wechselte. Das Ganze war höchst geschmackvoll angelegt, an den hübschesten Punkten hatte man den Blick frei über den Belt nach Fünen, dessen Küste hoch und bewaldet ist, und südlich nach der Ostsee. Die Nachtigallen schlugen bis zum Mittag in den laubigen Wipfeln, Abends glänzte der Mond durch den Wald und erhellte die dunklen, gewundenen Fußsteige. Da bin ich denn mit gar manchen lieblichen Bildern im Herzen Nachts und Morgens gewandelt, und habe den Nachtigallen zugehört und gelauscht, ob es sich drüben in Fünen rührte, und bald Geschützdonner in mein friedliches Paradies tönen würde. Dies letztere war zwar nicht eben wahrscheinlich, aber doch möglich genug, und die erwartete Möglichkeit ließ die liebliche Gegenwart noch zauberischer auf das Gemüth wirken. Park und Landhaus gehören dem dänischen General-Kriegs-Commissair von Ringels auf Fünen, hier in Surghri ist seine Sommerwohnung, und seine Frau und Töchter, die schönsten Mädchen Dänemarks, waren überrascht nach Fünen geflohen (am 6., glaube ich). Da war es rührend für mich, in der Schlafstube der kleinen Mädchen ein Paar Nachthäubchen und in einem Fenster eine angefangene weibliche Handarbeit zu finden, und ich mußte denken, wie es Euch sein würde, wenn das Nahen der Feinde Euch zu plötzlicher Flucht zwänge, und Ihr das alte Haus und so manches liebgewordene Plätzchen nun lassen müßtet. Den Dänen lassen wir wohl nicht so weit, auch steht es wohl nicht so schlimm, als Viele meinen. Zwischen Kolding und Weile stehen 12 000 Mann mit 33 Geschützen, Kavallerie kommt bei diesem Terrain kaum in Frage, die sind bei Fredericia oder Veilby in 8 Stunden zu concentriren, Fanale

sind überall aufgerichtet, eine Landung ist auch kein so leichtes Ding, und mit mehr als 20000 Mann werden sie nicht gleich da sein. Die Aengstlichen meinen nun, die Dänen würden bei Ronders landen, weit ins Land hineingehen und uns von Westen kommend angreifen, dann würden wir gegen die Ostsee getrieben, und in allen Fjorden ständen ½ Dutzend Fregatten- und Linienschiffe, die uns mit Kanonen à la Paix hars, massakriren würden. Die Schleswiger Häfen wären aber durch Kriegsdampfschiffe (das non plus ultra des Schrecklichen) gesperrt, und da wären wir gar verloren. Die Sache steht einfach so. Wenn eine Landung versucht wird (namentlich, was wahrscheinlich ist, nördlich von Weile), so bleiben wir nicht am Strande, sondern gehen so, daß wir außerm Feuer ihrer Schiffe sind, der Rückzug über Kolding und nöthigenfalls westlich von Kolding bleibt, ganz Schleswig ist in unseren Händen, und das 10. Corps unsere Reserve, da muß denn eine Schlacht entscheiden, aber ich frage, steht da die Wahrscheinlichkeit des Sieges gegen uns? Ungewiß bleibt das Resultat freilich, aber in welchen menschlichen Dingen ist das anders? Die Schweden, sagt man, würden Seeland und Fünen besetzen, und den Dänen so mit freie Hand geben, mit aller ihrer Macht nach Jütland zu gehen, und das ist nicht unwahrscheinlich. Heute, liebster Vater, liege ich in einem reinlichen Bauerhause, ¼ Meile von der See, mitten im schönsten Buchwalde. Ich, lieber Vater, ich kann nicht so hoffnungslos, nicht unglücklich sein, mag es Verblendung, Leichtsinn, Jugend sein, aber ich muß noch täglich sagen: „Wie es auch sei, das Leben, es ist gut." ...

Hönneberg, den 24. Mai 1848.

.... Du erwartest einen Schlachtbericht, aber davon kann ich nichts melden; von Inspizirungen und Paraden aber mancherlei. Se. Durchlaucht der Fürst Radziwill hat seit dem 23. vorigen Monats bis zum 12. dieses nur ein Lebenszeichen von sich gegeben, nämlich den Befehl, „daß die Offiziere starkes Papier in den Tornistern tragen sollen"; seitdem ist der Würdige aus seinem Schlaf erwacht, und kein Tag vergeht, der nicht die wichtigsten Befehle bringt. Heute Morgen 3½ Uhr wurden wir alarmirt und dachten alle, nun würde es losgehen, aber nein, es war

*) **Paixhars,** franz. General. Erfinder der nach ihm benannten Bombenkanonen.

falscher Alarm, und um 6 Uhr waren wir zu Hause. Daß es zum Schlagen kommt, vermuthe ich wohl, und zwar werden die Dänen nördlich von Weile landen, und vielleicht uns umgehen, um uns von unserer Rückzugslinie nach Kolding abzuschneiden, und uns mit dem Rücken gegen die Küste zu werfen. So richtig das wäre, so unwahrscheinlich doch, daß sie es thun werden, denn werden sie geschlagen, so sind sie in dem Falle, nach Westen oder Süden gedrängt zu werden, ebenfalls übel dran. Unsere Stärke, lieber Vater, war am 23. April alles in allem (Papierstärke, nicht effective) 27 000 Mann und 72 Geschütze, davon 13 000 Preußen, 8000 vom 10. Corps (diese nahmen an dem Gefecht bei Schleswig nicht Theil) und 5000 Holsteiner, etwa 1500 Freischaaren. Nun ist der Abgang nicht unbedeutend, Fieber, Krätze pp. räumen häßlich auf. . . . .

Außerdem . . . . 10 400 Mann Infanterie, 3000 Pferde und 37 Geschütze . . . . . im östlichen Theil des Amtes Weile, zwischen diesem Ort und Kolding, die preußischen Truppen südlich und in Fredericia, die Holsteiner südlich und in Weile. Die See-Geschütze sind durchaus nicht so sehr zu fürchten, die Kanonade von F. und M. hat das auffallende Resultat gezeigt, daß sie es nicht mit unseren kleinen Geschützen aufnehmen können. Erstens haben wir den Vortheil, von einem festen Punkte auf ein bewegliches Ziel zu schießen, sie umgekehrt; ferner sind ihre Schiffe ein viel größeres Objekt als eine bespannte Kanone, und endlich ihre Caliber ungeheuer schwer und außer jedem Verhältniß zu den Zielen. Wer will 6pfündige Feldgeschütze mit 60pfündigen Bomben oder 3 Ct. Pestkugeln demontiren? Hätten wir offene See hier, so stellte sich die Sache anders, denn ihre eigentliche Schußweite beginnt erst, wenn unsere längst aufgehört hat, aber das hiesige Verhältniß kehrt in ganz Schleswig wieder. Sie werden ihre großen Schiffe, die fast nicht zu verfehlen sind, in allen Fjorden unseren kleineren Geschützen aussetzen, und ihre enormen Geschosse werden wenig helfen, dem Heere an der Küste auch wenig schaden, da das Terrain überall coupirt genug ist, um gedeckte Aufstellungen zu nehmen. Im Fall es zur Schlacht nahe der Küste kömmt, werden sie viel schießen und wenig treffen, das liegt in den Verhältnissen, ihre Bedienungsmannschaften sind sehr gut. Was sagst Du zu Paris; vor Lamartine bekomme ich Respekt, ich bin moralisch überzeugt, daß Ledru Rollin hinter der ganzen Geschichte steckt. Er war es, der am 24. Februar von der Tribüne aus, mit Hülfe

des Pöbels die Deputirtenkammer auflöste und die Regierung stürzte, der die Agenten in die Provinzen sandte, um die Wahlen zu leiten, der auch jetzt in die neue provisorische Regierung gewählt wurde; so lange der Schuft ungehangen bleibt, ist noch nicht viel gewonnen. Louis Blanc halte ich für viel weniger bedeutend. Ledru Rollin hat beiläufig das gemeinste Gesicht, das ich in meinem Leben gesehen habe. Sollte unsere Regierung nicht endlich energisch werden, die Beispiele in England und in Paris sprechen doch deutlich genug. — Sonst sieht es ja in Norddeutschland etwas besser aus, in Oesterreich freilich überaus traurig. Was sagst Du zu Gervinus' Vorschlag, Erfurt zum Sitz des Bundesparlaments zu machen, weil es eine Festung sei, und in der Mitte Deutschlands liegt. Kurz, von Abschaffung des stehenden Heeres ist nicht mehr viel die Rede. Wenn in Polen und Schleswig alles glücklich endet, so ist garnicht zu sagen, wie viel wir Soldaten dadurch gewinnen, und eine Vorübung zu späteren Kriegen bleibt unsere, wie die polnische Sache jedenfalls. Uns ist hier das glücklichste Los gefallen, das einzige ist zu fürchten, daß wir den Krieg zu leicht nehmen, denn bisher war unserer wirklich ein ganz plaisirlich Ding.

Bommerlund, den 1. Juni 1848.

Den letzten Brief, geliebter Vater, schrieb ich Dir aus Hönneberg im schönen Jütland, und ich habe diesmal etwas lange geschwiegen, weil ich Dir gern etwas bestimmtes über unseren Zustand schreiben wollte. Das kann ich nun noch immer nicht; wir leben in peinigender Ungewißheit; den 24. Mai marschirten wir aus Jütland, ohne allen militärischen Grund, wie wir meinen, in Folge einer Instruction, die Wrangel erhalten. Nun dauern die Feindseligkeiten der Dänen fort, sie haben den Hannoveranern und Olden- und Mecklenburgern Schaden genug gethan, weil sie den Vortheil ihrer schweren Schiffsgeschütze haben, die unsere Truppen flankiren. Ich meine, daß ein großer Theil der Schuld auf die Führer unserer Truppen fällt, weiß aber viel zu wenig von den Einzelheiten der Aufstellung, um es geradehin behaupten zu können. Wir nun erwidern die Feindseligkeiten nicht; wenn ihre Schiffe im Bereich unserer Geschütze sind, wird nicht geschossen, das uns hier zum Theil feindliche Volk wird mit größter Nachsicht behandelt, das geht so weit, daß die Dänen sich während der Occupation Schleswigs durch unsere Truppen recrutirt, und

die Schleswiger nach Dänemark geschafft haben. Unsere Entfernung aus Jütland, ehe die ausgeschriebene Contribution eingetrieben, war keineswegs militärisch nothwendig. Die Dänen hätten uns wahrhaftig nicht herausgebracht, wir hatten dort alle Vortheile doppelt, sie allen Schaden doppelt, hier kehrt sich die Sache gerade um. Bei unserem Ausrücken aus Jütland haben wir keinen Dänen gesehen, ebensowenig in Schleswig, einige Kanonenböte nehme ich aus, die unsere Artillerie leicht hätte vertreiben können; es geschah nicht, wir wissen nicht warum. In Hadersleben sind Unruhen ausgebrochen, die dänische Bevölkerung, in den Städten Nord-Schleswigs das Proletariat, auf dem Lande ist das anders, hat den Magistrat pp. vertrieben, und viele Bewohner sind geflüchtet. Kurz, unsere so schön begonnene Sache scheint kläglich im Sande zu verlaufen, und die Federn scheinen das mehr zu verschulden als der Stahl. Die Hannoveraner sollen sich (mehr kann ich nicht sagen) herzlich schlecht vor Alsen genommen haben, Mecklenburger und Oldenburger dagegen sehr gut. Wir nun sind seit 3 Tagen in einem Dorfe 2 Meilen von Flensburg, nordwestlich von F., und wie lange wir hier bleiben, weiß kein Mensch. An einen ernstlichen Angriff der Dänen glaubt hier keiner, das ganze Corps ist jetzt um Flensburg concentrirt, dagegen werden sie noch allerlei Husaren-Streiche ausführen, wobei es sie sehr begünstigt, daß ihr Kundschafter-Wesen ausgezeichnet ist. Sie kennen unsere Verhältnisse so gut als wir. Nichts könnte erwünschter sein als ein gründliches Zusammentreffen mit ihnen, für den Erfolg glaube ich einstehen zu können, da ich wirklich nicht weiß, wie ihr Heer sich mit einem Male so bedeutend gebessert haben sollte, daß wir nicht auch ihre numerische Ueberlegenheit (die doch mindestens unwahrscheinlich ist) ausgleichen könnten. Aber wie gesagt, es ist nicht wahrscheinlich, daß sie eine Schlacht annehmen wollen, und die Frage, ob Wrangel eine liefern darf. Ich fürchte, wir müssen den Wallenstein parodirend sagen: „Und von Frankfurt die alte Perücke." Heute, mein geliebter Vater, ist Himmelfahrt, und das Wetter, das das Fest sonst mitzufeiern pflegt, ist heute unfreundlich und trübe. Ueber die öden Heideflächen der Umgegend streicht ein kalter Seewind, und der Regen, der lange ersehnte, schlägt an die kleinen, schmutzigen Fenster. Wir haben den großen Vortheil, daß die nächsten Märsche weniger staubig sein werden als in den letzten Tagen. Einmal, am 27., hatten wir Ruhetag in einem Dorfe bei Christiansfeld (Du siehst, übereilt

haben wir uns nicht, um aus Jütland zu kommen), und ich fuhr nach Christiansfeld, einer Herrenhuter Colonie, die recht hübsch gelegen ist, war im Schwesternhause und kaufte Bonbons und Pfeffernüsse und im Gasthofe und trank Rheinwein, letzterer hier eine seltene Sache. — Das unangenehme unserer jetzigen Lage ist, daß wir nichts, gar nichts wissen, weßhalb wir zurückgegangen, wohin wir gehen, ob an den vielen Friedensgerüchten etwas wahres — alles ist uns ganz unbekannt, wenn Du mir antwortest, lieber Vater, schreib mir, bitte, darüber, denn vielleicht weiß ich nach 14 Tagen nicht mehr wie heute. Und wie steht es in Berlin, Wien, Frankfurt, Paris? Die letzte Zeitung, die ich gelesen, war vom 26. Mai. Den heutigen Tag und das Pfingstfest dachte ich doch etwas anders zu verleben; das Alles ist aber ganz gleich, und ich will deßhalb nicht mit den Wimpern zucken, wenn unsere Sache nur nicht ein so erbärmliches Ende nimmt, wie es den Anschein fast gewinnt. Indessen ist es auch wohl wahr, daß wir Soldaten die Sache nur von einer Seite ansehen, und unsere Lenker noch manche andere ins Auge fassen müssen.

Flensburg, den 6. Juni 1848.

Gestern, mein geliebter Vater, hatten wir ein recht ernstes Gefecht mit den Dänen; wir gingen von Quaars vor bis Satrup und drängten die Dänen auf ihre Verschanzungen. Einen Moment hatten wir sie beinahe, aber die Sache schlug um, weil unsrer zu wenig, unser Soutiensfeuer und die Leute übermüdet waren, worauf wir uns nach Satrup zurückzogen, bei welcher Gelegenheit ich einen ganz ungefährlichen Streifschuß am Knie bekam, ich blieb noch 1½ Stunden im Marsch, es kann also nicht bedeutend sein, und setzte mich dann in den Wagen und fuhr hierher, wo ich in der Nähe des Hospitals einquartirt bin und vom Lazareth-Arzt behandelt werde. In 8—14 Tagen bin ich curirt. Die Nacht war übel, denn 6 Meilen ohne Speis und Trank, am Tage auch ohne Speis und Trank, im Bauerwagen mit lahmem Bein ist ein schlechter Spaß. Aber ich versichere Dir, daß man die Unannehmlichkeiten nicht fühlt, wenn man sieht, wie unsere Soldaten die größten Qualen schweigend erdulden. Louis Puttkammer II, Gayl IV schwer verwundet, Winterfeld leicht verwundet....

Flensburg, den 9. Juni 1848.

Aus meinem letzten kleinen Briefe wirst Du erfahren haben, daß ich bei Düppel leicht verwundet bin, und Dich hoffentlich nicht beunruhigt haben, denn die Sache ist von gar keiner Bedeutung. Ein Streifschuß war es nicht, sondern eine matte Kugel, die blos ins Fleisch gedrungen ist, sie steckte in der Unterhose. Ich hoffe, in 8 Tagen wieder bei der Fahne zu sein; wie unsere Affaire damals (am 5.) schließlich geendet, und welche Resultate sie gehabt, weiß ich nicht, da ich am Abend 8 Uhr wegfuhr und hier in Flensburg nichts, garnichts erfahre. Wrangel und Halkett sind hier, etwas ernstliches soll also nicht unternommen werden, — mir scheint die Sache verunglückt, d. h. sie scheint keine Resultate gehabt zu haben. Die Dänen bleiben auf Alsen, haben vielleicht noch ihre Schanze auf den Düppelschen Bergen, und hätten sie sie nicht, so wäre der Gewinn für uns sehr klein. Nach anderen Berichten hat Wrangel die Schanze garnicht haben wollen — angegriffen ist sie aber, mit wenigen Truppen aber wiederholt, ich war mit dabei; wären wir statt den Tirailleuren dreier Bataillone und einigen Compagnien nur noch 2 Bataillone gewesen, so wären sie gewiß genommen. So mußten wir den Anberg 300*) höchstens von den Kanonen verlassen, müssen Düppel räumen, verloren viel bei dem Angriff und haben meines Wissens nichts gewonnen, denn Satrup hatten wir schon 3 Stunden vorher. Meine Ansicht ist, daß er versuchen wollte, durch Tirailleure mit einem coup de main die Schanze zu nehmen, viel Truppen wollte er nicht dagegen schicken, weil die Artillerie da gewaltig hätte aufräumen können; bei Schleswig war ähnliches geglückt, indeß ist eine lange Linie auch mit Geschütz und paßageren Werken nur schwach an jedem einzelnen Punkte, aber einen Punkt anzugreifen, ist ein ganz anderes Ding. Sehr danke ich Dir für die Politica, die Du mir mitteilst, die leider wenig erfreulich sind; die deutsche Sache in Frankfurt möchte kläglich scheitern, aber dann verliert Preußen den Rhein, und er und Baden-Hessen-Kassel neigen sich leicht zu Frankreich. Diese Gefahr bestimmt wohl unsere Regierung, so behutsam aufzutreten. Daß den Meisten in Deutschland ihre particulaire Nationalität hoch steht, ist natürlich genug, wie sollten Pommern, Ost- und Westpreußen sich als Deutsche fühlen können. Wenn wir hier uns gut schlagen, ist's

*) Soll wahrscheinlich „Schritt" bedeuten.

wahrhaftig nicht der deutschen Sache wegen, sondern weil wir gute preußische Soldaten sein und bleiben wollen.

In Oesterreich sieht es am bedrohlichsten aus, dem plötzlich zurückgekehrten guten Sinne der Czechen in Böhmen traue ich nicht; ich kenne nichts, das ich wie die Slaven hasse, und das Gespenst des Panslavismus ist in Süddeutschland (dem östlichen) verbreitet genug. (Herr Jellachich soll auch eine feine Kanaille sein.) Und die deutsch-böhmische Adelspartei, wie die Stockaristokraten aller Länder, sind nicht ohne Sympathie für die Slaven, natürlich das Prinzip steht höher wie die Nation, und wenn den Herren etwas auf der Welt zuwider ist, so ist es der Begriff eines freien Bürgerthums. Wenn ich heute könnte, möchte ich Dir recht ausführlich darüber schreiben, denn wenn Du nur die wenigen Zeilen liesest, lachst Du mich am Ende aus. — Du frägst nach unserer, der Schleswig-Holsteiner Angelegenheit? Nun, das sogenannte historische Recht, nach Gesetzen und Urkunden ist auf Seiten der Schleswiger, davon bin ich wie von meinem Leben überzeugt; aber in dieser Zeit kehrt sich alles um, die alten Vertheidiger historischen Rechtes blicken scheel auf die Untheilbarkeit beider Länder (Kaufe Dir doch Bunsens Denkschrift darüber, die ich noch nicht gelesen) und haben Bedenken wegen der dänischen Nationalität in Nordschleswig, was ihnen sonst wenig Kopfbrechen gemacht hätte, und die Revolutionairs, die sonst alles historische mit Füßen treten, steifen sich nun darauf, und halten es nicht der Berücksichtigung werth, daß 300000 Dänen keine Neigung haben, deutsch zu werden. Die Städte von Schleswig bis Christiansfeld sind deutsch, Apenrade, Hadersleben durchaus, nur das Proletariat zum Theil dänisch und zwar die schlechten Subjecte meistenteils, Flensburg ist getheilt; viele reiche Kaufleute sind dänisch gesinnt bei deutscher Geburt, weil sie Handelsvortheile durch Dänemark haben, und eine Aufhebung des Sundzolles, oder ein neuer Eiderkanal ihnen die Konkurrenz mit deutschen Handelsstädten unmöglich machen würde. Das Landvolk nördlich bis über Schleswig hinaus, westlich bis Tondern ist durchaus deutsch, in der Umgegend von Flensburg bis Apenrade indifferent, sie wollen weder deutsch noch dänisch werden, sondern Schleswiger bleiben, Süd-Jütländer auf keinen Fall, aber zum Deutschen Bunde wollen sie auch nicht gehören. „Wir kennen ja nicht einmal die Sprache.“ Am allerwenigsten wollen sie eine Fortdauer des Krieges. Die Halbinsel Sundewitt habe ich stark

dänisch gefunden. Alsen soll deutsch sein. In der Umgegend von Hadersleben bis Sygumkloster soll viel Eifer für die dänische Sache sein, dänisch spricht das Landvolk allein. So sieht die Frage verwirrt genug aus, und Wrangel ist bis jetzt noch nicht der Alexander gewesen, die Knoten mit dem Schwerte zu zerhauen. . . .

Flensburg, den 16. Juni 1848.

....Der schändliche Plan, die Zuchthäuser in Verbindung mit Pöbelaufständen zu revoltiren, ist nicht ohne Beispiel, und in Spandau wurde kurz nach der Berliner Revolution ein ähnlicher Versuch gemacht. Herr Weitling deutet in einer seiner Schriften (Garantien der Harmonie und Freiheit) diesen Plan an, und ich zweifle nicht, daß die Radicalen großherzig genug sind, die Inmoralität eines solchen Versuches in Rücksicht auf das große Ziel zu übersehen. Aber Gegner, denen kein Mittel zu schlecht ist, sind immer gefährliche Leute. Wenn erst wieder Ordnung hergestellt ist, hätte der Minister Kamptz die herrlichste Gelegenheit zu politischen Untersuchungen; denn, lieber Vater; ich zweifle mit Dir keinen Augenblick daran, daß sich Ordnung und Herrschaft des Gesetzes wieder herstellen wird, ja, daß uns eine bessere Zeit bevorsteht, als die Vergangenheit. Diese Vergangenheit war ein schleichendes Fieber, jetzt ist's ein hitziges, mit Krämpfen und Delirium, aber die Möglichkeit der Genesung (ob durch sthenische oder asthenische Mittel*) scheint mir näher als damals. Ich befinde mich nun zur Zeit in einem beträchtlich zuckenden Gliede der Dame Europa, und hier sieht es so verworren aus als irgendwo. Bunsens Schrift, die ich heute empfing, aber noch nicht gelesen habe, wird mich hoffentlich etwas aufklären. Sonst bin ich so ziemlich der Meinung des Herrn Heckscher, der die Hoffnungen der Liberalen (er war Berichterstatter in der Schleswigschen Sache an der Nationalversammlung in Frankfurt) sehr getäuscht hat. Deutschland hat kein Recht auf die Einverleibung Schleswigs in den Deutschen Bund, das Recht der Untheilbarkeit Schleswigs und Holsteins ist aber sonnenklar, woraus aber das der Einverleibung Schleswigs keineswegs folgt, wie sich schon 1815 gezeigt. Eine Theilung Schleswigs ist nun ein Unrecht auf beiden Seiten, die überwiegend deutschen

*) asthenisch (griechisch) bedeutet Schwäche, Abspannung.

Städte Apenrade, Hadersleben, Christiansfeld wären vollständig preisgegeben. Das dänische Landvolk in Nord-Schleswig, das keineswegs Lust hat, in den Deutschen Bund zu treten, protestirt gegen eine Theilung ebenso heftig als gegen eine Einverleibung des ganzen S. in Dänemark. Süd-Jütland zu sein, wäre ihnen ein Gräul. Sie wollen, wie fast jeder will, ihre Particular-Nationalität, ihnen theuer durch Gewohnheit, Geschichte und manche materielle Vortheile nicht aufgeben, für den zweifelhaften Vortheil, unselbständiger Theil eines großen Ganzen zu sein. Kann man das einem Menschen in einer Zeit verdenken, die die schrecklichsten Folgen der Zentralisation und der Tyrannisirung der großen Städte zum Schaden der Provinzen gezeigt hat? Sie wollen Schleswig-Holsteiner bleiben (d. h. die Stadtschleswiger, namentlich das Landvolk) und so wenig Dänen als Deutsche, lieber aber doch Dänen als Deutsche, da sie wenigstens die Sprache reden. Ich habe hinreichende Gelegenheit gehabt, die Stimmung des Landvolks kennen zu lernen. Einem sehr über die Einquartirung klagenden Bauern in Sundewitt sagte ich: „Aber, lieber Freund, ihr habt uns ja gerufen?“ „Ach, mein lieber Mann“, sagte er, „wo haben wir Sie gerufen, das haben die Städte gethan, uns ging es gut genug, und so bekommen wir es nicht wieder.“ Schlimm ist es, daß der Herzog von Augustenburg und die ganze Familie auf dem Lande wenig beliebt ist, er soll seine eignen Unterthanen, namentlich durch das Jagdrecht, sehr drücken, die königlichen Bauern haben es viel besser, er mag außerdem vorausgesehen haben, daß er viel Geld in dieser Zeit brauchen würde, hat daher Pachten erhöht usw. In Holstein dagegen, in Süd-Schleswig östlich bis Schleswig, westlich bedeutend weiter nördlich bis Husum und Tondern ist wirklich Enthusiasmus für die deutsche Sache, zum Theil auch durch die Nothwendigkeit hervorgerufen, da alle ahnen, was ihnen droht, wenn sie wieder unter dänische Herrschaft geraten. Jetzt erst ist eine Versöhnung unmöglich geworden. Die Dänen machen sich verhaßt und verächtlich, durch Grausamkeit und Gewalt und fabelhafte Prahlerei. Solltest Du es glauben, nachdem sie trotz Wall und Hecken und Gräben bei Schleswig geschlagen, unaufhaltsam durch Schleswig gelaufen, Fredericia einer Patrouille übergeben, ganz Jütland preisgegeben haben, sagen sie, es handelt sich nicht um Dänemark bis zur Eider, sondern bis zur Elbe, incl. Hamburg, dann wollten sie nach Berlin, um das übermüthige Preußen zu züchtigen!“ Die hier

lebende dänische Parthei hat schon zehnmal verbreitet, in wenigen Tagen würde kein deutscher Soldat in Schleswig sein, sie würden vollständig vernichtet werden. Wo sie hinkommen, muß jeder Deutsche fliehen, selbst die Frauen werden mitgeschleppt, die Behandlung der Gefangenen war zuerst grausam, jetzt nicht mehr, denn wir haben dreimal so viel wie sie. Jeder Soldat hatte nach dem Gefecht bei Bau ein Bildiß des Prinzen v. Noer und des Herzogs mit einem Strick um den Hals und ein Lied mit dem Refrain:

> **Vil Kamp for Danmark's Ehre,**
> **Vil Konge, Cond og Sprog.**
> **Fro Eider in til Skager**
> **Fro Elbe** (warum nicht lieber gleich Donau) **in til Skager.**

Sowie unsere Truppen Apenrade verließen, rückten Dampfschiffe und Kanonenböte an und sagten, „wenn Apenrade nicht binnen 2 Stunden die dänische Flagge aufzieht, wird es bombardirt;" es wurden noch 3 Stunden Frist gegeben, es wurde die Flagge nicht aufgezogen, und nicht bombardirt. Was in jeder Hinsicht albern war. Vergleiche damit das Bombardement von Fredericia.

Als am 10. April die im Gefecht bei Bau gebliebenen Holsteinischen Soldaten und Freischaren begraben wurden, trugen in Gegenwart des Ministers Poterning, des Königs, der Generalität, dänische Soldaten Zigarren rauchend, sie zur Gruft, es wurde die Begleitung des Geistlichen verboten. Da waren viele unter den Leichen aus den ersten Familien des Landes, viele aus dem Volk, das hier sehr religiös ist; die Umtriebe der dänischen Parthei, der entschiedene Schufte angehören, sind so frech als gewissenlos, die Verachtung gegen den König zeigen die Minister öffentlich. Als der König hier war, und zusah, wie Espignolen (eine neue Erfindung, Höllenmaschinen von den Dänen genannt, und von ihnen = 40 000 Mann gerechnet, wir waren ihr zweimal gegenüber, sind aber, wie die Geschichte zeigt, noch nicht alle todt) probirt wurden, sagte Poterning laut zu den Bürgern: „Seht ihr wohl, daß der König nicht unfrei ist, fragt ihn einmal selbst." Ueber die Persönlichkeiten der Minister ein andermal. Zu dem reichlich gesäten Haß, ernten die Dänen, nach den Begebenheiten der letzten Monate auch noch Verachtung, die sie in mancher Hinsicht nicht verdienen, selbst in dieser Sache nicht. Wir, d. h. die Truppen, stehen ziemlich concentrirt zwischen Flens-

burg, Apenrade und auf Sundewitt, Alsen, es soll fast aufgefressen sein, ist nur schwach besetzt. Man spricht von einem Angriff der Dänen und Schweden im Süden, der mir sehr unwahrscheinlich; sie hätten, im Fall sie geschlagen werden, keinen Rückzug, und sie wissen recht gut, daß sie es in offenem Felde nicht mit uns aufnehmen können. Wir warten vielleicht, bis sie uns angreifen, und jetzt scheint mir das gut, denn wir haben Zeit, und es schadet uns wenig, wenn Schleswig uns einige Monate füttern soll, den dänischen Inseln soll es aber gewaltig schwer werden, die Kriegskosten, incl. der Schweden, lange zu tragen. In Seeland ist schon eine neue Steuer von 4 Mill. R. B. Thlr. ausgeschrieben. Wollen die Dänen das nicht, so mögen sie mit aller Macht kommen und uns angreifen, dann bestimmen wir, in der Defensive, wo das ohngefähr sein soll, und ich meine, eine Schlacht haben wir nicht zu fürchten.

Am 15. Juni soll ja wieder eine republicanische Emeute angesagt sein, in Frankfurt, Berlin, Wien pp. Ich bin neugierig auf die nächsten Zeitungen.

Flensburg, den 19. Juni 1848.

....Mit meiner Wunde geht es gut, und Besuch habe ich genug, da mein Regiment jetzt in Flensburg liegt, zum ersten Male seit dem 28. April in einer Stadt, also zum ersten Male Betten. Uebrigens hast Du sehr richtig taxirt, und meine vollständige Herstellung wird statt 8—14 Tagen 4 Wochen dauern. Heute morgen bin ich gerade 14 Tage hier, und ehe ich marschiren kann, mögen wohl noch 14 Tage vergehen. Schmerzen habe ich garnicht, aber Schußwunden sollen immer schwer heilen, weil, wie die Doctors sagen, der Brandschorff erst forteitern muß. Nicht sehr appetitlich, aber que faire?

Hier spricht man wieder von Waffenstillstand, und richtig ist es, daß die Dänen in der größten Geldklemme sind, mit der schwedischen Hülfe sieht es wohl so gefährlich nicht aus; hätten die Schweden ernstlich gewollt, so fänden sie Gelegenheit genug, wie wir in Jütland waren. Heute haben sie nach ihren bisherigen Erklärungen keinen Grund mehr, einen Krieg mit Deutschland anzufangen. Richtig ist es, daß die dänischen Soldaten großen Mangel an Nahrung leiden, und den Sold in Blechmarken und Zetteln ausgezahlt erhalten, daß eine neue Kriegssteuer in Kopen-

hagen ausgeschrieben ist, daß 21 Kaufleute daselbst fallirt haben, und daß die jetzt mächtige Zeitung Fädrelandet sich mit dem Ministerium zu entzweien beginnt. Nun sollen noch die Hülfstruppen bezahlt und ernährt werden. Mit der russischen Hülfe scheint es so sehr weit nicht her zu sein, sie droht seit 8 Wochen, aber sie droht eben nur. Den Zeitungsberichten nach, rücken zwar 500 000 Russen in verschiedenen Colonnen gegen Wien und Berlin, aber verbürgt ist das doch noch keineswegs. Möglich, daß ein solcher Stoß von außen unserem inneren Leiden ein Ende machte, und dann wäre es ein Segen. Aber ein zweiter Rheinbund unter Frankreichs Protectorate ist noch heute keine Unmöglichkeit, denn den Extremen der Rechten und Linken steht die Parthei, deren Stichwort eine bestimmte Regierungsform als das Vaterland, was nur für die beschränkte Mitte gilt, und was nach Ruges Erklärung nur in den verschiedenen Farben der Landkarte besteht. Aber Du frägst, lieber Vater, nach unserer Affaire bei Düppel, und da die Zeitungen beider Partheien lügen (Wrangel und Halkett so gut wie Hedemann), so will ich Dir nach bestem Wissen die Wahrheit schreiben. . . . .

Satrup war schwach besetzt, und wie wir bei Düppel ankamen, sahen wir die von den Bundestruppen zurückgedrängten Bataillone in Düppel und die Schanzen einziehen. Wir griffen nun an, und kamen gewohnter Weise, bald in große Unordnung, so habe ich mich mit meinen Leuten von der 3. Compagnie bei der 2. unseres Regiments, und mit dieser zwischen dem Füsil.-Bt. 20. und 31. Regiments befunden. Einen Befehl haben wir bis zum Abend nicht erhalten, und die anderen Regimenter eben so wenig. Düppel war bald genommen, und wir nahmen mit leidlichem Erfolge, in Tirailleur-Linien aufgelöst, eine Hecke nach der anderen (die Leute waren brav, wie immer), da ließ sich unsere Artillerie in eine Kanonade mit den viel schwereren, gedeckt stehenden und zahlreicheren Geschützen der Schanzen ein, und als wollte man die großen Herren zu Worte kommen lassen, schwieg das Tirailleurfeuer eine ganze Zeit. Nach einer Stunde schwiegen unsere Geschütze, und ließen später nur noch wenig von sich hören. In meinem Leben habe ich aber solchen Lärm nicht gehört, blessirt sind, glaube ich, nur wenige. Ab und an kam eine große Bombe von den Kanonenböten mit ernstem klagenden Ton an, sie flankirten uns rechts und links, später, wie wir weiter vorrückten, auch Kartätschen, ich glaube aber nicht, daß

sie einem Einzigen ein Haar gekrümmt haben. Nach der Kanonade gingen wir wieder ein Bischen vor, nahmen ein paar Hecken, so daß wir in das Bereich des Kartätschfeuers kamen, viel Leute waren wir nicht, von unseren Soutiens sahen wir gar nichts, es war evident, daß wir allein die Schanzen, in und hinter denen gewiß 6—8 Bataillone waren, — in den Hecken und in Kornfeldern Jäger, die einzigen, die uns viel Schaden gethan haben, — die Schanzen nicht nehmen konnten. Wir blieben also stehen, wo wir waren, und erwarteten Befehle, die nicht kamen. (Wrangel war während der Kanonade abgestiegen und, er war seit 1 Uhr Nachts zu Pferde, eingeschlafen, was zu entschuldigen ist, und die guten Leute getrauten sich nicht, ihn zu wecken, was nie zu entschuldigen ist.) Radziwill und Bonin sollen verschiedener Ansicht gewesen sein, was wenig ausgemacht hätte, denn um Radziwill kümmert sich niemals ein Untergebener oder Vorgesetzter, er müßte denn einen Befehl wegen des Front-Machens auf der Landstraße gegeben haben. Bonin ist aber ein vortrefflicher Mann. In dieser unangenehmen Lage hatten wir uns aber 2 Stunden aufgehalten; einige Haufen zogen sich zurück, die 2. Compagnie (ich mit) ebenfalls, wo uns aber ein Generalstabsmann bedeutete, wir müßten den Posten halten, wir gingen gleich wieder vor, die Füsiliere der erwähnten Bataillone mit, nahmen noch eine Hecke mehr, und standen den Schanzen auf 2—300 Meter gegenüber; die Dänen flohen sehr ungeordnet in die Schanze, und wir waren sehr contact, und erwarteten unsere Verstärkung, um dann vorzugehen. Unsere Verstärkung kam nicht, wir waren immer weniger geworden, und neue dänische Truppen kamen aus der Schanze; dazu Kartätschen aufs geradewohl gefeuert, denn wir standen hinter der Hecke als Tirailleurs, aber doch gelegentlich treffend. Kurz, wir zogen uns schnell zurück, in großer Unordnung, eigentlich liefen wir, und baten die Soldaten, wenigstens zu gehen, der Ehre wegen. Es ging auch noch an, und hinter Düppel kamen wir in leidliche Ordnung, und zogen uns gleich nach Satrup. Dies wurde gehalten und dahinter bivouacquirt; unsere Vorposten standen zwischen Satrup und Düppel, die feindlichen bei Reventlow, wunderbarer Weise. Aber es war Nacht geworden, das Terrain wegen der fabelhaft hohen und dichten Hecken wie ein Labyrinth, und so mag die Confusion gekommen sein. Hätten sie uns des Nachts am linken Flügel angegriffen und auf Düppel geworfen, so ging es uns schlimm, ihnen eben so schlimm, wenn wir sie an ihrem

rechten Flügel angriffen und auf die Brigade Möllendorf warfen. Aber alle Truppen waren todmüde, und keiner der Führer wußte Bescheid, was bei dem Terrain und der Unmöglichkeit, sich bisher zu orientieren, natürlich war. Die Einwohner in Sundewitt sind aber viel dänischer gesinnt als in Jütland selbst. Ich schrieb Dir einmal, Alsen wäre deutsch gesinnt, das ist ein Irrthum, es soll stark dänisch sein, und in den Besitzungen des Herzogs am Meisten. Aus dem Vorhergehenden wirst Du meiner Ansicht sein, daß wir das Gefecht gewonnen haben, wir hatten Terrain gewonnen, die Dänen räumten Tags darauf Düppel, und hatten nur einen einige 100 Mann starken Beobachtungsposten in der Schanze. Diesen herauszuwerfen, wäre so leicht als nutzlos gewesen, wegen der gegenüberliegenden Küstenbatterien und der Kriegsschiffe. Die Brücke selbst ist so, daß sie jeden Augenblick abgebrochen werden kann, sie soll überhaupt vortrefflich construirt sein. So vollständig nun auch der Plan Wrangels verunglückt ist, weil die Kolonnen nicht rechtzeitig ineinander griffen, und so seltsam unsere spätere Position auch war, so ist das Gefecht doch kein verlorenes zu nennen. Alsen ist gegenwärtig nur schwach besetzt, der Plan, uns von dort aus in die Flanke zu nehmen, aufgegeben, was zum Theil in unserer Operation vom 5., zum Theil darin liegen mag, daß Alsen complett aufgefressen sein soll. Eine Position, wie unsere auf dem Düppeler Berge, sollte wohl nie gehalten werden, entweder à tout prix die Schanzen gestürmt oder zurück. Mit so schwachen Kräften in solcher Lage einige Stunden gelassen zu werden, wenn dadurch weder das Halten von Düppel, noch das Nehmen der Schanze, noch irgend ein anderer Zweck verbunden ist, scheint durchaus abgeschmackt, und nur aus Wrangels momentanem Einschlafen, der Meinungsverschiedenheit von Radziwill und Bonin, und der totalen Unfähigkeit unserer Bataillons-Commandeure, und der sprichwörtlichen Unsichtbarkeit ihrer Adjutanten erklärt werden zu können. N.B. Nach der Schlacht bei Schleswig nahm Meyer, Seidler und Hauptmann Versen krankheitshalber ihren Abschied, nach dem Gefecht bei Düppel der Hauptmann von Normann und unser Bataillonscommandant Major v. Steinmetz, der sich sehr verhaßt gemacht hat, den ich aber für einen tüchtigen Mann halte. Merkwürdig war es, wie die dänischen Berichte mehrfach auf die geistige Ueberlegenheit ihrer Generale deuteten, namentlich in Bezug auf das Gefecht bei Düppel am 5. Juni, und richtig ist es, daß das

Gefecht bei Düppel, wie bei Schleswig nicht ausfielen, wie es im Plane lag. So hat Wrangel leider beim Heer, wenigstens bei den Bundestruppen, sehr an Popularität verloren; eine gewisse Gereiztheit war von vornherein da, weil Halkett das Commando vor ihm genommen wurde.

Die dänischen Zeitungen schreien über die Verwüstungen der Preußen in Jütland, für jeden Musketier kann ich nicht einstehen, und möglich, daß einmal einer eine Pfeife gestohlen hat, im Ganzen aber kann ich Dir mein Wort geben, daß diese Klage eine Dummheit oder eine infame Lüge ist.*) Die Herren sollten einmal russische Hülfstruppen als Einquartirung erhalten. In Berlin sieht es ja wieder wüst aus, der 15. Juni war der prophezeite Tag, und es wird wohl kaum das Ministerium, auf das ich viel Vertrauen gesetzt hatte, weil es nach meiner festen Ueberzeugung aus redlichen Männern besteht, sich halten können. Hier verbreitete sich das Gerücht, Berlin stände zur Hälfte in Flammen, Du wirst bereits wissen, ob es eine Ente ist oder nicht. Wenn die Herren die Zuchthäuser zu revoltiren suchen, warum sollten sie es nicht einmal mit Feuer probiren.

Flensburg, den 26. Juni 1848.

....In diesen Tagen soll sich herausstellen, ob die vielen Verhandlungen zu einem Resultat geführt haben, die Diplomaten reisen hin und her, wie die Schirrmeister.

„Weiß nicht, was sie kochen und schaffen." Mit wem sollen die Dänen denn Frieden schließen? Mit den Königen von Preußen und Hannover? Die führen als solche aber keinen Krieg. Mit der Frankfurter National-Versammlung? Die hat sich nicht einmal die Ratification des Friedens vorbehalten, was übrigens sehr verständig und rechtlich war. Die Central-Regiervng existirt aber noch nicht; und wer weiß, wann sie geboren wiro. Dahlmann ist Accoucheur, und das ist ein Gewinn, seine Bericht-Erstattung gefiel sehr. Du sagst selbst, lieber Vater, die Majorität der Versammlungen in Berlin und Frankfurt ist verständig und rechtlich, und welche Befürchtungen hatte nicht Jeder, als die Urwahlen begannen. Traurig ist nur, daß die achtbaren Majoritäten ohne Energie sind, die Herren der linken Seite aber alle Mittel ge-

*) Indessen sollen die Gatten einiger in Fredericia gebliebener Offiziers-Damen einigen gerechten Grund zur Klage gehabt haben. Oh, fi donc, fi donc! Anmerk. des Briefschreibers.



brauchen. Da scheinen unsere Zeitungen jetzt auf einen listigen Einfall gekommen zu sein. Sie sagen, Oskar von Schweden hätte in Folge von Rußlands Weisungen, mit dem er sich verbündet, um die democratischen Elemente in Schweden niederzuhalten, sich für die dänische Sache erklärt; so wird die Volksstimmung gegen Oskar und die schwedische Hülfe bearbeitet, und wenn wir nur fleißig so fortfahren, kann eine Stockholmer Emeute uns sehr vorteilhaft werden. Wie es scheint, lernen wir nachgerade den Herren die Mittel ab. In Berlin sieht es übel aus, die skandalösen Auftritte im Zeughaus sind vielleicht vortheilhaft, da viele doch sich zu schämen beginnen; und man in Zukunft vielleicht energischer einschreitet. Wo einmal jemand versucht, wie Fürst Windisch-Grätz, glückt es augenblicklich. Daß Camphausen abgetreten ist, tut mir wahrhaft leid, ich halte ihn für einen edlen, rechtlichen Mann, der Grund, der hier angegeben wird, weil der König geheime Unterhandlungen mit Rußland unterhielte, wäre wahrhaft traurig. Unser guter König spielt da um Thron und Kopf, und wäre von Camphausens Discretion abhängig. Gerade dies Ministerium hatte sich „vor den Thron" gestellt, um ihn mit eigener Verantwortlichkeit zu decken; es hat seinen Ehrgeiz und seine Popularität völlig zum Opfer gebracht, und daher mag ich auch diesen Grund der Entlassung nicht glauben. Von den neuen Ministern ist nur Schreckenstein bekannt. Es ist eigen, daß unsere Kriegsminister fast alle Greise waren, und meist körperlich invalide. Boyen, Rohr, Reiher, Kanitz, Schreckenstein, seit einem halben Jahr eine hübsche Anzahl, daher auch durchaus keine Veränderungen bei uns stattfinden. Von Kanitz existirt nur der Befehl, daß die Adjutanten die Schärpe über der Schulter tragen sollen. Es ist auch klar, daß die Leute nicht gleich, wenn sie von der Commandantur gerufen werden, mit Neuerungen auftreten können, aber es zeigt sich hier, wie überall, der Mangel an irgend bedeutenden Persönlichkeiten. Schreckenstein war schon vor 10 Jahren invalide, soll übrigens ein tüchtiger Mann sein, ob ein leidlicher Minister in dieser Zeit, ist sehr die Frage. Uebrigens ist es leichter, in diesem Fache zu reformiren, als in irgend einem anderen, da die Scharnhorstschen Grundsätze bekannt sind, und die halbentwickelten Elemente derselben in unserer Heerverfassung enthalten sind. Die Probe des Werthes derselben hat wenigstens bisher der Krieg in Polen und Schleswig bewiesen. Gegen Russen und Franzosen würde es uns so leicht nicht werden.

aber ich meine doch, auch nicht unmöglich. An einen Russenkrieg glaube ich keineswegs; hier im Norden haben die Russen mit saurem Schweiß wenig zu gewinnen, während ihnen im Süden sich gar vieles bietet. Moldau, Walachei, Serbien sind leicht zu gewinnen, und bahnen den Weg nach Constantinopel, dem alten Ziel russischen Ehrgeizes. Die Eroberung einer preußischen Provinz würde aber viele Mühe kosten, und ein häßlich unruhiger Landestheil sein, die Russen überdem mit democratischen Ideen bekannt machen, die dem weißen Czaar sehr verhaßt sind, auch in Rußland gefährlicher wie irgendwo sind, wegen der dort drohenden socialen Revolution. Mit den ungeheuren Truppenmassen ist es so toll nicht; im letzten Polen-Aufstande hatten die Russen nur 90000 Mann in Polen, und der Krieg war ihnen wahrhaftig gefährlich genug. Manche meinen hier, Nikolaus sei ja unseres Königs Schwager, und gegen den würde er doch nicht zu Felde ziehen, aber der Grund scheint mir nicht sehr sicher. Ueberhaupt sind die Gefahren im Innern viel größer als die äußeren, und wir zerfielen vielleicht in Nord- und Südwestdeutschland, was namentlich wegen der auseinandergehenden Handelsvortheile leicht möglich wäre, jenes ist für Freihandel, dieses für Schutzzölle, jenes für den Zollverein, dies zum Theil dagegen, die politischen Neigungen differiren auch gewaltig.) Aber Oesterreich und Preußen haben viel Centripetal-Kraft. Oesterreich wegen der slavischen Frage und wegen der Czechen, Preußen, um nicht die Rheinprovinz und vielleicht Schlesien zu verlieren. So, meine ich, wird sich noch Alles zum Besten wenden.

Flensburg, den 8. Juli 1848.

Deinen Brief, mein geliebter Vater, erhielt ich sehr spät, er war von hier nach Hadersleben, von da nach einem Dorf gewandert, und kam so erst vorgestern in meine Hand. Ich hatte das erwartet, weil das Hauptquartier nach H. verlegt ist, und war deßhalb nicht unruhig. Mir geht es jetzt sehr gut, bei meinem Simonsen war ein Töchterchen einspaziert, und ich zog deßhalb zu seinem Schwager in die Stadt, wo es mir noch besser geht. Seit einigen Tagen darf ich ausgehen, soll sogar viel gehen, und nun schließe ich so viel Freundschaften, daß ich meine Freunde aller Stände, Geschlechter und Nationalitäten, nach Mandeln und Schocken zu zählen anfange. Hier steht jetzt ein Oldenburgisches Regiment, und die Offiziere gefallen mir recht gut. Vorgestern

war Conzert und dann Ball, mitgetanzt habe ich nicht, aber zugesehen. Und gestern bin ich mit Herrn Hansen und seiner Gattin nach Glücksburg gefahren. Der kleine Ort und das Schloß liegen reizend, die Verwüstungen im Schloß sind nicht der Rede werth, und die deutschen Blätter haben wieder einmal das Maul recht voll genommen. Mit 100 Thlr. ist der Schaden reichlich bezahlt; übrigens wäre es schwer, für 1000 Thlr. im Schloß zu vernichten; es sieht nach bitterer Armuth aus. Uebrigens sind alle Glücksburger Prinzen und Prinzessinen bei ihren Untergebenen sehr beliebt. Es lebe der Erzherzog Johann! Wer hätte dies Resultat der Urwahlen gehofft? Aber Berlin, Berlin, leider hat Schreckenstein gelogen oder sich verredet, und das Ministerium wird wohl fallen, es ist auch schrecklich inconsequent, wenn es sich jetzt irgend undeutsch nimmt. Wie kann es sich vor den Konsequenzen dessen fürchten, was unser König, unsere Repräsentanten in Frankfurt, das Ministerium Camphausen erstrebt haben. Groß ist das Unglück nicht, wenn es fällt, es hat ja eigentlich noch nicht gestanden; wir alle sind aber so zaghaft geworden, daß wir uns an den bestehenden Zustand quand même klammern, weil uns jede Veränderung neue Schrecken zu bringen scheint. Wenn das Ministerium nicht energisch gegen die Democraten einschreitet, die gerade jetzt rathlos sind, gerade jetzt, wo ein Abfall der Rheinlande, Schlesiens nicht zu fürchten ist, wo eine Begeisterung für den Reichsverweser die republicanische Parthei machtlos macht, denn der süße Pöbel hat ja augenblicklich zu schreien, wo es sich des Beistandes der Provinzen, des Heeres versichert halten darf, so mag es der Teufel je eher, je lieber holen. Höchst charakteristisch ist der Kampf der Republikaner in Kassel mit den Straßenjungen; letztere wollten illuminiren für den Erzherzog, erstere nicht, und ich weiß nicht, auf welche Seite sich die Bürgerwehr geschlagen hat. Form und Inhalt der deutsch-republicanischen Bewegung, studire ich jetzt an dem Exemplar eines fieberkranken Freischälers.

Vive Cavaignac! Vorausgesetzt, daß er und sein Minister Lamoriciere, der Schwager des Thiers, unsere linke Rheinseite nicht incomodiren. Aber Morte a Carlo Alberto, und Gottlob, scheint es ihm schlecht zu gehen; und Eviva Ferdinando kann ich auch nicht sagen, der Mann hat sein eigenes Schaffot gebaut, im günstigsten Falle sein Verbannungsdecret geschrieben, und in dem einen, wie im anderen Falle geschieht ihm Recht.

Hadersleben, den 15. August 1848.

....Hier redet man viel von Waffenstillstand und Frieden, und hoffentlich wird er nicht lange mehr ausbleiben. Ein Krieg, wie wir ihn führen, ist gewiß selten dagewesen. Wir, die Sieger, stehen an der Jütländischen Grenze, die wir nicht überschreiten dürfen, die Dänen dagegen dürfen nach Schleswig kommen, überfallen unsere Vorposten, was wir ihnen nicht vergelten können, denn die Königsau hemmt uns jetzt, wie uns früher das Meer hemmte. Die Bauern des Landes, das wir vom Dänenjoch befreien wollten, spioniren und verrathen nach Möglichkeit. Kurz, wir sind durchaus in Feindesland. Da wir im Frühjahr hierherzogen, da tönte es lustig in unseren Reihen:

„Du Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wir reichen Euch die Bruderhand.
Dich Schleswig, dich Holstein,
Euch alle zu befreien.*)

Aber es sah ganz anders aus, als wir als gefürchtete Feinde hierher kamen. Nun haben hier wochenlang dänische Truppen gelegen, und die Sache etwas geändert, wir werden, da wir stets milde und gleichgültig auftreten, gehaßt, aber nicht mehr gefürchtet, vor den dänischen Truppen hat aber alles Angst. In den letzten Tagen sind einige Spione gefangen, und hoffentlich wird nun das Hängen bald anfangen. Offiziere und Soldaten sind hier gut preußisch gesinnt, und Wrangels Popularität ist dahin, seit er nicht den von der preußischen Regierung ratificirten Waffenstillstand annehmen wollte, der Arme hat eine entsetzlich schwere Stellung.

Den innigsten Dank muß ich Dir und der geliebten Mutter noch sagen für die gütige, liebevolle Aufnahme, die meine Braut bei Euch gefunden hat. Die wenigen Tage, die ich so glücklich bei Euch verleben durfte, gehören zu meinen schönsten Erinnerungen, und diese werden mir bis in mein spätes Alter bleiben.

Berlin, den 21. November 1848.

Nun, mein geliebter Vater, le monde ne va pas mal, in Paris, Frankfurt, Wien, nun endlich in Berlin, dem geliebten Schoßkinde, hat die rothe Democratie Schläge gekriegt; hier ist

*) Von einem Unteroffizier unseres Regiments nach der Melodie: „Du stolzes England freue dich“

Ruhe, und sie wird fürs erste bleiben. Die Gewehre werden theils abgenommen, theils abgegeben, von 25 000 waren gestern Abend etwas über 20 000 wieder eingeliefert, die gelegentlich „im heftigen Drange noch Waffen überhaupt“ gestohlenen sind nicht mitgerechnet, und die mögen sich Summa auf 6000 belaufen. So viel wir bis jetzt wissen, ist es noch überall ruhig geblieben, die Steuerverweigerungs-Erklärungen und lärmenden Volksversammlungen rechne ich nicht; endlich hat sich bis jetzt die Landwehr nirgends geweigert, zusammenzutreten (die Liegnitzer ist eingekleidet), und wenn somit die physische Kraft des Landes sich für uns erklärt und in Waffen steht, dieser Erklärung Nachdruck zu geben — wer will da wider uns sein?

Unsere preußische Heerverfassung, die so mancher früher bei ihrer Einrichtung gefährlich und republicanisch benannte, bewährt sich da wieder aufs herrlichste.

Uebrigens konnte hier der Kampf ernst werden. In der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag (vor 8 Tagen) sollte es losbrechen, auf den Straßen wurden Kugeln gegossen, Gasröhren in den Fabriken zu Kanonenröhren umgeschmiedet (da würden sie was Rechtes mit getroffen haben), alles wartete nur auf das Signal; die Sturmglocken sollten gezogen werden. Aber die Häupter wagten keinen Kampf, einmal nicht, weil sie überrascht waren, und ihnen die Zahl der Truppen imponirte, dann, weil sie sahen, daß die Truppen treu blieben und die Mehrzahl der Bürger ruhig in ihren Häusern bleiben würde. So wurden die Freiheitskämpfer schläfrig und gingen zu Bette. Am anderen Tag wurde der Belagerungszustand erklärt, sie konnten nicht mehr zusammen kommen, sich gegenseitig exaltiren, in allen Straßen streiften starke Patrouillen; bald darauf begann die Waffenabnahme — kurz, mit der „republicanischen Schilderhebung“, wie sie euphemistisch sagen, war es für diesmal nichts. Ob deßhalb unsere Zukunft sehr rosenfarben sich malen wird, ist es eine zweite Frage. Die alten Hauptübel bestehen noch immer, völlige Unreife des großen Haufens, der doch zu politischer Beteiligung gezwungen ist, große Feigheit und Trägheit der Mittelklasse und abwechselnd Feigheit und Anmaaßung bei den Behörden. Davon erleben wir noch stündlich die fabelhaftesten Beispiele. Während die Erfahrung sattsam gezeigt hat, daß die democratische Parthei nur durch Energie zu zwingen ist, und in Furcht gesetzt werden muß, wird alles vermieden, um die Herren nicht empfindlich zu machen; „großer

Democrat, nimm mich nicht übel", z. B. durch die Königsstraße dürfen mit Waffen beladene Wagen nicht gefahren werden, damit Aufregung vermieden werde. Es werden allerlei langweilige Lieder und Ansprachen an die Soldaten vertheilt:

„Prinz von Preußen, ritterlich und bieder,
Kehr' zu deinen Truppen wieder"

und so'n Zeug soll den edlen Prinz Eugen verdrängen! und die Proklamation des Königs wird keinem Soldaten bekannt gemacht. Den erhebenden Erscheinungen gegenüber, daß das Heer den Wühlereien, denen bisher freier Spielraum gegeben war, ganz unzugänglich geblieben ist, während wir aus Erfahrung wissen, daß die einzige Gefahr ist, daß die Soldaten die Wühler lahm oder todt schlagen, erscheint ein Befehl, wir sollten die Soldaten, der großen Gefahr wegen, sorgfältig überwachen, und von aller Berührung mit den Bürgern der Stadt strenge absperren.

„Was ist denn hier so hoch gefährliches,
Ihr macht mir Neugier, näher zuzuschauen"

Natürlich bekümmern wir uns um so einen Befehl garnicht, und wenn ich zufällig einige democratische Placate, wie sie unsere Soldaten schon zu Dutzenden gelesen, erhalte, so schicke ich sie meinen Leuten, — sie werden sie schon zu benutzen wissen. Wenn eine Armee monatelang Stubenarrest haben soll, wird sie natürlich malcontant, ferner kann ein solcher Befehl garnicht ausgeführt werden; die Gesetze sind aber wahre Verderber, die garnicht gehalten werden können. Vorgestern war Gottesdienst in der Schloßkapelle, von jedem Regiment waren ein paar Offiziere und Soldaten da, auch Wrangel war da; es war ein ernster Augenblick vorübergegangen, und wir waren in feierlich ernster Stimmung. Die Kapelle ist sehr einfach und hübsch. Ein parfümirter Schönredner, Herr Strauß (der Sohn), sprach über die Worte: „Hie Schwerdt des Herrn und Gideon." Er sagte, Wrangel wäre Gideon, ja wir alle wären Gideon, wie wir auch das Schwerdt wären, und dann versprach er allen den himmlischen Lohn, „und wir waren sehr erbaut davon". Seit heute liegen wir in der Alexander-Kaserne, leidlich gut; ich habe, Gottlob, eine eigene Stube; was eigentlich mein einziges Bedürfnis ist. Zuerst hatten wir sehr viel Dienst Tag und Nacht, Wache, patrouilliren, Gewehr abnehmen; gestern mußte ich ein ganzes Haus durchkriechen, ein Hinterhaus

in der Gollnow-Straße, nette Gegend. Mein Gott, was stank es in den Stuben! Indessen wurden ziemlich viel Waffen gefunden; Mädchen und Kinder denuncirten durch Augenwinken pp.

In den nächsten Tagen erwartet man die Verfassung.

Berlin, den 26. November 1848.

Morgen, mein geliebter Vater, beginnt die Versammlung in Brandenburg zu tagen, Berlin ist bis jetzt vollständig ruhig gewesen, und ebenso spurlos wird der morgende Tag hier vorübergehen. Ein Ministerwechsel, man spricht von Gagern, der seit gestern Abend hier ist, scheint bevorzustehen, wie es auch wahrscheinlich ist, daß eine beschlußfähige Anzahl Versammlungs-Mitglieder in Brandenburg sich zusammenfinden wird. Der Streit der politischen Partheien der Versammlung ist in einen Zeitungs-Zank ausgeartet; aus Allem scheint hervorzugehen, daß der Steuerverweigerungsbeschluß auf eine höchst gemeine Weise durchgesetzt ist. In wenigen Minuten ist der Antrag eingebracht, und ohne Berathung, trotz des Widerspruchs Vieler in den Centren, ohne Controlle, ob die beschlußfähige Zahl beisammen sei, mehrere persönlich achtungswerthe Deputirte, Bornemann usw., waren abwesend, einzelne Freunde stimmten dagegen mit, wurde der Antrag unter dem Jubel der Tribünen zum Beschluß erhoben. Eine Zeitung sagt: „Hierauf gingen alle Vertreter sichtlich erhoben und gestärkt durch die Bedeutung des Augenblicks, und erfreut über die schöne Einmüthigkeit des Beschlusses, Arm in Arm in herzlicher Eintracht aus dem Saal.“ Die Edlen, — nun das Land hat auf diese Appellation schon geantwortet. Jede Zeitung bringt jetzt erfreuliche Nachrichten; — man muß nur nachgerade aufhören, bange zu sein, und hochtönende Adressen, brüllende Versammlungen, Aufforderungen zum Barricadenbau — endlich ein paar Barricaden selbst — nicht für mehr halten, als sie eben sind. Bis zu Cavaignacs Juni-Sieg war die Meinung verbreitet, gegen Baricaden vermöge alle Macht der Erden nichts, und dieser Popanz, der allerdings manchen Soldaten das Leben kosten kann, hielt alle Regierungen in Schach. Nun haben wir auch einen Bullikater erfunden, den Belagerungszustand; der bis jetzt noch einen panischen Schrecken ausübt; hier wird er, was ich übrigens im höchsten Grade billige, so milde wie möglich ausgeführt, und so verliert er seine Furchtbarkeit. Ein Theil der Bürger gewinnt ihn lieb, ein anderer Theil beginnt schon über ihn zu spotten.

Indeß hat das nichts zu sagen, die Saiten lassen sich auch eben so schnell wieder anspannen, jeder Vernünftige muß anerkennen, daß die Regierung auf keine mildere Weise Ruhe und Ordnung herstellen konnte, daß der Democrat trotzdem im Stillen schimpft, und wo er darf laut spectacelt, das ist natürlich genug, aber die Bürgerschaft hier, wie aller Orten, schlägt sich auf die Seite des Siegers, und ist jetzt gut königlich gesinnt. Irgend eine künftige Revolution wird das wieder umkehren, — für uns in Preußen sind die Erfahrungen der letzten Monate noch nicht genügend gewesen — die Unentschiedenheit, Eitelkeit, Feigheit der besitzenden und gebildeten Klassen ist dieselbe geblieben, der Proletarier hat nur dunklen Drang, aber keine bestimmten Ziele, er hat Bedürfniß des Vertrauens, dem die Ereignisse einen Gegenstand geben; im gleichen Fall mit ihm ist die Jugend der höheren Stände, daher treffen wir hier bei demselben Volke Begeisterung und Hingebung für den König und für irgend welche Clubbanden, Tapferkeit vor und an den Barricaden — es gilt nur, wer sich des Elementes, das seine Strömung, nicht das Ziel derselben, fühlt, zu bemächtigen weiß, derselbe Sturm, der das Schiff vorwärts reißt, der zerschmettert es, wenn das Steuer sich wendet. In Zeiten der Bewegung sind die Massen, die unteren Volksschichten das bewegende Princip, dann liegt die natürliche Trägheit des Körpers in den Mittelklassen, sie sind dann die vis inertiae, umgekehrt in ruhigen Zeiten, sie sind wie die Centren der Versammlungen, die sich stets auf die Seite des Siegers neigen. Es ist das auch ganz natürlich. Sie repräsentiren die realen Verhältnisse, die materiellen Bedürfnisse, die in friedlichen Zeiten entscheiden; in Tagen, wie die jüngst vergangenen, will die Idee sich zur Geltung bringen, sie muß sich dorthin wenden, wo eine ideelle Begeisterung möglich ist. Das Volk aber kann sich für Ideen überall leicht entzünden, — es bekümmert sich dabei eben so wenig um die praktische Ausführbarkeit als um die Rechtsbeständigkeit einer solchen Ausführung. Als am 31. Oktober die skandalösen Auftritte hier vorfielen, wo das Schauspielhaus belagert wurde, um den albernen Beschluß einer unmittelbaren Hülfsleistung der Wiener Aufrührer zu erzwingen, habe ich eine Menge Leute, die diese Terrorisirung durchaus mißbilligten, sich dennoch durchaus für die Wiener Sache aussprechen hören — von der sie doch absolut nichts wußten. Das Volk ist furchtbar gedankenlos, aber so wenig Viel-Wissen und -denken Charakter und Lebendigkeit des Gefühls giebt, eben so

wenig thut die völlige Leere des Kopfes der Wärme der Begeisterung Eintracht. Wenn man die Leute so vor den Bilderläden stehen und das gemeine Antlitz des Herrn R. Blum mit schmerzlicher Veneration angaffen sieht — „der ist nun auch erschossen, der arme brave Mann". — „Schändlich, schändlich, ja, wenn der noch lebte!" so sollte man doch meinen, die Leute wüßten irgend etwas von dem Mann und seiner Parthei — aber nein, nein, sie haben einmal den Ehrfurchtstrieb; wie für ihn, so für die Bilder eines Prinzen in Generalsuniform, irgend eines heiligen Mannes — (in südlichen Ländern gilt das natürlich doppelt) — raubt irgend ein Geschick die alten Idole, so müssen dem Bedürfniß der Verehrung und Liebe andere Obejkte gegeben werden. Wie in Frankreich auf den St. Louis bald der St. Marat folgte, und dieser durch den St. Napoleon bald ersetzt wurde. Meinst Du nicht, ein Grenadir der alten Garde habe für seinen petit caporal dasselbe Gefühl gehabt, wie ein pommerscher Soldat für seinen König, und auch wie ein anderer für seinen Heiligen? Das absolut verächtliche ist freilich nur momentan Gegenstand des Cultus, und die Götzen unserer Tage wird der erste Windstoß verwehen, wie es, Gottlob, ja schon geschehen ist.

Von gewisser Seite her thut es mir leid, daß die Fahne der guten Sache mit Blut bespritzt ist, und daß der wohl verdiente Tod Herrn Blum pp. nicht geschenkt wurde. — Wien hat freilich kein Algier, aber was meinst Du zu den Bergwerken in Istrien? —

Ich wollte Dir noch so viel schreiben, mein geliebter Vater, aber heut zu Tage schreibt man sich gleich so herein — und so ist der Bogen vollgeschrieben, ehe ich zu meinem Thema komme. Wir liegen in der Alexander-Caserne; übermorgen erscheint eine Deputation der Stettiner Damen, die unserem Regiment eine Fahne gestickt haben. Am 1. December rücken die Garde-Regimenter (Cavallerie) hier ein, es ist nicht wahrscheinlich, daß unser Regiment in Berlin bleibt. Wüßte man's nur erst gewiß.

Ueber den kriegerischen Charakter des deutschen Volkes.

Rede gehalten vor 2500 Zuhörern am 11. September in den Konkordia-Sälen, Berlin-Osten

von

Hans Delbrück.

Liebe Volksgenossen! In diesen Tagen, wo durch alle Gaue und Gassen des deutschen Vaterlandes das Wort Sieg und aber Sieg ertönt und in unser aller Herzen wiederklingt, in diesen Tagen wird es angebracht sein, darüber nachzudenken, welchen Kräften wir solche Siege verdanken. Diese Frage will ich heute abend nicht erschöpfen, aber doch einen Beitrag dazu geben, indem ich zu Ihnen sprechen will über den kriegerischen Charakter des deutschen Volkes.

Das deutsche Volk führt seine Abkunft zurück auf die alten Germanen und hat damit vor allen anderen Völkern den Vorzug, seine Geschichte verfolgen zu können von Zeiten, wo es selbst noch lange nicht lesen und schreiben konnte, bis hinauf zu den Gipfeln der höchsten Kultur. Von den alten Griechen und Römern kennen wir ihre Geschichte zu der Zeit, wo sie auf der Höhe der Menschheit wandelten, aber wir kennen nicht ihre Vorgeschichte, und heutzutage noch in Barbarei steckende Völker kennen wir genug; wir wissen aber nicht, ob sie je Kulturvölker sein werden. Aber indem die Griechen und Römer uns von unseren Vorfahren schon sehr vieles erzählt haben, können wir von diesen allerersten Spuren ihres Erscheinens nun von Jahrhundert zu Jahrhundert und von Jahr zu Jahr das Volk in seinen Schicksalen und damit auch in seinem Charakter verfolgen.

In lateinischer und griechischer Sprache ist uns das Aelteste von unserem Volk erzählt und namentlich die ersten großen Kämpfe, die sie mit den Römern führten. Zu jenen Zeiten, als unter Kaiser Augustus die Römer die ganze Welt unter ihre Herrschaft gebracht hatten und nur diese wilden Völker am Rhein, an der Weser, an der Elbe sich von ihrem Machtgebot frei erhielten, da haben uns die Römer ausführlich über ihre eigenen Niederlagen berichtet. Wir lesen daraus unseren Ruhm und hören aus ihren Erzählungen auch heraus, in was für einer Verfassung, in welchen Zuständen unsere Ahnen damals gelebt haben.

Die Römer berichten uns immer, daß sie im Teutoburger Wald und an anderen Stellen den Germanen unterlegen seien, weil diese wilden Barbaren in so unermeßlichen Scharen über sie hergefallen seien. Das können wir nun in einem wichtigen Punkte korrigieren. Die Römer und Griechen berichten uns gleichzeitig, daß Deutschland damals ein Land gewesen sei mit geringem Ackerbau, noch ganz ohne Städte; die Leute lebten wesentlich von den Herden, lebten inmitten ihrer Wälder, das Land war vielfach von Sümpfen bedeckt; Fischfang und Jagd mußten helfen, sie zu ernähren. Da ist es nicht schwer, sich klar zu machen, daß unter solchen Umständen unmöglich große Menschenmassen hier gelebt haben können, sondern das ist die Uebertreibung der Römer, um ihre Niederlagen zu entschuldigen.

Wenn wir uns nun aber klar machen, daß die Germanen gar nicht so sehr viele gewesen sein können an der Zahl, sicherlich weniger sogar als die Römer, steigt damit in demselben Maße unsere Bewunderung für die Tapferkeit, die dieses Volk in jenen Zeiten erfüllte. Wir wollen gleich hinzufügen, daß diese Tapferkeit zum nicht geringen Teile darauf beruhte, daß sie noch Barbaren waren. Man hat wohl gesagt: ein Volk von Bauern. Nein, dieser Ausdruck trifft nicht recht, denn der alte Germane war kein Bauer. Nur im Notfalle kümmerte er sich selbst um den Ackerbau, er überließ das lieber den Frauen und dem Knecht, wenn er den hatte, ging wohl auf die Jagd oder den Fischfang, seine Lieblingsbeschäftigung aber war der Krieg.

Solche Lebensführung finden wir bei anderen Völkern auf dieser niederen Kulturstufe auch, und daraus entwickelt sich dann eine Tapferkeit, die der der Kulturvölker, wie der Römer überlegen ist, nämlich wenn die Tapferkeit in der Uranlage dieses Volkes schon vorhanden war, und das müssen wir voraussetzen:

das entnehmen wir aus den Ereignissen, das wird uns von den Römern bestätigt, Tapferkeit in der ganzen Masse des Volkes der Cherusker, der Chatten, Brukterer, Angrivarier und wie diese kleinen Völkerschaften alle hießen.

Daneben wird uns nun aber noch berichtet: Das Volk wurde regiert von Fürsten, Häuptlingen aus vornehmen Geschlechtern, die ausgerufen wurden zur Obrigkeit, und diese Fürsten hatten um sich ein kriegerisches Gefolge, Männer, die sich unter all den Tapferen noch durch ganz besondere Tapferkeit auszeichneten. Sie umgaben den Fürsten, wie uns der Römer Tacitus sagt — — ich will es erst lateinisch sagen — — in pace decus, in bello praesidium, das heißt: Im Frieden ihr Ruhm, ihre Ehre, ihr Schmuck, im Kriege ihr Schutz. Sie umgeben den Fürsten in der Schlacht, und der Fürst kämpft für den Sieg, das Gefolge kämpft für den Fürsten.

Wenn der Fürst fallen sollte, so würde es eine Schande sein für jeden Gefolgsmann, lebend aus der Schlacht zurückzukehren. In späteren Gesängen werden diese Gefolgsmänner auch wohl Bankgenossen genannt, weil sie mit dem Fürsten zusammen auf der Bank sitzen. Sie leben in seinem Hause, sie werden von ihm ernährt, sie erhalten von ihm die Waffen. Bei einem späteren Volk, bei den Langobarden, heißen sie Austalden, das ist nichts anderes als unser Wort Hagestolz, weil sie keine Familie gründeten, sondern eben am Hofe des Fürsten lebten als seine Krieger und seine Getreuen. Das Eigentümliche dieser Einrichtung ist, daß diese Kriegsmänner, von ungeheurem Stolz beseelt, sich doch dem Dienste ihres Herrn mit völliger Unterordnung widmeten. Daß sie die Hausgenossen, Bankgenossen des Herrn sind, das ist nur das Aeußerliche. Das Innere ist, daß sie den Dienst, dem sie sich widmen, verbinden mit einem hohen Gefühl der Freiheit. Als freie Männer widmen sie sich in der Treue auf Tod und Leben dem Dienst. Diese Treue der Gefolgschaft gegen ihren Herrn, das ist eigentlich der Nerv der Staatsgewalt. Mit diesen seinen Gefolgsmännern, die seinem Wort folgen und bereit sind, sich für ihn aufzuopfern, hält der Fürst, wenn er durch die Gaue zieht und Gericht hält, seine Autorität aufrecht, und als nachher die größeren Staaten gegründet wurden, sandte er dieses sein Gefolge, seine Begleiter, seine Comites — daraus ist das französische Wort Comte entstanden, unser Graf — aus, die Gaue zu regieren. In der doppelten Einrichtung eines

kriegerischen Volkes und eines ganz besonders kriegerischen Fürstentums mit dem ausgewählten kriegerischen Gefolge, darauf beruht die allerälteste germanische Verfassung.

Nun kam die Zeit, wo das römische Weltreich sich gegen diese Germanen nicht mehr behaupten konnte, nicht so, daß sie nun ausgezogen wären und die römischen Legionen besiegt hätten — dazu ist es nicht eigentlich gekommen —, sondern die Römer hörten auf, Legionen zu haben und nahmen statt dessen diese so überaus tapferen Menschen, ganze große Völkerschaften mit ihren Fürsten an der Spitze in ihren Dienst, und nachdem sie erst im Dienst der Römer waren, da haben sie sich dann zu Herren der römischen Landschaften gemacht. Das ist das, was man die Völkerwanderung nennt. Ein Volk, das nicht mehr selbst das Schwert führt, wenn es auch reich an Wohlhabenheit und Bildung ist, fällt unter die Herrschaft von Barbaren, die das Schwert zu führen verstehen. So bilden sich ganz neue Staaten in der Völkerwanderung und es beginnt das Mittelalter auf Grund dieser Einlagerung der Germanen auf dem römischen Kulturgebiet. Eine ganz dünne Schicht von diesen Natursöhnen überzieht Italien, Frankreich, Spanien, zeitweilig sogar Afrika als der herrschende Kriegerstand.

Wir haben gesehen, daß diese Völkerschaften keineswegs aus Hunderttausenden, sondern immer nur aus einer gewissen Anzahl von Tausenden von Kriegern bestehen. Das hat sich dann so fortentwickelt, daß aus diesen eingelagerten Germanen im Laufe einer Reihe von Generationen der Kriegerstand des Mittelalters, das Rittertum geworden ist. Da, wo man auf französischem, spanischem, italienischem Boden ist, bildete sich der Kriegerstand aus den wilden Germanen, die allmählich die Sprache der Unterworfenen annahmen, den kriegerischen Geist der Urwälder aber fortpflanzten. Hier bei uns zu Hause, wo die Germanen sitzen geblieben waren, bildete sich eine ähnliche Abschichtung eines oberen, herrschenden, kriegerischen Standes, während die Masse des Volkes, die doch ursprünglich auch sehr kriegerisch gewesen war, allmählich zu friedlichen Beschäftigungen, Bürgertum und Bauerntum übergeht. Nicht daß die Stände absolut getrennt gewesen wären wie Kasten, sondern wenn die Ritter in den Krieg ziehen, so nehmen sie immer eine Anzahl reisige Knechte mit, die kriegerischsten Gesellen unter den Bauernburschen, die sie sich aussuchten und die mitwollten, die sie begleiteten. Der

eigentliche Krieger bleibt aber der Ritter, und die anderen sind nur seine Begleiter und Helfer. Das bestimmt das öffentliche Wesen Jahrhunderte lang, dieser besondere Krieger- oder Ritterstand, der ausschließlich begründet ist auf die außerordentliche Tapferkeit, die gute Ausrüstung, das starke Pferd dieses Hauptkriegers, neben dem die anderen zu Fuß oder zu Pferde nur so nebenher gehen.

Man könnte also meinen, daß in der Masse auch unseres Volkes, wie bei den Franzosen oder Italienern, allmählich der kriegerische Instinkt ausgestorben sei. So war es aber nicht. In den fortwährenden Fehden, die die Kaiser, Könige, Grafen, Herzöge und Ritter untereinander führten, da hält sich nicht nur bei den Rittern, sondern auch in weiteren Kreisen doch noch immer ein gewisser kriegerischer Sinn, und das erfahren wir mit Deutlichkeit, als nun die große Abwandlung gegen Ende des Mittelalters eintritt und das Rittertum zugrunde geht.

Sie werden oft gehört haben, daß die Abschaffung des Rittertums zurückzuführen sei auf die Erfindung der Feuerwaffen. Wenn so ein gemeiner Knecht ein Feuerrohr in die Hand nahm, so hat man sich vorgestellt: da durchschoß er den schönsten Panzer, da war der Ritter nichts, wenn er noch so tapfer war, gegen einen Knecht, der nur den Mut hatte, die Feuerwaffe auf ihn zu richten. Das ist aber eine falsche Vorstellung, grundfalsch. Man hat dabei übersehen, wie schwer eine solche Erfindung wie die Feuerwaffe gemacht wird. Es ist eine allgemeine Erfahrung, beinahe ein Gesetz, daß Erfindungen sich nur langsam machen. Eine Grunderfindung muß da sein und dann geht es sehr allmählich stufenweise weiter.

Wenn man nun der Erfindung der Feuerwaffen auf den Grund zu kommen sucht, so ergibt sich, daß die Erfindung im Pulver nicht liegt, daß dieses vielleicht schon längst bekannt war. Der Gang war nicht der, daß Einer ein Rohr mit Pulver lud, eine Kugel ins Rohr steckte und losbrannte; da wäre die Kugel ohne allzu große Kraft herausgerollt, da das mehlige Pulver nur langsam abbrannte. Die eigentliche Erfindung besteht im Laden mit einem Pfropfen, der draufgesetzt wird und die Kraft sammelt, so daß nun die Kugel mit Gewalt herausgeschleudert wird. Das ist aber nur der Anfang. Das Urgewehr ist so langsam zu laden, so schwer zu halten und so unsicher im Schuß, daß Jahrhunderte vergangen sind, ehe es die wirkliche Konkurrenz

mit Bogen und Pfeil aufnehmen konnte. Erst in der Zeit des Kaisers Maximilian, zwei Jahrhunderte, nachdem die Feuerwaffe zuerst nachgewiesen ist, war sie soweit vervollkommnet, daß Kaiser Maximilian nun verbieten konnte, noch weiter Armbrust und Bogen zu führen. Sie sind aber noch lange geführt worden, ja, das Wunderliche ist, selbst in der Schlacht bei Leipzig, 1813, haben einige russische Hilfstruppen noch immer Bogen und Pfeil geführt, und ein guter Bogenschütze — das erfahren ja unsere Reisenden in Asien und Afrika noch häufig — kann auch mit einem guten Bogen ganz außerordentlich viel machen. Die Ausbildung der Feuerwaffen ist so langsam gegangen, daß bis zum Ende des 18. Jahrhunderts und bis zu den Freiheitskriegen die Wirkung doch nicht so sehr weit über den Bogen hinausging, wenn auch die Durchschlagskraft natürlich eine viel größere war.

Mit der Abschaffung des Rittertums hat also die Erfindung der Feuerwaffen selber nichts zu tun, sondern im Gegenteil, das Merkwürdige ist: als die Ritterheere ihre großen Niederlagen erlitten, da hatten sie ihrerseits Feuerwaffen an ihrer Seite, während die, die ihnen die Niederlagen beigebracht hatten, sie nicht in dem Maße hatten. Man muß also sagen: für die ältere Zeit und für den kriegerischen Charakter jener Epoche kommt die Feuerwaffe noch kaum in Betracht. Das Entscheidende ist, daß in einigen Gegenden des deutschen Volkstums, im Hochgebirge, bei den Schweizern, sich in der Masse des Volkes soviel kriegerischer Sinn erhalten hatte, daß sie sich trauen konnten, gestützt auf ihre Berge, indem sie geeignetes Gelände aussuchten, den Kampf mit den Rittern aufzunehmen und sie endlich besiegten, indem sie sich zu großen Haufen zusammenballten und plötzlich von irgendeinem Hügel, irgendeiner Enge herunter- und heranstürmten. So bildet sich am Schlusse des Mittelalters aus den Siegen der Schweizer zunächst über den berühmten Herzog Karl den Kühnen von Burgund das, was wir heute Infanterie nennen. Das Mittelalter hat eigentlich keine Infanterie, viele Knechte, die zu Fuß mitlaufen, aber das ist noch keine Infanterie, sondern diese geschlossene Masse Fußvolks kommt erst auf mit den Schweizern, und zwar gehören dazu große Massen.

Die mittelalterlichen Ritterheere sind ganz klein, wie ja auch die Völkerheere der alten Germanen klein waren. Ein so gewaltiger Kaiser wie Friedrich Barbarossa hat nie mehr als einige tausend Ritter und sogar Krieger um sich gehabt in seinen Schlachten, und

sein Enkel Friedrich II. rühmt sich einmal, daß er 10000 Mann gehabt habe. So klein waren die Ritterheere. Die großen Massen, die mit der Neuzeit kommen, können zusammengehalten werden, weil die Staaten größer geworden sind, sie in ihren Dienst nehmen und sie besolden. Zuerst nur die Schweizer. Die hatten das gelernt in ihren Bergen, trauten sich endlich herauszukommen, machten große Haufen mit langen Spießen, wo die Ritter nicht eindringen konnten und haben sie dann auch im Ansturm geworfen.

Es kam nun darauf an, daß die anderen Völker diese Art Kriegskunst annahmen und nachahmten.

Da ist nun sehr merkwürdig, daß das bloß zwei Völkern gelungen ist, den Deutschen, von denen die Schweizer ja nur ein Teil waren, und den Spaniern, anderen aber nicht. Das sind namentlich die Franzosen, die Italiener und auch die Engländer. Erstaunlich ist es von einem Volk, das soviel tapfere Ritter aufgebracht hat wie die Franzosen, daß sie diese neue Infanterie nicht zustande brachten. Die Italiener, über die sich die kriegerischen Longobarden und Normannen gelagert hatten, sind auch im Mittelalter nicht ohne kriegerischen Ruhm gewesen. Sie haben die berühmten Condottieri noch gegen Ende des Mittelalters gehabt. Aber eine Infanterie, wie die deutschen Landsknechte, haben sie nicht gehabt. Die Landsknechte sind ganz dasselbe in ihrem Wesen wie die Schweizer, und so haben wir den merkwürdigen Zustand, daß deutsche Landsknechte bald in Italien, bald in Frankreich, bald gegen den König von Frankreich, bald in seinen Diensten sich in den verschiedenen Schlachten herumschlagen, bald mit den Schweizern, bald gegen die Schweizer und gegen sie wieder die Spanier. Es zeigt sich also, daß im deutschen Volk doch auch in der Masse im Mittelalter der kriegerische Sinn keineswegs verloren gegangen ist.

Wir haben in den Landsknechten, die als Söldnerscharen durch die Lande ziehen, den Fortgang des deutschen Kriegswesens bis in den 30jährigen Krieg. Diese Landsknechte waren nun zwar überaus tapfer, sie hatten einen starken Korpsgeist in sich entwickelt, waren aber sonst sehr rauhe Gesellen, wie dieses alte Söldnertum naturgemäß die rohen, gewalttätigen Eigenschaften des Kriegstums, nicht einmal gezähmt durch vornehme Sitten, wie bei den Rittern, sehr kraß und oft sehr unerfreulich hervortreten läßt. Namentlich schlimm war, wenn diese Landsknechte und ähnliche Söldner nun etwa nach dem Friedensschluß abge-

dankt wurden und dann bettelnd durch die Lande zogen. Man wußte sich manchmal nicht anders zu helfen, wenn man selber keinen Krieg führte und doch die Landsknechte hatte und sie vielleicht auch einmal brauchte, als daß sie direkt angewiesen wurden, sich vom Lande zu ernähren. Der Kurfürst von Brandenburg hat nicht lange vor dem 30jährigen Kriege einmal ein Edikt erlassen, die Kriegsknechte könnten durch das Land ziehen und in jedem Dorf sollte ihnen jeder Bauer 2 Pf. und jeder Kossät 1 Pf. geben, mehr als 10 Mann zusammen sollten aber nicht kommen, und sie sollten auch nicht etwa Hühner oder sonst etwas weiteres mitnehmen, und wenn sie das täten und die Bauern verprügelten sie deshalb oder schlügen gar einen tot, so hätten sie sich ihr Ungemach allein selber zuzuschreiben. Das ist eine merkwürdige Art, Steuern einzutreiben (Heiterkeit), und ich glaube, die Bauern sind doch nicht so dabei gefahren, daß sie die Landsknechte totgeschlagen haben. Wenn man sich so vorstellt: 10 Mann mit der Hellebarde auf dem Buckel und dem Schwert an der Seite sind in das Bauernhaus gekommen und haben gesagt: Gib mir einmal meinen Pfennig, haben sich auch wohl mehr genommen — der Bauer hat es schwerlich auf einen Kampf ankommen lassen.

So ungeordnet sind also die Zustände, daß statt einer richtigen Steuerverwaltung diese Gesellen angewiesen wurden, sich im Lande zu ernähren, und das hat sich ja nun furchtbar gerächt. Der ganze Jammer des 30jährigen Krieges ist schließlich darauf zurückzuführen, daß gar keine vernünftige Kriegsverfassung mehr da war. Das Rittertum war überwunden, die Landsknechte werden nur aufgebracht im Kriegsfalle, aber auch da werden sie nicht einmal regelmäßig besoldet, weil es an einer regelmäßigen Steuerverfassung fehlt. Sie helfen sich selbst, und man weiß, mit welchen Gewaltsamkeiten. Man versuchte auch wohl einmal, Bauern und Bürger wieder zu bewaffnen, es kam aber wenig dabei heraus. Bloß aufgebotene Bauern und Bürger konnten es mit solchen wilden Landsknechthorden so wenig aufnehmen wie einst die Römer es mit den wilden Germanen hatten aufnehmen können. Wir haben merkwürdige Dokumente darüber. Als der Kurfürst in Berlin einmal verlangte, die Bürger sollten sich doch wenigstens im Schießen üben, wurde ihm geantwortet, das wollten sie lieber nicht, das könnte die Frauen erschrecken, namentlich wenn sie ein kleines Kind zu erwarten hätten (Heiterkeit), und darum haben sie von den Schießübungen lieber abgesehen. Bei einer Bürgerschaft, die

so weit ist, daß sie nicht einmal nach der Scheibe schießen mag, muß man wohl den Verdacht aussprechen, daß der kriegerische Sinn doch schließlich erstorben ist. Er hält sich aber in den Nachkommen der alten Rittergeschlechter, die immer noch wieder mit den Landsknechten in den Krieg ziehen, und neben den Landsknechten — das zeigt nun wieder, wie stark solche kriegerischen Elemente in Deutschland sind — bildet sich jetzt eine neue Reiterei heraus, merkwürdigerweise aber gar nicht auf deutschem Boden, sondern es ist die Zeit der Hugenottenkriege, wo die französischen Katholiken und Protestanten untereinander Bürgerkriege führten. Da schickten sie nach Deutschland und ließen sich deutsche Reiter kommen. Merkwürdig genug, daß das französische Volk so wenig kriegerische Elemente hatte, daß für seine Bürgerkriege beide Parteien, sowohl Katholiken wie Protestanten, sich ihre Krieger zu Fuß und zu Pferde aus Deutschland kommen ließen.

Das kriegerische Element ist also da, aber es entbehrt jeder vernünftigen, nationalen, volkstümlichen, zweckentsprechenden Führung, und dafür ist sozusagen die Strafe der Jammer des 30jährigen Krieges. Es ist richtig, daß von dem, was uns über das Elend dieses Krieges erzählt wird, vieles übertrieben ist. Das Volk ist nicht so ganz ausgeplündert, ausgemordet und ausgerottet worden, wie es in manchen Schilderungen wohl gesagt wird. Aber immerhin, unsagbare Verluste sind damals über die sämtlichen deutschen Landschaften verhängt worden. Das endliche Ergebnis aber war, daß nach dem Friedensschluß die Landsknechte nicht mehr entlassen wurden, sondern daß aus ihnen sich das stehende Heer bildete. Die Fürsten sahen ein, daß, wenn man im Kriege etwas leisten will, man sich im Frieden darauf vorbereiten muß, und bei uns war es der große Kurfürst, dessen eigentliches Werk es ist, daß er nun für seine verschiedenen Landschaften, Preußen, Brandenburg, Pommern, Kleve, Mark, eine einheitliche Armee schuf und zu dem Zwecke, sie zu erhalten, eine einheitliche vernünftige Steuerverfassung und das Sichselbsternähren durch die Gardebrüder, wie sie genannt wurden, beseitigte.

In dieser Armee tritt nun allmählich wieder sehr merkwürdig jener kriegerische Geist des Mittelalters, der Ritterschaft hervor. Aus der stehenden Armee des großen Kurfürsten wird die Armee Friedrich Wilhelm I. und endlich die Armee Friedrichs des Großen, und zwar so, daß sie immer größer wird und sich nun zeigt,

daß die Elemente, die freiwillig zusammenlaufen, nicht mehr ausreichen, die Armee zu füllen. Es waren schon immer vielfach recht unzuverlässige und unerfreuliche Elemente, die der Trommel folgten, solche, die vom bürgerlichen Leben nichts wissen wollten, aber nicht aus hoher kriegerischer Tugend, sondern aus Trägheit, aus Liederlichkeit, Rauflust, zu denen nun noch die mit Gewalt Gepreßten, zum Dienst Gezwungenen traten, und um dieses Gemisch in Ordnung zu halten, dazu bedurfte es nun einer strengen Disziplin, und schließlich bedurfte es auch irgendeines höheren Impulses. Der bloße rohe Kriegsdienst, dem es ganz gleichgültig ist, ob er dem Kurfürsten von Brandenburg oder dem König von Frankreich oder der Republik Venedig dient, kann zwar bis zu einem gewissen Grade auch etwas leisten, aber natürlich, eine Armee, die von einer höheren Idee erfüllt ist, wird mehr leisten, sich auch weiter ausdehnen und ausbilden lassen, und so ist es geschehen, daß von der Zeit des 30-jährigen Krieges an jene Idee der Gefolgschaft, die sich in der Rittertreue erhalten hat, wieder belebt wird im Offizierkorps. Der Ritter des Mittelalters steht zu seinem Herrn, dem er als Vasall dient, in einem Treuverhältnis. Er hat sich persönlich diesem Herrscher oder Grafen gewidmet, ganz so wie die Gefolgsmänner um Armin in der Teutoburger Schlacht. Diese Idee lebt fort und bildet sich nun in einer ganz neuen Form aus im Offizierkorps, und von niemand wird das schärfer betont als von Friedrich dem Großen. Als Friedrich der Große zur Regierung kam, da gab es eigentlich noch keinen preußischen Staat, äußerlich wohl, aber innerlich nicht. Der Preuße, der Brandenburger und der Magdeburger und der Klever waren doch nur zufällig unter einen Herrn gekommen und hatten kein gemeinsames Staatsgefühl. Dem Preußen lag gar nichts daran, sich für die Interessen seines Herrn in Kleve am Rhein zu schlagen, sondern die einzige Idee von höherem Schwunge, an die diese Herrscher appellieren konnten, das ist eben der persönliche Dienst in der Treue des Kriegerstandes, das ist also der Ritterstand, der allmählich das geworden war, was wir heute den kleinen Adel nennen. Friedrich der Große konnte noch nicht sagen: Kinder, helft mir, das Vaterland zu verteidigen, ein preußisches Vaterland gab es nicht, sondern diese Vorstellung des preußischen Vaterlandes ist erst erwachsen aus dem Ruhm Friedrichs des Großen selbst. Wir finden den Ausdruck überhaupt zum erstenmal während des 7-jährigen Krieges in den Siegespredigten

nach Prag, Leuthen und Roßbach. Da empfanden die Menschen, die unter dem Hause Hohenzollern lebten, daß sie eine gewisse Einheit zusammenhielt, die über alle einzelnen Landschaften hinausgeht. Es ist ja keine nationale Einheit, es ist ja nur ein kleiner Teil von Deutschland zufällig zusammengegriffen; der deutsche Gedanke fehlt vollständig, aber es entwickelt sich ein preußischer Staatsgedanke, der getragen wird durch das Königtum, das sich ergänzt durch seine getreue Gefolgschaft, die Ritterschaft, die nun in strenge Disziplin genommen wird, eben das Offizierkorps. Der König appelliert eigentlich nur an seine Offiziere. Er möchte am liebsten, schreibt er einmal, von seinen eigenen Untertanen möglichst wenig in seinem Heer haben, nur ein Drittel; zwei Drittel sollen Ausländer sein, damit die eigenen Leute übrig blieben für den friedlichen Dienst in Fabriken und auf dem Lande. Das ausländische Volk, häufig Gesindel, sollte aber durch das Offizierkorps zusammengehalten werden, und das Offizierkorps sollte sie zum Siege führen durch die Kraft der Disziplin. Das Offizierkorps aber glaubt er zusammenhalten zu können durch den Begriff der adligen Ehre. Er will nur adlige Offiziere. Immer wieder sagt er, bürgerliche Offiziere könnte er nicht gebrauchen; er hat sie nur ausnahmsweise zugelassen. Das ist die Folge davon, daß der Staat eben noch kein nationaler Staat war. Der König konnte sich nur wenden an eine solche ganz persönliche Idee, und es ist erstaunlich genug, daß dieses Offizierkorps, das für seine Gewalt über die Mannschaft die allerschärfsten Mittel anwandte, das schreckliche Spießrutenlaufen, es wirklich dahin gebracht hat, die großen Schlachten des siebenjährigen Krieges zu gewinnen.

Der kriegerische Geist unseres Volkes steckt in dieser Zeit vorwiegend, nicht ausschließlich — in die Mannschaft wird ja durch die lange Erziehung auch etwas hineingebracht —, aber doch ganz vorwiegend im Offizierkorps. Das hält aber doch nur bis auf eine gewisse Stufe. Wo die Mannschaft so stumpf ist und so wenig Wert darauf gelegt wird, wo sie eigentlich herkommt, ob das ganz beliebig und mit Gewalt gepreßte Ausländer sind oder treue Untertanen—, ein solches Heer kann, wenn wirklich ganz große Anforderungen kommen, unmöglich genügen, namentlich kann es nicht einen genügenden Umfang erhalten. Da muß man die große Masse der eigenen Untertanen einstellen können, und da muß man auch ihnen eine Idee geben können, für die

sie sich schlagen wollen und für die sie sich ins Feuer führen lassen wollen, und das geschieht, nachdem die alte Armee in der Schlacht bei Jena ihre ganze Schwäche gezeigt hat, in den Freiheitskriegen, wo die Reste des alten friderizianischen Heeres verschmolzen werden mit der ganz neuen Idee des Volksaufgebotes zur Verteidigung des Vaterlandes.

Wie ist es nun gekommen, daß, wo wir doch gesehen haben, daß in der großen Masse des deutschen Volkes der kriegerische Sinn zwar nicht erloschen, aber doch recht sehr zurückgegangen war, man sich friedlicher Beschäftigung hingegeben hat, daß nun doch so gewaltige Kriegstaten in den Freiheitskriegen haben vollbracht werden können? Da müssen wir noch einmal diesen Begriff der Disziplin herausholen, auf den ich eben schon hingewiesen habe. Alle Welt glaubt heute zu wissen, was Disziplin ist. Man hat wohl gehört, wenn Parteien sich über die Strenge der militärischen Disziplin beklagten und über Mißbräuche, die dabei zutage treten, und ihnen gesagt wurde: Na, Ihr müßt doch wissen, was Disziplin ist, daß sie dann antworteten: So dumm sind wir nicht, das nicht zu wissen; wir wissen sogar sehr gut, daß sie auch im Parteileben nicht zu entbehren ist. Trotzdem ist es nicht so ganz leicht, sich klar zu machen, wie eigentlich Disziplin entsteht und was Disziplin im Kriege bedeutet. Bei Kriegsangelegenheiten denkt man immer zunächst an den Mut und die Tapferkeit des Einzelnen und macht sich nicht genügend klar, daß das nur ein Teil der kriegerischen Tüchtigkeit ist, ein unentbehrlicher, ein absolut notwendiger, der wichtigste Teil, aber doch nur ein Teil. Nicht weniger wichtig ist die Einheit des Handelns. Wir wollen einmal ein einfaches, ganz konkretes Bild aus einem Gefecht nehmen. Wenn eine Kompagnie vorgeht, liegt im Feuer und es kommt das Kommando: Sprung, Vorwärts, Marsch, Marsch!, so ist doch gar nicht sicher, daß sie alle, wenn schon tapfere Leute, mitgehen; sie fragen vielleicht, ob der Moment richtig ist, ob die Stelle richtig ist, wo angegriffen wird, ob es genügend vorbereitet ist, daß man jetzt zur Attacke geht. Das wirkliche einheitliche Handeln, worauf ja bei einem solchen Vorgehen alles ankommt, ist nur dadurch verbürgt, daß die Masse unbedingt gewöhnt ist, auch bei der äußersten Todesgefahr einem Kommando ohne Besinnen zu folgen. Noch wichtiger ist das, wenn man etwa zurückgehen soll, was im Kriege ja naturgemäß auch vorkommt — vorkommen soll, sogar oft, nicht nur vorkommen darf.

Wenn es zurückgeht, dann wird es immer Leute geben, die vielleicht zu früh glauben, daß der Moment schon gekommen sei, wo man ein Stück zurückgehen könnte oder etwas schneller oder etwas weiter laufen, als taktisch richtig ist, und dem kann nur entgegengewirkt werden durch eine unbedingte Gewohnheit der ganzen Masse, dem Führer so zu folgen, so daß sie einen einheitlichen Willen bildet. Diese Einheit, die 250 Männer so zusammenschmiedet, daß sie ganz nach dem Willen des Hauptmanns vorwärts und zurück, rechts oder links gehen, schießen oder nicht schießen, kann nur erlangt werden durch eine Erziehung, die nicht von heute auf morgen zu leisten ist, sondern vermöge großer Zähigkeit und Strenge zur Gewohnheit wird. Mit dieser Disziplin, die Friedrich der Große wohl einmal in das scharfe Wort kleidete: Der Soldat muß den Offizier mehr fürchten als den Feind, mit dieser Disziplin hat Friedrich seine Schlachten gewonnen. Sie genügte nicht, um nachher Napoleon zu widerstehen; da unterlag dieses Offizierkorps trotz der Disziplin, in der es die Mannschaft hielt. Die Armee war 1806 nicht schlechter als zur Zeit Friedrichs des Großen, (abgesehen von der Führung), aber der Gegner war stärker geworden. Als nun die große Masse des Volkes in diesen alten bewährten Rahmen hineingezogen wurde, da ist alles darauf angekommen, daß der Begriff der Disziplin nicht verloren ging, mit anderen Worten: wir haben eine Umwandlung der Kriegsverfassung, die die große Masse des eigentlich friedlich gesinnten Volkes in einen kriegerischen Rahmen spannt und dadurch zu einem Grade der Kriegstüchtigkeit erhebt, der mit der bloßen persönlichen Tapferkeit, auch wenn der Wille der Einzelnen noch so gut ist, nicht erreichbar wäre.

Wir können von unserer Armee sagen, sie zerfällt in drei Teile. Der erste Teil, das sind diejenigen Männer, die sich das Kriegertum zu ihrem Lebensberuf erwählt haben, ihr ganzes Leben nichts anderes tun, denken und treiben, als sich auf den Krieg, seine Kunst, seine Ausführung vorbereiten, dafür arbeiten und ganz und gar leben im kriegerischen Ehrbegriff; das ist das Offizierkorps. Dann der zweite Teil, das ist die Jungmannschaft des ganzen Volkes, die 20jährigen und 21jährigen, die sich in die militärische Erziehung durch dieses Offizierkorps begeben, und der dritte Teil nimmt zwischen beiden eine Mittelstellung ein, das sind die Unteroffiziere, die auf eine lange Zeit sich dem Kriegsdienst widmen, aber doch nicht, wie die Offiziere, fürs ganze Leben.

So wird also der kriegerische Sinn bei uns jetzt in erster Linie getragen durch den Stand, der den Krieg zu seinem Beruf macht und dadurch ermöglicht, die kriegerischen Eigenschaften, die im ganzen Volk vorhanden sind, auf die Stufe zu erheben, die zu wirklich großen Kriegstaten befähigt. Damit haben wir sozusagen einen Kreis geschlossen. Erinnern wir uns, wie die älteste germanische Kriegsverfassung beruhte auf der Gefolgschaft der Fürsten als ganz besonders auserwählter Krieger und einer kriegerischen Masse, die das ganze Volk umfaßt. Das haben wir heute wieder. Wie anders sind die Formen geworden, wie wir heute kämpfen, als es im Teutoburger Walde unsere Vorfahren getan haben! Die wunderbare Technik der modernen Gewehre und Mörser und diese wunderbare Gliederung der ungeheuren Massen, und doch im Grunde dieselbe Kriegsverfassung: der kriegerische Geist aufs höchste potenziert, aufs höchste ausgebildet in einer Körperschaft, die damals klein war, heute viele Tausende umfaßt, in Treue seinem Kriegsherrn verpflichtet und von ihm noch ähnlich wie von den alten Fürsten als seine Bankgenossen angesehen, und das ganze Volk unter ihrer Führung und von ihnen erzogen und in ihre Disziplin genommen.

Hier haben wir das Geheimnis des kriegerischen Charakters des deutschen Volkes.

Wenn der Einzelne genötigt ist und auch den guten Willen hat, fürs Vaterland zu fechten, so ist es doch eigentlich menschlich viel verlangt, daß einer, der, sagen wir ein tüchtiger Buchdrucker oder ein tüchtiger Maurer oder ein tüchtiger Professor ist, gleichzeitig ein gewaltiger Krieger sein soll. Insofern wird von uns anderen, die wir eigentlich Bürgersmänner sind und nur vorübergehend die Uniform anziehen und das Gewehr in die Hand nehmen, noch mehr geleistet als von den Berufssoldaten, weil wir hinaustreten aus unserem eigentlichen Lebensberuf, während Jene ihm nachgehen. Aber die Berufssoldaten leisten ihrerseits wieder ein Mehreres, eben weil es in ihrem Beruf ist. Diese Teilung und dieses Zusammenwirken, das macht heute den kriegerischen Charakter unseres Volkes. Im Grunde sind wir ein friedfertiges Volk. Wir wollen lieber unserem bürgerlichen Beruf nachgehen, unsere Bücher schreiben oder unsere Bücher setzen und drucken oder unseren Acker bestellen oder unser Geschäft besorgen, und nur wenn die Not an uns herantritt, dann sind wir bereit, auch das Schwert zu ergreifen. Wir könnten aber wenig leisten, wenn nicht

dieser gute Wille eingegossen würde in die feste Form des stehenden Heeres, das die ganze Jungmannschaft in dem kriegerischen Können, in dem kriegerischen Geist erzieht und in der Gewohnheit, den Führern, die als Berufskrieger aufs höchste das kriegerische Wesen in sich ausgebildet haben müssen, im Felde, in der Schlacht und im Biwak und in Strapazen und im Vorgehen und Zurückgehen unbedingt zu folgen an der Stelle, wo Jeder hingestellt ist. Diese Erziehung zum Gehorsam, zur Disziplin, das ist sogar wichtiger als die eigentliche kriegerische Technik. Schießen können muß der Soldat, aber das ist zuletzt mit mehr oder weniger Genauigkeit ja wohl auch so zu lernen. Turnen, marschieren und Strapazen ertragen kann man auch in Sportvereinen sich aneignen. Die Hauptsache aber ist die Eingewöhnung in den Organismus des Heeres, die Bildung des einheitlichen Willens in dem taktischen Körper. Hierfür ist im 17. Jahrhundert das merkwürdige Hilfsmittel erfunden — der Erfinder war der Prinz Moritz von Oranien und Gustav Adolf hat das dann nachgemacht —, die Massen dadurch in den Willen der Führer zu bringen, daß sie exerzieren. Wer das so von außen ansieht, dem sieht das Exerzieren eigentlich gar nicht so kriegerisch aus. In meiner Jugend wurde ein Spottlied gesungen, da hieß es: Den Bauch herein, die Brust heraus, das macht des Heeres Stärke aus. (Heiterkeit.) Man lachte darüber, daß mit dem Parademarsch der Feind geschlagen werden solle. Parademarsch und das, was wir heute nennen die militärische Haltung, Hacken zusammen vor dem Vorgesetzten, das ist aber nur das Aeußerliche. Das Exerzieren ist in Wahrheit das Mittel, den einzelnen Mann ganz in die Hand des Vorgesetzten zu bringen. Der Hauptmann, der es dahin gebracht hat, daß seine 250 Mann auf sein Wort jeder genau dieselbe Bewegung machen mit dem Augen-hin-und-her-werfen, mit der Hand, mit dem Bein, rechts herum, links herum, alles im kleinsten — es kommt keine Linie heraus aus der Front, die er aufgestellt hat —, der sie soweit hat, daß sie in diesen rein äußerlichen, an sich ganz gleichgültigen Dingen vollkommen in seinem Willen leben, gar keine andere Vorstellung mehr haben als: so hat es der Hauptmann befohlen und so wird es gemacht, und das ist militärisch notwendig, der hat sie auch in der Hand im Gefecht. Und darum, wenn man wohl früher sich gezankt hat, ob dieser Drill im Exerzieren Plan und Nutzen habe für den Krieg, ist das Wort gar nicht so übel geprägt: Eine Truppe, die einen

guten Parademarsch macht, geht auch gut an den Feind. (Sehr gut!) Das klingt natürlich ganz töricht, denn man geht nicht an den Feind mit durchgedrückten Knien. Der Sinn aber ist: eine Truppe, die einen guten Parademarsch macht, ist in der Hand ihrer Offiziere, und wenn nun die Offiziere etwas taugen und an den Feind gehen, dann gehen sie mit, und die Offiziere werden schon etwas taugen, dafür sind sie Berufskrieger.

Das ist also der hohe Charakter des heutigen nationalen Heeres, daß ein friedfertiges Volk die höchsten kriegerischen Eigenschaften entfaltet. Es muß dazu eine solche Körperschaft existieren, die sich dem Kriege vollständig und von Berufs wegen widmet, und das ist eben das Offizierkorps, das anknüpft an die 2000jährige Erinnerung der Sammlung eines kriegerischen Gefolges um den Fürsten, und wenn auf diesem Boden nun das Volk einmal erzogen ist, dann bleibt die Erziehung auch alle die Jahre und Jahrzehnte nach dem eigentlichen Dienst bis ins Landsturmalter hinein — unter einer Bedingung freilich: daß nämlich das ganze Volk auch der Ueberzeugung ist, daß dieses Kriegswesen dem Volke diene. Nicht für die Willkür eines Herrschers nach irgendeiner Richtung wäre ein solches Volksheer jemals zu gebrauchen, sondern dieses ungeheure Opfer, das darin liegt, daß wir Bürgersmänner diese militärische, strenge, oft grausame Zucht auf uns nehmen, kann nur gebracht werden, wenn die ganze Masse auch von dem hohen Zweck, dem sie dienen soll, erfüllt ist, und diese Einheit von Fürst und Volk ist zuerst geschaffen worden 1813 in dem Aufruf Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk". Dieser Aufruf hat geistig unser nationales Heer geschaffen, und es konnte nur geschaffen werden im Kampf für die nationale Freiheit. Da konnte kein Zweifel sein bis in die letzte Bauernhütte hinein, daß dieser Kampf ausgefochten werden müsse, und das ist jetzt nach 100 Jahren ebenso, und die Wirkung geht noch über 1813 hinaus. Denn, ohne uns rühmen zu wollen, können wir doch feststellen, daß das Aufgebot dieser unserer Tage noch weit größer ist, als damals, wo es hieß: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los. Nicht nur werden noch weit mehr jetzt eingestellt der Zahl nach, sondern sie sind auch alle militärisch durchgebildet. Die Landwehr und der Landsturm von 1813, sie waren ja nur eine Art von Bürgerwehr, die manchmal auch nicht standgehalten haben, trotz allem guten Willen, weil ihnen eben die militärische Erziehung und die Sicherheit in der Disziplin fehlte.

Wir haben jetzt einen viel höheren Prozentsatz der Männer, im Felde oder werden ihn bald ins Feld stellen, als selbst 1813 das Volk aufgestellt hat. Damals waren es 5½ %, jetzt können wir es auf 7 % oder 8 % oder noch mehr bringen. Das von Scharnhorst geschaffene Heer ist eben in seiner Idee so entwicklungsfähig, so gesund, so klar, so sicher, daß es nur immer noch stärker und immer noch gewaltiger werden konnte. Das macht, weil alle Kreise des Volkes und alle Parteien, auch wenn sie sich untereinander schlagen und bekämpfen, doch alle kräftig durchdrungen sind mit demselben kriegerischen Geist, der sich in so wunderbarer Weise mit einer ganz friedfertigen Gesinnung verbindet. Darum konnten wir diesen Krieg auch nur führen, als die Ueberzeugung einstimmig wurde: Wir sind angegriffen und wir müssen unsere Ehre und unser nationales Dasein verteidigen. (Beifall.) In dem Augenblick, wo diese Ueberzeugung heraussprang, da war auch der Geist da, der die militärische Form, diese Organisation, die in Friedenszeiten ausgebildet ist, erfüllen muß, damit sie wirksam werden kann. Damit ist auch ein großes Wort eben Scharnhorsts, der die allgemeine Wehrpflicht geschaffen hat, zu einer lebendigen Wahrheit für uns geworden, das ich jetzt anführen will. Das Römerreich ist einmal zugrunde gegangen, weil es, wie ich vorhin sagte, keine disziplinierten Legionen mehr hatte, nicht mehr selber das Schwert führen wollte, sondern Barbaren in seinen Dienst nahm; da kam es unter die Herrschaft eben dieser Barbaren.

Das einzige Mittel, ein friedliches Volk doch kriegerisch kraftvoll und tüchtig zu machen, das ist die Erziehung durch ein stehendes Heer, und darum sagte Scharnhorst: Das stehende Heer ist die Grundlage aller Kultur, weil es zivilisierte Völker befähigt, sich gegen die roheren zu behaupten.

Wir wissen jetzt, was uns droht von Osten, welches Volk seine Wogen gegen uns heran wälzt, gegen das wir uns verteidigen müssen, damit nicht die hohe Kultur unter die rohe Gewalt gerate und die Unterdrückung alles Hohen und Edlen uns und mit uns die Menschheit überwältige, und nichts rechnen wir mehr den Kulturvölkern im Westen zur Schmach an, als daß sie sich mit diesen Halbbarbaren verbunden haben, um uns, die Mitträger der höchsten Kultur, niederzukämpfen. (Stürmischer Beifall.)

Ja, das wollen wir und das sehen wir ein, daß wir es unserem stehenden Heer verdanken, wenn wir jetzt unsere Kultur verteidigen können gegen die Unkultur, und das ist das, was Fürst Bismarck

halb humoristisch einmal ausgedrückt hat, als die anderen Völker uns die allgemeine Wehrpflicht und das Zündnadelgewehr und die Taktik nachmachten. Da sagte Bismarck einmal: Ja, sie können uns vieles nachmachen, aber den preußischen Leutnant, den machen sie uns nicht nach (Beifall). Mit dem preußischen Leutnant meinte er natürlich auch den Leutnant, der einmal Feldmarschall wird. Dieses Offizierkorps, das im Frieden in der merkwürdigen Lage ist, seinen höchsten Beruf zu erfüllen, indem es ihn nicht erfüllt, nämlich indem es den Frieden erhält, und dadurch eine gewisse Unbefriedigung hat, es kommt jetzt zu seinen vollen Ehren. Als die Führer des Volkes stehen sie draußen an unserer Spitze, und wir haben das Bewußtsein, indem wir alle, wir selbst oder unsere Söhne mit ihnen kämpfen, mit ihnen gekämpft haben, daß wir ihnen treulich und gern folgen, weil sie als die treue Gefolgschaft des höchsten Kriegsherrn zugleich die Verteidiger des gesamten Deutschtums und seiner in Generationen durch große Geister geschaffenen höchsten Geistesbildung sind. Darin liegt die wahre Einheit von Heer und Volk, von Krieg und Frieden, kann man sagen. Es ist ja nichts erstaunlicher — ich kann das noch einmal wiederholen —, als daß sich dieses Volk von friedlichen Bürgern und Bauern, die nirgendwie eine Neigung zu kriegerischen Abenteuern hatten, mit einem Schlage in ein Heer von unwiderstehlichen Kriegsmännern verwandelt hat. Wie das gekommen und wie es möglich geworden ist, das haben wir uns jetzt klar gemacht in einem Ueberblick über eine deutsche Geschichte von 2000 Jahren, wie die Grundideen Treue und Tapferkeit und Tüchtigkeit sich in wechselnder Form wiederholen, wachsend und wachsend zu ungeheurer Größe und zu immer feinerem Organismus und doch dasselbe Volk wiederspiegelnd, und wie vor Tausenden von Jahren diese Kriegsverfassung zum Siege geführt hat, so führt sie uns jetzt wieder zum Siege und gibt uns die Gewißheit, daß auch Rückschläge uns keinen Augenblick erschüttern dürfen. Ein Volk von 67 Millionen, das sich im Frieden so vorbereitet hat und das diese Kriegserziehung mit allen ihren Härten so auf sich genommen hat und im Kriege solche Führer an seiner Spitze hat, die von Generation zu Generation ihre Wissenschaft, ihre Kunst, ihren Willen, ihren Ehrbegriff fortgepflanzt haben, das ist unüberwindlich (lebhafter Beifall), und alle die Siegesnachrichten, die wir gestern und vorgestern gehört haben und die, wie wir hoffen und wie wir sicher sind, auch wieder kommen werden, die sind uns jetzt gar nichts Erstaunliches mehr, denn ein solches Volk hat die Sicherheit des

Sieges, wenn es den Segen von oben nicht verscherzt hat, und da wollen wir demütig werden und diesen Vorbehalt machen, und jeder möge es mit sich selber ausmachen, ob er den Segen für sich in Anspruch nehmen darf.

Dieses Volk ist unüberwindlich, und es ist unüberwindlich nicht nur gegen jene Feinde von Osten, die wir nicht als gleichwertig vor den höheren Ansprüchen der Menschheit anerkennen können, sondern auch unüberwindlich im Vergleich mit jenem Inselvolk, das stolz und groß genug dasteht, wie wir gern anerkennen, aber das nicht die große Last der Vaterlandsverteidigung selber in die Hand nimmt, sondern glaubt, mit seinen Söldern ein Volk, das für sich selber ficht, niederkämpfen zu können. Als die am meisten Gleichberechtigten und Gleichwertigen stehen in meinen Augen deshalb noch die Franzosen da (sehr wahr!), die wirklich auch in sich eine große nationale Idee und eine Kultur, die wir ihnen nicht absprechen wollen, verteidigen. Das Schicksal zwingt uns, mit ihnen zu kämpfen, und wir werden uns ritterlich mit ihnen auseinandersetzen (Beifall). Aber da drüben die Geschäftsmänner, die bloß zahlen, die ihre Söldner ausschicken und die barbarischen Massen aufbieten und denken, uns damit niederwalzen zu können, die wollen wir bekämpfen nicht nur mit derselben Tapferkeit und wie wir hoffen auch mit demselben Erfolg, sondern auch mit der Ueberzeugung einer unendlichen inneren Ueberlegenheit (Stürmischer, lang anhaltender Beifall), – ich habe nichts weiter hinzuzufügen — einer Ueberlegenheit, die schon aus sich heraus imstande ist, den endlichen Sieg zu verbürgen (Erneuter lebhafter anhaltender Beifall).

Ist ein Winterfeldzug nach Rußland möglich?

Von

Professor Carl Ballod.

Ein Winterfeldzug in Rußland gilt seit Napoleons Zeiten als unmöglich. Die herrschende Ansicht in Rußland und außerhalb Rußlands geht dahin, daß die ungeheuren Entfernungen so außerordentliche Schwierigkeiten beim Nahrungsmittel- und Munitionsnachschub in dem kulturlosen Lande bedingen, daß eine große Armee infolge von Kälte und Nahrungsmangel alsbald dem Untergange geweiht sein würde. Ist doch bekannt, daß nicht nur die Armee Napoleons auf dem Rückmarsche von Moskau unterging, sondern auch die verfolgende Armee Kutusoffs, trotzdem sie Pelze besaß und der Nahrungsmittelnachschub besser organisiert war, bereits bis zum 4. Dezember, noch bevor Wilna erreicht war, 62000 Mann von 97000, mit denen Kutusoff am 20. Oktober 1812 aufgebrochen war, verlor. Im Lager von Kalisch, April 1813, zählte der ganze Rest der Armee Kutusoffs, trotz eines Rekrutennachschubes von 5000 Mann, gar nur noch 17000 Mann! Daß heute Rußland von Eisenbahnen durchzogen ist und einen großen Nahrungsmittelexport aufweist, würde nach russischer Meinung keinen Unterschied gegen 1812 ausmachen, weil man die Eisenbahnen zerstören, die Nahrungsmittel vernichten, Baulichkeiten niederbrennen, mit einem Wort: vor einer eindringenden Armee eine künstliche Wüste schaffen würde. Dieses Vertrauen auf die Skythentaktik ist so allgemein, daß man Rußland für unbesiegbar hält. Man ist der Ueberzeugung, daß die größte Niederlage, selbst die Vernichtung der gesamten Feldarmee, ein Verlust von 2 Millionen Mann, Rußland noch lange nicht zum Frieden zwingen könne. Denn, so sagt man, Rußland hätte ja allein an völlig ausgebildeten Mannschaften innerhalb der Altersgrenzen von 21—40 Jahren mindestens 7 Millionen Mann. Würden

die jetzt im Felde stehenden Truppen vernichtet, so könnten doch bis zum Frühjahr neue Millionenheere ausgerüstet und an die Westgrenze geworfen werden. Die 5—6 Monate des russischen Winters reichten doch für die Reorganisation der Armee. Und selbst wenn die neu organisierten Armeen wieder geschlagen würden, so würde man noch lange keinen Frieden schließen, sondern sich langsam, wenn nötig, bis an die Wolga zurückziehen. Bis dahin wäre wieder der Sommer vorbei und der folgende Winter würde wiederum zu neuen Rüstungen benutzt werden können. Die Ural-Eisenwerke, die Waffenfabriken von Perm, die neu gebauten Geschützgießereien von Zarizyn würden auch das dritte Aufgebot von Riesenheeren mit allem Nötigen versorgen. . . .

Es ist daher von größtem Belang, der Frage näher zu treten, ob denn tatsächlich ein Winterfeldzug in Rußland so sehr unmöglich ist, wie es die Russen behaupten. Denn in dem Falle, wenn die russischen Armeen geschlagen werden und ins Innere zurückfluten, muß es für den Sieger von ausschlaggebender Bedeutung sein, sie energisch zu verfolgen und nicht erst zur Ruhe kommen und Reorganisationen vornehmen zu lassen. Noch viel größer als der strategische Vorteil einer schnellen Verfolgung ist der volkswirtschaftliche: Abgesehen davon, daß schon ein halbes Jahr Kriegsabkürzung eine Ersparnis von vielleicht 10 Milliarden an direkten Ausgaben für Kriegszwecke bedeutet, ist noch der Gewinn der Volkswirtschaft bei einer Wiederaufnahme der landwirtschaftlichen und industriellen Arbeit im Frühjahr zu mindestens ebensoviel einzuschätzen. Alle Nahrungssorgen sind überflüssig, wenn der Krieg zum Frühjahr zu Ende ist, Rußland genötigt ist, Frieden zu schließen. Das wird es allerdings erst tun, wenn die deutschen und österreichischen Heere tatsächlich nicht nur Moskau und „Petrograd" genommen haben, sondern auch das südrussische Industriegebiet, die Donez-Kohlen- und Eisenwerke, die Geschützfabriken von Zarizyn besetzt haben. Denn erst die Besetzung der südrussischen Kohlen- und Eisenwerke zerschneidet den industriellen Lebensnerv Rußlands, macht seine Eisenbahnlokomotiven mangels an Kohle bewegungsunfähig . . . Mit Zarizyns Besetzung würde auch erst der Naphthatransport von Baku die Wolga hinauf zur Versorgung der russischen Industrie unmöglich.

Was den großen Abgang beim napoleonischen Heer im Winter 1812 anlangt, so wird derselbe bekanntlich nur zum geringen Teil auf Schlachtverluste, hauptsächlich aber auf Nahrungsmangel, erst in zweiter bezw. dritter Linie auf Kälte zurückgeführt. Ein übriges

tat dann der Typhus, das „Nervenfieber". Der russischen Armee tat unzweifelhaft das Nervenfieber bei der Verfolgung auf der von der napoleonischen Armee bereits verseuchten Heerstraße am meisten Abbruch.

Der Typhus als Infektionskrankheit läßt sich bei strenger Gesundheitspflege, Verbot von Genuß rohen Wassers und Uebernachtens in verseuchten, nicht desinfizierten russischen Bauernhäusern zweifellos vermeiden. Das eigentliche Problem dreht sich um die Frage, ob es möglich ist, bei weiten Märschen ausreichende Nahrung mitzuführen und ob man hinreichend warme Kleidung besorgen kann, um die Unbill des russischen Winters zu ertragen. Man muß natürlich mit dem denkbar ungünstigsten Fall rechnen, mit der Möglichkeit, daß die Russen tatsächlich beim Rückzuge hinter sich alles Land verwüsten und die Eisenbahnen so stark zerstören, daß deren Wiederherstellung bei aller Energie der Pioniere der nachrückenden deutsch-österreichischen Heere Monate in Anspruch nimmt, mit anderen Worten, mit der Wahrscheinlichkeit, daß der Nahrungsmittelnachschub für 3—4 Monate von der Heimat aus auf Landwegen geschehen muß.

Wie sind die Wege und wie ist der Winter auf den möglichen Einbruchsstraßen? Da ist zunächst 1. die alte napoleonische Heerstraße: Kowno—Wilna—Smolensk—Moskau. Entfernung etwa 920 km. Gegend unfruchtbar, sandig, sumpfig. Eine große vorrückende Armee fände da auch in dem Falle wenig zu ihrem Unterhalt, wenn die Russen nicht vorher alles verwüsteten. Die Getreideernte reicht knapp für den Bedarf der Landbevölkerung, die Städte müssen ihren Brotkornbedarf aus dem Schwarzmeergebiet zukaufen. Die Winterkälte steigt von — 4,5 ° C in Kowno bis auf — 9,4 ° C in Moskau. Hinter Wilna liegt meist den ganzen Winter über eine feste Schneedecke, im Westen ist Tauwetter nicht selten.

2. Der Weg über St. Petersburg nach Moskau. Ist in der russischen Literatur kaum beachtet, weil man bis in die neueste Zeit die Landung einer feindlichen Armee in der Nähe von St. Petersburg für unmöglich hielt. In der letzten Zeit ist die russische Presse bezüglich der Möglichkeit eines Angriffes auf St. Petersburg von der Seeseite aus bedenklicher geworden; eine solche Möglichkeit durch eine Armee, die etwa an der Mündung der Narowa landet, wird zugegeben. Ist aber eine Landung 70—150 km von St. Petersburg möglich, dann auch eine Besetzung, da erst jetzt Notbefestigungen an der Landseite angelegt werden, die eine starke Armee schwerlich lange aufhalten würden. Auch die Festungswerke von Kronstadt

sind veraltet und können vom Lande aus (etwa vom 6—8 km entfernten Oranienbaum) leicht zusammengeschossen werden. St. Petersburg wäre zweifellos ein sehr wertvolles Angriffsobjekt, weil da die russischen Dreadnoughts auf Stapel liegen und es große Waffenfabriken besitzt. Von St. Petersburg ist die Entfernung bis Moskau um 300 km kürzer als von Kowno. Die Gegend ist allerdings noch trostloser als auf der napoleonischen Heerstraße, namentlich gibt es da viele Sümpfe. Mittelkälte in den Wintermonaten — 9° bis — 10° C. Aber gerade diese Kälte hat auch ihr Gutes. Alle Wasserinnsale, alle Sümpfe, ja selbst die größeren Flüsse sind im Winter mit festem Eise bedeckt. Tauwetter ist selten, Schneedecke fast den ganzen Winter, von Ende November bis Ende März, mit Sicherheit zu erwarten. Der Winter bewährt sich so gerade hier als der große „Wegebaumeister Rußlands". Die Landstraßen sind, abgesehen von der Chaussee nach Moskau, schlecht. Aber man braucht sich im Winter gar nicht an die Landstraßen zu halten! Eine große Armee marschiert da am besten in der Luftlinie querfeldein! Gewiß, das Marschieren in dem meist tiefen Schnee, der zwischen Petersburg und Moskau liegt, ist nicht leicht. Immerhin können ja die Kolonnen in der Weise marschieren, daß die Hintermänner in die Fußstapfen der Vordermänner treten. Mit großen Tagesleistungen darf man nicht rechnen: 20—25 km pro Tag wird schon einen guten Marsch vorstellen.

Die dritte und volkswirtschaftlich weitaus wichtigste Einbruchsstraße ist die von Galizien, etwa von Podwolocyska aus nach Kiew und von da auf dem rechten und linken Ufer des Dniepr nach Jekaterinoslaw. Von da weiter über Poltawa—Charkow nach dem Donezgebiet und alsdann nach Zarizyn. Gelingt es einer Einbruchsarmee, diese Straße zu forcieren, so ist Rußland am schwersten gefährdet. Denn auf dieser Straße liegen die Kohlen- und Eisenwerke, südlich derselben die außerordentlich fruchtbaren Getreideausfuhrgebiete Rußlands, die in normalen Jahren eine Getreideausfuhr von 10 Millionen Tonnen ermöglichen. Hier wäre Rußland in seinem Lebensnerv getroffen! Wird diese Gegend von den Russen selbst nicht verwüstet, so bietet sie mit Leichtigkeit die Nahrungsmittel für eine Millionenarmee. Und sie ganz zu verwüsten, dürfte auch bei größter Meisterschaft kaum möglich sein. Allerdings, die Entfernungen von der österreichischen Grenze an sind nicht gering. Podwoloczyska—Kiew mißt 330 km in der Luftlinie, Kiew—Charkow—Zarizyn 1000 km. Und man muß noch hinzurechnen

die Strecke von Lemberg bis Podwoloczyska, etwa 165 km! Entfernungen aber von 1500 km (= Lemberg—Zarizyn) zurückzulegen ohne Eisenbahnlinien im Rücken, dürfte nicht gut möglich sein. Es könnte allenfalls an ein doppeltes Vorgehen gedacht werden: 1. Lemberg—Kiew—Jekaterinoslaw (etwa 800 km); 2. vom Schwarzen bezw. Asowschen Meere aus: Mariupol—Jekaterinoslaw und Mariupol—Zarizyn (550 km). Auf der Strecke von Lemberg—Podwoloczyska in Galizien liegt im Winter meist Schnee. Fast sicher auf eine langdauernde Schneedecke kann man bei Kiew rechnen, wo die Mittelkälte im Winter bereits — 5,5° C. beträgt. Weiter nach Osten zu, auch nach Südosten, wird es immer kälter; auf der Strecke von Jekaterinoslaw nach Poltawa—Charkow—Zarizyn beträgt die Durchschnittskälte — 6 bis — 8° C und liegt fast stets in den Wintermonaten Schnee.

Die Frage ist nun, wie müßte eine Armee ausgerüstet sein, um im Winter in Rußland eindringen zu können, und welches ist die größte Entfernung, auf die hinaus man Nahrungsmittel- und Munitionsnachschub von einem großen Proviantdepot aus erhalten könnte? Diese Strecke, die mögliche Vormarschstrecke bezw. der „Aktionsradius“ einer Armee auf Land- bezw. Winterwegen ohne Eisenbahn im Rücken bemißt sich natürlich erstens nach der Schnelligkeit des Vorrückens, der Länge der durchschnittlichen Tagesmärsche und zweitens nach der Organisation des Proviant- usw. Nachschubes.

Die Frage der Ausrüstung anlangend kann man sich daran erinnern, daß auf Märschen selbst Polarfahrer vielfach keine Pelze tragen, sondern dicke wollene Kleider, gute „Sweaters“, dicke wollene Beinkleider, Kopfschutzkappen, gute Winterschuhe. Für die Nächte werden freilich „Schlafsäcke“ aus Pelzwerk mitgeführt. In Rußland, wo Polarkälte nur höchst selten und dann nicht andauernd vorkommt, könnte man sich allenfalls ohne Schlafsäcke behelfen, brauchte aber unbedingt Schafpelze, um im Winter es an den Ruhetagen, bezw. beim Stilliegen aushalten und biwakieren zu können. Eine große Armee kann in Rußland unmöglich in Dörfern usw. Unterkunft finden, sie muß auf dem Marsche biwakieren! Die russische Armee besitzt „Baschliks“ (Kopfschutzkappen), aber keine Pelze. Die österreichische hat Winterschuhe und Kopfschutzkappen, z. T. auch schon Sweaters. Für die deutsche Armee müßte die Beschaffung von 1. Sweaters, 2. Baschliks, 3. Pelzen, 4. Winterschuhen erst organisiert werden. Die österreichische Armee könnte ihren Bedarf

an Pelzen, insbesondere Schafpelzen, wahrscheinlich größtenteils durch Requisitionen bei der Landbevölkerung in Ungarn und Galizien decken, wo die Gewohnheit besteht, im Winter Schafpelze zu tragen. Auch in Deutschland dürften wohl bei einem Aufruf an die Bevölkerung der Militärverwaltung einige Hunderttausend Pelze zur Verfügung gestellt werden. Ebenso dürfte noch eine beträchtliche Menge an unverarbeitetem Pelzwerk in Läden, Kaufhäusern usw. liegen. Rechnen wir aber mit der Möglichkeit, daß die nötigen Pelze erst durch Requisitionen von Schafen beschafft werden müßten! Auch dann liegen die Dinge keineswegs ungünstig. Deutschland besaß zwar 1912 nur noch 5,8 Millionen Schafe, aber Oesterreich-Ungarn und Bosnien müßte uns ja im Bedarfsfalle mit seinen 13,5 Millionen Schafen aushelfen. Das sind dann schon 19,3 Millionen Schafe, von denen man recht gut 12 Millionen einschlachten könnte. 6 Schaffelle werden für einen Pelz ausreichen, somit könnte man schon aus 12 Millionen Schaffellen 2 Millionen Schafpelze anfertigen. Schließlich könnte man auch Schafe in Polen und Belgien requirieren (Polen hat 1 Million, Belgien $^1/_4$ Million Schafe), aus Rumänien, Holland und Dänemark zukaufen. (Rumänien besitzt 5,2 Millionen Schafe, Holland und Dänemark je $^3/_4$ Million). Das Fleisch der Schafe eignet sich sehr gut zum Konservieren, kann getrocknet und geräuchert werden. Das Anfertigen von Pelzen könnten die jetzt stilliegenden Konfektionsarbeiterinnen sehr schnell bewerkstelligen. Ein regelrechtes Gerben der Felle ist nicht erforderlich, Abschaben mit dem Messer genügt. Auch brauchen die Pelze (Fell nach innen!) keinen Tuchüberzug, das trägt nichts zur Erwärmung bei, beschwert sie bloß; sie können, wie die der russischen Bauern ohne Ueberzug und ungegerbt sein. Würden z. B. zu Anfang Oktober die nötigen Schafe requiriert, bezw. aufgekauft werden, so werden mit großer Wahrscheinlichkeit bis Anfang Dezember die fertigen Pelze da liegen.

Die Beschaffung von dicken wollenen Sweaters einschl. Beinkleidern kann ebenfalls schnell organisiert werden. Man braucht zu einem guten Sweater und Beinkleid etwa 2—$2^1/_2$ Kilo Wollengarn oder $2^1/_2$—3 Kilo Wolle, die erst zu Garn verarbeitet werden müßten. Es ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß das zu 2 Millionen Sweaters erforderliche Garn sich noch in Vorratsmagazinen befinden wird. Das Anfertigen von Sweaters könnte dem Hausgewerbe vergeben werden, wo die Arbeitslosigkeit eine große ist und jede Arbeitsgelegenheit mit großem Dank ergriffen

werden würde. Sweaters einschl. gestrickter wollener Beinkleider müßten natürlich auch für die in Frankreich und Belgien liegende Armee beschafft werden, wenn sie nicht unter der Winterkälte während der kalten Biwaknächte leiden soll. Zu dem Zwecke müßten die französischen und belgischen Wolle- und Wollengarnvorräte requiriert werden. Die Unkosten für einen Sweater und Beinkleid dürften betragen: für Wolle höchstens 20 M., für das Stricken in Hausarbeit höchstens 10 M. Auch an dicke wollene Socken und wollene Handschuhe muß natürlich gedacht werden. 1/2 Dutzend wollener Socken und 3 Paar Handschuhe werden für jeden Mann notwendig sein und weitere 13—14 M. Unkosten verursachen. Unbedingt nötig sind auch Kopfschutzkappen (Baschliks) und Winterschuhe. Im inneren Rußland tragen die Bauern bei Frostwetter Filzstiefel, sog. „Pimy" oder „Walenki", deren Anfertigung in Masse im Bedarfsfalle sicher die deutschen Filzhutfabriken die heute ihren Betrieb sehr haben einschränken müssen, übernehmen würden. Die russischen „Pimy" kosten etwa 5—7 Rubel (11—15 Mark) und halten selbst bei 30° Frost (wie Schreiber aus Schlittenreisen im Ostrußland weiß) die Füße außerordentlich warm. Gewöhnliche wasserundurchlässige Militärstiefel mit Korkeinlage müssen natürlich ebenfalls mitgeführt werden, um beim Vormarsch bei Tauwetter keine nassen Füße zu bekommen. Bei dieser Art Ausrüstung: Sweaters, Kopfschutzkappen, Schafpelzen, 1 Garnitur an Wasser- und eine an Filzstiefeln dürfte auch im Winterfeldzug in Rußland unbedenklich sein. Im Biwak sind auch bei Tauwetter Filzstiefel eine Notwendigkeit! Zelte sind ebenfalls unbedingt mitzuführen als Schutz gegen Regen und Schnee.

Nicht minder wichtig ist die Nahrungsmittelversorgung und der Nahrungsmittel- und Munitionsnachschub. Um da den Train nicht ins Ungemessene anwachsen zu lassen, dürfte nichts übrig bleiben, als daß die Infanterie ihren Bedarf an Nahrungsmitteln für ganze 60 Tage auf Handschlitten mitzieht. Das ist keine unmögliche Forderung, denn auch der Ranzen und die Munition, die heute der Soldat sowieso bei Märschen tragen muß, könnten auf den Handschlitten gelegt werden, desgl. der Pelz und eine Garnitur Stiefel. An Nahrungsmitteln genügen bei vorwiegender Konservenernährung 1 Kilo pro Tag und Mann. Es könnten gerechnet werden pro Tag und Mann etwa 400 Gramm Schinken oder getrocknetes Schaffleisch, auch Wurst, 400 Gramm Zwieback, etwa 100 Gramm Zucker nebst Schokolade und Kaffee, etwa 100 Gramm Käse, zusammen

1000 Gramm, enthaltend annähernd 4200 Kalorien, was der gewöhnlichen sog. „großen Kriegsration“ entspricht. Manche Polarfahrer, wie Shackleton, sind sogar mit 900 Gramm Tagesration ausgekommen. Es ist anzunehmen, daß eine in Rußland eindringende Armee wenigstens Kartoffeln und Sauerkraut vorfinden wird, da es unwahrscheinlich ist, daß die sich zurückziehende russische Armee alle Kartoffelvorräte aus Mieten und Kellern wird hinausschütten und verfrieren lassen können. Zudem können selbst gefrorene Kartoffeln wenigstens als Beifutter für Pferde verwendet werden. Wasser gibt im Winter die Schneedecke her, zur Feuerung werden unter allen Umständen die nicht ganz zu Asche verbrannten Rückstände der von den sich zurückziehenden Russen angezündeten Baulichkeiten dienen, in waldigen Gegenden dürfte auch noch Brennholz genug sich vorfinden. Die Gesamtlast eines Handschlittens, den ein Infanterist hinter sich her zu ziehen hätte, würde sich zusammensetzen aus etwa 60 kg an Nahrungsmitteln, 5 kg Gewicht des Schlittens, 7,2 kg Gewicht der mitgeführten Munition (300 Patronen à 24 g), 4 kg Pelz, 1 Paar Stiefel 2 kg, Wäsche usw. 3 kg, Zeltstück 3 kg, zusammen 84,2 kg. Die Nahrungsmittel müßten natürlich in Wachstuch verpackt sein, ev. würde auch Oelpapier genügen. 84—85 kg auf einem Schlitten zu ziehen, ist leichter als 20—25 kg zu tragen, was der Soldat heute auf Märschen sowieso tun muß. Bekanntermaßen haben die Polarfahrer nach Verlust ihrer Ziehhunde oder Ponies ihre Schlitten mit Vorräten, die ein Anfangsgewicht von 100 und mehr Kilo hatten, selbst ziehen müssen, und das unter weit schwierigeren Geländeverhältnissen, als es auf einer schneebedeckten russischen Ebene gibt, dabei immerhin Tagesmärsche von 20 – 25, ja 30 km im Durchschnitt auf längeren Unternehmungen gemacht. Die Fürsorge für die Mannschaften kann gar nicht weit genug gehen, wenn man sie überhaupt vollzählig an den Feind bringen und nicht wie Napoleon $^1/_2$—$^2/_3$ vor der Entscheidungsschlacht infolge von Strapazen verlieren will. Es ist z. B. zu erwägen, ob nicht doch Schlafsäcke aus Schaffell (Wolle nach innen) für die Gesunderhaltung der Mannschaften noch dienlicher wären. Solche würden kaum mehr wiegen als Pelze, [Shackletons Schlafsäcke z. B. wogen $4^1/_2$ kg], die man anzieht, aber stets eine vollständige Durchwärmung des ganzen Körpers gewährleisten, was bei strengem Frost ausschlaggebend für Leben und Gesundheit sein kann. Die Unbequemlichkeit ist, daß man aus Schlafsäcken bei plötzlichem Alarm nicht schnell genug heraus kann. Es könnten vielleicht Pelz-

jacken und Fußsäcke aus Schaffell, die bis an die Hüften reichen müßten, in Betracht kommen. Die Frage ist auch, ob der Handschlitten nicht durch eine doppelte Segeltuchlage gleichzeitig als Feldbett dienen könnte: die Lebensmittel würden z. B. bei 2 m langem, 50 cm breiten Handschlitten kaum eine 6—8 cm hohe Lage bedecken über die eine zweite Segeltuchdecke mit 5—10 cm Zwischenraum gespannt werden und als Lager dienen könnte. Bei Tauwetter und Schneefall wäre auf so einem Schlitten ein trockenes Lager möglich, während auf bloßer Erde, bezw. auf der Schneedecke schlafende Mannschaften, selbst wenn sie Zelte haben, durchnäßt und daher leicht krank werden würden. Je behaglicher und bequemer es die Mannschaften nachts haben, desto größere Strapazen und Marschleistungen können sie am Tage ertragen! Beim Angriff müßten natürlich die Handschlitten zurückgelassen und durch eigene Maschinengewehrabteilungen bewacht werden. Es kann der Einwand gemacht werden, daß die Kolonnen bei Mitführung von Handschlitten zu lang werden würden. Allein man braucht im russischen Winter, wie oben bemerkt, nicht auf den Landstraßen, sondern querfeldein zu marschieren.

Nun die Marschleistungen und der Aktionsradius!

Die Armee Kutusoffs hat bei der Verfolgung Napoleons die 54 deutsche Meilen lange Strecke von Polotnännye Sawody bis Kopys in 27 Tagen zurückgelegt, ist also im Durchschnitt pro Tag 2 Meilen = 15 km vorwärts gekommen. Inbegriffen sind ein Schlachttag (Krasnoi) und 7 Ruhetage. Von Kopys hat das Heer Kutusoffs in 20 Tagen weitere 50 deutsche Meilen zurückgelegt, einschließlich Ruhetage. Es verlor in diesen 47 Tagen, in denen es zusammen 104 deutsche Meilen = 780 km bezw. $16^3/_5$ km pro Tag zurücklegte, trotz Pelzmäntel $^2/_3$ seines Bestandes, davon in Schlachten kaum 20 %! Ein warnendes Beispiel bezw. ein Fingerzeig dafür, daß die Fürsorge für die Mannschaften bei einem Winterfeldzuge noch sehr erheblich weiter gehen muß, als in der Armee Kutusoffs. Die Armee Napoleons hat 1812 auf dem Vormarsch für die 920 km lange Strecke von Kowno bis Moskau die Zeit vom 24. Juni bis zum 14. September gebraucht, also 82 Tage, somit bloß $11^1/_4$ km täglich zurückgelegt und dabei doch bereits bis Borodino, nur infolge von schlechter Ernährung und Krankheiten, die Hälfte ihres Bestandes verloren. Und dies bereits im Sommer! Auf dem Rückwege ist Napoleons Armee von Moskau bis zur Beresina etwa 700 km in 38 Tagen (vom 18. Oktober bis zum 26. No-

vember), also etwas über 18 km im Tagesdurchschnitt, marschiert und hatte sich dabei bis auf $^1/_5$ verringert.

Wir wollen, um vorsichtig zu gehen, Ueberanstrengungen auszuschließen, annehmen, daß die durchschnittliche Vorwärtsbewegung, Ruhe- und Schlachttage inbegriffen, nur 12 km pro Tag betragen wird. Die entsetzlichen Verluste der Armee Napoleons auf dem Vormarsch erklären sich daraus, daß die Soldaten ihre Lebensmittel in einem bereits verwüsteten Lande zum guten Teil erst requirieren mußten und dadurch bereits beim Vormarsch an Hunger und Entkräftung zugrunde gingen. Eine mit allem gut ausgerüstete und versorgte Armee würde ganz anders dastehen! Ist die Armee mit Mundvorrat für 60 Tage versehen, so würde ihr „Aktionsradius" unter der Voraussetzung, daß die verzehrten Vorräte immer wieder von neuem durch Nachschub mittels Trainpferden ergänzt werden, $60 \cdot 12 = 720$ km betragen. Ein leichtes Trainpferd zieht 500 kg; man wird annehmen können, daß es beladen 30, unbeladen 50 km pro Tag zurücklegen wird. Der Haferverbrauch wäre für so ein leichtes Trainpferd auf 8 kg täglich anzusetzen, selbst unter der Annahme, daß unterwegs kein Heu, sondern nur etwas Stroh als Zufutter aufzutreiben ist. Die Militärration für leichte Trainpferde beträgt 6 kg Hafer, $3^1/_2$ Heu, $1^3/_4$ Stroh: die $3^1/_2$ kg Heu lassen sich, dem Nährwerte nach, durch 2 kg Hafer ersetzen. Betrug also der gesamte Vormarsch der Armee 720 km, so brauchen die Trainpferde im Durchschnitt zwecks Ergänzung bezw. Auffüllung des Mundvorrates der Armee 360 km zurückzulegen, oder höchstens 375 km, wenn die Armee dem Train um 30 km vorausmarschiert war. Für die 375 km brauchen die Trainpferde für $375 \cdot 30 = 12^1/_2$ Tage, zurück $375 \cdot 50 = 7^1/_2$ Tage, zusammen also 20 Tage. Der Verzehr der Pferde an Hafer beträgt in 20 Tagen $8 \cdot 20 = 160$ kg. Bei 500 kg Anfangslast verbleiben also 340 kg Nutzlast. Nun können die Trainpferde in den 60 Tagen des Vormarsches der Armee die Durchschnittsstrecke von 375 km dreimal zurücklegen, also eine Nutzlast von $3 \cdot 340 = 1020$ kg der Armee abliefern. Wir können aber noch schärfer rechnen, wenn wir annehmen, daß die Nutzlast der Pferde bis zum Ablieferungspunkt sich nicht von 500 auf 340 kg zu verringern braucht, sondern stets auf 500 kg erhalten werden kann, indem man jeden Tag eine Neuverteilung der Lasten vornimmt, bezw. täglich einen Teil der Pferde, deren Last in Hafer für den Eigenbedarf bestand, zurückschickt. Alsdann können von 1000 Pferden auf 375 km etwas über 360 000 kg

an den Endpunkt gebracht werden, d. h. 360 **kg** pro Pferd. Bei dreimaliger Fahrt somit 3·360 = 1080 **kg**, d. h. also der Mundvorrat für 18 Mann an 60 Tagen. Für eine 1 Million Mann starke Armee braucht man sonach 55 500 Trainpferde für die Erhaltung des Mundvorrates auf der anfänglichen Höhe bis zum Endpunkt.

Neben dem Nachschub des Mundvorrates für die Mannschaften muß natürlich mit dem Munitions- und Fouragenachschub für die Artillerie- und Kavalleriepferde gerechnet werden. Die Kavallerie muß im russischen Winter aufs äußerste beschränkt werden, da sie sowieso in tiefem Schnee nicht gut vorwärts kann. Wohl aber muß die Artillerie auf der Höhe bleiben. Für eine Armee von 1 Million hätte man mit 40 000 schweren Artilleriepferden zu rechnen, für die man je 12 **kg** Hafer pro Tag (anstatt der gewöhnlichen Ration von 10 **kg** Hafer, 3½ Heu, 1¾ Stroh für schwere Artilleriepferde) rechnen müßte. Für den Vormarsch von 60 Tagen brauchte man alsdann allein 60 12 = 720 **kg** und zu dessen Anfuhr für 40 000 Artilleriepferde 26 666 leichte Trainpferde (ein leichtes Trainpferd leistete 1080 **kg** netto auf 375 **km**). Zur Ergänzung des Hafervorrates nach der Ankunft am 720 **km** entfernten Bestimmungsort könnten die 55 000 Pferde, die den Mundvorrat für die Mannschaften ergänzt haben, verwendet werden. Freilich können sie zusammen mit den 26 666 Haferfuhrenpferden nach Maßgabe von 30 **km** Fahrtleistung täglich erst 24 Tage (24·30 = 720) nach Ankunft der Armee am Bestimmungsort da sein und dann für etwa 44 Tage (etwa 20 Millionen **kg**) Hafer heranbringen. Für die 24 Tage bis zur Rückkehr der Mundvorrats-Haferfuhrenpferde müßten freilich besondere Trainpferde Hafer bringen. Indessen darf man wohl damit rechnen, daß die Artilleriepferde selbst für 8 Tage Mundvorrat mitführen werden, so daß ein Defizit nur für 16 Tage besteht, der auf 720 **km** angeführt werden müßte. 1000 leichte Pferde werden bei den oben angenommenen Leistungen (500 **kg** Fuhre, 30 **km** beladen, 50 unbeladen) und Umkehr der leeren Fuhren etwa 260 000 kg Hafer abliefern. Für 40 000 Pferde braucht man an 16 Tagen 7,68 Millionen **kg** Hafer, zu deren Heranbringung 30 000 leichte Trainpferde reichen werden. Der Gesamtbedarf an Trainpferden stellt sich sonach auf 55 500 + 26 666 + 30 000 = 112 166. Unter Berücksichtigung des Nachschubes der verbrauchten Munition müßten aber insgesamt 120—125 000 Trainpferde gerechnet werden.

Wollte man dagegen auf die Handschlitten verzichten und den ganzen Proviantnachschub durch einen Trainpark organisieren, so brauchte man mindestens 100000—150000 Trainpferde mehr. Auch entfiele dann für die Mannschaften die große Annehmlichkeit, den Handschlitten als Feldbett zu benutzen. Es ist nun anzunehmen, daß selbst unter den ungünstigsten Umständen im Verlaufe des Vormarsches eine beträchtliche Eisenbahnstrecke im Rücken der Armee wiederhergestellt werden wird. Rechnet man den täglichen Fortschritt bei der Wiederherstellung der Eisenbahnen zu 5 km, so wären nach 60 Tagen bereits 300 km wiederhergestellt, die Armeen also nur 720 — 300 = 420 km von der Proviantbasis entfernt. Beim Vormarsch von Kowno nach Moskau hätte man nach 60 Tagen noch eine Strecke von 200 km vor sich, die man nach der angenommenen Durchschnittsleistung in 17 Tagen (17 · 12 = 204) zurücklegen könnte. Die Entfernung von der Proviantbasis würde alsdann, da in den 17 Tagen weitere 17 · 5 = 85 km Eisenbahnstrecke wiederhergestellt sein würden, 420 + 200 — 85 = 535 km betragen. Auf der Strecke Kiew—Zarizyn (1000 km), die in 83 Tagen zurückzulegen wäre, würde diese Maximalentfernung auch nur knapp 1000 — 83 · 5 = 585 km betragen. Man würde also unter dieser Annahme (5 km Eisenbahnfortschritt täglich) keinesfalls die vorher berechneten 120—125000 Trainpferde brauchen, sondern nur etwa 70—80000. Nur wenn der Fortschritt bei der Wiederherstellung der Eisenbahn weniger als 3 km pro Tag beträgt, würde man die Höchstzahl von 125000 Trainpferden brauchen. Die Wiederherstellung der Eisenbahnen könnte natürlich durch aufgebotene Landsturmmannschaften unter Leitung von Pionieren geschehen. 50—100000 Mann Landsturm würden dazu selbst bei Tag- und Nachtarbeit und dreimaligem Schichtwechsel (je 8 Stunden angestrengter Arbeit) ausreichen, denn große Erdarbeiten gibt es weder auf der Strecke Kowno—Moskau, noch auf der von Kiew nach Zarizyn zu bewältigen. Es ist auch nicht einmal anzunehmen, daß alle Schienen und Schwellen vernichtet, der ganze Oberbau, alle Dämme und Einschnitte mittelst Dynamit gesprengt sein werden: sehr oft werden die sich zurückziehenden Heere mit der Sprengung von Brücken begnügen, die verhältnismäßig leicht wiederherzustellen sind, sobald genügend Brückenbaumaterial zur Verfügung steht. Und eisernes Brückenbaumaterial, auch Schienen und Eisenschwellen, können die deutschen Eisenwerke in kürzester Zeit in genügender Menge liefern. Auch an Zement zur Wiederherstellung der

Durchlässe und Brückenpfeiler haben die deutschen Zementwerke übergenug.

Ein Winterfeldzug nach Rußland ist also unter Benutzung der reichen technischen Hilfsquellen Deutschlands keineswegs ein so riskantes Unternehmen, wie es von russischer Seite mit Vorliebe dargestellt wird. Gewinnt erst diese Ueberzeugung in Rußland überhand, so wird die russische Regierung nach den Niederlagen ihrer Feldarmee auch eher zum Friedensschluß geneigt sein, den sie dann unter billigeren Bedingungen bekommen kann, als wenn sie es zum Aeußersten kommen läßt. Freilich ist es sehr möglich, ja wahrscheinlich, daß der nationale Stolz einen Friedensschluß vor dem völligen Niederbrechen nicht zulassen wird. Es wird dann eben gekämpft werden bis zum bitteren Ende, und es wird gut sein, daß man sich in der deutschen Oeffentlichkeit beizeiten mit allen Möglichkeiten eines russischen Winterfeldzuges beschäftigt.

Herrscht in Rußland Einigkeit?

Von

Prof. Carl Ballod.

Die Ausführungen des Fürsten Kotschubei, die im Septemberheft der „Preußischen Jahrbücher" abgedruckt waren, verdienen uneingeschränkte Beachtung als Spiegelbild der Anschauungen der in Rußland herrschenden politischen Richtung genau so, wie dies bei dem Aufsatze des Prof. Mitrofanow der Fall war. Widerspruch ruft nur hervor die Behauptung, daß Rußland heute im Innern so stark und so einig sei, daß von der Möglichkeit einer Wiederauflage der Revolution von 1907 gar keine Rede sein könne. Wer in russischen parlamentarischen Kreisen verkehrt hätte, der wüßte, daß die Majorität der Duma von rein nationalistischen Gefühlen beseelt sei, entschlossen, die Rechte Rußlands gegen das Ausland zu wahren. Das ist zunächst richtig. Die Majorität der jetzigen Duma, genau wie der verflossenen, im Herbst 1907 gewählten, ist nationalistisch. Diese Majorität repräsentiert aber nicht das russische Volk, nicht die russische Gesellschaft, sondern nur eine kleine, aber mächtige Koterie, die Koterie, die unter der Fahne des Nationalismus die politische Macht zu wirtschaftlichen Ausbeutungszwecken mißbraucht. Russisches „Parlament"? Es genügt, an den Ursprung dieses Parlaments auf Grund des „Gesetzes" vom Juni 1907 zu denken. Die ersten zwei russischen Dumawahlen, im April 1906 und im Februar 1907, hatten ausgesprochen oppositionelle Majoritäten ergeben. Gewählt waren sie nicht etwa auf Grund des allgemeinen Wahlrechts, sondern auf Grund eines Gesetzes, das nicht einmal erheblich liberaler war als das preußische Klassenwahlrecht. Die Regierung Stolypins fühlte Juni 1907 so sehr die Macht in ihrer Hand, daß sie nicht nur die oppositionelle Duma auflöste, als diese der Verhaftung einer ganzen Fraktion, der sozialdemokratischen, nicht

ohne weiteres zustimmte, sondern auch ein neues Wahlgesetz oktroyierte. Dieses Wahlgesetz hat die Eigentümlichkeit, daß bei ihm von Rechtsgrundsätzen so ziemlich vollständig abgesehen war, das einzige Prinzip war: der Regierung die Majorität zu sichern. Man hatte im Jahre 1905 für die ländlichen Wahlbezirke die Größe und den landwirtschaftlichen Wert des von den Bauern einerseits, dem Großgrundbesitz andererseits besessenen Grundeigentums (bezw. Gemeindebesitzes bei den Bauern) zur Grundlage der Wahlmännerwahlen gemacht. Dabei hatten denn die Bauern überall die Majorität der Wahlmänner, die großgrundbesitzlichen Wahlmänner wurden überstimmt, es wurden da, wo die Wahlen frei waren, keine Großgrundbesitzer gewählt, die nicht wenigstens auf bauernfreundlichem Standpunkt standen. Die Majorität dieser Duma bestand aus der „Arbeitsgruppe", die die entgeltlose Aufteilung des Großgrundbesitzes im Interesse der Bauern forderte, und der sog. Kadettenpartei, zu der die überwiegende Mehrzahl der „Intelligenz" (Leute mit Hochschulbildung) gehörte und die die Aufteilung zwar nicht des ganzen, aber des größten Teiles des Großgrundbesitzes zu einem „gerechten" Preise forderte, nur die „Kulturwirtschaften" schonen wollte, und in einigen ihrer Vertreter verringerte Großbetriebe bis zu 300 Desjatinen (= 1300 preuß. Morgen) bestehen lassen wollte. Diese „Kadettenpartei" war nahe daran, die politische Macht zu erlangen: Der Hof führte mit ihr durch den s. Zt. fast allgewaltigen Palastkommandanten Trepow Verhandlungen: der Präsident der Duma und Führer der Kadettenpartei, Muromzew, sollte Ministerpräsident werden. Es scheint so, als ob diese Verhandlungen in der Hauptsache an dem ethischen Puritanismus der Führer der Kadetten gescheitert sind: Diese wollten nicht gerne auf den Generalpardon eingehen, der nach den Forderungen des Hofes allen Provinzpaschas erteilt werden sollte, die die Gesetze übertreten bezw. per fas et nefas ihren Vorteil gesucht hatten. Jedenfalls gelang es Stolypin, der damals Minister des Innern war, den Zaren in elfter Stunde von der „Schädlichkeit" der Kadettenherrschaft zu überzeugen und ihn zu bewegen, es lieber von neuem mit der Polizeiherrschaft zu versuchen. Die Duma wurde Juli 1906 aufgelöst — ihre Majorität protestierte, wurde aber mit Polizeimitteln zur Ruhe gebracht. Jedenfalls hatte sich diese Majorität insofern sehr getäuscht, als der allgemeine Volksaufstand, den man erwartete, nicht ausbrach; die Beschlüsse des Wyborger Rumpfparlaments: keine Steuern zu zahlen und keine Rekruten zu stellen, trugen den

Mitgliedern dieses Parlamentes Gefängnisstrafen und politische Entrechtung ein. Partielle Volks- und Militäraufstände wurden leicht niedergeworfen, Feldgerichte eingesetzt, die an den Revolutionären vom Herbste 1905 in ausgiebiger Weise Rache nahmen. Tausende wurden zum Galgen, Zehntausende zur Verschickung und zur Zwangsarbeit verurteilt. Die neuen Wahlen im Februar 1907 ergaben trotz aller Vergewaltigungen der Opposition, trotz äußersten Zwanges von seiten der Regierung wiederum eine kadettisch-arbeitsparteilich-sozialdemokratische Majorität. Diese Majorität trieb nun Stolypin Juni 1907 auseinander und ließ ein verändertes Wahlgesetz ausarbeiten. Wenn von einem Prinzip bei diesem für die Dumawahlen vom Herbst 1907 und 1912 angewandten Wahlgesetz die Rede sein kann, so besteht dieses Prinzip darin, daß dem Adel bezw. dem Großgrundbesitz in jedem Falle die Majorität der Wahlrechtsmänner gesichert werden sollten. Zu dem Zwecke wurde die großgrundbesitzliche Desjatine je nachdem zum Doppelten, zum Vierfachen, mitunter auch zum Sechzehnfachen der bäuerlichen Desjatine bewertet. Mitunter aber half nicht einmal das, denn es gibt Gouvernements, und dazu gehört der ganze Norden und Sibirien, wo es überhaupt keinen Großgrundbesitz gab. In solchen Fällen mußte der Tschinownik den Großgrundbesitzer vertreten. Auf Grund dieses famosen Wahlrechtes hatte der Großgrundbesitz überall eine starke Majorität, er durfte zwar nicht alle, sondern nur etwa $^2/_3$ der Duma-Abgeordneten ganz allein, aus seiner Mitte stellen, konnte sich aber für das übrig bleibende Drittel diejenigen bäuerlichen Wahlmänner aussuchen, die ihm am genehmsten waren. Und die Polizei sorgte jetzt ganz energisch dafür, daß von den Bauern nur ganz zahme Wahlmänner aufgestellt wurden: wer irgendwie verdächtig war, wurde unter irgendeinem Vorwande in Anklagezustand versetzt, womit nach dem herrlichen Gesetz die Streichung von den Wahllisten verbunden war. Wenn sich dem Angeklagten dann nachher absolut nichts Strafbares nachweisen ließ, so tat das nichts zur Sache: die Wahlen waren geschehen. In den Westprovinzen, in denen der polnische Adel durch Anzahl und Besitzumfang vorherrschte, wurde durch einfache Polizeimittel der Minorität des russischen Adels die Majorität der Wahlmännerstimmen verschafft. Die Polen, Mahomedaner, Kaukasier wurden Bürger minderen Rechtes, durften nur $^1/_3$ so viel Abgeordnete stellen, als ihrer Volksziffer entsprach. In den großen Städten hatte man ein Kurienwahlrecht eingeführt, auf Grund dessen trotz aller Künste der Polizei in der zweiten Kurie stets, mitunter selbst

aber in der ersten Kurie oppositionelle Abgeordnete gewählt worden sind. Man hatte außerdem für die städtische Arbeiterschaft besondere Kurien geschaffen, die es derselben ermöglichen sollten, ihre Vertreter zu Wort kommen zu lassen: auf diese Weise sind per fas ein halbes Dutzend sozialdemokratische Konzessionsschulzen in die „Herrenduma" gekommen, außerdem noch gewissermaßen per nefas durch anfängliche Verheimlichung ihrer Gesinnung eine ganze Anzahl in die städtischen zweiten Kurien. Trotz der überwältigenden Majorität der nationalistischen Rechten, die dieser Wahlmodus erbrachte, ist das Tschinownikum mit der Duma noch immer nicht ganz zufrieden gewesen, weil sie in seine durch die Tradition geheiligten Rechte Bresche legte, Kontrolle über die verwendeten Gelder verlangte, mitunter den am übelsten berüchtigten Ressorts, wie dem „Tsuschima-Ressort", d. h. dem russischen Marineamt, die geforderten riesigen Kredite für Flottenneubauten verweigerte, welche Neubauten dann freilich auf Kaiserlichen Befehl, im Widerspruch mit der Duma, in Angriff genommen sind. Aber in bezug auf die Losung, „Rußland für die Russen", scil. die Großrussen und nationale Expansion sind Tschinownikum und Dumamajorität einig. Es darf nur nicht außer Acht gelassen werden, daß bei den Debatten über die Kriegskredite von den Wortführern sowohl der russischen Sozialdemokratie als der Arbeitsgruppler scharfe Oppositionsreden gehalten sind, in deren Folge die Abgeordneten dieser Gruppe unter Protest die Dumasitzung verlassen haben. Bei der Parteiverteilung der ersten und zweiten Duma, die einigermaßen die Stimmung der Bevölkerung repräsentierte, wäre, wenn außer den Sozialdemokraten und Arbeitsgrupplern auch noch die „Fremdstämmigen", Polen, Kaukasier, Mohammedaner usw., gegen die Kriegskredite gestimmt hätten, kaum eine Majorität für diese Kredite zusammenzubekommen gewesen. Auch jetzt können die russischen Sozialdemokraten und Arbeitsgruppler erklären, daß sie, nicht die Nationalisten, die Majorität des russischen Volkes repräsentieren. Diese latente Majorität kann leicht zur offenen werden, wenn die russischen Heere andauernd Schlappen erleiden und ins Innere zurückfluten müssen. Auch in der Revolution vom Jahre 1905 ging es doch nicht so zu, daß die Opposition von vornherein eine große Macht besessen hätte. Trotz aller Korruption des Tschinownikums, trotz der Opposition der Intelligenz, war infolge der dumpfen Resignation des Bauerntums nicht zu erwarten, daß offene Empörung ausbrechen und siegen könnte. Als aber die russischen Truppen in der Mandschurei geschlagen wurden, als die

Flotte bei Tsushima unterging, war kein Halten mehr: man klagte die absolutistische Regierung für alle Mißerfolge an, man erinnerte an die Drohung Plehwes, des allgewaltigen, Juli 1904 ermordeten Polizeiministers, der erklärt hatte, die russische Opposition solle sich ja nicht mit ihren Verfassungsgelüsten mausig machen, im Lande der Jakuten gebe es Raum genug für die gesamte russische Intelligenz. Also, folgerte man, seien die Niederlagen zu erklären aus der Tatsache, daß man mit der Intelligenz das Land der Jakuten zu bevölkern gesucht hätte, um mit der Nichtintelligenz den Krieg zu führen. . . Was ginge den russischen Bauern, das russische Volk überhaupt dieser Krieg im fernen Osten an? Derselbe werde doch für die Bereicherung einer skrupellosen Koterie von Lieferanten und Beutejägern geführt. . . Es ist jetzt fast völlig vergessen, daß die Revolution von 1905 weniger an der Macht der Regierung, der Treue des russischen Bauern für das angestammte Zarenhaus der Romanoffs, eigentlich Holstein-Gottorps, gescheitert ist, als vielmehr an der Maß- und Kopflosigkeit der Revolutionäre, der Morde, Zerstörungen, Plünderungen und Brandstiftungen, die nach kurzem Revolutionsfieber fast alle ordnungliebenden Elemente auf die Seite der Regierung trieben. „Nicht die Regierung hat uns besiegt, wir selbst haben uns zerfleischt und der Regierung ausgeliefert" haben einsichtige Anhänger der Opposition erklärt. Kaum war das Verfassungsmanifest vom 17./30. Oktober 1905 erschienen, als der Petersburger Rat der Arbeiterdeputierten die Hilfe der Intelligenz für überflüssig erklärte und ganz allein herrschen wollte Sowie aber die Regierung merkte, daß die Opposition nicht mehr einig war, griff sie mit harter Faust zu, verhaftete die Arbeiterdeputierten. Trotzdem fehlte es nicht an dramatischen Zuspitzungen der Situation. Ein verhältnismäßig geringes Häuflein, wenige Tausende Revolutionäre hielten die Regierungsorgane in Moskau im November 1905 in Schach. Die Garnison Moskaus wagte man nicht gegen sie zu kommandieren, weil sie sozialistisch durchsetzt war und man befürchten mußte, daß sie mit den Revolutionären fraternisieren würde. Die Die Mandschureitruppen, die zurückkehrten, waren fast durchweg aufsässig. Man hatte ihnen die Waffen abgenommen. Trotzdem haben sie unterwegs Unheil genug angerichtet. Sie hätten sämtlich auf dem Rückwege für die Revolution eingefangen werden können: die Revolutionäre waren ja im Besitz fast aller Eisenbahnen, auch Post und Telegraph waren fast ganz in ihren Händen. In Moskau rettete die Situation für die Regierung das Semenower Regiment,

das, kaum angelangt, sofort Geschütz aufgefahren und die Revolutionäre niedergeschossen hat. Die revolutionären Eisenbahner hatten zu viel Zeit verloren mit Beratschlagungen darüber, ob sie, die die St. Petersburg—Moskauer Bahnlinie beherrschten, die von St. Petersburg nach Moskau laufenden Militärzüge in die Luft sprengen, entgleisen lassen, oder ruhig nach dem Prinzip, daß man dem Bösen nicht widerstehen solle, ankommen lassen sollten. Es scheint, daß man sich in der Hoffnung gewiegt hatte, auch die Petersburger Truppen würden nicht schießen. . . Darin hatte man sich freilich gründlich verrechnet. . . Kaum weniger schwierig war die Situation in St. Petersburg, als man fast die letzten regierungstreuen Regimenter nach Moskau und den Ostseeprovinzen geschickt hatte zwecks Niederwerfung des Aufstandes. Es wird glaubhaft erzählt, daß die Zarenjacht bei Peterhof November 1905 Tag und Nacht geheizt dalag, um nötigenfalls den Hof nach England zu entführen und daß es erst den energischsten Vorstellungen einiger Großfürsten, darunter auch des jetzigen Höchstkommandierenden der russischen Armee, Nikolai Nikolajewitsch, gelang, den Zaren zum Bleiben und zum Versuch, die Revolution mit allen Machtmitteln niederzukämpfen, zu bewegen. Dieser Versuch gelang über Erwarten, und es ist daher kein Wunder, daß man beim russischen Hof die Versprechungen des Oktobermanifestes sehr bereute und seither auch das Menschenmögliche getan hat, um es rückgängig zu machen. Die Dumamajorität der „Herrendumas" von 1907 und 1912 hat diesen Bestrebungen nach Kräften, die wenigen anständigen, auf Umwandlung Rußlands in einen Rechtsstaat bestrebten Elemente unter den Anhängern der Regierung, wie es die Chomjakow, Gutschkow, der Baron v. Meyendorff, sind, zum Schweigen gebracht. Es triumphiert der schrankenlose Nationalismus, das „ausgesprochene Rückschrittlertum". In vielen Fällen kann die Regierung, gestützt auf die zuverlässige Duma, sich heute Rechtsverletzungen erlauben, die früher, unter dem absolutistischen Regime, undenkbar gewesen wären. Dahin sind zu zählen vor allem die Vergewaltung der Hochschulen, Absetzung der meisten Professoren, die im Geruch oppositioneller Gesinnung standen, und ihre Ersetzung durch wissenschaftliche Nullen, Kreaturen des jetzigen Unterrichtsministers Kasso. Diese unter der anständigen Intelligenz so übel berüchtigten „Kassowzi" werden bald die Majorität im Unterrichtskörper der russischen Hochschulen bilden. Es muß auch zugegeben werden, daß es den „Kassowzi" gelungen ist, einen Teil der Studentenschaft für die nationalistischen Pläne der Regierung einzufangen.

Desgleichen hat die Regierung nach der Revolution ohne Zensur die Presse mehr zu beeinflussen verstanden, als vorher mit Zensur. Der Zauberschlüssel für die Beherrschung der Presse und damit eines großen Teils der Massen waren — die hohen polizeilichen Geldstrafen und Zeitungs- bezw. Bücherverbote, die nach Willkür, ohne Befragen der Gerichte, verhängt werden konnten. Ein großer Teil des russischen Lesepublikums, nicht nur der russische Spießbürger, sondern auch ein Teil der Intelligenz, hat in der Tat allmählich seit der Revolution sich umzudenken gelernt. Artikel, die sich auf die innere Lage bezogen, waren gefährlich, konnten leicht zu Drangsalierungen führen, sobald sie einem Provinzpascha mißfielen. Dagegen durfte man die „Fremdstämigen" in Rußland selbst nach Herzenslust verdächtigen, ebenso durfte man über das böse Deutschland, das Rußland wirtschaftlich zugrunde richten, und das schlimme Oesterreich, das die Slaven knechten wolle, den Stab brechen. . . Die Züchtung des extremsten Nationalismus zu Zwecken der Niederhaltung sozialpolitischer Bestrebungen. Genau wie nach der Thronbesteigung Alexanders III. (1881). Auch dem russischen Bauern wird vielfach plausibel gemacht, daß es das goldene Zargrad ist, für das er kämpfen soll und dessen Besitz Rußland von Deutschland und Oesterreich nicht gegönnt wird, gerade weil mit diesem Besitz für das heilige Rußland, für das russische Volk das goldene Zeitalter anbrechen würde. . . Es ist auch nicht zu bestreiten, daß selbst ein großer Teil der russischen oppositionellen Intelligenz den Besitz Konstantinopels und der Dardanellen für eine Lebensfrage Rußlands halten: man weist auf die großen materiellen Verluste hin, die Rußland bei einer Sperre der Dardanellen, wie 1912/13 erleide; es sei Getreide im Werte von mehreren Hundert Millionen Mark in den Schwarzemeerhäfen verfault. Man hat, auch in der Duma, darüber beratschlagt, ob man einen Großschiffahrtsweg vom Schwarzen nach dem Baltischen Meere herstellen sollte (Richtung Dnieprmündung — Dünamündung) und ist der hohen Kosten wegen (zumindest $1\frac{1}{2}$—2 Milliarden Mark) und wegen des Umstandes, daß ja auch das Baltische Meer mit Leichtigkeit sich in ein deutsches mare clausum umwandeln ließe, davon abgekommen. Durch den Krieg hofft man die wirtschaftlichen Fragen billiger zu lösen. . .

Fürst Kotschubei weist darauf hin, daß der russische Bauer, Dank einer weisen Führung, deren Hauptvertreter die Bauernbank sei, täglich mehr Landbesitz gewinne, insbesondere da auch der Gemeindekommunismus mehr und mehr verschwinde. In der Tat, die

Auflösung des Gemeindebesitzes, wie sie durch den Zarenukas vom November 1906 eingeleitet und die späteren Gesetze vom Jahre 1911 geregelt ist, haben in Verbindung mit der größeren Kolonisationstätigkeit im Innern und in Sibirien auch deutsche Gelehrte fasziniert, die es übersehen haben, daß das, was an der Tätigkeit der russischen Regierung in puncto Agrarfrage gut ist, längst von der Opposition gefordert wurde, aber unter gleichzeitiger erweiterter sozialpolitischer Tätigkeit, die von der Regierung Stolypins verabscheut wurde. Ist es doch Stolypin gewesen, der nicht im Sinne von Nietzsche, sondern im brutal vulgären Sinne das böse Wort von einer Hilfe den Starken, Zertretung der Schwachen, also die extremst antichristliche These geprägt hat. Das Gute an der Auflösung des Gemeindebesitzes ist unzweifelhaft, daß durch die damit verbundene, von Regierungskommissionen vorgenommene Neuvermessung und Zusammenlegung der Grundstücke überhaupt rationelle landwirtschaftliche Arbeit ermöglicht wird, was bei der bisher herrschenden Streulage, damit des Flurzwanges und zum Teil auch wegen der Gefahr, bei einer künftigen Neuverteilung durch den Neid der Nachbarn die in gute Kultur gebrachten Grundstücke zu verlieren, unterblieb. Sehr anzuerkennen ist auch das Bestreben, durch Ankauf großer Güter und Parzellierung in lebensfähige Bauernhöfe von mindestens 30 bis 40 preußische Morgen eine intelligente, arbeitsame, in Einzelhöfen lebende Bauernschaft zu schaffen. Sind doch von der russischen Regierung im großen Maße Niederlagen landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen eingerichtet worden, die in Miete gegeben werden. Desgleichen wird für billige, gute Sämereien und billigen Kunstdünger gesorgt. In der letzteren Beziehung sind der russischen Regierung freilich seit langem die von ihr vielfach als oppositionell angefeindeten russischen Landschaften vorangegangen. Eine so große Tat auch die Individualisierung des Bauernbesitzes und die Zusammenlegung der Grundstücke ist, so ist doch ebenso wahr, daß dem Bauern, der nur eine Liliputhufe besitzt, alle Zusammenlegung nichts nutzt. Nun, dieser Bauer soll eben, das ist der Sinn der Worte Stolypins, seinen Besitz an die starken Bauern verkaufen, damit selber zum Arbeiter, also zum Proletarier werden. Ueber diese Proletarisierung der großen Masse der russischen Bauern haben ungeteilte Freude nur die äußerste Rechte, die Partei, die Fürst Kotschubei vertritt, und die extreme Linke. Die erstere, weil der Großgrundbesitz hofft, dadurch billige Arbeiter zu erlangen, die letztere, weil es nun eben dem marxistischen Programm entspricht, daß alles erst möglichst

schlecht werden, die große Masse gründlichst proletarisiert werden muß, bevor es besser werden kann. Das, was die Arbeitsparteiler und die Kadetten forderten, war dagegen die Hilfe allen, vor allem aber den elenden und Bedürftigen, die von ihrer Landhufe nicht leben konnten. Hätte dazu der russische Großgrundbesitz ausgereicht? Ja, wenn man die Hufen der Bedürftigen auf 30—40 Morgen begrenzt hätte, was in der Schwarzen Erde völlig gereicht hätte... Aber die Großgrundbesitzerpartei, deren Vertreter Stolypin wurde, wollte sich eben nicht zu einem Zwangsauskauf auch nur des an die Bauern verpachtet gewesenen Landes, das mindestens die Hälfte des großgrundbesitzlichen Ackerlandes (etwa rund 20 Millionen Desjatinen nach der Statistik der sog. „Kommission" des Zentrums) ausmachte, entschließen. Deren Ziel war nicht so sehr die Erhaltung der 130000 großgrundbesitzlichen Kulturzentren, von denen Stolypin geredet hat, die Förderung des landwirtschaftlichen Fortschrittes, als vielmehr der Schlendrian nach alter Väterweise, Verpachtung, Verkauf an die Bauern zu sukzessive höher getriebenen Pacht- und Landpreisen. Ist doch der Verkaufspreis der Desjatine nackten Landes unter der von Kotschubei so gerühmten weisen Führung der Bauernbank in 15 Jahren von 39 auf 120 Rubel im Reichsdurchschnitt gesteigert worden. Kein Wunder, wenn man weiß, daß die mit der Bauernbank eng liierte Adelsagrarbank zu dem ausgesprochenen Zwecke gegründet war, dem Adel zu helfen durch hohe Beleihung und billigen Zinssatz.

Wenn also Fürst Kotschubei glaubt, daß die Tätigkeit der Regierung den russischen Bauern befriedigt hat, so irrt er sich gewaltig. Die Masse der proletarisierten Kleinbauern empfinden es als ein bitter schweres Unrecht, daß sie ihr Land haben aufgeben müssen zugunsten weniger Glücklicheren, die gestern noch ihresgleichen waren. Und diese letzteren werden im Ernstfalle, wenn proletarische Bauernunruhen drohen, keinen Finger krumm machen zum Schutze des Großgrundbesitzes, sondern ihre gestern depossedierten Standesgenossen auf den noch unverteilten Großgrundbesitz verweisen ... Man muß wirklich jeder Psychologie bar sein, um zu glauben, daß die russischen Bauern sich auch dann nicht am Großgrundbesitz vergreifen werden, wenn die russischen Armeen geschlagen sind und damit die Autorität der Regierung ins Wanken geraten ist .... Nein, da werden alle Aufrufe zum Schutz von Thron und Altar an dem von der Regierung selbst großgezüchteten Eigenvorteil des Bauern zerschellen. Die Folgen sich auszumalen, ist grausig.

„Gott verhüte es, einen russischen Aufstand zu erleben", hat schon, sehr mit Recht, Puschkin gesagt . . .

Von den „Fremdstörrigen" hat man nun den Polen Autonomie versprochen, ohne zu bedenken, welche Unzufriedenheit man dadurch unter den anderen „Fremdstörrigen hervorgerufen hat, die sich bis jetzt nicht wie die Polen durch wiederholten Aufruhr ausgezeichnet haben. Auch die Kleinrussen, die ganz Südwestrußland fast bis an den Don bewohnen, werden keine übermäßige Lust haben, sich für die Herrschaft des großrussischen Adels und Tschinowniktums aufzuopfern. In Kleinrußland und Südrußland ist erst von der Kaiserin Katharina II für den Expansionsdrang des großrussischen Adels die Leibeigenschaft eingeführt worden; in den ehemals polnischen Provinzen wurde unter russischer Herrschaft die Leibeigenschaft verschärft. Die kleinrussische Sprache ist unterdrückt, der Kleinrusse wird mit einem gewissen Hochmut behandelt, als „Chochol" (Schopf) verspottet.

Was soll man zu der Schädigung Rußlands durch den deutsch-russischen Handelsvertrag vom Jahre 1904 sagen? Die russische Tagespresse führt eine von der Regierung durch eine falsche Statistik geförderte systematische Hetze gegen Deutschland. Die russische Statistik fragt bei der Ausfuhr nicht, wie die deutsche, nach dem eigentlichen Bestimmungslande, sondern nach dem Lande, wohin die ausgeführte Ware abgefertigt ist. Desgleichen bei der Einfuhr nicht nach dem eigentlichen Ursprungslande, sondern nach dem Lande, aus dem die betreffende Ware nach Rußland gebracht ist. Die Folge ist, daß die Ausfuhr, die durch die Niederlande und Belgien nach Deutschland geht, in der Ausfuhr nach Deutschland fehlt. Dafür aber stehen Waren aus Frankreich, England usw. in der russischen Statistik als deutsche Einfuhr, wenn sie deutsches Gebiet passiert haben. Auf solche Weise läßt sich die Ausfuhr nach Deutschland sehr verkleinern, die Einfuhr aus Deutschland außerordentlich vergrößern und dann beweisen, wie ungünstig die Handelsverträge für Rußland gewesen sind, wie Deutschland Rußland wirtschaftlich knechtet. Die richtige deutsche Statistik läßt die russischen statistischen Lügen in sich zusammenstürzen. Es betrug in Millionen Mark

	Ausfuhr nach Rußland	Einfuhr aus Rußland
1913	880	1425
1912	680	1528
1911	625	1634

	Ausfuhr nach Rußland	Einfuhr aus Rußland
1910	547	1387
1909	444	1364
1908	450	944
1907	438	1107
1906	406	1068
1905	368	1021
1904	315	816
1903	378	826
1902	344	760
1901	318	716

Man sieht, der Handel Deutschlands mit Rußland hat in den letzten fünf vollen Jahren der Caprivi-Verträge (1901—1905) ein Plus von 2406 Millionen Mark ergeben zu Gunsten Rußlands, in den letzten fünf vollen Jahren der Bülow-Verträge (1909—1913) ein solches von 4162 Millionen. Es ist also wirklich kein Grund da, über Benachteiligung Rußlands zu klagen. Es mag sein, daß deutsche Unternehmer, gestützt auf die russischen Prohibitivzölle, in Rußland durch den Fabrikbetrieb gut verdient haben. Allein die Einführung von Prohibitivzöllen in Rußland ist doch Schuld der russischen, nicht der deutschen Regierung!

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Bernard Bolzanos Wissenschaftslehre, herausgegeben von Alois Höfler. I. Band. Leipzig 1914, Verlag von Felix Meiner. XVI und 571 S. gr. 8°. (Hauptwerke der Philosophie in originalgetreuen Neudrucken, Band VI.)

„Manche werden posthum geboren“, hat Friedrich Nietzsche einmal gesagt. Es scheint, daß zu diesen „manchen“ auch der lange vergessene Bolzano gehört. Ein Zeitgenosse Hegels und Herbarts, hat er nichts von dem strahlenden Glanz, der jene gekrönten Häupter umgab, auf seine Person zu ziehen vermocht. Sein einziger Ruhm, wenn man will, war der, daß er seine philosophische Gesinnung mit der Entfernung aus dem geistlichen Amte bezahlen mußte; denn er war Katholik und Priester, ehe er reiner Selbstdenker wurde. Aber was ihm die Mitwelt versagt hat, scheint die Nachwelt einholen zu wollen. Seit einer Reihe von Jahren wird Bolzano und seine Wissenschaftslehre von verschiedenen Seiten mit Nachdruck genannt. Eine ganze Reihe namhafter Denker, wie Höfler, Husserl, Meinong, Palágyi, Stumpf u. a., sind mehr oder minder unabhängig voneinander auf ihn gestoßen und haben ihn gleichsam neu entdeckt. Diese Entdeckung hängt innerlich mit der Reaktion gegen den Psychologismus zusammen, in dem sich die führenden Logiker der Gegenwart bei starken Abweichungen untereinander mehr und mehr zusammenfinden. Die metapsychologische Bedeutung des Logischen, die sich auf Grund der eindringensten Untersuchungen immer deutlicher und zwingender herausstellt, ist, wie man neuerdings bemerkt hat, sehr eindrucksvoll, scharfsinnig und unverdrossen schon von Bolzano behauptet worden, und in einer Ausführlichkeit entwickelt, der die scholastische Uebung des Verfassers ungemein zu Hilfe kommt, und die nicht so bald ihresgleichen haben dürfte.

Bolzano schließt sich an Leibniz an und vertritt in seiner Wissenschaftslehre eine umfassend begründete, an Leibniz anknüpfende Theorie vom Satz und der Wahrheit an sich, d. h. von Erkenntnissen, die schlechthin gelten, gleichviel, ob ein Erkenntnissubjekt im psychophysischen Sinne da ist oder nicht. Man hat Bolzano geradezu den österreichischen Leibniz genannt.

Die vierbändige Wissenschaftslehre Bolzanos ist zum ersten und einzigen Male 1837 in Sulzbach erschienen. Die Verlagsbuchhandlung hat das Erscheinen des Werkes mit der Bemerkung eingeleitet, daß sie dasselbe lediglich in Rücksicht auf seinen inneren Gehalt und um sich selbst und dem Verfasser bei der wissenschaftlichen Nachwelt ein Denkmal zu setzen, herausgebracht habe. „Indem sie zu vollständiger und gefälliger Herausgabe desselben weder Aufwand noch Sorgfalt gescheut hat, rechnet sie vertrauensvoll auf Teilnahme und Dank der Männer von Fach, der gelehrten Anstalten, ja aller gebildeten Literaturfreunde."

Diese Hoffnung ist, wenigstens bei den „Männern von Fach", unerwartet in Erfüllung gegangen, wenn auch langsamer, als man damals gedacht haben mag. Die „Wissenschaftslehre" ist längst vergriffen und nur noch zu unverhältnismäßigem Preise zu haben. Daher haben die interessierten Kreise sich in schönem Zusammenwirken jetzt zu einem Neudruck entschlossen. Der erste Herausgeber, Alois Höfler, hat für das immer noch kostspielige Unternehmen zunächst die Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen und auf dieser Grundlage den Verleger der Philosophischen Bibliothek in Leipzig, Felix Meiner, gewonnen. Während der Drucklegung hat sich auch die Kantgesellschaft, die das Werk schon in ihr Programm aufgenommen hatte, dem Unternehmen angeschlossen und ihre Unterstützung zugesagt.

Der Neudruck des vorliegenden ersten Bandes erfolgte, wie bei den übrigen Neudrucken des Meinerschen Verlages, nach dem neuerfundenen, die Photographie benutzenden Manul-Verfahren, das an technischer Vollkommenheit den bisherigen anastatischen Druck wesentlich übertrifft. Außer den folgenden drei Bänden sind bestimmt noch die für die Philosophie der Mathematik außerordentlich wichtigen „Paradoxien des Unendlichen" in Aussicht genommen. Wenn der Erfolg den Erwartungen entspricht, sollen nach und nach sämtliche Werke Bolzanos, der sich auch als Aesthetiker und Religionsphilosoph in größeren Arbeiten betätigt hat, dem philosophischen Publikum der Gegenwart möglichst billig erschlossen werden. Die Freunde der Philosophie haben Grund, diese Hoffnung der Bolzanofreunde zu ihrer eigenen Hoffnung zu machen.

E. v. Sydow, Kritischer Kant-Kommentar. Zusammengestellt aus den Kritiken Fichtes, Schellings, Hegels u. mit einer Einleitung versehen. Halle a. S., Max Niemeyer, 1913.

Der Ursprung des deutschen Idealismus aus dem Geiste der Kantischen Philosophie ist ein längst noch nicht hinreichend geklärtes Problem. Die Verdeutlichung dieses Prozesses ist darum so schwierig, weil man beide Standpunkte vollkommen beherrschen muß, um eine befriedigende Antwort zu geben. Die besten Kenner des Kritizismus sind noch immer überwiegend geneigt, die nachkantische Spekulation als eine philosophische Verirrung zu betrachten, deren Aufklärung sich eigentlich gar nicht lohnt. Und umgekehrt

sind die wenigen Kenner des deutschen Idealismus in Gefahr, die ungemeine Größe Kants im Angesicht seiner Nachfolger zu unterschätzen.

Die erste Tat einer sachlichen Interpretation muß die Befragung der Männer sein, die die deutsche Bewegung in sich verkörpern. Man muß aus ihren eigenen Aussagen die Motive erheben, die sie über Kant hinausgedrängt haben. Dann würde zweitens zu fragen sein, wie es um diese Motive steht, ob und wie weit sie zwingend sind, wie weit sie auf Mißverständnissen beruhen und wie weit sich in ihnen Ideale verbergen, die Kant entweder nicht gesehen oder als Idole erwiesen hat. Dabei dürften nicht nur die Chorführer der Bewegung befragt werden, sondern man müßte auch die Denker zweiten Ranges heranziehen, die gerade in dieser Epoche den führenden Geistern vielfach große Dienste geleistet haben. Männer, wie Jacobi, Reinhold und Maimon, dürften in dieser Betrachtung nicht fehlen. Endlich wäre zu zeigen, wie stark der deutsche Idealismus durch die romantische Wiedererweckung Spinozas über Kant hinausgedrängt worden ist; denn es ist ein Irrtum zu glauben, daß der deutsche Idealismus sich restlos aus der Kritik der Kantischen Philosophie verstehen lasse. Die neuen Ideale, soweit sie in den kritischen Motiven verborgen sind, weisen fast sämtlich auf Spinoza zurück.

Das vorliegende Buch beschränkt sich von vornherein auf einen ganz bestimmten Teil der hier vorgezeichneten Aufgabe. Es will aus Fichte, Schelling und Hegel die kritischen Motive erheben, die über Kant hinausgeführt haben. Dabei steht Hegel im Vordergrunde. Der Verfasser ist überzeugt, daß seine Kritik nicht nur zeitlich die letzte, sondern auch sachlich die reifste ist. Es hätte sich gelohnt, bei Erhebung dieser Kritik zugleich die positiven Anknüpfungspunkte zu berücksichtigen, die Kant seinen Nachfolgern hinterließ. In der theoretischen Philosophie liegen diese Anknüpfungspunkte bezeichnenderweise nicht da, wo Kant zerstört, sondern da, wo er mit erstaunlichem Tiefsinn verborgene Geisteshandlungen entdeckt hat. Nicht in der Kritik des dogmatischen Rationalismus, und überhaupt nicht in der Kritik des Erkennens, sondern in der Kritik des Empirismus und ihrem Gegenstück, der Theorie des Apriorismus.

Die Kritik des Rationalismus, die Kant für so grundlegend wichtig hielt, daß er sein Hauptwerk nach ihr benannte, hat nicht nur keinen Eindruck gemacht, sondern im Gegenteil antithetisch gewirkt. Am schärfsten bei Hegel, der bekanntlich den antologischen Gottesbeweis sehr bestimmt gegen Kant wiederhergestellt hat. Er erklärt es für eine Barbarei, den Begriff von Gott mit dem Begriff von hundert Talern zu vergleichen, und erklärt dagegen ganz spinozistisch, daß der Gottesbegriff sich von dem der hundert Taler eben darin unterscheide, daß Gott überhaupt nur als existierend gedacht werden könne, was von den hundert Talern freilich nicht gelte. Ueberhaupt ist ihm die Erkenntniskritik das schwächste Stück der Kantischen Leistung. „Erkennen wollen, ehe man erkennt, ist

ebenso ungereimt als der weise Vorsatz jenes Scholastikus, schwimmen zu lernen, ehe er sich ins Wasser wagte."

Alle Hoffnungen des nachkantischen Geschlechts knüpften sich an den Apriorismus, wie er vor allem in der Deduktion der reinen Verstandesbegriffe hervortritt. Man suchte von hier aus eine neue Grundierung jenes konstruktiven Verfahrens zu gewinnen, das die Einheit von Denken und Sein behauptet, und die Wirklichkeit vom Gedanken abhängig macht. Aus dem formalen Idealismus wurde so unter der Hand ein materialer. Der Geist sollte selbst die Erfahrung schaffen, die er nach Kant nur zu formen hatte, und das „Plus des Empirischen", wie Hegel gesagt hat, sollte aus der Philosophie verschwinden. Die vorkantische Gleichung von mathematischem und philosophischem Erkennen wird wieder hervorgeholt und besonders in einem lehrreichen Aufsatze von Schelling neu, wenn auch unüberzeugend, begründet.

Der Hauptanstoß der Vernunftkritik ist bekanntlich das Ding an sich gewesen, das namentlich Fichte kritisiert hat und durch dessen Beseitigung er den Standpunkt des „konsequenten Idealismus" gewann. Aus der Kritik der praktischen Vernunft hat namentlich die Niederwerfung des Eudämonismus epochemachend gewirkt. Die Loslösung der Sittlichkeit von allen Nützlichkeitserwägungen und die ungeheure Vertiefung des sittlichen Willens durch die Einstellung auf das Vernunftgesetz hat dem neuen Lebensgefühl die Bahn gebrochen, auf der es alsdann zu seinen großen Eroberungen fortgeschritten ist. Daß die Güter des geistigen Lebens nicht mehr als Mittel zu Nützlichkeitszwecken, sondern als Selbstzwecke zu empfinden seien, ist die gemeinsame Ueberzeugung des nachkantischen Geschlechts und vielleicht der größte Umschwung, den Kant methodisch hervorgebracht hat. Aber auch hier drängt Kant über sich selber hinaus. Der Formalismus seiner Ethik wird als Leere empfunden, in die das Leben selbst einzutreten hat; und dieses Leben soll nicht nur Idee sein, sondern als Realität erstehen. Die Phänomenologie des Geistes, im Längsschnitt als Geschichtsphilosohie, im Querschnitt als Philosophie der Kultur, ist das große Thema der Zeit, wenn es auch Hegel vorbehalten blieb, den entscheidenden Namen für die Sache zu finden.

Faßt man das Ganze des Kritizismus ins Auge, so ist es vor allem die Idee der Systematik, an deren Glut sich die Flamme der deutschen Spekulation entzündet hat. Kant war das Genie der Analytik. Er hatte die verschiedenen Funktionen des Geistes sorgfältig von einander getrennt. Er hatte Verstand und Vernunft pünktlich gegeneinander abgegrenzt und auf die Ausgrabung ihrer Einheitswurzel verzichtet, da sie ihm unergründlich schien. Gleichwohl hatte er noch zuletzt in der Funktion der Urteilskraft wenigstens ein verknüpfendes Band zwischen Verstand und Vernunft entdeckt. Hier knüpfen die Nachkantianer an. Die Erforschung des geistigen Urgrundes ist eine ihrer Haupttendenzen gewesen, und es ist nichts weniger als zufällig, daß Fichte, Schelling und Hegel übereinstimmend die Kritik der Urteilskraft als Kants reifste Leistung bezeichnet haben.

Der geistige Urgrund floß ihnen alsdann mit dem Urgrund des Lebens überhaupt zusammen. Die Möglichkeit dieses Zusammenflusses ergab sich ihnen aus der Hegemonie der Innenerfahrung, die sie einstimmung gegen Kant behauptet haben. Noch Hegel stellt dem Kantischen Satz von der Reziprozität der inneren und äußeren Erfahrung die Abhängigkeit der Außenerfahrung von der Innenerfahrung als Leitsatz entgegen. Und längst vor Hegel hatte Fichte diese These als Hauptsatz aufgestellt.

Die Dokumente dieser Kritik sind in dem vorliegenden Büchlein geschickt gesammelt, und wenn sie auch nicht verarbeitet sind, so werden sie doch als Anschauungsstoff gute Dienste leisten können.

Berlin. Dr. Heinrich Scholz.

Recht.

Abhängige Länder. Von Dr. Robert Redslob, ordentl. Professor des öffentlichen Rechts an der Universität Rostock. Leipzig, Verlag von Veit & Co. 1914. 352 S. Preis geh. 12 Mk.

Im ersten Teile dieses nicht nur dem Umfange, sondern, wie gleich einleitend vorausbemerkt werden mag, ihrem inneren Werte nach in zwei ungleich große Abschnitte zerfallenden Werkes erörtert der Verfasser die grundlegenden Begriffe des allgemeinen Staatsrechts, wie Herrschaft, Staat, Recht, ursprüngliche und abgeleitete Gewalt. Begriffserforderlich für jeden Staat ist Land, Volk und Herrschaft. Die Herrschaft ist ihm in letzter Linie ein physisches Gewaltverhältnis, denn obwohl sie ihrem Wesen nach Autorität und geistige Kraft bedeutet, so ist sie doch nur lebensfähig, wenn sie die nötige Intensität, den nötigen Umfang besitzt, um über eine physische Gewalt zu gebieten, groß genug, um ihre Gegner niederzuhalten. Diese physische Gewalt aber steht ihr dann zu Gebote, wenn sie unterstützt und getragen wird durch die Interessen der Mehrheit des Volkes, der von ihr Unterworfenen. Dieses Interesse ist des Gehorsams letzter Grund, die Interessensolidarität der Mehrheit entscheidet. „Der Staat ist gegründet auf die gegenseitige Abhängigkeit menschlichen Strebens... auf die Solidarität der Interessen.“ S. S. 8. Abgesehen von der abnormen Erscheinung des Anarchismus sind alle von der Notwendigkeit einer Herrschaft überzeugt, und derjenige wird sie zu gegebener Zeit in einem Lande behaupten, zu dem die Mehrheit der Bewohner des Landes hält, weil sie von ihm für ihre gemeinsamen Interessen einen größeren Vorteil sich versprechen als von einem anderen Herrscher. Das Wesen des Rechts besteht nach Redslob zum Unterschied von der Sitte darin, daß es durch zweckbewußte Institutionen geschützt werde, untrennbar sei von ihm die organisierte Garantie. Diejenigen Sätze der Verfassungsurkunden also, die Bestimmungen aufstellen, ohne für ihre Durchsetzung den Schutz einer organisierten Gemein-

schaft bereit zu halten, seien nur „Konventionalregeln", nicht Rechtssätze. Dies gelte namentlich von der konstitutionellen Ministerverantwortlichkeit des Reichskanzlers im Deutschen Reiche und der der Staatsminister in den deutschen Einzelstaaten. Nicht um eine rechtliche, sondern, wie im engsten Anschluß an Labands Deutsches Staatsrecht gelehrt wird, nur um eine rein politische Verantwortlichkeit handele es sich. Hier höre das Verfassungrecht auf und die Verfassungssitte beginne. Das Gleiche nimmt Redslob selbst für die Tätigkeit der höchsten Richter an. Zwar seien sie durch Normen gebunden, aber es seien nur Pflichten der Moral, der Sitte, die sie mahne, diese Normen zu befolgen. „Die Jurisdiktion in ihrer höchsten Instanz kann nicht genötigt werden, nach den Gesetzen und nach den Maximen der Billigkeit zu urteilen." (S. 88.) Recht und Herrschaft verhalten sich nun nach dem Verfasser zueinander wie Form und Inhalt. Oder noch deutlicher (S. 286) „Gewalt ist Recht, eins mit Recht. Auf der höchsten Stufe des staatlichen Lebens gehen Recht und Gewalt ineinander über. Der Staat ist kein Rechtsbegriff (S. 116), sondern Kraft. Das fundamentale Recht des Staates, die Verfassung, kann nur bestehen, solange die ursprüngliche im Volkswillen wurzelnde Macht sie belebt." Insofern beruht jeder Staat auf dem Willen des Volkes. Die Sitte dagegen steht nur unter dem Schutz blind sozial schaffender Kräfte.

Zwingende Voraussetzung nun für jeden wahren Staat ist die Ursprünglichkeit der Herrschergewalt. Mit dem Begriff des Staates verbindet sich stets die Vorstellung, daß es sich um eine erste Vereinigung handelt, nicht um eine zweite Vereinigung, die durch eine erste geschaffen wird. Findet in einem Gebiete die Herrschaft nicht die Unterstützung durch den größeren Teil des Volkes, so liegt nicht ein Staat, sondern ein abhängiges Land vor. Dies gilt namentlich dann, wenn dem betreffenden Volke von außen her eine Herrschaft aufgenötigt und eine Verfassung, mag sie auch inhaltlich noch so frei sein, gegeben wird. Wir halten hier, ehe wir zum Referat über den zweiten Teil des Werkes, in dem der Verfasser die Nutzanwendung seiner Lehre auf die einzelnen Länder: Elsaß-Lothringen, die österreichischen Königreiche und Länder, Kroatien-Slavonien, Bosnien-Herzegowina, Finnland, Island, die Territorien der nordamerikanischen Union, Kanada, Australien und Südafrika, zieht, einen Augenblick inne, um einige kurze kritische Betrachtungen anzuknüpfen. Da erscheint uns zunächst die ganze Methode des Verfassers, die er namentlich auch im zweiten Teil bei Erörterung des rechtlichen Charakters der einzelnen Länder scharf betont und stetig anwendet, das Hauptgewicht auf die tatsächliche Entstehung der Herrschaften zu legen und daraus vornehmlich ihr rechtliches Wesen und ihre Bedeutung herzuleiten, als in hohem Grade bedenklich, ja grundsätzlich verfehlt. Die Gründung eines Staates und die Entstehung einer jeden Herrschaft ist keineswegs, wie Redslob an den verschiedensten

Stellen — so namentlich S. 314 — mit vielem Nachdruck, zwar aber ebenso beweislos behauptet, ein reines „Naturereignis, kein Akt im Rahmen des Rechts.“ Den die Herrschaft Begründenden haben mit logischer und zwingender Notwendigkeit doch Vorstellungen darüber, was für eine Herrschaft sie begründen wollen, bereits vorgeschwebt, ihr Handeln steht unter Zweckvorstellungen, eine bestimmte Art rechtlicher Herrschaft wird angestrebt. Von einem blinden Naturereignis, ähnlich einem Hagelschlag oder einer Ueberschwemmung, kann deshalb füglich gar nicht die Rede sein. Gewiß sind die tatsächlichen Vorgänge, die zur Herrschaftsbegründung geführt haben, wichtig genug, aber sie finden ihre Erklärung doch eben nicht in sich selbst, sondern in erster Linie aus den wohl stets über sie niedergelegten schriftlichen Urkunden. Politische Vorgänge, mit denen der Verfasser in erster Linie seine Ausführungen stützen zu können glaubt, spielen sich mitnichten im rechtsleeren Raume ab, sondern setzen eine Rechts- und Statsordnung allemal als gegeben voraus. Sie kennzeichnen sich als zweck- und zielbewußte Bestrebungen von bereits in Rechtsgemeinschaft stehenden Menschen auf Aenderungen des bestehenden Rechtszustandes.

Wie nun durch einen Umsturz oder eine sonstige gewaltsame Aenderung der Verfassung, also durch Unrecht, Recht entstehen könne, das ist eine ungemein schwierige und reizvolle Frage. Unrichtig grenzt auch unseres Erachtens Redslob den Begriff des Rechts von dem der Sitte ab. Es wäre ungemein traurig um die Heiligkeit des Rechts bestellt, wenn nur die Form als Recht angesprochen werden dürfte, die unter der Garantie einer organisierten Gemeinschaft steht. Zahlreiche Bestimmungen der Verfassungsurkunden, die doch ganz zweifellos von denen, die sie setzten, als Rechtssätze angesehen wurden, wären dann Konventionalregeln, alle Verpflichtungen des Monarchen, insonderheit etwa die, alljährlich die Volksvertretung einzuberufen und ihnen den Staatshaushaltsetat zur Genehmigung vorzulegen. Dem ganzen Völkerrecht würde dann der Rechtscharakter einfach genommen werden. Auch ihm fehlt es zur Durchsetzung seiner Gebote an jeder „organisierten Garantie“. Dem Verfasser unterläuft eben auch hier, wie allenthalben in seinem sonst höchst scharfsichtigen und anregenden Werke, die Verwechselung der genetischen und rein systematischen Betrachtungsweise, deren klare Auseinanderhaltung allerdings von einem grundlegenden Werke über Staatsrecht unbedingt gefordert werden muß. Darauf, ob im einzelnen Falle die Möglichkeit eines Schutzes oder Durchsetzung einer Norm gegeben ist, kommt es für ihre Einreihung unter den Begriff des Rechtes gar nicht an. Maßgebend ist lediglich der Sinn und die Bedeutung, den die einzelne Norm sich selber beilegt. Die Konventionalregel erhebt keinen Anspruch auf selbstherrliche unbedingte Geltung ohne Zustimmung der von ihr Betroffenen, wie das dem Wesen des Rechts entspricht, sie will nur gelten vorbehaltlich der Zustimmung

der von ihr Betroffenen. Man denke an die Konventionalregel des Zweikampfes. Begrifflich gilt sie nur bei der Unterwerfung des von ihr Angesprochenen, jedem steht es begreiflich frei, aus dieser konventionalen Gemeinschaft auszuscheiden. Ganz anders das Recht, selbstherrlich und unverbrüchlich will es gelten. Darum begeht der Monarch, der nicht den ihm in der Verfassung auferlegten Pflichten nachkommt, nicht nur einen Verstoß gegen die Konventionalregel, sondern einen Verfassungs- und Rechtsbruch, desgleichen der Reichskanzler oder Staatsminister, der die Regierungserlasse des Landesherrn oder Kaisers nicht mit der durch die Verfassung vorgeschriebenen Gegenzeichnung versieht. Genau ebenso der höchste Richter, der nicht nach Recht und Gesetz urteilen würde; niemand in Deutschland wird bezweifeln, daß so handelnde Richter ihr Amt verwirkt haben würden. Der von Redslob geprägte Satz „Verfassungssitte oder Verfassungs-Konventionalregel" bedeutet eine logische Unmöglichkeit, einen Widerspruch in sich selber, „die Verfassung und alle ihre Sätze sind Recht, Staatsgrundgesetz sogar, ihrem ganzen Sinne nach tritt sie mit dem Anspruch auf unverbrüchliche Geltung auf, die Konventionalregel dagegen gilt nur sub condicione si velis." Der Begriff des Staates aber bedeutet selber nur eine bestimmte rechtliche Verbindung und ist darum mit logischer Notwendigkeit dem Begriff des Rechts untergeordnet. Es ist darum nicht angängig, mit Redslob nicht rechtliche Kriterien und Maßstäbe zur Gewinnung einer in sich schlüssigen Einsicht über das rechtliche Wesen und die Natur der verschiedenen Länder anzuwenden und nach ihnen die Rechtsfrage entscheiden zu wollen, ob sie jeweilen den Begriff eines selbständigen Staates erfüllen oder nicht!

Aber abgesehen von diesen schwerwiegenden grundsätzlichen methodologischen Bedenken gegen die Arbeitsweise des Verfassers, die uns in letzter Linie einen Verzicht auf eine rechtliche und wissenschaftliche Erklärung des Staates und seiner Entstehung ansinnt, sprechen doch auch die einfachen Erfahrungen der Geschichte gegen die Richtigkeit der Redslobschen Lehre von der Ursprünglichkeit der Staatsgewalt und ihrem Beruhen auf dem Willen der Mehrheit des Volkes. Wie Friedrich Curtius-Straßburg mit Recht in seiner eingehenden Besprechung des vorliegenden Werkes in dem Literaturblatt der Frankfurter Zeitung vom 14. Juni 1914, Nr. 173, S. 7, betont, sind doch zahlreiche Staaten auf ganz anderem Wege entstanden und haben zum Teil lange Zeiten hindurch auch fortbestanden, ohne daß sie von dem Willen der Mehrheit des Volkes getragen worden wären. „Wenn ein antiker Tyrann von seiner Burg aus mit einer ausländischen Söldnerschaar eine entwaffnete Stadt beherrscht, wenn der absolute Herrscher sich auf ein im Ausland geworbenes Heer stützt, wenn europäische Eroberer mit ihren Feuerwaffen eine von Wilden bewohnte Insel okkupieren, wenn eine durch eigenen Vorteil an den Herrscher gebundene Kriegerkaste die waffenlosen Stände in Gehorsam hält, in allen diesen Fällen ist unzweifelhaft eine ursprüngliche Gewalt vorhanden,

aber diese hat mit dem Willen der Mehrheit des Volkes nichts zu tun" (Curtius a. a. O.). Niemandem wird es etwa beikommen, dem Königreich Westfalen von Napoleons Gnaden den Charakter des Staates abstreiten zu wollen, obwohl dort die Herrschaft sicher nicht durch die Mehrheit des Volkes getragen wurde.

Diesem ersten grundlegenden Teil des Buches schließen sich an höchst wertvolle und interessante politisch-rechtliche Betrachtungen über die Natur und das Wesen der Abhängigkeit von Elsaß-Lothringen, der österreichischen Länder, Kroatien-Slavonien, Bosnien-Herzogewina, Finnlands, Islands, den Territorien der nordamerikanischen Union, sowie Kanadas, Australiens und Südafrikas. Von ganz besonderem Interesse für die deutsche Politik sind hier die Ausführungen des Verfassers über die rechtliche Bedeutung der neuen, dem Reichslande durch das Reichsgesetz vom 31. Mai 1911 gegebenen Verfassung. Auch heute noch ist Elsaß-Lothringen kein Staat, sondern ein abhängiges Land, eine Reichsprovinz. Es beherrscht sich nicht selbst, sondern wird durch eine außerhalb des Landes befindliche Gewalt beherrscht, die Reichsgewalt in Elsaß-Lothringen ist eine fremde Gewalt, sie wächst nicht selbst aus dem Volke hervor. Daran darf auch der freilich bei der ersten Betrachtung entgegenstehende Umstand nicht irreführen, daß das Reichsland jetzt drei stimmberechtigte Bundesratsbevollmächtigte durch den Statthalter nach Berlin in den Bundesrat abordnet. Gewiß werden diese durch den Statthalter instruiert, sind also de jure vom Kaiser unabhängig, aber praktisch können die Bundesratsbevollmächtigten einen eigenen und selbständigen Staatswillen des Reichslandes doch nicht betätigen. Denn vereinen sie sich mit den preußischen Stimmen, so werden sie überhaupt nur dann gezählt, wenn Preußen auch ohne sie die Mehrheit im Bundesrate haben würde. Theoretisch können sie zwar gegen Preußen abgegeben werden, aber praktisch und psychologisch ist das eine glatte Unmöglichkeit. Denn der instruierende Statthalter hat im Reichslande nicht nur landesherrliche Befugnisse, sondern ist auch Minister des Kaisers im Reichslande. Jederzeit kann ihn dieser unter Gegenzeichnung des Reichskanzlers abberufen, wenn er die Stimmen der Bundesratsbevollmächtigten in einem Preußen ungünstigen und entgegengesetzten Sinne instruiert. „Das genügt, um den Statthalter in jeder Beziehung abhängig zu machen. Gewiß wäre es gesetzwidrig, wenn der Kaiser mit ausdrücklicher Hervorhebung dieses Grundes den Statthalter abberufen würde, aber die Besetzung des Statthalterpostens ganz nach seinem freien Ermessen erfolgt, braucht er einen Grund überhaupt nicht anzugeben. Auch heute noch liegt eben die volle Staatsgewalt über Elsaß-Lothringen nicht beim Statthalter und im Lande, sondern beim Kaiser und in Berlin." Daran ermesse man die Richtigkeit (??) der von den Konservativen gegen den Reichskanzler gerichteten Angriffe wegen seiner angeblichen Preisgabe der preußischen Interessen bei der Elsaß-Lothringischen Verfassungsfrage. — Hinzu kommt aber

noch als ausschlaggebende Erwägung, um ganz einwandsfrei den staatlichen Charakter des Reichslandes völlig auszuschließen, daß die ihm durch das Reichsgesetz vom 31. Mai 1911 gegebene Verfassung lediglich ein Prekarium bedeutet, das Reich hat sie ihm gegeben, das Reich kann sie ihm jederzeit ohne seine Befragung wieder nehmen (vergl. Art. 1 des Ges. vom 31. Mai 1911). „Es bleibt der Reichsgewalt in jeder Beziehung unterworfen, es besitzt keine garantierte Sphäre freier Betätigung.... Die Herrschergewalten in Elsaß-Lothringen sind abgeleitet, abhängig von der Reichsgewalt" (Redslob S. 11/12), nur das äußerliche Schauspiel — ein Statthalter, der die Bundesratsbevollmächtigten formell selbständig instruiert, eine Volksvertretung, die allein zusammen mit dem Kaiser unter Ausschluß des Reichstags über Gesetze berät und beschließt, — das sich bietet, ist das gleiche, wie in einem Staate. Aber es entsteht nur „ein Spiegelbild. Die körperliche Gestalt ist die gleiche. Aber die Nachbildung hat kein eigenes Leben, keine Seele." (S. 104.) Das Gesetz vom 31. Mai 1911 ist „die letzte Anstrengung, die möglich ist, Elsaß-Lothringen nicht zu einem Gliedstaate werden zu lassen und doch in der äußeren Gestalt eines Gliedstaates auszubauen." Dieser heutige Zustand ist nach Redslob unfertig und höchst unbefriedigend — und hier hören die rein rechtlichen Betrachtungen auf und setzen die politischen ein — Elsaß-Lothringen hat eine moralische Berechtigung, Staat im Reich zu werden. „Das Hauptbestreben von Elsaß-Lothringen muß dahin gehen, dank der immanenten Billigkeit seiner Forderung, Einfluß zu gewinnen auf die Herrschaft, die über ihm steht. Es gilt, das Reich zu überzeugen. Die moralische Haltung des Landes wird über seine Zukunft entscheiden. Von ihr hängt es ab, ob.... Elsaß-Lothringen die Autonomie erringt.... Die moralische Haltung des Landes gilt es zu stärken." S. 118.

Die einzige Möglichkeit — und zwar von seinem Ausgangspunkt von der Ursprünglichkeit der Herrschergewalt in jedem vollkommenen Staate durchaus zutreffend — nun zur Erlangung der Staatspersönlichkeit für Elsaß-Lothringen erblickt Redslob in der rechtsanalogen Uebertragung der Vorgänge, wie sie sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, bei der Umwandelung der dortigen Territorien zu Unionsstaaten, vollziehen. Mit anderen Worten: die Begründung des Staates Elsaß-Lothringen kann nur geschehen durch eine freie Tat des Volkes von Elsaß-Lothringen selbst, nicht dagegen durch ein Reichsgesetz. Selbst wenn das Reich unter Garantie des Fortbestehens Elsaß-Lothringens die freieste Verfassung selber gebe, so könne es doch wiederum jederzeit die Garantie zurückziehen und die Verfassung aufheben.

An eine solche Durchsetzung des Rousseauschen contract social und der Volkssouveränität in die Wirklichkeit wird freilich heute kaum ernsthaft gedacht werden können.

Trotz unserer grundsätzlichen Ablehnung der wissenschaftlichen Arbeits-

methode des Verfassers und mancher Einzelbedenken, bedeutet sein Werk in seiner Gesamtheit doch zweifellos eine hervorragende literarische Erscheinung, die nicht nur dem Staatsrechtler und Juristen überhaupt, sondern auch dem Politiker und Historiker eine große Fülle reicher Belehrung und Anregung darbietet.

Ernst Zitelmann: Die Rechtsfragen der Luftfahrt. München und Leipzig. Verlag von Duncker und Humblot. 1914. 44 S. Preis geh. 1,20 Mk.

In einem einheitlichen Bilde sammelt hier in dieser kleinen Schrift der geistvolle Bonner Rechtslehrer die verstreuten Züge, und in wohl geordnetem systematischen Zusammenhange wirft er kurz all die unendlich vielen Fragen der Luftfahrt auf, ohne freilich die Antworten zu geben. Mit Recht erklärt er als das zentrale Problem des gesamten „Luftrechts" die Frage, welcher Staat hat über den Luftraum und darum auch über das Luftfahrzeug, das im Luftraum sich befindet, die staatliche Herrschaft? Ist hierauf die richtige Antwort gegeben, so beantworten sich alle anderen Fragen leicht. Sehr wohltuend berührt das große Maßhalten und die vorsichtige Zurückhaltung Zitelmanns gegenüber der heute so schroff einseitig, von manchen fast fanatisch betonten Forderung der Schaffung eines einheitlichen Luftfahrrechts. Es wäre fürchterlich, so erklärt er, wenn für alles, was neu in die Wirklichkeit träte, nun sofort neue Rechtssätze geschaffen werden müßten. Nur da, wo ein dringendes Bedürfnis hierfür vorliegt, rechtfertigt sich die Schaffung eines neuen Rechts. Für das Völkerrecht ist freilich dieses Bedürfnis anzuerkennen. Für das Privatrecht läßt Zitelmann die Frage offen. Jedenfalls würde die Schaffung auch eines neuen Privatrechts der Luftschiffahrt eine sehr schwierige Aufgabe bedeuten, einen gerechten Ausgleich zwischen den einzelnen sich widerstreitenden Interessen, namentlich der Luftfahrer und der Grundeigentümer zu finden, wird viel Mühe und Arbeit bereiten. Die mit gewohnter sprachlicher Meisterschaft verfaßte Schrift ist so recht geeignet, in die wahre Fülle von Zweifelsfragen und Schwierigkeiten, die die rechtliche Regelung der Luftschiffahrt mit sich bringt, einzuführen.

Kiel. Dr. jur. et phil. Bovensiepen.

Literatur.

Louis Albrecht, Dr. phil., Superintendent in Kaukehmen: Neue Untersuchungen zu Shakespeares Maß für Maß. Berlin, Weidmann. 1914.

Von einem bisher als Shakspere-Forscher nicht bekannten Manne ist hier ein Buch geschrieben worden, wie wenige als Monographien über ein

einzelnes Shaksperesches Drama existieren. Alle Seiten der Dichtung, die literarhistorische und historische, die ästhetische und sittliche, sind hier auf Grund einer reichen Literatur, deren Aufzählung allein zehn Seiten erfordert, mit einem Fleiße behandelt, den man bewundernswert nennen muß. So ist es dem Verfasser denn auch gelungen, eine Reihe von Irrtümern zu berichtigen, die sich durch die Werke der auch immer nur relativ unterrichteten Forscher fortgepflanzt haben, vielerlei bisher Unbekanntes zu bringen, neue Gesichtspunkte über die Bedeutung der Dichtung aufzustellen, kurz ein überragendes Werk zu schaffen, das dieses in seinem Eigenwert so oft verkannte, mißachtete, geschmähte Drama wieder zu Ehren bringt. Einer der Bekehrten ist auch der Schreiber dieser Zeilen.

Ueber die Quellen zu dieser Dichtung ist man bisher ungenügend unterrichtet gewesen, weil man sie nicht genau genug studiert hat. Die Hauptquelle ist nach Albrecht, wie den meisten Forschern, Whetstones Novelle Promos und Cassandra; aber auch desselben Verfassers auf diese Novelle gegründetes Drama, sowie Cinthios Novelle in seinen Hecatommithi, auf welcher Whetstone fußt, und dessen Drama Epitia, das den gleichen Stoff behandelt, hat Shakspere gekannt und benutzt. Das geht aus den zahlreichen Anführungen des Buches unzweifelhaft hervor. Freilich müssen wir bedauern, daß der Verfasser überflüssigerweise in zahlreichen Kleinigkeiten, wie Wendungen, rhetorischen Ausrufen u. a., Aehnlichkeiten entdeckt, die sicher nicht auf einer bewußten Nachahmung von Shaksperes Seite beruhen. Ja, er schreibt ein besonderes Kapitel zu dem für seinen Zweck ganz unerheblichen Nachweise, daß auch Whetstone bei Abfassung seines Dramas, also im Jahre 1578, Cinthios Drama, das erst 1583 erschienen, gekannt habe, auf die grundlose Vermutung hin, das Whetstone in Italien gewesen sei und dort Cinthios Drama im Manuskript gelesen haben müsse, oder daß ihm dieses Manuskript in England in die Hände gefallen sei.

Früheren Forschern weist Albrecht eine Reihe von kleinen Irrtümern in ihrer flüchtigen Verwertung dieser Quellen und auch einen großen nach. Bei dem törichten Bestreben der älteren Forschung, den gewaltigen Dichter als einen recht wenig gebildeten Menschen hinzustellen, haben auch einige von denen, welche die direkte Einwirkung von Cinthios Novelle auf Maß für Maß anerkannten, bestritten, daß Shakspere sie gelesen habe, weil er doch nicht Italienisch gekonnt habe. Er sollte also nach einer Novelle des Franzosen Belleforest, welche eine Uebersetzung der Cinthioschen sei, in ihrer englischen Wiedergabe gearbeitet haben. Aber in dieser Novelle von Belleforest läßt sich eine Soldatenfrau von einem Hauptmann verführen, um ihrem zum Tode verurteilten Mann das Leben zu retten. Außer dieser doch nur generellen Aehnlichkeit des Hauptvorganges stimmt nichts mit Cinthios Novelle, weder Persönliches noch Sachliches. Es ist also falsch, daß Cinthios Novelle ins Französische und von da ins Englische übersetzt worden sei. Damit ist ein neuer positiver Beweis dafür erbracht, daß Shakspere Italienisch konnte.

Zu den genannten vier Quellen hat nun Albrecht noch eine fünfte zwar nicht entdeckt, aber zum erstenmal gründlich ausgenutzt. Ein paar merkwürdige Uebereinstimmungen in den Reden des Herzogs in Maß für Maß mit Jakobs I. Basilikon Doron, jener für seinen ältesten Sohn schon 1598 in Schottland geschriebenen Unterweisung in der Regierungskunst, hatte schon Chalmers (1799) herausgefunden. Im Jahre 1603, als Jakob den englischen Thron in Besitz nahm, wurde diese Schrift nach den sehr genauen bibliographischen Angaben Albrechts in London mehrfach aufgelegt als eine nicht bloß literarische, sondern eine Regierungstat des Königs. Selbstverständlich wurde sie von allen Gebildeten, also auch von Shakspere, gelesen. Aber nicht bloß das: der vom monarchischen Standpunkt gediegene Gehalt dieses „Königsgeschenks" muß unseren Dichter mächtig angezogen haben; denn ein viertelhundertmal legt er Jakobs Gedanken in den Mund des Herzogs Lucentio oder — selten — Angelos. Diese Entdeckung Albrechts ist für die Tendenz des Dramas ebenso bedeutsam, wie für die persönliche Stellung des Dichters zu seinem Könige. Wenn auch der freundliche Brief, den Jakob an den Dichter selbst geschrieben haben soll, schon deshalb reine Glaubenssache ist, weil er sich „nach dem Zeugnis einer glaubwürdigen [aber leider unbekannten] Person" lange in den Händen Davenants, des fatalen posthumen Freundes und angeblichen Bastards Shaksperes, befunden haben soll: so erwies sich doch der König zehn Tage nach seiner Thronbesteigung sehr gnädig gegen den Theaterdirektor Shakspere, indem er ihn und seine Leute zu „königlichen Dienern" ernannte. So hat denn Shakspere in Lucentio, wie schon Chalmers vermutete, in der Tat Jakob I. dargestellt, indem er jenem nicht bloß eine Reihe guter Gedanken des Königsbuches in den Mund legt, sondern auch andere Eigenschaften des Königs zuweist. Shakspere hatte nämlich mit seinem königlichen Herrn den Haß gegen die stumpfreligiöse, kulturfeindliche Sekte der Puritaner gemein, und nachdem er sie in Malvolio dem Gelächter preisgegeben hatte, versetzte er ihr hier in dem Erzpharisäer Angelo, dessen Gegenspieler der Herzog ist, einen vernichtenden Streich. Auch andere Hauptcharaktereigenschaften sind Lucentio und Jakob gemein.

Warum hat Shakspere, der doch sonst nicht Personen seiner Zeit unmittelbar erkennbar auf die Bühne brachte, das in diesem Falle getan? Chalmers sagt, weil er Jakob verhöhnen wollte. Bei oberflächlichem Denken scheint er recht zu haben; denn Shakspere zeigt diesen kleinen Fürsten in dem, was er seine „Herrscherkunst (kingcraft)" nannte, auf den krummen Wegen der List und Intrige, die bekanntlich Jakobs Wege waren, in der Verkleidung als Mönch alles erlauschend, was er neugierig war zu wissen, wie Jakob die Gespräche der Staatsgefangenen im Tower belauschte; er zeigt ihn in seiner Herrscher- und Wissenseitelkeit, kurz in dem, was ihm von Sully den Namen des „weisesten Narren der Christenheit" eintrug. Aber dennoch ist es undenkbar, daß der überzeugte Monarchist und vornehme Mensch Shakspere seinen gütigen Herrn hätte lächerlich machen wollen.

Albrecht sagt, Shakspere habe Maß für Maß Jakob zur Huldigung gedichtet. Nun, bis hierher bin ich von Albrecht bekehrt worden; von jetzt ab werde ich abtrünnig. Es scheint mir ebenso undenkbar, daß der Schöpfer Heinrichs V. und Hamlets sich für eine Persönlichkeit wie die geschilderte, die er doch, wie alles, worauf sein Auge fiel, sehr bald durchschaut haben mußte, hätte begeistern können. Zwischen Verhöhnung und Huldigung aber gibt es ein Mittelding: wohlwollende Wahrheitsliebe. Was der Herzog tut, tut er in guter Absicht, und da er nichts weniger als ein Tyrann ist, führt er auf seinen Umwegen doch schließlich alles zum guten Ende. Aber die Art seines Verfahrens kann niemand verteidigen. Er mißtraut — und zwar mit Recht — einem sehr tüchtigen hohen Staatsbeamten, der eine große Sittenstrenge zur Schau trägt, übergibt ihm unter unaufrichtigen Lobsprüchen die Statthalterschaft, verreist zum Schein und kehrt im Mönchsgewande wieder, um ihn besser beobachten zu können. Durch diese ihn offenbar sehr schlau dünkende Hinterhältigkeit schafft er erst die Tragödie, die sich in dem Drama abspielt. Unter seinen Augen würde der Puritaner Angelo sich wohl gehütet haben, einen Mann um eine sinnliche Verfehlung, die er durch Heirat gutmachen will, zum Tode zu verurteilen. Und hätte er getan, was dem religiösen Wahnsinn des Puritanismus wohl möglich war, so hätte der Herzog ihn an dem Verbrechen, das er an der Geliebten des Mannes und an dessen Kinde begehen wollte, gehindert; er hätte ihn nicht mehr Staatsbeamten sein, sondern „den Acker bauen und Pferde halten lassen". Der Fall Claudio hätte nie eintreten, sein Leben nie gefährdet und nur durch Zufall gerettet werden können; die Ehre seiner schönen Schwester wäre nie von Angelo bestürmt worden; all die Aufregung, Todesangst, Scham, Entrüstung wäre vermieden worden. Freilich hätte auch die schauspielerische Schlußszene, die mit ihren Maskeraden so recht nach dem Herzen Lucentio-Jakobs war, nicht stattfinden können. In dieser Szene ist weiß Gott keine Huldigung für den König zu finden; auch ist ja Lucentio gar nicht die Hauptperson des Dramas, sondern die herrliche Isabella, die seiner schwächlichen Männlichkeit als leuchtendes Frauenbild gegenübergestellt wird. Shakspere wollte seinem König mit der unpersönlichen Freiheit, die jeder Dichtung innewohnt, und wohlwollend die Wahrheit aussprechen: der krumme Weg führt durch Gestrüpp und Abgründe, der gerade ist der beste.

Auch kann ich darin Albrecht nicht recht geben, daß Shakspere in dieser Dichtung auf der Höhe nicht bloß seiner dichterischen Kraft — die ist unbestreitbar —, sondern auch seiner sittlichen Entwicklung stehe. Der Pessimismus beherrscht ihn hier, wie in den anderen Dichtungen des Jahrhundertanfanges, ein Pessimismus, der allerdings viel berechtigter war, als der der „modernen" Gesellschaftsschilderungen. Gewiß ist die heutige Kulturwelt sittlich nicht emporgekommen infolge der Herrschaft des Materialismus und der sogenannten Philosophie Nietzsches, die mit ihren antisozialen Egoismustheorien, ihrer blöden Selbstvergötterung und dem Wahn-

sinn ihrer Amoral weiter nichts ist als ein Abklatsch der altgriechischen Sophistenlehre,*) substanziiert durch das Studium des Renaissance-Verbrechertums; aber die Millionen der von diesen verderblichen Richtungen unberührten Kreise, der geistig führenden: der wissenschaftlichen wie der militärischen und der ernst und ehrlich arbeitenden gewerblichen Kreise, die es doch auch noch reichlich gibt, lassen oder ließen die „Modernen“ unbeachtet und gaben darum ein falsches Bild der heutigen Gesellschaft. Shakspere hatte ein viel größeres Recht zu dem Lebensbilde von Maß für Maß, denn das Renaissance-Verbrechertum durchdrang alle Kreise der Gesellschaft; aber falsch war es auch. Eine Gesellschaft, deren hervorragendste Vertreter an sittlicher und geistiger Schwäche leiden, deren Hauptmasse aber aus Dummköpfen, Zynikern, Lüstlingen, Schurken und Verbrechern besteht, hat auch im damaligen London nicht existiert; wie hätte aus solcher Umwelt ein Geschöpf von der sittlichen Reinheit und Größe Isabellas hervorgehen können? Der Pessimismus als Lebensanschauung aber ist immer falsch und fast niemals echt, denn echter Pessimismus ist Verzweiflung und Lebensverneinung; und es gibt eine Macht, von der er rettungslos besiegt und in seine dunkle Höhle zurückgetrieben wird: das ist der allein berechtigte Idealismus. Die Seele eines Shaksperes konnte, wie die Sonne, nur vorübergehend vom Pessimismus verdunkelt werden; und als er die Vierziger erreicht, strahlte sie wieder mit ihrem warmen, lebenzeugenden Licht über die ganze weite Erde der mitleidsvoll geliebten Menschheit.

Und nun kann ich zum Schluß meinem verehrten Landsmann wieder die Hand reichen in der Gesamtauffassung unseres Dichters. Ich bin nach und nach dazu gekommen, in Shakspere den größten Christen nächst Jesus zu sehen. Albrecht sagt: „Shakespeares Ethik ist keine andere als die Ethik Jesu“, und erläutert in einem Zusatz, daß er die reine, die dogmatisch unverdunkelte, konfessionell ungefärbte Lehre Jesu meint. Lassen wir alles Konfessionelle beiseite und setzen im Hinblick auf die gesamte Menschheit für reines Christentum Humanitäts-Ideal, was dasselbe ist. Das mag manchem als Kern dieser gewaltigen Persönlichkeit gar zu einfach erscheinen. Aber sittliche Größe ist immer einfach; nicht auf die Vielgestaltigkeit ihrer Eigenschaften kommt es an, sondern auf die Kraft und Ausdehnung ihrer Wirkung; und die nur ihm mögliche Großartigkeit, mit der Shakspere sein Humanitäts-Ideal auf alle Seiten des wirklichen Lebens zur Anwendung gebracht hat, schließt eine Unendlichkeit in sich.

Hermann Conrad.

---

*) S. den erleuchtenden Aufsatz im April-Heft dieses Jahrganges der „Preuß. Jahrb.“ von Dr. Oscar Ewald: „Zum Problem des Individualismus“.

Arndts Werke. Auswahl in zwölf Teilen (vier Bänden). Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von August Lesson und Wilhelm Steffens. Mit drei Beilagen in Gravüre und Kunstdruck, einer Faksimilebeilage und drei Textbildern. Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart. Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild von Ernst Müsebeck. Erstes Buch. Der junge Arndt. 1769—1815. Mit einem Bildnis von E. M. Arndt. Gotha 1914. Friedrich Andreas Perthes. A.-G.

Die Briefe Friedrich Ludwig Jahns von Dr. Wolfgang Meyer. Mit einer Bildnistafel Jahns. Leipzig, Paul Eberhardt. 1913.

Wir leben in einer Zeit, in der die Erinnerung an solche Patrioten, wie Ernst Moritz Arndt, mit verdoppelter Stärke erwacht. Mir waren nur einzelne Produktionen Arndts in extenso bekannt, als ich die Bongsche Ausgabe zur Besprechung für die „Preußischen Jahrbücher" erhielt. Ich habe alle zwölf Teile mit dem lebhaftesten Interesse gelesen. Nachdem nun ein neuer Nationalkrieg ausgebrochen ist, zweifle ich nicht, daß der Reiz, den die Arndtschen Schriften ausüben, noch ganz bedeutend gewachsen ist, und daß ich viele Nachfolger finden werde.

Das auf zwei Bände berechnete Werk Müsebecks ist die erste Arndt-Biographie, die den Ansprüchen der strengen Wissenschaft gerecht zu werden versucht, nachdem Heinrich Meisner seit zwei Jahrzehnten daran gearbeitet hat, das erforderliche Quellenmaterial zusammenzubringen. Müsebeck, ein nicht gerade Arndt kongenialer, aber sehr feinsinniger Gelehrter, hat sich den Lesern dieser Zeitschrift vor wenigen Jahren durch einen Aufsatz über Arndt vorteilhaft bekannt gemacht.*)

Die Lebensbeschreibung Müsebecks zeigt, daß die Auswahl bei Bong, obwohl, wie gesagt, zwölfteilig, noch immer nicht genug aufgenommen hat, um die Begierde des Lesers zu befriedigen. Das soll natürlich kein Tadel für die Bongsche Edition sein, die sich Grenzen setzen mußte. Aber wie groß mußte nicht die geistige Bedeutung eines Mannes sein, der 1798 Ungarn bereiste und 1801 darüber schreiben konnte; eines hätten die Ungarn, den Nationalcharakter: „der doch immer nur ein Volk macht, ein Land, das in Gefahren alle Arme bewaffnet, alle Herzen vereinigt, Nation und Vaterland eins macht". Obwohl Arndt, wie alle seine Zeitgenossen, weltbürgerlichen Ideen stark zuneigte, so sah er doch schon, jahrelang vor der Periode der Fremdherrschaft, die andere Seite der Sache, die natürliche und sittliche Notwendigkeit von Nationalstaaten, die nach außen wie nach innen frei waren. Darum schrieb er im Hinblick auf die ihm stark imponierende ungarische Verfassung: „Wo kein allgemeiner Geist mehr ist, da mag noch so viel Bildung, Freiheit und Kraft

*) Jahrgang 1910, Band 141, S. 78: „Eine neu aufgefundene Schrift E. M. Arndts a. d. Jahre 1810."

in dem Einzelnen sein; es hilft und wird nichts. Früher oder später sinkt die Nation zusammen oder ist doch der ewige Ball derer, die sie zum Spiel brauchen können. Ungarn ist noch zu helfen, wenn es den unteren Ständen mehr Rechte gibt. Dieses Volk kann nur auf dem Einen Wege sich helfen, wenn es diesen eigentümlichen Geist zuerst noch als ein Heiligtum bewahrt, immer mit der Zeit fortschreitet und allmählich denen, deren Nacken jetzt die stolzen Magnaten niedertreten, etwas von dem Gefühl zukommen läßt, daß auch sie Menschen sind...."

In Ungarn sah Arndt nicht die nationalen, sondern nur die sozialen Gegensätze, dagegen kam ihm im weiteren Verlauf seiner großen Reise der Widerspruch, in den die Lebensinteressen der deutschen mit den ehrgeizigen Bestrebungen der französischen Nation geraten waren, zu umso deutlicherem Bewußtsein. Die Oesterreicher hatten 1797 nach dem Frieden von Campo Formio die Festung Mainz gegen Venedig den Franzosen überantwortet, und damit war virtuell das ganze linke Rheinufer französisch geworden, wenn auch die Rheingrenze erst 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluß formell legalisiert wurde. Einer der wenigen, die ein Gefühl für das Unglück und die Schande jener kolossalen Abtretung hatten, war Arndt. Als er im Sommer 1799 den Rhein von Köln nach Mainz hinauffuhr, schrieb er, Koblenz anlaufend, in sein Tagebuch: „Es kann einen doch jammern, daß diese schönen Ufer voneinander gerissen werden sollen." In Mainz dünkte es ihn: „Dieser Rhein mit seinen Reben und seinem schönen Volke könne in Ewigkeit nicht von uns genommen werden, ohne eine unserer schönsten Ehren zu verlieren. .... Weil der Nationalgeist fehlt, ist ein Volk von 30 Millionen Menschen der Spott Europas geworden . . ." Die Schamröte ergriff ihn bei dem Gedanken: „Daß der Rhein, worauf Germanien sonst so stolz war, mit den Franken geteilt wird; daß dieser schöne Volksschlag zu einem Zwitter herabgewürdigt werden soll.... Wenn solches alles eine Nation ohne Murren leiden kann und ohne endlich fürchterlich auszuschlagen, so hat sie den Namen und die Ehre eines Volkes verwirkt.... Hier lerne ich sie (die Franzosen) hassen als Feinde und Verderber meines Volkes, und kaum kann ich einen mehr sehen, daß mir das Blut nicht heiß in die Wangen aufkocht. Und diese predigen uns das Gesetz der Freiheit und Gleichheit!.... Berge und Ströme sind keine Grenzen der Natur, sondern die Sprache; Frankreich müßte also nie weiter herrschen, als wie jedermann seine Zunge versteht. Ist heute der Rhein die Grenze, warum sollte es nicht morgen die Oder.... sein können." *)

*) Daß in Arndt der nationale Gedanke schon vor dem Zusammenbruch von 1806 lebendig gewesen sein soll, ist eine Tatsache, die uns schwer eingehen will. So heißt es in einem Vortrag, den der Würzburger Universitätsprofessor R. Piloty am 2. Mai 1914 in Bonn über Arndt gehalten hat (erschienen bei S. Perschmann in Würzburg): „Aber das gesunde Hirn (Arndts) war (durch den Intellektualismus Voltaires, Rousseaus, Goethes und Kants)



Im Jahre des Reichsdeputationshauptschlusses, als ganz Deutschland noch kosmopolitisch gesinnt und mit seinen politischen Zuständen im wesentlichen zufrieden war, veröffentlichte Arndt eine andere Schrift: „Germanien und Europa", die gleichfalls dem Zeitalter erstaunlich weit vorauseilte. Solange noch ein Schimmer von Hoffnung aufleuchtet, daß Deutschland neben Frankreich und England zu einem Nationalstaat werden kann, ist dem leidenschaftlichen Unitarier Arndt jedes Opfer, das eine solche Entwicklung kosten könnte, recht. Völker, die über ihre natürlichen und sprachlichen Grenzen hinausgegangen sind, wie das englische und französische, sind „physische Ungeheuer, Geburten wider die Natur". Universalität eines Volkes ist gleich der Vernichtung aller Völker. Wenn überhaupt kann Deutschland nur noch zur Einheit kommen: „durch ungeheure Revolutionen, durch Ueberschwemmung von Fremden, von den Alpen bis zur Ostsee, wodurch die alten Fürstenhäuser verderben und die Nation unterjocht wird; wobei sich endlich ein Retter finden könnte, der die Schmach rächte und Herr seines Volkes würde. Oder es müßte ein großes Tyrannen- und Feldherrngenie aufstehen, welches erobernd und verderbend die Teutschen zu Einer Masse zusammenarbeite, woraus endlich ein gesunder Leib würde."

Der Geschichtsprofessor und Deutschtümler Arndt, der schon damals, nachdem die romantische Reaktion gegen die Aufklärung eben erst eingesetzt hatte, die deutsche Prosa durch Purismus und Archaismus vergewaltigte, gehörte gewiß nicht zu den Nivelleurs. Trotzdem war der Verfasser des „Geistes der Zeit", dessen erster Teil im November 1805, nach der Kapitulation der österreichischen Armee bei Ulm, herauskam, ein gewaltiger Neuerer. Daß ein Mitglied der regierten Stände sich unterfing, der Obrigkeit scharfe prinzipielle Opposition zu machen, war seit Jahrhunderten unter den deutschen Publizisten nicht mehr vorgekommen. Und geradezu die tiefsten Grundlagen des Bestehenden griff Arndt an, indem er stürmisch dafür eintrat, daß an die Stelle des dynastischen und feudalen Staatsbegriffs der nationale gesetzt werden solle.

Nach der Katastrophe von Ulm helle Verzweiflung an den inneren und äußeren Angelegenheiten der Nation laut in das Land hinausgeschrien zu haben, so daß das Herz seiner Bewohner tief ergriffen wurde, ist das Verdienst Ernst Moritz Arndts. Nur ein ungewöhnlich mutiger Mann, ein ganz außerordentlicher Charakter, konnte das leisten. Mit einem sittlichen Pathos, das seit der Reformationszeit in den öffentlichen Angelegenheiten Deutschlands kaum jemals wieder seine Stimme hatte

---

nur leicht angesäuselt . . . ., und der ganze Flitterstaat der Lüge (sic) wurde ihm mit einem Mal klar und überdrüssig, als die Franzosen das ganze deutsche Vaterland überzogen hatten und der napoleonische Marschallsstab auch in Greifswald und Stralsund erschien.

Da wendete sich alles in dem kerndeutschen Manne . . . . ."

ertönen lassen, das uns wiedergeschenkt zu haben, lediglich die mit Arndt die Bühne unserer Geschichte betretende Nationaldemokratie die Ehre beanspruchen kann, forderte der „Geist der Zeit" den Volkskrieg: „daß die Hunderttausende für Oesterreich zusammenlaufen sollten". Während der Kaiser der Franzosen damals in Deutschland noch populär war und ein so tiefer Denker wie Hegel ihn als den „Weltgeist zu Pferde" verherrlichte, glühte Arndt bereits vor Austerlitz von Haß gegen den Eroberer, den er gleichfalls bewundert hatte, solange er nicht in Deutschland, sondern in Italien und Aegypten siegte.

Im September 1806, kurz bevor der preußisch-französische Krieg ausbrach, schrieb Arndt das erste Kapitel des zweiten Teiles vom „Geist der Zeit" nieder. Seine Wut gegen den Korsen äußert sich hier noch viel wilder als im ersten Teil. In einer poetischen „Zugabe" übersetzt er sechs antike Kampflieder von Kallinus, Tyrtäus, Kallistratos. Einer dieser Gesänge lautet:

„In Myrtenzweigen das Schwert so will ich tragen,
Wie Harmodios und Aristogeiton,
Als sie den Tyrannen hieben nieder
Und gleich in Freiheit machten der Athener Stadt.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

In Myrtenzweigen das Schwert so will ich tragen,
Wie Harmodios und Aristogeiton,
Als bei Athenaias Opfern sie
Hipparchos niederstießen, den tyrannischen Mann.

Ewig wird leben Euer Ruhm auf Erden,
Liebster Harmodios und Aristogeiton,
Daß Ihr den Tyrannen niederschlugt
Und gleich in Freiheit machtet der Athener Stadt."

Wenn Worte einen Sinn haben, war dies eine Aufforderung, Napoleon zu ermorden. Es ist nicht ganz richtig, wenn Friedrich Meinecke sagt, nur in einzelnen Kreisen und eigentlich erst nach dem Kriege, im Zeitalter des Attentats auf Kotzebue, habe die deutsche Erhebung Neigung zum Fanatismus gezeigt.*) Indem Arndt berühmte politische Meuchelmörder des klassischen Altertums aufs neue verherrlichte, harmonierte er durchaus mit der Gesinnung seiner Epoche. So bedauerte auch Prinz Louis Ferdinand nach dem schimpflichen Frieden von Schönbrunn, daß sich niemand finden wollte, der den Kabinettsrat Lombard über die Seite

*) Von Stein zu Bismarck. Historische Aufsätze, Seite 23.

schaffte.*) Schon vor dem Kriege von 1805 hatte Johannes von Müller an Gentz geschrieben, wenn es Bonaparte wirklich gelänge, die Staaten Europas zu unterjochen, müßten die Gelehrten und Schriftsteller versuchen: „Die Individualitäten künftig zu bearbeiten, um dem Weltreich des Tyrannen böse Untertanen zu bereiten .... Jeder wird in diesem oder jenem Weltteil, jeder bei Gründung eines neuen Vaterlandes oder bei Anlaß der Blutrache des alten sich herrlicher zeigen...." **)

Die Frucht dieser Gesinnungen war das Attentat des 17jährigen Friedrich Staps auf Napoleon. Der politische Mord hat in unserer Zeit, die wegen der Verwilderung ihrer öffentlichen Sitten soviel gescholten wird, zu Serben und Anarchisten entweichen müssen.

Trotz seines feurigen Patriotismus unterschied sich Arndt sehr bedeutend zu seinem Vorteil von modernen teutonischen Berserkern. Brutalität gegenüber fremden Völkern lag ihm ganz fern. Ausdrücklich nannte er sich einen Kosmopoliten und ging sogar soweit, die nationale Idee im Vergleich mit der weltbürgerlichen als die niedrigere Stufe der Entwicklung hinzustellen. Arndt empfand groß und edel genug, um neben dem Gram über die Unterjochung Deutschlands auch noch ein Herz zu haben für die anderen Nationen, die zu französischen Provinzen zu werden drohten. Unter den Hauptverbrechen, die er Napoleon vorwarf, war auch, daß er aus Italien keinen nationalen Staat gemacht habe. Warum habe Napoleon Piemont und Genua mit Frankreich vereinigt, warum sei Prinz Josef in Neapel als König eingesetzt worden, anstatt diese Eroberung mit dem Königreich Italien zu verbinden?: „Hier soll nichts Ganzes werden, so wenig Deutschland ganz bleiben soll." Indem Arndt den italienischen Nationalstaat für ein sittliches Postulat des Zeitalters ansah, schwang er sich über das Jahr 1806 um fünfzehn Jahre hinaus. Auch dies war trotz des optischen Fehlers, der mit unterlief, bewundernswürdige Sehergabe.

Sein sittlich-nationales Pathos machte Arndt den hebräischen Propheten vergleichbar. Der Arndtsche Nationalismus, obgleich, wie wir gesehen haben, im Kriege fanatischer Herbheit durchaus fähig, setzte sich in dem schöpferischer Friedensarbeit gewidmeten politischen Denken niemals über Gerechtigkeit und Moral hinweg. Die Vorschläge Arndts, die Regelung der Verhältnisse zwischen dem Deutschtum und den benachbarten Völkerschaften betreffend, sind manchmal anfechtbar, aber immer von Vernunft und Billigkeit getragen. Der „teutsche" Enthusiast Arndt war es, der 1848 über die Behandlung der polnischen Landschaften Preußens schrieb: „...Was gegen Westen und diesseits Posens liegt, wo die Deutschen mitherrschen und die Kreise um die Warthe und Netze und Westpreußen, früher und jetzt mehr von Deutschen bewohnte

*) M. Lehmann „Scharnhorst" I. 363.
**) Gentz' gesammelte Schriften herausgegeben von Schlesier IV, 42.

und besessene Länder, wollen wir dem schlechtern und leichtern Volke nicht so hinwerfen. Alles, was östlich von Posen liegt, ein fast rein polnisches Land, wollen wir den Polen mit Pflicht und Freude zurückgeben, wenn sie die Tüchtigkeit und Redlichkeit beweisen, daß sie wieder ein Volk werden können....." *)

Ernst Moritz Arndt darf niemals vergessen werden, solange die deutsche Nation sich selber achtet. Vielfach wird er in einem Atem mit dem Turnvater Jahn genannt. Die Verdienste auch dieses Patrioten in Ehren — aber man braucht bloß die von Meyer herausgegebenen Briefe Jahns hinter den Schriften Arndts zu lesen, so wird man sich eines unermeßlichen geistigen Abstandes zwischen den beiden bewußt, und Jahn dient geradezu als Folie für Arndt. Gewiß lebte auch in Jahn eine kräftige und fruchtbare Eigenart, er war gleichfalls eine geschlossene Persönlichkeit, von der heilsame Anregungen ausgingen, aber sein geistiges Niveau war schließlich doch nicht höher, als es Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte" zur Genüge gekennzeichnet hat. Arndt dagegen hatte sowohl als Mensch, als auch literarisch unzweifelhaft Größe. Nicht daß er zu unseren klassischen Schriftstellern gehörte. Er war der Enkel eines Schäfers, der Sohn eines Bedienten, der durch Intelligenz und Fleiß die Freiheit von der gutsherrlichen Erbuntertänigkeit erlangte und sich allmählich zu einem wohlhabenden Pächter emporarbeitete. In den „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" schildert Arndt Elternhaus und Verwandtenkreis mit warmer Liebe, und es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß jene sozial untergeordnete Sphäre ein gesunder Nährboden für mancherlei geistige und moralische Kräfte war. Aber Verfeinerung konnte die Menschenklasse, aus der er stammte, Arndt nicht verleihen. Und auch, als er in formgewandtere Gesellschaftsschichten kam, hat er sich dem Kultus des guten Geschmacks nimmermehr ergeben. Die Verse Arndts haben etwas Massives, und seine Prosa ist oft geradezu ungeschlacht. Echtes Sprachgefühl, Korrektheit, Präzision und Klarheit gehen ihr fast immer ab. Von der französischen Bildung, der Arndt kühl gegenüberstand, hätte er also manches lernen können. Indessen — die literarische Anmut gedieh nun einmal da nicht, wo die Wurzeln seines Wesens erwachsen waren.

Aber Grazie und Klassizität von Arndt heischen, hieße sehr anspruchsvoll und launenhaft sein und Trauben vom Apfelbaum verlangen. Weder als Dichter, noch als Publizist, noch als Geschichtsschreiber war Arndt eigentlich groß, aber er besaß doch in jeder einzelnen dieser drei literarischen Gattungen soviel Begabung, daß die Kombination der Talente einen Schriftsteller ersten Ranges ergab. Vielleicht die berühmteste und wirksamste seiner Prosaschriften war der „Geist der Zeit", aber heute dürfte diese Veröffentlichung veraltet sein und fast nur noch

*) „Polenlärm und Polenbegeisterung." Zwölfter Teil, Seite 129.

Historikern etwas bieten. Viele andere Stücke Arndtscher Prosa dagegen, sowohl agitatorischen als auch historiographischen Genres, sind noch heute taufrisch. Eine geradezu wunderbare Lebendigkeit atmen die „Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn vom Stein", die Arndt 1858 im Alter von 88 Jahren erscheinen ließ. Ihrem Inhalt nach so bedeutend und kraftvoll, wie irgend etwas, was aus Arndts Feder geflossen ist, kommt diese Geschichtserzählung, wenn sie auch sonst an den Mängeln des Arndtschen Stiles Teil hat, durch die epische Ruhe ihrer Diktion dem Ideal des vollendeten Kunstwerks nahe.

Treitschke sagt einmal, wir würden uns versündigen, wenn wir die Poesie der Freiheitskriege bloß unter ästhetischen Gesichtspunkten beurteilten. Gegenüber den meisten dichterischen Erzeugnissen, die hier aufs neue herausgegeben werden, mag man zweifeln, ob sie wirklich den Wiederabdruck lohnen. Einige Lieder Arndts jedoch vermögen der Kritik des Kunstrichters noch immer standzuhalten; ja, sie sind so herrlich gelungen, daß sie beinahe Anspruch auf Unsterblichkeit erheben könnten. Ich nenne: „Was blasen die Trompeten?" „Der Gott, der Eisen wachsen ließ." „Was ist des Deutschen Vaterland?" „Sind wir vereint zur guten Stunde." „O Wonnesaft der edlen Reben!" Jedenfalls werden noch viele Geschlechter von Deutschen jene klangvollen und markigen Strophen feurig, fröhlich und voll Andacht erschallen lassen.

Daniels.

Der Hof Ludwigs XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon. Her- und eingeleitet von **Wilhelm Weigand**, 418 Seiten, davon 168 Einleitung, 12 Bilderverzeichnis von **Emil Schäffer**. 34 (fast durchaus vortreffliche) Bildbeilagen. Leipzig, Insel-Verlag 1913. Lexikonformat.

Madame **Guyon**. Zwölf geistliche Gespräche. Mit zwei Bildnissen. Aus dem Französischen übertragen und mit Einführung von N. Hoffmann. VII und 200 Seiten, davon 56 Einführung. Jena, Diederichs, 1911.

Perlen älterer romanischer Prosa, herausgegeb. von Hanns Floerke. Band XIX und XX, Ginez Perez de Hita. Die Geschichte der Bürgerkriege von Granada. Aus dem Altspanischen übertragen von **Paul Weiland** †. Vorwort von Dr. **Paul Ernst**. Mit altitalienischen Holzschnitten. München, Georg Müller. 1913. XII und 302 und 278 Seiten.

Es gibt zwei Epochen in der Kulturgeschichte, die, wenn ich recht sehe, uns Deutschen immer unsympathisch sein werden, und deren Erzeugnisse zu studieren wir stets nur mit Ueberwindung unternehmen: die römische Kaiserzeit und die Zeit Ludwigs XIV. Ob ich recht habe, wenn ich annehme, der Volksinstinkt spüre hier das ihm schlechthin Fremde? Für Nietzsche waren

eben diese beiden Perioden neben der Renaissance der Gipfel der menschlichen Entwicklung; ich habe das immer als ein Zeichen für Niedergangsinstinkt in ihm angesehen. Er ging mit Goethe und allen bedeutenderen Deutschen von der Begeisterung für die Griechen aus und dann — worauf besonders Julius Hart aufmerksam gemacht hat — mit der steigenden Krankheit steigend zur Begeisterung für den Romanismus über.

Ob es dasselbe war, das ihn anzog und das uns abstößt? Wir empfinden in diesen beiden Perioden das Unnatürliche, Unechte, rein repräsentativ Gemeinte, auf anderer Kosten Lebende, Schmarotzerhafte, auf Unterdrückung und Aussaugung Aufgebaute, Zukunftlose. Aber eben alles dies ist es, woraus Nietzsche sein Gold geschlagen hat. Wer von diesem großen und jedenfalls blendenden Geist lernen will, muß zu scharfer Kritik an ihm bereit sein.

* * *

Am Hofe Ludwigs XIV. lebte auch ein Herzog Saint-Simon. Er war der Alterssohn seines Vaters, der es vom Stallpagen zum Herzog gebracht hatte und direkt von Karl dem Großen abzustammen behauptete. Der Sohn nahm diese Behauptung auf und vertiefte sich, als er es am Hofe nicht weiter als zu einem wohlgelittenen Höfling unter anderen brachte, in die Geschlechter- und Wappenkunde, möglicherweise, um die Theorie von seiner hohen Herkunft noch mehr auszubauen. Er verfaßte einige gut geschriebene geschichtliche Werke. Im Alter fiel ihm das Tagebuch eines Höflings Ludwigs XIV. in die Hände, eines vollendeten Speichelleckers, der von 1684 ab, also bereits sieben Jahre vor Saint-Simons Auftauchen bei Hofe, Tag für Tag aufzeichnete, ob der König ein Abführmittel nahm oder seine Bauten besichtigte. Saint-Simon, der ein sehr scharfes Auge und Ohr bei Hofe gehabt und von Anfang an eigene Notizen gemacht hatte, war über dieses panegyrische Tagebuch so entrüstet, daß er sich (als Fünfundsechzigjähriger) an die Ausarbeitung seiner eigenen Notizen machte. Es entstand ein voluminöses Werk, das aber 1761 nach dem Tode des Herzogs mit seinen übrigen Papieren wegen (wie man vermutete) politischem Inhalt beschlagnahmt wurde und es ein Menschenalter lang blieb. Nur einige Auszüge gingen um. Im Revolutionsjahr erschien die erste umfassendere, wenn auch noch immer unvollständige Ausgabe, 1830 das vollständige Werk.

Es mutet wie eine Fügung an, daß die Memoiren im Revolutionsjahr erschienen: denn Saint Simon hat die völlige Leerheit wie der Seele dieses glänzenden Königs so seines viel nachgeahmten Hoflebens bis in den Grund durchschaut und erbarmungslos dargestellt. Und daß die ganze Hochkultur dieser Zeit dadurch günstig beleuchtet wird, kann man auch nicht sagen. Dabei hat man vom Verfasser den Eindruck nicht nur außerordentlichen Scharfblicks und eines ganz unvergleichlichen Darstellungstalents, sondern auch wirklicher Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, so daß man ziemlich sicher sein darf, daß nicht schlechthin greisenhafte Verbitterung das Werk diktiert hat, mag immerhin auch ursprünglich etwas von Bitterkeit einer der Stachel

gewesen sein, die zu ihm anreizten. Es gibt keine einseitige Verurteilung bei ihm. Glaubt man, daß er Fénelon für einen abgefeimten Streber gehalten habe, so kommt eine Schilderung dieses nach ihm sehr problematischen Charakters, die einen ordentlich wie persongewordener Seelenfriede berührt. Und er, der exemplarisch Fromme — er hatte die Gewohnheit, jährlich auf einige Wochen ins Kloster des Abbé de la Trappe (Gründers des Trappistenordens) zu gehen, um dort religiösen Uebungen obzuliegen — gibt ein vernichtendes Urteil über die Greuel der Hugenottenverfolgung von 1685 (Aufhebung des Edikts von Nantes). Selbst für die Maintenon, deren Einfluß er für verderblich hielt — und zwar besonders deshalb, weil sie zwar sehr klug, aber nicht über das Maß der Intrige hinaus klug war und trotzdem alles unter ihren Einfluß zu bringen wußte —, selbst für sie ist er nicht ohne Bewunderung, wo er die Selbstverleugnung schildert, deren ihre Klugheit fähig war. Doch schreibt er ihr die Hugenottenverfolgungen direkt zu. Genauer gesagt, einer Verschwörung der Jesuiten mit Louvois und ihr. Er verhandelt sie geradezu in der Schilderung der Frau. Der König in seiner „ungeheuerlichen Unwissenheit auf jedwedem Gebiet" hatte sich von den Jesuiten „den Unsinn einreden lassen, alles Antijesuitische sei unbedingt gegen die Königsautorität gerichtet. . . . . Sie aber (die Jesuiten) waren die privilegierten Beichtväter des Monarchen". Da nun Louvois Krieg brauchte und durch die Hugenottenverfolgungen am leichtesten einen europäischen Krieg zu erzielen hoffte, Frau von Maintenon aber eine Gelegenheit, ihre Frömmigkeit in ein günstiges Licht zu setzen, so erfolgte die Aufhebung des Edikts von Nantes plötzlich „ohne den geringsten Anlaß und ohne das leiseste Bedürfnis" als „die Frucht eines abscheulichen Komplotts . . ."*) Aber hier lese man nun selbst weiter die Schilderung der tollen Verfolgung, ihrer Schürung durch Jesuiten und Bischöfe und ihrer entsetzlichen Folgen für das Land (S. 385 ff.). Ludwig erfuhr nur die Massenbekehrungen, zweifelte nicht an ihrer Aufrichtigkeit und war hochbeglückt: „In keinem Abschnitte seines Lebens war er sich selbst menschlich so groß vorgekommen, und nie hatte er an die Verzeihung seiner Sünden durch Gott fester geglaubt." So entlastet Saint-Simon den König, indem er doch eine Wurzel aller Scheußlichkeiten in seinem Charakter beläßt: die grenzenlose Eitelkeit, die aus einem radikalen Egoismus aufgewachsen war. Er betont und illustriert diesen absoluten Egoismus oft. Die gegen das Ende seines Lebens sich häufenden Trauerfälle am Hofe geben dem König Gelegenheiten zu wohl vorgetragenen Hausväterlichkeiten und Rührungen, denen dann Züge der kühlsten Herzensleere auf dem Fuße folgen, die Saint-Simon mit Kopfschütteln daneben setzt. So bleibt er dabei, als Schlußurteil nach seinem Tode hinzuzusetzen: Die Provinzen waren ruiniert und ausgesogen . . das

*) Ich berichte diese Auffassung Saint-Simons nicht, weil ich sie gegen die Einwände Rankes als historisch einwandfrei festhalten möchte, sondern als charakteristisch für den Eindruck, den die Frau auf Saint-Simon machte.

Volk war zugrunde gerichtet, gedrückt, verzweifelt. Jetzt dankte es Gott in lautem Taumel für die Befreiung, die sein heißester Wunsch nicht mehr zu erhoffen gewagt hatte.“ (Ein ganz ähnliches, nur sehr viel härteres Urteil hatte Fénelon bereits zwanzig Jahre vor des Königs Tode ihm ins Gesicht geschrieben. In unserem Buch S. 105 angeführt.)

Saint-Simon schreibt außerordentlich lebendig. Alle Personen, die er schildert, rücken greifbar nahe. Selbst die Liselotte, deren (vermeintliche) Demütigung er mit Behagen erzählt, scheint ihm nicht absolut fremd in ihrer Art geblieben zu sein. In der Rückerinnerung an die Lektüre verwischt sich uns alles Buchmäßige, und es ist uns zumut, als erinnerten wir uns an Personen, statt an Personenschilderungen.

Trotz dieser Feinheit und großen Kunst der Schilderung habe ich das Buch nicht ohne einige Galle zu Ende lesen können: Diese Gesellschaft begeisterte unsere deutschen Fürsten! Vor zwölf Jahren haben wir einem davon ein Zweihundertjahr-Andenken widmen sollen. Bis in die einsamsten Dörfer schickte man das Doppelbildnis des ersten Königs von Preußen und seiner Frau, verziert mit Ruhmesinsignien. Von dieser Frau wird berichtet, daß sie sich auf ihrem Totenbette also über ihren Gemahl vernehmen ließ: „Ich sterbe nun also und tue damit alles, was ich für Seine Majestät zu tun imstande bin, indem ich ihn nicht nur von einem Drucke befreie, sondern ihm auch Gelegenheit zu einem pomphaften Begräbnis gebe, was für ihn bei dem Geschmack, den er nun einmal hat, immer das Wichtigste bleibt.“

Wilhelm Weigand, der einen stattlichen Band aus den Denkwürdigkeiten zusammengestellt hat — alles, was sich näher auf den Hof Ludwigs bezieht —, hat seine Auswahl mit einer blendend geschriebenen, interessanten Schilderung des Hofs und der Personen am Hof, einschließlich Saint-Simons selbst, eingeleitet, Arthur Schurig sie ganz vorzüglich übersetzt. Vierunddreißig ausgezeichnete Bildreproduktionen nach gleichzeitigen Porträts schmücken den Band. Für eine Neuauflage würde ich empfehlen, ein Namensverzeichnis anzubringen. Und dann: gibt es gar kein gutes Porträt des Herzogs selbst?

Es müßte allerdings ein wirklich gutes Porträt sein; denn den vermutlichen Entschluß der Saint-Simon-Herausgeber, lieber auf ein Porträt zu verzichten, als ein schlechtes nichts- oder Falsches sagendes zu bringen, finde ich nachahmenswert und hätte ihn auch dem Uebersetzer der zwölf geistlichen Gespräche der Madame Guyon gewünscht. Denn das Bild, das seinem Buch vorgeheftet ist, schlägt seiner Einleitung ins Gesicht. Sah die Dame wirklich so aus, so ist zweierlei möglich: entweder daß ihre Feinde recht haben, was wiederum ihre Schriften unverständlich macht, oder daß ihr Gesicht eine Maske war, was ja auch vorkommt. Aber weshalb es dann vorzeigen? Das Leben dieser Frau, die in schweren Leiden stille wird und dann freilich desto beredter — allzu beredt will uns dünken: vierzig Bände hinterließ sie, hielt es allerdings für Sünde, an ihren Niederschriften zu bessern, da das die Inspiration verderbe —, hat etwas sehr Rührendes. Ebenso ihre

Freundschaft mit Fénelon. Hoffmann bringt das in der Einleitung zu seiner Uebersetzung gut zur Empfindung. Weniger gut ist ihm die allgemeine Einleitung über Mystik, Quietismus und ihre Doktrin gelungen. (Nebenbei: welchen Sinn mag es haben, in der Einleitung zu einer Uebersetzung seitenlange französische Zitate unübersetzt zu bringen?) Die Gespräche sind bei manchen Entgleisungen in ihrer großen Einfalt schön.

Zur Sache des Quietismus nur diese kurzen Bemerkungen: Mir scheint, es ist mit dem Vorwurf, der in dem Worte liegt, nicht viel anzufangen. Sowohl die Guyon als Fénelon haben ja doch eine ganz ungeheure Tätigkeit entfaltet — man lese nur Saint-Simon Seite 336 ff. über Fénelon. Es wird doch wohl hiermit sein wie mit dem Atmen. Alle Aerzte sagen uns übereinstimmend: Ausatmen! Das Einatmen kommt dann von selbst. Der wirklich starke, aus der Tiefe hervorquellende Wille wird überhaupt erst in großer Seelenstille merkbar. Und ihm allein gehört die Tätigkeit, auf die es ankommt.

Uebrigens wurde der Hauptanreger der damaligen quietistischen Mystik, Molinos, von den Jesuiten durch den Einfluß Ludwigs XIV. aus der Freundschaft des Papstes bis in den lebenslänglichen Kerker hinab intrigiert.

* * *

Der Jesuitenorden ist eine spanische Reaktion gegen die Verweltlichung der Kirche in Italien. Bereits Alexander VI., der Borgia, mußte sich eine spanische Gesandtschaft gefallen lassen, in der er, wie Infessura berichtet (Uebersetzung von Hefele, Jena, Diederichs, S. 268, vergl. die Besprechung „Preußische Jahrbücher" CLIV, S. 161), von König Ferdinand dem Katholischen lebhaft zur Bekehrung aufgefordert wurde. Er, Ferdinand, „setze ununterbrochen das Wohl seines Staates und sein Leben ein für das Wohl des christlichen Glaubens und für dessen Verbreitung, indem er ununterbrochen mit den Ungläubigen kämpfe. Der Papst aber, der doch das Oberhaupt des christlichen Glaubens sei, strebe nur danach, diesen Glauben zu vernichten". Im Sinne was für einer Frömmigkeit nun freilich diese spanische Reformstimmung sich einsetzte, geht sofort aus den angeschlossenen Forderungen hervor: Verfolgung der heimlichen Juden und Unterstützung für die Ungläubigenbekriegung. Es ist eben in Spanien noch Kreuzritterzeit. Wie sehr, kann einen befremdlich stark der Eingang des Tagebuchs des Kolumbus lehren (eine Uebersetzung für 40 Pfennig im „Schatzgräber". Dürerbund Verlag Callwey, München — höchst interessant!), durch den ja die Entdeckung des Seewegs nach Indien ausdrücklich als Missionswerk (im Kreuzrittersinn) mit der Bekämpfung der Muhammedaner in Südspanien und der Vertreibung der Juden gleichgesetzt wird

So war die Stimmung am Hofe. Wie sie im Volk war, mag man daraus sehen, daß noch 1588 ein Volksbuch herauskam und 1604 ihm ein zweiter Band folgen konnte, das ganz mittelalterlich die Glaubenskriege gegen Granada beschreibt. Genauer gesagt, die Zustände in Granada zur Zeit der Eroberung.

Die Spanier werden seit einiger Zeit entdeckt, und das ist gut, denn auch sie haben uns einiges zu geben, und man wird sich wundern, wieviel Anregungen ums siebzehnte Jahrhundert von ihnen ausgegangen sind. In der Entdeckerfreude wird dann auch weidlich übertrieben. Wir haben Erstaunliches über Goya gehört, dann gar über Greco. Von Velasquez, der immer anerkannt war, will ich nicht sprechen. Ich bekenne, daß ich auch Paul Ernsts Satz aus seinem trefflichen Vorwort zu Ginez Perez de Hita dahin rechnen muß: „Die Vorgänge selbst, der Stoff des Buches, sind so schön und ergreifend, so bedeutend und groß, daß durch dieses glückliche Zusammentreffen eines der vorzüglichsten Bücher der Weltliteratur geschaffen ist.“ Dies dünkt mich zu viel gesagt. Zumal Paul Ernst es ausdrücklich auf den ersten Band beschränkt, während Vorgänge und Stoff erst im zweiten (der wieder sonst zurücksteht) bedeutend werden. Die in ihrer Primitivität sehr anmutige Erzählungskunst wird den Leser, der sich durch die mordslangweiligen ersten Kapitel durchgebissen hat, den vor allen, der kulturgeschichtlich genießen kann, reichlich entschädigen, auch wenn er den Genuß unpotenziert durchkostet. Diese Anfangskapitel übrigens dürften einen Hauptinweis für die Lösung der — von Ernst nicht verhandelten — Frage nach dem Verfasser geben. Hita selbst gibt an (II. 251), daß das Buch von einem maurischen Chronisten stamme, der nach dem Fall Granadas nach Afrika ging. Die ersten Kapitel nun geben unter anderem die Namen sämtlicher maurischen Rittergeschlechter aus Granada. Die alten Geschichten pflegen durchgängig sehr langsam zu exponieren, sie kennen noch nicht die Hast der neueren. Was aber hier den Eingang so schwer überwindlich gemacht hat, ist noch ein Besonderes, dasselbe, dünkt mich, was manche ungekürzt übersetzte Isländergeschichten ungenießbar macht: Hausinteresse, das künstlerisch unaufgearbeitet blieb. Und darin verrät sich der Verfasser unserer Chronik. Dunlop in seiner Geschichte der Prosadichtungen meint, ein maurischer Verfasser sei bei der offenbaren Bevorzugung der Christen undenkbar. Gewiß! falls es sich um einen Unversöhnlichen handeln sollte. Nicht aber, wenn einer aus den zum Christentum übergetretenen Geschlechtern angenommen wird, und das müßte man allerdings gegen die Nachricht Hitas tun. (Doch vergleiche am Schluß.) Dergleichen künstlerisch unaufgearbeiteten Stoffs birgt nun aber diese Geschichte auch in ihren besten Teilen, und das kann eben nur mit kulturgeschichtlicher Einstellung genossen werden. Was jene Gesellschaft interessierte, war neben Turnier und Stierkampf Galanterie, Eifersüchtelei, schöne Kleider, wohldekorierte Feste und zierliche galante Sprache. Dies wäre nun an sich kein unbrauchbarer Stoff auch für eine große Dichtung. Es kommt darauf an, ob etwas Großes in diese Dinge hineingesehen ist und der bunte Stoff sich dem eingeordnet hat. Der Dialog ist nicht ohne Anmut, aber selten psychologisch bedeutsam (etwa I, 296), wie stets in den Isländergeschichten, oder sonst inhaltlich wertvoll. Die Galanterien und Eifersüchteleien sind recht ungesalzen und gar nicht ergreifend. Die Kleider werden sehr umständlich geschildert, aber

nur selten in ein Verhältnis zu den Vorgängen gebracht. Das Einzige, darin das Interesse des alten Schilderers so lebhaft war, daß er es künstlerisch auch auf uns noch zu übertragen verstanden hat, dürften neben den sehr gut und abwechslungsreich erzählten Zweikämpfen die Festdarstellungen sein, die Reiterquadrillen und die Atrappendarstellungen beim Ringelspiel im 9. Kapitel, — obwohl man sich auch da sorgfältig davor hüten muß, sich das Geschilderte lebhaft vorzustellen: man würde alsbald vor der sittlichen sowohl als ästhetischen Roheit der Sache erschrecken. Was das Sittliche betrifft, so denke man sich ein Ringelstechen, bei welchem die Teilnehmer ein Bild ihrer Herzensdame einsetzen müssen, das dann möglicherweise in die Hände des Gegners fällt. Was das Aesthetische angeht, so denke man sich daß dies Bild angekleidet auf einem Wagen herumgefahren wird, wobei meist der Ritter es zum Mittelpunkt eines künstlich arrangierten lebenden Bildes macht: das Ganze tritt gewöhnlich zu Anfang in irgendeiner Attrappe auf, z. B. ein Drache, der unter großem Feuerwerk sich spaltet und die Gruppe sichtbar macht und dergleichen. Was von wirklich Großem und Bedeutendem im Stoff des Buches mitspricht, das bleibt im ersten Band noch ganz in der Wolke, von da aus man allerdings sehr wirkungsvoll je und je ein dumpfes Grollen hört. Kulturgeschichtlich aber wird der Untergang der Maurenherrschaft erstaunlich plastisch — der ehrliche Dunlop sagt nicht mit Unrecht: „Dies Werk schildert das seltsame, obwohl nicht ungewöhnliche Schauspiel, wie ein Volk inmitten üppiger Schwelgereien und Festgelage verscheidet." Was schlecht ausgedrückt ist, denn von Essen und Trinken ist eigentlich überhaupt kaum die Rede im Buch, nur von Festen und Galanterien.

Leider wird nun das Leben im christlichen Lager gar nicht geschildert, doch ist der Eifer, bei jeder Gelegenheit Mauren zu bekehren, sehr groß, wie ja denn auch das Buch mit einer großen Massenbekehrung schließt.

Man stelle sich nun also vor, daß das geschieht zu der Zeit, wo in Italien die Päpste zur vollen Weltlichkeit übergehen, geschildert wird zur Zeit der Hochrenaissance. Man wird dann die Entstehung des Jesuitismus und das Einsetzen der Gegenreformation etwas gründlicher verstehen. Vor allem auch, weshalb diese Reaktion der reformatorischen feindlich laufen mußte.

Faßt man dieses Verständnis etwas tiefer, so wird man freilich auch hier bestätigt finden, was man bei religionsgeschichtlichen Studien immer wieder hinderlich empfindet, die außerordentlich große Schwierigkeit zwischen dem religiösen Mythos und dem von ihm beherrschten Leben eine wirklich durchsichtige Verbindung aufzuweisen. Diese religiöse Deutlichkeit, die ebenso selten ist, als der Wille zu ihr in allen wirklich Frommen verzehrend, findet sich in einiger Breite eigentlich nur in jenen ihrer Natur nach stets nur episodischen Geschichtsepochen, in denen die geistige Entwicklung den Anstoß zu einer neuen Richtung empfängt. Im ursprünglichen Buddhismus, im Urchristentum, in der mittelalterlichen Mystik, in der Reformation, um

einige von uns nachfühlbare Stellen zu nennen Sie macht die religiös wie ästhetisch gleich befriedigende Monumentalität solcher episodischen Epochen aus, von denen dann lange Jahrhunderte zehren.

Es will mir scheinen, als wenn an dieser Stelle der eigentliche charakteristische Unterschied zwischen religiöser Leidenschaft und Fanatismus bloß liege.

Religiöse Deutlichkeit kann stets — je nach der vorhandenen Kraft — zu religiöser Leidenschaft führen. Fanatismus nennen wir erst eine in sich undeutliche, unsaubere, über ihre Motive und inneren Zusammenhänge unklare Glut. Hier wie oft ist das ästhetische Urteil eine gute Hilfe. Es empfindet mit heftigem Anstoß das innerlich Unlebendige, nicht Lebenskräftige. Es empfindet, daß das Menschliche nicht erreicht ist, dem selbst das Geheimnis nicht fremd zu sein braucht, sobald klar ist, daß und weshalb es Geheimnis sein muß, das aber für willkürliche, rein durch äußerliche Autorität und Tradition gegebene Unverständlichkeiten nichts übrig hat. Wenn es in unserer Geschichte I, 59 ff. bei Gelegenheit eines Zweikampfes zwischen Musa, dem eigentlichen Helden des Buches, und dem „Großmeister von Calatrava", als des ersteren Kräfte abnehmen, heißt: „Welches der Großmeister sah und bedachte, daß der Maure des Königs von Granada Bruder war und ein wackerer Ritter, und wünschte, daß er Christ werden möchte, damit sie, wenn er es geworden, mancherlei Vorteil im Kriege durch ihn haben könnten zugunsten des Königs Don Fernando. Beschloß, den Kampf abzubrechen und mit ihm Freundschaft zu schließen. Trat alsobald zurück und sprach zu jenem: Hochherziger Musa, um ein Fest zu verschönern, ist es nicht recht, einen so blutigen Kampf zu führen, wie dieser ist. Laß uns ein Ende machen, wenn es dir recht ist. Mich bewegt hierzu, daß du ein so wackerer Ritter und des Königs, dem ich Dank schulde, Bruder bist". und nachher „denn sein Herz sagte ihm, daß den Christen von diesem Mauren großes Heil kommen würde", so ist diese Vermengung von Motiven und diese undeutliche religiöse Reklamegesinnung uns unmittelbar ästhetisch zuwider: wir empfinden das innerlich Unklare zu sehr. Es imponiert uns im Grunde mehr, wenn das maurische Adelsgeschlecht der Abencerragen den Grundsatz ausspricht: „Unsern Reichtum hat uns Allah, der Heilige, geschenkt, um Gutes mit ihm zu tun aus Liebe zu ihm und ohne des Glaubens acht zu haben." Freilich werden diese Abencerragen Christen (und im Grunde genommen Verräter ihres Vaterlandes). Auch sonst in dieser Geschichte an Stellen, an denen bekehrt wird, ist nirgends ein innerliches Verständnis gegeben. Hat ein Maurenritter Unglück in der Liebe, so findet er, nunmehr ganz deutlich zu sehen, daß Mahomet ein falscher Prophet sei, und daß er selbst deshalb Christ werden müsse. Oder wird die Königin fälschlich Ehebruchs bezichtet, so sagt ihr eine Christensklavin, daß sie sich an die jungfräuliche Mutter Gottes wenden müsse, und sie findet das höchst überzeugend und tut es. (An dieser Stelle [illegible] man noch am ersten versucht, an irgend einen inneren Zusammenhang

zu glauben, aber heraus kommt er bei aller Umständlichkeit gerade dieser Stellen nicht.)

Ein unfreiwillig symbolisches Beispiel von großer Ausdrucksklarheit für das, was hier der „heilige Glaube“ ist, gibt das Schlußkapitel von der Gründung Santa Fés:

„Der König Don Fernando schlug sein Lager auf und befestigte es mit großer Klugheit, wie es die Kriegskunst verlangte. In einer Nacht entstand hier eine Stadt mit vier Vierteln in Kreuzform und mit vier Toren und alle vier inmitten der vier Gassen. Es stand dieses Lager unter vier Großen von Kastilien und jeder hatte ein Viertel auf sich genommen. Umgeben war es mit einer starken hölzernen Schutzwehr, welche mit Leinwand überzogen wurde, solcher Art, daß es aussah, wie eine feste, glatte Mauer mit Zinnen und Türmen, erstaunlich anzusehen, und schien aus wuchtigen Hausteinen errichtet. Tags darauf, am Morgen, als die Mauren diesen Ort erblickten, welcher Granada so nahe aus dem Boden gewachsen war, mit Türmen und Mauern und Zinnen, verwunderten sie sich über die Maßen. Als der König Don Fernando aber den Ort so vollkommen und stark sah, machte er ihn zur Stadt und gab ihr den Namen »Heiliger Glaube« und beschenkte ihn mit großen Freiheiten und Privilegien, welche sie noch heute besitzt“ (II, 230).

Noch weniger wie über die christliche Religiosität ist über die muhammedanische aus dieser Erzählung zu holen. Und wenn das, was darüber gesagt wird, zum Maßstab für die Glaubwürdigkeit der sonstigen Schilderungen maurischen Lebens genommen werden müßte, so möchte man geneigt sein, dieses ganze Maurenleben für ähnlich unecht zu erklären, als die mancherlei mittelalterlichen Versuche, antikes Griechen- oder Römerleben darzustellen.

„O Mahomet, Verräter, du Hund“, läßt sich da ein Maure vernehmen, der übertreten will, „sag, hatte ich dir nicht versprochen, ein Bild von dir ganz aus Gold fertigen zu lassen, wenn du mir den Sieg verliehest, und Weihrauch in Menge auf deinen Altären zu verbrennen?“ (I, 166f.) und unter den bereits gekennzeichneten Attrappenspielen ist eines, darin „ein goldener Mahomet auf einem prachtvollen Sessel“ sitzt, der dem Bilde der Dame des Ritters eine goldene Krone aufsetzt!

Dies hat nun freilich keine Aehnlichkeit mit dem, was wir als Islamismus kennen. Doch muß ich mich hier bescheiden; ich weiß nicht, was man auf so abgelegenen Posten, wie es das von der großen Masse der Mauren im Stich gelassene, von der einen Seite kulturverweichlichte, von der andern christlich beeinflußte Maurentum in Granada war, als möglich voraussetzen darf. Ein guter Kenner des Islam möchte vielleicht aus diesem Charakter der Erzählung am ersten entscheiden können, ob ein christianisieter Maure als Verfasser möglich ist.

A. Bonus.

Militärisches.

Freiherr v. Freytag-Loringhoven, Generalleutnant und Oberquartiermeister: „Betrachtungen über den russisch-japanischen Krieg" II. Mit 23 Skizzen als Anlagen. Berlin 1913. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Kochstraße.

Das einleitende Kapitel dieser Schrift befaßt sich noch nicht mit dem eigentlichen Thema, sondern mit den Angriffen der Engländer im Burenkriege. Wir werden von General v. Freytag in das Gefecht von Paardeberg (18. Februar 1900) geführt, wo auf der britischen Seite als Generalstabschef von Lord Roberts Lord Kitchener kommandierte, der jetzige englische Kriegsminister. Kitchener hatte die Avantgarde der Robertsschen Armee bei sich, 7 Bataillone und 1000 Mann berittener Infanterie, auch Teile der Kavalleriedivision French (ca. 8000 Mann), dazu 4 Batterien, eine Streitmacht, der die des Burenführers Cronje (5000 Mann und 6 Geschütze) numerisch nicht gewachsen waren. Zwar nahmen die Buren auf beiden Ufern der Modder eine von Natur starke Position ein, aber sie hatten nicht genügend Zeit gehabt, um sich gründlich zu verschanzen. Trotzdem mißlang der Angriff der Engländer. Die Hauptschuld an der Niederlage, urteilt General von Freytag, hatte der englische Befehlshaber selber. Aus den Aktionen, die seine Vorgänger White, Methuen, Buller, Gatacre gegen die Buren verloren hatten, verstand er nur teilweise die richtigen taktischen Schlüsse zu ziehen. Sein Verdienst war, daß er, entsprechend den Wirkungen des kleinkalibrigen Gewehrs und des Schnellfeuergeschützes, Waffen, die in diesem Feldzug zum erstenmal praktisch erprobt wurden, die geschlossene Fechtweise der britischen Infanterie aufgab. Aber Kitchener übertrieb hierbei. Er löste sofort das ganze Fußvolk in lichte Schützenlinien auf, und nun fehlten ihm die Kräfte, um das Gefecht aus der Tiefe zu nähren, d. h. um die am Boden Liegenden empor und vorwärts zu reißen.*) Die von Lord Kitchener angeordnete extreme Taktik hatte um so üblere Folgen, als die Schießausbildung der englischen Bataillone sich bei Paardeberg ebenso mangelhaft zeigte, wie vorher bei Lombardskop, Magersfontein, Colenso und Stormberg. Da die Feuerüberlegenheit über einen Gegner, den er doch auch wieder gering schätzte, nicht eintreten wollte, befahl Kitchener: „To rush the position".

Durch diesen Befehl setzte sich Kitchener in Widerspruch zu seiner eigenen besseren Erkenntnis. Gegenüber den neuen Feuerwaffen konnte ein Bajonettangriff unmöglich glücken. Die englischen Sturmangriffe führten zu blutigen Schlappen, und Kitchener, der keine frischen Truppen mehr einzusetzen hatte, mußte seine Streitkräfte vor der Burenstellung hinter deckende Hügel zurückziehen. Die Schlacht war verloren, trotzdem sich die

---

*) Vgl. hierfür und in bezug auf das Folgende meine „Geschichte des Kriegswesens" VII., 89.

englischen Soldaten bei Paardeberg, wie überhaupt im südafrikanischen Kriege, sehr gut geschlagen hatten. In dieser Beziehung zitiert Herr von Freytag zustimmend die folgende Aeußerung des Divisionskommandeurs der bei Paardeberg engagiert gewesenen Hochländerbrigade, Sir Henry Colville: „Was tapfere Männer fähig sind zu tun, leisteten die Hochländer; allein es scheint, daß es gewisse Gesetze gibt, die die genaue Grenze der Verluste festsetzen, die ein Truppenkörper zivilisierter Soldaten zu ertragen imstande ist; das hat mit Furcht nichts zu tun."

Lord Kitchener sagte am Morgen nach dem Gefecht, wenn er am Tage vorher gewußt hätte, was er nunmehr wisse, würde er die Buren nicht angegriffen haben; es sei eben unmöglich gegen das moderne Gewehr. General v. Freytag leugnet diese Unmöglichkeit. Aber, setzt er hinzu, ein hoher Anteil am Gelingen jedes Angriffs kommt der Führung zu. Mit dem Sturm, der vor der Erringung der Feuerüberlegenheit unternommen wurde, griff der englische Feldherr, wenn auch zum Teil aus Verzweiflung, zu hastig nach dem Siegeslorbeer. Vor dem Bajonettangriff hätte der Gegner „durch Schützenmassenfeuer auf mittlere und nahe Entfernung" mürbe gemacht werden müssen. Denn es war „bei den schmalen Fronten die Möglichkeit ausreichender Tiefengliederung und der Entfaltung kräftigster Feuerfronten vorhanden, während, wie die Angriffe tatsächlich erfolgten, die Engländer auch bei ihrer Ueberlegenheit überall nur lichte Schützenlinien den Buren entgegenstellten. Der Angriff war wohl möglich, auch gegen das moderne Gewehr; es kam nur darauf an, wie er angesetzt wurde. . . ."

Zu diesen Ausführungen ließe sich vielleicht noch bemerken, daß der Mißerfolg der Engländer bei Paardeberg wahrscheinlich weniger auf die extreme Lockerheit ihrer Schlachtordnung zurückzuführen ist, die, wie der gegenwärtige Krieg zeigt, durchaus dem Geiste moderner Fechtweise konform ist, sondern wohl durch die Unfähigkeit des britischen Fußvolks zu Umgehungsmanövern verschuldet wurde. Dieses Gebrechen der englischen Infanterie hat sich nicht nur bei Paardeberg, sondern in allen Gefechten des südafrikanischen Krieges offenbart. Kitchener verstand seine Bataillone nicht besser zu dirigiren, als die anderen Feldherrn. Auch seine taktischen Neuerungen schlugen keine Wurzeln. Es scheint, als ob die englische Infanterie den Uebergang von der Kolonnentaktik des Krimkriegs zu zeitgemäßer Gefechtsformation bis zum heutigen Tage nicht gefunden hat, sondern mehr oder weniger in die geschlossene Aufstellung zurückgefallen ist. Wenigstens beklagen sich die französischen Bundesgenossen laut über die veraltete Fechtweise des britischen Fußvolks.

Die letzte große Aktion gegen eine Festung, von der die Kriegsgeschichte vor der Einnahme Lüttichs meldet, war die Belagerung Port Arthurs.*)

*) Die Belagerung Adrianopels im Balkankriege ist noch kein geeignetes Objekt für historische Darstellung, weil die nötigen Quellen und Vorstudien bis jetzt fehlen.



Die Methode, die die Japaner anwendeten, um sich jenes Bollwerks der Russenherrschaft am Stillen Ozean zu bemächtigen, wurde ihnen durch ihren Mangel an schwerer Belagerungsartillerie vorgeschrieben. Die Japaner griffen Port Arthur, das eine Garnison von 40000 Mann hatte, mit 90000 Streitern an (Ende Juli 1904). Aber es wurde Anfang Oktober, bis die Angreifer schwere Steilfeuergeschütze erhielten, von denen sich eine Wirkung gegen Beton erwarten ließ.*) Dann kamen sechs 28 cm-Haubitzen. Ende des Monats trafen weitere zwölf ein. Aber auch jetzt zeigte sich das japanische Belagerungsgeschütz als noch immer durchaus unzureichend. Zwar verfügten die Russen an der hauptsächlich angegriffenen Nordostfront noch über viel weniger moderne schwere Artillerie; sie hatten nämlich nur vier 28zentimetrige Mörser,**) aber es gelang den Japanern weder, diese Batterie niederzukämpfen, noch kam es hierauf allein an. Ebenso wesentlich oder wesentlicher war die Zerstörung der Grabenwehren und Kasernen aus Beton, und in diesem Punkt enttäuschten die japanischen Haubitzen die Hoffnungen des Generals Nogi. Diese groben Stücke waren Küstengeschütze und als solche mit einer Granate ausgestattet, die Panzerdecken durchschlagen sollte. Aber nur als Vollgeschosse wirkten jene Kugeln gut, die genügende Sprengwirkung fehlte***).

Da die japanischen Batterien gegen die Grabenwehren, die in felsigen Boden eingeschnitten waren, gar nichts ausrichteten und die Gewölbe der Kasernen nur in vereinzelten Fällen durchschlugen, so mußten jene unnahbaren Verteidigungsmittel des Generals Stössel durch die japanischen Pioniere mit Minen angegriffen werden. Das war eine viel weniger wirksame Methode, als die artilleristische Aktion: „Daß der belagerungsmäßige Angriff nur langsam fortschritt", sagt unser Generalstab dazu, „erklärt sich aus seiner Schwäche. . . . Ein Festungsangriff ohne genügende Artillerie muß zu vielen Mißerfolgen und schweren Verlusten führen. . . . ." Und mit einer Vorsicht des militärischen Urteils, die angesichts des donnernden Falls von Lüttich doppelt imponiert, die aber vielleicht auch im Jahre 1906 noch durch den damaligen Stand der Waffentechnik geboten wurde, fahren die „Einzelschriften" fort: „Ob eine zahlreichere und modern ausgestattete Ar-

---

*) Das Folgende nach: „Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstab". Heft 37/38, S. 69. Berlin 1906, Mittler & Sohn.

**) „Einzelschriften", S 30 und 31.

***) Eine offizielle Verlautbarung des belgischen Kriegsministeriums, die die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" übernimmt (vgl. Morgenblatt der „Voss. Ztg." vom 16. Sept.) behauptet, daß die Angreifer von Namur die Festungswerke mit 28 Zentimeter-Kanonen zerstört hätten, also mit demselben Kaliber, das die Japaner vor Port Arthur als schwerstes verwendeten. Das belgische Kriegsministerium fügt die Behauptung hinzu, die Festungswerke von Namur seien, ebenso wie die von Lüttich, 30 Jahre alt gewesen. Ich erinnere daran, daß, wie im vorigen Heft hervorgehoben, der französische General Maitrot das gerade Gegenteil behauptet. Sollte aber die belgische Behörde doch die ganze Wahrheit gesagt haben, so würde die Belagerung Port Arthurs, dessen Werke dann viel jünger als die belgischen gewesen wären (um 1900 errichtet), an Interesse nur noch gewinnen.

tillerie genügenden Erfolg gehabt hätte, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Schwerste Kaliber und großer Munitionsaufwand würden jedenfalls nötig gewesen sein. . . ."

Daß die Japaner vor Port Arthur über so wenig schweres Geschütz verfügten, hängt wahrscheinlich mit dem schlechten Stande ihrer Finanzen zusammen. Sie mußten aus diesem Grunde auch sonst auf notwendiges Kriegsmaterial verzichten. Um so mehr Menschenleben mußten die japanischen Heerführer opfern, wenn sie den Sieg erzwingen wollten. Die Sturmangriffe auf die Werke von Port Arthur, ohne ausreichende artilleristische Vorbereitung unternommen, verliefen so unerhört blutig, daß sie Soldaten abendländischer Zivilisation kaum hätten zugemutet werden dürfen. General v. Freytag bemerkt über diesen Punkt: „Ein Nogi konnte Hekatomben an Menschenleben vor Port Arthur darbringen, einen europäischen General hätte man ob solcher Art von Festungsangriff abberufen. Wie den Opfermut seiner Soldaten, achten wir nicht minder die Auffassung, die den greisen General schließlich zum Selbstmord greifen ließ, seinem toten Kaiser zu Ehren, so wenig wir auch im einen wie im anderen Falle unser Empfinden mit dem der Japaner in Einklang zu bringen vermögen. Auch wir erachten es als das erste Gebot für den Soldaten im Kriege, daß er zu sterben wisse, aber wir opfern sein Leben nicht kaltblütig in dem Gedanken auf, damit ein der Gottheit wohlgefälliges Werk zu tun."

Es wird den Japanern hier ein natürlicher martialischer Instinkt zugeschrieben, den „mittel- und westeuropäische Nationen" nach unserem Autor nicht mehr in dem gleichen Grade besitzen, da die Söhne des Landes der aufgehenden Sonne, obwohl ganz gewiß kein rohes Volk, doch immerhin dem menschlichen Urzustande näher geblieben sind als die Abendländer. Sehr bemerkenswert ist, daß nach General v. Freytag an jenem angeborenen Vorzug, den einfacher gesittete Krieger vor hochkultivierten genießen, auch die Russen teilhaben: „Die russischen Bataillone", heißt es in der hier besprochenen, schon 1913 erschienenen Schrift, „suchen an opfermutiger Tapferkeit ihresgleichen." Es versteht sich von selber, daß die Siege unserer Truppen in Ostpreußen dann nur in um so hellerem Glanze erstrahlen.

In diesem Zusammenhang mag auch folgende, etwas skeptisch klingende Aeußerung des Herrn Verfassers hervorgehoben werden: „Die Tapferkeit der kaiserlich französischen Armee von 1870 . . ist unbestreitbar. Die jetzige französische Armee wird erst noch zu beweisen haben, daß sie mehr vermag."

Bei seinen taktischen Erörterungen greift General v. Freytag bis zum russisch-türkischen Krieg von 1877 zurück. Er macht hier u. a. die Bemerkung, der Angriff der Russen auf das verschanzte Lager Osman Paschas würde einen anderen Ausgang genommen haben, wenn Plewna schon hätte mit Steilfeuergeschützen beschossen werden können. Solche Vergleiche zwischen der Fechtweise der Vergangenheit und der der Gegenwart veranschaulichen frappant den unausgesetzten Wechsel aller taktischen und überhaupt kriegsgeschichtlichen Verhältnisse. Daniels.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstab. Kriegsgeschichtliche Abteilung I. Heft 50. Der Balkankrieg 1912/13. Erstes Heft: Die Ereignisse auf dem thrazischen Kriegsschauplatz bis zum Waffenstillstand. Mit 8 Ansichten und 6 Karten in Steindruck. Berlin 1914. Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Die Kritik, die unser Generalstab dem türkisch-bulgarischen Feldzuge gewidmet hat, ist um so aktueller, als die Türken soeben wieder mobil gemacht haben, angeblich mit weit besserem Erfolge als 1912, und wir hoffen dürfen, daß sie an unserer Seite kämpfen werden. Deutsche Militär- und Marinemissionen, die in Konstantinopel weilen, haben gegenwärtig auf die Beschaffenheit des osmanischen Heeres einen viel intensiveren Einfluß, als unsere früheren Instrukteurs. Dieser Umstand verspricht von namhafter Bedeutung zu werden; das geht aus der Darstellung des Balkankriegs durch unseren Generalstab einleuchtend hervor. Denn das Türkenheer erscheint hier als im Grunde so brav, daß von ihm nach durchgreifender Umformung durch deutsche Führer politisch ins Gewicht fallende kriegerische Leistungen erhofft werden dürfen.

Die internationale Konstellation hat sich seit dem Jahre 1912 auch insofern geändert, als Türken und Bulgaren die Streitaxt begraben haben und nunmehr Freunde sind. Soweit sich im europäischen Orient der Gang der Dinge vorausberechnen läßt, werden, wenn die Kriegsfurie auf den Südosten des Weltteils hinüberspringt, Türken und Bulgaren zusammenstehen. Nach unserem Generalstabswerk war die bulgarische Armee im Balkankrieg auch keinesfalls zu verachten. Sie übertraf die türkische an religiös-nationalem Elan und an der Fähigkeit zum infanteristischen Einzelgefecht, dieser so unentbehrlichen Eigenschaft eines modernen Heeres.

Ich zitiere aus dem gediegenen Inhalt des hier besprochenen Heftes der „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften“ zunächst eine Stelle, wo unheilvolle Schwächen der türkischen Armeeorganisation mit greifbarer Plastik vor das Auge des Lesers hingestellt werden:

„Eine brauchbare Listenführung und eine sachgemäße Verteilung der einberufenen Mannschaften kannte man nicht. . . . Ausgebildete und nicht ausgebildete Mannschaften wurden den Truppenteilen wahllos zugeführt. So kam es, daß sowohl die Nisam- wie die Redif-Truppen zum Teil aus Leuten bestanden, die keinerlei militärische Ausbildung genossen hatten. Die meisten von ihnen hatten noch kein Militärgewehr gesehen, wußten nicht wie es zu laden und zu handhaben war, und hatten auch kein Verständnis für die Visierstellung, dessen Zahlen sie überdies nicht lesen konnten. Manche von ihnen hielten das Gewehr zum Abfeuern mitten vor das Gesicht und wurden dann durch den Rückstoß verletzt. Die Kanoniere konnten zum großen Teil weder den Aufsatz noch den Zünder stellen. So war die Armee . . . so wenig leistungsfähig sie auch im Frieden war,

doch erst durch die Art ihrer Ueberführung auf den Kriegsfuß zu einem fast unbrauchbaren Werkzeug geworden. . . ."

Es ist schon früher oftmals hervorgehoben worden, daß der Wert der türkischen Armee durch die Einstellung von Christen bedeutend vermindert worden sei. Die Studie unseres Generalstabs veranschaulicht sehr deutlich die Richtigkeit jener Ansicht. In der Schlacht von Kirkilisse, am 22. Oktober, schlugen sich die Türken tapfer. Die Aktion blieb unentschieden. Ein Teil des bulgarischen Heeres ging sogar nach Einbruch der Dunkelheit zurück. Darauf ereignete sich auf der türkischen Seite folgendes: „Die türkischen Vortruppen hatten zunächst noch Fühlung mit denen des Gegners und setzten vielfach aus Nervosität das Feuer auch noch im Dunkeln fort. . . . Wahrscheinlich haben dann schwache bulgarische Abteilungen, um den beginnenden Abmarsch zu verschleiern, Vorstöße gegen die türkische Aufstellung gemacht und ihren Gegner dadurch in Aufregung erhalten. Zwischen 7 und 8 Uhr abends ging plötzlich der linke Flügel der 2. Division in voller Panik zurück. . . . Genau das Gleiche ereignete sich auch bei der . . . Redif-Division Ismid. . . . Auch sie flutete haltlos zurück. . . .

„Die beiden fast gleichzeitig ausbrechenden Paniken, denen sich übrigens am nächsten Morgen noch eine weitere anschloß, und die den Anstoß zum Rückzuge gaben, zeigen deutlich den geringen inneren Wert des türkischen Heeres. Sie erklären sich vermutlich in erster Linie dadurch, daß die unausgebildeten Mannschaften, die sich während des Tages Mut geschossen und auch den Gegner erfolgreich abgewehrt hatten, ihre Munition sehr schnell verbraucht hatten. . . . Das fortgesetzte Schießen in der Vorpostenlinie täuschte ihnen vermutlich einen . . Angriff vor. Dazu kam, daß sich viele Mannschaften, auf der Suche nach Lebensmitteln, aus der Gefechtslinie entfernten. Sie kamen sicher nicht wieder zurück. Da außerdem in den türkischen Reihen eine ganze Anzahl von christlichen Mannschaften stand, die gern jede Gelegenheit zur Flucht benutzten, wurde durch sie wohl vielfach der Anstoß zum Rückzuge gegeben. Ihnen folgten die ängstlich gewordenen unausgebildeten Mannschaften, und die wenigen Offiziere vermochten dann den allgemeinen Rückzug nicht mehr aufzuhalten. So ist der Grund des türkischen Mißerfolgs in allererster Linie in der schlechten Zusammensetzung des Heeres zu suchen."

Wenn man in den „Einzelschriften" liest, wie exorbitant die organisatorischen Gebrechen des osmanischen Heeres waren, wird man von einem lebhaften Mitgefühl für die tapferen Krieger des Halbmonds ergriffen. Denn sie ertrugen die Unbilden, die ihnen mehr von der eigenen Verwaltung als vom Feinde zugefügt wurden, lange mit großer Standhaftigkeit, jedenfalls länger, als das bei den meisten abendländischen Armeen der Fall gewesen sein würde: „Am 23. Oktober (zweiter Tag der Schlacht von Kirkilisse)", sagt darüber der Generalstab, „herrschte wieder schlechtes Wetter. Strömender Regen hatte die ganze Nacht hindurch die erschöpften und frierenden Truppen durchnäßt, ein Umstand, der bei dem großen

Mangel an Holz besonders die an derartiges Klima nicht gewöhnten anatolischen Mannschaften ungünstig beeinflussen mußte. Entmutigend wirkte auch die gänzliche Vernachlässigung aller Verwundeten, die sich nicht selbst zu helfen vermochten. Daß unter solchen Umständen die moralische Kraft namentlich der Redifruppen (Landwehr) vielfach ganz verschwunden war, ist durchaus begreiflich."

Die Schlacht ging für die Sache des Khalifen verloren, ohne daß die Bulgaren den Rückzug der stark erschütterten Türken nach Bunarhissar und Lüle Burgas zu stören und die Niederlage zur Vernichtung zu steigern unternahmen. Ueber die Verfassung des osmanischen Heeres in seiner neuen Position äußert die Generalstabsschrift: „Für die Mannschaften geschah . . nichts. Viele von ihnen verhungerten infolgedessen oder verkamen im Schmutz. Eine Anzahl von neu eintreffenden Redif-Bataillonen, ferner 4--5000 aus Anatolien kommende Mannschaften, die noch nicht gedient hatten . . ., wurden in die Verwirrung mit hineingerissen. . . .

„Auch in Tschorlu (hinter Lüle Burgas) befanden sich Tausende von neu eingetroffenen, aber noch nicht eingekleideten Mannschaften. Da davon nur etwa 5 v. H. ausgebildet waren, ließ Abdullah Pascha (der Oberkommandant der türkischen Armee in Thrazien) . . . etwa 10 000 solcher Unausgebildeten . . . nach Kleinasien abschieben." — Das gesamte Osmanenheer hatte bei Beginn der Operationen, die zu der verlustreichen Schlacht von Kirkilisse geführt hatten, nur 100 000 Mann*) gezählt. Die Rücksendung jener Rekruten war also eine Gewaltkur, aber nach dem Urteil des Generalstabs kaum vermeidbar.

Die eigentümliche Passivität des türkischen Soldaten, seine Ungeschicklichkeit, sich zu behelfen, wie sie sich in der neu eingenommenen Stellung des Heeres offenbarten, schildert der Generalstab folgendermaßen: „Eine Besserung des moralischen Zustandes der Truppen war . . . während der Ruhe nur dann zu erhoffen, wenn es gelang, eine geregelte Verpflegung sicherzustellen, denn die Mannschaften und Pferde hungerten. . . . Abhilfe zu schaffen . . wäre an sich gar nicht so schwer gewesen, denn das Land bot noch immer bedeutende Mengen von Vieh und Getreide. Den türkischen Truppen fehlte aber gänzlich die Fähigkeit, die Hilfsmittel des Landes auszunutzen. Nur verhältnismäßig wenige Mannschaften nahmen sich gewaltsam das, was sie brauchten. Die große Masse wartete vergeblich auf Lieferungen der Heeresverwaltung. Dieser Untätigkeit, die sich auch auf die Offiziere ausdehnte, vermochten erst die schärfsten Befehle allmählich abzuhelfen. Die Bataillonskommandeure und Kompagniechefs wurden jetzt dafür verantwortlich gemacht, daß die Mannschaften täglich zweimal warmes Essen erhielten und daß die Dörfer für die Unterbringung ausgenutzt wurden. . . ."

*) Ungerechnet ein unter Javer Pascha nach dem Rhodope-Gebirge detachiertes Korps.

Was die Qualität der türkischen Truppen betraf, so zeigte sich durchweg ein scharfer Unterschied zwischen den Nisams, der Linie, die verhältnismäßig gut zusammenhielt, und den sehr unsoliden Redif-Formationen. Dieses Verhältnis zwischen den beiden Truppengattungen offenbarte sich auch wieder in der Schlacht von Lüle Burgas (29. Okt. bis 1. Nov.), die den Feldzug entschied. Die Türken schlugen sich hier mit ihren Nisam-Bataillonen abermals gut und zeigten sogar teilweise Offensivgeist, auch blieben Teilerfolge nicht ganz aus; aber die bulgarische Armee besaß doch die innere und wahrscheinlich auch die numerische Ueberlegenheit, und zwar eine beträchtliche. Sicheres ist über die Zahlenverhältnisse dem Generalstab noch nicht bekannt. Die Bulgaren haben schließlich die verhältnismäßig kolossale Menge von 400000 Mann aufgestellt; wie zahlreich sie in dieser Schlacht gewesen sind, vermag der Generalstab nicht anzugeben. Die Stärke der durch Nachschub ergänzten türkischen Armee bei Lüle Burgas berechnet er auf 90 000 Mann. Die Osmanen wurden bei Lüle Burgas noch viel schwerer aufs Haupt geschlagen als bei Kirkilisse.

Auch während dieser viertägigen Aktion sah sich der türkische Soldat durch die organisatorischen Mängel seines Heerwesens schweren Leiden ausgesetzt: „Der Mangel an Verpflegung führte dazu, daß sich (schon am ersten Schlachttage) nach Einbruch der Dunkelheit viele Mannschaften aus den Verbänden entfernten, um sich Nahrung zu suchen. Nur wenige von ihnen kehrten zurück. Die Fürsorge für die Verwundeten fehlte auch hier fast gänzlich. Sie erfroren zum Teil in der kalten Nacht. . . .“

Am zweiten Schlachttage begannen im Osmanenheer, dem nicht allein der Proviant, sondern auch die Munition in unzureichenden Mengen zugeührt wurde, Symptome der sittlichen Auflösung hervorzutreten: „. . . Jeder Verwundete wurde von drei bis vier Leuten aus der Gefechtslinie zurückgeführt. Diese ließen ihn aber meist bald im Stich und flüchteten weiter. Vielleicht ist ein Teil dieser Leute durch Hunger zum Zurückgehen veranlaßt worden, um hinter der Gefechtslinie nach Nahrung zu suchen, denn die Türken besaßen keine eisernen Portionen. Der weitaus größte Teil aber ging aus Furcht zurück. Den Anstoß gaben dabei stets die zahlreichen unausgebildeten Leute, denen die aus straffer Friedenserziehung hervorgehende Fähigkeit fehlte, der Gefahr zu trotzen. . . .“

Die Redif-Division Ismid, die in immer größeren Massen zurückflutete, ließ ein kommandierender General mit Artillerie beschießen. Dieses drastische Mittel wirkte gut. Die Redifs kamen zunächst zum Stehen und ließen sich später in die verlassene Stellung, die von einem kleinen Bruchteil der Division noch erfolgreich verteidigt wurde, zurückführen.

Wodurch die Schlacht von Lüle Burgas für die Türken verloren ging, vermag das Generalstabswerk mit völlig konkreter Anschaulichkeit so wenig herauszuarbeiten, wie das ihm bezüglich des Verlaufs der Aktion von Kirkkilisse gelungen ist. Das ist aber nicht Schuld der Geschichtsschreibung, sondern liegt an dem naturgemäß noch sehr unvollkommenen Quellen-

material. Jedenfalls war auch die Führung auf türkischer Seite weder gut noch einheitlich. Daß in den vernachlässigten Truppen tüchtige militärische Eigenschaften steckten, die nur nicht zur Entwicklung gebracht worden waren, bewies an manchen Orten das Bild des Rückzuges: „Immerhin kam allmählich eine gewisse Ruhe in die Marschkolonnen. Der geduldige, an Unordnung aller Art gewöhnte türkische Soldat fand sich schließlich auch in diesen Verhältnissen zurecht. Ausschreitungen kamen kaum vor (bei teilweise christlicher Ortsbevölkerung, die den hungernden Truppen die Lebensmittel vorzuenthalten suchte), obwohl an vielen Stellen die Offiziere fehlten. Den wenigen anwesenden Vorgesetzten wurde trotz der schlechten Wege Platz gemacht und Ehrenbezeugungen erwiesen wie im Frieden. . . .“

Die bulgarischen Sieger, durch die Einbuße von 19 000 Mann geschwächt, unterließen wiederum die Verfolgung, die unzweifelhaft die feindliche Streitmacht vernichtet und das bulgarische Heer der Notwendigkeit überhoben haben würde, die ihm noch bevorstehenden großen Menschenopfer zu bringen. So sind denn die militärischen Leistungen beider Parteien in diesem Feldzug, absolut geurteilt, nicht hoch anzuschlagen. Ein türkischer Offizier zieht aus dieser Tatsache sogar den Schluß, das Studium des Balkankrieges habe weder in strategischer noch in taktischer Beziehung irgendwelchen Nutzen und enthalte keine interessante Seite.*)

Diese Auffassung geht ohne Zweifel zu weit, wie minderwertig aber auch die siegreiche bulgarische Armee organisatorisch war, wenn man westliche Maßstäbe anlegt, lehren die Gründe, aus denen eine energische Ausnutzung der Schlachtensiege wahrscheinlich wirklich zur Unmöglichkeit wurde: „Dem bulgarischen Heere fehlten ebenso wie den Türken die Hauptmittel, die über die Verpflegungsschwierigkeiten der Schlacht und der anschließenden Verfolgung hinweghelfen können, eine hinreichende Zahl eiserner Bestände und leicht bewegliche Verpflegungskolonnen. Die tägliche Brotportion war das einzige, was der Mann an Verpflegungsmitteln bei sich trug. Sie wird ihn kaum während der Schlacht vor den Qualen des Hungers bewahrt haben. Die Ochsenwagenkolonnen, die das einzige leistungsfähige, aber auch langsame Zufuhrmittel der bulgarischen Intendantur bildeten, konnten bei der Länge der rückwärtigen Verbindungen und dem Fehlen brauchbarer Wege den Nachschub während eines Vormarsches auf Konstantinopel nicht durchführen. Die Eisenbahn . . . mußte zunächst in Betrieb gesetzt werden. Das Land lieferte kaum etwas, denn die flüchtende (mohammedanische) Bevölkerung hatte ihr Vieh und, soweit möglich, auch ihre Lebensmittel mitgenommen, und auf Erbeutung türkischer Vorräte war bei einem selbst hungernden Gegner nicht zu rechnen. Stillstand . . . oder Verpflegungskrise war die Wahl. . . . Die Offensivkraft war offenbar erschöpft, und die Stimmen, die sich im bulgarischen Hauptquartier dafür aussprachen,

*) Vgl. die Einleitung des oben besprochenen Buches des Generals von Freytag-Loringhoven.



mit Rücksicht darauf jetzt auf günstige türkische Friedensbedingungen einzugehen, haben vielleicht nicht Unrecht gehabt."

In der Zeit vom 6. bis 10. November kamen die sich rückwärts wälzenden Massen des türkischen Heeres in der Tschataldscha-Linie an, vor der die Bulgaren erst am 16. November versammelt waren. Inzwischen war im osmanischen Lager, durch nordsyrische Redifs eingeschleppt, die Cholera ausgebrochen. Die Werke bei Tschataldscha, die aus dem russisch-türkischen Kriege von 1877 stammten, waren verfallen und für die Verteidigung wertlos. Mit der Anlage von brauchbaren Befestigungen wurde von der türkischen Armee erst am 10. November begonnen. Die Türken zählten, nachdem die bei Lüle Burgas erlittenen Verluste durch Verstärkungen wieder ausgeglichen waren, nach Abzug der Cholerakranken immer noch etwa 90000 Mann, während die bulgarische Armee sich aus 130000 Kombattanten zusammensetzte. Der eben erwähnte letzte Nachschub aus Kleinasien hatte dem türkischen Heer allerdings zum Teil Nisamtruppen zugeführt, die einen vorzüglichen Eindruck machten, aber es unterliegt trotzdem nach der Ansicht der „Einzelschriften" keinem Zweifel, daß die Bulgaren, wenn sie imstande gewesen wären, im unmittelbaren Anschluß an ihre Siege den geschlagenen Feinden kräftig nachzusetzen, die besten Chancen gehabt haben würden, die Stellung von Tschataldscha zu forcieren und Konstantinopel zu nehmen. Freilich waren die oben berührten schwachen Punkte nicht die einzigen in der Verfassung des bulgarischen Heeres. Mit der Zufuhr von Munition stand es nicht besser wie mit der von Lebensmitteln, denn der Train war bei den Bulgaren, wie gleichermaßen bei den Türken, in Friedenszeiten nicht präformiert, sondern mußte beim Kriegsausbruch erst aus dem Boden gestampft werden. An Offizieren herrschte in der Armee des Zaren Ferdinand ein ähnlicher Mangel wie in der des Sultans. Die bulgarischen Cadres waren überhaupt ungenügend. Im Frieden ganz schwach, schwollen die Infanterieregimenter Bulgariens durch die Mobilmachung auf nicht weniger als 5000 Mann an. Ueberhaupt war die Quote der aktiven Mannschaften in der bulgarischen Armee eine so geringe, daß ihre mit Reservisten und Landwehrleuten, zum Teil der ältesten Jahrgänge, überfüllten Formationen nach der Meinung des Generalstabs mit denjenigen der großen europäischen Militärmächte sich an Wert nicht vergleichen lassen. Immerhin bleibt es dabei, daß das bulgarische Heer besser als das osmanische war; von allem anderen abgesehen, schon deshalb, weil sämtliche Mannschaften eine militärische Ausbildung erhalten hatten.

Nachdem die bulgarischen Heerführer, wenn auch wahrscheinlich unter dem Druck übermächtiger Verhältnisse, die Gelegenheit verpaßt hatten, in die Tschataldschaposition, die von den Verteidigern noch nicht gut befestigt worden war, mit stürmender Hand einzudringen, begann ihre Strategie zu vibrieren. Am 17. November griffen sie die inzwischen tüchtig ausgebauten

Linien an, aber nur mit wenig mehr als der Hälfte ihrer Streitkräfte. Dieser Fehler soll verursacht worden sein durch Mißverständnisse, die aus den gestörten Beziehungen zwischen dem Oberbefehlshaber Sawoff und dem nächsthöchsten General Dimitrieff entsprangen. Auch wird behauptet, das Uebergreifen der Cholera von dem türkischen auf das bulgarische Lager habe in diesem einen gewissen Elan der Verzweiflung, der mit Unklarheit der Entschlüsse gepaart gewesen sei, hervorgerufen. Jedenfalls meint der Generalstab, auch am 17. November sei das Eindringen der Bulgaren in die türkischen Linien noch möglich gewesen, wenn nur Sawoff und Dimitrieff alle ihre Kräfte vorgeführt und mit rücksichtsloser Tatkraft eingesetzt hätten. Nachdem aber die Schlacht von Tschataldscha, die sich auch noch auf den 18. November erstreckte, für die Bulgaren mit dem Verlust von 10000 Toten und Verwundeten unglücklich ausgefallen war, vermochten die Streitkräfte des Zaren Ferdinand gegen die feindliche Feldarmee überhaupt während des ganzen Krieges nichts mehr auszurichten. Denn die Türken verschanzten sich allmählich bis an die Zähne. Eine Umfassung der meerumschlungenen osmanischen Position war unmöglich, weil die Flotte des Sultans die See beherrschte. Die Cholera erlosch rasch. Die Zufuhr von Proviant und Munition wurde durch die Nähe der Orientbahn und der Hauptstadt erleichtert. Unter diesen Umständen bedeutete es einen kolossalen, nach der Auffassung der „Einzelschriften" eigentlich unbegreiflichen Erfolg der bulgarischen Diplomatie, daß am 3. Dezember ein Waffenstillstand geschlossen wurde, dessen Bedingungen zufolge die Bulgaren vom 12. Dezember ab täglich eine Anzahl Güterzüge durch die noch unbezwungene türkische Festung Adrianopel führen durften. Ohne diese Stipulatiou, der keinerlei Gegenseitigkeitsbestimmung zugunsten der belagerten osmanischen Festungen entsprach, würde es für die bulgarische Feldarmee kaum möglich gewesen sein, vor Tschataldscha genug Subsistenzmittel und Kriegsmaterial zu beziehen, um die Deckung der Belagerung Adrianopels durchführen zu können.

Was türkisches Militär zu leisten imstande ist, wenn es von deutschen Offizieren, die freie Hand haben, kommandiert wird, bewies das Derkos-Detachement unter Oberstleutnant v. Lossow. Es kämpfte seit dem zweiten Tage der Schlacht von Tschatadtscha auf dem äußersten rechten Flügel der Position, nahe dem Schwarzen Meere. Das Derkos-Detachemeut bestand aus drei Bataillonen ohne Artillerie. Die Geschütze des türkischen Panzerschiffes „Torgut Reis", das mit seinem Feuer zugunsten der Lossowschen Abteilung eingriff, vermochten, da sie aus verschiedenen Gründen wenige Treffer erzielten, jenen Mangel nicht aufzuwiegen. Hatten doch die drei bulgarischen Bataillone, gegen die Lossow focht, sechs Maschinengewehre und einige Batterien, deren flankierendes Schrapnellfeuer den Türken sehr schadete. Den ganzen 18. und 19. November standen die Osmanen, die an diesem Punkte die Angreifer gewesen waren, fest. Dann brachen sie das Gefecht ab, da sie gegenüber den viel stärkeren bulgarischen Bataillonen ohne Artillerie nicht durchdringen konnten und der erbetene Sukkurs nicht

gewährt wurde. Ohne vom Feinde verfolgt zu werden, ging das Detachement nächtlicherweile in eine Stellung westlich vom Derkos-Kanal zurück, wo es sich nach Lossows Direktiven sorgfältig eingrub. Hier schützten die Truppen die für die Wasserversorgung Konstantinopels hochwichtigen Werke des Derkos-Sees.

Rußland wußte wohl, warum es nicht dulden wollte, daß General Liman von Sanders das Armeekorps der türkischen Hauptstadt direkt in seine Hand nahm. Jene Bataillone Lossows, die unter ungünstigen Stärkeverhältnissen ein offensives Feuergefecht so zäh durchführten, waren Redifs, also die für minderwertig geltende Truppengattung. Um so mehr würde unter deutschem Kommando von den Nisams erwartet werden dürfen.

Schließlich will ich noch ein sehr aktuelles taktisches Räsonnement der Generalstabsschrift wiedergeben, das von der mehrtägigen Dauer der Schlachten des thrazischen Feldzugs ausgeht: „Naturgemäß mußte in den andauernden Kämpfen die Tatkraft erlahmen und das Gefecht einen immer mehr schleppenden Charakter annehmen. Diese Verhältnisse kamen mehr der Verteidigung als dem Angriff zugute, denn der Verteidiger fand in den nächtlichen Gefechtspausen Zeit zur Erholung und Verstärkung seiner Stellungen. Es dürfte sich daher empfehlen, in der Nacht nach einem Gefechtstage, wenn man die Angriffsziele und Gefechtsstreifen festgelegt und sich auf nahe Entfernung an den Gegner herangearbeitet hat, die Entscheidung mit dem Bajonett zu suchen, allerdings nicht durch Teilangriffe, wie sie in diesem Feldzuge meist aus der Tatenlust der Unterführer hervorgingen, sondern durch einen Stoß mit ganzer Kraft, den die oberste Führung planmäßig ansetzt. Trotz der vielleicht größeren augenblicklichen Kräfteanspannung, die ein solches Verfahren fordert, dürfte die Gesamtanforderung an die körperlichen und seelischen Kräfte geringer sein als bei den lange dauernden Kämpfen, die alle Kraft verzehrt, die Munitionsvorräte gänzlich erschöpft und jede Verfolgung unmöglich gemacht haben."

Es ziemt sich für den Historiker nicht, die Rolle des militärischen Kritikers zu usurpieren und die Frage aufzuwerfen, ob der Vorschlag der „Einzelschriften" das Problem wirklich löst, wie der Defensive die ihr heute leicht zuwachsende Ueberlegenheit über die Offensive wieder zu entreißen ist. Es wird aber auch dem Nichtmilitär gestattet sein, darauf hinzuweisen, daß sich bei der Behandlung der Streitfrage von Seiten des Generalstabes ein gewisses Schwanken zeigt. Sagt doch General von Freytag in der Schrift über den mandschurischen Krieg (Seite 57): „Immer wird zu beachten sein, daß es sich bei nächtlichen Kämpfen nur um Gewinnung örtlicher, wenn auch wichtiger Vorteile wird handeln können, nicht darum Entscheidungsschlachten bei Dunkelheit durchzukämpfen." Diese Stelle steht zu der vorher zitierten im Widerspruch. Derselbe wird noch verschärft durch eine anschließende Erörterung des Genrals von Freytag über den Gebrauch des Bajonetts, in der dargetan wird, daß der Kampf der

Infanterie mit der blanken Waffe zwar bei Nacht weiter führt als bei Tag, aber auch in der Dunkelheit nur Teilerfolge erwarten läßt.

Solche gelegentlichen Dissonanzen des Urteils sind kaum zu vermeiden, solange die Diskussion rein theoretisch bleibt. In kurzer Frist aber wird die praktische Lösung durch den Mund der Kanonen ausgesprochen werden, die ihre Stimme fast unmittelbar nach dem Herauskommen der Publikation über die thrazische Kampagne haben ertönen lassen. Bei Lemberg und in Frankreich sind Schlachten von einer Dauer geschlagen worden, die, von dem Balkankriege gar nicht zu reden, die Schlachten am Schaho und bei Mukden (zehn und dreizehn Tage) an Langwierigkeit ganz bedeutend überragen.

Daniels.

Politische Korrespondenz.

Neuorientierung der ungarischen Nationalitätenpolitik.

Meine letzte Korrespondenz für die Preußischen Jahrbücher schrieb ich (am 20. Juli) aus meiner siebenbürgischen Vaterstadt Kronstadt, einige Tage vor Ueberreichung des österreichisch-ungarischen Ultimatums an Serbien. Daß der Krieg damals gar so nahe bevorstand, konnte man nicht wissen, aber von der Schwüle der politischen Atmosphäre habe auch ich mich während meiner damaligen Reise durch Südungarn und Siebenbürgen auf Schritt und Tritt überzeugen können und durfte deshalb an dieser Stelle auch von der Möglichkeit „weltpolitischer Ereignisse von unabsehbarer Tragweite" sprechen, von denen die Magyaren „ganz plötzlich überrascht werden können". Diese Ereignisse sind inzwischen eingetreten, und die Völker der Monarchie haben sich ihnen in überwältigender Einmütigkeit gewachsen gezeigt. Besonders von der Haltung der Rumänen in Siebenbürgen und den angrenzenden Landesteilen im übrigen Ungarn hing sehr viel ab. Die Situation wurde auch von Rußland gar schnell erfaßt und es erfolgte kurz nach Ausbruch des Krieges aus Petersburg prompt das Anerbieten an das Königreich Rumänien, daß ihm Siebenbürgen als Preis für den erhofften Anschluß an die Tripelentente zuerkannt werden sollte. Die politischen Führer und die Kirchenfürsten der ungarländischen Rumänen richteten an ihre Volksgenossen die eindringlichsten Aufrufe, dem Habsburgerreich in der gefahrvollen Stunde ihre unerschütterliche Staatstreue durch die Tat zu bekunden. Diese Aufforderungen haben überall im Lande die gewünschte

Wirkung gehabt, und es ist damit Rußland ein grober Strich durch die Rechnung gemacht worden, da das Königreich Rumänien trotz aller Gegenströmungen sich jetzt nicht entschließen konnte, gegen Oesterreich-Ungarn und damit auch gegen die Brüder diesseits der Karpathen vorzugehen. Eine andere Wendung der Dinge wäre für Oesterreich-Ungarn in seinem Kampf nach dem Osten verhängnisvoll gewesen.

Es ist der ungarischen Regierung hoch anzurechnen, daß sie die loyale Haltung ihrer rumänischen Staatsbürger nicht stillschweigend quittiert, sondern noch im ersten Monat des Krieges mit einem außerordentlich wichtigen Erlaß beantwortet hat, durch den grundsätzlich den Nichtmagyaren gegenüber eine Stellung eingenommen wird, wie sie noch bis vor kurzem nicht für möglich gehalten worden wäre. Der ungarische Kultusminister v. Jankovich hat nämlich verfügt, daß auch in den staatlichen — das heißt in diesem Fall magyarischen — Volksschulen die Muttersprache nichtmagyarischer Kinder als „Aushilfssprache" zugelassen und, je nach der Anzahl der verfügbaren Lehrer, in vier bis sechs Wochenstunden der einzelnen Klassen als Unterrichtsgegenstand verwendet werden soll, wozu noch je zwei Stunden wöchentlich Religionsunterricht in der Muttersprache kommen. Diese Verfügung gilt für solche Klassen, in denen ein Drittel der Schüler oder Schülerinnen einer und derselben nichtmagyarischen Nationalität angehört. Ohne Rücksicht auf die Verhältniszahl der Kinder soll aber auch außerhalb des Unterrichts die Muttersprache des Kindes gebraucht werden, „damit das Kind seinen Lehrer gleich von Anfang an verstehe, in ihm seinen wohlwollenden Leiter erkenne, sich mit Vertrauen an ihn wende und die Schule liebgewinne". Außerdem sollen an den staatlichen Lehrerbildungsanstalten die im Lande üblichen nichtmagyarischen Sprachen „mit Erfolg gelehrt werden". In der ministeriellen Begründung dieser Verordnung heißt es: „In den verflossenen anderthalb Jahrzehnten ist ungefähr die Hälfte der staatlichen Schulen in nichtmagyarischen Gegenden eröffnet worden. Nach mehr oder minder längerer Zeit empfanden selbst die Deutschen eine Enttäuschung, indem sie die Erfahrung machten, daß die diese Schulen besuchenden Kinder die Unterrichtssprache nicht verstanden und daß sich die Schulen stellenweise der Muttersprache verschlossen. Aus dieser Stimmung könnte leicht das Gefühl der Unzufriedenheit entstehen, wenn die Regierung den berechtigten Klagen nicht gerecht würde."

Der Ministerpräsident Graf Tisza hat seither wiederholt in bindender Form die Erklärung abgegeben, daß in Zukunft vornehmlich das Verhältnis zwischen Magyaren, Deutschen und Rumänen in Ungarn sich wesentlich anders gestalten werde als früher. Sehr ins Gewicht fiel dabei ein längeres Telegramm an den Grafen Czernin, den österreichisch-ungarischen Gesandten in Bukarest, das in der Presse Rumäniens und Ungarns vollinhaltlich veröffentlicht wurde. Es ist demnach sicher

zu erwarten, daß der erwähnten Verordnung des Kultusministers noch weitere Verfügungen oder gesetzliche Maßnahmen in dieser Richtung folgen werden. Es wird weiter gemeldet, daß Graf Tisza schon vor dem Krieg geneigt gewesen sei, den Rumänen und den anderen Nichtmagyaren weitergehende Zugeständnisse zu machen, daß aber das Mißtrauen einflußreicher magyarischer Kreise gegen die ungarländischen Rumänen der Verwirklichung dieser Absicht im Wege gestanden habe; nun sei aber dieses Mißtrauen, so wird weiter berichtet, durch die ausgezeichnete Haltung der Rumänen während des Krieges ganz und gar überwunden worden, so daß Graf Tisza freie Hand bekam. Diese beginnende Neuorientierung der ungarischen Nationalitätenpolitik wird nicht nur die Festigung des ungarischen Staatsgedankens, sondern auch die Stoßkraft der ganzen Monarchie nach außen ganz gewiß mächtig fördern. Der Glaube an das magyarische Wort: „Ungarn ist nicht gewesen, es wird sein" gewinnt so auch unter den Nichtmagyaren in einer Zeit täglich an Boden, da dieser Glaube schlechthin die Lebensfrage der Monarchie geworden ist.

23. 9. Lutz Korodi.

Die Kriegsereignisse von Ende August bis gegen Ende September. Der zukünftige Friede.

Die Nachrichten über die Kriegsereignisse sind so fragmentarisch, daß es unmöglich ist, sich den strategischen Zusammenhang allenthalben klarzumachen; immerhin sind gewisse Grundzüge erkennbar.

Seit der Schöpfung der modernen Infanterie in den Schweizer- und Landsknechthaufen ist die Entwicklung konstant dahin fortgegangen, daß die Aufstellung immer breiter und dünner geworden ist. Man begann mit gewaltigen Gevierthaufen. Diese wurden verkleinert und vermehrt. Moritz von Oranien machte sie flach. Die Preußen im siebenjährigen Kriege standen nur noch drei Glieder tief, aber zwei oder drei Treffen hintereinander. Die Linearaufstellung wurde aufgelöst in Schützen, denen aber für den letzten Stoß tiefere Kolonnen folgten. Jetzt sind auf Grund der ungeheuer gesteigerten Wirkung der Feuerwaffen die Linien geradezu fadendünn auseinandergezogen, die Kolonnen verschwunden und selbst die Reserven sehr reduziert. Die Front, auf der die deutschen Armeen bei dem ersten Zusammentreffen gekämpft haben, mißt vom Oberelsaß bis über Maubeuge hinaus reichlich 400000 Meter. Wie stark unsere Armee im ersten Aufmarsch gewesen ist, weiß man nicht; nehmen wir an, es seien 1200000 Mann gewesen, so wären im Durchschnitt auf den Meter drei Mann gekommen; bei 1600000 Mann im Durchschnitt vier; unter allen Umständen ein bloßes Band, eine bloße Einfassung. Standen sie, wie selbstverständlich, an vielen Stellen dichter, standen hinter der ersten Linie Reserven, so müssen sie an anderen Stellen wieder noch dünner aufgestellt

gewesen sein oder Lücken gelassen haben. Feldherren früherer Zeiten würden gesagt haben, eine so dünne oder lückenhafte Linie durchstoße ich an irgend einer Stelle mit einem Massenangriff und rolle sie dann auf. Das Gelingen einer solchen Operation ist auch tatsächlich nicht ausgeschlossen, und besonders französische Theoretiker haben sie bis vor wenigen Jahren aufs lebhafteste befürwortet. Aber die Defensivkraft der modernen Feuerwaffen ist so groß, daß auch die allerdümste Linie gegen einen bloßen Frontangriff immer noch einen längeren Widerstand leistet und schließlich ohne gar zu große Einbuße zurückgenommen werden kann. Mittlerweile aber können die weit ausgespannten Flügel des Verteidigers von beiden Seiten herumschwenken und die dichten Massen des Angreifers so sehr unter konzentrisches Feuer nehmen, daß ein anfänglicher Erfolg bald in das Gegenteil umschlagen wird. Die deutschen Vorschriften stellen deshalb fest, daß selbst zwischen zwei bloßen Divisionen unter Umständen ohne Schaden ein erheblicher Raum unbesetzt bleiben kann*), und als durchschnittliche Gefechtsbreite eines Armeekorps wird etwa eine deutsche Meile (nicht unter 4 nicht über 10 Kilometer), das sind etwa vier Mann auf den Meter, angesehen.

Die Franzosen haben sich noch in den letzten Jahren diese Anschauungen auch zu eigen gemacht; trotzdem sind sie von der tatsächlichen Anwendung dieser Prinzipien durch die Deutschen offenbar überrascht worden. Sie waren, wie wir aus dem im vorigen Heft zitierten Buch des General Maitrot wissen, durchaus darauf gefaßt, daß wir durch Belgien heranmarschieren würden. Nichtsdestoweniger haben sie nicht erwartet, daß wir mit unserer Offensive bis an die Schelde ausgreifen, mit anderen Worten, daß wir es wagen würden unsere Linie so dünn zu machen, wie es tatsächlich geschehen ist. Denn als unser äußerster rechter Flügel (Armee Kluck) jenseits Maubeuge erschien, da wurde die öffentliche Meinung in Frankreich sofort auf eine Niederlage vorbereitet mit der Enthüllung, daß hier nur Territorialtruppen ständen, die eigentliche französische Front also nicht so weit reichte. Auch das Einrücken der Engländer auf diesem Flügel konnten die Franzosen nicht retten, und jene wurden nur mit ins Verderben hineingezogen.

Um die Kraft dieser Umfassung so hoch wie möglich zu steigern, hat die deutsche Heeresleitung auf dem entgegengesetzten Flügel, in Ober-Elsaß, sogar direkt Opfer gebracht; man hat die Franzosen bewußt verleitet, hier vorzugehen; man hat ihnen nicht nur zweimal Mülhausen überlassen, sondern auch geduldet, daß sie eine Woche lang bei Colmar, noch zwei Tagemärsche weiter nördlich, Posto fassen konnten. Denn der Unterschied zwischen diesem Vordringen der Franzosen im Süden und der Deutschen im Norden ist, daß jenes sich sehr bald totlaufen mußte, dieses in unbegrenzter Weise weiter und weiter fortgeführt werden konnte. Die französische Offensive im Ober-Elsaß mußte im besten Falle vor den starken Rheinfestungen Istein,

*) v. Caemmerer, Die Entwicklung der strategischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert. S. 207.

Neu-Breisach, Straßburg zum Stehen kommen; die Ueberschreitung des Stromes hätte eine ungeheure Armee erfordert, wenn die Uebergegangenen drüben nicht abgefaßt und abgeschnitten werden sollten. Die dem französischen Patriotismus so wohltuenden Vorstöße von Belfort bedeuteten also im Grunde, daß die Franzosen in eine Falle gegangen sind, denn während ihre Triumphe hier wie die Seifenblasen wieder vergingen, erfochten die Deutschen südlich von Maubeuge bei St. Quentin den entscheidenden Erfolg.

So glaube ich es auffassen zu dürfen, obgleich ja gleichzeitig auf der ganzen Front unter dem Kronprinzen von Bayern, dem deutschen Kronprinzen, dem Herzog von Württemberg, den Armeen Hausen und Bülow in gewaltigem Ringen gekämpft und gesiegt wurde. Einige dieser Sonderschlachten, namentlich diejenige des Kronprinzen Ruprecht, sind offenbar aufzufassen als eine Zurückweisung französischer Angriffe. An sich hatten es die Franzosen mit solchen Angriffen gewiß nicht eilig, denn ihre Grundidee ist natürlich gewesen, die Entscheidung im Westen hinzuziehen, bis die russischen Massen sich bemerkbar machten und Frankreich entlasteten. Aber als die Umgehung im Nordwesten drohte, da wird der General Joffre geglaubt haben, daß ihm nun nichts anderes übrig bleibe, als einen kräftigen Stoß an anderer Stelle zu führen, wo die Deutschen nun vielleicht nicht so sehr stark waren; zu einem solchen Vorstoß schien der Raum zwischen Metz und Straßburg sehr geeignet. Er wurde aber von den Bayern aufgenommen und schließlich mit einer kräftigen Offensive erwidert und auf die französische Festungs- und Fortslinie zurückgeworfen.

Nordwestlich der bayerischen Armee sind nun auch die Armeen des eigentlichen Zentrums unter schweren Kämpfen allmählich vorgedrungen, und zwar derart, daß, je weiter nach Norden und Westen, die Offensive immer stärker ausgriff und immer weiter umbog.

So kam der rechte Flügel der deutschen Armee bereits bis in die Nähe von Paris, und hinter der deutschen Front fiel ein Fort, eine Festung nach der anderen. Schließlich wurde sogar Maubeuge in kurzer Belagerung bezwungen, die Festung, von der wir aus dem Buch des General Maitrot wissen, daß sie von den französischen Nordfestungen am meisten modernisiert war. Wenn sie nun nichtsdestoweniger nach einer ganz kurzen Belagerung bezwungen wurde und mit ihr eine Besatzung von nicht weniger als 40000 Mann kapitulierte, so mußte das in Verbindung mit dem fortwährenden Zurückweichen der gesamten Feldarmee den Eindruck erwecken, daß die moralische Kraft der Franzosen bereits zu erlahmen beginne. Sie in immer wiederholten Stößen ganz zu Boden zu werfen, setzte die deutsche Armee ihren Vormarsch unaufhaltsam fort, ließ Paris rechts liegen und näherte sich bereits dem Lauf der Seine südlich von Paris, während auf dem anderen Flügel die kronprinzliche Armee über Verdun hinaus den Feind südwärts vor sich hertrieb. Zieht man von Verdun nach Paris eine gerade Linie, so kann man sich die Stellung so vorstellen, daß

die beiden äußersten Flügel der Deutschen an den beiden festen feindlichen Stützpunkten Verdun und Paris haften blieben, während sich das Zentrum etwa auf der Linie Vitry Sezanne, dreißig bis vierzig Kilometer nach Süden ausbog. Das war eine Stellung, die auf keinen Fall lange innezuhalten war: entweder, wenn der Feind wirklich schon moralisch gebrochen war, mußte man den Siegeslauf nach Süden fortsetzen, um die feindliche Aufstellung zu spalten und die Festungs- und Fortlinie Verdun, Toul, Epinal im Rücken zu fassen, sie zu sprengen und eine neue direkte Verbindung mit der Basis in Deutschland herzustellen, oder aber man mußte wieder ein Stück zurück, um die beiden Flanken wieder frei zu kriegen.

In Wirklichkeit sind nun die Franzosen doch noch nicht so ganz gebrochen gewesen, und der General Joffre hat die Elastizität und die Entschlossenheit gehabt, den geographischen Nachteil, in den die Deutschen durch die Erfolge ihrer Siege gebracht waren, auszunutzen. Da das ganze französische Eisenbahnnetz nach Paris konvergiert, so war es möglich, hier schnell eine sehr bedeutende Macht anzusammeln. Von Westen werden noch englische Verstärkungen angelangt sein, von Süden französisch-afrikanische Truppen wie auch vielleicht englisch-indische, und von Südwesten konnte man Truppen heranziehen, die bisher in den Vogesen und im Elsaß gekämpft hatten. Mit diesen Massen sind die Franzosen aus Paris herausgebrochen gegen die Flanke der deutschen Aufstellung, die Armee des Generalobersten v. Kluck, der bereits sein Hauptquartier in Coulommiers, sieben Meilen direkt östlich von Paris, hatte. Sehr bald erkannte der deutsche Heerführer, daß er der aus einer so gefährlichen Richtung heranwogenden Uebermacht nicht zu widerstehen vermöge, und leitete den Rückzug ein, der nun über die Marne und Aisne bis in die Gegend La Fère-Laon fortgesetzt wurde. Nach den französischen Berichten hat die deutsche Armee bei diesem Rückzug erhebliche Verluste erlitten, nach den deutschen haben im Gegenteil die deutschen Vorstöße Eroberungen an Geschützen gebracht, die mitgenommen worden sind. Auf jeden Fall haben sich die Deutschen der drohenden Umklammerung entzogen; der rückwärtigen Bewegung, die am 7. September eingesetzt zu haben scheint, hat man nach einigen Tagen Halt geboten, günstige Stellungen, durch Feldbefestigungen verstärkt, bezogen und weitere Angriffe der Franzosen mit blutigen Köpfen abgewiesen. Der Rückwärtsbewegung des äußersten rechten Flügels haben sich gradweise die Nachbararmeen angeschlossen bis zum Kronprinzen, der auch wieder bis in eine Stellung nördlich von Verdun zurückmarschiert ist. Diese Bewegung wird notwendig geworden sein, weil man dadurch mit den anderen zurückgehenden Armeen in engerer Verbindung blieb, weil die Verbindung mit der Heimat um Verdun herum, ohnehin sehr unbequem, bei etwa weiterem Zurückgehen der anderen Armeen, fast ganz abgeschnitten werden konnte und weil überhaupt eine etwas verkürzte Gesamtfront ratsam erschien. Denn unsere Verluste in den fortgesetzten Kämpfen und Schlachten sind naturgemäß sehr groß gewesen, namentlich an Offizieren, und der uner-

wartet frühe Vormarsch der Russen in Ostpreußen heischte Verstärkungen auf diesem Kriegsschauplatz. Es mag auch sein, daß bei dem überaus schnellen Vormarsch hier und da bei deutschen Truppenteilen schon der Munitionsersatz Sorge bereitet hat, worüber man wegsehen konnte bei der Annahme, daß der Widerstand der Franzosen bereits so gut wie gebrochen sei. Da sich das nicht bewahrheitete, mußte man auch in diesem Punkt vorsichtiger sein.

Die Deutschen nahmen also unter dem Druck auf den rechten Flügel nicht bloß diesen, sondern die ganze Aufstellung einige Tagemärsche (von 30 bis etwa 100 Kilometer) weit zurück. Auf dem linken Flügel, bei Verdun, scheinen die Franzosen kaum gefolgt zu sein. Hätten sie es getan, wären sie über Verdun hinaus weitergegangen, so hätten sie sich der Gefahr ausgesetzt, wieder in der Flanke gefaßt zu werden. Sie sind also vorsichtig in dem Schutze der Festung geblieben. Auf dem anderen Flügel aber haben sie scharf gedrängt und ihrerseits fortwährend zu umfassen gesucht. Um die Mitte des Monats kam die Bewegung, die in der französischen Presse schon mit lauten Triumphrufen als die Vertreibung der Eindringlinge aus Frankreich verkündigt wurde, zum Stehen. Die Deutschen nahmen sorgsam ausgewählte Defensivpositionen ein und befestigten sich darin, und die Franzosen, unfähig, sie weiter zurückzudrücken, befestigten sich vor ihnen ebenfalls. Die Entscheidung, die bis zu diesem Augenblick (27. Sept.) noch immer aussteht, wird davon abhängen, wer sich jetzt schneller verstärkt und wem es gelingt, dem andern eine Flanke abzugewinnen. Die Franzosen suchen nach wie vor um unseren rechten Flügel herumzukommen; von den Deutschen hat die Armee des Kronprinzen wieder die Offensive ergriffen und die Armee des Kronprinzen Ruprecht ist dabei, die Sperrfort-Linie Verdun-Toul zu durchbrechen. Ein Fort ist bereits in ihrem Besitz und die Artillerie der anderen ist zum Schweigen gebracht. Wir dürfen dem Fortgang getrosten Mutes entgegensehen.

Wie im Jahre 1866 Moltke alles auf die Hauptentscheidung anlegte, das rheinische Armeekorps nach Böhmen zog, gegen die Mittelstaaten nur drei Divisionen, gegen die drohenden Franzosen gar nichts stehen ließ, so hat nach diesem Beispiel des großen Ohms der jetzige Chef des Generalstabes auch zunächst alles gegen den nächststehenden Gegner, gegen die Franzosen, bestimmt und gegen die Russen nur wenige Korps zurückgelassen. Auch diese erfochten in den Grenzgefechten anfänglich mancherlei Vorteile, dann aber kamen die Russen sowohl gegen uns wie gegen die Oesterreicher mit ihren großen Massen früher, als man erwartete. Obgleich wohl sicher anzunehmen ist, daß sie ihre Mobilmachung bereits im Sommer viel weiter vorbereitet gehabt haben, als uns bekannt war, so ist der wirkliche Beginn der großen Operationen schon knapp drei Wochen nach der Kriegserklärung doch wohl nur dadurch zu erklären, daß die Franzosen in ihrer Not auf das dringendste um Hilfe gebeten und den Vormarsch gefordert

haben. Er erfolgte in Ostpreußen mit mehr als doppelter Ueberlegenheit, aber in zwei getrennten Heeresgruppen, die eine unter Rennenkampf von Osten, die andere unter Schilinski von Süden kommend, aber beide getrennt durch die langgestreckte Linie der ostmasurischen Seen, deren Hauptdurchlaßpunkt durch das Fort Lötzen gesperrt ist. Unter dem doppelten Druck begann die deutsche Armee sich bereits auf unsere eigentliche Verteidigungslinie, die Weichsel, zurückzuziehen. Plötzlich aber, nachdem ein Wechsel im Oberkommando eingetreten war und der Generaloberst von Hindenburg mit dem Generalmajor von Ludendorf als Stabschef die Führung übernommen hatte, wandten sich die gesamten deutschen Streitkräfte gegen die von Süden kommende Armee Schilinskis. Die Kräfte waren wohl auf beiden Seiten ziemlich gleich, die Russen wahrscheinlich noch überlegen. Aber wenn einst der General Kuropatkin im mandschurischen Krieg den Grundsatz aufgestellt hat, daß er, um über die Japaner siegen zu können, zwei Bataillone gegen eins haben müsse, so wird dieses Verhältnis wohl auch zwischen russischen und deutschen Soldaten gelten, und die Führung wußte, was sie von der Mannschaft erwarten durfte. Wenn das Prinzip der fadendünnen Aufstellung schon gegen die Franzosen sich bewährt hat, so mußte es noch viel mehr am Platz sein gegen die Russen, die mit ihrem teils schwerfälligen, teils unzuverlässigen Mannschaftsmaterial gezwungen sind, sich viel enger zusammenzuscharen. Der ehemalige Chef des Generalstabes, Graf Schlieffen, hat, wie mir gestattet sei zu erwähnen, ausgehend von der Analyse der Schlacht von Cannae in meiner „Geschichte der Kriegskunst", diese Schlacht als den Urtypus der Anlage hingestellt, die der moderne Feldherr anzustreben habe. Hannibal machte im Verhältnis zu der tiefen Masse der Römer seine Front ungewöhnlich dünn, verlängerte dafür die Flügel und verließ sich darauf, daß seine Front lange genug standhalten würde, bis die Flügel, namentlich mit ihrer überlegenen Kavallerie, um die Römer herumgeschwenkt waren, sie von allen Seiten eingeschlossen hatten und dadurch auch die Front entlasteten. So gewann er nicht nur den Sieg, sondern trieb den Sieg bis zur völligen Vernichtung des weit überlegenen Heeres. Hindenburgs Sieg in Masuren ist das völlige Gegenstück dazu. Das Zentrum der Deutschen bestand nur aus Landwehr, die standhielt, bis die Linienkorps von Ost und West herumgeschwenkt waren und den Gegner eingeschlossen hatten. Wie bei Cannae ist die ungeheure Masse direkt vernichtet, durch die Geschosse niedergemäht oder in die Seen und Sümpfe gedrängt, wo sie umgekommen sind. Die Zahl dieser Umgekommenen wird nicht unter 50 000 geblieben sein; 90 000 Mann sind schließlich gefangen genommen. Dieser Erfolg geht noch über Sedan hinaus, insofern hier die Deutschen eine sehr große numerische Ueberlegenheit hatten, mit der sie, ohne sich selbst einer zu großen Gefahr auszusetzen, die Franzosen umklammern konnten. Und wenn Hannibal bei Cannae mit 50 000 etwa 70 000 Mann überwältigt und vernichtet hat, während in Masuren die

Kopfstärken annähernd gleich waren, so übertrifft der deutsche Sieg in Masuren doch noch insofern den des Karthagers über die Römer, weil hier ja noch die zweite russische Armee Rennenkampfs im Spiel war. Während Schilinski in Masuren vernichtet wurde, stand diese zweite russische Armee nicht mehr als zwei bis drei Tagemärsche hinter dem Rücken der kämpfenden Deutschen. Hätte Rennenkampf eine Ahnung von den Vorgängen gehabt, die sich in solcher Nähe von ihm abspielten, und seinerseits die deutsche Armee von Norden her angegriffen, so war diese nahezu verloren. Mit einer wahrhaft napoleonischen Kühnheit hat General von Hindenburg das Schicksal herausgefordert. Aber er kannte die Russen. Auch die Psychologie des Gegners ist ein Stück der Feldherrnkunst. Das preußische Offizierkorps exerziert und manövriert nicht bloß, sondern studiert auch. Z. B. von den vortrefflichen Werken des Oberstleutnants von Tettau über den mandschurischen Krieg wird man wohl sagen können, daß auch sie ihr Scherflein zu dem Siege in Masuren beigetragen haben. Man wußte aus ihnen wie aus anderen Bearbeitungen, wie schwerfällig die Russen seien, wie wenig Initiative ihren Führern und sogar dem viel, aber mit wenig Recht gerühmten Rennenkampf zuzutrauen sei. Man sollte meinen, daß Schilinski mit dem Oberbefehlshaber Großfürsten Nikolaus und mit Rennenkampf selbst auf dem Umweg über Polen in telegraphischer Verbindung habe stehen müssen. Vielleicht hat Schilinski die Gefahr, in der er schwebte, zu spät bemerkt, oder Rennenkampf hat es nicht glauben wollen, denn er trieb seine Vortruppen zwar vor bis auf die Höhe von Königsberg und darüber hinaus, blieb aber selber stehen an der Linie Allenburg-Angerburg und legte Verschanzungen an, als ob er selber bedroht sei. Hindenburg aber hatte, um des Sieges im Süden völlig sicher zu sein, nur einen ganz dünnen Schleier gegen Rennenkampf stehen lassen und sogar die Besatzung von Königsberg auf bloße Landwehren reduziert. Denn das ist der Sinn der Gneisenau-Clausewitz-Moltkeschen Strategie, daß es die Kühnheit ist, die im Kriege siegt über die Vorsicht. Was half dem General Rennenkampf sein vorsichtiges Zurückhalten? Was halfen ihm die Verschanzungen, die er angelegt hatte? Nachdem die Schilinskische Armee außer Spiel gesetzt war, machte Hindenburg kehrt, wandte sich gegen ihn und es fehlte, da auch den Deutschen noch Verstärkungen zuzogen, nicht viel, daß er mit Gewaltmärschen auch diese Armee vom Rücken gefaßt und eingeschlossen hätte, wenn Rennenkampf sich nicht noch, im letzten Augenblick flüchtend, unter schwerem Verlust gerettet hätte. Mit den Verstärkungen, die sie noch zuletzt erhalten hatte, wird die Armee Rennenkampfs auf 9½ Armeekorps (nach unserer Zählweise) berechnet, diejenige Schilinskis auf 5, zusammen also 14½ Armeekorps, was etwa den dritten Teil der russischen Feldarmee ausmachen möchte.

Am wenigsten durchsichtig ist der Zusammenhang der kriegerischen [illegible]nisse auf dem österreichisch-russischen Kriegsschauplatz. Anfänglich

schien es, als ob die Oesterreicher nicht weniger als die Hälfte ihrer Feldarmee gegen Serbien aufstellten, um hier mit erdrückender Uebermacht aufzutreten, mit den Serben schnell vollständig aufzuräumen und sich dann erst gegen die Russen zu kehren. Das hätte also eine gewisse Aehnlichkeit gehabt mit der Grundidee der deutschen Heeresleitung zwischen Rußland und Frankreich. Aber entweder die Oesterreicher haben diesen Gedanken nie gehabt, oder sie haben, ehe er ausgeführt werden konnte, gesehen, daß die Zeit dafür nicht ausreichte, und haben ihn aufgegeben. Sie haben nur mit mäßigen Kräften einige Vorstöße nach Serbien hinein gemacht, sind wieder zurückgewichen und begnügen sich seitdem, serbische Vorstöße in das eigene Gebiet zurückzuweisen. Ist die Annahme richtig, daß man ursprünglich gegen Serbien Größeres ins Auge gefaßt hat, so würde das eine gute Erklärung für die Vorgänge in Galizien geben. Nach schönen anfänglichen Erfolgen hat die österreichische Armee hier doch vor der Uebermacht der Russen zurückweichen müssen, wie diese in prahlerischen Siegesbulletins sogar behaupten, mit großem Verlust. Da erhebt sich nun die Frage: wenn die Russen jetzt schon, knapp 6 Wochen nach Beginn des Krieges, eine so große Uebermacht gegen die Oesterreicher entwickeln konnten, wie wird das weiter werden? Denn es ist anzunehmen, daß die Oesterreicher bei ihren kleineren Räumen und engerem Eisenbahnnetz den Russen im Aufmarsch ein gut Stück voraus gewesen sind; die Russen werden noch große Massen im Hintergrund haben, die allmählich herankommen, die Oesterreicher nicht. Diese Argumentation wird aber hinfällig, wenn es richtig ist, daß eben anfänglich noch viele österreichische Korps gegen Serbien gestanden haben, daß man sie zwar abberufen hat, ehe sie dort in Tätigkeit getreten waren, daß sie aber doch auf dem galizischen Schauplatz zum Teil verspätet eingetroffen sind. Selbst wenn das aber nicht zutreffen sollte, so braucht man sich wegen der noch zu erwartenden russischen Massen doch wirklichen Besorgnissen nicht hinzugeben. Die Russen sind hier wie in Ostpreußen schneller gekommen, als man geglaubt hat, und an Reservemannschaften werden ihnen gewiß noch sehr viele zur Verfügung stehen, aber eben nur Reservemannschaften; die festen Cadres sind ziemlich alle bereits im Feuer. Wie Rennenkampf noch im letzten Augenblick große Verstärkungen erhalten hat, die ihn freilich nicht mehr retten konnten, so sind auch auf dem südlichen Kriegsschauplatz noch zuletzt, wie es scheint, sechzehn frische Divisionen eingetroffen und haben gegen den österreichischen linken Flügel den Ausschlag gegeben. Auch sibirische und kaukasische Truppen haben bereits auf beiden Kriegsschauplätzen gefochten. Um nun ihre Aufstellung weiter noch sehr zu verstärken, müßten die Russen nicht nur den einzelnen Regimentern Ersatzmannschaften zuführen, sondern auch zahlreiche neue Formationen aufstellen. Die Deutschen und auch die Oesterreicher sind imstande, das zu tun, weil wir in unserem breiten Mittelstande das Material an Reserveoffizieren und Feldwebelleutnants finden können, die Massen mit Führern zu versehen,

und die Gesinnung unserer Leute uns verbürgt, daß sie auch mit weniger festen Cadres doch noch immer etwas leisten werden. Bei den Russen fehlt dieser breite Mittelstand, und der plumpe russische Bauer, auch wenn er ein gläubiger und opferwilliger Nationalrusse ist, ist doch ohne sichere Führung ein für den modernen Krieg nur wenig brauchbarer Soldat. Er tut getreulich, was ihm befohlen wird, aber auch nur das, was ihm befohlen wird.

Während die Wage der militärischen Entscheidung sich zwar schon zu unseren Gunsten senkt, aber doch noch pendelt, tritt mit steigender Deutlichkeit hervor, daß dasjenige Verhältnis, auf das die Engländer ihre Haupthoffnung gesetzt haben, das wirtschaftliche Moment, für uns viel günstiger liegt, als es anfänglich schien. Weder der Mangel an Rohstoffen für die Industrie, noch der für den Sommer 1915 angeblich zu erwartende Mangel an Lebensmitteln erregen mehr wesentliche Besorgnisse. Die Absperrung vom Weltmarkt ist den Gegnern nicht so vollständig gelungen, wie sie erwartet haben, und die Besetzung von Belgien und Nordfrankreich eröffnet Hilfsmittel, die man vorher kaum in Betracht gezogen hat. Wenn die englischen Schiffe uns die Lebensmittel und Rohstoffe abschneiden, so schneiden sie sie ebensowohl den von uns okkupierten feindlichen Gebieten ab. Unzweifelhaft sind wir berechtigt, innerhalb des ganzen in unserer Macht befindlichen Gebietes die Nahrung nach der Art einer belagerten Festung zu verteilen. Tritt Mangel ein, so sorgen wir zunächst für uns selber und geben der englischen Flotte anheim, täglich für ihre Bundesgenossen soviel Portionen ins Land zu lassen, daß die Ernährung dem gewohnten Maße entspricht.

Als wichtiger als die Rohstofffrage wiederum hat sich für die Industrie die Bedeutung des Exports herausgestellt und damit zugleich, daß auf diesem Gebiet England wenigstens ebenso sehr oder noch mehr geschädigt wird, als Deutschland. Denn wenn Deutschland auch seinen Export fast ganz verloren hat, so hat es daneben doch auch einen sehr großen Inlandsmarkt, und die bisherige Exportindustrie findet einen teilweisen Ersatz in der Fabrikation von Kriegsmaterial. England aber hat, obgleich seine Häfen nicht gesperrt sind, doch durch die Störung des Weltmarkts im Ganzen die allerschwersten Verluste; es ist in soviel höherem Grade Industrieland als Deutschland, der Export spielt bei ihm eine noch so viel stärkere Rolle, daß der Inlandsmarkt mit seiner reduzierten Landwirtschaft das nicht zu ersetzen vermag. Nehmen wir hinzu, wie glänzend sich die deutsche Finanzkraft in der Zeichnung der großen Reichsanleihe bewährt hat, so darf man jetzt getrost behaupten, daß die Hoffnung, der die englischen Minister immer und immer wieder Ausdruck gegeben haben, sie könnten und würden uns wirtschaftlich aushungern, nichtig ist und wir auch auf diesem Gebiet dem Fortgang der Dinge getrost entgegensehen dürfen.

Freilich auch auf der Gegenseite hat man die Hoffnung, uns schließlich doch noch niederzuringen, noch keineswegs aufgegeben, und so lange

auf beiden Seiten solche Siegeshoffnungen bestehen, so lange gibt es auf Frieden keine Aussicht. Nichtsdestoweniger wird namentlich bei den Neutralen schon vielfach davon gesprochen, und man hat daraufhin von deutscher Seite verlauten lassen, daß selbstverständlich für uns immer nur ein Friede in Betracht kommen könne, der uns volle Sicherheit gegen die Wiederholung von solchen Angriffen wie diesmal gäbe. So selbstverständlich das erscheint, so ist doch nicht so leicht zu sagen, was darunter zu verstehen ist, und es ist der Mühe wert, sich das klarzumachen.

Völlige Sicherheit, daß ein überwundener Feind nicht eine günstige Gelegenheit zur Wiederaufnahme des Kampfes benutze, ist nur dann geschaffen, wenn man ihn dauernd unterjocht. So machten es die Römer und schufen auf diese Weise allmählich ihr Weltreich. Zum Heile der Menschheit ist ein solches Weltreich heute ausgeschlossen. Ein mittlerer Weg ist, sich große Gebietsabtretungen machen zu lassen, beherrschende feste Punkte zu behaupten und den Gegner wirtschaftlich auszupressen. Diesen Weg nahm Napoleon, namentlich 1807 in bezug auf Preußen. Er nahm die Hälfte unseres Gebiets, behielt die Oderfestungen, begrenzte die Größe unserer Armee und beanspruchte eine Kriegskontribution, so groß, daß wir sie in vielen Jahren nicht bezahlen konnten. Diese Methode hat sich nicht bewährt. Sie hätte zum Ziel geführt, wenn Napoleon auch die übrige Welt unterworfen hätte, also in die römischen Bahnen eingelenkt wäre. Da ihm das nicht gelang, so erschien schon im sechsten Jahr der Augenblick, wo Preußen sich wieder erheben konnte, und es zeigte sich, daß gerade der ungeheure materielle Druck, den die Franzosen auf uns ausgeübt hatten, moralische Kräfte geweckt hatte, die unendlich viel wirksamer waren. Gott bewahre uns davor, daß das Deutsche Reich jetzt nach dem Siege, den wir erwarten, in die Bahnen der Napoleonischen Politik einlenke! Eine unabsehbare Reihe von Kriegen würde die Folge sein. Denn was wir auch immer den Völkern für Fesseln anlegen möchten, sie könnten sie doch nicht ganz bewegungslos machen, und Europa ist in dem einen Punkt einig, sich die Herrschaft eines einzelnen Staates niemals gefallen zu lassen.

Die Sicherheit, die wir erkämpfen wollen, kann also nur bestehen in der Verbindung höchster eigener militärischer Kraft mit politischer Mäßigung, einer Mäßigung, die das Mißtrauen, welches die militärische Macht erweckt, wieder entwaffnet.

Anders ausgedrückt: Unser Ziel muß sein: die Erhaltung des bestehenden politischen Gleichgewichts auf dem Lande und die Eroberung des Gleichgewichts auf der See. Das ist politisch völlig klar und auch geschichtsphilosophisch begründet in diesem unserem Heft in der Abhandlung von Prof. F. J. Schmidt. Gegen Frankreich und Rußland sind wir im Grunde nur in der Defensive; der positive Feind ist England. Auch Napoleon hatte ja einst als letztes Ziel die Niederkämpfung von England im Auge, aber er wollte gleichzeitig und zum Teil deshalb die Vorherrschaft

auf dem Kontinent, und daran ist er zugrunde gegangen. Diesen Kardinalfehler zu vermeiden, das ist jetzt die große Aufgabe, die der deutschen Politik gestellt ist.

Wie England unser eigentlicher Gegner ist, so wird auch England einmal am schwersten zum Frieden zu bringen sein. Denn sein Kriegsziel war die Vernichtung der deutschen Seemacht. Wird nun dieses Ziel nicht erreicht, so sagen sich die englischen Staatsmänner, daß unfehlbar nach den gemachten Erfahrungen Deutschland seine Flotte noch weiter vermehren wird und bald genug so weit sein mag, daß sie der englischen gewachsen ist. Hinzu kommt, daß die Fortschritte der Flugtechnik und Luftschiffahrt uns in viel höherem Maße zugute kommen werden, als dem Inselreich. Ein Friede, der uns weiter nichts, gar nichts als die Ausnutzung dieser Möglichkeit gewährte, wäre also für uns schon ein großer Gewinn, für England ein eben solcher Nachteil, noch gesteigert durch die Einbuße an Prestige, die eintritt, wenn die Völker gesehen haben, daß das stolze Albion die deutsche Flotte doch nicht hat überwältigen können. Ein militärisch unausgefochtener Krieg ist also nach englischer Auffassung für Deutschland politisch bereits ein großer Sieg, und wir haben allen Grund, diese Auffassung von Herzen für richtig zu erklären. Hier liegt für uns eine Aussicht, für die der öffentlichen Meinung offenbar die Augen noch nicht aufgegangen sind, aber es liegt darin auch ein Feindseligkeits-Moment, das den Frieden mit England schwer zustande kommen lassen wird.

Etwas Aehnliches läßt sich sagen von dem Verhältnis zwischen Oesterreich und Serbien. Selbst wenn der Kriegserfolg nicht dazu führen sollte, daß Serbien als selbständiger Staat verschwindet, so sind doch durch den Krieg selbst die Beziehungen zwischen den beiden Staaten gründlich verändert. Die Serben haben sich überzeugen müssen, daß die Spekulation auf den Zerfall Oesterreichs eine Illusion war, daß auch die slavischen Völker Oesterreich-Ungarns zur Monarchie halten und die Macht Rußlands mit seinem Panslavismus sehr überschätzt worden ist. Die Ermordung des Erzherzog-Thronfolgers hat den Staat nicht nur nicht aufgelöst, ihn nicht einmal geschwächt, sondern ihn gestärkt. Damit ist der großserbischen Idee, welche Bedingungen auch immer in dem zukünftigen Friedens-Instrument niedergelegt werden werden, die Spitze abgebrochen, und der Haupt-Kriegszweck für Oesterreich ist erreicht. Die Paragraphen haben ihre Bedeutung, aber die Tatsachen eine doch noch größere.

27. 9. 14. Delbrück.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S, Dresdenerstr. 43.

Streitfragen der christlichen Weltanschauung.

Eine Untersuchung der Prinzipien.

Von

Adolf Metz.

„Orthodox“ ist der, der „die richtige Meinung“ hat. Richtig nicht in dem Sinne: auf dem gesetzmäßigen Wege alles Erkennens gewonnen, sondern richtig im Ergebnis, im zufälligen Inhalt, in seinen ausgestalteten Formen und formulierten Sätzen. Also auch gültig für alle Menschen, so daß jede abweichende Formulierung schon eine Abweichung von der Wahrheit wäre, denn sie bringt von dem formulierenden Subjekt etwas hinein. Nun zeigt aber die Erfahrung, daß was Menschen sonst denken, kaum in Punkten ganz übereinstimmt. Die „richtige Meinung“ würde also niemals verbürgt werden können, wenn sie menschlichen Ursprungs wäre. Ihr Anspruch wird daher überall und zu allen Zeiten auf die Gottheit selbst zurückgeführt, d. i. auf „Offenbarung“: Naturreligionen, Judentum, Christentum, Mohammedanismus sind darin einig. Freilich, wo immer wir die „richtige Meinung“ auf ihren Ursprung zurückverfolgen, finden wir jedesmal Menschen, die sie zuerst ausgesprochen und überliefert haben: Priester, Weise, Religionsstifter, Apostel, Konzilien und nochmals Priester. Hier setzt darum die metaphysische Erklärung ein: diese Menschen sind nur die „Vermittler“*) der richtigen Meinung, ihr Ursprung ist in der Gottheit, die diese Menschen „inspirierte“. Die auf den christlichen Konzilien beschlossenen „Dogmen“ sind inspiriert, und in der katholischen Kirche wird der inspirierte Priesterstand der Bewahrer der in ihnen niedergelegten „richtigen Meinung“. Er erhält dadurch die Allgewalt,

---

*) Paulus an die Galater 3,19: μεσίτης.

jedermann vorzuschreiben, was er über göttliche Dinge zu denken und zu reden habe.

Luthers Reformation wurde nicht sowohl aus der Not eines gefesselten Denkens, als aus der Not eines religiösen Bedürfnisses und dem Drang des germanischen Lebenstriebes, der auf die Sache und nicht auf Surrogate geht, geboren; sie war eine religiöse und eine nationale Reaktion in Einem. Luther suchte nicht die wahre Philosophie, sondern die lebendige Verbindung mit Gott. Er fand sie mit Umgehung der priesterlichen Strohmänner, die ihm Gott verdeckten, durch das richtig verstandene Bibelwort, und so führte er jeden Einzelnen an die Bibel heran, damit er sich selbst dort die Lebendigkeit des Glaubens holte. So wird ihm die Bibel anstatt des Priesterworts das Quellbuch der Offenbarung, die Inspiration auf sie beschränkt. Aber er mußte die Erfahrung machen, daß Verschiedene sehr Verschiedenes aus der Bibel herauslasen. Darum forderte er die geordnete Bibelerklärung durch wissenschaftliche, d. i. philologische und historische Forschung. Für sie forderte er die höheren Schulen und berief Melanchthon nach Wittenberg. Jetzt begann für die Reformation eine ähnliche Arbeit, wie einst für die altkatholische Kirche; man mußte zum eigenen Gebrauch und zu apologetischen Zwecken aus der Bibel die „Lehren" gewinnen. Anfangs wollten diese Zusammenstellungen nur Rechenschaft geben von den bisher gewonnenen Einsichten und Ueberzeugungen. Bald aber wurden auch sie verpflichtende Normen, Lehrgesetze, die als adäquate Wiedergabe des Bibelinhalts gleich der Bibel unbedingte Geltung beanspruchten. Sie gaben nun ihrerseits die „richtige Meinung" und standen in den Zeiten der lutherischen Orthodoxie fast an Stelle der Bibel. Weil sie das aber immerhin nur waren als vermeintlich adäquate Auslegung, so konnte (bei dem Mangel einer kanonischen Festsetzung) das ganze System sich infolge des Widerspruchs, der vom Pietismus und der Aufklärung erhoben wurde, dahin erweichen, daß der Buchstabe nur der Bibel zum Glauben verpflichte, nicht der der „symbolischen Bücher", die nur als menschliche „Zeugnisse" galten. So war die Gefahr eines neuen Katholizismus und unfehlbaren Priestertums beschworen.

Die inspirierte Bibel in philologisch-historischer Auslegung — das ist demnach die Grundlage des historischen „Protestantismus". Nun machte aber die philologisch-historische Methode und Erkenntnis im 18. und 19. Jahrhundert Fortschritte, und in deren Anwendung

auf das Bibelwort schwand bald auch der Nimbus seiner Inspiration. An die Stelle göttlicher Offenbarung trat menschliche Geschichte, in der keine anderen Gesetze zu erkennen sind als in aller anderen Menschengeschichte. Auch die Bibel selbst gibt also nur „Zeugnis" — Zeugnis nämlich von einem früheren, menschlichen Erleben des Göttlichen und von einer früheren, menschlichen Auffassung über Göttliches. Beides — jenes Erleben und jenes Erfassen — unterliegt als solches dem geschichtlichen Wandel ebenso und hat kein höheres Recht des Daseins, als jedes andere Erleben und Erfassen, das dem menschlichen Geiste auf seiner jeweiligen Entwicklungsstufe gemäß ist. Diese Ansicht, auf das historische Christentum angewandt, nennt man mit Uebertragung eines politischen Parteiworts „liberal"; man sollte sie lieber wissenschaftlich oder geschichtlich nennen. Ihr gegenüber verteidigt eine konservative Richtung den Anfangsbestand des Protestantismus, nämlich die inspirierte Bibel mit den symbolischen Zeugnissen als die Quelle der „richtigen Meinung" in Sachen der Religion, und diese Richtung heißt daher die „orthodoxe". Der Gegensatz beider läßt sich auf folgende Sätze bringen:

1. Das Christentum ist göttliche Offenbarung — ist geschichtliches Erzeugnis des Menschengeistes;
2. das Christentum ist die absolute Religion — ist Phase der religiösen Entwicklung und als solche relativ;
3. das Christentum ist Maßstab des menschlichen Geistes — der menschliche Geist ist Maßstab des Christentums.

Denn das Bleibende ist eben der Geist der Menschheit, das Christentum ist sein geschichtlicher Zustand.

* * *

Luther hat durch philologische und geschichtliche Erklärung des Neuen Testaments, d. i. durch Zurückgehen auf die Anfänge des Christentums, dem römischen Priestertum den Boden entzogen. Durch immer reinere Anwendung desselben Mittels ist die sogenannte liberale Theologie entstanden. Diese steht also prinzipiell durchaus innerhalb des Protestantismus und mit Luther auf demselben Boden. Protestantismus ist vor allem Individualismus: er sieht in dem Einzelnen, weil er das von der Natur gegebene Wirkliche ist, die Quelle aller Lebensgestaltung der Gemeinschaft; er ist auch als Erkenntnisrichtung individualistisch, denn er wehrt alle nicht aus den

natürlichen Denkgesetzen stammenden Beschränkungen der Vernunfterkenntnis des Einzelnen ab. Aber Luther war nicht nur der erste Protestant, er war auch religiöser Mystiker. Darum hatte für ihn das Dasein einer unmittelbaren Offenbarung und ihrer inspirierten Urkunde neben der geordneten Vernunfterkenntnis keine Schwierigkeit; und von da aus war es nur folgerecht, daß er, der mittelalterlichen Scholastik darin gleich, die Vernunft der Offenbarung unterordnete, das Werkzeug der Sache, der es zu dienen hat. Die Vernunft darf wohl den Tatbestand der Offenbarung durch Auslegung ihrer Urkunde entfalten, aber sie darf die Offenbarung selbst nicht antasten, nicht sich an ihre Stelle setzen. Darin liegt eine Verstümmelung des protestantischen Prinzips, die an ihrem geschichtlichen Ort erklärlich und wohltätig war, deren Heilung aber bei fortschreitender Erstarkung des wissenschaftlichen Bewußtseins notwendig und durch Lessing vollzogen wurde. Zu ihrer vollen Entstehung brauchte die liberale Theologie außer dem gereinigten *formalen* Prinzip des Protestantismus noch einen neuen *Erkenntnisinhalt*, von dem aus sie erst, wie von einem δός μοι ποῦστῶ durch Vergleichung zur Kritik des Inhalts der Offenbarung übergehen konnte. Den fand sie in der Erkenntnis des *Naturgesetzes*. Offenbarung und *Wunder* hängen innerlich zusammen; fällt das Wunder, so fällt die Offenbarung, dieses Urwunder, mit. Zur historisch-kritischen Haltung gewinnt daher hier die liberale Theologie ihr eigentlich konstitutives Merkmal: sie erkennt die Ergebnisse fortschreitender Naturerkenntnis an und mißt an ihr die christliche Ueberlieferung.

* * *

Daß der Protestantismus individualistisch ist, ist nicht Zufall oder Willkür. Die Forschung als Erkenntnis des Wirklichen ist unstreitig Sache der menschlichen Geisteskräfte, diese aber werden erst im menschlichen Individuum wirklich und wirksam. Also ist alle Forschung Sache der *individuellen* Geisteskraft. Infolgedessen würden aber auch die Ergebnisse nur individuelle Geltung haben, wenn nicht die Gleichartigkeit der geistigen Organisation schon eine gewisse Allgemeingültigkeit verbürgte, die durch Mitteilung und Ausgleichung der Ergebnisse noch weiterhin erhöht wird. Insofern zeigt zwar das durch Forschung herzustellende Weltbild immer etwas Schwankendes und Schwebendes, das sich mit verschwimmenden Umrissen durch die Zeiten fortbewegt, in seiner Mitte läßt sich aber

immer ein gewisser fester Kern erkennen, in dessen Gestaltung und Umgestaltung jede Zeit ihre Aufgabe vor sich sieht. Der Individualismus Luthers wendete sich protestierend gegen die kirchliche Priestermacht und baute auf Erleben und Erkennen des Einzelnen — beides an der Bibel kontrolliert — eine neue Anschauung von der Offenbarung auf; der Individualismus der neueren Wissenschaft wendet sich gegen die Offenbarung selbst und setzt an ihre Stelle Natur und Geschichte als einzige Quelle und die menschliche Vernunft als einziges Werkzeug aller Erkenntnis auch in göttlichen Dingen —, aber dann scheiden sich die Wege. Wer in Natur und Geschichte das Letzte sieht und die Grenzen des Seins mit den Grenzen des wissenschaftlichen Erkennens gleichsetzt, der muß zuletzt auch den Geist der sichtbaren Natur zueignen und ihn in eine Funktion des Stoffes auflösen: er gelangt damit zum Materialismus, der zwar nicht Ethik, aber Religion ausschließt. Wer über das Erkennen hinaus ein „Unerforschliches" stehen läßt, der gelangt hinter Geist und Stoff zu einer metaphysischen Urkraft, die sich in dem Spiel der Welt, d. i. im Kampf zwischen Geist und Stoff, so auswirkt, daß wir wohl ihr Spiel erkennen, sie selbst aber nur „postulieren": dem wird die Wissenschaft zur Ahnung, die Ahnung zur Ehrfurcht, die Ehrfurcht zur Andacht, also: Religion!

Aber die Einschränkung des Seins auf das Erkennbare wird durch kein Denkgesetz gefordert, sondern ist ein Dogma. Die menschliche Vernunft, wenn sie an der Hand des Satzes vom Grunde den **regressus in infinitum** vollzieht, wird durch eine unabweisbare „Denknotwendigkeit" über das Sichtbare hinaus dahin geführt, das Relative in seinem Ganzen an das Absolute, das Bedingte an das Unbedingte zu knüpfen. So gelangt sie zur Metaphysik, die so alt ist wie das philosophische Denken und als menschliches Bedürfnis unausrottbar. Dies zu verkennen, ist auch der Fehler des neueren Monismus, der sich von dem Materialismus nur durch die verfeinerte Formel unterscheidet. Die Metaphysik ihrerseits muß sich vor dem Fehler hüten, den Uebergang zum Absoluten nach dem Satz vom Grunde zu machen, als welcher nur innerhalb des Relativen gilt. Sie darf nicht, wie es im kosmologischen Beweis geschieht, Gott als die Ursache zeitlich vor die Welt als seine Wirkung setzen, womit er auch räumlich von ihr getrennt wäre. Denn damit wird das Absolute unter die Gesetze des Relativen — Raum, Zeit, Kausalität — gestellt und dadurch wieder aufgehoben. Ueber die Verbindung des Absoluten mit dem Relativen (Gott und Welt)

kann die menschliche Sprache nur in Bildern reden, und da bleiben, nach Ausscheidung von Raum, Zeit und Kausalität, die Bilder von der „Grundlage“ und von dem „Kern“: jenes von den mathematischen Raumformen, die den erfahrbaren Raumkörpern „zugrunde liegen“, dieses von der sich auswirkenden Kraft zu ihrer gestalteten Form, in der sie sich als der Kern birgt, hergenommen. Beide Bilder führen auf die Immanenz. Was aber das der Welt immanente Absolute an sich, seinem Wesen nach, sein mag, darüber gibt es nur „Postulate“, d. h. wir legen ihm diejenigen Merkmale bei, die als letzte Erklärungsgründe für die vorliegende Weltgestaltung scheinen vorausgesetzt werden zu müssen. Und das sind Einsicht und Wille: beide aber nicht zeitlich getrennt (wie im Menschen), sondern in Einheit des Wesens wirkend als einsichtiges Schaffen oder schaffende Einsicht. Wobei der weitere Unterschied in der Auffassung hervortritt, daß das mit Einsicht schaffende Wesen bald als nach menschlicher Weise bewußt, bald zur Unterscheidung vom Menschen als „das Unbewußte“ vorgestellt wird, das gleichsam hellseherisch dem schaffenden Willen die zur Erfüllung reifen Formen jedesmal vorhält. Zwischen diesen beiden Vorstellungsweisen handelt es sich nur um ein letztes Mehr oder Minder von unvermeidlichem Anthropomorphismus, und so können beide als philosophisch möglich und gleichberechtigt angesehen werden.

Nach dem Gesagten kann sich eine liberale protestantische Theologie weder mit dem Materialismus noch mit dem neueren Monismus verbinden, weil diese beiden Denkweisen durch ein erkenntnistheoretisches Dogma eingeengt sind, was dem protestantischen Prinzip widerspricht. Befreit von diesem Dogma, führt jede Philosophie mit Notwendigkeit bis an die Pforte der Religion, wo die Theologie sie empfängt und deren Erscheinungsformen mit den Mitteln der Psychologie und der Geschichte weiter nachgeht. Aber wohlgemerkt: Religion ist hier gemeint nicht als das einmalige Werk einer einzelnen Epoche, sondern als jederzeit sich erneuernde Erscheinung des menschlichen Geisteslebens, die jede Bindung durch Ueberlieferung ablehnt und sich nur der Ausgleichung mit der Ueberlieferung unterwirft. Ob nun einzelne Vertreter oder Gruppen liberaler Theologie bis zu diesen letzten Folgerungen mitgehen, oder ob sie an gewissen Marksteinen aus subjektiven Gründen Halt machen und mit der christlichen Ueberlieferung Vergleiche abschließen, ist nebensächlich. Ist das Prinzip angenommen, so ist damit die Verantwortung für alle darin liegenden Folgerungen mit übernommen.

* * *

Steht die liberale Theologie sonach fraglos auf dem Boden des protestantischen Prinzips, so fragt sich, ob sie noch innerhalb des historischen Christentums steht. Dieses ist in seinem Ursprung untrennbar verbunden mit den Vorstellungen der populären Weltanschauung des Altertums. Die liberale Theologie aber verbindet sich grundsätzlich mit der modern-wissenschaftlichen Weltanschauung. Daraus müssen sich starke Gegensätze entwickeln, und es fragt sich, ob sie so stark sind, daß noch ein Gemeinsames übrig bleibt.

Jede volkstümliche Weltanschauung, und so auch die antike, ist anthropozentrisch. In der Religion namentlich sucht der Mensch Sicherstellung seines persönlichen Lebens, weiter nichts. So steht auch im historischen Christentum der Mensch, und zwar der einzelne, im Mittelpunkt: er fühlt sich mit seinen Bedürfnissen als das Ziel der göttlichen Weltregierung. Ob dabei die höheren geistig-sittlichen oder die niederen leiblichen Bedürfnisse im Vordergrund stehen, macht nur einen Stufenunterschied. Im Christentum ist nun tatsächlich das Ziel die sittliche Vollendung der Einzelpersönlichkeit, durch die sie reif wird zur ewigen Vereinigung mit Gott im Jenseits. Dabei liegen der Schauplatz und die Mittel des sittlichen Handelns doch im Diesseits, und darum gehört die Erhaltung und Gestaltung des diesseitigen Einzellebens notwendig mit in den Umkreis des göttlichen Waltens, dessen Ziel sich also so bestimmen läßt: Lebenserhaltung und Lebensführung mit Rücksicht auf die sittliche Vollendung der Einzelpersönlichkeit. Dieser Glaube führt mit Notwendigkeit weiter zu der Vorstellung des liebenden Vaters, der mit Allmacht und Weisheit die Fäden aller Schicksale in seiner Hand hält als der Herr über die Natur und über die Geschichte. Und damit sind wir wieder bei jener Wundermacht Gottes angelangt, mit deren Beseitigung die neuere Wissenschaft beginnt. Sie hat die Allmacht Gottes an die Natur übertragen, die Weisheit in die Notwendigkeit aufgelöst und ist zur Vorstellung der Gott-Natur fortgeschritten. Von der Gottesvorstellung ist die Form des Persönlichen (weil es ein Einzelnes ist) abgefallen und der Gedanke der Immanenz hat das Feld behauptet. Gott als die in der Welt sich auswirkende (geistige) Urkraft wirkt nach Gesetzen der Natur, und diese Gesetze sind allgemeingültig: kann da noch ein Einzelnes Ziel eines besonderen göttlichen Wirkens sein? Kommt es nicht lediglich aufs Ganze an, dem jedes Einzelne sich als Mittel zum Zweck unterzuordnen hat, ohne irgendwelchen Anspruch auf eigne Geltung zu haben? Man blicke doch nur auf die Wahllosigkeit, mit der

Menschen in jedem Alter und auf jeder Stufe des Wirkens und der Vollendung hingemäht werden, auf die Härte, mit der der Tod die zartesten und heiligsten Verbindungen zerreißt, auf die Grausamkeit, mit der er in allen Gestalten des Leidens die Lebewesen trifft, — um mit Händen zu greifen, wie unser sinnliches Dasein den Gesetzen des Stoffes, dem Zufall der sich schneidenden Kausalreihen hingegeben ist. Unser geistiges Dasein und Fortschreiten aber hängt wieder an sinnlichen Bedingungen: an Gesundheit und Krankheit, an vererbten Anlagen, wirtschaftlichen Voraussetzungen, an der örtlichen Erreichbarkeit der Bildungsquellen, persönlichen Begegnungen, sozialen Förderungen oder Hemmungen. Zieht man dies alles in Betracht, so kann man sich der Vorstellung nicht verschließen, daß nicht das Glück oder die Vollendung irgendeiner einzelnen Form Ziel der Weltbewegung ist, sondern die Selbstdarstellung des Urwesens im Ganzen, und daß auch die geistigen Lebenskeime, wie die sinnlichen, nur als Masse auf den Markt geworfen werden, damit wenigstens soviele und diese soweit sich entfalten, als der Kausalzusammenhang zuläßt. Man wird sich sagen müssen, daß für den Weltgang zwar „der Mensch" und seine Höhersteuerung in der Geschichte das oberste Ziel bleibt, weil er das oberste Organ göttlicher Selbstdarstellung ist, aber nicht ein einzelner Mensch, nicht der Ich oder der Du. Mochte dieser Luther und dieser Goethe vor der Zeit (wie ein Zwingli oder Schiller) untergegangen sein, — das Höhensteuer der Geschichte blieb doch aufwärts gerichtet, wenn auch die Seitensteuerung und die Geschwindigkeit der Fahrt vielleicht anders geworden wären, als sie unter den Händen gerade dieses Luther und dieses Goethe geworden sind. Mit dieser Anschauung ist aber die anthropozentrische Denkweise des historischen Christentums überwunden.

Zur Sicherung des Lebens, die der Sinn der Religion ist, gehört nun auch die Entfernung derjenigen Hemmungen, die aus dem Willen des Menschen selbst kommen. Hiermit ist das Kapitel eröffnet, das die Ueberschrift „Schuld und Sühne" oder „Sünde und Gnade" trägt. Wie ursprünglich und wesentlich dies mit aller Religion von Alters her verbunden ist, mag ein Hinweis auf die Allegorie Ilias IX, 502 bis 512 zeigen:

> Ja, es gibt Bitten, die großen Töchter des Zeus,
> hinkend und runzlig und seitwärts schielend,
> die hinterher kommend jeder Verblendung sich annehmen.
> Denn die Verblendung ist kräftig und gradfüßig,

deshalb eilt sie auch allen Bitten weit voraus
und überfällt auf der ganzen Erde die Menschen unversehens:
dann kommen die Bitten hintennach und heilen den Schaden.
Wer nun die Töchter des Zeus ehrt, wo sie ihm nahen,
Den erquicken sie und erhören sein Flehen.
Wo aber einer sie abweist und ihnen hartnäckig absagt,
Da gehen sie hin und flehen zum Zeus, dem Sohn des Kronos,
daß dem Unheil folge, damit er durch Schaden büße.

Und so gibt es keine noch so grobe und primitive Religion, in der nicht die Sühnmittel einen großen Raum einnähmen. Das natürlichste Sühnmittel ist das Erleiden eigenen Schadens, wie soeben gehört. Dann aber tritt an die Stelle des auferlegten Schadens das freiwillige Sühnopfer, sei es in Form des Wergeldes, sei es daß im eigentlichsten Sinne für das verwirkte eigene Leben ein fremdes gegeben wird. Die Tendenz ist dabei immer: etwas weniger Wertvolles für sich einzusetzen, sich billiger „loszukaufen": für den König ein Mitglied der Adelskaste, für dieses einen Mann aus dem „Volke", für den Freien einen Sklaven oder Kriegsgefangenen, endlich für den Menschen das Tier, wo sich denn ein genau berechneter Tarif je nach der Schwere des Vergehens und dem Marktwert des Tiers, alsbald anfindet. Mit dem Opfer aber muß immer die Reue und „Bitte" Hand in Hand gehen: jene als nachträgliche Abwendung des Willens von der Schuld, diese als Anerkennung des Gesetzes (oder des höheren Willens), auf dem die Schuld beruht. Ist die Sühne durch beides vollbracht, so ist die feindliche Trennung zwischen dem Menschen und dem Gesetz wieder aufgehoben, der Mensch von seiner Schuld „erlöst" (durch Loskauf befreit), die Gottheit (deren Wille im Gesetz sprach) ist „versöhnt". Je höher nun eine Religion sich ins Geistige entwickelt, desto mehr treten Reue und Bitte (Gebet) als die geistigen Sühnmittel in den Vordergrund, die sinnlichen zurück, bis diese entweder ganz verschwinden oder nur noch in symbolischer Andeutung übrig bleiben. Im historischen Christentum ist dieses Ziel erreicht: das einmalige genügende Sühnopfer ist der gekreuzigte Gottmensch; fortan genügt die dauernde Stimmung der Reue mit Gebet (die fünfte Bitte des Vaterunsers!), daneben bleibt die symbolische Andeutung des Sühnopfers im Abendmahl, in dem sich mit dem Opfergedanken zugleich der andere, aus den Naturreligionen übertragene Gedanke mischt, daß man durch Essen vom Opfer Teil gewinnt an der Gottheit, der das Opfer gilt, und daß man zu der Gemeinschaft sich bekennt und ihr eingepflanzt wird, die unter ihrem Schutz steht und die das Opfer

darbringt (vgl. was der Apostel Paulus den Korinthern vorhält 1. Kor. 10, 16 ff.).

Damit verbindet sich im historischen Christentum noch ein drittes. Das Interesse der Sicherung des Lebens reicht über die Grenze des Diesseits hinaus in die jenseitige Ewigkeit. Der Mensch, seinem Ursprung nach ein irdisches Wesen, ist dem Gesetz der Vergänglichkeit unterworfen. Er kann in das göttliche Leben der Ewigkeit nur eingehen, wenn er vorher in die Gemeinschaft des göttlichen Wesens eintritt. Dazu gehört nicht nur, daß er alles dem göttlichen Willen Widersprechende aus sich entfernt durch Reinigung seines Willens von Schuld mittels des Gebrauchs der Sühnmittel und durch positive Einstellung seines Willens in die Richtung des göttlichen Willens mittels der sittlichen Uebung oder der „Heiligung“: sondern dazu gehört auch eine gewisse Umformung seines Wesens ins Göttliche, Ewige, die Paulus geradezu Umgestaltung, Verwandlung nennt (1. Kor. 15, 44—52 vgl. Rom 8, 10 ff.). Und diese wird nun ebenfalls an das Abendmahl geknüpft, und zwar insofern es hier der Gott selbst ist, der im Opfer genossen und als umgestaltendes Ferment in die eigene leiblich-geistige Organisation aufgenommen wird — mit der Wirkung, daß das Irdische an dieser immer mehr zur bloßen Form herabgesetzt, das Göttlich-Geistige zum konstitutiven Wesen und zum eigentlichen Agens des Lebens erhoben wird. So wird das Abendmahl eine materielle Verbürgung ewigen Lebens, indem es gewissermaßen einen Keim göttlichen Ewigkeitsstoffes in das vergängliche Wesen senkt, aus dem sich die Ewigkeitsform der Persönlichkeit entwickeln wird, wie die Aehre aus dem absterbenden Samenkorn — fast auf naturgesetzlichem Wege.

Was von diesem gesamten Vorstellungsverband läßt sich noch mit der modern-wissenschaftlichen Ansicht der Dinge verbinden? — Nichts! Er fällt seinem ganzen Umfang nach unter den Begriff des Wunders, denn er führt in die sittliche Lebensgestaltung Kräfte und Wirkungen ein, die außerhalb aller Psychologie liegen. Es ist aber ein Eckstein wissenschaftlicher Auffassung, daß unser Geistesleben unter einem ebenso strengen Kausalzusammenhang steht, wie die physikalische Welt; auch in ihm herrscht das Gesetz, und die Psyche ist in dieser Hinsicht nur eine andere, höhere Physis. Das Gesetz geistig-sittlicher Menschwerdung nach heutiger Auffassung ist dichterisch dargestellt im Faust, und im Faust spielen christliche oder überhaupt religiöse Sühnmittel keine Rolle. Die Einwirkung der Elfen auf den schuldig gewordenen Faust ist nur eine symbolische Dar-

stellung der mildernden Wirkung der Zeit und hat insofern nichts Wunderbares in sich. Faust wird in seinem Leben so, wie er nach Anlage und Umständen werden mußte. Aus Streben und Irren entwickelt sich zwar die furchtbare Schuld, aber auch die Erlösung kommt nicht von außen, nicht durch ein psychologisches Wunder, sondern von innen, aus dem unbeirrten Fortstreben nach der höchsten menschlichen Vollendung. Die Vollendung aber besteht im richtigen Urteil über die Welt und im sicheren Gebrauch der Welt zu Zwecken des Geistes. Die Zwecke des Geistes sind: zuerst Gestaltung der Persönlichkeit an der Welt, und dann Gestaltung der Welt zum Bild der Persönlichkeit. Diesem Ziel gilt noch die Arbeit des hundertjährigen Faust bis zum letzten Atemzug. Und in diesem Streben und Wirken liegt die Sühne und Erlösung, und eine andere gibt es nicht. Die Gedankenwelt der Dichtung bewegt sich zwischen den beiden Kennworten: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt“ und „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“ — erlösen nämlich von der Trägheit der Sinnlichkeit, die überall „beharren“ und „was Guts schmausen“ möchte, und von der anderen Trägheit, dem Beharren in der Ichheit, der Selbstsucht.

* * *

Versuchen wir es, auf dieser Grundlage die Grundzüge einer natürlichen Erlösungslehre aufzubauen.

Die Herausbildung der geistigen Persönlichkeit aus der von der Natur gegebenen sinnlichen Organisation ist das Ziel. Das Merkmal der Persönlichkeit ist die Stetigkeit des ideebestimmten Willens.

Dazu wird erfordert: 1. die Erarbeitung der richtigen (d. i. aus der Wirklichkeit gesetzmäßig gewonnenen) Lebensidee, nach der der Wille sich zu bestimmen hat; 2. die formale Entwicklung der geistigen Kräfte zum möglichsten Umfang und zur möglichsten Sicherheit des Gebrauchs für den ideebestimmten Willen; 3. die Ueberwindung der widerstrebenden sinnlich-egoistischen Antriebe durch a) ihre Unterwerfung unter die gewonnene Lebensidee und b) die Einschränkung ihrer Betätigung jedenfalls auf ein Maß, durch das das Spiel der geistigen Kräfte nicht mehr gehemmt wird; endlich 4. die Umwandlung des unwillkürlichen Lebens aus Naturtrieben in die Form des bewußten Handelns nach Grundsätzen, die aus der gewonnenen Lebensidee hervorwachsen. Wird dieses Handeln nach

Grundsätzen durch Uebung und Gewöhnung zur zweiten Natur, so entsteht (nach dem Ausdruck Schillers) die sittliche Schönheit gegenüber der Erhabenheit des noch kämpfenden Willens, oder die *Anmut* des Betragens gegenüber der Würde.

Die sittliche Lebensidee betrifft die Stellung des Einzelnen zum Ganzen. Der einzelne Mensch ist nicht nur ein mechanischer Teil, sondern ein organisches Glied der Menschheit. Die Menschheit ist auf der Erde Träger der nach ihrer Selbstdarstellung in der Welt ringenden (immanenten) Gottheit, denn sie ist der oberste Träger des Geistes auf der Erde. Ihre Aufabe ist das, was der Trieb des Geistes ist: die Umgestaltung der Erde aus dem rohen Naturzustand zum Abbild, zur Wohn- und Werkstätte des Geistes. Diesem Zwecke dienen Wissenschaft, Kunst, Technik, Politik. An dieser Aufgabe mit allen Kräften mitzuwirken, ist der Wert des Einzellebens, ist demnach Bestimmung und Aufgabe des einzelnen Menschen. Denn das ist das Wesen des organischen Gliedes, daß es, wie es vom Ganzen getragen wird, so in Rückwirkung das Ganze erschaffen hilft. Darum stempelt alles bloße Genießertum, und wäre es das verfeinertste, den Menschen zum ἄχθος ἀρούρης, zur unnützen Bodenlast: „Genießen macht gemein!“ *Wirken* ist der Beruf des Menschen; und sittlich wirkt derjenige, der seine nach dem angegebenen Maße entfaltete Persönlichkeit so der Aufgabe der Menschheit widmet, daß er einerseits sich selbst nur noch als Werkzeug in diesem Dienst empfindet, andererseits aber sich als ihr notwendiges Werkzeug auch achtet. Das eine ergibt die Tugend der Selbstüberwindung bis zur Selbstverleugnung vor dem Ganzen, das andere das Ehrgefühl und die Selbstachtung neben und gegenüber den anderen Werkzeugen, was auch eine Tugend ist. Zwischen diesen beiden Polen schwingt das sittliche Leben des Menschen, aber es darf nicht dazwischen schwanken.

Der Weg zum Ziel führt demnach, kurz gesagt, durch die Bildung des Intellekts und die Uebung des Willens. Beider Objekt ist „die Welt“: an ihr wird aus *Erfahrung* und *Handeln* Idee und Richtung gewonnen. Es ist der Weg, den die geschichtliche Menschheit in ihrer sittlichen Kultur (und alle Kultur ist sittlich, weil Darstellung des Geistes und als solche Erhebung über das Sinnliche) gegangen ist. Müßte nun jeder, auch Spätgeborene, denselben Weg von vorn beginnen, so wäre, wie im Tierreich, kein Fortschreiten über ein gewisses Ende möglich. In Wahrheit kommt uns aber alles, was die Menschheit vor uns erreicht hat, als überliefertes Erbgut

stellung der mildernden Wirkung der Zeit und hat insofern nichts Wunderbares in sich. Faust wird in seinem Leben so, wie er nach Anlage und Umständen werden mußte. Aus Streben und Irren entwickelt sich zwar die furchtbare Schuld, aber auch die Erlösung kommt nicht von außen, nicht durch ein psychologisches Wunder, sondern von innen, aus dem unbeirrten Fortstreben nach der höchsten menschlichen Vollendung. Die Vollendung aber besteht im richtigen Urteil über die Welt und im sicheren Gebrauch der Welt zu Zwecken des Geistes. Die Zwecke des Geistes sind: zuerst Gestaltung der Persönlichkeit an der Welt, und dann Gestaltung der Welt zum Bild der Persönlichkeit. Diesem Ziel gilt noch die Arbeit des hundertjährigen Faust bis zum letzten Atemzug. Und in diesem Streben und Wirken liegt die Sühne und Erlösung, und eine andere gibt es nicht. Die Gedankenwelt der Dichtung bewegt sich zwischen den beiden Kennworten: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt" und „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen" — erlösen nämlich von der Trägheit der Sinnlichkeit, die überall „beharren" und „was Guts schmausen" möchte, und von der anderen Trägheit, dem Beharren in der Ichheit, der Selbstsucht.

* * *

Versuchen wir es, auf dieser Grundlage die Grundzüge einer natürlichen Erlösungslehre aufzubauen.

Die Herausbildung der geistigen Persönlichkeit aus der von der Natur gegebenen sinnlichen Organisation ist das Ziel. Das Merkmal der Persönlichkeit ist die Stetigkeit des ideebestimmten Willens.

Dazu wird erfordert: 1. die Erarbeitung der richtigen (d. i. aus der Wirklichkeit gesetzmäßig gewonnenen) Lebensidee, nach der der Wille sich zu bestimmen hat; 2. die formale Entwicklung der geistigen Kräfte zum möglichsten Umfang und zur möglichsten Sicherheit des Gebrauchs für den ideebestimmten Willen; 3. die Ueberwindung der widerstrebenden sinnlich-egoistischen Antriebe durch a) ihre Unterwerfung unter die gewonnene Lebensidee und b) die Einschränkung ihrer Betätigung jedenfalls auf ein Maß, durch das das Spiel der geistigen Kräfte nicht mehr gehemmt wird; endlich 4. die Umwandlung des unwillkürlichen Lebens aus Naturtrieben in die Form des bewußten Handelns nach Grundsätzen, die aus der gewonnenen Lebensidee hervorwachsen. Wird dieses Handeln nach

unter dem Zwang eines so individuell bestimmten Persönlichkeitsideals, nicht jeder aber hat auch in sich so starke Hilfskräfte, um die furchtbarsten Erfahrungen seiner Grenzen immer wieder zu überwinden und in die gewollte Richtung wieder einzulenken, wie Faust. Wer ihm darin nicht gleicht, d. h. wer kein dichterisch erhöhter, sondern ein wirklicher Mensch in Raum und Zeit ist, der unterwerfe sich dem Gesetz von Raum und Zeit und bescheide sich, seine persönliche Sittlichkeit in den Rahmen seiner Zeit einzutragen, indem er die Hilfen der Ueberlieferung benutzt und an das Erbgut der Väter anknüpft. So kürzt sich ihm der Weg ab und winkt ihm ein erreichbares Ziel. —

Daneben gibt es — außer der Ueberlieferung in Lehre und Erziehung — noch eine besondere Form der Abkürzung des Weges. Es kommt nämlich doch nicht bloß auf den Besitz der richtigen Lebensidee an, sondern daneben auf die wirkliche Abkehr des Willens von den falschen und seine Unterstellung unter die richtigen Ideen. Wie geht es dabei zu? — Die Ideen sind an sich noch keine Motive. Sie mögen den Verstand erfreuen, bewegen aber darum noch nicht den Willen. Dazu werden sie erst fähig, wenn sie zu Wertgefühlen werden, d. h. wenn in ihnen der wahre Wert des Lebens nicht nur theoretisch gewußt, sondern lebendig gefühlt wird, so daß der bestimmte Mensch sich mit ihnen identifiziert und Sein oder Nichtsein seines persönlichen Ich in ihnen fühlt. Dazu müssen aber die Ideen aus dem theoretischen Verstand erst in die Phantasie eingehen, aus der leidenschaftslosen Begriffs- in die leidenschaftlich erregende Anschauungsform, wo sie als Bild des für mich Seinsollenden, Notwendigen und Alleinwesentlichen mir vorschweben und mein inneres und äußeres Leben begleiten. So etwa, wie einem Bergsteiger das Bild der reinen besonnten Gipfel vorschwebt und ihm die Mühen und Gefahren des Aufstiegs Schritt um Schritt überwinden hilft. Oder so, wie dem Künstler die innere Anschauung des Bildes, das werden soll, die formenden Hände beseelt und dem Dichter die Gedanken und Worte heranlockt. Diese Ueberleitung der Ideen (auch wenn sie schon Gemeingut der Kultur sein sollten) in die Phantasie und in das Wertgefühl — woran die „Erlösung" also hängt — kann nun, wie gezeigt, langsam auf dem Wege stetiger Bildung erworben werden; sie kann aber auch, gleich der künstlerischen Konzeption, in einem Augenblick und scheinbar ohne eigenes Zutun, wie durch fremde Gewalt, erfolgen. An der letzteren Form hängt, was man gemeinhin die „Bekehrung" nennt. Diese fällt, kurz gesagt, unter den Begriff der Suggestion.

Was ist Suggestion? Sie kann nicht erklärt, nur beschrieben werden. Sie ist jedenfalls ein der Kontrolle des Bewußtseins entzogener Vorgang und kann bezeichnet werden als das plötzliche Einspringen einer Vorstellung in die Phantasie in der Art, daß sie alle widersprechenden Vorstellungen ausschließt und durch dieses Uebergewicht die ausschließliche Motivationskraft über den Willen an sich reißt. Solche Suggestion kann von außen und von innen kommen. In der Hypnose wird sie von außen durch den Willen des Hypnotisierenden auferlegt. Massensuggestion liegt vor, wenn unter dem Einfluß einer allgemeinen Erregung gewisse schon verbreitete Vorstellungen plötzlich in der Phantasie aller Einzelnen lebhafte Bildgestalt von zwingender Motivationskraft annehmen. Solche Suggestionen in ruhigen Zeiten vorzubereiten, ist die Kunst von Religionsstiftern, Eroberern, Parteiführern. Da beides zusammengehört, die Erregung und die Idee, so kann von jedem der beiden Enden ausgegangen werden: entweder die Erregung wird hervorgerufen und dann die Idee hineingeworfen, oder die Ideen werden langsam gepflanzt, damit sie zur Zeit der Erregung wirksam werden. Unsere ganze Erziehung ist darauf angelegt, den jungen Gemütern die gültigen Kulturideen (Vaterland, Stand, Staat, Ehre usw.) einzupflanzen. Wird dann z. B. durch eine Gefährdung der in ihnen vorgestellten Güter die Furcht ihres Verlustes erregt, so kann, unter dem Einfluß dieser Erregung, ihr Wert zu solcher Stärke in der Phantasie aufleuchten, daß sogar der sonst stärkste Naturtrieb, der der physischen Selbsterhaltung, seine Motivationskraft an sie verliert. Dieser, unabhängig und gleichzeitig in den vielen Einzelnen sich abspielende Vorgang kennzeichnet sich eben dadurch als „Autosuggestion". Und diese, mittels der gleichen Erregung vom einen zum anderen überspringend und sich steigernd, wird zur Massensuggestion, die sich im Fluge über ein ganzes Volk verbreiten kann. Sie lehnt sich dann gern an einzelne starke Persönlichkeiten an, die sich eben dadurch unterscheiden, daß in ihnen die Macht der Phantasie die besonnene Ueberschau über die Mittel und die Möglichkeiten ihres Gebrauchs nicht aufhebt, und unter ihrer Führung entstehen dann jene unwiderstehlichen explosiven Völkerwogen, die die eigentlich gestaltenden Kräfte der Geschichte gewesen sind. — Wo aber eine Zeit ihren Helden nicht leibhaft vor Augen hat, vermag sogar die biographische Anschauung Ersatz zu bringen. Ueberall, wo wir in dem Wirken auch einer vergangenen Persönlichkeit eine große Lebensidee zur Tat geworden sehen, ergreifen nicht nur wir die Idee, sondern die Idee

ergreift uns, geht in unsere Phantasie ein, legt sich unserem Fühlen, Denken und zuletzt Handeln unter, setzt sich gewissermaßen an die Stelle unseres Ich, ja wird geradezu unser Ich. Der längst entschwundene Held suggeriert sich uns dann noch durch sein von anderen entworfenes Bild. Und diese Wirkung hängt, wie man leicht sieht, durchaus nicht von der Masse und Vollständigkeit des biographischen Stoffes ab, sondern von der Anschaulichkeit, mit der die Ziele, die den Helden getrieben haben, erfaßt und dargestellt werden, m. a. W. von der künstlerischen Gestaltung seines Bildes. Es sind nun keineswegs immer die höheren, geistigen Antriebe, die auf diesem Wege in Bewegung gesetzt werden, sondern oft genug gerade die niederen, selbstischen Instinkte der Macht, des Ruhmes, des Besitzes, des Genusses — dafern nur ihrer angeschauten Betätigung Wucht und Größe innewohnt, durch die sie die Phantasie ergreift. Andererseits gehen aber ganz sicher die gleichen Wirkungen aus von Helden des Leidens und der Aufopferung, wie denn in „Glaube und Heimat" der Rottbauer just durch die Anschauung des Todes, mit dem die Sandpergerin sich für ihre Bibel opfert, zum eigenen Bekenntnis begeistert wird, von dem er sich „vernünftigerweise" dadurch hätte abhalten lassen sollen. Ja das Opfer des Helden wird sogar durch die erregende Kraft des Mitleidens eine wesentliche Hilfe für das Eingehen seiner Idee in unsere Phantasie, und es wirkt um so eindrücklicher, je mehr es als ein freiwilliges Opfer erscheint und je reiner der Zusammenhang zwischen Opfer und Idee vor Augen liegt. Schiller spricht das sogar als ein Gesetz aus: „Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehn". Und so kann das einfache Bild des den sittlichen Idealen hingegebenen Lebens Jesu, das mit dem freiwilligen Selbstopfer für diese Ideale endigte, so ergreifen, begeistern oder rühren, daß es den Entschluß der „Nachfolge des armen Lebens Jesu" zur Suggestion erhebt. So vollzog sich die „Bekehrung" des Franz von Assisi, so Unzähliger, die nachher zu Ketzern gestempelt wurden, nur weil sie sich an diesem Bilde unmittelbar entzündeten und die Vermittlung des Priesters dabei verschmähten.

Die Suggestion eines Lebensideals, ausgehend von dem Selbstopfer seines ersten Trägers: das wäre also die psychologische Grundform aller jener wunderbaren Bekehrungen, auf die das historische Christentum stolz ist. Aber es hat sie mit dem Buddhismus gemeinsam, ja mit allen jenen Selbstpeinigungen in Naturkulten wie des Moloch, der Astarte, des Dschaggernaut. Das setzt den

Wert der christlichen Bekehrungen nicht herab, denn dieser hängt nicht an der gemeinsamen Form, sondern an dem besonderen Inhalt des Ideals. Alle Form ist als solche gegen den Inhalt gleichgültig, und die gleiche Grundform kann Hohes und Niederes, Ernstes und Albernes nebeneinander tragen. Die Grundform liegt aber in der pietistischen Observanz klar zutage, denn hier wird die Bekehrung durch Suggestion methodisch gepflegt, aber auch der Fehler ans Licht gebracht. Denn die Suggestion wirkt echt nur auf wahlverwandte Naturen. In einem Paulus, Augustinus, Franziscus war die dem Ideal entsprechende Lebensrichtung als Unterströmung vorher schon vorhanden, aber durch eine entgegengesetzte Strömung, die aus der Umwelt ihre Nahrung zog, niedergehalten; der Eintritt der Suggestion kehrte das Verhältnis nur mit Einem Ruck um. Die methodische Verallgemeinerung führt dagegen notwendig ins Leere und Abgeschmackte: Die Bekehrung wird dann zur bloßen Form, zur „Mode".

Auch auf diesem Wege erscheint also die Erhebung des Menschen aus dem Sinnlichen ins Geistige, d. i. seine Erlösung, an die allgemeinen Gesetze des Seelenlebens geknüpft, und als die drei wirkenden Kräfte haben wir sonach erkannt: Ueberlieferung, eigenes Erleben und Suggestion fremden Erlebens (d. i. Miterleben durch die Phantasie). Diese drei wirken, je nach Art und Begabung der Menschen, in den verschiedensten Mischungen zusammen, so daß sich auch hier das Bild der großen Natur erneuert, in der die langsam bildenden Kräfte neben den plötzlich umwälzenden gemeinsam an der Gestaltung unserer Erde tätig sind.

* * *

Mit einer Erlösung, die sich auf die allgemeine Psychologie stützt, und die man freilich ebenso gut die Selbsterlösung des Menschen wie die Selbsterlösung des immanenten Gottes im Menschen nennen könnte, ist jedoch der dogmatischen Theologie nicht gedient. Hier soll sie eine unmittelbare Wirkung des transzendenten Gottes am Menschen (also ein Wunder) sein. Hier tritt nämlich die „Erlösung" in einen weiteren Begriffszusammenhang ein: nicht nur mit der sittlichen Sphäre, sondern über sie hinaus mit jenem Gedanken der „Unsterblichkeit" und der jenseitigen „Seligkeit". Dieses „höchste religiöse Gut", auf das der „irdische" Mensch nicht angelegt ist, ist ein reines Geschenk Gottes und kann nur mit seiner Hilfe ge-

wußt und erlangt werden. Als Bedingung ist davor gesetzt die Heiligung (die also hier nicht mehr als Selbstzweck erscheint). Aber auch zu dieser ist der Mensch von Natur nicht fähig, und darum wurde vor diese wieder die Erlösung gesetzt, die ihn erst fähig zu machen hat. Dieser ganze Heilsweg — Erlösung, Heiligung, Beseligung — erscheint als ein Handeln des transzendenten Gottes in und am Menschen, der hier von oben her mit göttlichem Gehalt erfüllt und für die Vereinigung mit Gott zubereitet wird. Und ganz folgerichtig wird der so bewirkten Heiligung eine von der natürlichen menschlichen Sittlichkeit verschiedene Wesensart zugeschrieben. Der erlöste Christ ist, nach des Apostels Paulus Ausdruck, „herausgenommen" aus dem weltlichen in den göttlichen Zusammenhang: sein ganzes Leben hat transzendenten Gehalt, transzendente Beziehung, alles Irdische an ihm ist nur noch wesenloser Träger; und auch von diesem sehnt er sich vollends befreit zu werden, um ganz ins Transzendente überzugehen und in der Uebereinstimmung von göttlichem Gehalt und göttlicher Form „vollendet", d. i. selig zu werden. Und der h. Augustinus kann von diesem Standpunkt aus das bonum naturae, die natürliche Sittlichkeit menschlichen Ursprungs, sogar verachten gegenüber dem bonum gratiae, jener transzendenten Sittlichkeit, die von der göttlichen Gnade im Menschen gewirkt wird.

Eine nähere Prüfung ergibt aber bald, daß die spezifisch christliche Sittlichkeit sich weder durch ihren Inhalt noch durch ihre Zuverlässigkeit von der natürlichen unterscheidet. Ihr Inhalt ist der gleiche: Selbstachtung (z. B. 1. Kor. 6, 18) und Selbstverleugnung (Nächstenliebe), und ihre Zuverlässigkeit wird in der gleichen Weise durch die Fortdauer der natürlichen Instinkte bedroht, gegen die auch der Christ einen beständigen Kampf zu führen hat (1. Kor. 9, 26). Einen Unterschied könnte man in der Art der religiösen Motivierung finden. Und hier soll zugegeben werden, daß die Vorstellung des persönlichen Gott-Vaters eine stärkere Motivationskraft auf den Willen ausübt, als die der unpersönlichen Gott-Natur. Der Krieger gehorcht williger einem persönlichen Herrscher, als dem Abstraktum Staat. Das hängt mit dem allgemeinen Gesetz zusammen, daß anschauliche Motive stärker wirken als abstrakte (Schopenhauer); aber es begründet in der Art der Sittlichkeit keinen Unterschied, sondern gibt nur für die erzieherische Behandlung dieser Fragen einen Fingerzeig. Die menschliche Sittlichkeit ist unter allen Benennungen eine und dieselbe, und die christliche hat als causa efficiens der Seligkeit keinen Vorsprung vor der natürlichen. Das Ideal wird auf keinem Wege

ganz erreicht, ein „peinlicher Erdenrest" bleibt auch dem Reinsten, und so bliebe das Leben bei Gott ein unerfüllter Traum. Eben hier setzt nun aber der Glaube ein und holt mittels der Erlösung neue Hilfe heran in der Vorstellung von der „Vergebung der Sünden", die jenen Mangel ausgleicht.

Wir haben gesehen, wie in der natürlichen Erlösung die Vergebung automatisch durch das fortdauernde Streben eintritt. Genauer besehen aber handelt es sich dabei gar nicht um eigentliche Vergebung, sondern nur um Abschwächung des Schuldgefühls; die Schuld selbst bleibt, sie „steht ewig still" wie die Vergangenheit. Hier bedarf darum das Seligkeitsstreben des persönlichen Gott-Vaters, der die Schuld (sie besteht ja hier nur in seiner „Anrechnung") selbst tilgt und damit das Hindernis der Vereinigung mit ihm entfernt. Nun ist aber, wie wir sahen, die Ueberlieferung aller Religionen darin ganz einmütig, daß sie die Vergebung immer erkauft werden läßt durch Opfer. Und das historische Christentum zeigt sich auch darin als Erbe der menschheitlichen Entwicklung, daß es diese Vorstellung übernimmt. Neu ist nur und durch die Besonderheiten seines Ursprungs bedingt, daß hier die Gottheit selbst es ist, die das Opfer für den Menschen leistet. Und damit stehen wir vor der Frage, woher die Vorstellung von der sühnenden, schuldtilgenden Wirkung des Todes Jesu, den er am Kreuz als das Opfer eines verabscheuungswürdigen Justizmordes litt, stammt.

Jedenfalls: aus der bloßen Wahrnehmung der geschichtlichen Tatsache stammt sie nicht. Denn der Tod Jesu, nur als geschichtliche Tatsache betrachtet, ist einer jener tragischen Lebensausgänge bedeutender Menschen, die in die gewohnten Anschauungen ihrer Umwelt ein störendes Neues bringen; also die Tragik des Genies gegenüber der stumpfen Welt. Der Gedanke der Sühnwirkung ist eine Deutung, die anderswoher kommt. Wir müssen ausgehen von der messianischen Suggestion. Die Parteigänger Jesu waren kleine Leute aus dem Volk, in deren Phantasie die nationalen Hoffnungen lebten: das Volk Israel, zur Herrschaft der Welt im Namen seines Gottes Jahwe berufen, hat diese Bestimmung verscherzt durch andauernde Uebertretung des priesterlichen Gesetzes, dessen pünktliche Erfüllung durch alle Volksglieder ihre Bedingung war; aber irgendwann wird Gott einen neuen David erwecken, der den Weltberuf des Volkes restlos verwirklichen wird. Wie dieser „Messias" sich mit der Frage der Gesetzerfüllung abfinden wird, darüber gab es allerlei Vermutungen. Allem Anschein nach hatte nun schon Jesus

sich den Messiasberuf selbst suggeriert und sich dadurch die innere Zuversicht des Auftretens gegeben, und von ihm übertrug sich die Suggestion naturgemäß auf seine Anhänger. Mit der von ihm ausgegebenen Losung, daß „des Gesetzes Erfüllung die Liebe" sei, schien zunächst die Gesetzesfrage nicht nur grundsätzlich gelöst, sondern der Weg auch zur praktischen Lösung für die Zukunft eröffnet. Als aber die eigentliche Messiasfrage gelöst werden sollte — im Mittelpunkt des nationalen Kultus und an dessen festlich-repräsentativem Höhepunkt —, da kam statt des Sieges die Katastrophe. Nun hat noch niemals eine Katastrophe einen Glauben zu töten vermocht; sie bringt vielmehr jene Erregung, auf deren Hintergrund sich die Suggestion nur kräftiger abhebt. War doch auch dem Volk einst der Glaube an seinen Weltberuf erst durch den politischen Zusammenbruch aufgegangen und wurde um so leidenschaftlicher gepflegt, je düsterer die Zeiten wurden. Denn das **credo quia absurdum est** ist mehr als ein gelegentliches Trutzwort eines witzigen Kopfes, es ist Offenbarung eines seelischen Gesetzes. So zerstörte auch die Katastrophe Jesu nicht die messianische Suggestion, sondern entflammte sie nur zu leidenschaftlicherer Glut, bis zur Massenvision des Auferstandenen (1. Kor. 15, 6). Aber eine Schwierigkeit mußte behoben werden. Gott mußte gerechtfertigt werden, daß er seinen Abgesandten im Stich gelassen, was doch einer Verleugnung ähnlich sah. Aus diesem Bedürfnis einer Theodizee ist die Deutung hervorgegangen, von der wir reden. Der Tod des Gerechten hat danach nicht Gottes Absichten durchkreuzt, sondern ihnen als ein vorbedachtes Mittel gedient. „Des Gesetzes Erfüllung ist die Liebe", das war eine Losung für die Zukunft. Aber ehe diese Erleichterung des Gesetzes in Kraft treten konnte, mußte erst die alte, Jahrhunderte hindurch gehäufte Schuld der Uebertretungen getilgt werden. So entsprach es der rechtlichen Auffassung des Verhältnisses zwischen Jahwe und seinem Volk. Und eben das war nun die Bedeutung des Todes Jesu: er war das Opfer, das jene alte Schuld sühnte und damit tilgte. Der Gedanke war schon im „Knecht Gottes" des Deuterojesaias vorausgedacht, und allen Anzeichen nach hat Jesus selbst, durch Todesahnung im Glauben an sich erschüttert, in dieser Deutung die Rettung gefunden. Und so konnte nach seinem Tode von seinen Anhängern der Vergleich aufgestellt werden: Wie am Versöhnungstag jährlich vom Hohepriester die Jahressünden auf den „Sündenbock", so legte Gott einmal die jemals begangenen Uebertretungen seines Volkes auf den einen Gerechten und tilgte sie in seinem

Blute. Der Sühntod Jesu weist also zurück auf die Sühnopfer der altjüdischen Religion und diese auf den Vorstellungskreis, der allen Naturreligionen gemeinsam ist: durch Blutopfer reinigt sich der Mensch von Schuld.*) Und so beruhigt, schlossen sie sich zusammen zu jenem messianischen Konventikel zu Jerusalem, der in der Gewinnung des Volkes für das neue Gesetz seine Sendung, und dahinter den jetzt geopferten Messias in der vollen Glorie der Macht wiederkommen sah. Ein prinzipielles Verständnis darf man in diesem Kreise nicht erwarten, und man darf sich darum nicht wundern, daß er in allem, was nicht mit dem Sühnopfer zusammenhing, am väterlichen Kultus festhielt. Auch das Gesetz blieb verbindlich als Ordner des sittlichen Lebens, und blieb auch ihm gegenüber der menschliche Wille nach wie vor unvermögend, so gab es doch jetzt den Trost: die Mängel seiner Erfüllung waren durch das Opfer am Kreuz zum voraus miterledigt, die Vergebung auch der persönlichen Sünde damit gesichert und die Aussicht auf einstige Teilnahme an der messianischen Seligkeit verbürgt.

Diese „Erlösung" ist 1) national begrenzt, und sie ist 2) Loskaufung nur von der Schuld und Strafe, noch nicht Befreiung des Willens selbst aus der Macht ungöttlicher Motive. In dieser zweiten Bedeutung ging sie erst dem Apostel Paulus auf, der damit die volkstümlich-moralistische Vorstellungsweise seiner Vorgänger überwand.

Die religiöse Erfahrung des Apostels Paulus beginnt mit dem Kampf seiner leidenschaftlichen Natur um die pharisäisch genaue Erfüllung des „Gesetzes Gottes". Sie gipfelt in dem Satz Röm. 7, 14, der wie ein tiefer Seufzer aus jener Zeit klingt: „Das Gesetz ist geistig, ich aber bin von Fleisch", und in dem ihn ergänzenden Gal. 5, 17: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist und der Geist wider das Fleisch". Der Kampf mit dem Gesetz ist hier zum erstenmal herausgehoben aus dem Gegensatz zweier zufällig aus einandergehenden persönlichen Willensrichtungen — eines göttlichen Herren- und eines menschlichen Knechtswillens — und zurückgeführt auf den notwendigen Gegensatz zweier allgemeiner, begrifflich verschiedener Wesenheiten von kosmischer Bedeutung: Geist und Fleisch. Ihr Kampf bildet den Inhalt der Weltgeschichte, indem er sich in jedem einzelnen Menschen abspielt. Das Gesetz Gottes brachte ihn nur zum erstenmal zur Erscheinung für das menschliche Bewußtsein, aber erst die Erscheinung Christi brachte die Wendung zum Siege des Geistes.

---

*) Vgl. Aeschylus' Eumeniden Vers 237. Uebers. v. Wilamowitz-Möllendorf.

Im Lichte dieser Wirkung empfangen nun Person und Werk Christi eine ganz neue und ungleich tiefere Deutung. Hinsichtlich der Person macht Paulus zunächst mit der Benennung „Sohn Gottes“ (die er doch wohl schon aus der alten Gemeinde übernahm) Ernst. Er definiert ihn — unter tiefsinniger Benutzung der rabbinischen Lehre von dem himmlischen Adam, dem der Adam des Paradieses erst nachgebildet sei (1. Mos. 1, 27 vgl. 2, 7) — als den Geistmenschen, der seinem Wesen nach ebenso aus der göttlichen Substanz, d. h. Geist ist, wie wir unserem Wesen nach aus Erdenstoff, d. h. Fleisch sind; dessen Wille daher ebenso von Natur dem Geiste hingegeben ist und das göttliche Gesetz ohne Rest erfüllt, wie der unsrige dem Fleische gehorcht und das göttliche Gesetz übertritt, weil er nicht anders kann. Dieser Geistmensch hat nun die fleischliche Menschennatur angenommen, und zwar, da sie ja seinem Wesen fremd ist, nur zu einem bestimmten Zweck und vorübergehend. Diesen Zweck — und damit kommen wir auf das Werk Christi — sieht Paulus bezeichnenderweise nicht in seinem irdischen Leben und Lehren (das wäre auch noch in anderer Form, etwa wie Gott am Sinai sprach, möglich gewesen), sondern lediglich in dem Absurdum seines Todes am Kreuz. Und diesen bezieht er nun in eigentümlicher und geradezu genialer Weise auf jenen weltgeschichtlichen Kampf des Geistes mit dem Fleisch. Ausgehend von der natürlichen Bedeutung des Todes als äußeres Absterben des Fleisches, zugleich dem Begriff Fleisch die sittliche Wendung als Trägers der Sünde unterlegend und die Bedeutung des Kreuzes als gerichtlichen Strafakts hinzunehmend, sieht er in dem Kreuzestod Christi die feierliche Hinrichtung (Κατέκρινε Röm. 8, 3) des Fleisches als des Trägers der Sünde in der menschlichen Natur: diese Hinrichtung einerseits als Strafvollzug für die bisherigen Uebertretungen des göttlichen Gesetzes, die damit gesühnt werden, gefaßt; andererseits als Ertötung der Sündenmacht im Fleische selbst und Aufhebung ihrer Wirksamkeit, so daß künftig ein von Schuld befreites und des Zwangs der Sünde entledigtes Fleischesleben denkbar und möglich wird. Das Mögliche wird wirklich, wenn der Mensch sich an den am Kreuz für die Sünde sterbenden Christus bis zur lebendigen persönlichen Gemeinschaft hingibt, sich so in ihn hineinversetzt, daß er das, was dort am Kreuze vor sich geht, in sich mit- und nacherlebt. (Das heißt für Paulus „Glauben“.) Denn damit erlebt er, daß auch in seiner Natur das Fleisch ertötet und dessen Macht gebrochen wird. Aber er erlebt noch mehr: aus der persönlichen Gemeinschaft mit dem

Geistmenschen strömt dessen Geist (der der Geist Gottes ist) in ihn über zu eigenem Besitz. Damit ist er aber in seinem Wesensbestand verändert, seine Natur umgeschaffen; er ist in einen neuen Typus Mensch aufgenommen, der eben in Christus erschienen ist und in dem der Geist ebenso das bestimmende Merkmal ist, wie vorher im alten (in Adam vertretenen) Typus das Fleisch. Und der Geist erweist sofort sein Wesen als Kraft, indem er den Willen (der ja jetzt prinzipiell der Macht des Fleisches entzogen und für geistige Motive empfänglich ist) in die Richtung des Geistes lenkt, so daß er das Gesetz Gottes erfüllen kann. Freilich des Buchstabens braucht es gar nicht mehr. Im Besitz der neuen Kraft ist er über jedes Gesetz (auch das mosaische) hinaus: es ist überflüssig und somit hinfällig geworden, denn er bewegt sich ja nunmehr von innen her in der Richtung, die das Gesetz bisher von außen vorschrieb. Dieses kann allenfalls noch als kritischer Maßstab benutzt werden, um sich im einzelnen Fall zu überzeugen, daß man auf dem rechten Wege ist. Der Angehörige Christi ist ἄνομος, weil ἔννομος Χριστοῦ = αὐτόνομος, d. i. los vom Gesetz, weil der Geist Christi sein Lebensgesetz geworden ist, und so frei (der „autonome Wille“ Kants). Die Einarbeitung des Willens in die Motive des Geistes bleibt allerdings der weiteren christlichen Lebensführung vorbehalten; ihr stufenweises Gelingen ist der Prozeß der „Heiligung“.

In jener prinzipiellen Umschaffung — nicht im Erfolg der Heiligung, der immer Stückwerk bleibt — liegt nun auch die Bürgschaft ewigen Lebens und einstiger Seligkeit. Denn im Geiste Christi hat der Christ jenen göttlichen Wesensfunken, jenen Ewigkeitsstoff in sich aufgenommen, der sich unserem Wesen organisch verbindet, der dort als Keimtrieb wirkt und endlich die Ewigkeitsform der christlichen Persönlichkeit aus ihrer Vergänglichkeit mit derselben Notwendigkeit hervortreibt, wie im Naturleben das Samenkorn die Aehre. —

Der ungeheure Fortschritt von der Erlösungslehre der Urgemeinde zu der des Paulus liegt auf der Hand. Zwar das Sühnopfer, das die Schuld (und Strafe) wegnimmt, ist auch bei ihm geblieben. Aber es ist zunächst aus der national-beschränkten in die menschheitliche Bedeutung erhoben, weil ja der Kampf zwischen Fleisch und Geist, aus dem die Sünde und Schuld erwächst, keine nationale, sondern eine allgemein-menschliche Tatsache und Gott ein Gott „nicht nur der Juden, sondern auch der Heiden“ ist. Sodann ist der Begriff der Erlösung erweitert: aus dem

bloß Negativen — Indemnität für den Willen hinsichtlich der Folgen seines Tuns — zur Befreiung des Willens selbst aus dem Bann der fleischlichen und Einpflanzung in die göttlichen Motive durch eine positive Umschaffung des Wesens des Menschen. Und endlich: das Bewirkende dieser Umschaffung ist ein innerlicher Vorgang, eine innerliche Aktivität des Menschen selbst, nämlich jenes Sicheinssetzen mit dem gekreuzigten Christus, jenes Mit- und Nacherleben seines Todes in seiner inneren Bedeutnng — ein Vorgang, den Paulus nicht müde wird in den mannigfachsten Wendungen anschaulich zu machen als Christus angehören, ihn anziehen, in Christus sein und er in uns, Christus wird gestaltet in uns, lebt in uns und wir in ihm, mit Christus verwachsen, mit ihm Ein Geist werden (1. Kor. 6, 17).

Die Fülle der Ausdrücke zeigt uns, daß wir hier vor dem eigentlichen Geheimnis seiner eigenen „Bekehrung" stehen. An dieser ist nicht die visionäre Erscheinung des auferstandenen Jesus (1. Kor. 15, 8) die Hauptsache, sondern (wie er es Gal. 1, 16 sagt) dies, daß Gott „seinen Sohn in ihm offenbarte", d. h. doch, daß dessen Wesen und Kraft in sein Schauen und Erleben überging. Das Eigentümliche dabei ist, daß er diese innere Vereinigung als ein Zusammenfließen der Substanzen, als ein reales Einswerden der Personen faßt, wie er ja auch den sittlichen Kampf als einen Kampf der Substanzen Geist und Fleisch, die sittliche Entscheidung des Willens als eine Scheidung dieser Substanzen im Menschen faßt, daher denn auch die Versittlichung des Menschen ihm nur in der Form der Transponierung aus der einen Substanz in die andere denkbar ist. Hier scheidet sich das moderne Denken von dem antiken. Was Paulus erlebt hat, kann nicht so verstanden werden, daß die geistige Substanz Christi sich in seinen Geist „ergossen" hat, sondern nur so, daß das Bild des Gekreuzigten seine Phantasie überwältigt hat. Der Vorgang ist kein anderer, als wenn wir in der dramatischen Illusion mit dem tragischen Helden in Ein Bewußtsein verfließen (nach dem paulinischen Ausdruck: verwachsen). Die Ueberwältigung der Phantasie ist aber das Wesen der Suggestion. Die hochgespannten Erwartungen des Volks (die Paulus als Pharisäer teilte) und das todesmutige, glaubenssichere Bekenntnis der Anhänger Jesu (die er verfolgte) ergaben bei ihm die vorbereitende Erregung, aus der die Suggestion im psychologischen Augenblick von den Opfern seiner Verfolgungswut auf ihn selbst übersprang. Und wenn ihr Inhalt sich auch zunächst

auf das Bild des Volksheilands im urgemeindlichen Sinne beschränken mochte, so hatte doch er vorher schon unendlich Tieferes erlebt und waren Kämpfe in ihm in jenem Augenblick zur Entscheidung gekommen, von denen jene einfachen Leute sich nichts träumen ließen. Aus dem Ueberschuß dieses Erlebens und aus den Vorräten seines rabbinisch geschulten Denkens erwuchs dann ein ganz neues Bild des Erlösers und seiner Tat. Und dieses neue Bild haben wir als die Wirkung einer Autosuggestion anzusprechen. In jener ungeheuren Erschütterung war ihm persönlich alles zerbrochen, was ihm bisher erstrebenswert geschienen — der glänzende Rabbinenschüler, der vorbildliche Gesetzerfüller — und nichts war geblieben als der Wille, diesem bisher verfolgten Heiland mit seinem ganzen Wesen und Wollen fortan zu dienen. Alle Eigenzwecke, jeder Eigenwille war aufgegangen in einer reinen Hingegebenheit. Und wie er sich darin besser, höher, ins Göttliche aufgenommen, alles Frühere vergeben und verzehrt fühlte, so fühlte er in diesem Augenblick auch den Kampf des Geistes in sich entschieden. Und wie das alles an dem Augenblick hing, da er das Bild des Gekreuzigten — er sagt den Gekreuzigten selbst — in sich aufgenommen, so ward ihm Christus der Bringer nicht nur der Vergebung „der vorher begangenen Sünden" (Röm. 3, 25), sondern auch der Geisteskraft, die das Fleisch überwindet; und „Christentum" wird ihm nun eben die Aufnahme des geistigen Wesens Christi ins eigene Sein, die innerliche Vereinigung mit ihm. Alle Einzelheiten der Theorie ergeben sich ihm von hier aus auf dem Wege des logischen Postulats, indem er die nach seinem Denken notwendig scheinenden Voraussetzungen seines Erlebnisses in die Person und Tat Jesu verlegt.

Mit Recht hat man Paulus den zweiten Begründer des Christentums genannt, das er aus der Gefahr, ein jüdischer Konventikel zu bleiben, errettet hat. Was er, noch über seinen Meister hinaus, gesehen hat, das ist die Erlösungsbedürftigkeit des Willens selbst. Jesus hat die „Verderbnis" des Willens, d. i. seine Einbettung in den Naturzwang, nicht so entscheidend gesehen, weil er die Erfahrung der Sache nicht in sich fand. Er gehört einer anderen Richtung der Weltempfindung an. „Ungebrochene Natur" nennt ihn D. F. Strauß; „schöne Seele" würde es Goethe nennen, dem es entsprach, diese Gemütsrichtung im Weibe vollendet zu sehen (Iphigenie). Es ist die von Natur dem Göttlichen, Guten, Hohen, Edlen zugewandte Gemütsrichtung, die wohl im Kampf um

sich selbst bis zum bewährenden Opfer gedrängt werden kann — sei es Giftbecher, Kreuz oder das mutige Bekenntnis der gefährlichen Wahrheit „mit unwahrscheinlichem Erfolg" —, die aber keine Umbiegung, keinen Bruch in sich durchzumachen, sondern nur an sich festzuhalten braucht, um stets „des rechten Weges gewiß" zu sein. So hat sich denn Jesus an den guten Willen der Menschen gewandt und seiner Belehrbarkeit vertraut; den bösen hat er erst in dem Widerstand priesterlichen Eigennutzes und schulgelehrten Hochmuts erfahren und auch diesen auf Unwissenheit zurückgeführt und verziehen. In ihm ist die schon in der Grundlage optimistische Lebensauffassung, der in Paulus die pessimistische ergänzend zur Seite tritt. Da das Leben immer wieder die beiden Menschenarten nebeneinander erzeugt, so werden auch in der Religion beide Wege immer nebeneinander herführen, wie sie im Christentum in den beiden Gründern Jesus und Paulus, in der Reformation in Zwingli und Luther vorgebildet sind. Die Lebenskämpfe bleiben keiner Seite erspart: der Kampf Iphigeniens um Bewahrung ihrer Reinheit ist nicht weniger schwer, als der Orests um die Wiedergewinnung der seinigen, und neben den Verzweiflungen von Damaskus stehen die Aengste von Gethsemane.

Sowohl in der Urgemeinde als bei Paulus müssen wir — das hat unsere Untersuchung gelehrt — unterscheiden das religiöse Erlebnis von der hinzukommenden Theorie. Die Erlösungstheorie der Urgemeinde stützt sich auf den altjüdischen Opfergebrauch, der Geistmensch des Paulus hat seinen Gedankenstoff aus den Träumen rabbinischer Gelehrsamkeit geschöpft. Beide sind nachträgliche Deutungen des Erlebten ohne objektiven Erkenntniswert. Es ist eine Arbeit der Phantasie, die unter dem Drang von Bedürfnissen, Erlebnissen und Eindrücken aus überlieferten Gedankenkreisen einen Mythus aufbaut, eine Geschichte erzählt, durch die jene Bedürfnisse befriedigt, die Erlebnisse erklärt, die Eindrücke verarbeitet und aufbewahrt werden. Der Mythus ist eine symbolische Dichtung, in der an dem Bild äußerer Vorgänge innere Bewegungen veranschaulicht werden. Im religiösen Mythus kommt zur Veranschaulichung noch die Absicht der Verbürgung hinzu: in den religiösen Symbolen wird das religiöse Gut den Sinnen dargestellt und dadurch mit der Gewißheit der sinnlichen Wahrnehmung bekleidet. Die Erlösung vom Schuldgefühl und die von den falschen Willensrichtungen sind innerliche Vorgänge; sie werden aber gestützt, erläutert und verbürgt durch die Anlehnung an den äußeren Vorgang des Todes Jesu,

sofern dieser einerseits als Sühnopfer und andererseits als Fleisches-tötung angeschaut wird.

* * *

Für uns fallen die Voraussetzungen des Mythus, und damit er selbst. Was bleibt, sind die in seiner Hülle sich bergenden Erlebnisse. Und erlebt ist jedesmal die Person Jesu, das einemal der in sinnlicher Gegenwart wirkende, das anderemal der schon zum Sühnopfer mythisch erhöhte Jesus. Von der Person Jesu müssen wir also ausgehen. Wer war und was wollte Jesus?

In der Forderung der Gottes- und der Menschenliebe hat er selbst alle, sowohl religiösen als sittlichen, Pflichten zusammengefaßt. Gott und Menschheit schaute er in eine einzige Liebesgemeinschaft zusammen, in der jeder für jeden steht. Er hat damit in doppelter Hinsicht das überlieferte Judentum genial überschritten: 1. aus dem Verhältnis zu Gott ist die rechtliche Auffassung (das Vertragsverhältnis) ausgeschaltet; 2. aus dem Verhältnis Gottes zu den Menschen ist die Vorzugsstellung des jüdischen Volkes ausgeschaltet. Für einen geborenen Juden, dessen Geistesleben (soweit wir urteilen können) nur aus jüdischen Quellen genährt war, ist das eine revolutionäre Tat, wie sie nur dem Genius möglich ist, der die Brücken hinter sich abbricht und seinen Fuß auf Neuland setzt.*) Der Gedanke der Liebesgemeinschaft des Menschengeschlechts war wohl schon vor ihm dagewesen, aber dann war er eine vereinzelte philosophische Idee ohne wirkende Kraft. In Jesus ist er zum erstenmal aufgetreten als Gemüt ausfüllende, Denken und Handeln beherrschende Macht, nicht philosophisch ergrübelt, auch nicht logisch begründet. Er ist da als geniale Uranschauung, die ihrerseits alles andere begründet; und diese liegt in ihm als eine unbewußte Einheit, gleichsam als ein mathematischer Kraftpunkt, der einen bewußten Denkinhalt erst entwickelt bei den mancherlei Anlässen des äußeren Lebens, die an sein Inneres anschlugen und jedesmal die besondere Anwendung herauslockten. Und diesen seinen Gedanken hat er mit sich selbst durch sein Leben und Wirken seinen „Jüngern“ suggeriert. Mit seinem Persönlichkeitsbild nahmen sie ihn in Herz und Phantasie auf, und die hier empfangenen Lebensantriebe übertrugen sie

*) Eine Möglichkeit, Jesus aus der jüdischen Geistesgeschichte zu begreifen, ohne ganz Fremdes einzumischen, zeigt der ansprechende und überzeugende Aufsatz von Lic. Eißfeld „Jahve und Baal“ im Februarheft 1914 dieser Jahrbücher (Bd. 155, S. 257).

dann auf den weiteren Kreis ihrer Volksgenossen: das ist das primäre Wesen des sogenannten Urchristentums. Es ist noch keine Lehre, es ist nur eine neue Lebensrichtung, ein Lebensideal. Um immer im Sinne des Meisters zu leben, ward man von selbst darauf gewiesen, alles an Erinnerungen zu sammeln, was zur Erhaltung seines Bildes dienen konnte. Aus dem solchergestalt mit Kunst gesammelten Material sind unsere drei ersten Evangelien entstanden. Jene Erinnerungen bildeten (auf dem Hintergrund des mosaischen Gesetzes) den Halt und Rückgrat des christlichen Lebens als die Veranschaulichung des neuen Lebensideals im Bilde seines ersten Trägers. Des Apostels Paulus geniale Tat war es, daß er den hier immerhin zerstreuten Inhalt des Ideals in einen einzigen allgemeinen Begriff, den Begriff „Geist“ sammelte. Jetzt lautet die Anweisung nicht mehr auf ein Leben nach dem Vorbild Jesu, sondern auf ein „Leben nach dem Geist und nicht nach dem Fleisch“. Dieses schaut er freilich urbildlich verwirklicht in der Person Jesu, des „Geistmenschen“, und er erlebt vermöge Autosuggestion in sich selbst dessen Verwirklichung durch Einverleibung in das Urbild, so daß die Anweisung auch umgeformt werden kann auf ein Leben im Urbild des Geistes, d. i. „in Christus“. Auf diesem Wege kommt Paulus sogar folgerichtig schon zur Immanenz; aber sie ist keine natürliche, sondern wird erst durch Christus hergestellt, sie ist sittlich bedingt und bleibt sittlich gebunden. Denn erst im einwohnenden Geiste Christi wird die Menschheit mit Gott „Ein Geist“. — Daß die Urgemeinde diesen Paulinismus ablehnte, läßt sich von ihrem Standpunkte wohl begreifen. Einmal mußte ihr der so ganz ins Transzendente erhobene Weltheiland als eine Verflüchtigung des realen Volksheilands, wie er in ihrer Erinnerung lebte, erscheinen. Und dann, wenn das neue Lebensideal unabhängig von dem geschichtlichen Jesus mittels eines durch sich selbst geltenden allgemeinen Begriffs (Geist) definiert werden konnte, dem man erst in zweiter Linie die Person Jesu unterlegte, so ergab sich daraus ein ganz anderes Verhältnis zu den überlieferten Lebensäußerungen Jesu in Wort und Tat, als die Urgemeinde es pflegte: sie sanken herab auf den Wert gelegentlicher Exemplifikationen des Lebens nach dem Geist, und der Christ gewann ihnen gegenüber fast dieselbe Freiheit, wie sie Paulus gegen das mosaische Gesetz in Anspruch nahm; jedenfalls dürfen sie nicht zu gesetzlichen Vorschriften erhoben werden, die durch ihren Buchstaben binden, wie denn in der Tat der Apostel Paulus in seinen Briefen ganz selten, und dann immer im Sinne des er-

läuternden Belegs, auf Wort und Beispiel Jesu zurückgreift. Im Ergebnis kommt allerdings Paulus doch wieder mit der Urgemeinde überein. Denn ist die Menschheit in Christus mit Gott Ein Geist, so ist sie unter sich „Ein Leib" (d. i. eine organische Einheit), und die praktische Darstellung dieser Einheit ist natürlich die Liebe, die „des Gesetzes Erfüllung" auch bei Paulus bleibt (Gal. 5, 14). Nur ist sie bei ihm sekundäre Folge aus der Immanenz des Geistes Christi, während sie in der volkstümlichen Denkart der Urgemeinde die primäre Willensbewegung ist, aus der erst die Einheit folgt.

Ob nun so oder so gewendet: als das primäre Wesen des Urchristentums bleibt für uns die Verkündung eines von Jesus her suggerierten neuen Lebensideals. Diesem hängt sich, als ein Sekundäres, der gleichfalls zwiefach gewendete Erlösungsmythus an, der als verstandesmäßige Lehre das neue Ideal stützt und ihm die zur Fortexistenz nötige Schwere verleiht. Der Erlösungsmythus war für seine Erfinder aber keine Dichtung. Lasen sie doch alle Deutungen, deren sie dazu bedurften, aus den heiligen Weissagungen ihres Volkes heraus. Daß sie nichts herauslasen, als was sie vorher hineingelegt hatten, kam ihnen um so weniger zum Bewußtsein, als ihr Meister (wie erwähnt) ihnen auf dieser Bahn schon vorangegangen war. Auch der Apostel Paulus verwahrte sich aufs entschiedenste gegen den Vorwurf, der ihm aus dem alten Lager gemacht wurde, daß er in dem, was er dem Uebernommenen hinzugefügt, auf den eigenen Menschenwitz gebaut habe. Weder sein Erlebnis noch dessen Deutung hatte er gesucht: es war über ihn gekommen mit zwingender Notwendigkeit, und so wie es da war, war es ihm Offenbarung von dem, der ihm bei Damaskus erschienen war. Daß es ihm nicht durch andere überliefert war, galt ihm sogar als Zeichen, daß Gott selbst ihn berufen habe, und mit Stolz unterstrich er seine Selbständigkeit neben den älteren Aposteln und sprach von „seinem" Evangelium. So stark war überall das Bewußtsein, daß man im Mythus die gewisseste objektive Wahrheit besitze. Wie wäre es auch möglich gewesen, ohne das die Welt zu erobern? — Und mit dem Urchristentum war die mythenbildende Kraft nicht erschöpft. Als die Hellenen hinzutraten, mußten auch sie das Uebernommene mit ihren hellenischen Anschauungen ausgleichen, und im Gnostizismus und den Beschlüssen der großen Konzilien haben sie in ihrer Art den christlichen Mythus weiter ausgebaut. Die Umgestaltung der Kirche in einen absolut regierten Priesterstaat mit monarchischer Spitze nach dem Vorbild des im-

perium romanum trieb den Mythus von der successio apostolica mit ihrer Zuspitzung auf Rom hervor. Luther zerbrach zwar den Priestermythus, aber er blieb im kirchlichen Erlösungsmythus stehen und behielt, ohne sich der Stilwidrigkeit bewußt zu werden, die „Sakramente“ bei, die doch nur im Zusammenhang mit dem Priester Sinn haben. Als Zwingli diese Ueberlieferung abzubrechen und einen reinen Protestantismus aus der Bibel aufzubauen versuchte, verlor er seine Sache an Calvin, der in die Wege Luthers einlenkte und die Fäden der Ueberlieferung festhielt. Eine Volksreligion, scheint es, braucht den Mythus, weil dem Volk mit abstrakten Vorstellungen nicht gedient ist; sie darf auch nicht aus dem organischen Zusammenhang der Geschichte heraustreten. Hier liegt das schwierige Problem der liberalen Theologie. Historische Forschung und naturwissenschaftliches Denken haben dem christlichen Mythus den Boden entzogen. So entsteht die Frage: Wie ist das Christentum mit seinen hohen ethischen Forderungen als Volksreligion ohne Mythus zu halten? Durch einen neuen Mythus? — Die Lehre vom weltschaffenden Willen, die Lehre vom Unbewußten, das traumartig das Weltgebilde aus sich herausspinnt, ist ein philosophischer Mythus, aus der Notwendigkeit menschlichen Denkens geboren und insofern wohl beglaubigt. Aber er hat sich mit dem Pessimismus verbunden, der dem religiösen Gefühl, das bejahen und nicht verneinen will, widerspricht. Die Möglichkeit, daß sich daraus die Elemente einer neuen Volksreligion entwickeln könnten, scheint dadurch sehr fern gerückt. Es ist denkbar, daß einstweilen, in Ermangelung allgemeingültiger Formen, die dichterische Bildkraft einzelner Persönlichkeiten in die Lücke springt, und die große Wirksamkeit eines Jatho scheint sich auf diesem Boden aufgebaut zu haben. Sie hat für viele das religiöse Gut zu einem gestalteten Besitz gemacht, und die Torheit, diesen grünenden Zweig vom Stamm des kirchlichen Protestantismus abgesägt zu haben, wird sich noch bitter rächen. Sie zeigt, daß kein Kirchentum — einerlei ob protestantisch oder katholisch — den vollen modernen Wahrheitssinn vertragen kann. Aber immerhin ist solche Wirksamkeit an die Person gebunden und bedarf wahrscheinlich sogar der persönlichen Gegenwart mit ihrer suggestiven Kraft. Denn es ist dichterisch dargestelltes, aber doch subjektives Innenleben, was hier wirkt. Das Allgemeingültige der Form, der Gemeinschaftsstil der Religion, wird vermißt. Die Religiosität hat auf die Dauer nicht genug Halt an einem dichterischen Bilde, das der Mensch mit Bewußtsein aus sich

selbst heraus spinnt, sie verlangt einen Halt außer sich. Ist dieser zu finden, und wie sucht die liberale Theologie nach Preisgabe des kirchlichen Erlösungsmythus sich mit diesem volkstümlichen Bedürfnis abzufinden?

Unter den drei Bestandteilen, aus denen der urchristliche Mythus erwachsen ist — Bedürfnisse, Erlebnisse, Eindrücke — weist der letzte, Eindrücke, über das Subjektive hinaus. Der Eindruck, den die Jünger von der Person Jesu empfingen, bezieht sich auf ein Objektives und war zugleich die eigentlich treibende Kraft der Mythusdichtung. Wäre er nicht so übermächtig gewesen, so über alles gewöhnliche Menschenmaß hinausliegend, nimmer hätten seine Jünger den Glauben an ihn so gegen allen Augenschein festgehalten, daß sie lieber die Kluft zwischen Glauben und Augenschein durch Dichtung ausfüllten, als den Glauben dem Augenschein opferten. Hängt nun alles zuletzt an dem persönlichen Eindruck Jesu auf seine Umgebung, so muß hier auch die bleibende Kraft des Christentums beschlossen liegen. Ist es möglich, aus dem überlieferten Eindruck die objektive geschichtliche Erscheinung wieder herzustellen, so muß es auch möglich sein, sie, vom Mythus losgelöst, für sich zu betrachten und sie auf ihren Wahrheitsgehalt und religiösen Wert zu prüfen. Dies ist die Aufgabe, die sich die protestantische Wissenschaft seit D. F. Strauß gestellt hat, und mit ihr im Bunde hat die liberale Theologie, dem Vorgang Schleiermachers folgend, in dem Persönlichkeitsbild Jesu die Norm für dasjenige religiös-sittliche Leben aufgestellt, das den Namen Christentum zu führen berechtigt ist. Ob wir uns noch Christen nennen dürfen, entscheidet sich also an dieser Frage, ob die Person Jesu als normgebend anzusehen sei. Christentum wäre demnach das Lebensideal, das mit Jesus in die Geschichte eingetreten ist, und Christ wäre, wer nach diesem Ideal sein Leben orientiert.

Das geschichtliche Bild Jesu zu zeichnen, dazu kann uns der Apostel Paulus nicht verhelfen; er will ja nur kennen den „Christus am Kreuze“. Dagegen kann nur eine hinterhaltige Kritik leugnen, daß in dem von der ältesten Gemeinde gesammelten Material genug verbürgter Stoff gegeben ist, um jenes Bild in seinen wesentlichen Zügen heute wieder aufzubauen. Es ist nur die Frage, wie weit demselben bindende Autorität beigelegt werden kann oder muß. Diese Frage kommt überein mit der anderen, ob seinem an dem alten Weltbild orientierten Lebensideal objektive Wahrheit zukommt. Daß das Weltbild Jesu mit dem unsrigen in wichtigen Punkten

nicht übereinstimmt, ist schon gesagt; wie weit auch das christliche Lebensideal sich dadurch für uns verändert, ist nunmehr zu untersuchen. Und da ist schon gesagt, daß der Glaube an einen liebenden Vater, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt und der seinen Kindern gute Gaben gibt, wenn sie ihn darum bitten, kein Bestandteil unseres Glaubens mehr sein kann. Aus dem starren Walten der Naturgesetze, denen unser Leben in jedem Augenblick unterworfen ist, spricht kein persönliches Gefühl. Soweit wir uns nicht selbst helfen können, kommt uns keine Macht von oben oder außen zu Hilfe. Das ist die erste Korrektur, die wir an Jesu religiösem Weltbild vornehmen müssen. Eine zweite besteht darin, daß es uns ganz unmöglich ist, eine Gemeinschaftsform zu denken, in der jeder nicht das eigene, sondern das Wohl des Anderen erstrebte. Der Organismus der Gemeinschaft beruht vielmehr auf dem Kampf ihrer Glieder, dieser Kampf erst weckt „die eifernden Kräfte", die, in der Gemeinschaft zusammengefaßt, das hervorbringen, was wir Kultur nennen. Ohne den Egoismus ihrer Glieder wären Staat und Gesellschaft tote Gebilde, und ohne den Egoismus der Völker gäbe es keine Geschichte des Geistes. Ferner: Jesus hat die Liebestätigkeit von Mensch zu Mensch wesentlich in der Form der Wohltätigkeit (also des Geschenks) von der Seite der Starken nach der Seite der Schwachen gesehen. Er hat also ein ungerechtes Verhältnis, das sich aus dem Gang der natürlichen Kräfte entwickelte, hingenommen und nur die Ausgleichung gesucht, aber auf einem Wege, der heute als unzweckmäßig, ja verderblich erkannt ist. Denn nur die Selbsthilfe heilt soziale Schäden; sie fußt aber auf dem eigenen Recht, nicht auf fremder Güte. Und ähnlich steht es mit den politischen Voraussetzungen. Jesus verwirft jede Art von Selbsthilfe gegen ungerechte Bedrückung — „wer das Schwert nimmt, wird durchs Schwert umkommen" — und fordert (oder rät) Gehorsam gegen die bestehende Obrigkeit, ohne deren Recht zu untersuchen. So auch der Apostel Paulus Röm. 13, 1 ff. Mit dieser Anschauung hat Luther die Schlagkraft des jungen Protestantismus gelähmt und seinen Siegeslauf unterbunden, und nach dieser Anschauung wäre der Befreiungskrieg von 1813 eine unsittliche Tat gewesen und Schillers „Wilhelm Tell" ein unsittliches Stück. Jesus selbst hat denn auch diese Anschauung praktisch nicht rein durchführen können. Er hat gegen die „Schriftgelehrten und Pharisäer" recht scharfe Kampfesworte gesprochen, hat in der Tempelreinigung sogar gewaltsame Hand an die Mißbräuche gelegt und in seinem

Verhör vor dem Hohen Rat den ungesetzlichen Schlag ins Gesicht keineswegs ohne Verwahrung hingenommen. Man sieht also, daß er selbst schon durch die Notwendigkeit der geistigen Selbstbehauptung (die aus der Selbstachtung folgt) über seine Grundanschauung hinausgeführt wurde. Dieselbe Notwendigkeit kann aber als wirtschaftliche und politische Selbstbehauptung auftreten, und weiterhin ist die Grenze zwischen Selbstbehauptung und Selbsterweiterung gar nicht zu ziehen. Und so sehen wir von allen Seiten die Lebensnotwendigkeiten über den Bord dieser christlichen Grundanschauung hinwegfluten. Gewiß kann man dagegen andere Lebensnotwendigkeiten ins Feld führen, die den Kampf aller gegen alle einschränken und so die christliche Anschauung bestätigen: das natürliche Bedürfnis gemeinsamen Schutzes, die Arbeitsteilung, die zur Arbeitsgemeinschaft führt, usw. In der Tat hat sich an diesen Bedürfnissen das Gemeinschaftsleben aufgebaut und sind die staatlichen Gesetze und völkerrechtlichen Verabredungen von Fall zu Fall entstanden als ein Flickwerk, das fortzeugend neue Löcher aufreißt und neue Flicken aufsetzt. Aber das ists ja gerade nicht, was Jesus will. Er will das Flickwerk aufheben und alle Schäden grundsätzlich heilen durch die Eine Forderung der Liebesgemeinschaft. Und die Frage ist nun, ob dieser Forderung eine grundsätzliche Berechtigung, ob ihr objektive Wahrheit innewohnt.

Rein empirisch betrachtet, liegt die Sache so: Der Kampf der Individuen ist eine Tatsache der Natur; ihr Zusammenschluß ist ein Heilmittel des Intellekts, um die Aufreibung der Gattung zu verhindern. Aber schwerlich würde der Intellekt auf sein Heilmittel verfallen sein, wenn nicht die Natur ihm schon vorgearbeitet und ihm in dem natürlichen Zusammenhalt der Familie, in den sogenannten sympathetischen Gefühlen die Rudimente des Gemeinschaftslebens schon in die Hand gelegt hätte, wie die Mutter dem Töchterchen eine angefangene Weihnachtsstickerei in die Hand legt. In der Tat müssen wir dem Kampftrieb einen ebenso von der Natur gegebenen Gemeinschaftstrieb an die Seite stellen, dessen ursprünglichste Aeußerungsform die „Blutliebe“ der Verwandtschaft ist. Die Erklärung für diese widersprechende Naturbegabung läßt sich auf empirischem Wege nicht mehr finden, sie muß im Metaphysischen gesucht werden.

Ich darf hier zurückgreifen auf Anschauungen, die ich bei früherer Gelegenheit in diesen Jahrbüchern ausgesprochen habe.*)

*) Bd. 133, 3. Heft, S. 387 ff. 1908.

Der Weltgrund ist ein Geistiges, das sich auswirkt; die Auswirkung ist die Welt. Die Welt ist eine stufenweis aufsteigende Reihe von Formen, deren höchste, der Mensch, zugleich als das erstrebte Ziel aller übrigen angesehen werden muß. Wesentlich ist dem Menschen die Form des bewußten, d. h. des erkennenden, wollenden, sich unterscheidenden Geistes. Mußte der Urgeist diese Form erst erstreben, so ist zu schließen, daß sie ihm an sich nicht eigen ist, er ist „unbewußter Geist". Den Weg zur Form des Bewußtseins legt er zurück, indem er sich erst materialisiert, dann sich auf Grund der Teilbarkeit der Materie individualisiert. Da Individuen nur durch die Materie existieren, die sich in ihnen immer verzehrt und wieder ersetzt werden muß, so sind die Individuen darauf angewiesen, fortdauernd Materie an sich zu reißen; und da die Materie sich in ihren Teilen ausschließend verhält, so daß dasselbe Stück nicht von zwei Individuen zugleich besessen werden kann, so müssen sie um die Materie kämpfen. Ja, die eine Form muß sich aus der Materie der anderen aufbauen und sie selbst als Material benutzen, wodurch der Kampf vollends zur feindlichen Erbitterung wird. — Aber die Individuen sind nicht bloß (durch die Materie) getrennt, sondern auch als Auswirkungen des einen Urwesens innerlich eine wesentliche Einheit. Diese Einheit liegt zwar außer und vor aller Materialisierung, sie ist metaphysisch; sie muß aber auch im Physischen zutage treten durch einen Zug des Zusammenschlusses, einen Vereinigungstrieb, der nichts ist als die Anziehungskraft, die das Ganze auf seine zerstreuten Teile ausübt: er ist die Liebe des Urwesens zu sich selbst in seinen mannigfaltigen Formen, für die sich daraus ein Zurückstreben aus der Zersplitterung zur Einheit als ein ebenso notwendiges Lebensgesetz ergibt.*) Dieser doppelte Zug der Ausdehnung und Zusammenziehung, des Streites und der Liebe, wie ihn die altgriechische Philosophie festgestellt hat, wird allerdings zur Tätigkeit ausgelöst immer nur durch die Nöte des empirischen Lebens, wie sie der Kausalzusammenhang hervorruft. Und so kann, von dieser Seite gesehen, die Gemeinschaftsbildung des Menschen auch angesehen werden als ein bloß empirisches Produkt des Kausalzusammenhangs. Aber in dem Maße, wie der Menschengeist zum

*) Dieses Zurück ist allerdings kein einfaches Rückwärts über die Materialisierung wieder in die Unbewußtheit des (vorgestellten) Urzustandes (Schopenhauer und E. v. Hartmann), sondern es bleibt zugleich ein Aufwärts, das auf der Grundlage der (unwiderruflichen) Materialisierung, deren zersplitternde Wirkung nur überwindend, auf ein einheitliches (kollektives) Bewußtsein des Geistes in der Geschichte hinausstrebt.

Selbstbewußtsein in der Geschichte durchdringt, wird er jenes metaphysischen Grundzugs in sich als eines selbständigen, durch die Lebensnöte nur anzuschlagenden, gewahr und lernt ihn absondern und pflegen.

Es gehen demnach zwei Linien durch die Geschichte der Menschheit. Auf der einen liegt alles, was Kampf und Zerstörung heißt, was das menschliche Leben häßlich und böse macht; auf der anderen alles, was wir wahr, schön, gut nennen; hier bejahen, dort verneinen sich gegenseitig die Individuen; hier gilt Friede, dort Streit; hier ist Gott, dort der Teufel. Und nun ist der geometrische Ort des Christentums leicht zu bestimmen. Es liegt in der Linie des Friedens und ist in ihr derjenige Punkt, wo die metaphysische (intelligible) Einheit des Menschengeschlechts zum erstenmal als geniale Uranschauung mit unmittelbarer, zwingender Klarheit in einem genialen Menschenbewußtsein aufleuchtete und praktisch zur Forderung einer tätigen Liebesgemeinschaft (oder Gemeinbürgschaft) des Menschengeschlechts weitergebildet wurde. Das Christentum hat also allerdings realen Boden unter sich und objektive Wahrheit in sich.

Aber der Kampf kann im Leben der Menschen nicht ausgeschaltet, und darum das Böse im Ganzen nie überwunden werden. Bös und gut sind die beiden sich fordernden Seiten Eines Gegensatzes, eins ohne das andere nicht zu denken, das Gute ist eben immer die einzelne Ueberwindung des Bösen und setzt also dieses voraus, um selbst zu sein. Das Böse mag im Urgeist selbst, wenn man ihn einmal abstrakt und isoliert von der Welt denken will, nicht liegen; aber mit seiner Auswirkung in der Welt ist es notwendig gegeben.*) Und so muß — in der personifizierenden Sprache der Religion zu reden — Gott allerdings als der Urheber, aber auch als der Ueberwinder des Bösen angesehen werden. Hier liegt auch, nebenbei bemerkt, der Grund alles tragischen Lebensgefühls: alle Zerstörung als Selbstzerfleischung des Weltgrundes gefühlt, der seiner Entzweiung immer nur in Stücken, niemals im Ganzen Herr wird! Das Christentum mit seinem „Friede auf Erden" müßte diese tragische Empfindung eigentlich überwunden haben; und wirklich erinnere ich mich eines Aufsatzes in dieser Zeitschrift aus katholischer Feder, der die Möglichkeit tragischer Dichtung auf dem Boden christlicher Weltanschauung leugnete. Aber das Leben ist nicht auf reinen Frieden angelegt, und auch das Christentum hat, selbst im

*) Darum kann Satan im Hiob und Mephisto im Faust zum „Gesinde" Gottes gehören, Mephisto eine Seite im Wirken des Erdgeistes ausmachen.



Ueberschwang des ersten Gefühls, den ewigen Frieden aus dieser wirklichen in eine problematische „bessere" Welt verlegen müssen.

Es fragt sich also, ob wir überhaupt reine Christen sein können. Unser Leben muß sich doch immer auf beiden Linien bewegen, auf der des Kampfs und auf der des Friedens. Wir müssen Gut und Bös, Gott und Teufel in uns gleichzeitig hegen: Faust und Mephisto.*) Wird die eine Linie ausschließlich verfolgt, so droht der tragische Ausgang, sei es als Tragik Jesu oder als Tragik Richards III. Gelingen kann das Leben nur auf der Diagonale. Auf der einen Seite muß der Mensch seine Persönlichkeit bereichern, um selbst eine möglichst vollkommene und geschlossene Darstellung des Geistes zu werden: das bedeutet Macht, und Macht bedeutet Kampf; auf der anderen soll er sich mitteilen und mit allen anderen ausgleichen, um die Selbstdarstellung des Geistes im Ganzen zu fördern. Egoismus und Altruismus müssen sich vertragen; weder zu viel Absonderung noch zu viel Hingebung ist gut. Die Selbstdarstellung des Weltgeistes liegt zwar im Ganzen, und das fordert unsere Hingebung; aber sie vollzieht sich doch nur durch das Mittel der Darstellung in den Einzelnen, und das verlangt die Betonung der Sonderform. Wo liegt das richtige Verhältnis? — Durch allgemeine Regel läßt es sich von vornherein nicht bestimmen, weil die Grenzlinie sich für jedes Individuum verschiebt. Der Egoismus in vergeistigter Form ist die Selbstachtung, die sich auf das Bewußtsein eines geistigen Wertes gründet und diesen Wert durch Abwehr aller Angriffe von außen schützt, wie Jesus den Schlag ins Gesicht nicht duldete. Aber sie muß auch an sich raffen, was den Wert erhalten kann, und sofern das Güter der sinnlichen Welt sind, bleibt durch sie auch der geistige Mensch in den allgemeinen Kampf verwickelt; nur wird er ihn adeln dadurch, daß er das Recht fremder Selbstachtung wie das eigene achtet. Und auf dieses Gefühl der Achtung (die mit Kant den Anderen als Zweck, nicht als Mittel nimmt) wird die christliche Nächstenliebe herabzumindern, das Wort Liebe für die besonderen Verhältnisse individueller Wahlverwandtschaft vorzubehalten sein. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß der Egoismus als Naturkraft wirkt und sich selbst erhält, der Altruismus auf dem Umweg über die Idee erzogen werden muß; daß darum die sittliche Arbeit (an sich und anderen) vorwiegend doch auf der Friedenslinie sich bewegen und nur in besonderen Fällen auf Stärkung

*) Der junge Goethe an Lavater (22. 2. 76): „Alle deine Ideale sollen mich nicht irre führen wahr zu sein, und gut und böse wie die Natur".



des Egoismus auszugehen nötig haben wird. Immer aber wird der Egoismus sein sittliches Recht zu erweisen haben dadurch, daß er auf den Eigensinn den Gemeinsinn pflanzt, d. i. den Sinn, der sich der Idee der Gemeinbürgschaft unterwirft.

Diese Idee der Gemeinbürgschaft ist der tiefste Inhalt der Uranschauung Jesu, und deren weltgeschichtliche Bedeutung ist, daß sie alle sittlichen Probleme des Einzel- wie des Gemeinschaftslebens, auf ihre einfachste Grundform zurückgeführt, in sich enthält, so daß kein neues Problem auftauchen kann, das sich nicht nach ihr orientieren könnte, orientieren müßte. Und die persönliche Größe Jesu ist es, daß er sich ganz mit dieser einfachsten Grundanschauung identifizierte, daß er sich auf ihre Verkündigung und praktische Betätigung beschränkte und sich nicht verleiten ließ, von ihr aus den Weltverbesserer zu spielen. Die bestehende Welt hat er genommen, wie sie war, und hat nur verlangt, daß sie den Liebesgedanken in ihre Formen aufnehme. Hat er doch sogar die Autorität der Schriftgelehrten und Pharisäer anerkannt — wie Luther das Papsttum anerkennen wollte, wenn es das Evangelium in sich aufnähme, bis die contradictio in adjecto dieses Vorbehalts zutage trat. Es ist darum kein Einwurf gegen das Christentum, daß es in seinen Anfängen sich mit den damaligen Formen der Welt verband. Wohl aber ist es ein Zeugnis für das Christentum, daß es diese Formen, sofern sie ideewidrig waren (z. B. Sklaverei) überwinden half und sich in der Folgezeit allen wechselnden Weltformen anbequemte. Und so ist es heute kein Einwurf gegen das Christentum, sondern eine Aufgabe für uns Christen, wenn wir in ganz anders geartete soziale und politische Formen den christlichen Grundgedanken neu hineinarbeiten müssen. Das Ideal bedarf, um sich zu verwirklichen, der mechanischen Kräfte. Versagt heute der Mechanismus der Kirche, so ist schon der Staat an die Stelle getreten. Und welches stärkere Zeugnis für die Wahrheit des christlichen Gedankens könnte es geben als das hierin liegende Bekenntnis, daß das Weltleben ohne den Liebesgedanken nicht mehr aufrecht zu erhalten ist? —

Auch der heutige Monismus kann kein anderes Ideal aufstellen. Indem er in seinem idealistischen Flügel jede Generation und in ihr jedes Individuum für die Zukunft des Menschengeschlechts verantwortlich erklärt,*) fordert auch er die Gemeinbürgschaft. Aber

*) Dr. Maurenbrecher in der Hamburger Auseinandersetzung mit Pfarrer Lic. Traub im Oktober 1913.

er fordert sie als eine empirisch gefundene Lebensnotwendigkeit und schüttelt die religiöse Begründung ab. Er würde die Idee wohl schwerlich gefunden haben, wenn sie nicht schon Gemeingut der christlich erzogenen Menschheit gewesen wäre. Und dann fragt sich, ob der Gedanke ohne die religiöse Begründung Schwerkraft genug hat, um sich zu halten. Er läßt sich ohne sie nur begründen mit dem Gedanken der Wohlfahrt. Ist aber die Wohlfahrt der Menschheit ein ausreichender Verpflichtungsgrund für das Individuum? Zuvor müßte diesem doch die allgemeine Wohlfahrt als sein eigenes höchstes Gut bewiesen werden. Ohne Religion ist das nur möglich durch Zuhilfenahme des natürlichen Egoismus, wie es Sokrates tat: Das allgemeine Wohl verbürgt am besten das einzelne Wohl. Dieser Beweis versagt aber für die Fälle, wo beide Wohlfahrten sich offenkundig widerstreiten, und vollends da, wo das allgemeine Wohl das Selbstopfer des Individuums verlangt. Denn um mein Wohl auf dem Umweg über das Ganze zu sichern, muß ich zum mindesten doch selbst übrig bleiben, um die Frucht in Empfang zu nehmen. Wie kommt es dann aber, daß zu allen Zeiten bei allen Völkern das Opfer des Lebens fürs Ganze als höchste Heldentat gepriesen wird? Der Monismus möchte (mit Schopenhauer zu reden) wohl das ethische P r i n z i p des Christentums (den Inhalt des Ideals) festhalten, aber das ethische F u n d a m e n t (den Verpflichtungsgrund) preisgeben. Aber nur wenn die Menschheit eine Einheit wirklich ist — was aber nicht empirisch, sondern nur metaphysisch zu begründen ist — so k a n n nicht nur, sondern es m u ß gefordert werden, daß sie in ihrem empirischen Leben diese Einheit auch darstelle, d. h. aber 1. daß sie sich zum Organismus gestalte, und 2. daß jeder Einzelne sich als Glied dieses Organismus, auch schon **antecipando**, fühle und danach handle. Ohne diese metaphysische (religiöse) Begründung bleibt das Individuum ein Stück Treibholz im Leben der Natur: seine Instinkte, d. h. sein Egoismus, sind das einzig Gegebene, sie sind ihm statt Kompaß und Steuer. Diese Folgerung wird auch immer wieder einmal von einer jungen Generation gezogen. Sie wird aber immer wieder überwunden, teils weil es praktisch so doch nicht geht, teils weil die innere Unwahrheit der libertinistischen Lebensauffassung sich unmittelbar dem Gefühl aufdrängt. Die Tatsache der (intelligiblen) Einheit des Menschengeschlechts ist stärker als das bewußte (empirische) Denken und Wollen und ringt sich nach jeder Verleugnung nur stärker durch. Nachdem sie durch Jesus zum b e w u ß t e n G e d a n k e n geworden ist,

kann sie dem Bewußtsein der Menschheit nicht mehr entschwinden, und selbst wer sie theoretisch verleugnet, muß sich ihr doch praktisch bequemen.

* * *

Sonach bleibt im Schmelztiegel der neueren Denkweise unversehrt die christliche Ethik mit dem Grundgedanken der menschlichen Gemeinbürgschaft. Es bleibt auch ihre religiöse (metaphysische) Begründung auf die intelligible Einheit des Menschengeschlechts als Folge des Immanenzgedankens, der in gewisser Weise schon die Seele des Paulinischen Gedankengefüges ist. Dagegen wird aufgelöst die anthropozentrische Einbildung, als wäre der einzelne Mensch, sei es in seinen physischen Bedürfnissen, sei es in seiner geistigen Vollendung, das Ziel der göttlichen Weltleitung. Die geistig vollendete Menschenpersönlichkeit muß zwar als das Ideal und als das Ziel des Weltlaufs gelten; ob sie sich aber in diesem oder jenem Individuum verwirklicht, dagegen verhält sich der Weltlauf gleichgültig. Darum bleibt doch, sich zu jenem Ideal durchzuringen, für jeden Einzelnen die eigentliche Lebensaufgabe, und sie gelingt oder mißlingt je nach Maßgabe des geschichtlichen Erbes, das ihm an seiner Stelle zufällt, und nach Maßgabe seiner von den Vätern ererbten Kräfte (qualitativ und quantitativ) und ihrer Anregung oder Ablenkung durch die Umwelt. Keine „Erlösung", keine „Vergebung", überhaupt keine außerordentliche Hilfe „von oben" greift da zu seinen Gunsten ein; denn mit dem Weltgrund sind wir verbunden durch nichts als die Notwendigkeit des natürlichen und geschichtlichen Geschehens, in dem für persönliche Gefühle kein Raum ist.

Hart klingt diese Lehre für verzärtelte Ohren; aber es nützt nichts, sich den Weltlauf nach seinen Wünschen zurechtzudenken. Und die harte Lehre ist doch ein Stahlbad für den Willen. Denn zu wissen, daß man für jeden Schritt in der äußeren oder inneren Welt auf sich selbst angewiesen ist, daß keine höhere Intelligenz für uns denkt, kein höherer Wille für uns beschließt oder handelt, daß dagegen jeder Fehlgriff und jede Unterlassung sich unfehlbar rächt und keine ihrer notwendigen Folgen uns erspart bleibt, — dieses Gefühl der ausschließlichen Verantwortung vor und für sich selbst ist der stärkste Sporn zur beständigen Aufmerksamkeit, zur schonsamen Behandlung aber auch zum vollen Einsatz der Kräfte, wenn der Augenblick ruft. Und wieder bewahrt solche Aufrichtigkeit vor blödem Hochmut. Denn hier ist keiner Ziel, jeder nur *Werkzeug* der

großen Geistesgestaltung, die schon Paulus als den Inhalt des Weltlaufs erkannte.

Sieht man in der Religion die geistige Selbstbehauptung des Menschen und fragt, was bei dieser Ansicht der Dinge von ihr übrig bleibe, so ist zu antworten: Alles! Nur muß man das Selbst nicht in der individuellen Existenz (zeitlich oder ewig), sondern eben in jenem Anteil an der Selbstgestaltung des Weltgeistes sehen; erst dadurch wird der Mensch aus einem Stück Natur zur Persönlichkeit. Das sagt uns Perikles, wenn er in der großen Leichenrede den Wert des Lebens in die „Teilnahme an einem höchsten Rühmlichen“ setzt*), und zu solcher Selbsteinschätzung will uns das Christentum erziehen, wenn es uns einerseits auffordert: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes!“ — und wenn es andererseits unter alle Bitten um persönliches Wohl als Schlußbitte, die alle früheren wieder aufhebt, das Gethsemane-Gebet setzt: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst!“ Das religiöse Gut ist nicht die Wohlfahrt des Einzelnen, sondern der Fortgang des Weltprozesses; an ihm mit allen Kräften mitzuwirken, ist des Einzelnen Ehre, ist seine Religion und Sittlichkeit. Vom christlichen Vaterunser behalten wir somit nur die beiden Bitten um Heiligung des Namens und Kommen des Reichs übrig: die Ehrfurcht vor dem Weltgang und den Willen zur Mitwirkung. Alle übrigen Bitten stehen in naiver Unverträglichkeit daneben als ein stilwidriger anthropozentrischer Rest. In dieser Vereinfachung, die in Wahrheit eine Zurückführung des Christentums auf sein reinstes Wesen bedeutet, liegt keine pessimistische Lebensverneinung (die vielmehr selbst in allen ihren Gestalten auf einen versteckten Anthropozentrismus zurückgeht), sondern sie ist im Gegenteil die wahre Lebensbejahung, denn sie bejaht, was allein Wert hat, das objektive Leben, von dem das subjektive nur ein verschwindendes Teilchen ist und von dem es durch tätige Teilnahme erst Wert empfängt.

Doch nun erhebt sich wieder die schwere Frage: ob es möglich ist, auf solche Gedanken eine Volkskirche zu begründen? Die Frage findet keine Antwort, weil für keine künftige Lebensgestaltung die Lösung jemals **a priori** theoretisch gefunden wurde. Sie muß sich praktisch aus dem Kampf der Meinungen und Kräfte ergeben, und erst hinterher können wir sie registrieren und zum geltenden Recht erheben. Der natürliche Mensch wird sich immer als der Mittel-

*) Thuk. II, 44, 1, vgl. Röm. 2, 7, wo der Ap. Paulus als das Ziel der natürlichen Sittlichkeit (des ἔργου ἀγαθοῦ) hinstellt: δόξα, τιμή, ἀφθαρσία.

punkt der Welt fühlen und alles auf sein kleines Ich beziehen. Es erfordert einen ernsten und verwickelten Bildungsgang, um diesen anthropozentrischen oder richtiger „egozentrischen“ Standpunkt zu überwinden. „Volk“ im besonderen Sinne nennen wir denjenigen Volksteil, der von dieser Bildung höchstens äußerlich, durch gedächtnismäßige Aneignung gewisser formulierbarer Sätze berührt, im übrigen mehr von Instinkten als von Gedanken geleitet wird. Die bisherige anthropozentrische Struktur der Religion kam nun den egozentrischen Instinkten entgegen und befriedigte sie wenigstens für die Phantasie. Nimmt man die daraus entstandene „Beruhigung“ weg, so fällt für das Volk leicht der „Zweck“ der Religion, und es wird geneigt, sich der Einreihung in die Organisation eines Gottesreichs zu entziehen, das den Menschen aus Pflicht in der Gemeinbürgschaft der Menschheit festhält. Welche Schäden daraus folgen können, lehren so manche betrübenden Erscheinungen des heutigen Gesellschaftslebens, die an einen nahen Zusammenbruch aller Kultur glauben machen könnten. Diesen mit den früher bewährten Mitteln zu begegnen und die Menschen, wenn auch zwangsweise, in den Formen der überlieferten Religion festzuhalten, ist das Bestreben der Orthodoxie. Sie vertritt Kräfte und Güter der Vergangenheit, und das ist angesichts einer Zukunft, in deren Dunkel sie nur Gefahren sieht, ihr gutes Recht. Namentlich im Katholizismus ist sie ängstlich und unausgesetzt bemüht, jede Ritze zu verstopfen, durch die ein Lichtstrahl modernen Denkens in die verdunkelten Kirchen fallen könnte. Die Verfolgung des „Modernismus“, die Absperrung der eigenen Herde womöglich von jedem Verkehr mit Andersgerichteten durch die katholische Vereinsbewegung, die immer noch gesteigerte Ueberfüllung der Phantasie mit sinnlichen Bildern religiösen Glücks und Schreckens dienen aber nicht nur dem vermeintlichen Glück der Menschheit, sondern auch der Erhaltung und Wiederherstellung der Herrschaft des Priesters, deren Notwendigkeit für das Heil der Welt man sich ja einreden kann. Zuletzt hilft der Fanatismus, der nur noch den Unterschied der Partei sieht und betont. Aber vergebens verstopft man Löcher, wenn das Meer von draußen den Damm überflutet. Die wissenschaftliche Erklärung der Welt dringt von allen Seiten in die bestumhegten Systeme ein, und der Protestantismus, der die Religion auf Wahrheit, nicht Priesterherrschaft auf Religion begründen will, darf sich am wenigsten gegen das Licht der Gegenwart absperren. Er muß nicht nur, nach Lessings Rat, unhaltbar gewordene Außenbollwerke opfern,

um die inneren Werke desto hartnäckiger zu verteidigen — der bloße Verteidigungskrieg ist der Niederlage noch niemals entgangen — sondern er muß bestrebt sein, die Festung von innen heraus im Bunde mit allen ernsten Kräften der Gegenwart immer neu auf- und umzubauen. Das will die „liberale“ Theologie. Sie vertritt Kräfte und Werte der Zukunft, in deren Dunkel sie nicht bloß Gefahren, sondern auch neue Lichter und Ziele winken sieht; und diesen offenen Auges und mutigen Herzens entgegenzuführen, ist wiederum ihr gutes Recht.

Im Grunde wird heute gekämpft um den Gedanken der sittlichen Verpflichtung, und erst im Zusammenhang damit um Theismus oder Pantheismus oder Monismus, um Freiheit oder Determinismus. Auch die vorstehenden Zeilen wollten kein Dogma aufbauen, sondern sind nur ein Versuch, wohin man vom Boden modernen Denkens aus gelangen kann, wenn man vor keinen Konsequenzen zurückscheut, die wirklich Konsequenzen, d. h. Folgerungen unter Berücksichtigung aller menschlichen Tatsachen sind. Getragen aber sind sie von der Ueberzeugung, daß, wie auch der empirische Kampf hin- und herwogen mag, der siegreiche Gang des Geistes über ihm geschrieben steht — oder, um in der religiösen Sprache zu reden: daß Gott alle Dinge zum Besten dienen müssen.

Ein neues Buch über Shakspeare.

Von

Hermann Conrad.

Johannes E. Schmidt. Shakespeares Dramen und sein Schauspielerberuf. Berlin, Hoffmann & Co., 1914.

Aus dem Titel geht die sehr interessante Aufgabe, die sich der Verfasser stellt, nicht klar hervor. Er will beweisen, daß Shaksperes Dramen nur von einem Schauspieler geschrieben sein können. Warum soll das bewiesen werden? Um die Baconianer mit ihrer Einbildung, daß ein anderer als Shakspere — ob Francis oder Anthony Bacon, ob Essex, Southampton oder Rutland, ist gleichgültig — die unter seinem Namen gehenden Dramen geschrieben habe, **ad absurdum** zu führen. Aber was diese Leute gegenüber den massenhaften Zeugnissen von Shakspeares Dichtertätigkeit ins Feld führen, beruht entweder auf leicht und oft aufgeklärter Unwissenheit, oder ist die Ausgeburt einer erkrankten Phantasie, gegen welche die Wissenschaft machtlos ist, da die falschen Vorstellungen oder Gedankenkombinationen Geisteskranker unmöglich durch wissenschaftliche Widerlegung beseitigt werden können. Und partiell erkrankt sind diese Leute: so gesund ihr Geist im übrigen sein mag, sobald die Baconmanie in Frage kommt, hört alles vernünftige Denken bei ihnen auf. Nur ein Beispiel. Warum also soll Shakspere seine Dramen nicht gedichtet haben? — Weil er ein Säufer war, sagt der eine, dessen belanglosen Namen wir freundlich verschweigen wollen; denn er war ein ständiger Besucher der „**Mermaid**". — Reine Phantasietätigkeit, absolut unbeweisbare Behauptung. Erzählt wird nur, daß er in der Meermaid mit Ben Jonson Witzgefechte führte. Und selbst wenn er dort im Kreise seiner literarischen und schauspielerischen Genossen und feingebildeter, kunstbegeisterter junger Edelleute ständig seinen Abendschoppen getrunken hätte, so konnte er sehr wohl ein maß-

voller Trinker gewesen sein. Der einzige Grund, welcher, wie ich gefunden habe, Nichtkennern die Bacon-Theorie plausibel macht, ist die Behauptung, daß ein ungebildeter Provinziale, der es in dem verrufenen Stande der Schauspieler zum Direktor gebracht habe, unmöglich diese geistesgewaltigen Dramen geschrieben haben könne. Diese Behauptung ist insofern unehrlich, als sie unerwähnt läßt, daß Shakspere die beste Schulbildung seiner Zeit, die klassische, genossen hatte und nach dem sicheren Zeugnis eines Neiders, Ben Jonsons, Latein und Griechisch verstand. Und während sie dieses Scheinargument aussprechen, muß ihre Vernunft wieder in den Abgründen ihrer Manie versunken sein; denn für den gesunden Geist ist es selbstverständlich, daß ein Genie wie Shakspere zum Erwerb von Kenntnissen nicht Oxford oder Cambridge braucht, daß er sein ungeheures Wissen aus den anregenden Unterhaltungen seiner gelehrten Freunde, aus der mühelosen Erlernung des Französischen und Italienischen, aus massenhaft verschlungener und leicht verdauter Lektüre und vor allem aus den Bildungsmitteln der hochentwickelten Londoner Kultur gezogen hat.

Dadurch, daß Schmidt einen Schauspieler als den Dichter der Dramen nachweisen zu müssen glaubt, zeigt er, daß er nicht zur inneren Shakspere-Gemeinde gehört, sondern ein Neuling in ihr ist. Die Wissenschaft hat längst aufgehört, die Phantasien der Baconianer widerlegen zu wollen. Wozu auch? Die Geschichte zeigt, daß der Unsinn sich zwar recht lange, mitunter ein paar tausend Jahre, halten kann, zuletzt aber doch immer in Nichts zerstiebt; in dieser absterbenden Phase scheint sich jetzt die vor sechzig Jahren tatsächlich von einer armen Irren zum Leben erweckte Bacontheorie zu befinden.

Außerdem ist es unmöglich, aus den Dichtungen Shaksperes strikte zu beweisen, daß er ein Schauspieler war. Man kann sich sehr wohl einen vornehmen Verehrer der Kunst und intimen Liebhaber des Theaters denken, der, wenn er das Genie Shaksperes gehabt hätte, in seine Dichtungen ebenso viele Beziehungen auf die Bühne hineingebracht hätte. Was Schmidt beweisen will, kann er nur wahrscheinlich machen; und das hat er getan. Aber auch darauf kommt nicht viel an. Die Hauptsache ist, daß er Shaksperes Liebe zu seinem Beruf in den Hunderten von Anspielungen auf den Schauspieler und das Bühnenwesen nachweist. Und in der Zusammenstellung aller dieser Anspielungen hat er eine zwar nicht immer interessante, aber nützliche Arbeit geleistet: er hat die eine

Seite des Menschen Shakespere hell beleuchtet. Dafür wird ihm jeder nicht bloß äußerliche Verehrer des Dichters dankbar sein. Es gibt Längen in dem Buche; z. B. ist es überflüssig, die Szenen, in denen ein Drama im Drama aufgeführt wird, im Hamlet, Sommernachtstraum u. a., ausführlich zu beschreiben, da sie jeder kennt. Dagegen mußte die Rede Hamlets an die Schauspieler so genau betrachtet werden, wie es hier geschieht; mit der Auseinandersetzung des von Shakspere aufgestellten Gegensatzes zwischen Kunst und Natur, womit er keineswegs den Naturalismus bezeichnen will, trifft Schmidt den Kern des Shakspereschen Schaffens. Es ist die bedeutendste Partie des Buches.

Wenn Schmidt auch die Clownsgespräche, die mit der Handlung nichts zu tun haben, als eine Art von eingelegten Dramen behandelt, so kann man ihm nicht beistimmen. Der Clown oder Fool war nun einmal von Alters her die Persönlichkeit, welche zur Ausfüllung der Zwischenakte auf der Bühne verwandt wurde. Meist ein für sich handelnder Possenreißer, wird er von Shakspere wenigstens in Beziehung zu den handelnden Personen gesetzt; und anstatt ihm Trommel und Pfeife, Couplet und Tanz und anzügliche Witze zu gestatten, schreibt Shakspere ihm vor, was er zu sagen hat. Er läßt ihn keine niedrigere Rolle spielen als die handelnden Personen selbst, wenn sie sich in Witzgefechte untereinander einlassen, was in jugendlichen Dramen nach dem Vorgange der Lylyschen Tüfteleien und der Sitte der Zeit recht häufig war. Wir müssen uns hüten, unsere Auffassung der Witzeleien jener Zeit, ihrer Spitzfindeleien ohne Gedankenkern auf das 16. Jahrhundert zu übertragen und etwa in den betreffenden Debatten einen poetischen Holzweg zu sehen, auf den Shakspere aus rein persönlicher Liebhaberei sich eingelassen hätte. Sie galten allgemein, auch für den jugendlichen Dichter, als witzig und geistreich; wie hätte sonst der Euphuismus hoffähig werden können? Lylys Roman Euphues war das Lieblingsbuch der Zeit, und aus ihm geht hervor, daß solche spitzfindigen Erörterungen etwa das waren, was wir ein Gesellschaftsspiel nennen würden. Ein Hausherr äußert darin in einem Falle seine Vorliebe für derartige Spiele, und nun wählt die junge Gesellschaft zwei aus ihrer Mitte, die zur allgemeinen Belustigung solch ein Witzesturnier auszufechten haben: erst stellt die Dame dem Herrn eine heikle Frage, die er mit ausführlicher Begründung geistreich zu beantworten hat; dann werden die Rollen vertauscht, und die Gesellschaft gibt ihr Urteil über die beiderseitigen Leistungen ab. Das

erklärt vieles in Verlorener Liebesmüh und in dem halb jugendlichen Wie es euch gefällt. Wenn Rosalinde behauptet: „Die Zeit reist in verschiedenem Schritt mit verschiedenen Personen. Ich will Euch sagen, mit wem sie trabt, galoppiert“ usw., und nun Orlando sie abfragt, „mit wem sie trabt, mit wem sie galoppiert“ — so ist das furchtbar öde, aber nur für uns. So stellt noch im Othello Desdemona, freilich beiseite sich entschuldigend, Jago die Aufgabe: „Was schriebst du wohl, wenn du mich loben solltest?“ und dann folgt jene scharfe, epigrammatische Satire auf das weibliche Geschlecht, die nebenbei für Jago höchst charakteristisch ist.

Schmidt hat auf dem ihm bisher fernliegenden Gebiet der Shakspere-Kunde Studien gemacht, die im Hinblick auf das Ziel wenigstens, das er verfolgt, nicht nötig gewesen wären, wie er denn auch keineswegs bloß den Schauspieler Shakspere, sondern in einer Reihe von Abschnitten den Dramaturgen behandelt. Wenn er im Beginn die Vorstellung, die er über des jugendlichen Shakspere Entwicklung und die Reihenfolge seiner ersten Schöpfungen gewonnen hat, vor der Oeffentlichkeit enthüllt, so kann er natürlich nicht umhin, Behauptungen aufzustellen, gegen die tiefere Kenner manchen Einwand finden, aber im Hinblick auf den eigentlichen Zweck seines Buches nicht erheben werden um seines redlichen Bemühens willen. In einem Punkte aber, in dem er mich angreift, muß ich mich schon meiner Haut wehren: es ist die durch unwissenschaftliche Erdichtungen verdunkelte Anschauung der Shaksperesschen Bühne.

Ich bin — selbstverständlich mit sehr vielen anderen — der Ansicht, daß man die Bühne nehmen muß als das, was die bekannten Bilder uns zeigen: als ein kahles Podium, das von der Mauer des Bühnenhauses oder der die Garderobe verhüllenden Saalwand in den Zuschauerraum hineinragt und von allen Seiten von Zuschauern umstanden oder umsessen wird; das gar nicht höher als einen Meter gewesen sein kann, weil eben die Sitzenden auf dem Bilde des Red Bull-Saaltheaters mit den Köpfen darüber hinwegragen. Der einzige wissenschaftliche Standpunkt ist der, daß man diesem kahlen Podium nichts andichtet, was nicht auf ihm zu sehen ist und nicht zu sehen sein kann. Kulissen sind nicht darauf und können nicht darauf gewesen sein; denn sonst hätten die an den Seiten der Bühne oder in den Seitenlogen Sitzenden nichts sehen können; — das sagt Schmidt selbst an der einen Stelle, an einer anderen soll noch erst festgestellt werden, ob Kulissen

darauf waren oder nicht. Hier ist für keinen Menschen etwas festzustellen.

Aber man geht noch weiter. Der eine errichtet für den hinteren Bühnenteil sogar Seitenwände von Holz und legt Gänge unter dem ein Meter hohen Podium an, vermittelst deren die Schauspieler durch ein Loch auf einem anderen als dem hinteren Teile des Podiums erscheinen sollten. Nach den Bildern gab es absolut keine andere Möglichkeit des Auftretens als von hinten, entweder durch den die Garderobe abschließenden Vorhang der Saalwand oder durch die beiden Türen des Bühnenhauses in offenen Theatern.

Noch einer behauptet, daß die Frontmauer des Bühnenhauses im offenen oder die Garderobenwand im Saaltheater im Bogen gebaut gewesen sei. Aber ums Himmels willen! auf allen Bühnenbildern sind doch tatsächlich die Wände gerade, warum sollen sie nun auf einmal krumm gewesen sein? —

Ja — was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das ahnet in Einfalt ein Forscher-Gemüt.

Nämlich: In einem Lustspiel Ben Jonsons steht jemand in der Oeffnung einer Bühnenloge, und sein Gegner in der daneben (man soll sich darunter die dicht aneinandergelegenen Fenster zweier Nachbarhäuser denken, keine unwirkliche Vorstellung, wenn man sich die Fronten der Holzhäuser des alten Cheapside vergegenwärtigt, die aus von Balken getrennten Fenstern bestanden). Nun gibt der eine seinem Gegner im Nachbarhause eine Ohrfeige. Diese Ohrfeige konnte nicht appliziert werden, ruft der glückliche Entdecker, wenn die Fenster der beiden Häuser in einer Fläche lagen: sie mußten im Winkel zueinander stehen! — Ohne Zweifel, wie auch die Häuser einer Straße immer im Winkel zueinander standen nach der alten Londoner Bauordnung, die freilich noch entdeckt werden soll! — Und **darum**, damit diese Ohrfeige erteilt werden konnte, muß die auf allen Bildern gerade Hinterwand der Bühne dennoch im Bogen gebaut gewesen sein. — Zur Erteilung einer Ohrfeige gehört zweierlei: das herzliche Wollen des Subjekts auf der einen Seite, und die Erreichbarkeit des Objekts auf der andern; diese aber war in zwei aneinanderstoßenden Bühnenlogen und auch in zwei benachbarten Häusern des alten London vorhanden.

Ein anderer konstruiert sich auf einem unkenntlich verschwommenen Bühnenbilde ein breites Sims unter den Zuschauerlogen über der Hinterbühne, welches Sims ebenfalls von den Schau-

spielern benutzt sein sollte als eine zweite Oberbühne neben der bekannten, von den mittleren Bühnenlogen gebildeten Ganz gewiß; eine ausgezeichnete Erfindung, z. B. für die Abschiedsszene zwischen Romeo und Julia: hier erschienen die Liebenden zuerst an der Oeffnung der mittelsten Loge, dem Schlafzimmer Julias, und dann kletterten sie über die Logenbrüstung auf das Sims, und auf dieser Bohle nahmen sie einen um so tiefer rührenden Abschied. Oder kletterte Julia nicht, aus jener erst heute antiquierten Züchtigkeit, die es den Damen von jeher verbot, ihre unteren Extremitäten zu entblößen?

Dann fehlt ja bloß noch — oder vielmehr es fehlt nicht —, daß man die Oeffnung oben im Turm des Bühnenhauses, aus welcher der Trompeter hinaustrat, um den Beginn der Vorstellung anzuzeigen, auch noch zum Aktionslokal stempelt und den Prinzen Arthur sich von dort hinabstürzen läßt, ohne zu bedenken, daß er bei einem Sturz von mindestens zehn Metern Höhe sich höchst wahrscheinlich tot gefallen hätte, oder, wenn nicht, von den Kärrnern, Kohlenträgern, Matrosen, Dieben und Mördern des Parterre, auf deren Köpfe er fiel, sicher totgeschlagen worden wäre; daß ein Arthur, der einen solchen Sturz getan, und der Bühnenleiter, der ihn dazu veranlaßt hätte, in ein Irrenhaus gesperrt worden wären. Bis zu solchem Unsinn kann man kommen, wenn man die feststehenden Tatsachen der Bühnenbilder unwissenschaftlich über den Haufen wirft und einer offenbar minderwertigen, anschauungslosen, vom Verstande nicht beherrschten Phantasie die Zügel schießen läßt.

Soweit geht Schmidt nicht; aber er folgt dem Beispiel anderer, indem er einen Vorhang quer über die Mitte des Podiums zieht, von dem selbstverständlich auf keinem Bühnenbilde etwas zu sehen ist. Der Erfinder dieses Vorhanges ist darauf gebracht worden durch die beiden Säulen, welche das Regendach über der Hinterbühne tragen in offenen, d. h. unbedachten Theatern, wo Schauspieler und Parterrebesucher den Unbilden der Witterung ausgesetzt waren; in Saaltheatern gibt es solche Säulen natürlich ebensowenig wie das Dach, das darauf ruhte. Der Vorhang sollte dazu dienen, die Hinterbühne zu verdecken, auf der eine Szene gestellt wurde, während die vorhergehende sich auf der Vorderbühne abspielte. War diese zu Ende, so wurde der Vorhang aufgezogen, und die Handlung setzte sich auf der Hinterbühne fort. Und was wurde dann aus den Schauspielern auf der Vorderbühne? Sprangen sie etwa ins Publikum hinab? — Unmöglich. Sie mußten sich also durch die bereits

gestellten Schauspieler der Hinterbühne durchdrängen, um abtreten zu können; bis sie hinaus waren, mußten diese in feierlichem Schweigen verharren. Und die Leichen, die im englischen Renaissancedrama am Szenenschluß so häufig auf der Bühne umherlagen? — Die Theaterdiener, die durch den Vorhang doch verdeckt werden sollten, während sie Geräte für die nächste Szene auf die Hinterbühne trugen, mußten nun doch auf die Vorderbühne kommen und die Leichen durch die Akteure der Hinterbühne hindurch hinaustragen. Das hat Schmidt offenbar gar nicht überlegt; denn schon hier erweist sich die Unhaltbarkeit des Vorhanges: kein Schauspieldirektor hätte dem Publikum solch ein wüstes Durcheinander auf der Bühne zu bieten gewagt, er müßte denn ohne jeden praktischen Sinn und ganz geschmacklos gewesen sein. Wie wir es aus allen Bühnenweisungen erfahren, traten die Schauspieler einer Szene erst ab, und dann traten die der nächsten auf. Und nun weiter: Auf der Vorderbühne wurden doch auch Geräte gebraucht, und zwar viel mehr als auf der Hinterbühne; denn alle bedeutenden und die meisten anderen Szenen wurden natürlich auf der Vorderbühne gespielt und nicht im Schatten des Regendaches, das für die beiden oberen Ränge viel verbarg. Auf dem Bilde des Schwantheaters steht z. B. eine mächtige, lehnenlose Bank ganz vorn auf der Bühne. Die meisten Versatzstücke mußten also ganz offen vor den Augen des Publikums auf die Vorderbühne getragen werden. Und so überaus spärlich die Bühnenweisungen der englischen Renaissancedramen sind, sie zeigen doch massenhaft, daß zwischen den Szenen, ja sogar mitten in einer Szene etwas auf die Bühne gebracht wird; innerhalb einer Rede des Königs Heinrich (2 Heinrich VI.) heißt es — nicht: **curtain*) drawn, bed discovered,** sondern — **bed put forth,** d. h. das Bett, in dem der Herzog von Gloster soeben ermordet worden ist, wird auf die Bühne gestellt. Der Vorhang würde also nur in den seltensten Fällen die dekorativen Veränderungen auf der Bühne haben verbergen können.

Schmidt scheint von der Annahme auszugehen, daß die Zurüstungen der Bühne beim Szenenwechsel, wie bei uns, irgend welche Zeit in Anspruch genommen hätten. Das ist durchaus nicht der Fall; es wurden immer nur die durchaus unerläßlichen Versatzstücke auf die Bühne gestellt: ein Thronsessel, eine Speisetafel (beides sehr

*) Der Vorhang vor der Garderobe in Saaltheatern, in offenen der Vorhang vor einer geöffneten Tür des Bühnenhauses, der so eine Art von Alkoven verdeckt.

häufig), ein Zelt (Cäsar), zwei Zelte (Richard III.), eine Rasenbank von grün angestrichenem Holz (Hamlet), ein Ratstisch (Jude von Malta), eine Laube und ein Baum (Spanische Tragödie) usw.

Was indessen vor allem gegen den Vorhang spricht, ist die Tatsache, daß er nur für eine kleine Minorität der Zuschauer das verdeckt hätte, was hinter ihm geschah, für die große Masse aber die Hauptaktion vor dem Vorhang durch ihn halb oder ganz verloren gegangen wäre. Hat Schmidt denn vergessen, daß das Podium nach allen Seiten offen war? Verdecken konnte der Vorhang die Hinterbühne nur für ein Achtel*) der Zuschauer, die genau vor der Schmalseite des länglichen Podiums saßen oder standen; zwei Achtel, die etwas zur Seite saßen oder standen, mußten schon immer einen Teil dessen sehen, was hinter dem Vorhang angeblich vorgenommen wurde, und wurden dadurch von der eigentlichen Handlung auf der Vorderbühne abgelenkt. Die übrigen vier Achtel aber befanden sich zu beiden Seiten der Hinterbühne gegenüber und konnten alles sehen, was hier geschah, dagegen wenig oder, wenn sie in der Nähe des Bühnenhauses ihren Platz hatten, nichts von den Vorgängen der Vorderbühne, welche der Vorhang für sie eben verdeckte. Und nun erst die vornehmen Herren, die auf den teuersten Plätzen in den Logen über der Bühne, dem sogenannten **Lords' Room**, saßen, — die hätten sich gefallen lassen sollen, daß ihnen in einer großen Anzahl von Szenen der Ausblick versperrt und nur der Genuß gestattet wurde, die Versatzstücke auf die Hinterbühne tragen zu sehen? Und welchen Lärm hätten die adligen und reichen Dandies geschlagen, die an den Bühnenseiten auf Schemeln saßen oder auch lagen, wenn sich plötzlich ein Vorhang vor ihre Augen gespannt und ihnen die Möglichkeit zu schlechten Scherzen über das Spiel genommen hätte. Man darf das damalige Publikum nicht für dümmer halten als das heutige: es wären Narren gewesen, die für einen Platz Geld ausgegeben hätten, von dem sie nichts sehen konnten.

Wie sollte aber dieser Vorhang auf den Bühnen der Saaltheater angebracht werden — auf den Bildern ist, wie gesagt, keiner. Schmidt macht sich die Sache bequem und sagt: „Irgendwie". Er hätte nur versuchen sollen, sich dieses Wie in Wirklichkeit vorzustellen; dann wäre er dahinter gekommen, daß der Vorhang ein

*) Das Theatergebäude war innen rund, außen achteckig; eine Seite des Achtecks bildete das Bühnenhaus.

Unding ist. An der Decke eine Vorrichtung anzubringen und nun aus der Höhe des Saales auf die Bühne, die in den Saaltheatern sehr klein war im Gegensatz zu der der Tausende fassenden offenen Theater, einen ungeheuer langen und ganz schmalen Vorhang herabhängen zu lassen — nicht wahr? auf solchen Gedanken hätte nur ein nicht normaler Mensch kommen können. Wenn ein Vorhang über die Mitte der Bühne angebracht werden sollte, so gab es keine andere Möglichkeit, als, wie in den public theatres, zwei Säulen an den Seiten zu errichten, die, da sie im Saal ein Regendach nicht tragen konnten, durch einen Aufsatz verbunden werden mußten. Da nun nichts von einer derartigen Vorrichtung zu sehen ist, so ergibt sich ganz unwiderleglich, daß die Saaltheater keinen Vorhang über der Mitte der Bühne hatten. Sie mußten aber einen haben, wenn die Annahme, daß auf der Hinterbühne die neue Szene gestellt wurde, während die vorausgehende sich auf der Vorderbühne abspielte, richtig sein soll. Diese Vorstellung wird dadurch zu einem haltlosen Phantasiegebilde. So sind denn auch die Säulen auf den Podien der public theatres nur dazu bestimmt, das Regendach zu tragen; denn die Bühnentechnik konnte auf ihnen keine andere sein als auf den private theatres.

Wenn nun Schmidt meine Behauptung, daß es auf den Shakspere-Bühnen nie einen Mittelvorhang gegeben habe, „sehr gewagt" nennt, so glaube ich, daß es nach den obigen Ausführungen für einen unabhängig urteilenden Leser nicht zweifelhaft sein kann, auf wessen Seite das Wagnis ist. Der Mittelvorhang ist praktisch so unmöglich, daß ich nicht begreife, wie eine gesunde Phantasie bei einiger Ueberlegung auf eine Annahme verfallen konnte, die geradezu ein sacrificium intellectus erfordert.

Im übrigen ist vieles in dem Buche zu loben. So z. B. bin ich ganz der Ueberzeugung Schmidts, daß die englische Historie, wie überhaupt das englische Volksdrama, von den Misterien, und nicht, wie andere wollen, von den Moralitäten abgeleitet ist. Daß die älteste englische Historie, König Johann, vom Bischof John Bale allegorische Figuren enthält, beweist doch nur die Vorliebe des Verfassers für das Moralspiel; im übrigen hat die lange Historie mit einer kurzen Moralität in der Komposition keine Aehnlichkeit. Genau wie die Misterien, die die Erzählungen des alten und neuen Testaments nacheinander in kleinen, in sich abgeschlossenen wie auch für sich aufgeführten Dramen bringen, geben die Historien das Leben ihrer Helden in Einzelbildern, die vielfach unter sich durch nichts

verbunden sind, als eben durch diese Personalunion. So sind Peeles Edward I., „Die unruhige Regierung des Königs Johann“, Shaksperes Quelle, und „Die Tragödie“ von Thomas More (die letzten beiden von unbekannten Verfassern), gearbeitet. Diese Komposition, die an das moderne Ausstattungsstück „Die Reise um die Welt in achtzig Tagen“ erinnert, wirkt im Th. More besonders unerfreulich, weil der Verfasser kein unbedeutender Dichter ist und wir in den kurz abgerissenen Szenen aus dem Leben des Helden von der Jugend bis zur Hinrichtung doch niemals seiner Kraft froh werden können. Im Gegensatz zu dieser asthmatischen Art der Handlung hat Shakspere schon in seiner jugendlichsten Historie, Heinrich VI., gewisse an sich interessante und dramatisch nutzbare Partien zu einheitlicher Wirkung zusammengeschlossen, so daß wir in dem Hin und Her der Handlung drei kleinere Dramen haben: den hochpathetischen Untergang der beiden Talbots, die ausgedehnte Gloster-Margarete-Suffolk-Tragödie und die Cade-Komödie. Im König Johann bildet eine Einheit für sich die Konstanze-Arthur-Tragödie; in Heinrich IV. der Fall Percys, die Falstaff-Komödie und der Tod des Königs; in Heinrich VIII. die Katharina-Tragödie und der Fall Wolseys. Merkwürdigerweise nähert sich Shakspere der kunstlosen Urform der Historie am meisten in Heinrich V. Den Höhepunkt erreicht er in Richard II. und Richard III., die tatsächlich eine einheitliche dramatische Handlung darstellen und daher auch mit Recht als „Tragödien“ (die letztere im alten Sinne) bezeichnet werden. Hierin aber ist er nicht original, wie in der Uebergangsform; in Greenes Jakob IV. und Marlowes Eduard II. hat er bedeutende Muster vor sich.

Sehr gut ist, was Schmidt über Shaksperes Kunst des Charakterisierens sagt, obgleich Aehnliches schon gesagt ist, z. B. von Coleridge, den er ja kennt (S. 184). „Der Dichter läßt uns nicht nur in die mit ihren Leidenschaften und dem Schicksal ringende Seele seiner Helden blicken“ — eine hübsche knappe Definition der beiden tragischen Arten, der Schuld- und der Schicksalstragödie —, „er zeigt sie uns auch in ihren alltäglichen Beziehungen zu der sie umgebenden Außenwelt“ . . . Das folgende ist m. W. noch nicht gesagt. „Man streiche die Szenen, in denen diese Personen, Kammerdiener, Matrosen, Soldaten, Kammerfrauen, Ammen, Mägde (Schmidt hätte noch höher hinaufgehen können, bis zu den Güldensterns und Horatios), zu Worte kommen und das Shakperedrama verliert seinen Grundcharakter. [Der] dramatische Dichter konnte sich seinen Helden

nicht losgelöst von seiner Umwelt denken." Hiermit ist eine geniale Kraft Shaksperes, die ihm selbst vielleicht nicht bewußt war, ganz vortrefflich bezeichnet: in der Darstellung seiner Figuren im Verlaufe der Handlung rafft er immer ein Stück charakteristischer Umwelt mit; denn der Mensch wird nicht allein charakterisiert durch das, was er spricht und tut, sondern auch durch das, was andere ihm gegenüber reden oder tun oder über ihn sagen. In dieser feinen Kunst, zu der ein Takt- und Stilgefühl gehört, das keine Ueberlegung, keine Erfahrung geben kann — denn was die anderen sagen oder tun, muß doch auch wieder ihrem mit wenigen Strichen scharf gezeichneten Charakter entsprechen —, in dieser Kunst überragt Shakspere einfach alle Dramatiker. Schmidt gibt eine glänzende Veranschaulichung dieser künstlerischen Seite vermittelst der Beziehung auf unsern größten Dramatiker: Während Schiller seiner Tragödie Wallenstein das Lager vorausschickt, um ihren historischen Hintergrund zu veranschaulichen, „trägt der Dichter des Cäsar kein Bedenken, die Elemente, aus denen ein solcher Hintergrund sich zusammensetzt, in das Drama selbst zu verweben". Und wir werden für die Dauer eines Abends zu Römern und finden den Tyrannenmord — es ist furchtbar, was der gewaltige Zauberer aus uns armen hypnotisierten Objekten seiner Kunst alles machen kann — ganz diskutabel und nicht unehrenhaft. Shakspere macht also die Situationsgemälde, die mit ihrer Durchleuchtung der Handlung für den heutigen Zuschauer ebenso stimmunggebend und wirkungerzeugend sind wie für den antiken der Chor, zu einem organischen Teil der Handlung, während die moderne Milieuschilderung, ein unorganischer, also unkünstlerischer Teil ist, der ebensowohl in dem einen wie in einem anderen Drama vorkommen könnte. Diese gehört in das Epos; im Drama, das ein bewegtes Meer der Handlung darstellen soll, erscheint sie wie eine öde Insel und ist ein untrügliches Zeichen der Unfähigkeit des Verfassers, aus seinem Stoff eine wirkungsvolle Handlung zu konstruieren.

Sehr gut ist auch Schmidts Ansicht über die Einheit gewisser Dramen, deren Bau keine Spur von Einheit aufweist. „Das reizvolle Gewebe der psychologischen Züge, die im Kontrast einander heben" — das Drama ist ja weiter nichts als ein dauernder Kampf im Kleinsten wie im Großen — „und die alle vom (von einem?) Hauptcharakter ihr Licht empfangen", d. h. vom Standpunkt des Hauptcharakters gesehen werden, „bewirkt eine Konzentration des Interesses, die der durch die Einheit der Handlung bewirkten

ebenbürtig ist". Ganz vortrefflich: Die Tragödie Antonius und Cleopatra ist nichts durch ihren fast misterienhaften Bau; sie ist aber ein großes Kunstwerk durch die Einheitlichkeit des Interesses, das sie erweckt für die Entwicklung der beiden Hauptfiguren, in denen der Dichter die denkbar höchste Stufe der Charakteristik erreicht hat.

Aber welch ein Sturz ist es von der Größe solcher Auffassung, wenn Schmidt in einem anderen Kapitel auseinandersetzt, daß Shakspere eine Reihe von Figuren darum geschaffen habe, weil er sie für bühnenwirksam hielt — darin soll natürlich der Schauspieler zutage treten. Aber eine Figur, die an der Stelle, die ihr der Dichter in der Handlung gegeben hat, nicht wirksam ist, nicht ein irgendwie geartetes Interesse erregt, ist eine verfehlte Figur. Und auch Shakspere hat, zumal in Jugenddramen, verfehlte Figuren geschaffen: so halte ich die Zwillingsdiener neben den Zwillingsherren in der Komödie der Irrungen für ganz verfehlt; sie sollen das Publikum belustigen, und verwirren es nur. Der melancholische Jaques, wahrscheinlich das Porträt eines wirklichen pessimistischen Lebemannes, stolpert durch die Handlung von Wie es euch gefällt, man weiß nicht warum; daß er ein paar schöne Reden hält, die auch ein anderer halten könnte, kann doch nicht seine künstlerische Daseinsberechtigung begründen. Im übrigen aber ist jeder Dramatiker von selbst ohne Absicht bemüht, jede seiner Figuren so bühnenwirksam wie möglich zu gestalten. Schmidt kann doch nicht im Ernste glauben, daß Shakspere Richard III. und Jago geschaffen habe, weil er Bösewichter für sehr wirksam hielt. In jenem wollte er zum Abscheu der Menschheit einen Uebermenschen, wie er leibt und lebt, auf die Bühne stellen; und um das entsetzliche Ende der lieblichen Desdemona glaublich zu machen, dazu brauchte er ein giftiges Menschenreptil, wie es damals vielleicht noch etwas häufiger als heute zu finden war. Und wenn Schmidt meint, „Schauspielerblut rolle auch in den Adern" Richards II., und in ihm einen Schauspieler der Majestät sieht, so ist das eine oberflächliche, kleinliche Auffassung dieses wundervollen Charaktergemäldes. Richard ist ein mit feinstem, tiefstem, mit künstlerischem Empfinden begabter Mensch, ein jugendlicher Dichter ohne männliche Selbsterziehung, der im Kampfe mit der rauhen Welt naturgemäß zugrunde geht; diese Figur ist so vollendet bis in die zarteste Herzensfaser geraten, weil er noch weniger auf der Intuition als auf der eigenen schmerzlichen Seelenerfahrung des Dichters beruht. Ich

glaube, daß Shakspere in Richard II., wie im Romeo eine Phase der eigenen Entwicklung schildert. — Ebensowenig ist die Ansicht haltbar, daß Shakspere mit dem „geheuchelten Wahnsinn" Hamlets und Edgars, ja auch mit den Narren seinen Kollegen „eine besondere schauspielerische Aufgabe stellen" wollte.

In der teilweisen Verwerfung der Shakspereschen Monologe hat Schmidt recht; er geht mir hierin sogar nicht weit genug.*) Es ist ein Zug der Kindheit des Dramas, auch des griechischen, daß eine neu erscheinende Figur vor die Rampe tritt und dem Publikum erzählt, wer sie ist, was sie getan hat und tun will; dieser Zug geht von den Misterien aus und durch das ganze Renaissancedrama hindurch: bei Shakspere tut das noch Belarius in dem sehr späten Drama Cymbeline. Die andere Art von Monolog ist der psychologische, der allein statthaft ist als die Entladung einer übervollen Seele. Leider aber wird er in der Mehrzahl der Fälle nicht so verwandt; es tritt vielmehr ein Spieler ohne äußere oder innere Veranlassung vor und erzählt uns, was er fühlt und denkt, wie es in seinem Innern im allgemeinen aussieht und wie er sich zu einer bestimmten Situation stellt — also alles, was er in seinen Reden mit anderen und in seinem Handeln uns zeigen sollte. Auch dieser Zug ist uralt: als Herodes in den Coventry-Misterien zum erstenmal erscheint, grault er die Zuschauer ein durch die mit Stentorstimme abgegebene Enthüllung, daß er ein furchtbar gefährlicher Mensch sei. In der Renaissancezeit werden nun diese unkünstlerischen psychologischen Monologe außerordentlich ausgedehnt, genau so wie in den gleichzeitigen Novellen die Selbstgespräche der handelnden Personen, die nach meiner Ansicht einen ungünstigen Einfluß auf den dramatischen Stil geübt haben. Der graziöse, leichtblütige Boccaccio, dessen Charakteristik fast immer oberflächlich, aber niemals widerspruchsvoll ist, konnte ebensowenig wie sein Nachahmer Giovanni Fiorentino darauf verfallen, seiner sprudelnden Erzählungskunst den Ballast psychologischer Erörterungen einzuverleiben. In der Zeit der sinkenden Novellistik, im 16. Jahrhundert, teilt sich der von den vielen gelehrten und schöngeistigen Gesellschaften und Zirkeln ausgehende Trieb nach Gelehrsamkeit und Geistesreichtum auch den weniger als die genannten begabten Novellisten, wie Bandello und Giraldi, mit; anstatt nun die Charaktere solider, weniger schäumig anzulegen und

*) Den ausgezeichneten Aufsatz über dieses Thema von Kilian im 39. Sh.-Jahrbuch (1903) scheint er nicht zu kennen.

sie aus ihrer vertieften Natur heraus reden und handeln zu lassen, wird ihnen Gelehrsamkeit und Geistreichigkeit äußerlich aufgeklebt in den mit klassischen und sonstigen gelehrten Anspielungen gespickten Selbstgesprächen, in denen sie vor jedem folgenschweren Entschluß, nach jedem für sie bedeutsamen Geschehnis mit sich zu Rate gehen. Die englischen Novellisten, Riche, Greene, Lodge u. a., ahmen, wie alles Italienische, auch diesen dichterischen Unfug nach, und in Lylys Euphues werden diese ewigen Selbstgespräche bis zu einer unerträglichen Langweiligkeit ausgesponnen. Dennoch muß die Menschheit damals an diesen von der Charakteristik losgelösten psychologischen Auslassungen Gefallen gefunden haben, sonst wären sie nicht allgemein verbreitet gewesen und in das Drama übergegangen. Eine andere Erklärung finde ich für die langen Selbstgespräche in Heinrich VI., Richard III., Richard II. (besonders das am Schluß), Heinrich IV. und V. und Othello (Jago) nicht, als daß unser sonst so erleuchteter Dichter ein Opfer dieser herrschenden dichterischen Unsitte geworden ist. So erhalten die langen Monologe am Ende von 3 Heinrich VI. und am Beginn von Richard III. „ihre künstlerische Berechtigung durch die Charaktergröße des fürstlichen Verbrechers“ nicht; sie sind dichterisch illegitim und um so mehr zu bedauern, als dieser Dichter uns mit seiner überlegenen Kraft und Kunst gleichzeitig auf Schritt und Tritt zeigt, wie diese überflüssigen, störenden Zutaten zu vermeiden sind. Berechtigt ist der Monolog nur, wo ein nicht zurückzudämmender innerer Ausbruch vorliegt. Und so halte ich im Gegensatz zu Schmidt den ganz kurzen Schlußmonolog von 1 Heinrich VI. für durchaus an der Stelle und sehr hübsch, obgleich er einen Zukunftsplan enthält. Suffolk hat soeben die schöne, stolze Margarethe angeblich für seinen jungen König, in Wirklichkeit für sich gewonnen, und nun kann er sein Glücksgefühl nicht mehr beherrschen; das Frohlocken des Gelingens schäumt über in einem treffenden, klassischen Vergleich:

> Suffolk, der Sieg ist dein: so geh du hin,
> Wie einst nach Griechenland der junge Paris,
> Mit Hoffnung ähnlichen Erfolgs im Lieben,
> Doch bessern Ausgangs, als der Troer hatte.
> Margareta soll den König nun beherrschen,
> Ich aber sie, den König und das Reich.

Das Kapitel „Schauspielerische Elemente der Sprache“ halte ich für verfehlt. Schmidts schauspielerische sind in Wahrheit dramatische Elemente der Sprache, die jedem echten Dramatiker in

der Anschaulichkeit und Schlagkraft der Rede und den scharfen Hieben des Dialogs zu Gebote stehen. Es ist kolossal wirksam, wenn Othello ruft: „Blick her, Jago, so blas' ich meine Liebe in die Winde“ — nun fährt ein zischender Hauch aus seinem Munde, und er schlägt ihm mit den Armen nach, wie um einen häßlichen Dunst zu vertreiben — „sie ist hin.“ Es ist ein hübsches Bild, wenn der übermütige Gratiano Bassanio verspricht, sich in Belmont fein manierlich zu benehmen, und dann gleich in Wort und Gebärde den nüchternen Philister spielt. Es läßt sich gar keine packendere Darstellung des Wesenswandels Hamlets denken als durch den Bericht Ophelias von der stummen Szene, die sie eben mit ihm erlebt hat; würde diese Szene auf der Bühne vorgeführt, so würde sie nicht einen halb so tiefen Eindruck machen, als wenn Ophelia entsetzensvoll hereinstürmt und ihrem Vater Hamlets Kleidung, Haltung, Miene und stummes Spiel entgeistert schildert. Aber was soll das beweisen? Daß Shakspere Schauspieler war? — Es beweist nur, daß er ein großer dramatischer Dichter war, der die Erzeugnisse seiner Phantasie, Gestalten und Handlungen, haarscharf, als wirklich vor sich sah, ehe er sie zu Papier brachte, und daß diese nur erzählte Szene mit allen kleinsten Nebenumständen ihm so deutlich vor Augen stand wie die auf die Bühne gestellten. Man denke doch nur an Otto Ludwig, der kein Schauspieler und wenig bühnenkundig war: sobald eine dramatische Idee in ihm feste Form annahm, hatte er, wie er sagt: „leidend“ und unter dem Druck einer „Beängstigung“ die Vision von dunklen Figuren, die vor einem farbigen Nebel zuerst einzeln in pathetischen Stellungen und Gebärden, dann in plastisch bewegten Gruppen Szenen seines Ideendramas aufführten bald aus dem Anfang, bald aus dem Ende, also ohne zusammenhängende Reihenfolge — es waren offenbar Höhepunkte der Handlung*), die ordnungslos vor ihm aufleuchteten. Daraus ergibt sich, wie falsch es ist, wenn Schmidt in dem folgenden Kapitel sagt, daß „das mimische Talent den Dichter das in der Phantasie Geschaute schon in der Konzeption unmittelbar mit dem daraus zu gestaltenden Bühnenbilde vereinigen ließ“. Was hatte Shakspere denn in der Phantasie geschaut? Dasselbe, wenn auch vielleicht ohne die Farbenempfindung Otto Ludwigs: scharfgezeichnete Menschengestalten in den verschiedensten Situationen und handelnde Menschengruppen, d. h. Szenenbilder, die ihn in ihrer Vielgestaltig-

*) S. meinen Aufsatz über O. Ludwig in dieser Zeitschrift (Bd. 96. S. 459).

keit und in ihrem Durcheinander zunächst bedrückt, „beängstigt" haben werden. Dasselbe tut auch der mimische Künstler: Reinhardt schaut die lebensvollen Figuren, die bewegten Szenen, das Lokal, in dem sie sich abspielen, ehe er sie in die Wirklichkeit überträgt, zuerst in seiner Phantasie; und sicher ist er dabei nicht ruhig, sondern aufgeregt. Dieses Stadium des Vorausschauens durchlebt jeder Künstler, der immer ein Seher ist, auch der musikalische und der bildende, vor der Geburt eines Kunstwerks; ich möchte sagen, es sind die Schwangerschaftsbeschwerden der Phantasie, ehe sie ihre Kinder zur Welt bringt. Daß mit diesem Schauen des Dramatikers oder des Mimen die Vortrefflichkeit des Dramas oder der Bühnenverkörperung schon verbürgt sei, daran ist natürlich nicht zu denken; denn die Hauptarbeit kommt noch: die Herausgestaltung des Phantasiegebildes in die sichtbare Wirklichkeit, an welcher erst der Maßstab der dem Künstler angeborenen Kraft zutage tritt; die Lebhaftigkeit der Phantasie mag sehr groß sein, und die Gestaltungskraft doch nicht bedeutend. Deshalb möchte ich auf die Tätigkeit der schauenden Phantasie geringeres Gewicht legen, als Schmidt es tut. Alles, was er in dem von seinen Beobachtungen erfüllten Kapitel „Bühnenwirksamkeit" für den Schauspieler zu sagen vermeint, auch das wundervolle Zitat aus Eduard Devrients Geschichte der Schauspielkunst, trifft den dramatischen Dichter. Daß ein solcher nicht der schauspielerischen Begabung bedarf, um das Höchste in seiner Kunst zu leisten, zeigen Schillers Räuber, eines der größten Dramen der Weltliteratur, das, in jeder Szene, in jeder Gestalt, ja in jedem Wort bühnenwirksam, doch von einem bühnenunkundigen Jüngling gedichtet ist.

Etwas im Widerspruch mit dieser seiner Theorie steht es, wenn Schmidt von dem Schauspieler Shakspere nicht viel hält. Shakspere habe „selbst gefühlt, daß er als Schauspieler minder bedeutend war, und keine seiner Heldenrollen selber dargestellt". Worauf beruht diese vielfach vertretene Ansicht? — Wir haben die kaum zu beanstandende Nachricht von seinem Zeitgenossen John Davies, der in seinen Die Geißel der Torheit betitelten Epigrammen (1610) sagt, daß Shakspere „königliche Rollen gespielt" habe. Ist das ein unbedeutender Schauspieler, der etwa den Prospero im Sturm, den Leontes im Wintermärchen oder Heinrich IV. spielte? Nach Rowe, seinem ersten Herausgeber (1709), soll er den Geist im Hamlet gespielt haben. Ist es leicht, tiefe Empfindungen verschleiert darzustellen? — Aber die Nachricht ist unsicher, Rowe

nennt keine Quelle; es mag also nur Gerede über Shakspere sein, wie manches andere. So auch die dritte Nachricht — mehr gibt es nicht —, nach welcher Shakspere den alten Adam in Wie es euch gefällt gespielt haben soll. Aber der Antiquar Oldys, der sie im 18. Jahrhundert aufgebracht hat, kann seine Quelle nicht nennen; und der Bruder Shaksperes, Gilbert, der sie einige Jahre nach der Restauration — sagen wir 1663 — erzählt haben soll, müßte damals 97 Jahre alt gewesen sein. Diese historisch unverbürgte und durch diese Art der Herkunft unglaubwürdige Geschichte, die immer nachgebetet worden ist, scheint mir der einzige Grund zu sein für die Annahme, daß Shakspere nur ein unbedeutender Schauspieler gewesen sei. Das ist aber aus der einzigen verläßlichen Nachricht von seinen Königsrollen durchaus nicht zu schließen. Daß er kein Burbage oder Allen gewesen ist, scheint sicher zu sein; denn die Berühmtheit jener hat er in seiner Zeit nicht gehabt. Daß er darum der Anlage nach ein sehr viel weniger bedeutenden Künstler gewesen sei, ist darum schon nicht zu folgern, weil zur Ausübung dieser Kunst nicht bloß innere, sondern auch körperliche Eigenschaften gehören. Seine mächtigen, aber keineswegs feinen Züge mit der großen, fleischigen Adlernase machten ihn für jugendliche Liebhaber ebenso unmöglich wie für verschmitzte Intriganten; hatte er eine tiefe Baßstimme, so konnte er Könige und Feldherrn gewiß spielen, den Hamlet nimmer. Hätte man gar keine Nachrichten über seine Kunstübung, so würde man — unberechtigterweise! — aus Hamlets Rede an die Schauspieler sicher gefolgert haben, daß er ein bedeutender Schauspieler gewesen sein müsse; nun haben wir bloß die Nachricht von seinen Königsrollen, daraus kann niemand schließen, daß er ein unbedeutender Schauspieler war.

Koalitions- und Gewerkschaftsprobleme.

Von

Heinrich Herkner.

I.

Ueber die Organisationsbewegung der Arbeitgeber, Angestellten und Arbeiter wurde früher im Reichs-Arbeitsblatt in einzelnen Aufsätzen berichtet. Mit den Jahren und durch die sich immer rascher entfaltenden Verbände ist der Stoff allmählich so stark gewachsen, daß eine erschöpfende Behandlung in diesem Rahmen nicht mehr möglich war. So wurde erstmals 1911 das gesamte Material unter dem Titel „Die Verbände der Arbeitgeber, Angestellten und Arbeiter im Jahre 1911" im 6. Sonderhefte zum Reichs-Arbeitsblatte zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefaßt. Praxis und Wissenschaft dürfen für diese Neuerung dankbar sein. Für 1912 *) ist das begonnene Werk in der Weise fortgesetzt worden, daß auch die bei den Verbänden hervortretenden Konzentrationsbestrebungen klargelegt wurden. Ferner erfuhr die Darstellung der unabhängigen Vereine und der wirtschaftsfriedlichen Arbeitervereine und -verbände eine wichtige Erweiterung. Es wird nicht mehr nur die Zahl der Mitglieder, die Gesamteinnahme und Gesamtausgabe sowie das Vermögen ohne weitere Untergliederung gegeben, sondern erstmals versucht, ähnlich wie bei den Gewerkschaftsnachweisen, die Ausgaben nach den verschiedenen Unterstützungseinrichtungen und sonstigen Zwecken getrennt darzustellen, sodann aber auch bei den Mitgliederzahlen und den Einnahmen einzelne wichtigere Einzelheiten herauszuarbeiten.

---

*) Die Verbände der Arbeitgeber, Angestellten und Arbeiter im Jahre 1912. 8. Sonderheft zum Reichs-Arbeitsblatte. Berlin, C. Heymann, 1914. 55 u. 67 S. 3.20 M.

Trotz dieser anerkennenswerten Bemühungen bietet die amtliche Erhebung noch ein recht verschiedenes Maß von Aufklärung über die einzelnen Verbandsgruppen. Bei den Arbeitgeberverbänden kommt man über Angabe der Berufsgruppe, Mitgliederzahl und Zahl der beschäftigten Arbeiter nicht viel hinaus. So waren 1913 145 000 Unternehmer in Arbeitgeberverbänden vereinigt. Sie beschäftigten zusammen 4,6 Millionen Arbeiter; 1910 wurden dagegen nur 115 000 Mitglieder und 3,3 Millionen Arbeiter ermittelt. Es liegen also erhebliche Fortschritte vor. Durch die am 5. April 1913 erfolgte Zusammenlegung des „Vereins" und der „Hauptstelle" deutscher Arbeitgeberverbände in die „Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, Berlin", haben die Arbeitgeber eine Konzentration erlangt, von der die Arbeiterverbände noch weit entfernt sind. Auch die mit den Arbeitgeberverbänden in mehr oder minder enger Verbindung stehenden besonderen Streikentschädigungs-Gesellschaften schreiten rüstig voran. An die 20 Streikentschädigungs-Gesellschaften waren 1912 32 082 (1911: 30 132) Mitglieder angeschlossen. Gegenüber dem Vorjahre ergab sich also ein Mehr von rund 2000 Mitgliedern mit 100 000 Arbeitern. Noch günstiger lautet das Ergebnis für die Arbeitgeber, wenn man die bei Arbeitgeberverbänden überhaupt vorhandene Streikversicherung berücksichtigt. Da stieg die Zahl der angeschlossenen Mitglieder von 49 781 im Jahre 1911 auf 61 973 im Jahre 1912, die der beschäftigten Arbeiter von 2,64 auf 2,87 Millionen. Die Zahl der durch Arbeitsnachweise der Arbeitgeberverbände vermittelten Stellenbesetzungen stieg von 899 753 im Jahre 1910 auf 1 307 753 im Jahre 1912.

Die Mitgliederzahl der Angestelltenverbände stieg 1912 auf 907 383, darunter 788 911 Angestellte. Es gibt eben einige Verbände, welche nicht nur Angestellte, sondern auch Selbständige als Mitglieder zulassen.

Die freien Gewerkschaften zählten Ende 1912 2 583 492 Mitglieder, 80 375 597 M. Einnahmen, 61 238 421 M. Ausgaben und 80 833 168 M. Vermögen. Im Jahre 1905 betrugen die entsprechenden Ziffern 1 429 303, 27 812 257, 25 624 234 und 19 635 850. Ein Zuwachs an Mitgliedern von mehr als einer Million und eine Vermehrung des Vermögens von rund 60 Mill. Mark in sieben Jahren, das sind Erfolge, die von der geradezu elementaren Wucht der Bewegung ein imposantes Zeugnis ab-

legen. Auch die christlichen Gewerkschaften dringen vor: 1905 191 690, 1912 350 930 Mitglieder. Die Hirsch-Dunckerschen Vereine scheinen nicht recht leben und nicht sterben zu können. Von einem Mitgliederstande in der Höhe von 117 097 im Jahre 1905 sind sie auf 109 225 im Jahre 1912 herabgeglitten.

Dagegegen zählten die sogenannten „gelben" Vereine nach den Ermittelungen der Reichsstatistik 1912 231 048 Mitglieder, standen also an ziffermäßiger Bedeutung zwischen den christlichen Gewerkschaften und den Hirsch-Dunckerschen Vereinen.

Die deutschen Berufsverbände haben mit verwandten Vereinigungen des Auslandes vielfache Beziehungen angeknüpft. Auch diese interessante Seite der Entwicklung wird von der Reichsstatistik klarzulegen gesucht.*) Die Beziehungen bezwecken bald Vereinbarungen zur Regelung der Arbeitsverhältnisse, bald Unterstützungen bei Arbeitskämpfen oder die Gewährung und Erhaltung von Vorteilen für diejenigen Mitglieder, die auswandern. Hier handelt es sich weniger um statistische Ergebnisse im engeren Sinne des Wortes, als um eine Beschreibung der getroffenen Einrichtungen und der Erfolge, die sie erzielt haben.

In einem seltsamen Kontrast zu dem kräftig pulsierenden Leben der Verbände aller Richtungen steht der Zustand des Rechts, in dessen Rahmen ihre ganze Wirksamkeit erfolgt.

II.

Angesichts der leidenschaftlichen Agitation, die mächtige Unternehmerverbände zugunsten eines verschärften Schutzes der Arbeitswilligen, bezw. eines gesetzlichen Streikposten-Verbotes, betrieben, mußte man sich einigermaßen wundern, daß die Gewerkschaften nicht allzu viel unternahmen, um den Ansturm, der sich für sie immer bedrohlicher gestaltete, wirksam abzuwehren. Oder waren sie nach der ganzen Lage der Dinge dazu gar nicht imstande? In unbeteiligten Kreisen hat diese Annahme gewiß viele Anhänger gefunden.

Prüft man die vor kurzem erschienene, im Auftrage der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands bearbeitete

*) Die internationalen Beziehungen der deutschen Arbeitgeber-, Angestellten- und Arbeiterverbände. 9. Sonderheft zum Reichs-Arbeitsblatte. Berlin, C. Heymann, 1914. 133 S. 3,20 M.

Schrift Nestriepkes*), so wird man zögern, sich auf diesen Standpunkt zu stellen. Es kam den Gewerkschaften sowie es scheint vor allem darauf an, eine besonders wirkungsvolle Kundgebung zu erzielen, mochte deren Vorbereitung auch längere Zeit notwendig machen. Gewiß, es handelt sich um eine Partei- und Tendenzschrift so gut wie auf Seite der Arbeitgeberverbände, aber doch um eine sehr sorgfältig redigierte und eine Fülle höchst beachtenswerter Materialien enthaltende Tendenzschrift. Es wird durchaus nicht in Abrede gestellt, daß streikende Arbeiter schwere Ausschreitungen gegen Arbeitswillige begehen (S. 159). Die von der Gegenseite veröffentlichten Fälle werden nur vereinzelt kritisiert, also der Hauptsache nach als zutreffend anerkannt.**) Man stellt ihnen nur eine schwere Menge anderer Fälle gegenüber, welche beweisen, daß auch die Arbeiter gegen die bestehende Gesetzgebung und deren Ausführung durch Justiz und Verwaltung Klage zu führen wohl berechtigt sind.

Die Gesetzgebung selbst ist oft genug kritisiert worden. Sie erklärt alle Koalitionen für unverbindlich, sie bestraft durch Sonderverbote nur den Zwang, der zugunsten der Koalitionen ausgeübt wird, nicht aber die Koalitionsbehinderung, welche die Arbeitgeber oft gegen organisationslustige Arbeiter durchzusetzen suchen. In schroffem Gegensatze zu dieser Stellungnahme steht dann der Organisationszwang, welchen die Handwerksmeister durch Einführung einer Zwangs-Innung geltend machen können. Und da Kartelle nicht unter die Koalitionsbestimmungen der Gewerbe-Ordnung fallen, begegnen auch die Unternehmerorganisationen bei ihrem Kampfe gegen die Außenseiter keinen nennenswerten zivil- und strafrechtlichen Hindernissen. Das alles ist bereits durch Kestners Werk über den Organisationszwang in so einleuchtender Weise auseinandergesetzt worden, daß man nichts weiter mehr darüber zu sagen braucht.

Dagegen bildet die Rechtsprechung in Koalitionsfragen eine ständige Bedrohung eines der höchsten Güter des Staatslebens, des Vertrauens in die Sachkunde, in die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit der Gerichte. Nicht etwa, daß bewußte und beabsichtigte Rechtsbeugungen im Klasseninteresse vorliegen würden.

*) Das Koalitionsrecht in Deutschland. Gesetze und Praxis. Von Dr. S. Nestriepke. Berlin, Verlag der Vorwärts-Buchhandlung, 1914.

**) Eine Ausnahme bilden einige in der Tagespresse mitgeteilte Terrorismusfälle (S. 160 ff.), die entweder glatt erfunden oder arg entstellt worden sind.

Das wird nicht einmal von dem Verfasser der vorliegenden Schrift behauptet. Aber die Rechtsprechung ist tatsächlich so schwankend, so widerspruchsvoll, so formalistisch und weltfremd, daß die Verurteilten mehr das Gefühl eines Unglücks als das einer wohlverdienten Strafe beherrscht.

Die Materialien werden allerdings nicht immer in formell unanfechtbarer Weise vorgeführt. Es erfolgen auszugsweise Mitteilungen nach Presse-Berichten, wo man den ganzen Wortlaut der Urteile sehen möchte. Aber die Mitteilungen werden doch vielfach aus einer sehr ernst zu nehmenden Presse, wie z. B. der Sozialen Praxis, angeführt, und in der Behandlung von Boykott, Sperre und Aussperrung bildet das vorzügliche Werk des Kieler Juristen Maschke die wesentlichste Grundlage. Mag man aber immerhin den einen oder anderen Fall beanstanden, was übrig bleibt, ist gerade genug, um die absolute Unhaltbarkeit des bestehenden Rechtszustandes zu erweisen.

Die entscheidende Frage ist nicht so sehr die, ob der Staat den Organisationszwang mehr oder weniger einschränkt. Darüber werden die Meinungen immer stark auseinandergehen. Jedermann wird aber wünschen müssen, daß die Grenzen klar und deutlich, auch für das Verständnis des Mannes aus dem Volke, festgesteckt und daß wesensgleiche Vorgänge durchaus dem gleichen Rechte unterworfen werden. Von der Erfüllung dieser elementaren Forderungen sind wir heute aber weit entfernt.

Hier wird von der Polizei in zwei oder drei Männern, die Streikposten stehen, ein nicht zu duldendes Verkehrshindernis erblickt, auch wenn es sich um eine menschenleere, breite Straße handelt, während dort in keiner Weise gegen die Posten vorgegangen wird. Einmal gilt die Ankündigung eines Streiks als schwer zu bestrafende Erpressung, das anderemal als eine wohlgemeinte, keineswegs strafbare Warnung. Ein Urteil des Reichsgerichts erklärt Tarifgemeinschaften als unverbindliche Koalitionen, ein anderes leitet weitgehende zivilrechtliche Folgen aus derartigen Kollektivverträgen ab. Lange Zeit wird in der Rechtsprechung auch vom Reichsgericht „Idealkonkurrenz" angenommen, wenn dieselbe Handlung sowohl gegen § 153 der G.O. als auch gegen das allgemeine Strafrecht verstößt. Seit 1910 erklärt das Reichsgericht, daß nicht „Idealkonkurrenz", sondern nur „Gesetzkonkurrenz" in Frage käme und der § 153 G.O. subsidiären Charakter besitze (S. 113 ff.). Diese Auffassung gestattet, den Beleidiger eines

Arbeitswilligen zu einer Geldstrafe zu verurteilen, während zuvor nur Freiheitsstrafen in Betracht kamen. Die bayerische Justiz beharrt indeß auch jetzt noch bei der früheren Auffassung.

Abgesehen von den Materialien, welche die Widersprüche der Rechtsprechung bezeugen, scheinen mir die Ausführungen über das gewerbsmäßig organisierte Streikbrecherwesen (S. 89—99) besonderes Interesse zu verdienen. Wenn von Arbeitswilligen die Rede ist, so denkt der Laie vor allem an die braven, fleißigen, soliden Elemente in der Arbeiterschaft, die es ablehnen, an den „frivolen" Streiks der „Roten" teilzunehmen. Er weiß nichts von den immer zahlreicher werdenden Bureaus, die „durch die ausgedehnten Verbindungen" in der Lage sind, „in zirka 8 Tagen bis 6000 Leute nach dem In- und Ausland zu stellen". „Durch die weitverzweigten Verbindungen der Bureaus kommen Entfernungen nicht in Betracht, da jede gewünschte Zahl der Leute, gleichviel welcher Branche, nach dem In- und Auslande vermittelt wird." So verkünden wenigstens die Reklamen der Bureaus. Tatsächlich gehören diese Arbeitswilligen nicht selten der Branche der Abenteurer und Radaubrüder an, denen es weniger darauf ankommt, die Arbeit der Streikenden zu tun, als die Streikenden zu verprügeln. Manche dieser Leute haben bereits ein stattliches Register von Vorstrafen wegen Betrug, Unterschlagung, Erpressung, Notzucht usw. aufzuweisen. Sogar der Inhaber eines solchen Bureaus, das sich als „Größtes Bureau Deutschlands für Streikangelegenheiten" bezeichnete, wurde wegen Betrügereien zu acht Monaten Gefängnis verurteilt.

Im übrigen verdienen (S. 121 ff.) die zahlreichen Mißgriffe volle Beachtung, die bei der Aburteilung der Streikvergehen während des Bergarbeiter-Ausstandes im Ruhrrevier 1912 begangen worden sind, weil im Interesse der von den Arbeitgebern gewünschten raschen Justiz allerlei Vorschriften der Strafprozeßordnung tatsächlich nicht mehr eingehalten wurden.

Dagegen werden die Klagen des Verfassers (S. 184 ff.) darüber, daß man wieder versucht, die Gewerkschaften als politische Vereine hinzustellen, keinen großen Eindruck machen. Ueberhaupt scheint er nicht einzusehen, daß die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter so manchen Nachteil, der ihnen durch Polizei und Justiz zugefügt wird, durch ihre enge Verbindung mit der parteipolitischen Betätigung der Sozialdemokratie selbst verschuldet haben. Auch zum Beweise

des „Terrorismus", welchen Arbeitgeber zugunsten der gelben Vereine ausüben (S. 204 ff.), wird wenig und kaum etwas Neues beigebracht. Wichtiger sind die Nachweise, daß noch zahlreiche Unternehmungen jede selbständige berufliche Organisation ihrer Arbeiter und Angestellten, gleichviel welcher Richtung, verbieten.

Ungeachtet der bezeichneten Mängel wird niemand, der den Grundsatz des Audiatur et altera pars hochhält, an der Veröffentlichung vorübergehen dürfen: Sie wird auch dem willkommen sein, der sich über diese höchst aktuellen Fragen noch eingehender informieren will, als es die ausgezeichneten, gedankenreichen Referate*) Prof. Dr. W. Zimmermanns-Berlin auf dem Nürnberger Evangelisch-Sozialen Kongresse und Prof. Dr. G. Keßlers auf der Berliner Tagung der Gesellschaft für soziale Reform gestatten.

III.

Ebenso unzulänglich wie das Kriegsrecht ist aber auch das Friedensrecht der Berufsverbände, das Recht der Arbeitstarifverträge, trotzdem nach den amtlichen Ermittelungen**) am 31. Dezember 1912 10 739 Tarifgemeinschaften im Deutschen Reiche bestanden. An ihnen waren 159 930 Betriebe und 1 574 285 Arbeiter beteiligt. Noch immer weiß aber unser positives Recht nichts vom Arbeitstarifvertrage, und die Gerichte geraten in arge Verlegenheit, wenn sie den streitenden Parteien sagen sollen, wen und zu was diese Verträge eigentlich verpflichten. Bald erscheinen ihnen nur die Verbände, bald nur deren Mitglieder, bald Verbände und Mitglieder zugleich als Kontrahenten und für die Erfüllung haftbar. Wenn aber einzelne tarifgebundene Arbeiter und Arbeitgeber in ihren individuellen Arbeitsverträgen noch unter die Normen des Tarifs gehen, wenn also eine sogenannte Abbingung stattfindet, so wird auch diese mehr und mehr als rechtsgültig anerkannt. Wie man die Verbände haftbar machen kann, nach-

*) Die Verhandlungen des 25. Ev.-Soz. Kongresses in Nürnberg. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1914. S. 109—131.

**) Vgl. die vorzügliche Publikation der Abteilung für Arbeiterstatistik im Kaiserl. Statist. Amte: Die Tarifverträge im Deutschen Reiche am Ende des Jahres 1912 (7. Sonderheft zum Reichs-Arbeitsblatte). Berlin, C. Heymann, 1913. 77 u. 272 S. 8,80 M. Diese Statistik bildet die erste vollständige Bestandsstatistik der geltenden Tarifverträge. Es wurden nicht nur die im Berichtsjahr in Kraft getretenen Tarifverträge, sondern sämtliche an dem Stichtage (31 12 1912) in Geltung befindlichen Verträge zur Darstellung gebracht. Besonders hervorzuheben ist noch, daß auch Vergleichsmaterial aus der Arbeiterstatistik des Auslandes herangezogen wird.

dem der Art. 152 G.O., dem sie unterstehen, ausdrücklich jedem Teilnehmer den Rücktritt freistellt und Klage sowie Einrede aus derartigen Verabredungen ausschließt, ist gleichfalls nicht ganz leicht zu begreifen. Um so begreiflicher sind angesichts des Versagens von Gesetz und Gericht die Bemühungen der Parteien, durch Schiedsgerichtsverträge die Arbeitstarifverträge den ordentlichen Gerichten größtenteils zu entziehen. Durch dieses Auskunftsmittel gelingt es der Praxis hier eher als bei dem Koalitionsrechte, sich über die Mängel der Gesetzgebung hinwegzuhelfen.

Immerhin wird dieser für unsere Gerichte nicht sehr schmeichelhafte Zustand doch einmal durch ein positives Tarifvertragsrecht geordnet werden müssen. Die Gesellschaft für die soziale Reform hat deshalb durchaus im öffentlichen Interesse gehandelt, als sie nicht nur auf Grund vortrefflicher, von Prof. Zimmermann organisierter Erhebungen den bestehenden Wirrwarr der juristischen Doktrinen und gerichtlichen Urteile anschaulich zur Darstellung bringen ließ, sondern auch hervorragende Fachmänner veranlaßte, Gutachten über die beste Lösung der obwaltenden Schwierigkeiten auszuarbeiten. Obwohl die Arbeitgeberverbände sonderbarerweise, abgesehen von zwei Ausnahmen, ihre Mitwirkung ablehnten, ist durch juristische Spezialisten, Gewerberichter, Angestellten- und Arbeiterverbände doch soviel zur Aufklärung beigesteuert worden,*) daß der Düsseldorfer Generalversammlung der Gesellschaft (1913) für die Beratungen ein sicheres Fundament zu Gebote stand.

Im übrigen haben diese Verhandlungen, an denen übrigens auch leitende Persönlichkeiten der freien Gewerkschaftsbewegung teilnahmen, wieder gezeigt, daß die Arbeitgeber-Vertreter noch immer glauben, es sei mit der rechtlichen Ordnung der ganzen Materie eine Art Druck zum Abschluß von Tarifverträgen überhaupt beabsichtigt. Es fällt ihnen schwer, die rein juristische Frage, welche rechtlichen Verpflichtungen ein tatsächlich abgeschlossener Tarifvertrag hervorbringt, von der sozialpolitischen Frage scharf

*) W. Zimmermann, Rechtsfragen des Arbeitstarifvertrags. Haftung, Abdingbarkeit, bearbeitet auf Grund einer Umfrage des Arbeitsrechts-Ausschusses der Gesellschaft für soziale Reform. Jena, G. Fischer, 1913, und H. Sinzheimer, Rechtsfragen des Arbeitstarifsvertrags. Brauchen wir ein Arbeitstarifgesetz? Ebenda, 1913. Sinzheimer, der Verfasser des „Korporativen Arbeitsnormenvertrags" (2 Bde. 1907/1908), eines der scharfsinnigsten Werke der juristischen Tarifsvertrags-Literatur, bietet hier teils ein höchst willkommenes, auch dem Laien verständliches Resumé der Ausführungen seines Hauptwerkes, teils eine Fortsetzung seiner eindringenden Studien.



Behauptungen Webers durchaus mit sachlichen Argumenten zurückgewiesen. Weber macht übrigens nicht den geringsten Versuch, seine Ergebnisse aufrecht zu erhalten. Er beweist weder, daß Proudhons System der ökonomischen Widersprüche doch, wie er angegeben hatte, vom Grafen St. Simon verfaßt worden ist, noch daß Englands Arbeiterschutz „in den ersten Anfängen" sich befinde, noch daß Englands Volkswirtschaft stagniere, noch daß die englischen Gewerkschaften im letzten Jahrzehnt weder an Mitgliederzahl noch Einkommen wesentlich vorwärts gekommen seien, noch daß der Unterschied zwischen Reich und Arm mehr auf äußerem Glanze als auf greifbaren Vorzügen beruhe usw.

Ich habe seinen wissenschaftlichen Standpunkt, nicht seine persönliche praktische Gesinnung, als „kapitalfreundlich-manchesterlich" bezeichnet, und zwar deshalb, weil er, wenn er von üblen Seiten des Koalitionswesens spricht, immer auf die Arbeiterberufsvereine, nicht aber auch auf Arbeitgeberverbände und Kartelle Bezug nimmt. Weber ist nicht imstande, diesen Vorwurf zu entkräften.

Im übrigen haben nicht nur ich, sondern auch andere aus dieser Haltung Webers auf eine gewisse Abneigung gegen die Gewerkschaften geschlossen. Weber verwahrt sich dagegen durch ein Zitat aus „Kapital und Arbeit" (S. 528), in dem den Gewerkschaften auch sozial günstige Folgen nachgerühmt werden. Diesen Aeußerungen lassen sich aber viele andere entgegenstellen, welche über die Gewerkschaften recht ungünstig urteilen:

„Wenn die Arbeiter ihre Streikerfolge zuguterletzt vorwiegend erzielen nicht auf Kosten der Reichen, sondern auf Kosten der Minderbemittelten, dann wird doch ein großer Teil der Sympathie der öffentlichen Meinung, die heute mit Vorliebe auf seiten der Gewerkschaften steht, sich in Gleichgültigkeit verwandeln, vielleicht sogar auch in Antipathie, und auch im Lager der Arbeiter werden wenigstens diejenigen, die christliche Grundsätze im Kampfe vertreten wollen, doppelt ernst überlegen müssen, ob von ihrem Standpunkt aus ein Streik gerechtfertigt ist oder nicht." (S. 543.)

„Je mehr durch die Folgen der fortdauernden Kämpfe (Preisverschiebungen, Produktionsänderungen, Wertvernichtung, Rückgang der Intensität der Arbeit, Rückgang der Unternehmer- und Erfinderlust) auch in Deutschland eine ähnliche Stagnation der Volkswirtschaft eintritt, wie sie jetzt bereits in England Wirklichkeit geworden ist, um so mehr werden es die Arbeiter empfinden, daß der gewerkschaftliche Kampf nicht zum Ziele führt." (S. 569.)

Ob die aufgestellten Behauptungen materiell richtig sind, mag hier dahingestellt bleiben.*) Wer sie aber, wie natürlich Weber, für richtig hält, muß logischerweise die gewerkschaftliche Wirksamkeit ablehnen. Will Weber trotzdem für gewerkschaftsfreundlich gelten, so liegt offenbar eine Antinomie zwischen seiner Theorie und seiner praktischen Gesinnung vor. **Video meliora proboque detoriora sequor!**

Weber beklagt sich darüber, daß ich zwar seine Aeußerungen über die Folgen erzwungener Lohnerhöhungen aus methodologischen Gründen ablehne, aber nicht einmal versuche, in meiner Kritik „in tiefergrabender, eingehender Antikritik lange Versäumtes nachzuholen". Da scheint mir Weber die Probleme, um die es sich handelt, doch gewaltig zu unterschätzen, wenn er glaubt, man könne sie so nebenher in einer Buchbesprechung, die sich nicht einmal ausschließlich an die engeren Kreise der gelehrten Fachgenossen wendet, abmachen. Ich werde auf diese Dinge an einem mir geeigneter erscheinenden Platze, nämlich in einer bevorstehenden neuen Auflage meines Handbuchs der Arbeiterfrage, zurückkommen.

Einstweilen möchte ich aber nicht unterlassen, auf eine Schrift E. Rothschilds**) hinzuweisen, welche immerhin als ein anregender Beitrag zur Erörterung dieser Probleme angesehen werden darf. Der Verfasser bietet namentlich in dem sehr beachtenswerten vierten Kapitel seiner Studie eine scharfsinnige und zum Teil originelle Gedanken enthaltende Analyse der Vorgänge, die den „Marktkampf der Verbände" darstellen. Er hat jedenfalls im Gegensatze zu Weber insofern eine richtige Position gewählt, als er nicht die Arbeiterkoalitionen für sich allein, sondern in ihrem Zusammenhange mit anderen organisierten Preiskampfparteien untersucht.

V.

Neben der allgemeinen Fragen gewidmeten Gewerkschaftsliteratur steht auch die einzelnen Verbänden oder besonderen Fragen

*) Die von Weber behauptete Stagnation der englischen Volkswirtschaft ist mit der Tatsache schwer zu vereinbaren, daß der Gesamthandel Englands 1904 18,809 Mill. M., 1913 aber 28644,7 Mill. M. betrug.

**) E. Rothschild, Kartelle, Gewerkschaften und Genossenschaften. Versuch einer theoretischen Grundlegung der Koalitionsbewegung. Berlin, J. Springer, 1912 143 S. Vgl. auch die den Standpunkt eines Kartell-Spezialisten zum Ausdruck bringende, in diesen Jahrbüchern (Bd. 153, S. 535—537) enthaltene Besprechung Prof. K. Wiedenfelds.

gewidmete Spezialliteratur in voller Blüte. Eine der erheblichsten Leistungen dieser Art bildet der zweite, 1913 erschienene*) Band des Hue'schen Bergarbeiterbuches. Hue gehört zu denjenigen deutschen Gewerkschaftsführern, deren Name auch außerhalb der Partei, der er angehört, einen guten Klang besitzt. Bei aller Achtung vor dem großen Fleiße und der rückhaltlosen Hingabe an die gestellte Aufgabe, die auch diesen Teil des bereits in den Preußischen Jahrbüchern Bd. 149, S. 345, gekennzeichneten Werkes auszeichnen, kommt hier doch der Parteimann, der offizielle Vertreter des sozialdemokratischen Bergarbeiterverbandes, so stark zur Geltung, daß man seine, übrigens oft allzu breiten Darlegungen nur mit großer Vorsicht für wissenschaftliche Zwecke verwenden kann.

Auch in dem „Kampf um das Glück im modernen Wirtschaftsleben" des belgischen Ordensgeistlichen Dr. V. Missiaen**) läßt sich eine Parteitendenz, hier die katholische, nicht verkennen. Es handelt sich um eine deutsche Uebersetzung des zweiten Teiles eines in französischer Sprache erschienenen großen Werkes Missiaen': „L'appauvrissement des masses. Essai de critique sociale." (Louvain 1911). Gilt es hier vor allem die marxistische Verelendungstheorie unter Bezugnahme auf ein sehr beträchtliches induktives Material als unrichtig zu erweisen, so will der „Kampf um das Glück" dartun, daß der zweifellos eingetretenen wirtschaftlichen Hebung der Arbeiterklasse keine entsprechende Zunahme an innerem Glück und Seelenfrieden gefolgt ist. Trotz äußerer Bereicherung ist innere Verarmung eingetreten. Bei der Schilderung dieser Verarmung geht es nicht ohne starke Uebertreibungen und eine sehr einseitig gehaltene Auswahl des Stoffes ab. Immerhin werden ernststimmende Seiten der modernen Entwicklung berührt. Es entspricht der Weltanschauung des katholischen Ordensmannes, daß die ersehnte sittliche Erneuerung nur das Werk des Katholizismus sein kann.

Diese Uebersicht läßt erkennen, wie sehr noch immer soziale Fragen das Interesse in Anspruch nehmen. Man kann daher nur mit Befremden die Aeußerung eines bekannten Vertreters der Staatswissenschaften lesen, der vor einiger Zeit in der Kölnischen Zeitung (Nr. 552) ausführte: Die Sozialpolitik wachse immer

*) Stuttgart, 1913, J. H. W. Dietz. 760 S.
**) Apologetische Tagesfragen, Heft 13. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag, 1913, 123 S.

mehr aus dem Bereiche der Volkswirtschaftslehre in das Gebiet der Rechtswissenschaft hinein. Gewiß, auch die Juristen müssen sich, wie oben gezeigt wurde, weit besser mit den Vorgängen auf sozialem Gebiete vertraut machen, wenn es einmal mit unserem Sozialrechte und dessen Handhabung durch die Gerichte besser werden soll. Im übrigen läßt aber die staatswissenschaftliche Literatur weder bei uns noch im Auslande ein vermindertes Interesse an Fragen der Sozialpolitik erkennen. Im Gegenteil. Die Literatur schwillt so mächtig an, daß auch der Spezialist nicht mehr imstande ist, sie ohne gute bibliographische Hilfsmittel zu übersehen. Man muß deshalb dem Reichsamte des Innern dankbar sein dafür, daß es nun eine gründliche Reform in der von ihm schon früher subventionierten, aber arg in Mißkredit geratenen Bibliographie der Sozialwissenschaften vorgenommen hat. Das Unternehmen ist in den Verlag der Firma Julius Springer, Berlin, übergegangen, und die Herausgabe wird nicht mehr durch Dr. H. Beck, sondern den Bibliothekar des Reichsmilitärgerichts Prof. Dr. G. Maas besorgt. Alle 14 Tage erscheint pünktlich ein Heft, welches in übersichtlicher und bequemer Systematik die sozialwissenschaftlichen Arbeiten des In- und Auslandes registriert. Dabei werden die amtlichen Veröffentlichungen und die Zeitschriften sowie die sonstigen Periodica in weitgehendster Weise berücksichtigt. Für je 6 Hefte wird ein über 2000 alphabetisch geordnete Schlagwörter enthaltendes Register beigefügt. Es bedarf keines weiteren Nachweises, wie sehr dieser zuverlässige, unparteiische und rechtzeitig sich einstellende Führer durch das vielgestaltige, umfangreiche und verstreute Material allen, die an der Erforschung und Formung unseres wirtschaftlichen und sozialen Lebens interessiert sind, die Mühe einer ständigen Verfolgung der literarischen Vorgänge erspart. Leider ist der Preis (34 M. pro Jahr) etwas hoch gegriffen, so daß wohl nicht alle, die im Interesse ihrer Berufstätigkeit diese Bibliographie regelmäßig benutzen müßten, imstande sein werden, sie käuflich zu erwerben. Hoffentlich gelingt es dem Reichsamte des Innern noch, das verdienstliche Werk durch eine Preisermäßigung weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Gedanken über eine künftige Reform unserer Gymnasien und Realgymnasien.

Von

Prof. J. Weichardt,
Direktor des Gymnasiums und Realgymnasiums in Rendsburg.

Schon wieder eine Reform unserer höheren Knabenschulen? Haben wir nicht in Preußen binnen weniger Jahrzehnte dreimal eine solche erlebt, und hat nicht die letzte Schulreform vom Jahre 1901 ganze Arbeit getan? Hinsichtlich der Regelung der Berechtigungen gewiß; denn sie hat uns die Anerkennung der Gleichwertigkeit und der Gleichberechtigung der drei Arten unserer höheren Lehranstalten gebracht. Und auch sonst ist manches besser geworden. Der Allerhöchste Erlaß vom 26. November 1900, der auf die Schulkonferenz vom Juni desselben Jahres folgte, konnte anerkennen, daß in dem Unterrichtsbetrieb seit 1892 auf verschiedenen Gebieten unverkennbare Fortschritte gemacht seien, und gab Weisungen dafür, wie diese Fortschritte noch zu steigern seien. Und niemand, der mit dem Leben unserer höheren Schulen vertraut ist, kann leugnen, daß auch seit dem Inkraftsein der neuen „Lehrpläne und Lehraufgaben“ von 1901 weitere Fortschritte gemacht und manche Mängel beseitigt sind. So ist im Betrieb der neueren Sprachen mit Eifer und mit Erfolg nach größerer Fertigkeit im mündlichen Gebrauch des Französischen und Englischen gestrebt worden; unsere Neuphilologen haben sich für diese Aufgabe durch Studienreisen ins Ausland allgemeiner und besser als früher vorbereitet.

Im Geschichtsunterricht wird heute die neuere Geschichte und besonders die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts wahrlich nicht mehr vernachlässigt: in zwei Klassen, in Untersekunda, aus der ja die Schüler abgehen, die nur die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen Dienst erstreben, und in Oberprima wird die deutsche

und preußische Geschichte vom Regierungsantritt Friedrichs des Großen bis zur Gegenwart eingehend behandelt, und dabei wird nicht, wie in früheren Zeiten, der Hauptnachdruck auf die Kriegsgeschichte gelegt, sondern unsere wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung wird im Unterricht und bei den Reifeprüfungen berücksichtigt und so der modernen Forderung nach einer Belehrung in der „Bürgerkunde" Rechnung getragen. Und wie verstehen es heute unsere Naturwissenschaftler, ihren Unterricht durch Verwertung guten Anschauungsmaterials und durch zweckmäßig vorbereitete und daher auch gelingende Experimente zu beleben! Auch auf die Vorkommnisse des täglichen Lebens und die Leistungen der Technik wird in den Physik- und Chemiestunden gebührend Rücksicht genommen.

Von dem heutigen Zeichenunterricht ferner wird sich jemand, der vor 20 Jahren etwa die Schule besucht hat, kaum eine richtige Vorstellung machen: die einförmigen Vorlagen früherer Jahre sind verbannt, mechanische Hilfsmittel wie Zirkel und Lineal werden nicht mehr benutzt; dafür werden Gebrauchsgegenstände und Naturformen, lebende Pflanzen, Schmetterlinge, ausgestopfte Vögel mit Wiedergabe von Licht und Schatten gezeichnet, auch aus dem Gedächtnis, in den Gängen des Schulgebäudes und im Freien wird skizziert, und so werden Auge und Hand des Schülers im Sehen und Wiedergeben mannigfacher Formen und Farben geübt. Und endlich das Turnen und die gymnastischen Uebungen aller Art, der frische und eifrige Betrieb des Ruderns, des Schlagball- und Faustballspiels, die fröhlichen Wanderungen in der engeren und weiteren Heimat, die nützlichen Uebungen im Gelände, die unsere Jungen im Wandervogel oder im Jungdeutschlandbund mitmachen: welch ein gesundes, herzerfreuendes Treiben, wie geeignet auch, Schüler und Lehrer einander kameradschaftlich näher zu bringen!

Wahrlich, viel erfreulicher Fortschritt ist anzuerkennen, und wer nicht ein unverbesserlicher Nörgler oder ein grundsätzlicher laudator temporis acti ist, wird eingestehen, daß die gymnasiale Jugend von heute vielfach besser daran ist als ihre Väter vor 30 Jahren.

Und doch tritt vielerorts Unzufriedenheit hervor mit den Ergebnissen des Unterrichts auf den höheren Schulen, und nicht nur bei unklaren Schwärmern, die oft ohne Sachkenntnis darauf los urteilen, oder bei verdrießlichen Eltern, deren Söhne auf der Schule schlechte Geschäfte machen, sondern auch bei solchen, die gehört zu werden beanspruchen dürfen. Da klagen viele Universitätsprofessoren über einen Rückgang der wissenschaftlichen Ausbildung auf den

höheren Schulen, über ungenügende Ausdrucksfähigkeit der Studierenden, und unter den Oberlehrern selbst sind besonders die, welche in den Sprachen unterrichten, mit ihren Erfolgen oft wenig zufrieden. Wer deutschen Unterricht auf der Oberstufe gibt, muß die Erfahrung machen, daß bei unseren Primanern nicht nur die Fähigkeit, ihre Gedanken in klarer und einigermaßen geschmackvoller Darstellung zu entwickeln, verhältnismäßig selten ist, sondern daß besonders der Umfang ihrer Belesenheit und die Neigung, in die Werke unserer großen Dichter sich zu versenken, geringer ist, als das in früheren Zeiten der Fall war. Damit stimmt überein, was in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum und für Pädagogik" (1913, Heft 8) Paul Cauer von seinen Beobachtungen in der Allgemeinen Prüfung im Deutschen von den Literaturkenntnissen und dem literarischen Verständnis der Kandidaten berichtet; was er da im einzelnen mitteilt, rechtfertigt den Satz: „Manchmal treten da Abgründe von Fremdheit und Unwissenheit hervor, über die man schaudert."

Und zu denken gibt es doch gewiß, wenn selbst ein Mann wie Adolf Matthias, der von Schwarzseherei weit entfernt ist, in seinem neuesten Buche „Erlebtes und Zukunftsfragen" (Berlin 1913) auf Grund seiner reichen Erfahrungen als Oberlehrer, Direktor, Provinzialschulrat und vortragender Rat im Kultusministerium das Urteil fällt, man könne heute nicht mehr oder doch nur unter sehr großen Schwierigkeiten erreichen, was die „Lehrpläne" fordern und als erreichbar hinstellen; die Anforderungen seien daher zwar nicht an Quantität, aber an Qualität geringer geworden; bei den Reifeprüfungen zeigten die Schüler zwar eine erdrückende Masse von verschiedenartigen Kenntnissen, aber wenig wirkliches geistiges Eigentum.

Nun hat man zwar durch statistische Untersuchungen den Nachweis zu erbringen versucht, daß von einem Rückgang der Leistungen mit Unrecht gesprochen werde; aber die Tatsachen der Statistik sind immer mehrdeutig und können darum die Behauptung von einem Nachlassen der Leistungen schwerlich entkräften, jedenfalls die vielfach bestehende Unzufriedenheit mit den Ergebnissen des Unterrichts nicht beseitigen.

Wenn also wohl nicht bezweifelt werden kann, daß trotz der eingangs geschilderten Fortschritte auf verschiedenen Gebieten die Reife unserer Abiturienten für wissenschaftliche Studien hinter den berechtigten Erwartungen zurückbleibt, daß es an der richtigen geistigen

Durchdringung und Beherrschung der auf der Schule dargebotenen Unterrichtsstoffe fehlt, dann erhebt sich die wichtige Frage: woran liegt das? Nur wenn die Ursache des Schadens erkannt ist, kann man nach Mitteln zur Besserung suchen.

Man wird vielleicht zunächst anzunehmen geneigt sein, die Schuld müsse entweder an den Lehrern oder an den Schülern liegen, d. h. also, es müßten entweder unsere heutigen Oberlehrer in wissenschaftlicher und pädagogischer Hinsicht weniger tüchtig sein als frühere Generationen, oder die Schüler müßten jetzt weniger begabt und lernbegierig sein als vor dreißig Jahren. Ich glaube aber, daß man mit dieser Annahme nicht das Richtige treffen wird.

Zwar hervorragende Lehrer, sogenannte geborene Schulmeister, sind auch heute noch selten, ebenso wie früher; die große Mehrzahl wird, genau wie in anderen Berufen, „Mittelgut“ sein. Aber die wissenschaftliche Ausbildung auf der Universität ist doch in den letzten Jahrzehnten in mehrfacher Beziehung vervollkommnet worden, und die pädagogische Vorbildung auf den Beruf, wie sie in den sogen. Pädagogischen Seminaren dem Kandidaten nach bestandener Staatsprüfung gegeben wird, ist eine viel gründlichere und zielbewußtere Vorbereitung für das Lehramt, als frühere Zeiten sie kannten, und bewahrt den Anfänger wenigstens vor groben Mißgriffen. Man wird sagen dürfen, daß brauchbare Fachlehrer auch für die sogen. Nebenfächer heute zahlreicher sind als je zuvor. Der starke Zudrang aber zum Oberlehrerberuf wird es ermöglichen, die ganz ungeeigneten Anwärter rechtzeitig zum Aufgeben eines Berufes zu nötigen, dessen schwierigen und verschiedenartigen Anforderungen sie nicht gewachsen sind.

Auch unsere Jugend ist gewiß nicht weniger brav und tüchtig als früher, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß bei dem reicheren und bewegteren Leben unserer Tage ihre Interessen mehr nach außen gelenkt sind und sich schwerer bei manchem Gegenstand des Unterrichts festhalten lassen. Und noch ein zweiter Umstand erschwert heute die Arbeit der höheren Schulen: infolge der immer mehr sich steigernden Anforderungen, die von den verschiedensten Kreisen an die Schulbildung gestellt werden — für die mittlere Beamtenlaufbahn wird neuerdings nicht selten ein Zeugnis für Unter- oder gar Oberprima verlangt! — und wohl auch infolge des wachsenden Wohlstandes ist die Zahl ihrer Schüler immer größer geworden, und zwar besuchen nicht wenige das Gymnasium, die nach ihren Anlagen und dem Vorstellungskreis und der Ausdrucksweise der

Familien, denen sie entstammen, besser eine Mittel- oder Volksschule besuchten. Der von dieser Seite drohenden Gefahr wird in Zukunft durch eine strengere Forderung selbsttätiger Mitarbeit der Schüler und eine gründlichere „Siebung" bei den Versetzungen begegnet werden müssen; besonders von den oberen Klassen sind die Schüler fernzuhalten, denen die nötigen Fähigkeiten fehlen — im Interesse der Schule, des Staates und nicht zum wenigsten in ihrem eigenen, wohlverstandenen Interesse.

Aber wenn es auch gelänge, die für das Gymnasium oder Realgymnasium überhaupt ungeeigneten Elemente auszuscheiden, so hätten wir es noch keineswegs nur mit „begabten" Jungen zu tun, es müßten auch dann die Anforderungen so gestellt werden, daß Schüler von mittlerer Begabung und Arbeitskraft ihnen genügen können und diejenige Freude an der Arbeit und an der Schule haben, die nur das Gefühl des Gelingens geben kann. Ist diese Freude an der Arbeit bei den — sagen wir einmal vier Fünfteln unserer Schüler, die nach Abzug der auf ein Fünftel geschätzten ungeeigneten uns bleiben, zu finden?

Ich glaube, daß diese Frage unter gewissen Voraussetzungen für die Sexta und Quinta bejaht werden kann, wenn hier nämlich ein frischer Lehrer, der mit Freundlichkeit die nötige Festigkeit vereint, den lateinischen Anfangsunterricht gibt. Ein solcher kann es erreichen, daß die große Mehrzahl der Schüler das Pensum der Klasse sich wirklich zu eigen macht und nicht nur allenfalls genügende, sondern wirklich befriedigende und gute Arbeiten liefert. Aber anders steht es auf der Mittelstufe, in den Tertien und der Untersekunda. Hier ist die rechte Freude an der Arbeit, die den Sextanern und Quintanern aus den Augen leuchtete, auch den gewissenhaften Schülern oft verloren gegangen, die Erfolge sind, besonders in den sprachlichen Fächern, weniger befriedigend, es fehlt das Gefühl, etwas ordentlich zu können. Das ist auch wohl begreiflich. Denn während der Sextaner sich mit ganzer Kraft auf sein Latein werfen kann, muß der Tertianer gleichzeitig noch zwei andere fremde Sprachen lernen, das Französische und dazu auf dem Gymnasium das Griechische, auf dem Realgymnasium das Englische. Und in allen drei Sprachen sind es mehr oder weniger elementare und formale Aufgaben, denen er genügen soll. Man sehe sich einmal den Lehrplan der Untertertia des Gymnasiums etwas genauer an Unter 30 Wochenstunden gibt es da 16 Stunden für fremde Sprachen, nämlich 8 Latein, 6 Griechisch

und 2 Französisch; von diesen sind 12 Stunden der Durchnahme und Einübung der Grammatik gewidmet, und die 4 lateinischen Stunden, die für die „Lektüre“ von Cäsars Bellum Gallicum bestimmt sind, werden von den Schülern, die mit den sprachlichen Schwierigkeiten und dem Umformen der lateinischen Sätze in gute deutsche Sätze — an sich eine sehr wertvolle geistige Schulung, wertvoll auch für die Bildung des Gefühls für die Eigenart der Muttersprache! — noch schwer zu ringen haben, vorwiegend auch als formale Uebersetzungsübungen empfunden, und wenn auch nach Erledigung größerer Abschnitte „eine Uebersicht über den Inhalt und dessen Gliederung“ herzustellen versucht wird, so ändert das doch daran nichts, daß im ganzen auch in diesen Lektürestunden die Aufmerksamkeit der Jungen auf die sprachliche Form gerichtet ist. Nicht wesentlich anders ist es in den griechischen Stunden, die in Obertertia der Beschäftigung mit Xenophons Anabasis gewidmet werden. Dazu kommt, daß der Umfang des Gelesenen nur gering ist, weil bei der Schwierigkeit der fremden Texte nur ein langsames Fortschreiten möglich ist, wenn die Gründlichkeit der Arbeit nicht leiden soll.

Aehnlich, ja vielleicht noch schlimmer liegt es in der Tertia des Realgymnasiums: zwar sind hier von den 30 Stunden nur 12 fremdsprachliche, nämlich 5 lateinische, 4 französische und 3 englische; aber die neusprachlichen werden ausschließlich durch grammatische, Sprech- und Uebersetzungsübungen ausgefüllt, und die lateinischen Lektürestunden lassen hier Freude am Inhalt des Gelesenen noch weniger aufkommen, weil die Realgymnasiasten mit der Schwierigkeit der sprachlichen Form noch schwerer zu kämpfen haben.

Nicht wesentlich anders gestaltet sich der fremdsprachliche Unterricht in Untersekunda: wenn auch ein etwas größerer Teil der Stunden auf die Lektüre entfällt, so besteht doch auch hier die gemeinsame Arbeit von Lehrer und Schülern wesentlich in dem Erarbeiten einer „auf klarer Einsicht in die sprachliche Form beruhenden, guten deutschen Uebersetzung“.

Ich wiederhole es, daß ich den Wert dieser Tätigkeit für die geistige Schulung aus reicher Erfahrung wohl zu schätzen weiß; nur bezweifle ich, daß es nötig ist, die gleiche Arbeit an drei fremden Sprachen vorzunehmen. Was besonders dagegen spricht, ist der Umstand, daß bei der gleichzeitigen Beschäftigung mit drei Fremdsprachen in keiner rechte Sicherheit und das freudige Bewußtsein

des Fortschreitens und Könnens erzielt wird. Die Menge formalen, grammatischen Lernstoffes zersplittert vielmehr die Kräfte und stumpft ab. Hier herrscht in unseren Lehrplänen nicht der Grundsatz des **multum, non multa,** sondern es wird so vielerlei getrieben, daß es an der den Erfolg sichernden Gründlichkeit oft fehlen muß. Und dabei kommt noch anderes, sehr Wertvolles zu kurz. Daß das der Fall ist, davon wird man sich überzeugen, wenn man die Lehraufgaben für das Deutsche, das wichtigste Fach auf deutschen Schulen, in den amtlichen Lehrplänen durchsieht und bedenkt, daß dafür im Realgymnasium 3, im Gymnasium gar nur 2 Wochenstunden in Tertia zur Verfügung stehen.

Unsere bisherige Betrachtung hat gezeigt, daß für die Mittelstufe unserer Gymnasien und Realgymnasien aus dem gleichzeitigen Betrieb von drei fremden Sprachen große Schwierigkeiten erwachsen, und es ergibt sich daraus für eine künftige Reform dieser Anstalten die Forderung, daß in ihren Mittelklassen nur zwei fremde Sprachen zu lehren seien. Dieser Gedanke ist nun auf den sogen. Reformanstalten für die beiden Tertien verwirklicht: am Reformgymnasium setzt das Griechische, am Reformrealgymnasium das Englische erst in Untersekunda ein. Dadurch sind also die Tertien in der erwünschten Weise entlastet; aber es entsteht der Nachteil, daß die große Zahl der Schüler, die am Schluß der Untersekunda mit der Berechtigung für den Einjährig-freiwilligen Dienst abgehen, für das eine letzte Jahr noch die Elemente einer dritten Fremdsprache sich aneignen müssen. Und einen wie großen Teil ihrer Arbeitszeit sie auf diese Aufgabe verwenden müssen, zeigt schon die Stundenzahl, mit der dieser neue Unterrichtsgegenstand im Lehrplan der Reformanstalten auftritt: am Gymnasium sind für das Griechische 8, am Realgymnasium für das Englische 6 Stunden in der Woche angesetzt. Die Gesamtstundenzahl für die drei in dieser Klasse getriebenen Fremdsprachen beträgt am Gymnasium 18, am Realgymnasium 15. Das ist gewiß ein Uebermaß. Ob es ferner ein Vorzug der Reformanstalten ist, daß hier als erste fremde Sprache das Französische gelehrt wird, läßt sich bezweifeln. Wenn das Französische als moderne Sprache in seinem Vorstellungskreise und seiner Ausdrucksweise uns näher steht als das Lateinische und insofern leichter ist, so bietet es doch dem Anfänger durch seine Aussprache und Orthographie eigenartige Schwierigkeiten, deren Ueberwindung für die logisch-grammatische Schulung von geringem Wert ist. Nach meinen Beobachtungen ist das Lateinische als

Grundlage für die Erlernung fremder Sprachen überhaupt geeigneter, und ich weiß, daß diese Ansicht von vielen Lehrern, auch neusprachlichen, geteilt wird. Den Hauptgrund für den Beginn des fremdsprachlichen Unterrichts mit dem Französischen wird man denn auch auf sozialem Gebiet suchen müssen, und in der Tat ist ja die so sich bietende Möglichkeit, mit dem Gymnasium oder Realgymnasium auf gemeinsamer Grundlage eine lateinlose Realschule zu verbinden, besonders für kleinere Städte mit nur einer höheren Knabenschule ein nicht zu verkennender Gewinn.

Vom Standtpunkt der lateintreibenden Schulen allein aber wird man lieber das Lateinische als erste fremde Sprache beibehalten, und zwar müßte es, damit sich die Schüler gründlich und mit Erfolg einarbeiten können, in den drei unteren Klassen die einzige bleiben. Dazu würde dann, auch auf dem Gymnasium, in Untertertia als zweite eine der neueren Fremdsprachen treten, wobei es zunächst dahingestellt sein möge, ob dies das Französische oder das Englische sein soll. Dabei könnte das Gymnasium auf der Mittelstufe das Lateinische, das Realgymnasium die moderne Sprache stärker betonen; beide Anstalten aber könnten, da sie von der dritten fremden Sprache befreit sind, auch in der Sprache, die auf ihnen zurücktritt, mehr leisten, als es ihnen jetzt bei dem gleichzeitigen Betrieb dreier fremder Sprachen möglich ist. Erst auf der Oberstufe aber, in Obersekunda, würde das Gymnasium mit dem Griechischen, das Realgymnasium mit der zweiten modernen Fremdsprache beginnen. Für diese dritte fremde Sprache müßten freilich die bisherigen Lehrziele herabgesetzt werden, es müßte und könnte auch wohl ein anderer, dem vorgeschrittenen Alter der Schüler angemessener Lehrgang gesucht werden, zumal da für diese dritte Sprache nicht eine so starke Stundenzahl beansprucht werden dürfte, wie es auf den Reformschulen geschieht. Daß am Realgymnasium in der zweiten neueren Sprache trotzdem noch etwas Wertvolles erreicht werden kann, darf nach den auf den zahlreichen Gymnasien gemachten Erfahrungen erwartet werden, die von der Erlaubnis Gebrauch machen, in Abweichung von dem allgemeinen Lehrplan in den drei oberen Klassen an die Stelle des verbindlichen Unterrichts im Französischen solchen im Englischen mit 3 wöchentlichen Stunden treten zu lassen.

Mehr Befremden wird vielleicht die Forderung erregen, am Gymnasium das Griechische bis zur Obersekunda hinaufzuschieben. Und doch ist der Gedanke, mit dem Griechischen später zu beginnen,

als es jetzt geschieht, nicht neu. Der im Juni 1900 nach Berlin berufenen Schulkonferenz wurde unter anderen auch die Frage vorgelegt: „Erscheint es empfehlenswert oder doch unbedenklich, den Anfang des griechischen Unterrichts auf eine höhere Stufe, und zwar entweder auf Obertertia oder auf Untersekunda oder auf Obersekunda zu verlegen?" Für die Verlegung des griechischen Anfangsunterrichts nach Untersekunda haben sich damals in ihren für die Konferenz eingeforderten Gutachten zwei unserer hervorragendsten Schulmänner ausgesprochen, nämlich Adolf Matthias, damals schon vortragender Rat im Unterrichtsministerium, und der jetzige Geh. Ober-Regierungsrat Dr. Karl Reinhardt, damals Direktor des Goethe-Gymnasiums in Frankfurt a. M. Diese auch heute noch höchst beachtenswerten Gutachten finden sich in den im Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses zu Halle a. S. 1901 herausgegebenen „Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts". In den beiden Gutachten wird die auch von mir vertretene Ueberzeugung begründet, daß die Tertia von der dritten Fremdsprache befreit werden müsse.*) Beide erkennen auch die praktischen Vorteile an, die der Beginn des Griechischen in Obersekunda haben würde. Beide sprechen sich aber, zweifellos mit Recht, dahin aus, daß bei einem so späten Beginn des griechischen Unterrichts die diesem jetzt gesteckten Lehrziele nicht erreicht werden könnten, und um diese Ziele beibehalten zu können, treten sie dafür ein, daß in Untersekunda mit dem Griechischen begonnen werde, und zwar mit 8 wöchentlichen Stunden.

Wird das Griechische bis zur Obersekunda hinaufgeschoben — und die Mittelstufe von dieser dritten Fremdsprache freizuhalten, erschien ja vor allem notwendig —, dann müssen die Lehrziele eingeschränkt werden. Als das Lehrziel für das Griechische bezeichnen die amtlichen Lehrpläne von 1901 eine „auf ausreichende Sprachkenntnisse gegründete Bekanntschaft mit einigen nach Inhalt und Form besonders hervorragenden Literaturwerken und dadurch Einführung in das Geistes- und Kulturleben des griechischen Altertums". Nun geht heute mit Recht das Streben dahin, die Einführung in das Geistes- und Kulturleben des griechischen Altertums durch eine umfangreichere Lektüre zu erweitern und zu vertiefen

*) Diese Anschauung ist von den anderen Mitgliedern der Konferenz nicht widerlegt worden, und so hat Matthias sie neuerdings, in seinem 1913 erschienenen, für „Freunde deutscher Bildung" bestimmten Buche „Erlebtes und Zukunftsfragen" wieder vorgetragen.

und sie auch auf die wichtige hellenistische Zeit auszudehnen, damit das ganze griechisch-römische Altertum als eine einheitliche Kulturentwicklung erkannt werde. Dieses Ziel wird aber nur erreicht werden können, wenn man sich dazu entschließt, in erheblichem Maße gute Uebersetzungen griechischer Autoren im Unterricht heranzuziehen. Schon jetzt werden ja am Gymnasium Dramen Shaksperes, an den Realanstalten Homer und griechische Tragödien in Uebersetzungen gelesen, und wenn auch ohne weiteres zugegeben werden soll, daß auch gute Uebersetzungen kein vollwertiger Ersatz für das Original sind, so gilt das doch nur für solche Leser, die die fremde Sprache so weit beherrschen, daß sie das Original ohne allzu große Mühe verstehen; sonst wird ihre Aufmerksamkeit von dem Kunstwerk als solchem oder dem Zusammenhang einer umfangreicheren Abhandlung abgelenkt und den sprachlichen Schwierigkeiten zugewandt. Daß aber unsere Primaner das Griechische in dem Maße beherrschen lernen, wird schwerlich behauptet werden können. Aus meiner Unterrichtserfahrung muß ich gestehen, daß sich die Behandlung etwa der „Antigone“ oder des „König Oedipus“ in der Prima eines Realgymnasiums, wo eine Uebersetzung zu Grunde lag, fruchtbarer gestalten ließ als die allzu langsam fortschreitende Lektüre des griechischen Originals in der Gymnasialprima. Doch hören wir hierüber das Urteil eines anerkannt tüchtigen Vertreters der klassischen Philologie, der zugleich ein Vorkämpfer für die Sache des humanistischen Gymnasiums ist; Otto Immisch sagte jüngst bei der Gründung eines Gymnasialvereins in einem Vortrag über „das humanistische Gymnasium, seine Aufgaben und sein Recht in der Gegenwart“: „Ist es denn unerläßlich, so hört man wohl fragen, daß unsere gymnasiale Jugend, den Wert der Antike zugestanden, die Kenntnis davon aus den Quellen schöpft? Wir haben doch wohl auch gute Uebersetzungen, und auch wer einräumt, daß selbst die beste Uebersetzung ein Notbehelf ist, wird immer noch fragen dürfen, ob denn der willig zugestandene Mehrwert der Urschrift wirklich eine solche Höhe erreicht, daß er die eindringliche, alles andere beherrschende, neun- und sechsjährige Arbeit des Sprachenlernens aufwiegt? Wenn die Frage so gefaßt wird, wie sie soeben gefaßt wurde, d. h. wenn man zugesteht, es sei gewiß etwas Kostbares, wofür der teure Preis gezahlt wird, aber der Preis sei eben doch wohl zu teuer, der Einsatz an jugendlicher Arbeitskraft sei zu hoch, der Erwerb zu langwierig, ja dann muß ich eingestehen, auch ich müßte solchem Fragesteller gegenüber verstummen — wenn es wirklich wahr wäre, was man

so oft behaupten hört, es würden auf der Schule Griechisch und Lateinisch einzig und allein um der gymnasialen Schriftstellerlektüre willen getrieben, und in deren Bedürfnissen liege ganz ausschließlich das Maß für die Ausdehnung und die Ziele des Sprachenlernens. Aber eben dies ist nimmermehr wahr, kann und darf nicht wahr sein. Denn nicht bloß für den Mehrwert des Urschriftenlesens wäre der Preis zu teuer, er wäre es auch im Hinblick auf den Umfang der Lektüre." (Neue Jahrbücher 1913, Heft 7.) Und welches sind nun nach Immisch die Ziele, um die es sich beim Erlernen der alten Sprachen noch außer der Einführung in die antike Literatur handelt? Das eine liegt auf dem Gebiet der allgemeinen sprachlichen Bildung; für diese, meint Immisch mit Recht, seien die alten Sprachen deshalb wertvoller, weil bei ihnen die „Transpositionsspannung" größer sei als bei den neueren Sprachen, die mit unserer Muttersprache durch eine weitgehende Vorstellungs- und Ausdrucksgemeinschaft eng verknüpft sind. Denselben Gedanken haben wir oben schon ausgesprochen, aber auch erkannt, daß aus diesem Gesichtspunkt doch nur das gründliche Erlernen einer alten Sprache gerechtfertigt werden kann, und das müßte dann doch das Lateinische sein. — Das zweite Ziel, um dessen willen die alten Sprachen erlernt werden müssen, liegt nach Immisch auf praktischem Gebiete: Griechisch und Lateinisch ordentlich zu können, sei auch heute noch von unmittelbarem Werte für die größte Zahl derjenigen, die zum Universitätsstudium übergehen; „für weiteste Gebiete der theologischen, juristischen, geschichtlichen, sprachlichen, literarischen Fachstudien" sei Kenntnis teils des Griechischen und Lateinischen, teils wenigstens des Lateinischen die Voraussetzung. Gewiß, aber verhältnismäßig gering ist doch die Zahl der Abiturienten des Gymnasiums, die für ihren späteren Beruf die Kenntnis der griechischen Sprache nötig haben. Alle diejenigen, die Jura, Medizin, Naturwissenschaften, Mathematik oder neuere Sprachen studieren, die ins Baufach oder Forstfach oder Bankfach oder zur Post übergehen, die Offizier oder Kaufmann werden wollen, können die Kenntnis der griechischen Sprache entbehren.

Ich glaube nicht, daß man mir vorwerfen kann, ich redete einem platten Utilitarismus das Wort; der liegt mir ganz fern. Aber da die für eine gründliche Bildung unentbehrliche sprachlich-grammatische Schulung durch eine neunjährige ernsthafte Beschäftigung mit dem Lateinischen erworben werden kann, da ferner die durchaus wünschenswerte Bekanntschaft mit den wichtigsten Werken der großen griechischen

Dichter und Denker durch gute Uebersetzungen vermittelt werden kann, da endlich die im Interesse einer erfolgreichen und freudigen Arbeit unserer Gymnasiasten nötige Entlastung der Mittelstufe nur durch ein Hinaufschieben des Griechischen nach Obersekunda möglich ist, so glaube ich, daß bei einer künftigen Reform unserer Gymnasien der Unterricht in der griechischen Sprache sich in seinem jetzigen Umfang nicht wird aufrecht erhalten lassen. Das werden gewiß alle die schmerzlich bedauern, die, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, der Beschäftigung mit der schönen Sprache der Griechen reichen Genuß zu verdanken haben. Wenn es aber gilt, im Interesse unserer deutschen Jugend Mängel im Betrieb unserer höheren Schulen zu beseitigen und für eine gedeihliche Weiterentwicklung den Weg zu finden, so werden Opfer gebracht werden müssen.

Kriegsverschollenheit.

Von

Dr. Felix Freudenthal, Amtsgerichtsrat a. D.

Der gewaltige Kampf, den unser Vaterland gegen übermütige und blutgierige Feinde gegenwärtig zu führen hat, in dem Tausende und Abertausende unserer Landsleute für Kaiser und Reich freudig ihr Leben zum Opfer bringen, wird auch die traurige Folge haben, daß eine außergewöhnlich große Zahl Menschen vom Erdboden verschwindet, ohne daß über ihr Leben oder Tod die geringste Nachricht zu erhalten ist. Haben wir doch nur zu oft gelesen, wieviel brave Krieger von ruchloser Hand heimlich getötet und bei Seite geschafft sind, und nicht gering wird die Zahl jener Unglücklichen sein, die, in Gefangenschaft geraten, in weit entfernte Gegenden verschleppt und dort zurückgehalten, schließlich mit wenigen Ausnahmen an Mißhandlungen und Entbehrungen jeder Art zugrunde gehen. Sie alle gehören gleich den vor, in und nach den Schlachten verwundet oder unverwundet in die Hände des Gegners geratenen Personen zu den Vermißten, wenn ihr Verbleib nicht mit Sicherheit festzustellen und alle Bemühungen, über ihre Existenz und ihren Aufenthalt Nachrichten zu erhalten, sich als vergeblich erwiesen haben.

Nach dem internationalen Abkommen vom 18. Oktober 1907, betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges, soll nun zwar beim Ausbruch der Feindseligkeiten in jedem der kriegführenden Staaten und eintretenden Falls bei den Neutralen, die Angehörige eines der Kriegführenden in ihr Gebiet aufgenommen haben, eine Auskunftsstelle über die Kriegsgefangenen errichtet werden.

Diese ist berufen, alle die Gefangenen betreffenden Anfragen, insbesondere über ihre Unterbringung und deren Wechsel, über Austausch, Freilassungen gegen Ehrenwort, über Aufnahme in die

Hospitäler, Entweichungen und Sterbefälle zu beantworten, sowie über jedes Individuum ein Personalblatt anzulegen und auf dem Laufenden zu halten. So dankenswert diese Bestimmung ist, so schwierig wird sich häufig ihre praktische Ausführung gestalten, je nachdem sie gewissenhaften und pflichttreuen oder böswilligen und saumseligen Behörden und Beamten anvertraut ist und der betreffende feindliche Staat selbst seine Aufgabe zu erfüllen bereit und imstande ist. Auch hier werden genug Lücken und Fehler vorkommen, ohne daß in absehbarer Zeit sich eine Richtigstellung ermöglichen läßt. Wie dem auch sei, für die Anforderungen des Verkehrs und für die täglich wechselnden Rechtsverhältnisse ist es von großer Wichtigkeit, den Zweifeln, ob ein zu den Fahnen Einberufener, der im bürgerlichen Leben als Gläubiger, Schuldner, Ehemann, Vater, Vormund usw. in Betracht kommt, im Laufe des Feldzuges verstorben ist oder nicht, schließlich ein Ende zu machen.

Daher muß, in Ermangelung anderer Behelfe, die gerichtliche Todeserklärung bei fortdauernder Ungewißheit über des Ableben eines Vaterlandsverteidigers die Grundlage für die Neuregelung der von seinem Tode abhängigen rechtlichen Beziehungen schaffen. Bei uns Deutschen setzt das Aufgebotsverfahren wegen Kriegsverschollenheit zunächst voraus, daß der Aufzubietende als Angehöriger einer bewaffneten Macht, gleichviel ob des Deutschen Reichs oder eines fremden Staates, an einem Kriege (der nicht einmal gerade von uns geführt zu sein braucht) teilgenommen hat, wobei als „Angehöriger" auch derjenige gilt, der sich in einem Amts- oder Dienstverhaltnis (Beamten-Personal der Kriegsverwaltung, Zivilärzte usw.) oder zum Zwecke freiwilliger Hilfeleistung (z. B. Automobil- und Radfahrer, männliche und weibliche Krankenpfleger usw.) bei der bewaffneten Macht befindet. Zu dieser gehören in Deutschland insbesondere alle Militärpersonen des Friedensstandes, also Offiziere, Sanitätsoffiziere, Armeebeamte, Unteroffiziere und Soldaten, desgleichen die aus dem Beurlaubtenstande und Landsturm zum Dienst Einberufenen oder freiwillig Eingetretenen, endlich sämtliche Angehörigen der Kaiserlichen Marine. Die zweite Voraussetzung lautet, daß die in Frage stehende Person noch während des Krieges vermißt worden nnd seitdem verschollen ist. Was darunter zu verstehen, wird wohl keiner weiteren Erklärung bedürfen. Vermißte, besonders nach großen Schlachten, finden sich oft später oder früher bei ihrem Truppenteil wieder ein, meistens sind sie jedoch in die Gewalt des Gegners geraten oder, ohne

identifiziert zu werden, gefallen. Jedenfalls gelten sie dann als verschollen, wenn von zuständiger Stelle ihre nachrichtlose Abwesenheit geraume Zeit hindurch festgestellt ist.

Als letzte Voraussetzung wird verlangt, daß seit dem Friedensschluß ein Zeitraum von drei Jahren verstrichen sein muß, der jedoch, falls kein Frieden geschlossen, mit dem Schlusse des Jahres beginnt, in dem der Krieg tatsächlich beendigt ist. Spricht ja eine hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß jemand, der in so langer Zeit nichts mehr von sich hören ließ, im Laufe des Feldzuges ums Leben gekommen ist.

Liegen nun alle diese Bedingungen vor und sind die Vorgänge durch Urkunden, Zeugen oder andere Beweismittel dargetan, so kann der Verschollene nicht etwa durch eine einfache Verfügung der Militärbehörde aus der Liste der Lebenden gestrichen werden. Vielmehr bedarf es, soweit nicht besondere Gesetze hierüber ergehen, eines regelrechten, bei einem deutschen Amtsgericht durchzuführenden Aufgebotsverfahrens, wobei der Regel nach das Gericht zuständig ist, in dessen Bezirk der Verschollene den letzten inländischen Wohnsitz hatte. Fehlt ein solcher, so wird das zuständige Gericht für Angehörige eines Bundesstaates von dessen Landesjustizverwaltung, für andere Verschollene, also für Deutsche, die keinem Bundesstaate angehören, und für Ausländer von dem Reichskanzler durch allgemeine Anordnung bestimmt. In solchen besonderen Fällen tritt das Amtsgericht Berlin-Mitte ein.

Antragsberechtigt ist außer dem gesetzlichen Vertreter, der hierzu der Genehmigung des Vormundschaftsgerichts bedarf, also außer den Inhabern der elterlichen Gewalt, Vormündern und Pflegern, jeder, der an der Todeserklärung ein rechtliches Interesse nachweisen kann.

Das sind insbesondere der Ehegatte (auch der Mann kommt in Betracht, wenn die Gattin beispielsweise als Helferin oder Krankenschwester am Krieg teilgenommen), gesetzliche oder letztwillig eingesetzte Erben, aber auch andere Personen, wie Gläubiger und Schuldner, wenn für sie direkt oder indirekt ein Recht von dem Tode des Vermißten abhängt. —

Der Antrag kann schriftlich ohne Zuziehung eines Rechtsanwalts oder zum Protokoll des Gerichtsschreibers von einem oder mehreren Berechtigten gestellt werden, doch hat jeder Antragsteller die zur Begründung seines Gesuchs erforderlichen Tatsachen, insbesondere seine Legitimation zur Sache (z. B. durch Ueberreichung standes-

amtlicher Urkunden, Schuldscheine, Versicherungspolicen in Abschrift oder Urschrift ꝛc. ꝛc.) glaubhaft zu machen.

Das Vormundschaftsgericht soll vor seiner Entscheidung, gegen die das einfache Beschwerdeverfahren zulässig ist, Verwandte oder Verschwägerte des Verschollenen hören, wenn es ohne erhebliche Verzögerung und ohne unverhältnismäßige Kosten geschehen kann.

Dem Aufgebotsgericht ist bezüglich der Beweisaufnahme keine Grenze gesteckt.

Auch unbeeidigte Aussagen, schriftliche Bescheinigungen, eidesstattliche Versicherung des Antragstellers und dritter Personen können Berücksichtigung finden.

Mangels Glaubhaftmachung ist die Einleitung des Verfahrens nicht zulässig; die Entscheidung kann ohne mündliche Verhandlung erfolgen; gegen den zurückweisenden Beschluß ist das Rechtsmittel der Beschwerde an das Landgericht, gegen die Entscheidung des Beschwerdegerichts, soweit in derselben ein neuer selbständiger Beschwerdegrund enthalten, die weitere Beschwerde an das Oberlandesgericht gegeben. Ist dem Antrag stattgegeben, so wird der Verschollene durch öffentliche Bekanntmachung aufgefordert, sich spätestens im Aufgebotstermine zu melden, widrigenfalls seine Todeserklärung erfolgen wird; ebenso ergeht an alle, welche Auskunft über Leben oder Tod des Aufgebotenen zu erteilen vermögen, das Ansuchen, spätestens in demselben Termine dem Gericht Anzeige zu machen.

Die Bekanntmachung erfolgt durch Anheftung an die Gerichtstafel und durch Einrückung in den Deutschen Reichsanzeiger, kann auch, je nach Lage des Falles, durch öffentliche Blätter bewirkt werden. Unterbleibt letzteres, so muß die Aufgebotsfrist (der Zeitraum zwischen der Anheftung an der Gerichtstafel und dem Termin) mindestens sechs Wochen, in den übrigen Fällen mindestes sechs Monate betragen. Jeder Antragsberechtigte darf neben dem resp. den Antragstellern oder an deren Stelle in das Verfahren eintreten, wodurch er die rechtliche Stellung eines solchen erlangt.

Inzwischen hat das Amtsgericht unter Benutzung der in dem Antrag angegebenen Tatsachen und Beweismittel von Amts wegen die zur Feststellung des Sachverhalts erforderlichen Ermittelungen zu veranstalten und die geeignet erscheinenden Beweise aufzunehmen. Denn bei der Wichtigkeit der in Rede stehenden, von Leben oder Tod abhängigen Rechtsgüter muß eine möglichst sichere Grundlage geschaffen werden, auf die sich die gerichtliche Entscheidung aufbaut.

Schlacht- und Regimentsberichte, Appellergebnisse,. Erkennungsmarken, Kleidungs- und Ausrüstungsstücke, Zeugenaussagen, glaubhafte Urkunden aller Art werden hierbei keine unwesentliche Rolle spielen.

Meldet sich nun in oder vor dem Aufgebotstermine der angeblich Verschollene in Person oder durch Vertreter, schriftlich oder telegraphisch, so kommt es schließlich darauf an, ob er als solcher von dem Antragsteller anerkannt wird. Trifft dies zu, so beschließt das Gericht Zurückweisung des Gesuchs auf Todeserklärung, wird dagegen die Identität bestritten, so ist das Verfahren auszusetzen und die Entscheidung dem Prozeßgericht zu überlassen, es sei denn, daß offenbar Chikane vorliegt oder sonst die Persönlichkeit des Wiedergekehrten ohne jeden Zweifel festgestellt ist.

Das Amtsgericht hat die Todeserklärung nur auszusprechen, wenn es die zur Begründung derselben erforderlichen Tatsachen für erwiesen, nicht bloß für glaubhaft gemacht erachtet. Gleichzeitig ist in dem Urteil der Zeitpunkt des Todes festzustellen, wofür, sofern nicht die Ermittelungen ein anderes ergeben, gesetzlich der Tag des Friedensschlusses oder, wenn der Krieg ohne Friedensschluß beendigt wird, der Schluß des Kalenderjahres, in dem der Feldzug tatsächlich zu Ende ging, maßgebend ist. Hat sich die Todeszeit nur dem Tage nach feststellen lassen, so gilt das Ende des Tages als Zeitpunkt des Ablebens. Die gerichtliche Todeserklärung begründet jedenfalls für und gegen alle die Vermutung, daß der Verschollene in dem Zeitpunkt gestorben sei, aber auch bis dahin gelebt habe, welcher in der Entscheidung angegeben ist. Gegen das Ausschlußurteil, dessen wesentlicher Inhalt durch einmalige Einrückung in dem Deutschen Reichsanzeiger öffentlich bekannt gemacht werden kann, findet ein Rechtsmittel nicht statt. Es kann lediglich aus einigen zivilprozessualisch festumgrenzten Gründen bei dem Landgerichte, in dessen Bezirke das Aufgebotsgericht seinen Sitz hat, mittels einer gegen den Antragsteller zu erhebenden Klage angefochten werden. Die Anfechtung beruht entweder auf besonderen Mängeln des Verfahrens oder darauf, daß die Todeserklärung zu Unrecht erfolgt oder der Zeitpunkt des Ablebens des Verschollenen unrichtig festgestellt sei. Zur Erhebung der Klage ist jeder berechtigt, der an der Aufhebung des Urteils oder an der Berichtigung des Todestages ein rechtliches Interesse hat; zunächst also der Wiederauferstandene selbst, sodann seine gesetzlichen Vertreter, Ehegatten, Erben usw. Sie richtet sich gegen den, der die Todesklä-

rung erwirkt hat, falls aber dieser selbst die Klage erhebt oder falls er verstorben oder sein Aufenthalt unbekannt oder im Auslande ist, gegen den Staatsanwalt. Ist die Anfechtungsfrist, auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll, versäumt, so bleibt das Urteil selbst dann wirksam, wenn der Verschollene nach der Todeserklärung sich wieder einfinden sollte.

Er hat dann die wenig angenehme Aufgabe, zur Widerlegung seines vermuteten Heimganges gegenüber Personen, die sich auf die gerichtliche Entscheidung berufen, seine Identität mit dem bereits amtlich Bestatteten zu beweisen. Wird schließlich infolge einer Anfechtungsklage die Todeserklärung aufgehoben oder eine andere Todeszeit festgestellt, so wirkt das Urteil für und gegen alle.

Von begreiflichem Interesse sind gewisse materielle Rechtsfolgen, die mit diesem juristischen unter die Erde Befördern bezw. dem plötzlichen Wiederauftauchen von angeblich gefallenen Waffengefährten zusammenhängen.

Die wichtigsten sollen hier in Erinnerung gebracht werden. Ueberlebt ein für tot erklärter Kriegsteilnehmer den Zeitpunkt, der gerichtlich für sein vermeintliches Ende erklärt ist, so kann er die Herausgabe seines Vermögens nach den für Erbschaftsansprüche geltenden Vorschriften des B.G.B. verlangen. Die an sich dreißigjährige Verjährung dieses seines Anspruchs wird nicht vor dem Ablaufe eines Jahres nach dem Zeitpunkte vollendet, in welchem er von seiner eigenen Todeserklärung Kenntnis erlangt. Ganz das Gleiche gilt, wenn der Tod ohne Gerichtsverfahren mit Unrecht angenommen ist.

Ebenso können in solchen Fällen die vermeintlich Verstorbenen etwaige Besitzer von offenbar unrichtigen Erbscheinen zu deren Herausgabe an das Nachlaßgericht anhalten, auch verlangen, daß ihnen über den Bestand der „Erbschaft" und über den Verbleib der Erbschaftsgegenstände Auskunft erteilt wird. —

Haben Kriegsteilnehmer privilegierte militärische letztwillige Verfügungen errichtet, so verlieren diese bekanntlich mit dem Ablaufe eines Jahres von dem Tage ab, an welchem ihr Truppenteil demobil gemacht ist oder der Testator aufgehört hat, zu dem mobilen Truppenteil zu gehören oder als Kriegsgefangener oder Geisel aus der Gewalt des Feindes entlassen ist, ihre Gültigkeit. Wird der Testator jedoch innerhalb eines Jahres vermißt und wird in dem Todeserklärungsverfahren festgestellt, daß er seit jener Zeit verschollen ist, so tritt die Ungültigkeit seiner letztwilligen Verfügung

nicht ein. Diese Bestimmung ist von außerordentlicher Wichtigkeit. Ganz besonders kommt die Todeserklärung für die familienrechtlichen Verhältnisse des Verschollenen in Betracht, mag es sich um Ehe, eheliches Güterrecht, elterliche Gewalt, Vormundschaft oder Beistandschaft handeln.

Gar nicht selten wird die hilflos zurückgebliebene Ehefrau sich wieder verheiraten wollen. Geht nun ein Ehegatte, nachdem der andere für tot erklärt ist, eine neue Ehe ein, so ist diese nicht etwa deshalb nichtig, weil der Verschollene noch lebt, es sei denn, daß beiden Ehegatten bei ihrer Eheschließung bekannt war, daß jener die Todeserklärung überlebt hat. Mit der Schließung der neuen Ehe wird jedoch die frühere auf jeden Fall aufgelöst, selbst dann, wenn die Todeserklärung infolge einer Anfechtungsklage später aufgehoben wird. Stand dem Mann an dem Vermögen seiner Frau kraft gesetzlichen Güterrechts Verwaltung und Nutznießung zu, so endigen beide, wird er für tot erklärt, mit dem Zeitpunkt, der als Zeitpunkt seines Ablebens gilt und es tritt fortan Gütertrennung ein, deren Eintragung in das Güterrechtsregister sich der Sicherheit halber empfiehlt, ohne gerade in diesem Spezialfall von großer praktischer Bedeutung zu sein.

Befindet sich der für tot Erklärte noch am Leben, so kann er von der nicht wiederverheirateten Frau Wiederherstellung seines Verwaltungs- und Nutznießungsrechts verlangen und im Verweigerungsfalle Klage erheben. Die Folge ist dann, daß die Frau das eingebrachte Gut ihm herauszugeben hat und die Berichtigung des Güterrechtsregisters sich gefallen lassen muß.

Bei allgemeiner Gütergemeinschaft und Fahrnisgemeinschaft hat die Todeserklärung keine besondere Folgen; auf spätere Wiederherstellung dieser vertragsmäßigen Güterrechtsart hat jedenfalls kein Ehegatte Anspruch.

Wird bei fortgesetzter Gütergemeinschaft der überlebende Ehegatte, oder bei Errungenschaftsgemeinschaft ein Ehegatte für tot erklärt, so endigt die Gemeinschaft mit dem Zeitpunkte, der als Zeitpunkt seines Todes gilt, auch wenn er in Wirklichkeit noch lebt; in letzterem Falle kann freilich der für tot Erklärte auf Wiederherstellung der Errungenschaftsgemeinschaft klagen.

Sind aus der Ehe Kinder entsprossen und steht dem zu den Fahnen einberufenen Vater die elterliche Gewalt zu, so endigt diese, wenn er für tot erklärt wird, mit dem Tage, der als Zeitpunkt seines Todes gilt; sie geht gleichzeitig auf die Mutter über. Diese

übt während der Dauer der Ehe die elterliche Gewalt mit Ausnahme der Nutznießung schon dann aus, wenn der Vater in Erfüllung seiner militärischen Pflichten an der Ausübung der Gewalt tatsächlich verhindert ist oder seine elterliche Gewalt ruht.

Liegt Kriegsverschollenheit eines Mündels vor, so hört die Vormundschaft nicht etwa mit dem im Urteile festgestellen Todestage auf, sondern mit der Erlassung der die Todeserklärung aussprechenden Entscheidung. Ganz das gleiche tritt in Ansehung des Amts als Vormund, Gegenvormund, Familienratsmitglied oder Pfleger ein, wenn diese Personen im Krieg verschollen und für tot erklärt sind.

In der Regel wird es freilich dieses Verfahrens kaum bedürfen, wenn zur Fürsorge berufene Personen an einem Feldzuge teilnehmen, der voraussichtlich längere Zeit in Anspruch nimmt; denn sie werden auf ihren Antrag zu entlassen sein, weil sie an der ordnungsmäßigen Führung des Amtes verhindert sind oder das Vormundsschaftsgericht wird von Amts wegen die erforderlichen Maßregeln (also selbst die Entlassung kann beschlossen werden) zu treffen haben, um die durch längere Abwesenheit der Mündelvertreter gefährdeten Interessen der Pflegebefohlenen sicher zu stellen.

Auch auf Nachlaßgläubiger eines verschollenen Kriegers übt das Aufgebotsverfahren eine Wirkung insofern aus, als die fünfjährige Frist, innerhalb der Forderungen dem Erben gegenüber zur Vermeidung wichtiger Nachteile geltend gemacht werden sollen, nicht vor der Erlassung des die Todeserklärung aussprechenden Urteils beginnt. —

Die Todeserklärung selbst wird in das Sterberegister nicht eingetragen, demnach braucht auch keine Anmeldung beim Standesamt zu erfolgen. Kosten, die dem Antragsteller erwachsen sind und zur zweckentsprechenden Durchführung des Verfahrens notwendig waren, fallen dem Nachlasse zur Last, im übrigen hat sie jener aus eigener Tasche zu zahlen.

Was schließlich die internationalen Verhältnisse anlangt, so ist leider bisher kein Abkommen getroffen, welches für die Todeserklärungen in den einzelnen Ländern gegenseitig bindend wirkt. Es kann also leicht vorkommen, daß in einem Staat Kriegsteilnehmer als verstorben angesehen werden, die in anderen zwar als verschollen, aber noch lebend gelten.

Unsere deutsche Gesetzgebung gibt nur einige auch das Ausland interessierende Vorschriften, die freilich gerade für den gegenwärtigen

gewaltigen Krieg, an dem so viele Nationen beteiligt sind, von Bedeutung werden können.

Zunächst kann ein verschollener Kriegsteilnehmer im Inlande nach unseren Gesetzen für tot erklärt werden, wenn er bei dem Beginn der Verschollenheit ein Deutscher war.

Gehörte er aber zu diesem Zeitpunkte einem fremden Staate an, war er beispielsweise Oesterreicher, so kann er im Inlande nach den deutschen Gesetzen mit Wirkung für alle Rechtsverhältnisse, die sich nach den deutschen Gesetzen bestimmen, sowie mit Wirkung für sein im Inlande befindliches Vermögen für tot erklärt werden. Dabei gilt ein Gegenstand, für den von einer deutschen Behörde ein zur Eintragung des Berechtigten bestimmtes Buch oder Register geführt wird, als im Inlande befindlich, desgleichen ein Anspruch, wenn für die Klage ein deutsches Gericht zuständig ist.

Ist ein ausländischer Ehemann, der seinen letzten Wohnsitz im Inlande hatte, verschollen und ist seine im Inlande zurückgebliebene oder dahin zurückgekehrte Ehefrau Deutsche oder bis zu ihrer Verheiratung mit dem Verschollenen Deutsche gewesen, so kann auf ihren Antrag der verschollene Ehemann im Inlande nach den deutschen Gesetzen ohne jede Beschränkung für tot erklärt werden.

Diese Bestimmung ist von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit in Anbetracht der zahlreichen Ehen, die von deutschen Damen mit Angehörigen anderer europäischer Staaten geschlossen sind, insbesondere mit Männern, die vielleicht jetzt gegen das Deutsche Reich die Waffen zu führen gezwungen sind.

Zum Schluß noch einige Worte über die Wiederverheiratung.

Wird das Urteil, durch das Kriegsverschollene für tot erklärt sind, im Klagewege angefochten, so darf der andere Ehegatte nicht vor der Erledigung des Rechtsstreits eine neue Ehe eingehen, es sei denn, daß die Anfechtung erst zehn Jahre nach der Urteilsverkündung erfolgt ist.

Jeder Ehegatte der neuen Ehe kann übrigens, wenn der für tot erklärte noch lebt, unter bestimmten Voraussetzungen die neue Ehe anfechten. Alles nähere hierüber sowie über die Wirkung solcher Anfechtung und über den Unterhalt der Kinder ergeben die §§ 1350 bis 1352 unseres Bürgerlichen Gesetzbuchs.

Vom künftigen Staatsanwalt.

Von

Julius Dankwerth.

Seitdem die 8 Männer der deutschen Strafpraxis, die in genau 3 Jahren schwerer Arbeit (1906—1909) den Vorentwurf zum deutschen Strafgesetzbuch erarbeitet haben, seitdem sodann in diesem Jahre der aus den Beschlüssen der zweiten Strafrechtskommission erwachsene Entwurf eines deutschen Strafgesetzbuchs der Oeffentlichkeit vorgelegt ist, muß es uns klar sein, daß hier ein Gesetzgebungswerk auf den Plan tritt, dem so leicht keines aus der Zahl derer, die in den letzten Jahren geschaffen worden sind, an Bedeutung für das ganze deutsche Volk an die Seite gestellt werden kann. Der Ministerialdirektor D. Lucas, den man mit Recht als den Vater des künftigen Gesetzes anspricht, sagt darüber in der neuen deutschen Strafrechtszeitung S. 9: „Selbst der Uebergang vom Preußischen Allgemeinen Landrecht zum Preußischen Strafgesetzbuch von 1851 war nicht so einschneidend, wie diese Rechtsänderung sein wird, von der Einführung des Reichsstrafgesetzbuchs, das nur eine Umänderung und Modernisierung des preußischen war, ganz zu schweigen."

In seinen Grundzügen, mag einzelnes auch anders werden, wird der Entwurf sicher Gesetz werden, denn er ist durchaus modern, schweißt klassische und moderne Schule des Strafrechts zu einem glücklichen Ganzen zusammen und ist berufen, einer ganzen Fülle der Beschwerden, die man gegen das alte Strafrecht vorzutragen hatte, den Boden zu entziehen. Man darf sich der bestimmten Hoffnung hingeben, daß das neue Recht den so oft vermißten Ausgleich zwischen dem Strafanspruch des Staates, dem Schutzbedürfnis der menschlichen Gesellschaft und dem Anspruch des Beschuldigten auf einen gerechten, von unnötigen Härten befreiten Richterspruch schaffen wird.

Eine ganz andere Frage ist das Wann der Einführung des neuen Strafgesetzes. Die Voranschläge in dieser Hinsicht differieren arg. Im wesentlichen beruhen die Abweichungen auf der Beantwortung der Frage, ob Strafrechtsreform und Strafprozeßreform gleichzeitig oder nach einander zum Gesetz führen sollen. Die gewichtigen Stimmen mehren sich, daß nur die Gleichzeitigkeit ein solides, wenigstens für mehrere Jahrzehnte haltbares Gesetzgebungswerk garantiert. Wer insbesondere die Einführung der Berufung gegen die Strafkammerurteile für eine unumgängliche Notwendigkeit schon bei gegenwärtiger Rechtslage ansieht — und das ist bei weitem die Mehrzahl derer, die sich rechtspolitisch mit diesem Gegenstande beschäftigt haben —, der wird sich das Inkrafttreten der Strafrechtsreform ohne die des Prozesses erst recht nicht denken können. Damit schiebt sich aber das Inkrafttreten des ganzen Gesetzgebungswerkes noch um ein Beträchtliches hinaus, denn die Strafprozeßreform wird nach dem verunglückten Versuch der von 1903—1905 tagenden Kommissionen ein neues Vorbereitungsstadium durchlaufen müssen, das allerdings mit Rücksicht auf diese Vorarbeiten nicht wird sehr lang zu sein brauchen. Alles in allem werden wir wohl noch so ziemlich mit einem Dezennium bis zu dem neuen Strafrecht rechnen müssen.

Soll, da die Zeit gesättigt ist mit den neuen Ideen des heraufkommenden Strafrechts, da die Strafpraxis nur allzusehr ihre eigenen Mängel erkennt, da die Presse immer lauter die Widersprüche zwischen Rechtsprechung und öffentlicher Meinung bucht, bis dahin alles beim Alten bleiben, oder was kann in der Zwischenzeit geschehen, um die Strafrechtspflege auf einen so hohen Stand zu bringen, daß sie von selbst in den Geist des neuen Gesetzes hineinwächst? Eins wird da vorweg gelten müssen: Soll uns der neue Rechtszustand die Befriedigung verschaffen, die wir von ihm erhoffen, so dürfen wir auch die Kosten nicht scheuen, die er mit sich bringen wird. Eine gute Justiz kostet neben allem anderen eben auch Geld, und zwar viel Geld. Darüber sollte man nicht im Zweifel sein. Ich weiß nur zu gut, daß das Geld gerade für diese — so mancher meint, unproduktiven — Zwecke in den letzten Jahrzehnten recht knapp gewesen ist. Hat sich auch in diesen der Strafvollzug durch die Wirkung der bedingten Strafaussetzung und durch den Rückgang der Zuchthausstrafe verbilligt, so wird das neue Strafrecht vermöge der für „die sichernden Maßnahmen“ notwendigen Anstalten dieses Minus gehörig auffüllen. Damit aber noch nicht genug. Noch viele andere Neuausgaben werden hinzu-

treten. So sollte man doch eben um des schönen Neubaus willen ganze Arbeit machen und auch da bessern, was mit Geld zu bessern ist, wo das neue Recht selbst nicht gerade unmittelbar Ausgaben verlangt. Und diese Ausgaben müssen jetzt schon beginnen, wenn das neue Strafrecht auf einen Beamtenstand (Polizei, Staatsanwälte, Richter) basiert sein soll, der seiner Aufgabe gewachsen ist, das neue Recht durch seine Anwendung auf den Höhepunkt zu heben, der seinen Schöpfern vorgeschwebt hat. Ist doch auch die Meinung nicht unvertreten geblieben und in größerem oder geringerem Umfange wohl zu vertreten, daß es weniger auf ein neues Recht als auf eine verbesserte Rechtsanwendung ankommt.

Lucas hat in seinem oben erwähnten Aufsatz den Richtern das Zeugnis ausgestellt, es wäre keine Sorge, daß sie den an sie zu stellenden Anforderungen nicht genügen könnten. Selbst Richter, vermag ich mich doch dieser hohen Erwartung nicht unbedingt anzuschließen, denn das, was das neue Strafrecht verlangen wird, ist in einem viel höheren Maße, als das bisher der Fall war, Verwaltungstätigkeit, und zwar am ehesten vergleichbar der vormundschaftsrichterlichen Tätigkeit. Diese aber liegt vielen unter den heutigen Strafrichtern nicht, oder sie sind darin wenigstens nicht sehr geübt. Auch der Richter wird also recht an sich arbeiten müssen, um den hohen Anforderungen des neuen Rechts gewachsen zu sein. Der Richter allein kann aber dem kommenden Recht noch nicht den Fortschritt gewährleisten, den man allgemein von der Rechtsänderung erwartet. Hängt seine Arbeit schon heute innig zusammen mit der des Staatsanwalts, so in noch viel höherem Grade im künftigen Recht. Hat ihm der Staatsanwalt nicht den Boden für einen sachgemäßen Spruch geebnet, so würde er im neuen Rechtszustande viel leichter fehlgreifen als heut, denn die künftige Strafrechtspflege wird über einen ungleich größeren, dann aber auch in der Benutzung schwierigeren Reichtum an Mitteln verfügen, die den Strafzwecken der Abschreckung, Besserung und Sicherung zu dienen bestimmt sind, und es wird zu viel tieferen Eingriffen in das menschliche Leben kommen, als heut. Begnügt sich der heutige Sachbetrieb damit, dem Richter einen kleinen, oft sogar winzig kleinen Ausschnitt aus dem Leben des Delinquenten zu geben, so soll ihm künftig der Angeklagte in seiner ganzen Wesenheit vor Augen gestellt werden. In dieser Hinsicht sind eben die Forderungen der modernen Strafrechtsschule in weitem Umfange durchgegangen; sie werden sich auch in der parlamentarischen

Behandlung des Gesetzes durchsetzen. Aber nicht bloß wegen solch tiefer Eingriffe in das menschliche Leben wird der Staatsanwalt vor dem Richter ein weitschichtiges Tatsachenmaterial aufzubauen haben, sondern auch da, wo es im Gegenteil dazu wieder gilt, den Täter — jetzt auch den erwachsenen Erstdelinquenten — bedingt zu verurteilen oder ganz von seiner Bestrafung abzusehen.

Die Frage des Schuldig wird an sich zwar ihre Bedeutung behalten, aber um deswillen leichter zu beantworten sein, weil das anzuwendende Recht einfacher und von einer ganzen Reihe von Zweifelsfragen befreit sein wird. Da aber den ersteren Fragen gegenüber der Schuldfrage im Verhältnis zu der heutigen Praxis eine soviel größere Bedeutung beigemessen wird, so werden die Strafsachen, damit sich der Richter diesen Aufgaben besser widmen kann, auch hinsichtlich der Schuldfrage um so gründlicher vorbereitet sein müssen. Und in diesem Punkt möchte ich, was die Vorbereitung für die künftige Zeit betrifft, einsetzen, denn ich behaupte und gedenke zu beweisen, daß die Vorbereitung der Strafsachen heute in einer viel zu großen Zahl diejenige Gründlichkeit vermissen läßt, die von einem Volke mit so ausgeprägtem Rechtssinn, wie dem deutschen, die in einem solchen Rechtsstaat, wie Deutschland, billig verlangt werden kann. Weil dieser Vorwurf gemeinhin nicht die großen Strafsachen betrifft, die das öffentliche Interesse vor allem in Anspruch nehmen, hat die Oeffentlichkeit hiervon meines Wissens noch keine Notiz genommen. Um so mehr ist es Pflicht des sachkundigen Vaterlandsfreundes, in einer so wichtigen Sache einmal über die nüchterne, wenigen vernehmbare und darum so unwirksame Stimme der Fachzeitschrift hinaus mit seinen Wünschen und Mahnungen vor die Oeffentlichkeit zu treten, damit bis zur Einführung des in Arbeit befindlichen großen Gesetzgebungswerkes, das weit über die Grenzen Deutschlands hinaus wirken wird, gebessert wird da, wo es dringend nottut. Die Männer, die das neue Strafrecht vorbereiten, und ihr Werk haben es verdient.

Gewiß hängt die mangelnde Gründlichkeit der Vorbereitung zu einem Teile damit zusammen, daß für die Erhebung der Anklage nur hinreichender Tatverdacht gefordert wird. Ein vager und dehnbarer Begriff! Daß er aber kein Hindernis für gründliche Vorbereitung ist, erweisen die Schwurgerichtsanklagen, die vermöge der durch den Untersuchungsrichter geführten Voruntersuchung jene Vorbereitung haben und doch gesetzlich an den Tatverdacht keine

höheren Anforderungen stellen. Der Gesetzgeber hat nun aber einmal den Unterschied von Ermittelungsverfahren und Voruntersuchung geschaffen und damit zwischen wichtigeren und minder wichtigen Sachen geschieden. Das tritt natürlich auch in der Praxis hervor und kann der Staatsanwaltschaft nicht zum Vorwurf gereichen. Zum anderen größeren Teil muß aber die mangelnde Gründlichkeit doch der Staatsanwaltschaft zugerechnet werden. Ich vermeide ausdrücklich die Worte: „als Schuld“, denn wie kann man von Schuld sprechen, wo soviel Umstände zusammenwirken, um dies unerwünschte Ergebnis herbeizuführen. Wer soll denn aber als derjenige genannt werden, der, um mich juristisch auszudrücken, den Umstand der mangelhaften Vorbereitung zu vertreten hat, wenn nicht der Staatsanwalt? Mag der auch auf die mangelnde Sicherheit der polizeilichen Feststellungen hinweisen, so würde man ihn doch immer darauf verweisen können, daß, da er das selbst weiß, ihm auch die Mittel zur Verfügung stehen, an die Stelle unsicherer polizeilicher, sichere, nämlich richterliche Feststellungen treten zu lassen. Und wenn er darauf antwortet, daß das zu einer ungebührlichen Belastung der Richter führen würde, so wäre ihm zu antworten, daß das doch nicht seine Sorge ist, daß dann vielmehr für Vermehrung der Ermittelungsrichter zu sorgen wäre. Und wenn er weiter den Einwand erhöbe, daß die regere Inanspruchnahme der Richter auch eine erhebliche Verlangsamung des vorbereitenden Verfahrens zur Folge hätte, so ist die Entgegnung sofort zur Stelle, daß die sicheren und langsamen Ermittelungen doch immer noch den Vorzug vor den oberflächlichen und schnellen verdienen, denn sie ersparen dem Beschuldigten viel Herzleid und dem Staate viel erkennende Richtertätigkeit, beiden aber viel Geld. Würde der Staatsanwalt als letzten Kanonenschuß den abgeben, daß er durch hohe Verfügungen zur Beschleunigung der Strafsachen angewiesen sei, daß auch der Gesetzgeber, indem er die Strafsachen zu Feriensachen erklärt und für die Haftsachen Fristen bestimmte, zu erkennen gegeben habe, daß er die Strafsachen mit vorzugsweiser Beschleunigung behandelt zu sehen wünsche, so könnte man sich auch dadurch nicht zur Kapitulation zwingen lassen; schon nicht im Hinblick auf die besser vorbereiteten Schwurgerichtssachen. Aber jeder Baumeister wird auch dem Staatsanwalt sagen können, inwieweit sich die Bauzeit verkürzt, wenn nur um soviel mehr Arbeiter gleichzeitig an die Arbeit gestellt werden. Es kann nicht durchgreifen, daß durch sichere Fest-

stellungen soviel mehr Zeit verbraucht wird. Man möge sich nur in so vielen Ermittelungshandlungen, die nach einander erfolgen, zu einem Nebeneinander entschließen, das viel öfter möglich ist, als man denken sollte. Hier muß also in erster Linie zur Vorbereitung der künftigen und Verbesserung der gegenwärtigen Strafrechtspflege der Boden umgepflügt werden.

Daß das so notwendig sei, habe ich aber bisher nur aus den Forderungen des künftigen Strafrechts zu beweisen gesucht. Aus den Erfahrungen der gegenwärtigen Strafpraxis kann ich keinen greifbareren Beweis bieten, als den der übermäßigen Freisprechungen. Ich gebe zu, es ist nur ein Beweis, aber ein untrüglicher. Anderen Beweisführungen, die sich auf Erfahrungen aus der Praxis gründen würden, könnte man entgegenhalten, daß sie zu wenig konkret seien, daß es sich um Sondererfahrungen des einen Schriftstellers handele, die man nicht verallgemeinern dürfe. Ja, man könnte wohl gar von Gehäßigkeit gegen die Staatsanwaltschaft im allgemeinen und gegen diejenigen Staatsanwaltschaften im besonderen sprechen, bei denen der Verfasser die Erfahrungen gemacht hat. Das alles will ich vermeiden. Es soll nur die Sache reden. Persönlich habe ich auch nicht dem Schicksal v. Holtzendorffs verfallen wollen, der am Schlusse seiner 1864 erschienenen Schrift: „Die Reform der Staatsanwaltschaft“ dringend bat, „ihn nicht für einen Gegner der Staatsanwaltschaft im allgemeinen, noch für einen in dieser Rechtsfrage liberal denkenden Schriftsteller zu halten“, und dem doch dieser Vorwurf nicht erspart blieb, als er auf zwei Juristentagen die Forderungen verfocht, die er in jener Schrift aufgestellt hatte. Ich möchte diesem Vorwurf nicht anheimfallen, weil ich die Staatsanwaltschaft für eine notwendige und segensreiche Institution unseres Rechtsstaats halte, die geschaffen werden müßte, wenn sie nicht schon bestände.

Vor mir liegt als Band 257 der Statistik des Deutschen Reichs die Kriminalstatistik für 1911 der letzterschienene Band der Reichskriminalstatistik. In ihren Erörterungen zu Tabelle I findet sich der Satz: „Freisprechungen werden um so seltener sein, je sorgfältiger bereits im staatsanwaltschaftlichen Ermittelungsverfahren auf die Ermittelung aller wesentlichen Umstände Bedacht genommen, je häufiger von der Möglichkeit einer Voruntersuchung Gebrauch gemacht wird und je strenger der Maßstab ist, den die Gerichte bei der Eröffnung des Hauptverfahrens hinsichtlich der Frage, ob hinreichender Verdacht vorliegt, anwenden.“ Ich will

gleich bemerken, daß die Mängel des Eröffnungsverfahrens klar zutage liegen, daß sie oft besprochen und daß das künftige Strafprozeßrecht die Eröffnung des Hauptverfahrens durch Gerichtsbeschluß, wie es heute besteht, als ordentliches Verfahren voraussichtlich nicht mehr haben wird. Ein Grund mehr für die Staatsanwaltschaft, sich auf den künftigen Rechtszustand, der ihre Verantwortlichkeit bedeutend erhöht, vorzubereiten. Jedenfalls tritt aus dem Satz der Reichskriminalstatistik mit Deutlichkeit hervor, in welch hohem Maße der Statistiker in der Staatsanwaltschaft die für die Zahl der Freisprechungen verantwortliche Behörde sieht.

In dem 30 jährigen Zeitraum, über den die Statistik Auskunft gibt, haben die Freisprechungen stetig zugenommen. Teilt man diesen Zeitraum in 6 Lustren ein, so betrug in diesen die Freisprechungsziffer auf die Gesamtheit aller Delikte berechnet im Durchschnitt des Reiches 14,3; 15; 17,2; 17,9; 18,5 und 18,6 Prozent. Mit diesen Zahlen ist an sich noch wenig gesagt. Interessant wird die Sache erst, wenn man sich nach den einzelnen Delikten und nach den Bezirken der Aburteilung umsieht. Da ergibt sich denn zunächst, daß auch, auf die Hauptarten der Delikte bezogen, die Freisprechungen in jedem Lustrum zugenommen haben, insbesondere bei Diebstahl, Körperverletzung, Betrug, Hausfriedensbruch, Unterschlagung, Sachbeschädigung, Bedrohung, Hehlerei, Unzucht mit Gewalt, Jagdvergehen, Beleidigung, Untreue. Das folgt nicht notwendig aus der stetigen Zunahme des Reichsdurchschnitts, denn es wäre sehr wohl möglich,

Deliktsart	Unter je 100 Handlungen, wegen deren Verurteilung oder Freisprechung erfolgte, waren Handlungen, wegen deren auf Freisprechung erkannt wurde.					
	1882/86	1887/97	1892/96	1897/01	1902/06	1907/11
Vereitelung der Zwangsvollstreckung (§ 288 St.G.B.)	35,1	37,4	44,3	48,6	53,2	62 2
Wissentlich falsche Versicherung an Eidesstatt	37,9	40,8	46,3	57,0	55,9	58,6
Wucher	49,4	56,7	53,6	60,6	64,3	56,8
Vergehen gegen die öffentliche Ordnung (128—131)	41,3	43,3	47,1	45,0	34,3	56,3
Verleitung zum Meineide und verwandte Delikte	44,3	47,1	51,3	54,5	51,7	51
Gemeingefährliche Vergehen nach § 328 St.G.B.	26,6	25,6	39,7	41,8	39,8	46,2
Verletzung fremder Gebrauchsrechte	17 4	17,4	17,5	25,8	39,4	40,2
Gewerbs- und gewohnheitsmäßige Hehlerei	—	17,8	27,0	32,6	40,8	37,2

daß die Freisprechungsziffer bei einzelnen Delikten auf und ab schwankte, während doch auf der anderen Seite durch gegenseitigen Ausgleich eine stetige Zunahme des Reichsdurchschnitts zustande gekommen wäre. Bei einzelnen Deliktsarten hat sich die Freisprechungsziffer verdoppelt. Das sei an einzelnen Beispielen nunmehr erläutert: (Tabelle s. S. 292).

Das sind allerdings die stärksten Verschiebungen, während die oben aufgeführten Straftaten ein etwas schwächeres Anwachsen der Freisprechungsziffer aufweisen. Nur zwei Delikte machen eine Ausnahme: Widerstand gegen die Staatsgewalt und Vergehen gegen §§ 146, 147 Gewerbeordnung. Bei ersterem Delikt liegt die Sache klar, denn da ist stets das durchweg zuverlässige Zeugnis der Polizeibeamten vorhanden, die wissen, daß ihre Anzeige auch den Inhalt ihres demnächstigen eidlichen Zeugnisses darstellt, und, die bei erheblichen Abweichungen zwischen beiden Gefahr laufen, als unzuverlässig angesehen zu werden. Bei den nicht so sehr ins Gewicht fallenden Vergehen gegen die Gewerbeordnung ist mir allerdings eine Erklärung nicht zur Hand.

Umgekehrt hätte die Zunahme der Freisprechungsziffer bei den einzelnen Delikten keine ausschlaggebende Bedeutung für das Anwachsen der Gesamtfreisprechungsziffer, wenn trotz des Steigens der Freisprechungsziffer im einzelnen der Prozentsatz für die Gesamtheit der Verbrechen und Vergehen eine Abnahme aufwiese. Dies wäre, sagen die Erörterungen zur Reichskriminalstatistik, dann der Fall, wenn die Aburteilungen solcher Delikte, die im allgemeinen einen hohen Prozentsatz aufweisen, sich vermindert und die von Delikten mit niederem Prozentsatz sich vermehrt hätten. Diese Annahme trifft aber nicht zu, denn wir haben seit 1882 eine Zunahme der Delikte mit niedrigeren Freisprechungsziffern zu verzeichnen. So haben seit 1882 die Diebstähle ab-, die Körperverletzungen zugenommen, während die Freisprechungsziffern beim Diebstahl im ganzen 30 jährigen Zeitraum immer geringer waren, als bei der Körperverletzung. So ist denn eben auf der ganzen Linie mit unwesentlichen Abweichungen ein Anwachsen der Freisprechungsziffer im ganzen, wie in einzelnen zu konstatieren; ein Wachsen, dessen Fortsetzung beim Fortbestehen der hierfür bisher maßgebenden Faktoren eine Selbstverständlichkeit ist, mit dem wir also in den zwei Lustren bis zur Einführung des neuen Rechts zu rechnen haben.

Und nun vergegenwärtige man sich einmal die Bedeutung von Zahlen, wie wir sie in obiger Tabelle mitgeteilt haben. Nimmt

man an, daß jede strafbare Handlung immer je einem Angeklagten entspricht, so bedeutet das, daß bei den genannten Delikten im letzten Lustrum mehr als die Hälfte der Angeklagten freigesprochen sind. Es trifft aber auf diese Delikte gemeinhin zu, daß sie nicht mit anderen Delikten zusammen zur Anklage gelangen. Das ganze Strafverfahren stellt sich dann als kalter Schlag dar. Aber auch für die anderen Delikte ist die Freisprechungsziffer noch viel zu hoch. Für den Strafrechtspraktiker bedarf es zu dieser Feststellung gar nicht der Kriminalstatistik. Fast jede Sitzung des Schöffengerichts und der Strafkammer ergibt Sachen, von denen man sich sagt, die Anklage wäre nicht erhoben worden, wenn man das Ermittelungsverfahren eingehender und sorgfältiger gestaltet hätte. Nicht daß sich das Gericht immer von der Unschuld des Angeklagten überzeugt. Oft genug muß Freisprechung eintreten, obwohl sich der Richter sagt, daß bei sorgfältigerem Ermittelungsverfahren der Schuldbeweis wohl hätte geführt werden können. Und bedauerlicherweise muß auch noch in viel zu vielen Fällen die Freisprechung aus rechtlichen Gründen erfolgen. Trifft das auch nicht, wie so Vieles im Vorangeführten, die Staatsanwaltschaft allein, so doch zu einem nicht geringen Teile.

Welche Wirkung übt nun diese ungebührliche Menge von Freisprechungen auf die Betroffenen? Entweder der Beschuldigte war in Wahrheit schuldig. Dann lacht er den Strafgerichten Hohn und sündigt erst recht weiter in der Hoffnung, es werde ihm auch fernerhin gelingen, durch das weitmaschige Netz der Strafverfolgung zu schlüpfen. Oder er war unschuldig. Dann treffen zwar die Kosten des Verfahrens die Staatskasse. Wie wenig sind damit aber die wirklichen Folgen strafgerichtlicher Verfolgung gedeckt. „Semper aliquid haeret“ ist heut noch in guter Anwendung. Ganze Existenzen können an solchen Freisprechungen zugrunde gehen. Erfolg: die Züchtung staatsfeindlicher oder doch staatsunzufriedener Elemente. Man wende nicht ein, daß die Einstellung des Ermittelungsverfahrens dieselben Folgen haben könnte. Das ist ganz und gar nicht der Fall, denn dieses Verfahren entzieht sich doch in ganz anderem Maße der Oeffentlichkeit, wie ein durchgeführtes Hauptverfahren. Zusammenfassend möchte ich mit Otto, dem verdienstvollen Historiographen der preußischen Staatsanwaltschaft, sagen: „Unhaltbare Anklagen schaden der Rechtspflege und dem Rechtsbewußtsein im Volke“ (S. 179). Andere sind weiter gegangen und haben wuchtige Anklagen gegen die Ueberproduktion

staatsanwaltschaftlicher Verfolgungstätigkeit erhoben; keine wuchtiger, als die des gegenwärtigen Leiters des Strafvollzugs im preußischen Ministerium des Innern Dr. Finkelnburg in seinem 1912 erschienenen Buche: „Die Bestraften in Deutschland". Finkelnburg spricht allerdings von den Verurteilungen, aber er meint gewiß die Ueberproduktion auf strafrechtlichem Gebiet überhaupt, wenn er sagt (S. 41, 42): „Wir müssen jedenfalls heute von der erklommenen Höhe der Statistik herab die vorwurfsschwere Frage stellen, ob es wahr und wahrhaftig nottat, daß ein so ruhiges, arbeitsfreudiges, hochaufstrebendes Kulturvolk, wie es Deutschland anerkanntermaßen ist, durch solch eine Spießrutengasse von Strafen hindurchmußte, daß jeder 6. deutsche Mann, dem wir in unserm Vaterlande begegnen, die Fuchtel hat spüren müssen."

Wenn man nun fragt, ob es denn überhaupt möglich ist, die Gründe, die nachmals zur Freisprechung geführt haben, schon im Ermittelungsverfahren aufzudecken, so braucht man nur auf die früheren Zeiten zu verweisen. Wenn es im Lustrum 1882/86 möglich war, die Anklagen so vorzubereiten, daß z. B. von 100 unter dem Verdacht des Vergehens gegen § 288 St.G.B. zur Anklage gestellten Handlungen 65 zur Verurteilung gelangten, so ist nicht einzusehen, warum sich nicht jetzt dasselbe ermöglichen ließe, warum nun in aller Welt jetzt so viel mehr Anklagen gleichen Inhalts fallen müssen. Man wird anführen einmal, daß die Angeklagten infolge des Bildungszuwachses sich besser zu verteidigen gelernt hätten, daß sie oft erst in der Hauptverhandlung Einwände vorbrächten, die dann nicht mehr zu widerlegen seien, sodann daß die Richter schwieriger in der Bejahung der Schuldfrage geworden seien. An diesen Einwänden ist sicherlich etwas Wahres. Sie lassen sich übrigens zu einer Einheit zusammenfassen. Diese Einheit bildet der Verteidiger. Der Angelagte, der es irgend ermöglichen kann, nimmt sich einen Verteidiger. Die Zahl der Sachen, in denen ein Verteidiger auftritt, hat prozentual erheblich zugenommen. Auch in diesem Punkte äußert sich eben die Zunahme des allgemeinen Wohlstandes. Mit dem Verteidiger wird nun vom Angeklagten oder von dessen Verwandten eifrig Rat gepflogen. Was irgend an Schutzbehauptungen vorgebracht werden kann, wird vorgebracht und gelangt ans Gericht zumeist zu einer Zeit, wo der Hauptverhandlungstermin vor der Tür steht. Selten hat der Staatsanwalt Zeit, noch vor dem Termin seinerseits Ermittelungen über die angetretenen Beweise anzustellen; ebenso selten macht er

auch Gebrauch von dem Recht, nunmehr die Vertagung zwecks Erkundigung zu verlangen, denn das Strafverfahren soll ja beschleunigt werden. Auf diese Weise wird der Schuldbeweis oft derart eingeengt, werden die belastenden Momente in einer Weise verwässert, daß das Gericht oft zum Schaden des materiellen Rechts zur Freisprechung gelangen muß. Mit solchen erfolgreichen Verteidigungen bringen sich die jungen Anwälte — ihre Zahl ist Legion — in den Sattel einer auskömmlichen Praxis, die heut wirklich nicht auf der Straße liegt. Das mag noch hingehen. Aber in so und so vielen Sachen ist dem auch nur einigermaßen erfahrenen Verteidiger die Freisprechung von vornherein klar, nicht so dem Angeklagten, der sich eben für alle Fälle sichern will. Ist dann die Freisprechung erfolgt, so gebührt das Verdienst in der Meinung des Angeklagten und seiner Parteigänger im Zuhörerraum natürlich dem Verteidiger. Kurzum, die bisherige Art der Vorbereitung der Sachen bis zur Verhandlung zieht ein Verteidigertum heran, das zur Verbesserung der Strafrechtspflege und ihres Ansehens im Volke nicht beiträgt.

Es ist aber die Aufgabe der Staatsanwaltschaft, aus dem Angeklagten im Vorverfahren auch die exkulpierenden Momente herauszuholen; ihre Aufgabe, zu verhindern, daß die Schutzbehauptungen erst kurz vor oder in dem Termin vorgebracht werden: ihre Aufgabe, sich mit den durchaus zur Verfügung stehenden gesetzlichen Mitteln das Recht zu sichern, die neu vorgebrachten Tatsachen und Beweismittel vor der Hauptverhandlung auf ihren Wert oder Unwert zu prüfen. Und wenn wirklich unter dem Einfluß so vieler Bedenken, die gegen die Zuverlässigkeit der Beweismittel im Strafprozeß in Wissenschaft und Presse und von den Verteidigern im Gerichtssaal vorgebracht worden sind, die Richter schwieriger im Schuldbeweis geworden sind, so ist das doch der Staatsanwaltschaft, die ja gerade, um die Spruchpraxis kennen zu lernen, an der Hauptverhandlung teilnimmt, bekannt.

Da fragt man sich natürlich: Wie ist denn das alles so geworden? Wie ist es denn möglich, daß die Staatsanwaltschaft mit der Zeit so das Heft aus der Hand verlieren konnte? Die Gründe dafür krystallisieren sich meines Erachtens in zwei Worten: Ueberlastung und Aufsicht. Beide aber durchdringen sich gegenseitig. Um dem Staatsanwalt des künftigen Strafrechts die Wege zu ebnen, muß das einmal schonungslos gesagt werden. Was soll denn werden im künftigen Strafprozeß, wenn der Staatsanwalt

außer der Tatermittelung auch noch das ganze Vorleben des Delinquenten aufdecken und dabei das heutige Tempo des Ermittelungsverfahrens innehalten soll? Wenn nach heutigem Brauch unter dem neuen Recht weitergearbeitet wird, so bedeutete das weiter nichts, als daß die Tatermittelung auf das äußerste beschränkt wird, um so Raum für die anderen Ermittelungen zu finden. Dabei aber käme die Strafrechtspflege sicherlich um keinen Schritt weiter. Ist Wandel jetzt schon geboten, so noch viel mehr angesichts der so einschneidenden Strafrechtsreform.

Mit welchen Aufsichtsinstanzen es die Staatsanwaltschaft zu tun hat, sagt § 148 Gerichtsverfassungsgesetz (abgesehen von der hier nicht interessierenden reichsgerichtlichen Regelung):

„Das Recht der Aufsicht und Leitung steht zu der Landesjustizverwaltung hinsichtlich aller staatsanwaltschaftlichen Beamten des betreffenden Bundesstaats; den ersten Beamten der Staatsanwaltschaft bei den Oberlandesgerichten und den Landgerichten hinsichtlich aller Beamten der Staatsanwaltschaft ihres Bezirks." Bedeutsamste und wichtigste Aufsichtsbehörde ist für den Staatsanwalt der unteren Gerichte, dem dieser Aufsatz in erster Linie gilt, der höchste staatsanwaltschaftliche Beamte am Oberlandesgericht, in Preußen der Oberstaatsanwalt. Worin die Aufsichts- und Leitungspflichten des Oberstaatsanwalts im einzelnen bestehen, ist im Gesetz nicht gesagt und darüber bestehen wohl auch keine allgemeinen Anweisungen, wie das ja bei vielen anderen Behörden auch nicht der Fall sein wird. Die Aufsichtspflicht erstreckt sich eben von selbst auf den ganzen Umfang der Amtspflichten der untergeordneten Behörde. Da nicht fortwährend alle Geschäfte unter Aufsicht gehalten werden können, geht die Aufsicht, wie es auch bei anderen Behörden gehandhabt werden dürfte, in zweifacher Art vor sich, nämlich einmal insofern Sachen, die im Instanzenzuge nach oben kommen, auf ihre ordnungsmäßige Bearbeitung geprüft werden, sodann, indem besondere Revisionen am Sitze der beaufsichtigten Behörde veranstaltet werden. Die letzteren sind nun bei der Staatsanwaltschaft im Laufe der Zeit stark zurückgetreten. Die Amtsgeschäfte des Oberstaatsanwalts an seinem Amtssitze sind außerordentlich gewachsen. Auf lange Zeit, wie sie für eingehende Revisionen in der Provinz erforderlich wäre, kann er sich von dort um so weniger entfernen, als er sich infolge der Gefängnis- und Baurevisionen so wie so schon oft auf kurze Zeit von dort entfernen muß. Ganz von selbst hat es sich daher ge-

macht, daß die eigentlichen Geschäfte der Staatsanwaltschaft vom Oberstaatsanwalt im wesentlichen nur bei Gelegenheit der Befassung im Instanzenzuge geprüft werden. Worauf erstreckt sich aber diese Befassung? In der Hauptsache nur auf die im Ermittelungsstadium abgeschlossenen Sachen, wenn der Denunziant gegen den einstellenden Bescheid des Staatsanwalts Beschwerde erhebt. Nun gelangen allerdings noch außerhalb dieses Falles viele Strafakten an den Oberstaatsanwalt, nämlich in Strafvollstreckungs-, Wiederaufnahme- und Begnadigungsangelegenheiten. Die Durchsicht dieser Akten bietet für die hier behandelten Fragen so gut wie nichts, denn in diesen Sachen ist ja eben, wie ihre Bezeichnung ergibt, Verurteilung erfolgt. Daß in diesem Stadium noch eine besondere Nachprüfung erfolgte, ob die Sachbehandlung im Vorverfahren in jedem Punkte richtig war, ist noch nicht gehört worden. Eine andere Reihe von Sachen, die sog. Konfliktssachen, kommen allerdings mit Anklageentwurf zum Oberstaatsanwalt. Es handelt sich dabei aber um einen sehr geringen Bruchteil, der noch dadurch an Bedeutung verliert, daß die Zahl der Verurteilungen wegen Amtsdelikten, um die es sich dabei handelt, an sich schon bedeutend im Rückgang begriffen ist. Der Oberstaatsanwalt kommt also mit der Anklagetätigkeit des Staatsanwalts am Landgericht so gut wie gar nicht in Berührung.

Wie steht es nun mit deren Beaufsichtigung durch den Ersten Staatsanwalt als Chef der Behörde? Bei Beantwortung dieser Frage kommt in erster Linie das Institut der Gegenzeichnung in Betracht, durch das verbürgt wird, daß alle wichtigeren Sachen der Behörde durch die Hände des Ersten Staatsanwalts gehen. Zu diesen wichtigeren Sachen gehören aber nicht die Anklagen vor den Schöffengerichten und Strafkammern. Natürlich kann sich der Erste Staatsanwalt, da die Behörde bureaukratisch und nicht kollegial geordnet ist, die Mitwirkung auch dabei sichern. Erfahrungsgemäß geschieht das aber nur in den selteneren Fällen, wo es sich um Aufsehen erregende Strafsachen oder um einen etwa beaufsichtigungsbedürftigen Staatsanwalt oder Assessor handelt. Wenn man bedenkt, welch eine Fülle von Anklagen der gedachten Art im Jahre auf jeden einzelnen Staatsanwalt entfällt, so ist die Zahl der Sachen, in denen der Erste Staatsanwalt sein Aufsichtsrecht auch bei der Erhebung der Anklage ausgeübt hat, wahrlich gering zu nennen. Nach heutiger Praxis kann der Erste Staatsanwalt auch gar nicht mehr leisten, da er noch eine ganze Menge anderer Dienst-

geschäfte, vor allem Gefängnisaufsicht und bei den kleineren Behörden sogar noch eignes materielles Dezernat zu erledigen hat.

Dieser geringen Beaufsichtigung, der der Staatsanwalt bei der Erhebung der Anklage unterliegt, steht die große Beaufsichtigung gegenüber, die ihm dann zuteil wird, wenn er wegen Aussichtslosigkeit der Strafverfolgung das Verfahren einstellen will. Nicht nur, daß der Erste Staatsanwalt in jedem Falle prüfend an die Sache herantritt, juristische, tatsächliche und redaktionelle Aenderungen macht oder verlangt oder sich mündlich Vortrag halten läßt, hat der Staatsanwalt in jedem Falle auch noch Beschwerden des Denunzianten zu erwarten, die seine Arbeit zur Kenntnis und Kritik seiner weiteren Vorgesetzten bringt. Erhebt er dagegen trotz mangelhaften Ermittelungsverfahrens Anklage, so läuft er trotz des Mißerfolges derselben keinerlei Gefahr, mit seinen Vorgesetzten mißliebig zusammenzukommen. Dann hat sich eben die Sache in der mündlichen Verhandlung anders herausgestellt.

Ich will gar nicht behaupten, daß sich hier Ursache und Wirkung bewußt gegenüberstehen: die natürliche Folge dieser Regelung aber ist, daß sich der Staatsanwalt leichter zur Anklage als zur Einstellung des Verfahrens entschließt. Leichter auch um deswillen, weil der Oberstaatsanwalt in Zweifelsfällen häufig genug selber die Entscheidung trifft, es möge durch Erhebung der Anklage eine gerichtliche Entscheidung herbeigeführt werden. Und gerade diese Entscheidung des Oberstaatsanwalts ist es, die mir bedenklich erscheint. Warum denn überhaupt diese Ueberspannung der Rechte des Denunzianten? Die gerichtliche Entscheidung läßt sich auch im Beschwerdewege des Denunzianten herbeiführen. Indem der Gesetzgeber diese zweite Beschwerde des Denunzianten an gewisse einschränkende Voraussetzungen geknüpft hat (§ 170 Str.P.O.), hat er schon angezeigt, daß er dessen Interesse an der Strafverfolgung für im wesentlichen genügend geprüft ansieht, wenn zwei staatsanwaltschaftliche Instanzen entschieden haben. Und so ist es in der Tat. Wer als Denunziant diese zweite Beschwerde ergreift, ist meist schon Querulant und von einem unstillbaren Rachedurst erfüllt. Daß die darauf ergehende gerichtliche Entscheidung zu einer Verurteilung des Angezeigten geführt hätte, davon ist mir noch niemals etwas bekannt geworden. Es kann aber ganz dahingestellt bleiben, ob und inwieweit die Oberstaatsanwälte selbst auf die Erhebung solcher Freisprechung in Aussicht stellender Anklagen hinwirken, den Hauptanteil der Schuld an deren Vermehrung trägt doch in meinen Augen die Ueberlastung

der Staatsanwälte. Auf der einen Seite wird er mit seiner Arbeit zu sehr gehetzt, auf der anderen Seite wird, da man ein allgemein gültiges Maß für seine Arbeit bisher noch nicht gefunden hat, zu sehr nach der Nummer gezählt. Bei dieser Arbeitsberechnung kann es natürlich nicht anders sein, als daß er auf denkbar kürzestem Wege zum Abschluß seiner Sachen zu gelangen trachtet, ohne die erforderliche Rücksicht, ob dieser kürzeste Weg auch der beste ist. Die natürliche Folge ist, daß der langsamer und bedächtiger vorrückende Staatsanwalt gegenüber dem fix fertigen Kollegen ins Hintertreffen kommt und zu seinem Schaden mit großen Zahlen in die sog. Dreimonatsrestenliste einrückt. Da sollte doch noch anderen Prinzipien der Arbeitsberechnung Raum gegeben werden.

Eine weitere Folgeerscheinung der Ueberlastung sei folgendermaßen dargestellt. Noch 1899 schrieb Otto, der selbst 10 Jahre Staatsanwalt gewesen war, in seinem schönen Buch über die preußische Staatsanwaltschaft: „Der Staatsanwalt ist gezwungen, sich zu jeder auftauchenden Rechtsfrage (siehe in der Hauptverhandlung) ohne Zögern zu äußern, wenn er seine Amtspflicht ganz erfüllen und eigentümliche Rückschlüsse auf seine Kapazität vermeiden will. Um hierzu imstande zu sein, muß er das gesamte jus beherrschen, denn es ist unabsehbar, welche Fragen kriminalrechtlicher und zivilrechtlicher Art in einem Strafprozesse, ohne daß man sich vorbereiten konnte, aufgeworfen werden können. Es ist deshalb ein großer Irrtum, wenn man glaubt, ein Staatsanwalt könne sich auf das Altenteil seines Strafrechts zurückziehen und die übrige Rechtswissenschaft vernachlässigen." Ich will mich nicht in Erörterung darüber einlassen, ob die Staatsanwälte von 1899 solche Juristen waren, als welche sie Otto hinstellt. Aber daß sie bessere als die heutigen sind — immer den Durchschnitt und die Nichtspezialisten gerechnet —, das möchte ich doch behaupten. Das überhastete Ermittelungsverfahren und die ungeheuer gewachsene Berufstätigkeit des Staatsanwalts lassen ihm gar keine Zeit, den feinen Fragen des Strafrechts nachzugehen. Und in der Hauptverhandlung mangels dieser stetigen juristischen Mitarbeit eine Rechtsansicht kundzugeben, die sich in dem gegenübersitzenden Kollegium durchzusetzen imstande wäre, gelingt nur in Ausnahmefällen. Dazu ist auch unsere Rechtsprechung viel zu schwierig geworden. Für die rechtliche Beurteilung der Sachlage ist das Gericht regelmäßig sich selbst überlassen. Dabei wirkt der Staatsanwalt in Praxis so gut wie gar nicht mit, und auch das ist ein Zustand, der der hohen

Aufgabe der Staatsanwaltschaft nicht entspricht. Der Staatsanwalt ertrinkt heut im Tatsächlichen. Das wenige Handwerksmäßige im Recht, das er zu seinen Anklagen und Einstellungsverfügungen braucht, ist verhältnismäßig schnell erlernt. Nicht viele, die sich darüber erheben. Wollte sich ein Staatsanwalt heut eingehend tatsächlich und rechtlich über die zu verhandelnden Sachen, Schwurgerichtssachen ausgenommen, informieren, so wüßte er genau, daß ihm diese Tätigkeit niemand anrechnete. Er hätte nichts davon. Er weiß auch, daß es ihm niemals als eine Blamage angerechnet wird, wenn er eine in der Hauptverhandlung auftauchende Rechtsfrage nicht aus dem Grunde zu beantworten weiß, sondern mehr ex aequo et bono urteilt. Eine Blamage aber ist es für ihn, und er empfindet das auch so, wenn eine Anklage in der Hauptverhandlung, wie Butter an der Sonne, zerfließt, wenn gar hin und wieder ganze Sitzungen unter solchem Eindruck stehen und wenn es den Verteidigern nur geringe Mühe macht, die Anklage in toto zu zerpflücken. Wenn wir den gerichtlichen Kampf mit dem stetig schwankenden Streit zwischen der Kanone und der Panzerplatte vergleichen, so ist jetzt die Panzerplatte, d. i. der wohlverteidigte Angeklagte der Kanone d. i. dem Staatsanwalt im ganzen überlegen oder doch zu oft überlegen.

Der Vergleich hinkt natürlich, denn wenn die Panzerplatte sieghaft ist, so ist sie es auf gewisse Zeit nicht bloß für die eine Nation, bei der sie hergestellt wird, sondern gleich für die ganze Welt. So ist es aber hier nicht. Auch innerhalb Deutschlands hat sich die Staatsanwaltschaft manchenorts die Stellung zu wahren verstanden, die sie in der Strafrechtspflege nach dem Willen des Gesetzes haben soll. Das ergibt sich zur Evidenz ebenfalls aus der Reichskriminalstatistik, die eine eigene Uebersicht No. 6 hierüber zur Tabelle I. geschaffen hat. Da tritt uns in erster Linie das „Musterländle“ Baden entgegen. Der Reichsdurchschnitt der Freisprechungen für alle Straftaten zusammengenommen ist innerhalb des 30jährigen Zeitraumes von 14,3 Prozent auf 18,6 Prozent stetig gestiegen; in Baden ist der Durchschnitt der Freisprechungen von 11,4 auf 10,3 gesunken. Der prozentuale Durchschnitt Badens innerhalb des genannten Zeitraumes beträgt 10,4 Prozent, also nicht viel über die Hälfte des jetzigen Reichsdurchschnitts. Solche Zahlen sind in preußischen Oberlandesgerichtsbezirken nie erreicht worden. Die meisten derselben haben Prozentzahlen, die den Reichsdurchschnitt überwiegen, haben sich überhaupt innerhalb

der 30 Jahre verschlechtert. Nur der Oberlandesgerichtsbezirk Hamm hat sich wesentlich, Naumburg unwesentlich verbessert. Am schlechtesten von allen Oberlandesgerichtsbezirken im Deutschen Reiche stehen Köln, Posen und Stettin, die sich im Laufe der Jahre um 7—8 Prozent verschlechtert haben. Von außerpreußischen Oberlandesgerichtsbezirken steht wunderbarerweise der Baden benachbarte württembergische den preußischen am nächsten. Die anderen außerpreußischen Bundesstaaten stehen durchweg besser Baden am nächsten kommen Sachsen und Mecklenburg, die ebenfalls immer unter dem Reichsdurchschnitt geblieben sind. Dabei kann man bei diesen örtlichen Vergleichen nicht einmal die Zunahme der Strafrechtspflege als bestimmend für das Anwachsen der Freispruchsziffer erkennen, denn z. B. der Zunahme der zur Anklage gestellten strafbaren Handlungen im Kammergerichtsbezirk mit seiner ungünstigen Freisprechungsziffer kann man die gleiche Kriminalitätszunahme im Oberlandesgerichtsbezirk Hamm bei fallender und zuletzt für die preußischen Verhältnisse sehr günstiger Freisprechungsziffer entgegenstellen. Zunahme der Anklagen in den bevölkertsten Bezirken Preußens um die Hälfte bildet für Anfang und Ende des 30jährigen Zeitraumes die Regel, aber auch Baden und das Königreich Sachsen haben gleiche Erscheinungen aufzuweisen.

Es ist lange genug bekannt und erst jüngst wieder hervorgehoben, daß Baden um deswillen eine soviel zuverlässigere Strafrechtspflege besitzt, weil dort die Kriminalpolizei mit der Staatsanwaltschaft in einer ganz anders nahen Verbindung arbeitet, als in Preußen und andern Bundesstaaten. In Baden, Sachsen und Hessen werden schon die ersten Vernehmungen von Staatsanwälten und Amtsanwälten, welche aus der Zahl der Assessoren und Referendare entnommen sind, veranstaltet. Deren bessere Schulung und Eignung für ein objektiv gestaltetes, schon von dem Gedanken an die künftige Hauptverhandlung getragenes Verhör manifestiert sich in den günstigen statistischen Ergebnissen. In diese Bundesstaaten gehe man und belehre sich in unserer fortbildungsfreudigen Zeit darüber, was besser ist, als im eigenen Lande. Man deputiere Assessoren im Fortbildungsjahre dorthin, und wenn man ihnen eine Reihe älterer Beamter beigesellte, so würde das gewiß nicht zum Schaden der deutschen Rechtseinheit, die sich nicht bloß in den Gesetzen, sondern auch in deren Anwendung zeigen soll, sein.

Aber auch sonst kann bei der Staatsanwaltschaft noch eine Menge zur Verbesserung unserer Strafrechtspflege geschehen. In

erster Linie müssen die Oberstaatsanwälte und Ersten Staatsanwälte die Anklagetätigkeit der Staatsanwälte besser überwachen. Abgesehen von der unschwer zu regelnden Ueberwachungstätigkeit dient dazu auch die Kriminalstatistik. Die stattlichen Bände derselben, die Jahr um Jahr den Staatsanwaltschaften zugehen, sind nicht dazu da, in unaufgeschnittenem Zustande in den Schränken der Gerichtsbibliotheken zu vermodern. Sie wollen vielmehr eifrig studiert und für die Praxis nutzbar gemacht werden. Das ist bisher nicht im geringsten geschehen, trotzdem es doch eine Selbstverständlichkeit ist. „Man kann ohne Uebertreibung sagen", klagt der jetzige Leiter des preußischen Strafvollzugs im Ministerium des Innern, Dr. Finkelnburg, in seinem bereits angeführten Buche S. 7, „selbst die wenigsten Juristen haben sich mit dem Studium auch nur eines einzigen Jahrganges der Reichskriminalstatistik erschöpfend befaßt. So hat das Riesenwerk, das jahraus, jahrein das Kaiserliche Statistische Amt, unterstützt vom Reichsjustizamt in Berlin am Lützowufer, unverdrossen schafft, nicht die weitwirkende Frucht getragen, die es seiner Bedeutung nach verdient." Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß die Nutzbarmachung der Kriminalstatistik bei dem gegenwärtigen Ausbildungsstande der Juristen schwierig ist. Es fehlt, wie der erste Statistiker der Jetztzeit in seinem Monumentalwerk „Statistik und Gesellschaftslehre" (III, S. 443) und an anderen Orten ausgeführt hat, an einem besonderen Organ, das fortlaufend und berufsmäßig sich mit der weitestgehenden Nutzbarmachung der Kriminalstatistik für die Verwaltung und Rechtspflege und für die Kriminalpolitik beschäftigt. Er sowohl wie Mischler (die Kriminalstatistik als Erkenntnisquelle, Hamburg 1888) haben seit Jahren im Anschluß an die erfolgreiche Wirksamkeit der italienischen **Commissione per la Statistica giudiziaria e notarile,** die zweimal im Jahre zu eingehenden Verhandlungen zusammentritt und namentlich der geordneten Nutzbarmachung der Statistik der Rechtspflege gewidmet ist, die Uebertragung dieser Einrichtung auf Deutschland durch Bildung eines kriminalstatistischen Beirats befürwortet. Die Staatsanwaltschaft, die das alles in erster Reihe anging, hat sich dieses wahrhaft fruchtbaren Gedankens — wenigstens soweit mir bekannt ist — in keiner Weise bemächtigt. Wie sich das aus der offiziellen Perhorreszierung alles dessen, was unter dem Namen der strafrechtlichen Hilfswissenschaften schon so lange erfolglos um seine Existenzberechtigung im Ausbildungsgange der Juristen und um die Anerkennung seiner Brauchbarkeit durch nicht bloß ver-

einzelte Ausnutzung für die Praxis kämpft, von selbst ergibt, kümmerte sich die Staatsanwaltschaft auch um die Kriminalstatistik nicht, sondern läßt sich von ihren Ergebnissen einfach überraschen. Das ist soeben geschehen. In einem Artikel „Die Häufigkeit der Freisprechungen und das staatsanwaltschaftliche Vorverfahren“ in Heft 6 der Deutschen Strafrechtszeitung vom Juni 1914 stellt der Staatsanwalt Dr. Bernau vom Berliner Kammergericht die statistischen Ergebnisse in ungefähr derselben Weise, wie oben geschehen, zusammen, beleuchtet auch die günstigeren Resultate Badens und die besonders ungünstigen Preußens und gelangt zu dem Satze, es ergebe sich aus allen diesen Umständen für die an der Strafrechtspflege beteiligten Organe die Pflicht, Freisprechungen nach Möglichkeit vorzubeugen und auf eine zuverlässige Aufklärung des Sachverhalts im Vorverfahren hinzuwirken. Aber er geht eben den Dingen nicht genügend auf den Grund. Er gibt die Zahlen, er gibt die Schlußfolgerung und knüpft einen frommen Wunsch daran. Damit erzielt er ein gelegentliches Kopfnicken. Es ist eine Wirkung, als wenn eine Flaumfeder aufs Wasser fällt. Das ist eben ein solcher Artikel, der in der Fachzeitschrift begraben bleibt und, von der großen Presse nicht beachtet, das öffentliche Interesse in keiner Weise, das Fachinteresse nur schwach erregt. Auf diesem Wege Wandel zu erreichen, das zu hoffen, halte ich nicht mehr für berechtigt.

Was nun gerade die sich in der Zunahme der Freisprechungen offenbarende Unzulänglichkeit des Vorverfahrens betrifft, so ist es doch gar nicht so schwer, die Feststellungen der Kriminalstatistik ins Praktische umzusetzen. Wenn z. B. der Oberstaatsanwalt daraus ersieht, daß die Freisprechungen bei den Vergehen des strafbaren Eigennutzes in ungebührlichem Maße zugenommen haben, so ist es ein Leichtes für ihn, die Gründe dafür festzustellen. Er wird selbst und durch seine Organe solche Straftaten in größerer Anzahl durchforschen und sich über die Ergebnisse der laufenden Sachen in kürzeren Zwischenräumen berichten lassen. Ich bin gewiß, daß er binnen kurzem die Gründe dieser Erscheinung festgestellt und die erforderlichen Anordnungen getroffen hat. Ich bin ebenso fest davon überzeugt, daß sich das Bild dieser Straftat binnen kurzer Frist ändern wird. Vor einigen Jahren wurde in Preußen eine Enquete über die Gründe der Freisprechungen veranstaltet. Ein irgendwie praktisches Resultat ist dabei, soweit mir bekannt, nicht herausgekommen, trotzdem sehr viel Tinte verspritzt worden ist. Den

Gründen der Freisprechungen, die sich natürlich nicht bloß aus dem Urteil ergeben, sondern mit staatsanwaltschaftlichem Auge gesehen sein wollen, müßte aber nicht bloß bei einer solchen Enquete, sondern fortdauernd nachgespürt, und es müßte, sobald sich ein Mißstand allgemeiner Natur zeigt, Wandel geschaffen werden. Oft sind allerdings die Gründe rein lokaler Natur. Gewisse Polizeibeamte, die ihrerseits nicht genügend beaufsichtigt sind, machen unzuverlässige Vernehmungen. Das erkennt natürlich am besten die zuständige Staatsanwaltschaft. Dann bleibt, solange diese Beamten im Amte sind, nichts übrig, als Nachprüfung durch gerichtliche Feststellungen. Auch sollten die Staatsanwälte, wie dies oben schon als erfolgreiche Einrichtung anderer Bundesstaaten hervorgehoben ist, eigene Vernehmungen veranstalten. Sodann muß sich der Staatsanwalt bemühen, mit den Polizeibehörden und Gendarmen in mehr persönlichen Rapport zu kommen. An die Stelle des schriftlichen Verkehrs soll mehr und mehr der mündliche treten. Das Ergebnis von Besprechungen oder Telephongesprächen soll in Aktennotizen niedergelegt werden.

Sodann aber wird der rechtlichen Behandlung der Sachen eine größere Aufmerksamkeit zugewandt werden müssen. Der Staatsanwalt sollte auf der Höhe strafjuristischer Ausbildung stehen, damit in der Anklage richtiges Recht gewährleistet ist und auch in dieser Beziehung die Mitwirkung der Eröffnungskammern künftig entbehrt werden kann. Für die Hauptverhandlung ist demgegenüber die Rechtskenntnis von sekundärer Bedeutung. Sie ist ihm wesentlich nur für die Stellung richtiger Anträge und Entgegnungen auf die Beweisanträge des Verteidigers vonnöten — das Gericht wird seiner Mitwirkung an der rechtlichen Beurteilung der Sache nur in seltenen Fällen bedürfen.

Kommen Beweisanträge vor der Hauptverhandlung, so muß ihnen der Staatsanwalt eingehende Beachtung schenken. Auf die Gefahr der Verzögerung wird er sich das Recht zu sichern haben, die unter Beweis gestellten Tatsachen und Beweismittel, insbesondere soweit sie sich zu den bisherigen Ergebnissen der Untersuchung in Gegensatz setzen, durch Vermittlung einer Vorprüfung zu unterziehen. Es würde zu weit gehen, wollte ich mich auch noch über die Behandlung der in der Hauptverhandlung gestellten Beweisanträge verbreiten. Viele Vorsitzende haben die Neigung, mit Rücksicht auf die bereits aufgewandte Mühe und die starke Belastung der Kammer der Vertagung aus dem Wege zu gehen. Auch hier wird sich der

einzelte Ausnutzung für die Praxis kämpft, von selbst [illegible] mertte sich die Staatsanwaltschaft auch um die Kriminalistik [illegible] sondern läßt sich von ihren Ergebnissen einfach [illegible] ist soeben geschehen. In einem Artikel „Die Häufigkeit der [illegible]sprechungen und das staatsanwaltschaftliche Vorverfahren“ [illegible] der Deutschen Strafrechtszeitung vom Juni 1914 stellt der [illegible]anwalt Dr. Bernau vom Berliner Kammergericht die [illegible] Ergebnisse in ungefähr derselben Weise, wie eben [illegible] sammen, beleuchtet auch die günstigeren Resultate Badens und [illegible] besonders ungünstigen Preußens und gelangt zu dem [illegible] ergebe sich aus allen diesen Umständen für die an der [illegible]pflege beteiligten Organe die Pflicht, Freisprechungen nach [illegible]keit vorzubeugen und auf eine zuverlässige Aufklärung des [illegible]verhalts im Vorverfahren hinzuwirken. Aber er geht [illegible] Dingen nicht genügend auf den Grund. Er gibt die [illegible] gibt die Schlußfolgerung und knüpft einen frommen Wunsch [illegible] Damit erzielt er ein gelegentliches Kopfnicken. Es ist eine [illegible], als wenn eine Flaumfeder aufs Wasser fällt. Das [illegible] solcher Artikel, der in der Fachzeitschrift begraben bleibt und [illegible] der großen Presse nicht beachtet, das öffentliche Interesse [illegible] Weise, das Fachinteresse nur schwach erregt. Auf [illegible] Wandel zu erreichen, dies zu hoffen, halte ich nicht [illegible] berechtigt.

Was nun gerade die sich in der Zunahme der Frei[illegible] offenbarende Unzulänglichkeit des Vorverfahrens betrifft, [illegible] doch gar nicht so schwer, die Feststellungen der Krim[illegible] Praktische umzusetzen. Wenn z. B. der Oberstaatsanwalt [illegible] ersieht, daß die Freisprechungen bei den Vergehen [illegible] [illegible] in ungewöhnlichem Maße zugenommen haben, [illegible] ein Leichtes für ihn, die Gründe dafür festzustellen [illegible] und durch seine Organe solche Strafsachen in größerem [illegible] [illegible] und sich über die Ergebnisse der laufenden [illegible] [illegible] berichten lassen. Ich [illegible] [illegible] Gründe der [illegible] [illegible] Anordnungen [illegible] Ich [illegible] [illegible] das Bild dieser Statistik [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Interesse [illegible]

Gründen der Freisprechungen, die sich natürlich nicht bloß aus dem Urteil ergeben, sondern mit staatsanwaltschaftlichem Auge gesehen sein wollen, müßte aber nicht bloß bei einer solchen Enquete, sondern fortdauernd nachgespürt, und es müßte, sobald sich ein Mißstand allgemeiner Natur zeigt, Wandel geschaffen werden. Oft sind allerdings die Gründe rein lokaler Natur. Gewisse Polizeibeamte, die ihrerseits nicht genügend beaufsichtigt sind, machen unzuverlässige Vernehmungen. Das erkennt natürlich am besten die zuständige Staatsanwaltschaft. Dann bleibt, solange diese Beamten im Amte sind, nichts übrig, als Nachprüfung durch gerichtliche Feststellungen. Auch sollten die Staatsanwälte, wie dies oben schon als erfolgreiche Einrichtung anderer Bundesstaaten hervorgehoben ist, eigene Vernehmungen veranstalten. Sodann muß sich der Staatsanwalt bemühen, mit den Polizeibehörden und Gendarmen in mehr persönlichen Rapport zu kommen. An die Stelle des schriftlichen Verkehrs soll mehr und mehr der mündliche treten. Das Ergebnis von Besprechungen oder Telephongesprächen soll in Aktennotizen niedergelegt werden.

Sodann aber wird der rechtlichen Behandlung der Sachen eine größere Aufmerksamkeit zugewandt werden müssen. Der Staatsanwalt sollte auf der Höhe strafjuristischer Ausbildung stehen, damit in der Anklage richtiges Recht gewährleistet ist und auch in dieser Beziehung die Mitwirkung der Eröffnungskammern künftig entbehrt werden kann. Für die Hauptverhandlung ist demgegenüber die Rechtskenntnis von sekundärer Bedeutung. Sie ist ihm wesentlich nur für die Stellung richtiger Anträge und Entgegnungen auf die Beweisanträge des Verteidigers vonnöten — das Gericht wird seiner Mitwirkung an der rechtlichen Beurteilung der Sache nur in seltenen Fällen bedürfen.

Kommen Beweisanträge vor der Hauptverhandlung, so muß ihnen der Staatsanwalt eingehende Beachtung schenken. Auf die Gefahr der Verzögerung wird er sich das Recht zu sichern haben, die unter Beweis gestellten Tatsachen und Beweismittel, insbesondere soweit sie sich zu den bisherigen Ergebnissen der Untersuchung in Gegensatz setzen, durch Vermittlung einer Vorprüfung zu unterziehen. Es würde zu weit gehen, wollte ich mich auch noch über die Behandlung der in der Hauptverhandlung gestellten Beweisanträge verbreiten. Viele Vorsitzende haben die Neigung, mit Rücksicht auf die bereits aufgewandte Mühe und die starke Belastung der Kammer der Vertagung aus dem Wege zu gehen. Auch hier wird sich der

Staatsanwalt mit dem Gewicht seiner Stimme einzusetzen haben, um nichts von den Interessen der Strafverfolgung ohne dringende Not preiszugeben. Eine so geartete Tätigkeit in der Hauptverhandlung setzt aber voraus, daß der Staatsanwalt auch in derartigen Sachen, die er in Vorverfahren nicht bearbeitet hat, mit Aktenkenntnis in die Hauptverhandlung kommt. Die bisherigen Versuche, ihm diese Information zu sichern, sind gescheitert, und doch ist es gar nicht schwer, hier bessernd einzugreifen. Einzelvorschläge zu geben, würde im Rahmen dieser Arbeit ebenfalls zu weit führen.

Selbstverständlich werden, wenn nach diesen Anregungen verfahren wird, größere Geldmittel bereit gestellt werden müssen. Die Reisefonds werden nicht mehr so ängstlich gehütet werden dürfen. Fast alle Dienststellen werden mit mehr Kräften besetzt werden müssen. Ist es nicht bemerkenswert, daß man in Frankreich die Staatsanwaltsstellenzahl nicht bestimmt nach der Zahl der Strafsachen, sondern **suivant l'importance du tribunal (Vidal, Cours du droit criminel** S. 842). Dabei möchte ich einfügen, daß ich von der seit einiger Zeit eingeführten Möglichkeit, die Anklagen in den minder wichtigen Sachen durch Sekretäre entwerfen zu lassen, nicht begeistert bin. Ich glaube es so ziemlich jeder Anklage ansehen zu können, ob sie vom Staatsanwalt oder vom Sekretär konzipiert ist. Der Vergleich fällt nicht zugunsten der Sekretärsarbeit aus. Wenn ich es hier auch nicht handgreiflich beweisen kann, so möchte ich doch behaupten, daß das Scheitern mancher Anklage darauf zurückzuführen ist. Es ist eben zu verständlich, daß im Drang der Geschäfte ein fertig vorliegender Entwurf ohne nähere Prüfung unterschrieben wird, während der selbst konzipierende Staatsanwalt öfters noch während des Konzipierens bedenklich wird und die Feder aus der Hand legt. Auch der Oberstaatsanwalt braucht mehr Gehilfen, will er seinen Aufgaben gerecht werden. Dagegen könnte die staatsanwaltschaftliche Tätigkeit auch noch entlastet werden. Ich möchte mich im ganzen von Vorschlägen zurückhalten, die eine Aenderung der Gesetzgebung voraussetzen. Fast als ein **ceterum censeo** soll aber wieder einmal hervorgehoben werden, daß die Mitwirkung des Staatsanwalts am Ehe- und Entmündigungsverfahren überflüssig ist und ohne weiteres abgeschafft werden kann, ohne daß jemandem ein Schaden geschieht. Es sind das lediglich Ueberbleibsel aus jener verflossenen Zeit, wo die Staatsanwaltschaft noch als der Wächter des Gesetzes auch gegenüber dem Gericht gedacht wurde. Ebensowenig halte ich gleich Otto die Beteiligung des Oberstaats-

anwalts am Disziplinarverfahren gegen Richter für geboten, will mich aber da weiterer Ausführungen enthalten. Endlich möchte ich das Berichtswesen, besonders in Begnadigungssachen, bedeutend vereinfacht sehen. Ich vermag nicht einzusehen, daß, wenn die Akten schon eine völlige Zusammenfassung des Akteninhalts und des Ergebnisses der Hauptverhandlung enthalten, die Sachdarstellung im Bericht noch irgend einen besonderen Zweck haben könnte. Selbst bei den sog. Kabinettsberichten sollte wirklich die Urteilsabschrift als Sachdarstellung genügen. Auch die gutachtlichen Aeußerungen der Staatsanwaltschaft zur Begnadigung vertragen weitere bedeutende Abkürzung. Die wichtigste Tätigkeit des Staatsanwalts ist und bleibt doch nun einmal die Anklagetätigkeit. Sie ist seine furchtbarste und schneidendste Waffe, in deren Anwendung er nicht geschult und nicht beaufsichtigt genug werden kann. Gehe ich fehl, wenn ich sage, daß gerade dieser Gesichtspunkt etwas abhanden gekommen ist über der Fülle anders gearteter Tätigkeit?

Dagegen möchte ich dem Staatsanwalt, um größere Gesichtspunkte in die Arbeit des Einzelnen hineinzutragen, um die Arbeit andererseits der gesamten Staatsanwaltschaft unter diesen größeren Gesichtspunkten zusammenzufassen und zu fördern, eine Art neuer Aufsichtsbehörde schaffen. Ich gehe dabei, wie ja wohl schon aus dem ganzen Aufsatz ersichtlich, von den preußischen Verhältnissen aus. Oberster Vorgesetzter der Staatsanwaltschaft ist der Justizmininister. Soweit mir bekannt, ist noch niemals die Geschäftsführung einer Staatsanwaltschaft vom Justizminister oder einem seiner Kommissare im einzelnen revidiert worden. Auch der Justizminister ist lediglich oder so gut wie lediglich oberste Instanz gewesen, insoweit es sich um Verwaltungsbeschwerden über die Tätigkeit der oder jener Staatsanwaltschaft handelte, und hat in einer Reihe von anderen Angelegenheiten der Strafrechtspflege Gelegenheit gehabt, die Behandlung der Strafsachen aus den Akten kennen zu lernen. Zu irgendwie durchgreifenden Maßnahmen auf dem Gebiete der Fragen, die hier erörtert wurden, ist es — ich sage wohl nicht zuviel — seit Menschengedenken nicht gekommen. Soll die Staatsanwaltschaft auf die großen Aufgaben vorbereitet werden, denen sie entgegengeht, so gilt es jetzt, dem Geist des kommenden Rechtes Geltung zu verschaffen. Der Geist ist schon jetzt da. Man spürt ihn allerorten. Die wirklichen Schädlinge sollen ausgemerzt werden, aber gründlich und dauernd. Den kleinen Sündern soll, wenn man sie nicht ganz laufen lassen kann, die Hand geboten werden. Man soll sich die

Menschen, die man auf die bewußte Bank ziehen will, etwas näher ansehen, als bisher. Sie haben sich gewandelt in den viereinhalb Jahrzehnten seit Einführung des jetzigen Strafrechts. Der Einzelne ist im Gefühl seiner wirtschaftlichen Geltung nicht mehr so leicht bereit, seine Ehre und seine Freiheit preiszugeben. In der Beziehung bin ich ganz anderer Ansicht, wie Finkelnburg, der da meint, ein Zuviel an Strafen hätte ihre Bedeutung für den Einzelnen verwischt. Wäre das richtig, so kämpfte man nicht um diese Güter bis aufs Aeußerste und mit allen Mitteln, wie die tägliche Erfahrung lehrt. Nein, im Gegenteil! Man will sich heute weniger denn je bestrafen lassen. Zeugt das für ein regeres Ehrgefühl, für ein Erwachen aus einer Dumpfheit, die fatalistisch über sich ergehen ließ, was unabänderlich schien, so soll man das Schwert der Themis auch nicht ohne Not ziehen, die wirklich großen Diebe an den Galgen bringen und sich bei den kleinen Querelen und großen Querulanten nicht übermäßig lange aufhalten. So wird man der Geltung der Rechtspflege und ihren wahren Interessen sicherlich mehr als bisher dienen. Und viel von den Motiven der Zukunftsmusik ist schon jetzt zu einem artigen Präludium verwendbar. Es komme nur der Meister, der es schafft. Fassen wir nochmals zusammen, was er tun soll: Die Behandlung der Strafsachen von Grund aus intensivieren, das Vorverfahren durch Verwaltungsmaßnahmen aller Art sicherer und zuverlässiger gestalten, leitende Gesichtspunkte der Strafverfolgung aus der Reichskriminalstatistik entnehmen und ins Praktische übersetzen, zur Erlangung weiterer solcher Gesichtspunkte mit den polizeilichen Zentralstellen ins Benehmen treten und ein Konformgehen in allen Fragen der Strafverfolgung anstreben, die Anregungen so vieler heut an den Fragen der Strafverfolgung interessierter Organisationen entgegennehmen und praktisch für die unteren Behörden verarbeiten, von der justizministeriellen Instanz aus die örtlichen Beschwerden über mangelhafte Betätigung der Organe der Kriminalpolizei an das Ministerium des Inneren weiter leiten und nachdrücklich vertreten, für die Aus- und Fortbildung der Staatsanwälte sorgen und ihre Arbeit revidieren, revidieren, revidieren.

Ein Mann, der eine solche Stelle mit umfassendem und modernem Geiste erfüllt, dem gebührt der Titel „Generalstaatsanwalt“, nicht dem Oberstaatsanwalt am Kammergericht, dessen Wirksamkeit sich so gut wie gar nicht über seinen Sprengel hinaus erstreckt. Daß damit nichts gegen die Personen, welche bisher dieses Amt bekleidet haben, und am wenigsten gegen dessen derzeitigen In-

haber gesagt sein soll, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Selbstverständlich ist der Titel nicht entscheidend. Funktionen, wie sie vorstehend aufgeführt sind, könnten schon jetzt von dem für Strafsachen zuständigen Ministerialdirektor wahrgenommen werden. Die Schaffung eines solchen Titels für diesen Funktionär würde aber anzeigen, daß hier eine wirkliche Generalsstelle für Staatsanwälte geschaffen werden soll, ein Generalstabschef, der diesen Namen mit der Tat trägt. Weiterer Einzelvorschläge habe ich mich natürlich zu enthalten, insbesondere auch in der Richtung, wie die bisherige Organisation zu beseitigen wäre. Interessant ist es aber, einen Blick auf die französische Regelung der staatsanwaltschaftlichen Hierarchie zu werfen. Nächst dem Justizminister ist dort der Generalstaatsanwalt des Kassationshofes, der also dem Oberreichsanwalt in Deutschland entsprechen würde, der Vorgesetzte aller niederen Staatsanwälte und aller Hilfsbeamten der Staatsanwaltschaft, soweit sie in dieser Funktion tätig sind. Diese Regelung ist infolge der Justizhoheit der souveränen Bundesstaaten bei uns unmöglich. Die Reichsanwaltschaft steht aus diesem staatsrechtlichen Grunde also außerhalb der bundesstaatlichen Justizverwaltung. Kann sie diese Funktionen nicht ausüben, so ist damit ihre Entbehrlichkeit noch nicht dargetan. Ich meine sogar das Gegenteil dargetan zu haben und rede deshalb einer gleichgearteten Einrichtung mindestens für die großen Bundesstaaten das Wort, wenn ich auch glaube, daß ein Generalstaatsanwalt, der seine Funktionen über das ganze Reich ausdehnen könnte, für die Vereinheitlichung unserer Strafrechtspflege noch mehr wirken würde. Ich will gar nicht behaupten, daß in Frankreich der Generalstaatsanwalt die Funktionen ausübt, von denen ich oben gesprochen habe. Ich will auch sofort der Entgegnung, daß es trotz des Generalstaatsanwalts in Frankreich keineswegs besser mit der Strafrechtspflege aussieht, mit dem Zugeständnis begegnen, das in den Worten Vidals in seiner 1904 erschienenen Schrift: „Considérations sur l'état actuel de la Criminalité en France“ ausgedrückt ist. „Les crimes et les délits découverts et poursuivis ont diminué, mais le nombre des malfaiteurs inconnus et impunis ne cesse d'augmenter, la criminalité ne s'abaisse pas, elle s'élève au contraire chaque année, l'amélioration dont nous réjouissons n'est pas qu'apparente; elle montre en effet l'inferiorité de l'armée d'agents de la police judiciaire et des magistrats que la société oppose à l'armée des malfaiteurs et l'insuffisance

des moyens employés pour découvrir les malfaiteurs." Aber immerhin eins bleibt bestehen. In Frankreich hat man wenigstens den Schlauch, in den man neuen Wein gießen könnte, uns fehlt auch der.

Die notwendige Reorganisation der Staatsanwaltschaft muß dieser so wichtigen Behörde nicht bloß mehr Pflichten und mehr Verantwortung bringen, sondern auch mehr Anerkennung. Das Maß der Arbeit ist jetzt schon, ohne einen Vergleich mit den Richterpensen, der immer mißlich wäre, zu ziehen, ein recht hohes. Dazu kommt die größere Exponiertheit der Stellung. Der Richter arbeitet nun einmal in der dem Richteramt gesetzlich eingeräumten Unabhängigkeit. Es gibt aber kaum einen abhängigeren Beamten als den Staatsanwalt. Nun sind die Beförderungsaussichten bei der Staatsanwaltschaft im letzten Jahrzehnt dazu noch rapide zurückgegangen. Ganze Reihen tüchtiger Staatsanwälte, die bei Gericht sicher Beförderung erreicht hätten, mußten zurückstehen und bleiben zeitlebens mit dem noch immer nicht klangschöner gewordenen Titel „Staatsanwaltschaftsrat" dem Gegenzeichnungsrecht des Ersten Staatsanwalts unterstellt. Der vom gegenwärtigen Generalstaatsanwalt am Kammergericht vorgeschlagene Austausch der Staatsanwälte mit den Richtern nach süddeutschem Muster ist vom Minister nicht offiziell gefördert worden. Der Austausch würde wohl auch bei der preußischen Staatsanwaltschaft, abgesehen von einzelnen Fällen, die es immer gegeben hat, auf unfruchtbaren Boden fallen. Es liegt das wohl letzten Endes in dem Unterschied zwischen norddeutscher und süddeutscher Art. Hat sich der Norddeutsche in einen Beruf mit all seinen Fasern eingelebt, so vertauscht er ihn nicht gern mit einem anderen, wenn auch verwandten. Ich halte es auch nicht für richtig, unter Verheißung von Vorteilen oder auf anderem Wege auf diesen Austausch hinzuarbeiten. In den Interessen eines Berufs geht man doch dann erst ganz auf, wenn man weiß, daß man ihm fürs Leben angehört. Es liegt also in staatlichem Interesse, daß die beiden Laufbahnen getrennt bleiben. Doch sei es, wie es sei, als bloße Durchgangsstation wird man den staatsanwaltschaftlichen Beruf in keinem Falle betrachten wollen. Leute, die sich besonders dafür und weniger für den Richterberuf eignen, wird man auf alle Fälle darin zu halten suchen. Man wird auch die besonders gut qualifizierten jungen Assessoren für diesen Beruf zu interessieren suchen müssen, will man nicht die Staatsanwaltschaft zum Asyl für die in allen Berufen schließlich

vorhandenen Mittelmäßigen machen, die mit ein bischen äußerlicher Schneidigkeit den Beruf des Staatsanwalts auf seine höchste Höhe gehoben zu haben glauben. Will man das alles nicht, so darf man auch nicht die Beförderungsaussichten derart versanden lassen, wie es schon geschehen ist. Ohne die Hoffnung, bei Leistungen, die den Durchschnitt überragen, befördert zu werden, kann man — wir sind nun einmal alle Menschen — keine Höchstleistungen erwarten. Das kommende Strafrecht wird ihrer sicherlich recht sehr bedürfen. Was aber auch über die Zukunft der Staatsanwaltschaft beschlossen werden möge, immer gedenke man des schönen Wortes des alten Mittermaier, das er ihr ins Stammbuch geschrieben hat: „Es gibt so leicht nicht eine Einrichtung im Staate, welche in einem so hohen Grade, wie die Staatsanwaltschaft, auf einer erhabenen Idee beruht und so geeignet ist, das Interesse der bürgerlichen Gesellschaft an der Entdeckung der Verbrechen und an der Bestrafung der Schuldigen zu vertreten."

Notizen und Besprechungen.

Theologie.

P. Wernle, Evangelisches Christentum in der Gegenwart. Drei Vorträge. Tübingen 1914, Verlag: J. C. B. Mohr. Preis: brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50. 118 S.

Nicht etwa erschöpfend darstellen will der Verfasser in diesen drei Vorträgen, was evangelisches Christentum in der Gegenwart ist, vielmehr nur zeigen, wie es sich mit Fragen, die ihm in der Gegenwart zu schaffen machen, auseinandersetzen kann. Daß dazu sehr bedeutungsvolle Fragen herausgegriffen sind, lassen schon die folgenden Themen der drei Vorträge merken: 1. Christentum und Entwicklungsgedanke; 2. Was haben wir heute an der Reformation; 3. Die Forderungen der Bergpredigt und ihre Durchführung in der Gegenwart.

In dem ersten Vortrag scheint mir am fruchtbarsten der folgende Gedankengang: Ist die von der modernen Weltanschauung behauptete Entwicklung wirklich eine solche, d. h. vollzieht sich in Natur und Christenwelt ein steter Fortschritt vom Niederen zum Höheren, so ist damit ein neues Welträtsel gegeben, das dem Materialismus, der alles Geschehene als bloße durch Naturgesetze bedingte, mechanische Entfaltung vorher schon gleichwertig vorhandener Größen betrachtete, noch fremd war. Dies neue Welträtsel scheint nun Wernle ebensowenig wie irgendeine Tatsache des Weltgeschehens zu einem Gottesbeweise auszureichen, wohl aber dem einmal vorhandenen Gottesglauben Raum zu neuer Entfaltung zu lassen als dem Glauben an die leitende und vorwärtstreibende Macht der Weltentwicklung. S. 23). Noch unbedingter kann ich dem Grundgedanken des zweiten Vortrages zustimmen, obwohl zu erwarten ist, daß Wernle hier sonst auf scharfen Widerspruch stoßen wird. Die Gegenwart neigt ja dazu, die Leistung der Reformation nur negativ in der Loslösung vom Zwange äußerer Autorität zu sehen, zeigt aber kein Verständnis für den Sündenernst der Reformatoren. Dem gegenüber besteht Wernle mit Recht darauf, daß so lange für Menschen die ungeheure Kluft zwischen sittlicher Forderung und ihrer Erfüllung, zwischen Ideal und Leben besteht, die von den Reformatoren erst wieder

in ihrer Tiefe erfaßten Gegensätze von Sünde und Gnade die Angelpunkte evangelischer Frömmigkeit bleiben müssen, die beides mit einander verbindet, ganz wahr und streng gegen sich selbst und doch ganz froh zu sein. (S. 78).

Dagegen hat mich der dritte Vortrag nicht ganz befriedigt. Es wird darin nur die gewaltige Spannung aufgedeckt, welche zwischen den Friede, Verzicht auf Recht und Reichtum einschließenden sittlichen Forderungen der Bergpredigt und ihrer Verwirklichung im Einzelleben und besonders in den öffentlichen Zuständen besteht, und die unvollkommenen, durch die ganze Geschichte des Christentums hindurch gemachten Versuche zu ihrer Ausgleichung durchmustert. Daß an jenen Forderungen trotzdem festgehalten werden muß als den Richtlinien, denen die Entwicklung aller menschlichen Verhältnisse zuzustreben hat, wird von Wernle nachdrucksvoll anerkannt; aber die brennendste Frage, wie nun bei den besonders erschwerenden Verhältnissen der Gegenwart der einzelne, z. B. der Kaufmann und der Politiker, zur Bergpredigt Stellung gewinnen kann, findet keine Antwort. Trotzdem wird der Leser auch diesem Vortrag des Anregenden viel verdanken.

J. Heyn, Religion u. Politik. Gedanken über Fragen der Gegenwart. Greifswald, 1914. Verlag: Ratsbuchhandlung L. Bamberg. Preis: M. 2,80. 144 S.

Nur die erste der acht hier vereinigten Abhandlungen erörtert unmittelbar das Verhältnis von Kirche und Politik und ihre gegenseitige Unentbehrlichkeit für einander. Doch eignet sich der Titel insofern für das ganze Buch, als überall darin religiöse und politische Fragen der Gegenwart, besonders solche, welche, wie die die Aufhebung des Jesuitengesetzes betreffende, beide Gebiete streifen. Es mag sonst schon manches über dieselben Fragen geredet und geschrieben sein, auch mit so ruhigem Freimut und so klarem Urteil, wie beides dem Verfasser eigen ist. Aber ein besonderes Interesse fordert das kleine Buch dennoch heraus und legt vielen sogar eine besondere Pflicht der Beachtung auf, weil der Verfasser ein viel angefeindeter liberaler Geistlicher Berlins und zugleich Mitglied des Reichstages ist. Freund und Feind können sich nun leicht überzeugen, daß Immanuel Heyn als Politiker sich ernstlich mit den Aufgaben der inneren Politik, z. B. der Hebung des Mittelstandes und der Inneren Kolonisation, befaßt, und daß er als Theologe, wie es besonders in dem Aufsatz über Frenssen und in dem andern über die Gründe, aus welchen die Liberalen in der Kirche bleiben, zu Tage tritt, keineswegs zu den Heißspornen gehört, sondern wie gegen die Orthodoxie, so auch gegen Jatho und die Monisten seinen Standpunkt reinlich abgrenzt.

Ralph Waldo Trine: Der Neubau des Lebens. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Englischen von Dr. M. Christlieb †. 1.—5. Tausend. Stuttgart, 1914. Verlag: J. Engelhorns Nachf. Preis: geb. 4 M. 235 S.

Beim ersten Lesen dieses Buches hatte ich den Eindruck, daß der verewigte Dr. M. Christlieb, der gerade, als er den Schluß seiner Uebersetzung zur Post gebracht hatte, vom Tode dahingerafft worden ist, sich als letzte Aufgabe keine sehr dankbare gewählt hat. Ihm, dem in deutscher kirchengeschichtlicher Forschung gründlich bewanderten Theologen, kann es nicht entgangen sein, daß der amerikanische Philosoph der Leistung Luthers, von dem er nur zu sagen weiß, daß er gegen den Ablaßhandel aufgetreten ist, nicht gerecht geworden ist, daß er überhaupt in dem kritischen Hauptteil des Buches den Gang der Entwicklung des Christentums ziemlich willkürlich gezeichnet hat. Wie befremdlich ist es z. B., daß Paulus, der doch in Wirklichkeit trotz seines hellenistischen Einschlages zu sehr jüdischer Rabbiner geblieben ist, um von der alten Kirche voll verstanden zu werden, das Christentum romanisiert (S. 51) haben soll! Aber bei weiterer Ueberlegung versteht man doch, daß Christlieb es den zahlreichen Verehrern Trines — ist doch die Uebersetzung seines Hauptwerkes in Deutschland in mehr als 50 000 Exemplaren verbreitet — schuldig zu sein glaubte, ihnen über Trines, wenn auch einseitige, Stellung zum geschichtlichen Christentum Klarheit zu geben, zumal da in dem nichtkritischen Teil seine eigenartigen positiven Gedanken in neuer und wirkungsvoller Form wiederkehren. Als solche können gelten die Ueberzeugung von der Notwendigkeit und Möglichkeit eines Neubaus des Lebens auf dem Grunde eines bewußten Sichunterstellens unter die Einwirkung des Unendlichen, von der zentralen Bedeutung der Liebe im sittlichen Leben, von der unbedingten Herrschaft der Seele über den Leib, von der Nichtigkeit der lebenverkümmernden Mächte der Furcht und der Sorge, die Forderung der Hingebung an die Eigenart der Persönlichkeit.

So mögen alle Kenner Trines nachdrücklich auf dies neue, musterhaft übersetzte Buch hingewiesen werden; wem aber der amerikanische Mystiker — so möchte ich ihn am liebsten nennen — noch ferngestanden hat, wird doch besser tun, sich an Trines grundlegendes Werk „In Harmonie mit dem Unendlichen“ heranzumachen. Alle Kerngedanken werden dort, durch Polemik ungetrübt, noch eingehender entwickelt und reicher veranschaulicht durch feine Lebensbeobachtungen und Weisheitssprüche. Einseitig bleibt Trine auch dort; für den, der, zum Bewußtsein des Unendlichen erwacht, sich in Disharmonie mit dem Unendlichen findet, hat er kein Wort. Und doch wird, selbst wo eine Heilung von Grund aus ausbleibt, nicht leicht ein Leser die Trineschen Schriften aus der Hand legen, ohne gepackt und gehoben zu werden, ohne sich freier, kraftvoller und lebensmutiger zu fühlen.

Religionsgeschichtliche Volksbücher, verlegt bei J. C. B. Mohr, Tübingen. Preis des Bändchens: brosch. 50 Pf., geb. 80 Pf. Abonnementspreis: brosch. 40 Pf.

V. Reihe, 12. Heft: E. Fuchs, Ewiges Leben. 1914. 44 S.

V. Reihe, 13. Heft: Joh. Wendland, Die neue Diesseitsreligion. 1914. 48 S.

V. Reihe, 14. Heft: Sodeur, Kierkegaard und Nietzsche. 1914. 48 S.

IV. Reihe, 14. Heft: Goetz, Das apostolische Glaubensbekenntnis. 1913. 64 S.

Die ersten drei dieser erschienenen Bändchen ergänzen das unlängst (Okt.-Heft v. J.) besprochene, von E. Fuchs verfaßte Bändchen über den Monismus; sie zeigen, wie dieses, wie sich ein ohne alle dogmatische Enge gefaßtes Christentum gegenüber den ihm feindlichen Weltanschauungen der Gegenwart behaupten kann, sind also apologetischen Charakters, freilich in dem Sinne, daß sie die Verteidigung durch wuchtigen, aber in der Form durchaus maßvollen Angriff führen.

Sehr gelegen erscheint im jetzigen Augenblick E. Fuchs' Heft, welches über „Ewiges Leben" handelt, da viele Gemüter durch v. Zastrows Angriffe auf den christlichen Ewigkeitsglauben beunruhigt sind. Besonders überzeugend wird dessen ethische Berechtigung dargelegt und der Vorwurf seiner Gründung auf egoistische Wünsche zurückgewiesen.

Mit diesem berührt sich, wie schon der Titel „Die neue Diesseitsreligion" erwarten läßt, das nächste Heft; aber Wendland faßt seine Aufgabe weiter. Er unterzieht am ausführlichsten die positive Seite der sogenannten, z. B. von Br. Wille, Ellen Key und Jatho vertretenen Diesseitsreligion, welche im Leben selbst, nämlich in der Natur und im Ich, die höchsten und einzigen Werte zu finden lehrt, seiner Kritik und bestreitet ihre Berechtigung, sich Religion zu nennen, vor allem mit dem Hinweis, daß ihr Gott, sofern dies Wort noch zu Rechte besteht, „nur im Weltprozeß empfunden wird, nicht in der Heiligkeit des Sittlichen".

Wenn das dann folgende Heft seine Spitze gegen Nietzsche wendet, so wird das geschickt dadurch erreicht, daß ihm als Gegenstück und entschiedener Vertreter christlicher Weltanschauung der jenem trotz allem in mancher Hinsicht überraschend verwandte Kierkegaard gegenübergestellt wird. Freilich hätte die Kierkegaard eigentümliche Zuspitzung seiner Weltanschauung zum Ideal „des Einzelnen" nicht so unbedenklich hingenommen werden sollen, da es auch zu Eigenbrödelei, Verschrobenheit und Selbstherrlichkeit auszuarten droht. Aber dankenswert bleibt es doch, von so kundiger Hand in die nicht jedermann ohne weiteres zugängliche Gedankenwelt Kierkegaards eingeführt zu werden. Wer damit nicht genug hat und geschickt ausgewählte Proben aus seinen Schriften wünscht, findet sie in dem 8. und 9. Band der „Klassiker der Religion" (herausgeg. von G. Pfannmüller).

Etwas ausführlicher sei es mir gestattet, bei dem zuletzt genannten Hefte über „Das apostolische Glaubensbekenntnis" zu verweilen, weil dieser Gegenstand mich selbst zu verschiedenen Zeiten meines Lebens beschäftigt hat. Jedenfalls verdient es großen Dank, daß sich Götz, wieder ein freimütiger Dortmunder Pfarrer, der heiklen Aufgabe unterzogen hat, einen weiteren Leserkreis über Geschichte, Wert und Verbreitung des apostolischen Glaubensbekenntnisses zu unterrichten. Es ist in der Tat noch lange nicht bekannt genug, daß nicht erst der neuzeitige Liberalismus, sondern schon die altlutherische Orthodoxie eine scharfe Kritik an dem Symbol geübt hat und daß wir es im gottesdienstlichen Gebrauch nicht in seiner ursprünglichen, viel ansprechenderen Form, sondern in seiner burgundischen Umgestaltung verwenden, welche — man weiß nicht aus welchem Grunde — zur Zeit Karls des Großen in die mittelalterliche Papstkirche eingedrungen ist. Auf diese beiden Umstände weist die kleine Schrift mit allem wünschenswerten Nachdruck hin, wie auf die andere meist übersehene Tatsache, daß das Apostolikum durchaus nicht in allen deutschen Landeskirchen einen obligatorischen Bestandteil des sonntäglichen Gottesdienstes bildet, und daß es als solcher in Preußen erst 1892 in die preußische Agende aufgenommen ist, so daß eine Aufhebung dieses Zwanges keineswegs einen Bruch mit altehrwürdiger Ueberlieferung bedeuten würde.

Wie in der Geschichte des Symbols, so läßt sich der Verfasser auch für die Erläuterung seines ursprünglichen Sinnes im ganzen von den gründlichen Forschungen Fr. Kattenbuschs (Das apostolische Symbol, Leipzig 1894—1900) leiten. Im einzelnen habe ich hier folgendes zu bemerken: 1. Wenn Goetz im zweiten Artikel das Attribut „eingeboren" nicht mit Sohn, sondern in dem Sinne von „einzig" mit Herrn verbunden wissen will, so wird damit eine von Kattenbusch sehr vorsichtig vorgetragene Hypothese, die den griechischen Text (τὸν υἱὸν τὸν μονογενῆ τὸν κύριον ἡμῶν) gegen sich hat, wenn auch nicht uneingeschränkt, aber doch ein wenig zu zuversichtlich adoptiert. 2. Es ist nur eine willkürliche Hineinlegung in die rein historischen Aussagen des zweiten Artikels, daß Götz als Heilswerk des Sohnes die Gründung des Gottesreiches hinstellt; vielmehr ist mit Entschiedenheit zu behaupten, daß derjenige Artikel, dem Luther die Ueberschrift „Von der Erlösung" gegeben hat, dem Sohne weder die Erlösung noch sonst ein Heilswerk ausdrücklich zuschreibt, daß also das entscheidende Wort ganz fehlt, das auch den Orthodoxen wohl wertvoller dünken würde als Jungfrauengeburt und Höllenfahrt. 3. Mit der Auffassung des dritten Artikels, daß er nicht eine dritte Person der Gottheit einführt, sondern die Heilsgüter aufführt, an welchen der Täufling teilhaben soll, muß ich mich um so mehr einverstanden erklären, als ich — soviel ich weiß, zuerst — dafür in einer erst von Kattenbusch wieder ausgegrabenen Abhandlung (Der Zusammenhang im dritten Artikel des apostolischen Symbols, Hamburg 1884, Festschr. des Realgymn. d. Joh.) den Nachweis dafür angetreten habe.

Zu allermeist jedoch kommt es darauf an, die richtige praktische Stel-

lung gegenüber dem Symbol zu gewinnen, in welchem die für das Christentum doch wohl entscheidenden Worte Erlösung und Liebe vermißt werden. Da ist der Verfasser weit entfernt, es denen, die es als „ein hohes Kleinod" schätzen, im Gottesdienst nehmen zu wollen, sondern fordert nur, um auch anders Urteilenden gerecht zu werden, für den sonntäglichen Gottesdienst lediglich fakultativen Gebrauch desselben, eine Forderung, welche in Baden augenblicklich sogar für Taufe und Konfirmation nicht unbegründete Aussicht auf Verwirklichung hat.

Ich aber möchte noch für die Verteidiger des Alten, d. h. doch wohl auch des Altchristlichen, die Frage hinzufügen, warum sie sich nicht wenigstens entschließen wollen, zur altchristlichen Form des Symbols zurückzukehren, die Luther, wenn mit der Geschichte des Symbols bekannt, sicher vorgezogen haben würde, und damit die Stücke „niedergefahren zur Hölle" und „Gemeinde der Heiligen" wieder fallen zu lassen, die wohl den meisten evangelischen Christen Steine des Anstoßes sind.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Pädagogik.

Aloys Fischer, Der Einheitsgedanke in der Schulorganisation. Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena 1914. 38 S.

Auf Grund des angesehenen Verlages, der dies Schriftchen herausgegeben, habe ich mich an die Lektüre gemacht und es durchgelesen. Ergebnis: eine Enttäuschung. Eine Firma, die auf ihren Ruf hält, sollte sich besser vorsehen und nicht so oberflächliches Geschwätz mit ihrem Namen decken.

Delbrück.

Jugendpflegearbeit. Zweiter Teil. Der Kieler Jugendpflegerkursus 1913 in Vorträgen und Berichten. Herausgegeben vom Ortsausschuß für Jugendpflege in der Stadt Kiel. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1914.

Im Kunstwart ist vor Jahren einmal geklagt worden, daß in keinem Fache soviel geschrieben würde, wie in der Pädagogik, und daß in keinem Fache das Geschriebene im Durchschnitt so wertlos sei. Seitdem der preußische Staat sein Interesse der Jugendpflege zugewandt hat, ist auch diese alsbald ein Gegenstand der pädagogischen Schreibwut geworden, und auch hier steht schon jetzt die Qualität des alljährlich Gedruckten im umgekehrten Verhältnis zum Quantum.

Ich habe schon bei meiner Besprechung des 1. Teils der vorliegenden Veröffentlichung zum Ausdruck gebracht, daß mir aus dieser „Literatur" vor allem das von Wert scheint, was auf Grund eigener und selbständiger Erfahrung des Verfassers der praktischen Arbeit neue Wege weisen kann.

Neben diese Schriften stelle ich als gleichberechtigt die wenigen, die der Verflachung und Veräußerlichung der modernen Jugendertüchtigung die Wucht großer, von der sozialen Not unseres Volkes ergriffener Persönlichkeiten entgegensetzen; denn an ihnen entzünden sich schöpferische Kräfte, die das fürs Volksganze wirklich Wertvolle in der Jugendbewegung schaffen.

Auf dem Kieler Kursus ist eine solche Persönlichkeit nicht zu Worte gekommen. Soweit die Vorträge grundsätzlich-theoretische Fragen behandeln, sind sie in der Mehrzahl wohltuend sachlich und vorurteilslos: zu einer über ihren engeren Zweck hinausgehenden Bedeutung erheben sie sich nicht. Der Vortrag über staatsbürgerliche Erziehung (Seminardirektor Clausnitzer, Kiel) legt mit Recht das Schwergewicht einer nationalen Jugendpflege in die Erziehung zu sozialen Tugenden; damit verträgt sich aber nicht die Forderung, mit Jugendlichen über die Lehren der „staatsfeindlichen" Parteien zu diskutieren, es sei denn, daß man sich auf die „vaterländische Jugend" beschränkt, also auf den wichtigsten Teil der Jugendpflegearbeit von vornherein verzichtet. Es gibt, um aus diesem vom Referenten selbst empfundenen und festgestellten Dilemma herauszukommen — das ist in diesen Jahrbüchern wiederholt ausgesprochen worden —, nur einen Weg: an und mit den Jugendlichen als den Söhnen unserer Volksgenossen zu arbeiten, die unserer Bildung und unserer Freundschaft bedürfen; ein Jugendpfleger muß soviel parteilos sein können, daß es ihn nicht bekümmert, ob dann aus seinem jugendlichen Freund später ein konservativer oder ein sozialdemokratischer Parteimann wird. Wer in „staatserhaltendem Sinne" wirken oder „den Umsturz bekämpfen" will, ist zur Mitarbeit wenigstens an den entscheidenden Positionen der Jugendpflegearbeit ungeeignet; es gibt ja freilich Jugendvereine genug, die auf irgendwelche Qualifikationen ihrer Helfer verzichten können und es auch tun. — Aus dem Vortrag über weibliche Jugendpflege ist die allerdings auch sonst schon erhobene Forderung, die Töchter der gebildeten Stände in öffentlich geregelter Weise zu sozialer Hilfsarbeit heranzuziehen, besonders deswegen beachtenswert, weil damit gleichzeitig ein Weg für die immer mehr als nötig erkannte Jugendpflege an diesen Töchtern selbst gewiesen ist. Ein Vortrag über den Anteil der Religion in der Jugendpflege kommt zu annehmbaren Folgerungen; doch macht es immer einen gequälten Eindruck, wenn solche Vorträge, wie auch dieser, von tiefgründigen Erörterungen über das Wesen oder gar den Sitz der Religion ausgehen zu müssen glauben; die Anfechtbarkeit aller derartiger Definitionen kann die Wirkung solcher Ausführungen nur schädigen. Als Ganzes wertvoll ist die Kieler Veröffentlichung, wie gesagt, nicht durch diese theoretischen Erörterungen; wohl aber durch eine Reihe gehaltvoller Referate über praktische Fragen, mit denen sich Leiter und Mitarbeiter von Jugendvereinen unbedingt vertraut machen müssen. Ich hebe besonders den Vortrag des Kieler Juristen Weyl

über Rechtsfragen in der Jugendpflege hervor; die sachliche und besonnene Behandlung aller einschlägigen Gebiete (Vereinsrecht, Haftpflicht, Forst- und Wegerecht, das öffentliche Baden) wird ihn vielen Jugendpflegern zu einem willkommenen Ratgeber machen. Nachdrücklichen Hinweis verdient außerdem die Anregung (Standhardingers), dem Kasperletheater in der Jugendpflegearbeit zu neuem Leben zu verhelfen; es ist sehr zu wünschen, daß die feinsinnigen Ausführungen des Kieler Malers auf fruchtbaren Boden fallen. Im übrigen genügt es, die Themen kurz aufzuführen: Jugendführsorge; Samariterdienst; Segeln, Rudern und Schwimmen; Wanderfahrten, Geländeübungen und Kriegsspiele, ländliche Schutzhäuser und Jugendheime; Lichtbilderapparat und Kinematograph. Alle diese Vorträge sind durch gediegene Sachlichkeit und zweckmäßige Beschränkung auf Wesentliches ausgezeichnet und enthalten eine Fülle nützlicher Ratschläge, die die Drucklegung der Vortragsreihe durchaus rechtfertigen. Dr. Walter Baetke.

Geschichte.

Erinnerungen des Bildhauers Professor Johannes Pfuhl an Kaiser Wilhelm I.

Von Kaiser Wilhelms I. Verhältnis zur Kunst hört man wenig. Er war kein Kenner, kein Sachverständiger, der die Wirkungsmittel eines Kunstwerkes hätte analysieren können, und vollends lag es ihm fern, wissen zu wollen, was die Kunst kann, soll oder muß. Er war ein Laie, der die Kunstwerke unbefangen auf sich wirken ließ, sein Urteil bescheiden zurückhielt und das Wollen und Können des Künstlers achtete — ein Laie, wie alle sein sollten, aber nicht viele sind; eben deshalb bewährte er auch auf diesem Gebiet seine schlichte Größe und wahre Fürstlichkeit. Davon hat mein Vater bei den zahlreichen Besuchen des Monarchen in den Jahren 1869—1892 manches Beispiel erlebt. Er wollte davon bei Lebzeiten nichts veröffentlicht sehen; denn sein Verhältnis zum alten Kaiser war seine teuerste Erinnerung in unserer Zeit, der er sich fremd fühlte — wie so mancher, dessen Entwickelung der Zeit der Reichsgründung angehört.

Mein Vater gewann mit 21 Jahren die Konkurrenz um das Nationaldenkmal Steins in Nassau. Als Schüler Schievelbeins hatte er an dessen verzweifeltem Bemühen am Berliner Steindenkmal gesehen, wie er es nicht machen müsse; so gelang es ihm nach einigen Anläufen, von welchen interessante Zeugnisse erhalten sind, die klassizistische Geste zu überwinden und eine Gestalt voll Kraft und Ausdruck hinzustellen, die nur die gute plastische Form des Klassizismus bewahrte. Der König kam zur Besichtigung des lebensgroßen Tonmodells. Er blieb in der Tür des Ateliers überrascht stehen und rief: „Der alte Stein, wie er leibt und lebt!" Bei der genaueren Besichtigung zeigte er sich lebhaft und gesprächig. Als er dagegen

später die fertige große Marmorstatue im Atelier besichtigte, war er auffällig schweigsam und fragte nur nachdrücklich, ob in der Vergrößerung nichts verändert sei. — Bei der Enthüllung wirkte die Statue ähnlich überraschend auf Kaiserin Augusta, wie einst das Tonmodell auf den König. Da wendete sich der Kaiser zu dem Kreise, der ihn umstand, und sagte mit seinem feinen Lächeln: „Meine Herren, ich muß Ihnen doch erzählen, wie eigenartig es mir mit der Statue gegangen ist. Als ich sie im Tonmodell sah, hatte ich den gleichen Eindruck, wie Sie alle jetzt. Bei der Marmorfigur dagegen schienen mir im Atelier die Züge zu sehr markiert und zu tief eingegraben zu sein. Ich scheute mich aber, als Laie eine Bemerkung darüber zu machen, da der Künstler doch besser wissen mußte, weswegen er es so gemacht hatte. Und, meine Herren, ich bin froh, daß ich damals geschwiegen habe; denn jetzt wirkt die Marmorstatue hier im Freien wieder genau so, wie damals die Tonfigur im Atelier." —

Bei seinem ersten Besuch hatte der König nach gutem Fürstenbrauch meinem Vater gesagt, er möge sich nach Vollendung des Steindenkmals einen Auftrag von ihm ausbitten. In meinem Vater drängte das große Erlebnis des siebziger Krieges nach Gestaltung. Er hatte nicht mitziehen dürfen, sondern war bei der Arbeit am Steindenkmal geblieben; dafür standen drei seiner Brüder im Feld, deren einer das eiserne Kreuz erwarb. So bat er den Kaiser darum, den Krieg in einem großen Reliefzyklus für den Feldmarschallsaal der Hauptkadetten-Anstalt in Lichterfelde schildern zu dürfen. Der Kaiser prüfte die Entwürfe genau, befahl ihre unveränderte Ausführung und besichtigte alle dreizehn Reliefs in den Tonmodellen. Bei den ersten Besuchen meinte er, er werde die Vollendung wohl kaum erleben; beim letzten winkte er schon von weitem mit der Hand: „Sehen Sie, Pfuhl, nun hab' ich's doch erlebt!" Er pflegte bei den Besichtigungen lebhaft einzugehen und mancherlei zu erzählen. Bei einem der letzten Reliefs, seinem Ritt über das Schlachtfeld von Sedan, war er dagegen lange still und sagte dann nur, die Hauptszene habe er genau so bei Königgrätz erlebt und sei davon tief ergriffen worden: wie ein Generalstabsoffizier im Siege zu seinen Füßen gestorben sei. Nach kurzer Zeit kam der Kriegsminister und sagte, mein Vater solle die Figur des Offiziers entfernen, da der Kaiser dies ihm teure historische Ereignis nicht am falschen Ort verewigt sehen wolle. Mein Vater weigerte sich entschieden: kompositionell könne er die Lücke ja leicht füllen, aber die Szene sei der Schlußstein des Gedankenganges, den die Kadetten vor Augen haben sollten (wie unmodern das in unserer einseitig formalistischen Zeit klingt!); wenn der Kaiser ihm keinen gleichwertigen Ersatz vorzuschlagen wisse, könne er seinen Wunsch nicht erfüllen; überdies habe der Kaiser selbst befohlen, die Entwürfe unverändert auszuführen. Dies Wort schlug durch: „Damit haben wir den Kaiser", meinte der Minister und ging. Als er wiederkam, veranlaßte er [illegible] Vater, zwei gefangenen Franzosen die Achselklappen abzuschneiden, [illegible]hlte dann Folgendes. Der Kaiser habe ihn gespannt erwartet:

„Nun, wird Pfuhl die Aenderung machen?“ „Nein, Majestät, das wird er nicht!“ Darauf erzählte der Minister dem Kaiser den Hergang. Der Kaiser war betroffen: „Ja, Kameke, dann können wir ja gar nichts machen, dann ist Pfuhl ja ganz in seinem Recht!“ Er stand auf und ging hin und her. Plötzlich blieb er stehen: „Kameke, ich hab's! Fahren Sie gleich zu Pfuhl und sagen Sie ihm, er solle den beiden gefangenen Franzosen die Achselklappen abschneiden. Das schadet nichts, sie haben oft genug keine gehabt; ich kann mir dann aber, wenn ich das Relief sehe, denken, es seien keine Franzosen, sondern Oesterreicher, und die Szene sei mein Erlebnis von Königgrätz.“

Nach der Vollendung der Reliefs wurde eine photographische Veröffentlichung veranstaltet, zu welcher der jetzige Feldmarschall von der Goltz den Text schrieb. Der Kaiser nahm die Widmung an und wollte die Mappe mit meinem Vater zusammen durchsehen. Es war kurz nach dem zweiten Attentat; mein Vater, mit seiner Familie auf dem Wege nach Italien, wurde wenige Tage vor Weihnachten zurückgerufen, um die Mappe persönlich zu überreichen. Um vor dem Fest wieder frei zu sein, ging er sofort ins Palais, um für den nächsten Tag eine Audienz zu erbitten. Niemand hielt ihn auf, nicht einmal zwei Diener in einem der Vorzimmer des Kaisers, die ihn kaum beachteten: der Kaiser hatte jede besondere Bewachung verboten. Trotzdem der Kaiser, kaum genesen, den ganzen Tag Deputationen empfing, wurde eine Audienz meines Vaters vorgesehen, damit er zum Fest bei seiner Familie sein könne; er sollte am nächsten Morgen kommen und warten, bis sich eine Pause ergäbe. Als er kam, empfing ihn ein freundlicher alter Herr, Graf Redern, und sagte, er solle ihm die Wartezeit verkürzen. Der Kaiser hatte dazu einen Mann gewählt, der Schadow, Rauch und andere ältere Meister genau gekannt hatte und eine Fülle des Interessanten zu erzählen wußte. Dann fand der Kaiser Zeit, die Bilder genau zu betrachten, und bewährte dabei wieder sein erstaunliches Gedächtnis: er erinnerte an eine Menge von Einzelheiten aus der fünfjährigen Arbeitszeit und zeigte ein so persönliches Interesse, daß mein Vater sich immer wieder fragte, ob dies der Mann sei, auf dessen Schultern die Last des Reiches ruhte: im Kleinen wie im Großen der Vater des Vaterlandes. Prof. Dr. Ernst Pfuhl.

Dr. Willibald Block, Die Condottieri. Studien über die sogenannten „unblutigen Schlachten“. Berlin. E. Ebering. 1913. 5 Mk.

Der Ausgang des Mittelalters, die Zeit der Renaissance überhaupt, bietet deshalb für uns viel Interessantes, weil wir hier die Wurzeln für so viele Erscheinungen moderner Kultur erkennen. Hier setzen so manche Umbildungen ein, die sich in heutiger Zeit zur vollen

Blüte entfaltet haben. Das gilt insbesondere für das Kriegswesen. Das mittelalterliche Qualitätskriegertum, das Rittertum, es wird überwunden und verdrängt durch das Fußvolk, das bis auf den heutigen Tag der schlachtenentscheidende Faktor geblieben ist. Schon die Zeitgenossen haben diese Umbildung voll und ganz erkannt, ja sie haben sich so schnell in die neuen Verhältnisse eingewöhnt, daß manchen bald das tiefere Verständnis für das eben dahingesunkene Rittertum völlig abging. Sie stellten Vergleiche an zwischen der alten und neuen Kriegsart und mit denselben Maßstäben, die sie bei der näheren Betrachtung der neuen Kriegsführung gewonnen hatten, gingen sie an das Rittertum heran, sie vermochten nicht, dieses aus sich selbst heraus zu verstehen. Diesem Fehler ist auch der bedeutende florentinische Staatsmann Machiavelli verfallen bei seiner abfälligen Beurteilung der italienischen Condottieri. Unter seinem Einfluß hat die Forschung bis heute gestanden, ja seine Angaben sind von ihr sogar noch immer mehr ausgemalt worden.

Erst in allerneuster Zeit hat sich die historische Forschung mehr dem „militärischen" Machiavelli zugewandt. Hobohm hat in seinem für die Kenntnis des Kriegswesens der Renaissance grundlegenden Werk: „Machiavellis Renaissance der Kriegskunst", eine sehr eingehende Darstellung über den Heeresorganisator und Kriegstheoretiker Machiavelli gegeben. In diesem weit angelegten Werk konnte nur kurz Machiavellis Beurteilung der Condottieren gestreift werden. Diese Frage wird eingehender behandelt in dem vorliegenden Buch von Block.

Alle seit Machiavelli gegen die Condottieren erhobenen Vorwürfe lassen sich kurz darin zusammenfassen, daß das Prinzip der gegenseitigen Schonung in der Schlacht die sich bekämpfenden Gegner beherrscht, daß es bei ihnen Schlachten gegeben habe, die fast völlig unblutig verlaufen seien und daß man daher diese Schlachten besser „Turniere", „Scheinmanöver", „Spielereien" und „Possenspiele" nennen könne. Ein solches Urteil muß uns absurd erscheinen gerade heute, wo wir über die Psychologie des Soldaten in der Schlacht ziemlich genau orientiert sind, und wir wissen, daß dort die tierischen Instinkte im Menschen so sehr überhandnehmen können, daß der Offizier Mühe hat, seine Leute zu zügeln und von unnötigem Blutvergießen abzuhalten. Auch wir kennen zwar eine Humanität, eine Schonung im Kriege, aber diese setzt erst dann ein, wenn jeglicher Widerstand des Gegners gebrochen ist, wenn er sich ergibt. Bei den Condottieren dagegen soll diese Schonung schon vor entschiedenem Siege geübt worden sein. Also ein Einsetzen aller Kräfte, der ganzen Persönlichkeit, sowohl der Führer wie auch der Mannschaften, zur Erringung des Sieges sollen sie nicht gekannt haben. Wenn man diesen Gedanken konsequent durchdenkt, dann kann man es wohl verstehen, daß man diese Schlachten schließlich „Turniere" oder „Possenspiele" genannt hat.

Zur Widerlegung dieser Anschauung hat Block zahlreiche Schlachten der Condottieri im 15. Jahrhundert genauer untersucht, und zwar sind sie „absichtlich nach rein äußerlichen Gesichtspunkten ausgewählt worden, wie sie in Betracht kamen, wenn gewisse Zeitabstände gewahrt bleiben und die bekannteren und berühmteren Condottieri berücksichtigt werden sollten.“ Die Schlachten bei Aquila (1424), bei Anghiari (1440), San Fabiano (1460), Ricardina (1467) und Campomorto (1482) werden ausführlicher besprochen und im Anhang noch einige andere länger oder kürzer gestreift. Dabei wird eine gewisse Geschlossenheit, ein innerer Zusammenhang dadurch hergestellt, daß wir in den verschiedenen Schlachten die beiden Söldnerschulen der Braccesken und Sforzesken — so genannt nach den hervorragendsten Führern der Condottieren — verfolgen und sehen können, wie jede jemals nach der strategischen Lage ihrer Eigenart gemäß vorgeht. Es ist anzuerkennen, daß der Verfasser auch auf die Entstehung der Schlachten ziemlich genau eingeht. Er stellt fest, daß die Condottieri, wie das mittelalterliche Rittertum überhaupt, die doppelpolige Strategie anwandten, und daß innerhalb derselben die Braccesken dem Schlachtenpol, die Sforzesken mehr dem Ermattungspol zuneigten. Sie haben nicht immer die Entscheidung hingezogen, um mehr Sold herauszuschlagen, auch sie wurden oft genug vor die Notwendigkeit gestellt, zur Schlacht überzugehen, bisweilen sogar gegen die ausdrückliche Vorschrift des Soldherrn. Auch die Condottieri hatten einen hochgradigen Ehrbegriff, „der echte Kriegsruhm ist für sie das entscheidende, da eben ihre Stellung davon abhängig war“. Bei der Darstellung der Schlachten kam es dem Verfasser darauf an, die Angaben der Zeitgenossen auf den Leser wirken zu lassen, wodurch dann allerdings wegen des bisweilen schwierigen mittelitalienischen Dialektes die Lektüre des Buches erschwert wird. Auch einzelne eingeschobene Exkurse stören die Geschlossenheit der Schlachtbilder. Aber gerade dadurch, daß der Verfasser die zeitgenössischen Schlachtschilderungen möglichst genau wiedergibt, ist es ihm gelungen, ein objektives Bild von den Schlachten jener Zeit vor dem Leser zu entrollen. Man gewinnt den Eindruck, daß die Zeitgenossen unter jenen Schlachten alles andere als „Possenspiele“ und „Turniere“ verstanden haben, die Verlustangaben sind vielfach ziemlich hoch, gar viele Ritter, ja auch manche Condottieren haben ihr Leben auf dem Schlachtfelde gelassen. Die Verlustzahlen bleiben hinter denen auf anderen Kriegsschauplätzen desselben Zeitalters nicht zurück.

Immerhin läßt sich eine gewisse Berechtigung jener gegen die Condottieri gerichteten Vorwürfe nicht ableugnen, aber wir dürfen sie nicht allein gegen diese erheben, sondern gegen das mittelalterliche Rittertum überhaupt. Delbrück sagt in seiner Geschichte der Kriegskunst: „Gier nach Beute ist auch das Streben nach Gefangenen, die ein Lösegeld versprechen könnten, und diese Neigung potenziert sich durch den mehr und mehr sich ausbildenden Standesgeist der Ritterschaft, der in dem Gegner zu-

Notizen und Besprechungen.

Theologie.

P. Wernle, Evangelisches Christentum in der Gegenwart. 3 Vorträge. Tübingen 1914. Verlag J. C. B. Mohr [illegible] M. 2,50, geb. M. 3,50. 118 S.

Nicht etwa erschöpfend darstellen will der Verfasser in [illegible] Vorträgen, was evangelisches Christentum in der Gegenwart [illegible] nur zeigen, wie es sich mit Fragen, die ihm in der [illegible] zu schaffen machen, auseinandersetzen kann. Daß dazu [illegible] volle Fragen herausgegriffen sind, lassen schon die [illegible] der drei Vorträge merken: 1. Christentum und Entw[illegible] 2. Was haben wir heute an der Reformation; 3. Die Reformations[illegible] Bergpredigt und ihre Durchführung in der Gegenwart.

In dem ersten Vortrag [illegible] mit am [illegible] Gedankengang [illegible] die von der modernen [illegible] Entwicklung [illegible]

[illegible]

in ihrer Tiefe erfaßten Gegensätze von Sünde und Gnade die Angelpunkte evangelischer Frömmigkeit bleiben müssen, die beides mit einander verbindet, ganz wahr und streng gegen sich selbst und doch ganz froh zu sein. (S. 78).

Dagegen hat mich der dritte Vortrag nicht ganz befriedigt. Es wird darin nur die gewaltige Spannung aufgedeckt, welche zwischen den Friede, Verzicht auf Recht und Reichtum einschließenden sittlichen Forderungen der Bergpredigt und ihrer Verwirklichung im Einzelleben und besonders in den öffentlichen Zuständen besteht, und die unvollkommenen, durch die ganze Geschichte des Christentums hindurch gemachten Versuche zu ihrer Ausgleichung durchmustert. Daß an jenen Forderungen trotzdem festgehalten werden muß als den Richtlinien, denen die Entwicklung aller menschlichen Verhältnisse zuzustreben hat, wird von Wernle nachdrucksvoll anerkannt; aber die brennendste Frage, wie nun bei den besonders erschwerenden Verhältnissen der Gegenwart der einzelne, z. B. der Kaufmann und der Politiker, zur Bergpredigt Stellung gewinnen kann, findet keine Antwort. Trotzdem wird der Leser auch diesem Vortrag des Anregenden viel verdanken.

J. Heyn, Religion u. Politik. Gedanken über Fragen der Gegenwart. Greifswald, 1914. Verlag: Ratsbuchhandlung L. Bamberg. Preis: M. 2,80. 144 S.

Nur die erste der acht hier vereinigten Abhandlungen erörtert unmittelbar das Verhältnis von Kirche und Politik und ihre gegenseitige Unentbehrlichkeit für einander. Doch eignet sich der Titel insofern für das ganze Buch, als überall darin religiöse und politische Fragen der Gegenwart, besonders solche, welche, wie die die Aufhebung des Jesuitengesetzes betreffende, beide Gebiete streifen. Es mag sonst schon manches über dieselben Fragen geredet und geschrieben sein, auch mit so ruhigem Freimut und so klarem Urteil, wie beides dem Verfasser eigen ist. Aber ein besonderes Interesse fordert das kleine Buch dennoch heraus und legt vielen sogar eine besondere Pflicht der Beachtung auf, weil der Verfasser ein viel angefeindeter liberaler Geistlicher Berlins und zugleich Mitglied des Reichstages ist. Freund und Feind können sich nun leicht überzeugen, daß Immanuel Heyn als Politiker sich ernstlich mit den Aufgaben der inneren Politik, z. B. der Hebung des Mittelstandes und der Inneren Kolonisation, befaßt, und daß er als Theologe, wie es besonders in dem Aufsatz über Frenssen und in dem andern über die Gründe, aus welchen die Liberalen in der Kirche bleiben, zu Tage tritt, keineswegs zu den Heißspornen gehört, sondern wie gegen die Orthodoxie, so auch gegen Jatho und die Monisten seinen Standpunkt reinlich abgrenzt.

gleich den Ordensbruder sieht, den das natürliche Gefühl vor dem Aeußersten zu bewahren und zu schonen sucht. Derartige humane Empfindungen sind für den wahrhaft kriegerischen Geist höchst gefährlich und wir finden sie schon sehr früh."

Wie aber kam nun Machiavelli zu jenem Urteil über die Condottieren? Er wünschte das Söldnerwesen durch das Milizsystem zu ersetzen, und um diesen Gedanken historisch zu begründen und dessen Ausführung seinen Mitbürgern als notwendig hinzustellen, verurteilt er mit allen Mitteln ohne Rücksicht auf die historische Treue jegliches Söldnertum, im besonderen das der Condottieri. Auch er war, wie so manche Humanisten, von der Vollkommenheit und Nachahmungswürdigkeit der Antike fest überzeugt und stellt die gewaltigen Verlustziffern, die er in den antiken Quellen fand und kritiklos übernahm, den verhältnismäßig kleinen des doch ganz andersartigen Mittelalters gegenüber. Als man dann am Ende des Jahrhunderts dem antiken Ideal näher zu kommen schien, als die brutalen Schweizer dem Rittertum ein Ende machten und die deutsche und spanische Infanterie auf dem Plane erschien, da schnellten die Verlustziffern auf einmal außerordentlich empor. Dieser neuen im taktischen Körper fechtenden Infanterie erlagen auch die Condottieren bei Calliano am 10. August 1487. Man vergleiche darüber mein eben erschienenes Buch: Die Landsknechte. Entstehung der ersten deutschen Infanterie. Berlin 1914.

Bonn a. Rhein. Martin Nell.

Recht.

Die Preßfreiheit der Offiziere seit den Tagen der Karlsbader Beschlüsse von 1819 bis zur Gegenwart. Von einem Offizier (stud. jur., altem Herrn im 121. Semester). Verlag von Karl Curtius, Berlin 1914, 47 Seiten.

Die kleine Schrift schildert in ziemlich eingehender Weise geschichtlich den Verlauf der Preßbeschränkungen, denen die peußischen Offiziere seit Beginn des vorigen Jahrhunderts in immer steigendem Maße unterworfen gewesen sind. Nach der neuesten, ihrem Wortlaut nach bisher unveröffentlichten Allerhöchsten Kabinettsordre vom September 1911 bedarf der aktive Offizier zu jeder Betätigung als Schriftsteller der Genehmigung der direkten Vorgesetzten. In der Anzweifelung der Zweckmäßigkeit dieser Anordnung, namentlich, soweit sie das Genehmigungsrecht dem direkten Vorgesetzten und nicht, wie früher, dem Großen Generalstab oder dem Kriegsministerium überträgt, wird man mit einigen Einschränkungen dem Verfasser beistimmen können, keinesfalls aber in der Stigmatisierung dieser Kabinettsordre als glatt verfassungswidrig. Ganz zu Unrecht will der Verfasser dies aus dem Artikel 27

der Preußischen Verf.-Urk. vom 31. 1. 1850: „Jeder Preuße hat das Recht, durch Wort und Schrift, Druck oder bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern" und § 1 des Reichspreßgesetzes vom 7. Mai 1874 herleiten. Es ist ein ganz allgemein anerkannter Satz in der Rechtswissenschaft wie in der Rechtsprechung, daß die besonderen dienstrechtlichen Pflichten der Beamten und Militärpersonen durch die angeführten gesetzlichen Bestimmungen in keiner Weise berührt werden. „Die Beschränkungen der Preßfreiheit, welche sich aus solchen besonderen Pflichtverhältnissen ergeben können und vielfach ergeben, werden von dem Preßgesetz nicht berührt. Dies hat der Gesetzgeber für selbstverständlich und einen hierauf gerichteten Vorbehalt im Preßgesetz daher für unnötig erachtet." Anschütz, Kommentar zur Preußischen Verfassungsurkunde, S. 506.

Die Zugehörigkeit zu einem besonderen, engeren Kreise legt eben Pflichten auf, die sich aus dem allgemeinen staatsbürgerlichen Verband nicht ergeben. Der Offizier ist in dieser Hinsicht keineswegs schlechter gestellt — wenigstens nicht an sich und begrifflich — als der Staatsbeamte, auch für diese könnte jederzeit ohne Verstoß gegen Gesetz und Verfassung die Vorlegung ihrer privaten literarischen Erzeugnisse vor der Drucklegung an die jeweils vorgesetzte Behörde bei Meidung der Disziplinierung vorgeschrieben werden. Man mag die Möglichkeit einer soweit gehenden Bevormundung bedauern — das ist eine ganz andere Frage — aber daß sie geltendes Recht Preußens ist, sollte billig nicht in Zweifel gezogen werden. Irgendwelchen Wert können wir daher der vorliegenden Schrift nicht beimessen, sie ist höchstens symptomatisch dafür, wie leicht dem Politiker bei der Behandlung rein staatsrechtlicher Fragen politische Voreingenommenheit das juristische Konzept verdirbt. In juristisch ungeschulten Kreisen ist die Schrift mit ihrer offensichtlich vorgefaßten Tendenz nur geeignet, Verwirrung und Unklarheit, richtiger eine Verschleierung des ganz klaren Rechtszustandes herbeizuführen. Es muß auf das entschiedenste Verwahrung dagegen eingelegt werden, daß solche wichtigen Fragen, wie die hier vorliegende, von gänzlich ungeeigneten Persönlichkeiten ohne jede auch nur elementaren rechtlichen Vorkenntnisse literarisch behandelt werden.

Dr. jur. et phil. Bovensiepen, Kiel.

Literatur.

Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. — Herausgegeben von Anna von Sydow. — Sechster Band: Im Kampf mit Hardenberg. 1817—1819. — Berlin 1913. Verlag von Mittler & Sohn.

Dieser Band der umfangreichen Briefsammlung ist vor allem für den **Historiker interessant.** Wir erfahren daraus, wie es zu dem Zerwürfnis

zwischen Humboldt und Hardenberg gekommen ist, das Humboldts Ausscheiden aus dem Staatsdienst veranlaßte. Am 6. Januar 1818 schreibt Humboldt vom Staatskanzler: „Ich liebe ihn, da ich so viele Jahre mit ihm gelebt habe und er gegen mich wirklich immer sehr gut gewesen ist. Er ist auch unleugbar der Hervorragendste in der ganzen Administration.“ Ja, noch am 26. Mai erklärt er: „Ich bin gut gesinnt für den Staatskanzler und habe wirklich Zuneigung zu ihm, ich würde also nie, als in der äußersten Not und selbst sehr gereizt, in eine wahre Spannung mit ihm geraten.“ Am 8. Februar 1819 aber teilt er seiner Gattin mit: „Der Bruch mit ihm ist nunmehr vollendet.“ Zwischen diesen Daten liegen Erfahrungen Humboldts, die den Wechsel seiner Stimmung durchaus begreiflich machen. Und man bekommt die Sache von beiden Seiten zu sehen, da er nicht nur seine eigenen Briefe an Hardenberg, sondern auch dessen Antworten Caroline in Abschriften mitteilt. Humboldt beweist dabei unleugbar ein seltenes Maß von Selbstbeherrschung, Langmut und Liebenswürdigkeit. Er hat mit Rücksicht auf seine in Rom erkrankte Frau, die das feuchte englische Klima nicht ertragen hätte, um Abberufung von dem Gesandtschaftsposten in London gebeten, den er auch nur auf ein Jahr angenommen hatte. Hardenberg aber übergibt sein Gesuch dem Könige Monate lang überhaupt nicht, hält ihn auf alle Weise hin und spielt sichtlich ein falsches Spiel mit ihm, da er den liberaleren und sehr populären Rivalen im Staatsrat bei der bevorstehenden Lösung der Verfassungsfrage fürchtet. Trotzdem bewahrt Humboldt die Ruhe, entschuldigt den Kanzler vor sich selbst und seiner Gattin nach Möglichkeit und tut ihm auch den Gefallen, bei dem Zusammensein in Aachen die Abkühlung des Verhältnisses nach außen hin nicht merken zu lassen. Er geht in der Nachgiebigkeit so weit, daß Caroline ihn mahnen muß, sich nichts zu vergeben. Wenn er schließlich seine Haltung ändert, so ist das, wie mir scheint, zu einem guten Teil dem Einflusse Steins zuzuschreiben, mit dem er nach der Abreise von Aachen in Frankfurt und Nassau sehr oft zusammen war und den er aufs höchste schätzen und lieben lernte. Stein hat ihn beraten, als man ihm von Berlin einen Teil des Ministeriums des Inneren anbot und er nicht ohne weiteres annehmen wollte, da er nicht geneigt war, Hardenberg allein das Verfassungswerk zu überlassen und die Verhandlungen mit den Landständen, die zu seinem Ressort gehörten, in dessen Sinne zu führen. Die Antwort des Kanzlers war eine Kabinettsordre, die, wie die Herausgeberin bemerkt, „an Schroffheit und Härte einem so verdienten Manne wie Humboldt gegenüber wohl kaum ihresgleichen hat“. Humboldt erfüllte die Forderung des Königs, das Ministerium ohne Bedingungen anzunehmen, aber es kam sofort zum Kampf zwischen den beiden Männern; Hardenberg stellte den König vor die Wahl zwischen ihm und Humboldt, und Friedrich Wilhelm III. entschied für Hardenberg. Schon am 31. Dezember 1819 erhielt Humboldt seinen Abschied.

In der Tiefe betrachtet, war dieser Ausgang unvermeidlich. Humboldt

war zu bedeutend, um sich als Staatsmann Hardenberg unterzuordnen und ohne eigene Verantwortung zu handeln, und Hardenberg war zu ehrgeizig, um die Macht und den Ruhm des Verfassungswerkes mit einem anderen zu teilen. „Der große Fehler des Staatskanzlers", so urteilt Humboldt (S. 457), „und der alles Schlimme, alles Halbe hervorgebracht hat, ist, daß er nicht Sinn und Charakter dazu hat, ein großes Geschäft frei mit anderen gleich Freien zu führen."

Wenn Humboldt in diesem Kampfe politisch unterlegen ist, geistig erscheint er durchaus als der Ueberlegene. Und das hat seinen Grund vor allem darin, daß er in dem staatsmännischen Streben nicht aufging, sondern andere Provinzen des geistigen Lebens und Schaffens kannte, in deren fruchtbarer Stille er ebenso gern, ja lieber weilte, als in dem geräuschvollen und unruhigen Bezirke politischen Wirkens.

Wie über Hardenberg, so finden sich in dem starken Bande mancherlei interessante Mitteilungen und Urteile über eine ganze Reihe bedeutender Persönlichkeiten der Zeit, so über den Kronprinzen von Bayern, der in Rom Kunststudien treibt und ein häufiger Gast bei Frau von Humboldt ist, über Gneisenau, Blücher, Niebuhr, A. W. Schlegel, Rahel Varnhagen und Karoline von Wolzogen. Von Alexander von Humboldt erfahren wir, daß er bei all seiner Liebenswürdigkeit und geistigen Regsamkeit dem ihn zweifellos sehr überragenden Bruder im Tiefsten doch fremd war. Prächtig ist das Charakterbild des Freiherrn vom Stein, das aus Humboldts Briefen herausleuchtet. Stein hat, sehr im Gegensatze zu dem geschmeidigen und bestimmbaren Hardenberg, „lauter so feste und entschiedene Richtungen, daß alles in seinem Geist und seinem Charakter wie eine Notwendigkeit erscheint. Es mangelt ihm vielleicht, wenn er auch eine große und milde Achtung für verschiedenartiges Dasein hat, an Beweglichkeit und Empfänglichkeit, selbst eben in ein anderes einzugehen, allein er ist destomehr ganz, was er einmal ist" (S. 490). Es ist bezeichnend für diesen ursprünglichen, kernigen und gleichsam naturhaften Mann, daß er den Aufenthalt im Zimmer so viel wie möglich flieht. „Er ist", berichtet Humboldt, „buchstäblich von morgens um 8 bis abends 9 unter freiem Himmel." Demgemäß hat er „eine treffliche Manier des Schreibens, eine ganz unmittelbar aus der Gesinnung fließende, so daß man kaum merkt, daß die Worte nur ein Mittel sind" (S. 489). Humboldt gesteht daher, „seinen Ideen viel schuldig" zu sein. „Er hat ganz unstreitig die klarste und parteiloseste Ansicht der Dinge, wie sie sind" (S. 544). Das einzige, was Humboldt bei ihm bemängelt, ist seine durch und durch praktische Geistesrichtung. „Er ist in seinem Leben und seiner ursprünglichen Richtung nach zu sehr bloß dem Wirklichen im Leben zugewendet und hat nicht genug Freude und Interesse am bloß reinen Denken und Empfinden, an der Form der Welt und Menschen" (S. 523). Diese Kritik, die vom Standpunkt Humboldts und seiner Zeit sehr begreiflich ist, erscheint uns heutigen Deutschen, die wir das Lebenswerk Bismarcks vor Augen haben

unberechtigt. Das rein Theoretische, was er an Stein vermißt, die Freude und das Interesse „am bloß reinen Denken und Empfinden", ist nicht etwas, dessen Mangel man beim großen Staatsmanne beklagen dürfte. Das eben macht wie nichts anderes den wahren Staatsmann, daß er durchaus „dem Wirklichen im Leben zugewendet" ist und daß seine politischen Ideen, an denen es ja Stein wahrlich nicht fehlte, immer aus der Beobachtung der wirklichen Verhältnisse und aus der lebendigen Berührung mit ihnen entspringen.

Auch Goethes mächtige Gestalt und Schillers ragender Schatten werden in den Briefen sichtbar. Humboldt hat Goethe auf der Reise nach Berlin am 30. Juli 1819 in Weimar besucht und hat ihn rüstig und heiter gefunden, aber doch „in sich vertieft" und, wie er meint, auf dem Wege, „in allen seinen Ideen, ohne in neuere Ansichten einzugehen, ehern zu werden". Er bedauert, „daß bei solch einer reichen Natur das Glück einer uneigennützig ganz sich hingebenden Liebe ihm doch wohl im Lauf langer Jahre nicht geworden ist" (S. 590). Ja, er urteilt: „Liebe hat ihm immer gefehlt, er hat sie schwerlich empfunden, und die rechte ist ihm nicht geworden." Aber der verständnisvolle Freund und Interpret der Großen von Weimar weiß diese Tatsache in ihrer Notwendigkeit zu begreifen. „Der wahre Grund dazu", so fährt er fort, „ist doch wohl das früh in ihm waltende, schaffende Genie und die Phantasie gewesen. Wo sich die Natur einen solchen eigenen und inneren Weg bahnt, da wird es wohl unmöglich, sich einem anderen Wesen in der Wirklichkeit uneigennützig hinzugeben, und ohne das ist keine Liebe denkbar. Man muß sich immer erst verlieren, um sich schöner und reicher wieder zu empfangen. Aber eine Leere läßt es dann freilich im Leben zurück, und ich glaube nicht, daß außer den Stunden und Zeiten des glücklichen Hervorbringens, Goethe eigentlich glücklich oder reich in sich beschäftigt ist" (S. 597/8). Das ist übertrieben, aber in der Hauptsache sicherlich treffend. Was man bei Goethe so oft als eine gewisse Kälte und Selbstsucht empfunden und getadelt hat, ist in Wahrheit ein Hauch und Schatten der Tragik, die der Größe nie völlig erspart bleibt.

Von Schiller spricht Humboldt mit mehr Wärme. Zu ihm fühlt er sich sichtlich stärker hingezogen als zu Goethe. Er liest die Briefe wieder, die Schiller an ihn geschrieben hat, und freut sich der Tatsache, daß Schiller „weder mit Goethe noch mit Körner so in die innersten Fragen über sich und seine poetische und schriftstellerische Individualität einging", wie in den an ihn gerichteten Briefen. Der Grund hierfür liegt darin, daß in der Tat niemand Schiller ein so feines und tiefes Verständnis und ein so ernstes Streben, ihn in seiner Eigenart zu erfassen und zu würdigen, gezeigt hat wie W. von Humboldt. Freilich, er hebt für unser Gefühl Schiller zu hoch. Daß sein Wallenstein „das Größte ist, was die deutsche Bühne besitzt, ja, in gewisser Art, was überhaupt vorhanden ist", wird mancher heute noch meinen, aber daß „für alle Menschen, die Wallenstein mit Sinn gelesen haben, . . die Welt und die Menschheit anders sei, seit-

dem ihnen eine Gestalt wie Thekla aufgegangen" sei, ein solches Urteil findet heute wohl niemandes Zustimmung.

Da die Briefe zum größeren Teil in London geschrieben sind, so enthalten sie viel Interessantes über England. Humboldt hat ein Auge für das Kleinste wie für das Größte, und in allem erkennt er das Charakteristische und Bedeutende. Wir erkennen in seinen anschaulichen Schilderungen, trotzdem inzwischen 100 Jahre vergangen sind, den heutigen Engländer deutlich wieder. Dieselbe Poesielosigkeit und Nüchternheit, dieselbe merkwürdige „Verbindung der Einfachheit mit dem ungeheuren Aufwande", dieselbe „Gewalt, welche die Engländer über die Fremden ausüben, sie zu ihren Sitten zu zwingen". Auch der Londoner Nebel, der manchmal bis in die Zimmer dringt, ist noch heute so „bronzegelb" und undurchsichtig wie damals. Humboldt fühlt sich durch das englische Wesen im ganzen nicht sympathisch berührt, aber einen gewissen Respekt flößt es doch auch ihm ein, und er erklärt, er begreife, daß man bei längerem Aufenthalt in England ganz zum Engländer werden könne.

Daß wir inzwischen fortgeschritten sind und die „gute, alte Zeit" doch auch ihre Schattenseiten hatte, machen uns vor allem Humboldts Klagen über das Post- und Verkehrswesen fühlbar. Briefe von London nach Rom brauchten damals auf dem kürzesten Wege drei Wochen, dabei werden sie fast immer unterwegs erbrochen und kosten ein fabelhaftes Porto. Humboldt erzählt, daß er einmal für zwei Briefe „gegen acht Taler" bezahlt habe, ja, manchmal kostet ihn ein Posttag fünf, sechs Pfund. Für ein Paket sind einmal 17 Pfund zu zahlen, und die Ueberfahrt von Holland nach England kostet Humboldt, da er „eine eigene Stube" hat, 42 Pfund Sterling. — Spaßhaft ist Humboldts Verlegenheit über die Titulatur der Lehrerin seines Söhnchens. Das hat ihn „über eine Viertelstunde intriguiert". „Es gibt nichts Schrecklicheres, als jetzt so etwas deutsch zu sagen. Sonst hätte ich ganz simpel Mamsell Luise geschrieben, aber kann man das jetzt? und nur Jungfer! Es gibt wirklich kein Mittel mehr für ein armes Mädchen, sie müßte, wenn sie nicht adelig ist, von Kindesbeinen an verheiratet sein. Ich habe mich endlich ganz listig ohne den Namen herausgefunden und sie die Musikmeisterin genannt."

Wenn Humboldt bei Goethe die echte erwärmende und beglückende Liebe vermißt, so hat sie in seinem Leben nicht gefehlt. Die Briefe zeigen das idalste Verhältnis, das zwischen Ehegatten denkbar ist. Jedes Erlebnis von Bedeutung, jede Regung ihres Herzens teilen sie einander mit, sie gebrauchen stets die zärtlichsten Anreden („meine süße Seele", „mein einziges Leben" u. a.), und kein Gedanke beschäftigt sie mehr als der ihrer Wiedervereinigung. Und wie bei Humboldt stets Erlebnis und Reflexion sich verweben, so stellt er mehrfach die schönsten und tiefsten Betrachtungen über die eheliche Liebe an. „Dem, was in mir Liebe ist", schreibt er einmal, „mischt sich nichts irgendeiner Bedürftigkeit Angehörendes bei, es ist die reine Wirkung des Wesens auf das Wesen und von einem so unendlichen

Gefallen an dem geliebten Gegenstand begleitet, daß man ihn nicht frei genug sich entwickeln, nicht still genug zurücktreten kann, um sich ganz in seinem Anschauen zu verlieren." Das ist in der Tat die Liebe in ihrer reinsten, geistigsten Gestalt.

Wie hier über seine Liebe zu Caroline, so reflektiert Humboldt wiederholt über sein ganzes geistiges Wesen, und diese Selbstbetrachtungen sind meiner Ansicht nach das Schönste und Bedeutendste, was dieser ganze Briefband bietet. Sie zeigen Humboldt als den vollendet klassischen Menschen, d. h. als den Menschen, in dem Inneres und Aeußeres, Geist und Sinnlichkeit, Denken und Erfahrung vollkommen in Harmonie sind, der voll in der Wirklichkeit lebt und doch sich nie in ihr verliert, weil er in sich ruht und das einzelne immer im Ganzen sieht und erkennt. „Wir haben", schreibt er an Caroline, „mit dem stärksten teilnehmenden und mitarbeitenden Gefühle für die Wirklichkeit, doch immer etwas, das uns von ihr abzieht, und den Fuß leicht aufsetzen und im reinen Gebiete der Gedanken und Empfindungen leben läßt." Ebenso fern wie von Weltflucht ist er von Weltsucht und Weltversunkenheit, er schwebt in der Mitte zwischen diesen Extremen, und so bewahrt seine Seele ein schönes Gleichgewicht, das man in jeder Zeile dieses Briefbandes spürt. Einen wunderschönen Ausdruck findet diese geistige Herrschaft über die Welt und innere Freiheit von der Welt bei allem Hingegebensein an die Wirklichkeit im 159sten Briefe. Da erklärt Humboldt, daß man doch eigentlich immer und allein in der Phantasie lebe, und fährt dann fort: „Von mir ist das buchstäblich wahr, obgleich gewiß keinem so wenig von der Wirklichkeit verloren geht als mir. Aber es gibt eine Art, die Wirklichkeit zu nehmen, wie sie immer mehr in sich trägt, als die Zeit und die Schranke des Daseins faßt. Mit der Kunst ist das offenbar. Aber im Leben braucht es nicht anders zu sein. Es ist alles erst das, was es ist, und dann ist es außerdem noch Symbol dessen, was es wohl auch in seinem tiefen inneren Wesen, im Zusammenhange mit allem Uebrigen ist, was es aber nie in diesem oder jenem Moment ganz und zugleich sein kann. Wer nun am meisten fähig ist, alle Dinge immer und immer zugleich in ihrer wirklichen und symbolischen Natur zu empfinden, wer diese beiden Naturen am meisten und in der vollkommensten Wahrheit zusammenschmelzen läßt, der erreicht am besten die Tiefen und Höhen des Lebens und hat den meisten Genuß am Dasein." Klarer und treffender ist das Menschenideal unserer klassischen Zeit niemals begrifflich dargestellt worden.

Daß Humboldts Liebe zur antiken Kunst und Literatur auch in diesem Briefbande oft zum Ausdruck kommt, braucht kaum gesagt zu werden. Das Altertum ist ihm „die einzige echte Heimat", seit seinem vierzehnten Jahre lebt und webt er darin, und so macht er sich eine Juvenalstelle zu eigen, in der ein Römer fragt: „Rechnet man es für nichts, daß meine Kindheit die Lüfte des Aventins einatmete?" Caroline ist hierin wie in allen Dingen ganz eines Sinnes mit ihm. Ihre Liebe zur römischen Landschaft und Kunst ist unendlich, und sie spricht sie in ihren Briefen

oft in herrlichen Worten aus, z. B. an der folgenden Stelle, die den Schluß dieser Besprechung bilden möge: „Wenn es trübe ist [in Rom], so ist es, wie wenn die schöne großartige Natur mit einem Schleier der Wehmut umgeben wäre, wenn es heiter ist, so ist's nicht solch eine wilde Heiterkeit, wie sie sich mir an schönen, sonnigen Tagen wohl bei uns aufgedrungen hat — es ist gleichsam eine hehre Feier zwischen Himmel und Erde."

M. Havenstein.

Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals.

Als Nietzsche zu Anfang der siebziger Jahre darauf hinwies, daß die Deutschen zu Unrecht in Goethe vornehmlich den großen Lyriker sehen und nicht den Epiker, da konnte er diese Betrachtung noch unter seine unzeitgemäßen aufnehmen. Als aber ein Vierteljahrhundert später in Straßburg ein Denkmal des jungen Goethe errichtet werden sollte, da machte Windelband in seiner Rede den Versuch, Goethes Weltanschauung in ihrer Entwicklung darzulegen, und das Material dafür entnahm er zum großen Teil demjenigen Werke Goethes, das am reinsten den Epiker zeigt, seinem Wilhelm Meister. Ein Jahrzehnt später hat dann ein glücklicher Zufall Goethes erste Fassung seines Werkes „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" wieder ans Licht gebracht, und jetzt erst können wir ermessen, wie treffsicher Schiller, der große Menschenkenner, geurteilt hat, als er gleich nach Entstehung der Lehrjahre an Goethe schrieb: „Ich möchte . . . von den früheren Werken, von Meister selber, die Geschichte wissen. Es ist keine verlorene Arbeit, dasjenige aufzuschreiben, was Sie davon wissen. Man kann Sie ohne das nicht ganz kennen lernen."

Der Wunsch, dem Schiller Ausdruck gegeben hat, ist nunmehr uns Nachgeborenen in vollem Maß erfüllt worden, besser als ihn Goethe selbst hätte befriedigen können, denn der wichtigste Vorzug des trefflichen Werks von Max Wundt über Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals*) liegt in seinen kulturphilosophischen und problemgeschichtlichen Untersuchungen, die erst heute möglich sind, wo zwischen dem achtzehnten Jahrhundert und unserer Zeit das so ganz anders geartete neunzehnte liegt. Die Art und Weise, wie uns Wundt das achtzehnte Jahrhundert im Spiegel des zeitgenössischen Romans zeigt, ist ein Meisterstück kultur-historischer Darstellung, und auch die literarische Revolution der Sturm- und Drangperiode und ihren Zusammenhang mit den Reformversuchen des deutschen Theaters stellt er uns in festen, knappen Strichen greifbar vor Augen.

---

*) 509 S. 8°. Berlin, G. J. Göschen, 1913.

Mit großer Feinheit und zwingender Beweisführung zeigt uns Wundt, wie aus allen wesentlichen Zügen des Aufklärungzeitalters sich sein revolutionärer Charakter mit Notwendigkeit ergibt, und mit Recht sieht er im Genieproblem den Kern der geistigen Bewegung, die wir als Sturm- und Drangperiode zu bezeichnen gewöhnt sind.

Wenn aber Wundt in seiner Darstellung auf Goethe selbst übergeht, dann ist er doch wohl zu sehr geneigt, sein Urteil, Goethes Leben resumiere den Gehalt des Jahrhunderts, allzu wörtlich zu nehmen. Wo der Autor von Goethes Straßburger Semestern und seiner Lehrzeit bei Herder spricht, sieht er ihr Ergebnis für die deutsche Geistesgeschichte darin, daß nun die revolutionäre Gedankenwelt der Sturm- und Drangperiode in Goethe ihren größten Vertreter gefunden, und daß durch seine Begeisterung für Shakespeare sein „Bund mit dem Theater" besiegelt worden sei. Kann man dem beistimmen? Mußte nicht hier darauf hingewiesen werden, wie durchaus unrevolutionär Goethes Natur im Grunde war, und daß jenem Bund mit dem Theater die innere Notwendigkeit fehlte bei einem Dichter, der so sehr Lyriker und Epiker war, daß ihm die dramatische Schriftstellerei doch nur vorübergehend als das wichtigste Geschäft erscheinen konnte. Wenn aber dem so ist, dann konnte Goethe wohl durch die Sturm- und Drangperiode hindurch gehen, ihr typischer Vertreter aber konnte er nicht werden. Um zu seinem Endurteil zu kommen, muß Wundt die Aufgabe der revolutionären Jugend darin sehen, daß sie sich mit den realen Mächten des Lebens habe auseinandersetzen müssen, „um in ihrer inneren Aneignung aus der Selbstherrlichkeit des Ich zu einer Sphäre wahrer Bildung fortzuschreiten." Damit aber beurteilt er die Sturm- und Drangperiode vom Standpunkt des späteren Goethe, nicht aus ihrem inneren Charakter heraus, und setzt sich in Gegensatz zu den Ausführungen des vorhergehenden Kapitels, in welchem er gerade dem Wesen dieser Periode vorzüglich gerecht wird. Er weist hier nicht nur auf das Genieproblem als den Kern aller geistigen Strömungen dieser Epoche hin, sondern auch darauf, „wie dieser Generation, die das Genie zu schrankenloser Freiheit und höchster Produktivität zu entfesseln suchte, ihm aber als Gegenstand einzig die empirische Wirklichkeit anwies, allein die Tragödie ein völliger Ausdruck ihres Wesens und Strebens werden konnte." Davon, daß sich Goethe das Genieproblem im Urmeister zur Aufgabe genommen hätte, kann aber keine Rede sein; dazu wäre er in der Entstehungszeit dieses Werkes weder willens noch imstande gewesen, weil ihm in seiner ersten Weimarer Epoche, da er am Urmeister schrieb, der Rückblick auf seine eigene Genieperiode und auf die Genossen jener Zeit im wesentlichen nur Unbehagen bereitete und er dadurch allzu sehr geneigt war, über den Verstiegenheiten und Lächerlichkeiten, die der Ueberschwang mit sich brachte, den ernsten Kern zu übersehen. Er spottet im Urmeister über die einstigen Freunde, die sich „für außerordentliche physische und moralische Phä-

nomene ansehen, und jene Bewegungen, die sie zerreißend beunruhigen, der Gewalt ihres Herzens, der Kraft ihres Geistes zuschreiben; da sie doch mit etwas mehr Ordnung in ihrer Diät, mit etwas mehr Natur in ihrem Genusse zu ihrer eigenen und zu der Ihrigen Zufriedenheit recht ordentliche und recht natürliche Menschen werden würden", und ruft ihnen zu: „Ihr erscheint mir oft wie kleine sachte Bäche, worein die Knaben Steine tragen, um sie rauschen zu machen." Was Goethe an der nämlichen Stelle von seinem Wilhelm Meister sagt: „er wäre auch untergegangen, hätte ihn nicht die Kraft seiner Natur, die wieder zum Geraden und Reinen strebte, gerettet", das dürfen wir wohl als eine der Konfessionen betrachten, die im Urmeister enthalten sind. Damit ist aber das Ringen zwischen Ideal und Wirklichkeit, wie es gerade für den schöpferischen Menschen zur Lebensfrage wird, nicht abzutun, und auch im Hinblick auf die Lehrjahre ist es nicht richtig, was Wundt behauptet, daß dieses Problem, welches die jüngsten Werke des achtzehnten Jahrhunderts, insbesondere Hölderlins Hyperion, wieder leidenschaftlich aufgriffen, bei Goethe schon eine viel tiefere Lösung gefunden habe.

Wenn im Urmeister das Genieproblem aus dem Grunde nicht zur Lösung hat kommen können, weil es gar nicht zum Thema des Romans geworden ist, so liegt es mit dem Theaterproblem — der Erziehung der Nation zur Kunst durch eine Nationalbühne — erheblich anders. Hier hat Goethe tatsächlich geschwankt; der Urmeister sollte seiner ursprünglichen Anlage nach ein künstlerischer Bildungsroman und ein Theaterroman werden, und die Gründe, aus denen dieser Plan dem späteren Goethe zur Unmöglichkeit wurde und die deshalb zur Umarbeitung des Fragements führen mußten, finden wir bei Wundt durchaus zutreffend ausgeführt. Auf dem Theater, das für den jungen Wilhelm Meister wie für seine ganze Zeit eine Stätte wahrer Bildung bedeutet, sucht er in erster Linie die Möglichkeit, sich selbst zu entfalten, in Betätigung seiner Anlagen und Kräfte sein Ich zu genießen und sich hier vom Rhythmus des großen Lebens tragen und wiegen zu lassen, da er sich als der Bürgerliche des achtzehnten Jahrhunderts von der Weltbühne ausgeschlossen fand. Er sucht auf dem Theater, ohne es zu wissen, nicht die Kunst, sondern das Leben; hier kann er sich als Mensch und seinem Publikum gegenüber als Führer fühlen. Dem späteren Goethe aber — nach seiner italienischen Reise — waren die Augen aufgegangen über das Unwahre, das in dieser Verquickung von Kunst und Leben liegt. Er konnte sich jetzt nicht mehr im unklaren darüber sein, daß der Wilhelm Meister seines Entwurfs nicht nur kein Genie, sondern überhaupt kein Künstler ist, vielmehr ein Dilettant, ein Dilettant des Lebens wie der Kunst, und da ihm der Dilettantismus im Leben gefährlicher erscheint als in der Kunst, so stellt sich ihm jetzt das Thema ganz von selbst: die Erziehung des genialisch ausschweifenden Jünglings zum wirklichen Leben.

„Ideal und Wirklichkeit" heißt das Thema von Wilhelm Meisters Lehrjahren, darin wissen wir uns mit Wundt einig. Aber auch „Kunst und Leben"? wir müssen es bezweifeln. Durchaus zutreffend sieht Wundt die wichtigste Veränderung in der Gesamtanlage der „Lehrjahre" — im Gegensatz zur theatralischen Sendung — darin, daß in den Lehrjahren fast von Anfang an deutlich hervortritt, wie Wilhelm Meister in der Kunst nur das Leben sucht und also zum Künstler, der alles an das eine Ziel seiner Kunst setzen muß, nicht geboren ist.

Zum tätigen Leben also wird Wilhelm Meister in seinen Lehrjahren erzogen, und dieses tätige Leben kann für **ihn** nur das praktische Leben sein, denn er ist eben in Wahrheit kein Künstlermensch. Muß aber das, was für Wilhelm Meister gilt, allgemeingültig sein? muß das **tätige** Leben überhaupt identisch sein mit dem **praktischen** Leben? und wo bleibt der Platz für die Kunst, wenn das Leben der Tat sich zur Welt der Praxis verengert? Nach Wundts Ansicht hat Goethe in den Lehrjahren diese Frage beantwortet. Er meint, Wilhelm Meister werde nur von seinem „falschen Kunststreben" geheilt, nicht aber brauche er auf die Kunst überhaupt zu verzichten, er finde sie in einem gewandelten, vertieften Sinne wieder. „Die Gestalt des Oheims" — sagt Wundt —, in dessen Sphäre der Roman so bedeutsam seinen Abschluß findet, bietet die Gewähr, daß auch das Leben der Tat von einem künstlerischen Geiste durchdrungen sein könne. Hier zuerst begegnen wir dem wirklichen Versuch, das Problem der Zeit zu lösen, wie sich das so stark hervortretende praktische Leben mit den künstlerischen Idealen, denen das Jahrhundert gehört hatte, vereinigen ließe.

Hier hätten wir also eine Art von prästabilierter Harmonie zwischen der Welt der Praxis und der Welt der Kunst. Aber war für eine Art von Harmonie! Einst war sich Goethe bewußt gewesen, daß im künstlerischen Genie ein unerschöpflicher Quell entspringt, aus dem sich der Labetrank der Kunst frei ins Leben ergießt. Jetzt will er sich mit der Welt abfinden, wenn in ihr die Kunst auch nur bei wenigen edlen Gemütern eine Heimstatt findet, in ihnen die sinnliche Welt, zur Schönheit verklärt, ihr Wesen läutert zu reiner Harmonie. Wie bescheiden ist der große Künstler geworden, wie sehr ist er jetzt schon ein Entsagender!

Aber der Passionsweg des Künstlertums hat noch weitere Stationen. Zwischen dem Abschluß von Wilhelm Meisters Lehrjahren, der in die Mitte der neunziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts fällt, und dem der Wanderjahre liegen mehr als drei Jahrzehnte; unvergeßliche Lehrjahre im politischen und nationalen Leben des deutschen Volks, aber auch Jahre, in denen die deutsche Dichtung unwiederbringliche Verluste erlitten hat. Wir können dahingestellt lassen, ob der frühe Tod Schillers eine unabwendbare Notwendigkeit war, oder ob der Dichter seiner Nation hätte erhalten werden können, wenn in Deutschland recht-

zeitig eine hilfreiche Hand eingegriffen hätte, ehe ihn die Misere des Lebens in jene tödliche Krankheit stürzte, aus der ihn ein dänischer Fürst und sein gräflicher Freund errettet haben. Als Schiller damals in heller Freude seinem treuen Freund Körner mitteilte, daß nun das erfüllt sei, wonach er sich, so lange er lebe, aufs Innigste gesehnt habe, daß er auf lange, vielleicht auf immer die pekuniären Sorgen los sei und er damit die ersehnte Unabhängigkeit des Geistes gewonnen habe, da schrieb Körner in seinem Antwortbrief: „Eine traurige Empfindung mischt sich bei mir in die Freude über Dein Glück — daß wir in einem Zeitalter und unter Menschen leben, wo eine solche Handlung angestaunt wird, die doch eigentlich so natürlich ist.“ Wenn wir heute diese Stelle lesen, dann denken wir mit Bitterkeit daran, wie Hölderlins zarte Künstlerseele und Heinrich von Kleists glühender Geist am Unverstand ihrer Zeit zugrunde gegangen sind, Kleist, von dem der jugendliche Hebbel klagt, daß ihn niemand verstanden habe, auch Goethe nicht, „was ihm Gott verzeihen möge“. — —

Aus dem Begriff der praktischen Arbeit heraus entwickelt Goethe das Weltbild seiner Wanderjahre. War schon in den Lehrjahren die Erziehung durch die Kunst abgelöst worden von der Erziehung durch das Leben zum Leben, so galt doch hier noch das Leben der Tat als schlechtthiniger Ausfluß der sittlichen Persönlichkeit, war also vor dem Ideal der Humanität gerechtfertigt. War dies aber gegenüber dem Begriff der Arbeit noch möglich, welcher das Wesen des neunzehnten Jahrhunderts — vom Abschluß der Freiheitskriege ab — bestimmen sollte? Goethe hat es versucht, aber auch Wundt, der den Versuch nicht für mißlungen hält, muß zugeben, daß das Lebenswerk des Dichters in eine Utopie ausmündet und daß ein tragischer Ton die letzten Partien der Wanderjahre durchzieht. Keiner hatte entschiedener als Goethe die Nation zu Tat und Wirken aufgerufen, sagt Wundt, „sollte er diesem Rufe untreu werden, da diese Tätigkeit sich so üppig entfaltete, daß sie alle höheren geistigen Werte zu ersticken drohte?“ Hat aber — fragen wir dem gegenüber — ein Leben, in dem die Kunst keine Heimstatt mehr findet, einen Anspruch darauf, daß ihm der Künstler „Treue“ hält? Wenn es richtig wäre, was Wundt glaubt, daß das Ringen nach wahrer Kultur, welches das achtzehnte Jahrhundert erfüllt hatte, in der Versöhnung der Individualität mit den allgemeinen Lebensmächten zum Abschluß gekommen sei, dann wäre jener tragische Zug in den Wanderjahren nicht zu verstehen. In Wahrheit aber zwingt Goethe das Ideal der Persönlichkeit, um welches das achtzehnte Jahrhundert gerungen hat, mit dem Organisationsgedanken, der dem neunzehnten seinen Stempel aufprägt, nur dadurch zum Einklang, daß er auf sie die Leibnizsche Idee der prästabilierten Harmonie anwendet. Wundt spricht dabei von einer großartigen Anwendung dieses philosophischen Gedankens; wir vermögen nicht mehr darin zu sehen, als einen frommen Wunsch, einen

Wunsch, den das neunzehnte Jahrhundert **nicht** erfüllt hat, und der als gewaltige Aufgabe von dem zwanzigsten seine Lösung verlangt.

Was Goethe zu Leibniz und seiner Idee der prästabilierten Harmonie zurückgeführt hat, war seine Typenlehre, zu der er insbesondere durch naturwissenschaftliche Betrachtungen gekommen war, der Glaube an eine gleiche allgemeine Grundstruktur für alle Erscheinungen der Natur und des sittlichen Lebens. Wenn wir diesen Glauben nicht teilen, vielmehr der Ansicht sind, daß die Grundbedingungen der in Wahrheit schöpferischen Tätigkeit durchaus verschieden sind von denen der praktischen Arbeit und ihrer Organisation, dann werden wir mit Hebbel sagen: „Es ist töricht, von dem Dichter das zu verlangen, was Gott selbst nicht darbietet, Versöhnung und Ausgleichung der Dissonanzen"; wir werden dann den gewaltigen Kulturroman, den Goethe in seiner Wilhelm Meister-Trilogie geschaffen hat, noch unbefangener zu würdigen wissen, wenn wir von ihm nicht da eine „Lösung" verlangen, wo doch das Leben dem Dichter eine solche nicht geboten hat.

Unsere Beurteilung, die im wesentlichen Punkte von der Wundts abweicht, hindert uns nicht, dem Autor den aufrichtigsten Dank für seine ausgezeichnete Leistung zu zollen. Im Gegenteil, je mehr das Werk von Wundt mit Kritik gelesen wird, desto besser wird es seinen Zweck erfüllen. Als Schiller, der erste Leser von Wilhelm Meisters Lehrjahren, nacheinander sämtliche Bücher des Romans erhalten hatte, da schrieb er an Goethe, er wolle sich nun vier Monate Zeit nehmen, um sich den Roman völlig zu eigen zu machen, von dem er dann eine Besprechung liefern wollte. Als Suchender wollte er den Spuren nachgehen, die sein großer Freund gegangen war. — Achtzig Jahre später schrieb Nietzsche in seiner flammenden Streitschrift gegen den deutschen Bildungsphilister: „Was urteilt unsere Philisterbildung über diese Suchenden? Sie nimmt sie einfach als Findende und scheint zu vergessen, daß jene selbst sich nur als Suchende fühlten. Wir haben ja unsere Kultur, heißt es dann, denn wir haben ja unsere „Klassiker", das Fundament ist nicht nur da, nein auch der Bau steht schon auf ihm gegründet — wir selbst sind dieser Bau. Dabei greift der Philister an die eigene Stirn. Um aber unsere Klassiker so falsch beurteilen und so beschimpfend ehren zu können, muß man sie gar nicht mehr kennen: und dies ist die allgemeine Tatsache. Denn sonst müßte man wissen, daß es nur Eine Art gibt, sie zu ehren, nämlich dadurch, daß man fortfährt, in ihrem Geiste und mit ihrem Mute zu suchen, und dabei nicht müde wird."

Zu dieser Art, Goethe zu ehren, ist uns das Buch von Wundt ein willkommener Führer.

Dr. Ernst Lahnstein †, Stuttgart.

Zur Analyse Richard Wagners.

Es ist ein Stück deutscher Art und Kultur, daß wir auch in kritischer Stunde fähig bleiben, das Fremde zu sehen, wo es uns zur Erleuchtung dient. Zu solcher Erleuchtung dient uns das Werk, das der Halbfranzose Henri Lichtenberger über Richard Wagner geschrieben hat.*) Er hat es vom Standpunkt eines Menschen geschrieben, der das deutsche Wesen scharfsinnig ergründet hat und in Wagner das größte Ereignis der deutschen Kunst seit Goethe erblickt.

„Richard Wagners Schöpfungen gehören nicht allein der Musikgeschichte, sondern auch der Kunst- und Kulturgeschichte Deutschlands an. Wagner hat tatsächlich eine neue Kunstform, das Musikdrama geschaffen. Er hat in kritischen Werken, die ein unschätzbares Dokument der Musikästhetik bilden, die Gesetze seines Dramas wie der Kunst im allgemeinen in abstrakten Theorien niedergelegt. Er hat endlich, wie alle großen Künstler, über das Problem vom Sinn des Daseins nachgegrübelt und uns seine Gedanken über das menschliche Schicksal bald in der symbolischen Einkleidung seiner Dramen, bald in der abstrakten Form seiner theoretischen Schriften mitgeteilt. Mit einem Worte, er ist nicht allein ein Musiker, dessen Genialität heute niemand mehr bestreitet, sondern auch ein Dramatiker, Aesthetiker und Denker". Und in all diesen Leistungen ist er epochemachend; das ist die Voraussetzung des vorliegenden Buches.

Der Verfasser besitzt alle Eigenschaften eines gewissenhaften Interpreten: Hingebung, Sachlichkeit und historische Distanz. Er bringt nur noch ein Element mit hinzu, das dem deutschen Beobachter notwendig fehlt. Es ist die Fühlung mit dem romanischen Geist. Diese Fühlung ermöglicht es ihm, die Grundzüge der in Wagner entwickelten deutschen Art schärfer und unbefangener zu sehen, als der Deutsche selbst es vermag. Auch ist seine Bildung umfassend genug, um in alle Falten des Wagnerschen Wesens nach- und mitfühlend einzudringen. Er ist ein ungewöhnlich hellsehender Kopf und frei von gelehrten Einseitigkeiten. „Es ist ein Kennzeichen der Wagnerschen Kunst, daß sie auf den ganzen Menschen wirkt. Ohne Zweifel findet der Literaturforscher in einem Wagnerschen Drama ein wohlgebautes und fesselndes Stück; der Philosoph entdeckt in ihm tiefe Gedanken und eine eigene Weltauffassung; der Musiker hört darin eine wundervolle Symphonie, der Maler sieht eine Aufeinanderfolge von malerischen Bildern. Aber alle diese Spezialisten, deren Geist infolge der abnormen Entwicklung, die diese oder jene besondere Fähigkeit bei ihnen genommen hat, sozusagen verbildet ist, werden gerade das, was den Wert und die Eigenart seiner Werke ausmacht, am ehesten verkennen; sie werden diese Dramen von ihrem engen

*) Henri Lichtenberger, Richard Wagner, der Dichter und Denker. Ein Handbuch seines Lebens und Schaffens. Autorisierte Uebersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. 2. Aufl. 1913. Verlag von Carl Reißner in Dresden. 485 S. gr 8°.

und ausschließlichen Spezialistenwinkel aus als gewöhnliche Theaterstücke, als philosophische Allegorien oder als symphonische Dichtungen betrachten und ihre organische Einheit und harmonische Schönheit nicht begreifen."

Lichtenberger sucht Wagners Werk von dem Gesichtspunkt des Seelendramas aus zu verstehen. Vortrefflich. Die Idee des Seelendramas ist in der Tat die Keimzelle des Wagnerschen Gesamtkunstwerkes und der Schlüssel zu seinen Schöpfungen und Kunstanschauungen. So unwillkürlich quillt diese Idee aus der Mitte seines Wesens hervor, daß er das Drama von vornherein nur als Seelendrama zu sehen vermag. Im schärfsten Gegensatz zum Roman, dieser äußerlichen Begebenheitsdichtung. „Das Drama", sagt er schon 1851, „geht von innen nach außen, der Roman von außen nach innen. Aus einer einfachen, allverständlichen Umgebung erhebt sich der Dramatiker zur immer reiferen Entwickelung der Individualität; aus einer vielfachen, mühsam verständlichen Umgebung sinkt der Romandichter erschöpft zur Schilderung des Individuums herab, das, an sich ärmlich, nur durch jene Umgebung individuell auszustatten war. Im Drama bereichert eine vollständig aus sich entwickelte Individualität die Umgebung; im Roman ernährt die Umgebung den Heißhunger einer leeren Individualität".

Es ist nicht nötig, die Einseitigkeiten dieses Standpunktes hier zu berichtigen. Augenscheinlich sind sie gewollt. Ein starkes Bedürfnis nach Deutlichkeit drängt seiner Natur nach zur Antithese, und antithetisch ist vieles berechtigt, was, für sich betrachtet, sehr anfechtbar sein kann. Vor allem aber: in diesen Sätzen spricht Wagners innerstes Wollen sich aus, jene Lebens- und Schaffensrichtung, aus der er mit starkem formalen Geschick seine künstlerischen Forderungen und Neuerungen abgeleitet hat.

Aus der Idee des Seelendramas wird das Ideal des Musikdramas verständlich. Nichts ruft so sehr nach Musik wie die Seele, die an den Grenzen des Wortes steht. Und Wagners Seele war reizbar genug, um stets an den Grenzen des Wortes zu stehen. Das ist der Musiker in ihm, den man zu respektieren hat. An diesem Phänomen scheitern alle Versuche, ihn zu einem nachträglichen Musiker zu machen. Er war ein geborener Musiker. Und auch ein geborener Dramatiker insofern, als er Kraft genug besaß, um seinen Gestalten seine eigene musikalische, das Wort übertönende Seele gleichsam plastisch einzuhauchen.

Der naturgemäße Gegenstand des Seelendramas ist das Menschliche in jenen einfachsten Bezügen, die sich unabhängig von Raum und Zeit, aber auch unabhängig von den Unterschieden der Bildungsgrade und Lebensklassen in allen Menschen identisch wiederholen. Es ist, um mit Wagner selbst zu sprechen, das von allem Konventionellen losgelöste Reinmenschliche. Nun ist es klar, daß dieses Ideal sich an eigentlich geschichtlichen Stoffen und Begebenheiten immer nur annäherungsweise verwirklichen läßt. Das Konkrete und Individuelle, in Wagners Sinne das Konventionelle, haftet ihnen naturgemäß immer bis zu einem gewissen Grade an. Man kann

das Historische menschlich vertiefen, wie es die großen Dichter getan haben; aber man kann das Bedingte nicht völlig von ihm trennen, ohne es selber aufzuheben. Bedingungslos erscheint der Mensch nur da, wo er selbst schon ausdrücklich aus dem Historischen herausgehoben ist, nämlich im Mythos. Im Mythos ist der Mensch ganz Mensch; seine Leiden und Leidenschaften, seine Freuden und Hochgefühle bedürfen keiner Transposition. Sein Leben ist Leben von unserm Leben, und es bedarf nur eines menschlichen Herzes, nicht einer besonderen intellektuellen Kultur, um die Urzustände des mythischen Menschen als seine eigenen Zustände zu fühlen.

Aus dieser Betrachtung ergibt sich klar der innere Zusammenhang von Seelendrama und Mythendichtung. Wagner selbst hat diesen Zusammenhang nicht nur als tatsächliche, sondern als grundsächliche Verbindung empfunden, und es ist nicht zufällig, daß seine Musikdramen, mit Ausnahme des Rienzi und der Meistersinger, ausschließlich Sagenstoffe behandeln. Als Nebenmotiv hat dabei augenscheinlich die verhältnismäßige Einfachheit dieser Stoffe mitgewirkt. Sage und Mythos sind Volksschöpfungen, und jede Volksschöpfung ist daran erkennbar, daß sie einfach und durchsichtig ist.

Die bewußte Wendung zum Seelendrama erklärt schließlich auch den ungeheuren Erfolg, den Wagners Kunst nach ihrem siegreichen Durchbruch in so überraschendem Umfange erlebt hat. Die stoffliche Anziehungskraft seiner Werke, die, wenigstens nach dem Urteil seiner Gemeinde, auf die Durchsichtigkeit der menschlichen Bezüge zurückgeht, hat nicht zuletzt der Wagnerschen Kunst zum vollen und glänzenden Siege verholfen. Fernerstehende behaupten dagegen, daß die geistreiche Anspannung aller Sinne, auch vor allem der nichtmusikalischen, ein starkes Werbemittel für Wagner geworden sei. Sie werden schwerlich ganz unrecht haben; aber die Billigkeit verlangt, in den menschlich-seelischen Faktor seiner Werke ein gleichwertiges Anziehungsmotiv anzuerkennen. Das Kunstwerk von Bayreuth ist mehr als ein Kunststück. Wie es vom inneren Menschen handelt, so wirkt es auf den inneren Menschen zurück und hört auf, bloßes Schauspiel zu sein.

Wenn die Idee des Seelendramas der Schlüssel ist, mit dem der Verfasser sich selbst und dem Leser das Verständnis Wagners erschlossen hat, so ist der Leitfaden der Darstellung der historische. Nach den vier Hauptepochen des Wagnerschen Lebens ist der abzuhandelnde Stoff in vier große Kapitel eingeteilt. Das erste schildert die Kindheit und Jugend bis zum Ende des Pariser Aufenthaltes, das zweite beschreibt die Dresdener Jahre, vom Fliegenden Holländer bis zur Revolution, das dritte behandelt die Zeit der Verbannung mit den ersten großen theoretischen Kundgebungen und den Meisterwerken vom „Ring" bis zu den Meistersingern, das vierte analysiert die Bayreuther Epoche, mit der Regenerationslehre und dem Parsifal.

Diese Anordnung ist außerordentlich glücklich. Sie gestattet dem Verfasser, an dem Leitfaden des absichtlich knapp erzählten äußeren Lebens die innere Entwicklung des Meisters in einer im besten Sinne des Wortes fließenden Darstellung zur Anschauung zu bringen. Bekanntlich ist diese Entwicklung der Gegenstand scharfer Diskussionen geworden. Zwei Anschauungen stehen sich schroff gegenüber. Die eine behauptet, eine Folge von Brüchen in Wagners Entwicklung nachweisen zu können. Man kann sie als Katastrophentheorie bezeichnen. Ihr Hauptvertreter ist H. Dinger. Nach der zweiten Anschauung ist Wagners Entwicklung ein durchaus einheitlicher, bruchloser Vorgang. Man kann diese Anschauung als die Identitätshypothese bezeichnen. Ihr Hauptvertreter ist Chamberlain.

Lichtenberger nimmt in dieser heißumstrittenen Frage einen wohlbegründeten mittleren Standpunkt ein. Chamberlain gegenüber betont er die Veränderungen, Dinger gegenüber die identischen Elemente in Wagners reich entwickelter Natur. Unzweifelhaft ist ein starker Unterschied zwischen den drei Hauptepochen des Feuerbachschen Optimismus, des Schopenhauerschen Pessimismus und der letzten Epoche des Regenerationsgedankens, der im Gegensatz zu Schopenhauer eine positive Erlösung ausspricht und den Pessimismus mit dem Optimismus versöhnt. Unzweifelhaft sind auch die Erlösungsbedingungen der Feuerbachschen Periode von denen der letzten Epoche wesentlich verschieden. Handelt es sich dort in erster Linie um eine Einrenkung der künstlich verdorbenen Menschheit, so ist hier vor allem die Erhebung des Menschen über die gedankenlose Stumpfheit seiner eingeborenen Natur als erlösende Kraft im Spiel. Dennoch bleibt ein starker Bestand identischer Ueberzeugungen zurück. Wesentlich gleichgeblieben ist Wagner sich in seiner Grundstellung zum Leben, in kritischer wie in idealistischer Hinsicht. Immer hat er dem empirischen Leben mit seinen Schatten den Krieg erklärt. Immer hat er den Egoismus als die Brunnenstube der Lebensvergiftung bezeichnet. Umgekehrt ist seine an Schopenhauer erstarkte Lebenskritik niemals ganz unbedingt gewesen, sondern immer in erster Linie auf die Fäulnisse des modernen Lebens bezogen. Weniger das Leben überhaupt, als vielmehr das moderne Leben ist der Gegenstand seiner Kritik. Die Erlösungsbedürftigkeit des modernen Menschen ist ihm nie zweifelhaft gewesen; aber ebensowenig hat er je ernsthaft an seiner Erlösungsfähigkeit gezweifelt. In seinem Leben sieht nichts nach „Bekehrung" aus. Auch nicht nach Bekehrung zur Religion. Der religiöse Instinkt war ihm eingeboren und scheint auch durch die atheistische Periode mit negativem Vorzeichen hindurch. Das, was sich stark und entscheidend verändert hat, ist nicht so sehr seine Lebensempfindung, als vielmehr der Stil und die Sprache, die Philosophie und Metaphysik, unter denen er diese Empfindung wechselnd und fortschreitend ausgesprochen hat. Daß er dabei das Bedürfnis gehabt hat, seine spätere Stilistik in die früheren Werke hineinzudeuten, ist ein Zug, den er mit vielen außerordentlichen Menschen teilt. Diese subjektiven Deutungen sind an sich gewiß

noch kein Beweis gegen die wesentliche Identität seines Lebensgefühls; aber noch weniger kann man aus ihnen die strenge Unveränderlichkeit seines Denkens ableiten wollen.

Es ist nicht möglich, den Reichtum des vorliegenden Buches hier im einzelnen auszubreiten. Nur einige Hauptpunkte seien zur genaueren Charakteristik noch kurz hervorgehoben. Ich stelle die scharfsinnigen und zutreffenden Bemerkungen über das Verhältnis der Wagnerschen Aesthetik zu seinen Kunstschöpfungen voran. Wagners Aesthetik ist aus seiner Kunst, nicht diese aus jener hervorgegangen. Auch seine motivische Musik ist nicht das Ergebnis einer abstrakten Reflexion, sondern eine Frucht der eigentümlichen Umstände, unter denen sein eigentliches musikalisches Schaffen begann. Wir wissen, und der Verfasser bemerkt es mit Recht, daß Wagners Motivkunst gleichsam aus einem Zufall erwachsen ist. Als er den Fliegenden Holländer komponierte, schuf er zuerst die große Ballade, in der Senta das Schicksal des Holländers erzählt. Bei der Fortführung der Arbeit fügte es sich dann ganz von selbst, daß überall, wo der Text und die Handlung auf ein Stück dieser Geschichte anspielen. den Komponisten die entsprechenden musikalischen Motive aus der Ballade umtönten. Die Theorie ist auch hier erst hinterher gekommen.

Recht gut und zutreffend sind auch die Bemerkungen über das Romantische in Richard Wagner. Wagner ist wirklich der Vollender der Romantik. Romantiker ist er in der Wahl seiner Stoffe. Diese sind in weitestem Umfange schon vor ihm von den Dichtern der romantischen Schule bearbeitet worden. Tieck hat Siegfrieds Jugend in Romanzen besungen und die Tannhäusersage zum Stoff einer Novelle gemacht. Ebenso hat Fouqué in einer Novelle die Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg behandelt. Novalis hat sie im „Ofterdingen" berührt. Immermann hat ein Fragment von Tristan und Isolde hinterlassen und im „Merlin" ein Stück aus der Gralssage dramatisiert. Heine hat Wagner den Stoff zum Fliegenden Holländer geliefert u. s. f.

Romantisch ist ferner die starke Entwicklung des Naturgefühls bei Wagner. In der Schilderung der elementaren Naturgewalten und des seltsamen, geheimnisvollen Lebens der Dinge, das wir ahnen, ohne es zu begreifen, hat er die romantische Schule mit glänzendem Erfolg auf die Höhe geführt. Ein hübscher Vergleich zwischen dem „Freischütz" und „Tannhäuser" stellt die erreichte Höhe klar. Das Thema ist in beiden Werken dasselbe: der Konflikt zwischen reiner Liebe und unreiner Leidenschaft. Aber während die Lösung im „Freischütz" rein äußerlich durch das Eingreifen der höllischen Mächte bewirkt wird, erfolgt sie im „Tannhäuser" innerlich, durch eine seelische Wirkung von Mensch zu Mensch. Die Ueberlegenheit Wagners ist hier klar. Sie liegt in der Wendung zum Seelendrama, das auch von dieser Seite her als seine eigentümlichste Schöpfung erscheint.

Romantisch ist endlich die Idee des Gesamtkunstwerkes, die Wagner selbst in den Mittelpunkt gestellt hat. Die Verschmelzung aller Künste zu einem einzigen Gesamtkunstwerk ist schon der Traum der ersten Romantiker gewesen, und schon im Athenäum hat Friedrich Schlegel die Theorie jener Kunst geliefert, die dann Wagner verwirklicht hat.

Die Analyse der einzelnen Werke ist warm und genau, scharfsinnig und vorwärtsführend. Die Hauptsachen sind gut herausgehoben, historisch und sachlich klargelegt, Personen und Charaktere hell aufgefaßt, problematische Punkte nicht verschwiegen. Auch ein so sprödes Kapitel wie die Regenerationslehre mit ihrem wunderlichen Gemisch von Tiefsinn und Willkür, Idealismus und Dilettantismus ist außerordentlich gut gelungen. Gute Bücher sollen Wegweiser sein, die schneller und sicherer zum Ziele führen. Das vorliegende Buch führt fast immer zum Ziel. Es ist warm, aber durchaus mit der Klarheit geschrieben, die den Nebel der Meinungen zerstreut und die Sache selbst leuchten läßt.

Die Leser dieser Zeitschrift werden es bedauern, daß der Verfasser nicht mehr die Gelegenheit gehabt hat, auf die scharfsinnigen und eindringenden Bedenken zu antworten, die der Verfasser der Jejunus-Aufsätze an dieser Seelle ausgeführt hat. Seine temperamentvolle und zugreifende Kritik des Musikdramas und der Parsifal-Psychologie gehören nach meiner Kenntnis zu dem Lehrreichsten, was in neuerer Zeit nicht nur gegen, sondern über Wagner gesagt worden ist. Vor allem bedroht er mit scharfem Geschütz die Grundposition des ganzen Buches: Wagner das größte Ereignis der deutschen Kunst seit Goethe. In seinem Sinne müßte es heißen: Goethe das größte Ereignis der deutschen Kunst trotz Wagner und der Wagnerianer, die die Kunst und den Kunstsinn verbildet haben. Wagner eher ein Symptom der Verwirrung, als ein Symbol des deutschen Geistes.

Ich meine, es muß statt dessen heißen: Wagner trotz vieler Seltsamkeiten ein einseitiger, mit Goethe nicht zu vergleichender, aber an Einfluß und durchschlagender Bedeutung ihm nächstverwandter Repräsentant des deutschen Geistes. Fragt man: was ist deutscher Geist?, so würde hier die Antwort genügen: Deutscher Geist ist der auf die tiefsinnigste und eindrucksvollste Versinnlichung des Innerlichen gerichtete Geist. Daß Wagner von diesem Geiste ergriffen war, ist gewiß. Ob er sich wohltätig in ihm entfaltet hat, ob nicht an die Stelle des Tiefsinnigen vielfach das Unverständliche und an die Stelle des Eindrucksvollen vielfach das Theatralische getreten ist, das ist eine Frage für sich, die das ganze Wagnerproblem entrollt und deren Beantwortung eine große Abhandlung, ja ein Buch erfordern würde. Der Verfasser aber wird eine dritte Auflage sicherlich nicht ausgehen lassen, ohne sich mit den Jejunus-Bedenken gründlich auseinanderzusetzen.

Berlin. Heinrich Scholz.



Kurd von Schlözer: „Römische Briefe". 1864—1869. Mit dem Bild des Verfassers nach einer Zeichnung seiner Schwägerin, Luise von Schlözer, geb. Freiin von Meyern-Hohenberg. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin, 1913.

Der Verfasser, der sich auch als Historiker einen Namen gemacht hat, war in der Bismarckschen Zeit einer der geistreichsten und gebildetsten unter den deutschen Diplomaten. Gegen das Ende der Regierung Pius IX. hin hat er als Legationsrat, der von seinen Amtsgeschäften in der Gesellschaft solcher Römer wie Liszt und Gregorovius Erholung suchte, die jetzt der Oeffentlichkeit übergebenen Briefe geschrieben. Ganz vor kurzem hat in diesen Jahrbüchern Herr Dr. Werner-Weißbach unter ästhetisch-baupolitischen Gesichtspunkten ein Bild der Stadt Rom gezeichnet, wie sie sich seit dem Sturz der weltlichen Herrschaft des Papsttums entwickelt hat. Man lernte aus dieser Studie, daß die an der Stelle der römischen Theokratie ans Ruder gekommene liberal-nationale Partei von Bauspekulanten durchsetzt ist, die sittlich nicht höher stehen, als die entthronten Pfaffen. Mancher Leser des Weißbachschen Aufsatzes, der nicht gewöhnt ist, politisch zu denken, wird vielleicht den Eindruck davongetragen haben, die staatlichen Neuerungen in der ewigen Stadt seien doch eigentlich zu bedauern; die modernen Fortschritte ließen sich nicht als vollwichtiger Ersatz ansehen für den unvergleichlichen Reiz der Schönheit, den plumpe Hände den Straßen und Plätzen am Tiber abgestreift hätten. Solche Romantiker können durch die Lektüre der Schlözerschen Briefe eines Besseren belehrt werden. Sie werden sich überzeugen, daß keine Demokratie unserer Epoche solche mares stagnantes aufzuweisen hat, wie sie um 1870 im Patrimonium Petri durch die schlechterdings nicht mehr zeitgemäße Priesterherrschaft entstanden waren. Ein Rückblick auf diese Zustände, wie man ihn dank Schlözer gewinnt, dürfte heute um so mehr Leser anziehen, als soeben durch das Konklave, das sich unter dem Donner der Kanonen des Weltkriegs vollzogen hat, ein neues Kapitel der päpstlichen Geschichte eröffnet worden ist.

Im folgenden sollen, um den Schlözerschen Briefen Freunde zu gewinnen, einige pikante Details aus ihnen wiedergegeben werden. Wir begegnen natürlich bei Schlözer auch jenen katholischen Prälaten hochadliger Herkunft, die sich durch feine Manieren, Klugheit, manchmal auch edle, milde Denkungsart und Bildung auszeichnen, aber freilich mit weltlichen Neigungen stärker behaftet sind, als es Akatholiken bei ihrer Geistlichkeit ertragen können. Besonders amüsant und daneben auch kulturgeschichtlich lehrreich ist das literarische Porträt, das unser Autor von dem Olmützer Domherrn Robert Lichnowsky gezeichnet hat, dem Bruder des 1848 ermordeten Fürsten Felix Lichnowsky. Es hat etwas von der feinen Ironie, mit der die Charakterschilderungen in Rankes „Römischen Päpsten" geschmückt sind und dazu eine gehörige Dosis von dem derberen

Humor Dickens':*) „Ich lernte ihn im vorigen Februar bei Hohenlohe**) kennen, hatte aber damals schon viel von diesem „schönen" Monsignore gehört. Denn in früheren Jahren, wo er hier ansässig war, soll er das gute Rom vollständig auf den Kopf gestellt haben; noch heute gibt es fromme Damen, die bei seiner Nennung ein Kreuz schlagen. Nun, so schlimm ist es nicht, aber ein höllischer Kerl bleibt er doch .... Brillant eigentümliche Erscheinung.... geist- und kenntnisreich, schlagfertig, vornehm, elegant, spricht alle Sprachen, liebenswürdig und zuverlässig für Freunde, nachsichtslos gegen Feinde; vorzüglicher Reiter, Fahrer, Schütze, Turner, Schwimmer. Von den Jagden in den Olmützer Forsten spricht er gern und von seiner Sicherheit im Scheibenschießen gab er uns diesen Sommer in Frascate glänzende Beweise.....

Auf seinem Arbeitstisch stand das Miniaturporträt einer bildschönen Frau, deren Augen und Gesichtszüge sofort seine Mutter erkennen lassen, Fürstin Eleonore, geborene Gräfin Zichy. Ihr heißes ungarisches Blut hat sich auf die Söhne vererbt.

Sein Vater, Fürst Eduard, Sohn des bekannten Protektors Beethovens, widmete sich mit Vorliebe historischen Studien.... Diese historische Ader bildete die Grundlage auch unserer Freundschaft. Auf den Spaziergängen, die wir fast täglich unternahmen, um womöglich alle Kirchen, Klöster und Paläste Roms gemeinschaftlich kennen zu lernen, hat mir sein reiches Wissen viel Nutzen und Genuß bereitet. Eine Kirche oder ein Kloster betrachtet man an der Hand eines so gebildeten Monsignore mit ganz anderen Augen, als wenn man die Geheimnisse der katholischen Welt mit ihrem Kirchenritus, Zeremoniell, ihrer Symbolik allein enträtseln soll. Ohne Lichnowsky wären mir auch manche Inschriften im römischen Hoflatein unverständlich geblieben. Dazu sein gründliches Verständnis für antike Marmorarten! Er hat in Olmütz 800 verschiedene Marmorgattungen, die er während seines früheren zehnjährigen Aufenthalts in Rom gesammelt hat.....

Diese Passionen Lichnowskys sind aber noch nichts gegen das eine Zauberwort Gastronomie.... Lichnowsky betreibt die Sache nicht nur mit vollem wissenschaftlichen Ernst, sondern er besitzt nebenbei auch einen formidabelen Magen und hat endlich in der Person Attilios seit fünfzehn Jahren einen Koch herangebildet, ... mit dem er ... täglich die eingehendsten Unterhaltungen führt über die Zubereitung jedes Koteletts, jeder Fischart, jedes Suppenkrauts und jeder Wurzel, welche die Ehre hat, auf seiner Tafel zu erscheinen. Am folgenden Morgen findet dann

*) Da ich diesen Namen ausspreche, so will ich die Gelegenheit ergreifen, auf die Dickens-Ausgabe von Gustav Meyrink hinzuweisen. Bei Albert Langen in München. Letzter erschienerer Band der 16te, enthaltend Oliver Twist. Noch immer eines der besten Gegengifte gegen das moderne belletristische Lesefutter.

**) Kardinal. Bruder des deutschen Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe.



.... von neuem ein Ideenaustausch über alle Einzelheiten des jüngsten Diners statt, bei dem beide sich durch Gründlichkeit, Klarheit, Unbefangenheit und Wahrheit im Urteil .... zu überbieten trachten, um so allmählich einem Ideal näher zu kommen, das bis jetzt nur wenige Sterbliche erreicht haben. Ich habe solchen kulinarischen Staatsratssitzungen manchmal beigewohnt (Attilio begleitet seinen Meister auf allen Reisen) und jedesmal gestaunt über die Fülle ihres Wissens, die Feinheit der beiderseitigen Bemerkungen, deren Theorien sich dann später in der Praxis zu so wunderbaren Erzeugnissen gestalteten.....

Und wo wurden diese Feste gefeiert? In keinem Gasthof, keinem Palazzo, keinem Hotel — in den stillen Räumen eines Klosters, in dem Convento der Padri del'Oratorio, welche den heiligen Filippo Neri, ... als ihren Stifter verehren und das zur Chiesa nuova di Sante Maria in Vallicella gehörige Kloster, das umfangreichste und prächtigste von Rom, bewohnen. In dem Oratorium hat jener heilige Filippo.... zu Ende des 16. Jahrhunderts, bald nach dem Auftreten Palestrinas, eine neue Musikschule gegründet, die mit Gesang und Instrumentalbegleitung Stücke der biblischen Geschichte.... wiedergab. Nach dem Lokal der Aufführung hießen die neuen musikalischen Werke Oratorien.

In diesem schönen Stift, in dem auch der Gelehrte Baronius, selber Oratorianer, seine Annalen der Kirchengeschichte verfaßte, bezog Lichnowsky.... eine Wohnung... Seine Fenster gingen auf den schönen Klosterhof, in dem zur Frühjahrszeit Orangenbäume balsamisch dufteten, das sanfte Plätschern der Fontänen melodisch ineinander greift. Wenn das schwere Silberservice mit dem Lichnowskyschen Wappen... auf der Tafel glänzte, daneben der edle Wein von Velletri in den Foglietten ..... funkelte und nun die Meisterwerke Attilios aufgetragen wurden, dann schienen rings die Heiligen freundlichere Gesichter aufzusetzen. . . .

Daniels.

Sebastian Sailer. Biblische und weltliche Komödien. Neu herausgegeben von Dr. Owlglaß. Albert Langen, München.

Habent sua fata libelli! Zweiundvierzig Jahre war der Ordenskapitular des Prämonstratenserordens zu Obermarchtall in Schwaben Sebastian Sailer, ein bekannter Kanzelredner und Verfasser mehrerer gelehrter lateinischer und deutscher Werke, bereits tot, als seine Komödien zum erstenmal gesammelt und gedruckt wurden. Und dieser 1819 erschienenen Ausgabe folgten durchs ganze 19. Jahrhundert andere, wenn auch meist minderwertige, bis endlich jetzt zum zweihundertsten Geburtstag des Verfassers ein großer und geschäftskluger Verlag es wagen kann, diese aus reiner Allotria, ohne jede literarische Prätention geschriebenen, für den engsten Lokalkreis bestimmten Komödien in einer schönen Gesamtausgabe auch im außerschwäbischen Sprachgebiet einzubürgern.

Wie ist diese merkwürdig wachsende Popularität zu erklären? Irre ich nicht, so entspricht die vorliegende Neuausgabe einer starken Sehnsucht unserer Zeit. Ein Geistlicher, der, statt sich in der erhabenen Pose des Richters oder in dem verbissenen Furor des Eiferers zu gefallen, Liebe und Humor genug besitzt, auch im ruppigsten Bauern und im unbändigsten Hausdrachen noch das Geschöpf Gottes zu sehen; ein Reformator des Herzens, der statt mit der abstrakten Theorie, richtig mit dem realen Detail anfängt; ein Studierter, der die Sprache des Volkes mit der Geläufigkeit und überzeugenden Schlagkraft einer Marktfrau spricht; ein Pfarrer, der seiner Gemeinde neben dem Gottesdienst willig auch die Kirmeß, neben der Erbauung auch das Lachen gönnt und, um nun schon ganze Arbeit zu machen, mitten unter seine Pfarrkinder tritt als ihr bester von Lachstürmen umdröhnter Spaßmacher, das war eine selbstverständliche Erscheinung zu einer Zeit, die noch nicht das Heilige ängstlich vor jeder Berührung mit dem Profanen bewahren zu müssen glaubte, sondern ihrer Sache so sicher war, daß sie kühn das Heilige durch Vermählung mit dem Profanen sinnenfälliger und eindrucksvoller zu machen unternahm. Heute aber sind solche Trefflichen seltener geworden, als sich die über die stetig sich ausbreitende Gleichgültigkeit der Laien billig erschreckte Kirche eingestehen möchte. Nicht minder selten aber sind die Dichter geworden, die ihr Publikum genügend kannten und — liebten, um, frohgemut auf jede literarische Pose verzichtend, die Bedürfnisse des Tages mit so guter Arbeit zu befriedigen, daß ihre Werke noch nach anderthalb Jahrhunderten frisch anmuten, als wären sie gestern entstanden; die, ohne den Dorfwinkel zum Weltbild erweitern zu wollen, ihn doch zu einem Mikrokosmus voll sprühenden Lebens abzurunden verstanden, es jedoch verschmähten, ihn, mit den bengalischen Flammen neurasthenischer Sentimentalität zu beleuchten, um einem städtischen Lesepublikum „Heimatskunst" und „Erdgeruch" vermitteln zu können; die ohne Eklektizismus alte Stoffe mit neuem Gehalte füllten, bis sie von Lebensfülle strotzten, mit urwüchsigem Humor kräftige Gestalten schufen und das Philosophieren den Gelehrten überließen. Beide Typen, den Geistlichen wie den Dichter, werden wir wiederbekommen müssen, wollen wir in dem Herzen des Volkes wieder lebendiges religiöses Empfinden und den derben aber sicheren künstlerischen Instinkt erreichen, der uns an alten Bauernarbeiten erfrischt.

Bis dahin aber werden wir wieder und wieder den Bildungspedanten, die mit ihrer unerträglichen nüchternen Aufklärung und schematischen Schulmeisterei das Volk glücklich in den charakterlosen Kino getrieben haben, das Beispiel Sailers und seiner Zeit — denn er stand mit nichten allein — entgegenhalten müssen, die da wußten, daß Kunstsinn nicht von einer erhabenen Zentralstelle für staatlich approbierte, nach den immer gleichen klassischen Mustern eklektisch orientierter Bildung ins Volk hinuntergetragen werden kann, sondern von unten her aus dem täglichen Leben des Volkes und den lebendigen Gestalten seiner Phantasie erwachsen muß. Solche echte Volks-

kunst bieten die Komödien Sailers, von denen die weltlichen einen wahren Kanon des schwäbischen Bauernlebens bilden und beispielsweise die mit Unrecht so oft gerühmten von Hans Sachs an urwüchsiger Kraft mit charakterisierender Kunst weit übertreffen. Und wer jemals erstaunt und gerührt vor der das Heilige lebendig ergreifenden und es plastisch zur atmenden Realität ausbildenden Bildkunst des Quattrocento gestanden hat, wird auch für die Kunst, die in dem grobgeschnitzten, übrigens auch dramatisch sehr bemerkenswerten Adventsspiel von den heiligen drei Königen oder den verhältnismäßig komplizierten langausgesponnenen Schaustücken von der Schöpfung oder von Lucifers Fall, offene Sinne mitbringen.

R. Schacht.

Ueberfluß. Roman von Martin Andersen Nexö. Verlag Langen, München. Preis: geh. 5 M., geb. 6 M. 467 Seiten.

Abermals gab uns der Norden — in Andersen Nexö, dem jungen Bornholmer — einen sozialen Poeten von Rang und Kraft. Die wundervoll tiefen Bornholmer Novellen, die schlichte Erzählung „Glück" und das mächtige Volksepos „Pelle, der Eroberer" haben bereits die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf das Schaffen Andersens gelenkt.

Sein neuestes Werk „Ueberfluß" ist die reichste Gabe, die wir bisher von ihm empfingen.

Karl Bauder, der einer bürgerlichen, hohlen, veräußerlichten Ehe entsprossen, selbst kränklich und allem Lebenbejahenden gegenüber zaghaft, ringt um seinen Stolz um den Glauben an das Leben. Je mehr den Helden physisch die drückende Last seines Unvermögens quält, um so freier und tiefer erfaßt er die tragischen Sinnlosigkeiten, in die er und seine Umwelt gestellt sind, und behauptet mit zäher Willensenergie das Feld.

Der Verfasser wußte mit überzeugender Stärke den Eigenton Bauders zu treffen, die scheinbaren Risse und Unebenheiten seines Charakters dem Gesamtbild des Romans ergänzend einzuformen und trotz aller kühnen Redlichkeit die notwendige Linienführung der Entwicklung zu wahren. Gleich fesselnd und ehrlich sind die feinen seelischen Analysen der übrigen Personen; die Liebesszene zwischen Karl und Else, der Tod des kraftvollen Aages, das tragikomische Leben des Kandidaten Rask, das Schicksal der Ehegatten Sörensen — die Frau verläßt ihren Mann teils unter dem Zwang krankhafter Vorstellung, teils aus allzu irdischem Verlangen, kehrt aber nach kurzer Frist erlöst und aufrecht wieder zu ihm zurück, gesundet durch die Macht und das Grauen der auf die alleinstehende Frau in der Fremde einstürmenden Gefahren. Die Menschen, die uns in dem Buche begegnen, sind nicht Verkünder und Apostel eines sittlichen Gedankens: sie sind

von vornherein so selbstverständlich sittlich, daß ihre Sittlichkeit den Unterton ihres Tuns gibt. Und dies ist das Besondere in Andersens Gestalten.

„Das Schlußsymbol wird zum gewaltigen Höhepunkt der packenden Erzählung und ist in all seiner naturalistischen Offenheit durchsonnt von echter Kunst und tiefer Wahrheit. Könnte sich der große Gedanke der Dichtung besser verkörpern, als in den letzten Worten des Endkapitels 2: Vergeudung! Hier legen wir Deine Liebe nieder! Vergeudung! Das waren deine Träume!' „Vergeudung! Alles, was du geliebt und gehaßt hast." „Vergeudung! Deine Leiden, deine Furcht, dein Grauen!" Vergeudung! Hier deine Freude an Kraft und Schönheit. Und hier deine Freundschaft, deine Ehrfurcht vor dem Leben, deine Qualen. Vergeudung — Vergeudung!

Wiesbaden. M. L.

Shakespeares Quellen, in der Originalsprache und deutsch herausgegeben im Auftrage der deutschen Shakespeare-Gesellschaft von A. Brandl. 1. Bändchen: König Lear, herausgegeben von Rudolf Fischer, Universitätsprofessor in Innsbruck. Bonn, Marcus & Weber. 1914.

Hiermit hat sich die Shakespeare-Gesellschaft auf ein seit lange von ihr angekündigtes großes Unternehmen eingeschifft, das all die vielen Shakspere-Interessenten in Deutschland, Fachmänner und Laien, mit Freude begrüßen werden. Mit Recht sagt der Generalherausgeber in seinem Geleitwort von Shakspere: „Man sieht erst, wenn man seine Abweichungen und Zutaten gegenüber dem überlieferten Stoff erwägt, was er gewollt hat"; ja, man erkennt an seinen Aenderungen erst seine Größe als dramatischer Dichter und Mensch. Das Unternehmen ist um so nützlicher, als von den beiden vorausgegangenen ähnlichen Veröffentlichungen die eine sechsbändige von dem Engländer Hazlitt unvollständig und nicht für jeden benutzbar, übrigens jetzt vergriffen ist, und die uns näher liegende von Simrock (2. Aufl. 1872) „häufig nicht die eigentlichen Quellen (Shaksperes), sondern vorausliegende oder bloß verwandte Fassungen bietet."

Es scheint ziemlich selbstverständlich, daß die eigentlichen Quellen Shaksperes in einem solchen Werke abgedruckt werden sollen. Aber dennoch ist die Forderung bei genauerem Nachdenken unerfüllbar. Wer kann denn behaupten, daß er die eigentlichen Quellen alle kennt? Unsere Quellenkunde zu Shakspere ist im Laufe der 150jährigen Forschung immer gewachsen, und wer weiß, welche neue Quellen nach fünfzig Jahren aus dem Staub alter Büchersammlungen hervorgeholt sein werden. Der Umkreis der Lektüre eines so ernsten, wissenshungrigen und genialen Dichters war naturgemäß gewaltig. Bis zu diesem Jahe 1914 hat niemand Jakobs I.

Basilikon Doron gründlich genug studiert, um es als Quelle zu Maß für Maß zu erkennen. Nach dem Erscheinen von Albrechts Buch über dieses Drama werden größere Teile aus dem 2. und 3. Buch unter den Quellen abgedruckt werden müssen.

Ferner: sind alle Forscher darüber einig, was als „eigentliche", also von Shakspere tatsächlich benutzte Quelle anzusehen sei, was nicht? — Keineswegs. Die Urteile der einzelnen Forscher darüber gehen vielfach auseinander; sie hängen von der Schärfe der Auffassungsgabe, von der Gründlichkeit des Studiums ab, die ja nicht bei allen Menschen gleich sind; und nicht jeder, der über eine Dichtung von Shakspere schreibt, kennt alle Quellen, sei es, daß er zu bequem ist, oder daß er einiger nicht habhaft werden kann (man denke an seltene Drucke oder Unika einer fremden Literatur). Eine ganz köstliche Aufklärung über die Stellung der verschiedenen Shakspere-Forscher zu den Quellen einer von ihnen behandelten Dichtung gibt Albrecht in dem genannten Buch, indem er (S. 6—31) 43 Gelehrte daraufhin prüft und sie nach ihren verschiedenen Ansichten über die eigentlichen Quellen zu Maß für Maß in 6 Gruppen teilt.

Auch über die eigentlichen Quellen von Lear herrscht keine Uebereinstimmung. Die meisten nennen Holinsheds Chronik Shaksperes Hauptquelle und schließen die älteste Darstellung der Lear-Sage in Monmouths Historia Britonum (Mitte des 12. Jahrhunders) wie selbstverständlich aus. — Warum das letztere, ist unerfindlich, da dessen sehr hübsch geschriebene und romantische Sagen noch im 16. Jahrhundert in England aufgelegt wurden und Shakspere bekanntlich Lateinisch konnte. — Andere können Holinshed als Quelle nicht anerkennen und geben die Möglichkeit der Benutzung Monmouths zu. Sie allein haben recht; bei einem Vergleiche der beiden quasihistorischen Quellen muß man zu dem Urteil kommen: Wenn eine von beiden überhaupt in Frage kommt, so kann es nur Monmouth sein. Denn Holinsheds Erzählung ist weiter nichts als eine nüchterne Verkürzung der von Monmouth und läßt eine Anzahl von wichtigen Einzelheiten, die sich bei ihm und im Lear finden, aus. Ein Zug findet sich nur bei Monmouth und in keiner der hier abgedruckten Quellen (die anderen sind mir nicht zur Hand): als Cordeilla von dem Elend ihres Vaters hört, bricht sie in Tränen aus, genau wie Shaksperes Cordelia nach der Erzählung des Ritters (IV 3).

Es wäre also falsch gewesen, wenn Brandl der einen oder der anderen Ansicht gefolgt wäre und nur eine von beiden Quellen abgedruckt hätte. **Es muß eben dem Forscher die Möglichkeit gegeben werden, selbst zu entscheiden, ob eine Schrift als Quelle in Frage kommt oder nicht.**

Wollte nun jemand aus dieser Forderung die Folgerung ziehen, daß dann alle Schriften, die den Stoff behandeln, abgedruckt werden müßten, so wäre das zu weit gegangen. Sobald keine Möglichkeit existiert, daß der Dichter eine bestimmte Schrift gelesen haben könnte, braucht diese natürlich nicht

abgedruckt zu werden. Es existiert keine Möglichkeit, daß Shakspere die altfranzösische metrische Bearbeitung der Geschichte von Monmouth, den Brut von Wace (Mitte des 12. Jahrhunderts), gelesen haben könnte, weil er zur Kenntnis dieser Sprache nicht kommen konnte; auch die Rückübertragung dieser Dichtung ins Altenglische, Layamons Brut, mußte ihm unbekannt sein. Denn wenn er auch in Chaucers Mittelenglisch so gut sich einlesen konnte, wie etwa ein Nichtgermanist in mittelhochdeutsche Poesie, so ist jene ältere Sprachstufe so außerordentlich verschieden vom Neuenglischen wie das Althochdeutsche von unserer heutigen Sprache. Es war also recht, daß in dieser Quellensammlung beide Gedichte unberücksichtigt blieben, ebenso wie die indischen Sagen, die den Lear in embryonalem Zustande bieten, das ebenfalls im Beginn des 13. Jahrhunderts verfaßte altfranzösische Epos Pereeforest, welches Warton als Shakspere bekannt voraussetzte, und das etwas spätere Chronicle of England von Gloucester.

Dagegen gehört jede Bearbeitung des Stoffes, die Shakspere erreichbar war, in die Quellensammlung; und es ist bedauerlich, daß Caxtons Chronik, die Geschichte vom Kaiser Theodosius in den Gesta Romanorum, einem damals noch beliebten Buche, das Shakspere auch im Kaufmann von Venedig benutzt hat, und Warners Albion's England, das in den ersten Jahren von Shaksperes Londoner Aufenthalt erschien, übersehen worden sind.

Der Herausgeber will auf Einleitungen verzichten, und in der Tat sind sie entbehrlich, da jeder Forscher sich auf Grund der Lektüre der verschiedenen Quellen ein eigenes Urteil bilden muß über ihre Bedeutung für die betreffende Dichtung. Dagegen könnte ihm eine große Erleichterung geboten werden, wenn diejenigen Vorgänge und Reden, welche der Dichter verwandt hat, durch gesperrten oder kursiven Druck hervorgehoben würden. Der Plan dieser Veröffentlichungen ist also noch der Verbesserung fähig.

Die Uebersetzungen Rudolf Fischers sind sehr anerkennenswert; die poetischen Quellen sind in dichterisch gehobenem Stil und tadellosen Versen wiedergegeben. Nicht ganz adäquat ist die alte Lear-Tragödie stilisiert. Fischer ist nämlich ein viel bedeutenderer Dichter als der unbekannte Verfasser, und so liest sich seine Uebersetzung sehr viel angenehmer als das langweilige Original. Aber man kann doch auch nicht verlangen, daß der Uebersetzer einer so traurigen Dichtung sich genau auf den Standpunkt des Urhebers innerlich degradieren soll.

Die Ausstattung des Bandes ist einfach. Damit müssen wir zufrieden sein; denn die Mittel der Shakspere Gesellschaft sind beschränkt. Bei aller deutschen Begeisterung für den Dichter hat sich unter unseren vielen vermögenden Männern noch kein nobler Wohltäter für diese dem reinsten Idealismus hingegebene Gesellschaft gefunden. Selbst der reiche Leo, der langjährige Herausgeber des Shakspere-Jahrbuches, hat es nicht in seinem Herzen gefunden, dem Millionenvermächtnis an Berlin einige Hunderttausende früeinen viel höheren Zweck abwendig zu machen. Hermann Conrad.

Heinrich Scholz, Privatdozent an der Universität Berlin: Schleiermacher und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung, 1913. IV. 72 Seiten Groß-Oktav. Preis: 1,80 M, geb. 2,80 M. Zweite (unveränderte) Auflage 1914.

Allen denen, die als Theologen von Schleiermacher lernen, und denen, die als Menschen sich an Goethe bilden, muß die Abhandlung von Scholz willkommen sein, die — an der Hand von fleißig gesammelten und sauber geordneten Belegstellen — die beiden Männer miteinander vergleicht und voneinander unterscheidet. Dabei ist es dem Verfasser selbstverständliche Voraussetzung, daß der Dichter den Theologen an Größe weit überragt. Er nennt die Epoche deutscher Geistesgeschichte, von der er berichtet, das „Zeitalter Goethes“ und beneidet Schleiermacher um den Vorzug, daß er „mit Goethe emporwachsen durfte“.

Die Darstellung gliedert sich in zwei Teile, von denen der erste (S. 3—28) Persönliches, der zweite (S. 28—60) Sachliches behandelt. Stellennachweise und sachliche Anmerkungen bilden den Schluß.

Die persönlichen Beziehungen zwischen Schleiermacher und Goethe — so führt der Verfasser aus — waren spärlich und die gegenseitige Beurteilung war keineswegs immer günstig. Zu den „gebildeten Verächtern“ der Religion, an welche Schleiermacher seine „Reden“ richtete, rechnete er auch den Weimarer Kreis mit seiner überwiegend ästhetischen Kultur. Goethe seinerseits las die Reden mit wachsendem Unbehagen, je nachlässiger der Stil und je christlicher die Religion wurde, die sie predigten. Dieses und anderes ist Symptom für die Wesensverschiedenheit der beiden Persönlichkeiten. In Einem freilich waren sie verwandt, in dem universalen Verständnis für alles Wirkliche und in der Fähigkeit, in sich alles zu organischer Einheit zu verarbeiten. Aber das Zentrum ihres Wesens lag verschieden. Für Goethe bildete den Höhepunkt des Lebens die Kunst, in der er selber halb unbewußt genial produzierend tätig war. Sein Element war die objektive Welt, die Natur. Die Religion lag mehr an der Peripherie seines Wesens, obwohl er, wie für alles andere, so auch für sie in allen ihren Formen ein offenes Auge besaß. Dagegen war für Schleiermacher gerade die Religion der Mittelpunkt des Lebens, sein Element war die subjektive, die geistige Welt, die er als Mann der Wissenschaft mit wachem Geiste nach allen Seiten durchforschte. Auch die Kunst hatte in seinem System einen Platz, doch war er selber künstlerisch unproduktiv.

So verschieden hiernach Goethe und Schleiermacher persönlich waren, so zeigt sich auf der anderen Seite doch wieder eine nahe Verwandtschaft in den Umrissen ihrer Philosophie, in ihren Anschauungen von dem, was die Wirklichkeit ist und wozu der Mensch da ist und insbesondere, was es mit der Religion auf sich hat. Solche Verwandtschaft hat ihren Grund darin, daß beide in der gleichen philosophischen Atmosphäre lebten, in der Atmosphäre des deutschen Idealismus, der unter der mächtigen

Einwirkung Spinozas stand und in Hegel seine Vollendung gefunden hat. Sie standen damit unter der uralten Tradition monistischer und pantheistischer Denkweise. Natur und Geist, Leib und Seele sind ihnen die überall wiederkehrenden und einander notwendig korrespondierenden Seiten einer und derselben Grundbeschaffenheit aller Dinge. Das höhere Geistesleben wächst, von immanenter Zielstrebigkeit getrieben, aus der beseelten Natur hervor bis hinauf zum Menschen, ja womöglich über den Menschen hinaus. Und der Mensch — ein jeder seiner Individualität entsprechend — hat die Aufgabe, alle in ihn gelegten Kräfte zu entfalten und dadurch an der Steigerung des Geistigen im weitesten Umfang mitzuarbeiten. Dabei erscheinen Ideal und Wirklichkeit mehr in Harmonie als in Spannung miteinander, der Güte der menschlichen Natur wird vertraut, das Sittliche gilt weniger als ein Sein denn als ein Sollen. Religion, mehr aus der menschlichen Natur erwachsend als durch geschichtliche Tradition getragen, den Menschen zugleich beugend und erhebend, ist ehrfurchtsvolle Hingabe an das All-Eine, das mehr ist als Person, das nirgends unmittelbar in die Erscheinung tritt, dessen Offenbarung aber mittelbar in allen Dingen gefunden werden kann. Goethe findet den nächsten Weg zur Gottheit in der Natur, Schleiermacher im Innenleben. In dieser Differenz macht sich die verschiedene persönliche Stellung beider Männer geltend; im übrigen sind sie philosophisch durchaus von gleichem Schlage. Auch ihre Anschauung vom Christentum ist in wichtigen Punkten die gleiche: beide betonen die Selbständigkeit der christlichen Religion gegenüber aller Philosophie, beide legen mehr Wert auf fromme Gesinnung als auf Heilstatsachen der Geschichte, beide markieren den Abstand des Christentums vom Judentum, beide legen mehr Wert auf das Leben Jesu als auf seinen Tod. Aber sie gehen auseinander in der Schätzung des Erlösers. Schleiermacher legt Gewicht darauf, daß Christus sich von allen unterscheidet, Goethe stellt ihn in eine Reihe mit anderen Großen der Erde.

Dies ist es, was uns der Verfasser über Schleiermacher und Goethe zu sagen hat. Er legt ganz besonderen Nachdruck auf die Feststellung dessen, worin beide miteinander harmonieren. Dadurch will er offenbar andeuten, die Theologen könnten mit gleichem Gewinn von Goethe lernen, wie sie faktisch seit hundert Jahren mit Erfolg bei Schleiermacher in die Schule gegangen sind. Das Vorbildliche bei Goethe findet er in dem aufgeschlossenen Sinn für alles Weltliche, und er erneuert daher die auch sonst schon — und gerade im Hinblick auf Goethe — von theologischer Seite gestellte Forderung eines möglichst weltoffenen Christentums, eine Forderung, die sicherlich dem innersten Wesen unserer Religion entspricht und gegenüber gewissen weltflüchtigen Strömungen erneuert zu werden verdient. Bei aller Weltoffenheit muß freilich immer zugleich die Innerlichkeit und Weltüberlegenheit der christlich-frommen Gesinnung betont werden. Das tut der Verfasser, indem er mit der breiten Weltlichkeit Goethes die mystische Tiefe Schleiermachers zu verbinden empfiehlt. Ob auch der

pantheistische Einschlag des Goethe-Schleiermacherschen Denkens für die Theologie der Gegenwart von klassischer Bedeutung sein soll, darüber äußert sich der Verfasser nicht bestimmt, und es ist daher hier darüber nicht zu rechten. Übrigens liegt der Wert der kleinen Abhandlung gar nicht in dem theologischen Programm, das in ganz unbestimmten Umrissen am Schluß angedeutet wird, sie ist überhaupt keine spezifisch theologische Leistung. Sie ist, was sie sein will, „ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes".

Berlin. Cajus Fabricus.

G. Kutzke: Aus Luthers Heimat. Vom Erhalten und Erneuern. Mit drei Mansfelder Sagen in metrischer Bearbeitung und 84 Abbildungen nach Federzeichnungen des Verfassers. Jena, 1914. Verlag: Eugen Diederichs. Preis: brosch. 5 M., geb. 6 M. 178 S.

Selbst im stillen Stübchen kann einem beim Lesen dieses Buches überkommen, was sonst nur auf Reisen erlebt wird, daß die Oertlichkeiten, wo vor Zeiten große Persönlichkeiten gelebt und gewirkt haben, sie einem mit ihrer Zeit wieder ganz nahe rücken; bereichert fühlt man sich da durch das Zusammen von Einst und Jetzt, und doch zugleich so klein, als ein winziges Gliedchen in der Kette der Geschlechter, die, von ferner Vergangenheit gespannt, sich in nebelgraue Zukunft verliert. Nicht Wittenberg und die Wartburg sind diesmal gewählt, um das Bild des großen Reformators neu zu beleben, sondern die Stätten, die Wiege und Sterbelager sahen, wo Luther zuerst auf der Schulbank saß und wo er zuletzt auf der Kanzel stand. So fordert denn das Hauptinteresse der zweite Abschnitt des Buches heraus, der „Die Lutherstätten in Eisleben und Mansfeld" überschrieben ist und Luthers Geburtshaus und Vaterhaus, die Lutherschule in Mansfeld, sein Sterbehaus und von sonstigen Baudenkmälern insbesondere das Neustädter Kloster und die Andreaskirche mit der aus Luthers Zeit (denn S. 122 ist die Jahresangabe 1849 nur ein fataler Druckfehler, anstatt 1498!) stammenden Kanzel, schildert. Doch wird sich der Leser bald mit hineingezogen fühlen in das Interesse für alles, was sonst über die Stadt Eisleben und die Grafschaft Mansfeld in den dem Umfang nach überwiegenden Abschnitten des Buches geboten wird, das zugleich eine Anleitung sein kann zum schonenden Erhalten und sinnigen Erneuern des Alten. Möge es dazu dienen, auch anderwärts den Heimatssinn zu wecken, der durch liebevolles Versenken in ihre Eigenart und durch zarte Pflege ihrer oft unscheinbaren Kunstschätze und Bauwerke den Reiz der Heimat verdoppelt.

W. v. Christ's Geschichte der griechischen Literatur. 5. Auflage, unter Mitwirkung von O. Stählin; bearbeitet von W. Schmid. 2. Teil: Die nachklassische Periode. 2. Hälfte: von 100 bis 530 n. Chr. München, 1913. Verlag: C. H. Beck. Preis: geheftet M. 14,50, geb. M. 16,50.

Mit des zweiten Teiles zweiter Hälfte ist die Neuherausgabe der

Politische Korrespondenz.

Das „Diplomatische Jena“.

In diesen erst so sorgenschweren, nun aber hoffnungsfreudigen Tagen konnte man nicht selten das Wort hören vom „Jena der deutschen Diplomatie“. Täglich neue Kriegserklärungen — selbst von so unwahrscheinlichen Großmächten wie Montenegro und Japan —, Neutralitätserklärungen aber von so wahrscheinlichen Bundesgenossen wie Italien, alles auf die Spitze des Schwertes gestellt, nirgendwo freundschaftliche Hilfe, dies alles sieht nicht nach Ruhm aus für die Wilhelmstraße und ihre Sendlinge. Da wird denn auch gar tapfer gegen sie geschmäht und ganz besonders gegen die bisherige deutsche Botschaft in London. Im selben Atem reckt man die Faust gegen das „perfide Albion“, ohne indessen die Perfidie des einen als mildernd für die andere gelten zu lassen. „Man läßt sich eben nicht in solchem Maße düpieren!“

Wie stehen nun in Wahrheit die Dinge? Schon in Algeciras war die englische Gegnerschaft gegen uns scharf und bitter und dabei so unverhüllt, daß sie der letzte Gänsehirt in deutschen Landen zu erkennen vermochte, und diese Gegnerschaft ließ nicht nach und blieb in aller Schärfe bestehen durch all die Marokkojahre hindurch, bis endlich bei den Verhandlungen gegen Ende des Balkankrieges beide Völker, das deutsche wie das englische, des anderen Friedensliebe entdeckten und — was wir auch jetzt nicht vergessen sollten — freundschaftlich und ehrlich für den europäischen Frieden zusammenwirkten. Da schien endlich der Boden für ein besseres Verständnis auch auf anderen Gebieten bereitet, worauf Kaiser und Kanzler seit langem hingewirkt, nicht zum wenigsten durch die Entsendung des Freiherrn von Marschall nach London.

Nun erhebt sich die Frage, wäre der Krieg verhindert oder die verhängnisschwere Parteinahme Englands an ihm um ein Jota verändert worden, wenn jener unzweifelhaft Tüchtige am Leben blieb? Die Frage stellen heißt sie verneinen; auch Marschall hätte den Mord in Serajewo nicht verhindert, höchstens ihn beschleunigt. Die Annahme ist wohl begründet, daß selbst die gewissenlose Clique Hartwig und Genossen die Karte „Fürstenmord“ erst ausspielte, als alle anderen zur Inbrandsetzung Europas

von [illegible] so [illegible] [illegible], [illegible]
Unterton [illegible] Tun[illegible]. Und dies ist das [illegible]
G[illegible]

„Das [illegible] [illegible]
Erziehung und [illegible] [illegible] Th[illegible]
von edler Kunst und [illegible] [illegible] Könnte sich [illegible]
der [illegible] [illegible] in den letzten [illegible]
[illegible] Vergeudung! [illegible] mit Deine[illegible] [illegible]
Das waren deine Träume! „Vergeudung! Auch, was du [illegible]
gedacht hast!“ „Vergeudung! Deine Liebe, deine Furcht, d[illegible]
Vergeudung! oder deine Freude an Kraft und Sch[illegible]
deine Treue[illegible], deine Ehrfurcht vor dem L[illegible], [illegible]
[illegible] — Vergeudung!“

[illegible]

Shakespeares Quellen, in der Originalsprache und Deutsch herausgegeben im Auftrage der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft von A. Brandl. 1. Bändchen: König Lear, herausgegeben von Rudolf Fischer, Universitätsprofessor in Innsbruck. [illegible] & Weber. 1914.

Hiermit hat sich die Shakespeare-Gesellschaft auf ein seit lange[illegible] angekündigtes großes Unternehmen eingelassen, das all die vielen Shakespeare-Interessenten in Deutschland, Fachmänner und Laien, mit Freude b[illegible] werden. Mit Recht sagt der Generalherausgeber in seinem [illegible] Shakspere: „Man sieht erst, wenn man seine [illegible] und [illegible] gegenüber dem überlieferten Stoff erwägt, was er geschaffen hat [illegible] erkennt an seinen Abänderungen erst seine Größe als Dramatiker [illegible] und Künstler. Das Unternehmen ist um so nützlicher, als von den [illegible] vorausgegangenen ähnlichen Veröffentlichungen die eine [illegible] dem Engländer Hazlitt unvollständig und nicht für jeden [illegible] jetzt vergriffen ist, und die uns [illegible] von Simrock [illegible] 1872 „[illegible] nicht die eigentlichen Quellen Shakspeares [illegible] [illegible] oder [illegible] verwandte Romanzen [illegible].“

Es [illegible], daß die eigentl[illegible] Shakespeares in einem [illegible] Bändchen abgedruckt werden [illegible] ist die [illegible] bei genauerem [illegible] unerläßlich [illegible], daß [illegible] die eigentlichen Quellen alle kennt? [illegible] zu Shakespeare ist im Laufe der [illegible] Forschung [illegible] und [illegible], welche neue Quellen nicht [illegible] dem Stoff alter [illegible] [illegible] der [illegible] und [illegible] 1914 hat [illegible].

Basilikon Doron gründlich genug studiert, um es als Quelle zu Maß für Maß zu erkennen. Nach dem Erscheinen von Albrechts Buch über dieses Drama werden größere Teile aus dem 2. und 3. Buch unter den Quellen abgedruckt werden müssen.

Ferner: sind alle Forscher darüber einig, was als „eigentliche", also von Shakspere tatsächlich benutzte Quelle anzusehen sei, was nicht? — Keineswegs. Die Urteile der einzelnen Forscher darüber gehen vielfach auseinander; sie hängen von der Schärfe der Auffassungsgabe, von der Gründlichkeit des Studiums ab, die ja nicht bei allen Menschen gleich sind; und nicht jeder, der über eine Dichtung von Shakspere schreibt, kennt alle Quellen, sei es, daß er zu bequem ist, oder daß er einiger nicht habhaft werden kann (man denke an seltene Drucke oder Unika einer fremden Literatur). Eine ganz köstliche Aufklärung über die Stellung der verschiedenen Shakspere-Forscher zu den Quellen einer von ihnen behandelten Dichtung gibt Albrecht in dem genannten Buch, indem er (S. 6—31) 43 Gelehrte daraufhin prüft und sie nach ihren verschiedenen Ansichten über die eigentlichen Quellen zu Maß für Maß in 6 Gruppen teilt.

Auch über die eigentlichen Quellen von Lear herrscht keine Uebereinstimmung. Die meisten nennen Holinsheds Chronik Shaksperes Hauptquelle und schließen die älteste Darstellung der Lear-Sage in Monmouths Historia Britonum (Mitte des 12. Jahrhunders) wie selbstverständlich aus. — Warum das letztere, ist unerfindlich, da dessen sehr hübsch geschriebene und romantische Sagen noch im 16. Jahrhundert in England aufgelegt wurden und Shakspere bekanntlich Lateinisch konnte. — Andere können Holinshed als Quelle nicht anerkennen und geben die Möglichkeit der Benutzung Monmouths zu. Sie allein haben recht; bei einem Vergleiche der beiden quasihistorischen Quellen muß man zu dem Urteil kommen: Wenn eine von beiden überhaupt in Frage kommt, so kann es nur Monmouth sein. Denn Holinsheds Erzählung ist weiter nichts als eine nüchterne Verkürzung der von Monmouth und läßt eine Anzahl von wichtigen Einzelheiten, die sich bei ihm und im Lear finden, aus. Ein Zug findet sich nur bei Monmouth und in keiner der hier abgedruckten Quellen (die anderen sind mir nicht zur Hand): als Cordeilla von dem Elend ihres Vaters hört, bricht sie in Tränen aus, genau wie Shaksperes Cordelia nach der Erzählung des Ritters (IV 3).

Es wäre also falsch gewesen, wenn Brandl der einen oder der anderen Ansicht gefolgt wäre und nur eine von beiden Quellen abgedruckt hätte. **Es muß eben dem Forscher die Möglichkeit gegeben werden, selbst zu entscheiden, ob eine Schrift als Quelle in Frage kommt oder nicht.**

Wollte nun jemand aus dieser Forderung die Folgerung ziehen, daß dann alle Schriften, die den Stoff behandeln, abgedruckt werden müßten, so wäre das zu weit gegangen. Sobald keine Möglichkeit existiert, daß der Dichter eine bestimmte Schrift gelesen haben könnte, braucht diese natürlich nicht

ausgeheckten Pläne versagt hatten und als sie in immer bangere Sorge gerieten, die englischen Felle schwämmen ihnen noch davon. Der Dreiverband, jene höchst künstliche Schöpfung Iswolskis und Sir Arthur Nicolsons, hatte den Wonnemond längst hinter sich, und während des Balkankrieges war es nicht selten zu häuslichem Zwiste gekommen. Wie in der Ehe entsteht auch im Leben der Völker der Zwist zumeist durch Eifersucht, wenn einer der Partner mit einem Dritten Extratouren tanzt. Die Extratouren Britanniens mit dem Deutschen Reiche wurden aber seit 1912 allgemach bedrohlich. In Berlin und ganz besonders an der deutschen Botschaft in London wurde an der Verständigung beider Völker unermüdlich und auch mit unzweifelhaftem Geschick gearbeitet. So war ganz neuerdings noch in zähem Bemühen jenes alte Verkehrshindernis zwischen ihnen, die Bagdadbahn, geebnet worden, allem nach zu beiderseitiger Befriedigung.

Nicolson mit seinem deutschfeindlichen Anhang im Foreign Office mochte schäumen, daß er solches nicht zu hindern vermocht, für Iswolski aber und Hartwig war die Nachricht hiervon ein Schreckschuß und dringendes Warnungssignal. Nun mußte eilends etwas Wirksames geschehen, sonst ging die anglo-russische Vernunftehe mitsamt den Beziehungen zum französischen Kebsweibe in die Brüche und jene Großen hatten umsonst gelebt!

Die politische Orgel des Dreiverbands hat viele Register, und besonders die unterirdischen werden virtuos gespielt. Hierfür sind die Russen die richtigen Organisten. So spielten sie denn ihr Spiel, es ist nicht allzu schwer: Im Südosten leben halbwilde Serben; deren Seelen sind in eigentümlicher Mischung lüstern nach Gold und Märtyrerkronen. Man drückte ihnen den Rubel in die linke, die Mordpistole in die rechte Hand, und die Sache konnte selbst dann nicht fehlgehen, wenn das Attentat mißglückte. Denn den Strafprozeß mit dem für Serbien gravierenden Ergebnis, den hatte man sicher; dann mußte der Stein endlich ins Rollen kommen, und der von Eduards VII. Zeiten her noch mit Germanophobie durchsättigte Sir Edward Grey, der würde dann wohl noch mitgehen. Das russische Risiko war dabei gering; schlimmstenfalls ließ man Serbien durch Oesterreich-Ungarn „bestrafen".

Als Sir Edward Grey die Nachricht vom Morde in Serajewo erfuhr, entrüstete er sich gewiß, maßvoll und kühl, wie es einem Vollblutbriten gegenüber den minderwertigsten unter all diesen „Kontinentalen" so wohl ansteht. Sir Edward Grey: beileibe kein Dummkopf, aber sicherlich kein Machiavelli; nicht minder und nicht mehr als ein einseitiger Brite, d. h. ein Mann voll insularer Ueberhebung, voll auch der etwas altmodischen, epheuberankten Weltanschauung, die Oxford vermittelt, einer Weltanschauung, die menschliche Größe nur in altklassischer und in britischer Stilisierung zu erkennen vermag; fremd deshalb und ablehnend gegen die spezifisch preußischen Formen von Charaktergröße; in dieser Richtung zwar

nicht ganz und gar ungelehrig, aber nur ungern bekehrt und leicht wieder rückfällig.

Solch' typischem Britentum gegenüber war für uns zweierlei Diplomatie möglich, entweder die pessimistische wachsamsten Mißtrauens, die dann ihrer Natur nach auf jedes Sympathisieren und Verstehen von vornherein verzichtet, oder aber eine optimistische, die mit dem Gegenpart Vertrauen auszutauschen und ihm Auge in Auge nahe zu kommen sucht. So ist es zwischen einzelnen Menschen, so bei den Beziehungen der Völker, die eben auch nicht anders als von Mensch zu Mensch gepflegt werden können. Die beschriebenen Hauptgattungen diplomatischen Verhaltens fordern entgegengesetzte Charakterdispositionen, und so bedarf es wohl auch verschieden gearteter Männer, je nachdem Vertrauen oder sein Gegenteil die politische Hauptaufgabe bildet.

Die markanteren unter den diplomatischen Persönlichkeiten unserer seitherigen Botschaft in London sind nun gewiß befähigt, wenn es die Umstände fordern, auch die pessimistische Diplomatenrolle zu spielen. Ihr natürliches Empfinden neigt aber sicherlich mehr nach der entgegengesetzten Richtung, und hier lag — dem Willen derer entsprechend, die sie entsandt — in den letzten Jahren auch ihre politische Aufgabe. Ihre Rolle war, optimistisch zu wirken. Dazu muß man auch optimistisch empfinden, mithin entgegenkommend sein, Vertrauen heischend und — nach den im Balkankrieg hierbei heimgebrachten Erfolgen mit Recht — auch selber grundsätzlich zum Vertrauen geneigt. Das heißt noch lange nicht vertrauensselig. Den betreffenden deutschen Diplomaten hieße es bitter unrecht tun, traute man ihnen zu, sie wären, „von persönlichen Scheinerfolgen geblendet oder im Londoner Luxusleben erschlafft, vom perfiden Albion düpiert“ worden. Ehe man in solcher Weise Urteil spricht, muß man sich Menschen und Dinge doch etwas genauer ansehen, nicht minder, ehe man die alte Rede von der ganz besonderen Perfidie der Briten im Ernste wiederauffrischt. Unsere dünkelhaften Vettern und ihre derzeitige frivol egoistische Oberschicht zu verteidigen, ist zurzeit wahrlich keines Deutschen Aufgabe; es gibt kaum etwas Ekelerregenderes als ihren Geschäftskrieg, nichts Empörenderes als ihre Dumdumgeschosse, und keinem unserer Feinde werden wir deutsche Hiebe herzlicher gönnen, als den englischen Paradesoldaten. Dennoch wäre es nicht recht, der Beiboote zu vergessen, mit denen britische Seeleute in diesen Tagen, „ungeachtet eigener Gefahr“, unsere überlebenden Helden vom Torpedoboot V. 187 gerettet haben, und andere ähnliche Fälle. Nicht alle Briten sind perfide Krämerseelen, die stolzeren Gefühle sind ihnen nicht fremd, und bei der Mehrheit liegt — wie es ja auch sonst gelegentlich vorkommen soll — Edles neben Unedlem im Gemenge. Wer wollte deshalb unseren dortigen Vertretern einen Strick daraus drehen, daß sie an die besseren Instinkte der Briten appellierten, wer über die Wilhelmstraße aburteilen, daß sie ihnen Auftrag hierzu gab! Wir bedürfen in der Tat keines bündigeren Beweises für das Ersprießliche ihres Wirkens, als

den Mord in Serajewo, jene überstürzte Verzweiflungstat unserer einzigen wahrhaften Totfeindin — der großrussischen Kriegspartei.

Wenn nicht alles trügt, so hat sie ihren Lohn dahin. Wichtiges jedenfalls hat ihre Untat schon jetzt gezeitigt: die Zerreißung panslawistischer Traumgebilde und eine ganz erstaunliche Neubelebung des österreichisch-ungarischen Staatsgefühls; bei uns aber im Reiche einen so ungestümen Edelmut, daß wir vor seinem Wirken als einem Wunder tief ergriffen stehen. An solches haben die moskowitischen Rechenkünstler nicht gedacht, weil sie es zu begreifen ganz und gar unfähig sind. Wir aber sollten uns erinnern, daß es nicht zu allerletzt unsere Londoner Versöhnungspolitik gewesen ist, die den Mordgesellen die Waffe in die Hand drückte, die nun sich gegen sie selber kehrt. — Ein berechtigter Gedanke wird eben nicht schon dadurch falsch, daß seine Ausführung durch unvorhergesehene Begebenheiten vereitelt wird. Auch diplomatisches Wirken hat zu Zeiten seine Schicksale.

Im September 1914. Frhr. v. Herman-Reutti,
Geh. Legationsrat a. D.

Zur Genesis des Krieges.

In der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 15. Oktober ist die Regierung durch die Publikation deutscher diplomatischer Geheimberichte dem Vorwurf entgegengetreten, daß Deutschlands Diplomatie im Ausland die Wilhelmstraße über die unversöhnliche Feindschaft des Kabinetts von St. James nicht bei Zeiten genügend aufgeklärt hätte. Nach dieser Ehrenrettung für unsere Diplomaten habe ich um so bereitwilliger die obenstehende Zuschrift des Herrn Freiherrn von Herman-Reutti wiedergegeben, die über den Ursprung des Krieges so mancherlei neue und wichtige Gesichtspunkte aufstecken.

Für einen besonders beachtenswerten Gedanken in dieser Zuschrift halte ich, daß der Fürstenmord in Serajewo von der russischen Kriegspartei herbeigeführt worden sei, weil man es in Petersburg zum Weltkrieg treiben wollte, bevor in London die Neigung, sich von der Tripelentente loszulösen, noch weiter erstarkt war. Die Anstiftung zu dem Attentat auf den österreichischen Thronfolger darf sogar ohne Ungerechtigkeit direkt der russischen Diplomatie schuldgegeben werden. Es kann aus gewissen Indizien mit ziemlicher Gewißheit geschlossen werden, daß das offizielle Rußland es ist, welches mit teuflisch kaltblütiger Berechnung das Blut des Erzherzogs Franz Ferdinand vergossen hat:

Ein Blutquell rieselt nie allein
Es laufen andre Bächlein drein;
Sie wälzen sich von Ort zu Ort,
Es reißt dieser Strom die Ströme fort.

Im übrigen ist mir einigermaßen zweifelhaft, ob vor der blutigen Aktion in Serajewo sich der Abfall Englands von der Tripelentente wirklich schon in so hohem Grade vorbereitet hatte, wie Herr von Herman-Reutti meint. Zwar ging um Persiens willen, das immer mehr russischer Oberhoheit verfiel, eine starke antirussische Strömung durch das englische Volk. Auch betrieb das Kabinett von St. Petersburg allem Anschein nach wieder in der Frage der türkischen Meerengen Pläne, denen sich Downing Street nach dem Zusammenbruch der europäischen Türkei vielleicht noch entschiedener widersetzte als früher. Aber ohne Zweifel ist die Annäherung Sir Edward Greys an Deutschland, die während der Balkankrisis stattgefunden hat, auch noch auf ein anderes Motiv zurückzuführen. Die Kabinette von Berlin und Wien befanden sich zwar während der orientalischen Krisis niemals im Gegensatz zueinander, aber ihre Politik war auch nicht immer identisch, weil die Habsburgische Monarchie auf der Balkanhalbinsel gewisse Interessen hat, die nur ihr, nicht auch uns eigentümlich sind und auf die sich das Bundesverhältnis deshalb nicht direkt bezieht. Ich erinnere nur daran, daß die österreichische Regierung für das niedergeworfene Bulgarien mit der Forderung hervortrat, daß der Vertrag von Bukarest der Revision durch Europa unterworfen werden solle, während man deutscherseits diese Ansicht nicht teilte. Derartige Meinungsverschiedenheiten, wie sie auch schon 1906 auf der Konferenz von Algeciras zutage getreten waren, sind unter Verbündeten gar nicht zu vermeiden.

In London aber glaubte man geschickt zu handeln, wenn man gerade jetzt, eine partielle deutsch-englische Verständigung in die Wege leitete. Die Oesterreicher, so rechnete man an der Themse, würden dann die Empfindung haben, Deutschland sei jederzeit bereit, um seiner weltpolitischen Projekte in Vorderasien willen die österreichische Politik auf der Balkanhalbinsel im Stich zu lassen. Keinen diplomatischen Erfolg würden die englischen Staatsmänner höher geschätzt haben, als wenn es ihnen gelungen wäre, Mißtrauen zwischen den Höfen von Berlin und Wien zu säen.

Auf dieses Ziel arbeitete der britische Botschafter in Wien, Sir Maurice de Bunsen, mit allen Mitteln der Ueberredungskunst hin. Er hat das selber ziemlich unumwunden eingestanden, als er, nachdem er sein Spiel verloren hatte, von Wien abreiste. Sir Maurice setzte übrigens mit seinem Bestreben, das deutsch-österreichische Bündnis zu unterminieren, nur das Werk seines Vorgängers, Sir Fairfax Cartwright, fort, der im Sommer 1911, als sich die Agadirkrise auf ihrem Höhepunkt befand, Oesterreich-Ungarn zur Felonie gegen Deutschland aufstachelte. Seine Eigenschaft als britischer Botschafter am Wiener Hofe hinderte ihn nicht, in einem Interview mit einem österreichischen Journalisten coram publico zu sagen, Oesterreich als orientalische Macht würde in seinen wesentlichen Interessen dadurch geschädigt, daß die den deutschen Kaiser umgebende Clique Frankreich maßlos und unvernünftig in einer Oesterreich nichts angehenden Sache herausfordere.

Es ist Sir Fairfax Cartwright so wenig gelungen, die Freundschaft zwischen dem Deutschen Reich und der Oesterreich-ungarischen Monarchie zu untergraben, daß man in allen deutschsprechenden Landen seinen vor ein paar Jahren soviel genannten Namen heute schon vollkommen vergessen hat. Er mußte seinen Posten in Wien unverrichteter Sache verlassen und Sir Maurice de Bunsen Platz machen, der dann eine andere Nummer desselben Fadens spann. Das deutsch-österreichische Bündnis aber hat Bunsen so wenig erschüttern können wie Cartwright. Trotzdem hatten die Engländer noch immer Gründe genug, mit Deutschland im Orient soweit wie möglich Hand in Hand zu gehen. Ein großer Teil der öffentlichen Meinung Großbritanniens widerstrebte der persischen Politik Sir Edward Greys immer entschiedener, und diese Bewegung der Geister griff überall im Lande, auch unter den Anhängern des Kabinetts, um so weiter um sich, als die Regierung die Kontrolle über die persischen Petroleumquellen erwarb, eine Transaktion, als deren Folge Preßorgane von der größten Bedeutung, auch liberale, den englisch-russischen Krieg prophezeiten. Allerdings machen, was man auch sagen möge, in den parlamentarisch regierten Ländern nicht die Völker die Politik, sondern die Parteiführer. Sir Edward Grey war weit entfernt, jener russophoben Strömung unter den britischen Liberalen zu folgen. Vielmehr unterhandelte er über eine maritime Kriegskonvention mit dem Zarenreich. Die Spitze dieser Verhandlungen, die u. a. auch eine Landung in Pommern ins Auge faßten, war gegen dieselbe Macht gerichtet, mit der in Frieden leben zu wollen England durch die Transaktion über die Bagdadbahn anscheinend den festen Willen bekundet hatte.

Dieser scheinbare Widerspruch löst sich leicht auf. Das Kabinett von St. James wußte damals selber noch nicht, ob der russische oder der deutsche Rivale demnächst sein Hauptfeind sein würde, ebensowenig wie wir alle in der ersten Hälfte dieses Jahres ahnten, was in der zweiten dem Weltteil bevorstand. So ist die russich-englische Flottenkonvention denn auch nicht zum Abschluß gekommen.

In einem vorzüglichen Vortrage, den **Karl Rathgen** gehalten hat,*) stellt er die Frage: „War die furchtbare Tragik dieses Weltkonflikts wirklich unabwendbar?“ Professor Rathgen trägt kein Bedenken, diese Frage unbedingt zu bejahen. Nicht das Verbrechen von Serajewo sei die Ursache dieses Krieges, sondern es handle sich: „um den Zusammenprall großer nationaler Strömungen, die schließlich nicht mehr aufzuhalten waren, die, wenn nicht in diesem, im nächsten, im übernächsten Jahre ihr Werk der Zerstörung begonnen hätten.“ Mit diesem Satze stellt sich Professor Rathgen in Widerspruch zu dem Herrn Verfasser der Zuschrift, die wir oben abgedruckt haben. So hoch ich den Rathgenschen Vortrag auch

*) Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren. I. Karl Rathgen: „Deutschland, die Weltmächte und der Krieg.“ 18. September 1914. Hamburg. L. Friederichsen & Co.

sonst schätze, glaube ich nicht, daß er in jenem Punkte das Richtige trifft. Es scheint mir vielmehr bei dem Hamburger Professor ein Schluß Post hoc ergo propter hoc vorzuliegen. Er sagt, seit dem englisch-französischen Abkommen von 1904 hätten wir dauernd am Rande des Weltkonflikts gestanden; 1905, 1908, 1911 habe er kaum noch vermeidbar geschienen. Das ist richtig, aber Rathgen übersieht, daß schon vorher fast immer die Gefahr des universalen Krieges über dem Weltteil geschwebt hat, während der wirkliche Eintritt einer derartigen Feuersbrunst seit Generationen nicht erlebt worden ist. Der Burenkrieg (1899 bis 1902) erzeugte zwischen England und Deutschland eine solche Spannung, daß man britischerseits an der Küste Irlands ein fliegendes Geschwader zusammenzog; zu der maritimen Todfeindschaft der beiden Mächte ist damals der Grund gelegt worden. Unmittelbar vor dem Burenkrieg hatten wir den englisch-französischen Konflikt von Faschoda, der den zweihundertjährigen unaufhörlichen Widerstreit der Westmächte noch einmal, wie vorher schon so oft, zu einem allgemeinen Kriege zu steigern drohte (1898). Hinzu kam der spanisch-amerikanische Krieg, der gleichfalls die Möglichkeit eines Weltbrandes in sich trug, indem die Engländer damals auf das richtige, die Deutschen auf das falsche Pferd wetteten.

Ich übergehe den chinesisch-japanischen Krieg von 1894, aber übersehen dürfen wir doch wahrhaftig nicht, daß der Anschluß Deutschlands an die russisch-französische Kombination, die Japan zu dem mageren Frieden von Schimonoseki zwang, noch heute, nach zwanzig Jahren, zur Herbeiführung des Angriffskrieges der rachsüchtigen Japaner gegen Deutschland beigetragen hat. Perioden einer wirklichen internationalen Entspannung sind eben selten und von kurzer Dauer, wenn auch die arbeitende und genießende Menschheit nicht weiß, nicht wissen will und nicht wissen darf, daß sich jeden Augenblick unter ihren Füßen ein Abgrund auftun kann. Unmittelbar vor den gefährlichen Verwickelungen in der neuen Welt und Ostasien, von denen eben gesprochen worden ist, sehen wir 1893 die Verbrüderung Rußlands und Frankreichs vermittelst des Flottenbesuchs zu Toulon, eine Wendung in der Lage Europas, die in England Ministersturz und gewaltige maritime Rüstungen hervorrief, weil man jenseits der Nordsee einen Krieg mit dem russich-französischen Bund wegen des Morgenlandes befürchtete. Damals unterschied sich die Gruppierung der Mächte von der heutigen noch so radikal, daß niemand in Deutschland und Oesterreich eine andere Möglichkeit vor Augen sah, als sich bei dem anscheinend unvermeidlichen Krieg Großbritanniens mit Rußland und Frankreich auf die britische Seite zu stellen. Als einen wichtigen Faktor des eigenen militärischen Erfolges sah man damals in Berlin an, daß die Allianz Deutschlands mit dem seebeherrschenden England es Russen und Franzosen im Kriegsfall fast unmöglich machen würde, untereinander Mitteilungen auszutauschen.

So ändern sich die Zeiten! Aber immer gleich bleibt sich die

Kriegsgefahr. Wir standen beim Jahre 1893 und brauchen nur daran zu erinnern, daß 1889 Boulanger noch im Amte war, 1885 Gladstone vom englischen Parlament Kriegskredite wegen der Pendschah-Affäre verlangte, und zur Charakteristik der vorhergehenden Jahre den Namen Skobelew zu nennen, um zu beweisen, daß nicht etwa erst seit dem englisch-französischen Abkommen von 1904, sondern schon seit dem Berliner Kongreß von 1878 der Weltkrieg jeden Tag, jede Stunde heraufziehen konnte.

Die unermeßliche Tragweite des Attentats von Serajewo erhellt am besten daraus, daß verbürgten Nachrichten zufolge Kaiser Nikolaus bei der Uebernahme der Kommandogewalt in Stambul durch General Liman von Sanders geäußert hat, jetzt beabsichtige er noch nicht, den Degen zu ziehen; im Jahre 1917 werde Rußland bereit sein; dann solle losgeschlagen werden. Nun gibt es aber keine vollkommene Bereitschaft der Heere und Flotten; irgendwelche Lücken weisen die Rüstungen immer noch auf; besonders weit werden diese immer in einem Staate wie dem moskowitischen klaffen. Aber auch hiervon abgesehen, muß bezweifelt werden, ob der Zar den Wechsel, den er den Drängern in seiner Umgebung auf das Jahr 1917 ausstellte, wirklich eingelöst haben würde. Wir haben oben gesehen, daß in dem letzten Menschenalter die Stellung der Mächte zueinander kaleidoskopisch gewechselt hat. Nicht alle diplomatischen Chassé-Croisés, die stattgefunden haben, konnten wir anführen. Bald ziehen sich in diesem Zeitalter die russischen Truppen drohend an den Grenzen Deutschlands zusammen, bald geht die russische Diplomatie mit der deutschen Hand in Hand, sei es 1895 gegen Japan oder 1885 in der Pendschehsache gegen England. In ihrem aussichtslosen Rüstungswettlauf mit dem riesenhaft starken deutschen Militärstaat würden die Russen 1917 keuchend soweit zurückgeblieben sein wie je; noch schwerer würde die schmale Brust der französischen Republik unter dem Druck der dreijährigen Dienstzeit geatmet haben. Und um die Lust und Kraft der Tripelentente zu einem Angriffskriege noch weiter zu vermindern, hätten sich ohne Zweifel durch den Gang der türkischen und persischen Angelegenheiten immer neue Mißhelligkeiten zwischen den Kabinetten von London und Petersburg erhoben. Andere Zeiten bringen andere Gedanken. Bis 1917 konnte Nikolaus noch oft auf andere Gedanken kommen, zumal an den Stufen seines Thrones Graf Witte stand, der den russischen Feldzug nach Indien mit deutscher Rückendeckung befürwortete.

Vergessen wir auch nicht, daß England, dessen auswärtiger Kurs noch unentschieden zwischen Pommern und Persien schwankte, vor einem Bürgerkriege stand. Die Truppen in Irland hatten sich schon offen gegen die Regierung aufgelehnt; ein Präzedenzfall, dessen Einwirkung auf die Eingeborenen-Armee in Indien unberechenbar erschien. Dem „Streik" des Militärs in Irland waren schon seit Jahren erfolgreiche sozialrevolutionäre Erhebungen in großer Zahl vorangegangen. Die Gewalttaten der Suffra-

getten vermehrten die auf den britischen Inseln allerorts um sich greifende Neigung zu innerpolitischen Gewaltsamkeiten, ein Phänomen, das Realität hatte, obwohl es allen herkömmlichen Glaubenssätzen von dem unerschütterlichen gesetzlichen Sinn der Bürger des englischen Rechtsstaats Hohn sprach. Kurz — nach innen wie nach außen hin war die Lage Großbritanniens 1914 weit weniger geeignet, die Nation zu einem Offensivstoß gegen Deutschland zu ermuntern als 1909, wo die Engländer wirklich Lust gehabt hatten, gegen uns loszuschlagen. Auch in jenem Jahr versuchten die Serben, nach der Annexion Bosniens an Oesterreich, die Tripelentente zum Krieg fortzureißen. Viele sehr kompetente Beurteiler unter uns glaubten damals, König Eduard VII. würde diese vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit, Rußland und Frankreich als Mauerbrecher gegen Deutschland gebrauchen zu können, schwerlich ungenützt lassen. Aber anstatt die für England wirklich sehr günstige Situation aggressiv auszunutzen, kam Eduard Anfang 1909 nach Berlin und bekundete hier seinen Willen, den Weltfrieden aufrechtzuerhalten, der dann auch nicht gestört wurde. Serbien mußte sich unterwerfen und auf bessere Zeiten lauern. Diese Politik des Königs hat manchen gutmütigen Deutschen, als Eduard im folgenden Jahre starb, zu einer durchaus unmotivierten Revision seiner Meinung über jenen Fürsten veranlaßt. Denn er blieb der bittere Feind unserer aufstrebenden Seemacht. Aber er war auch ein kluger Staatsmann und mochte sich nicht in ein Unternehmen zur Erniedrigung Deutschlands stürzen, von dem er wohl einsah, daß es nicht ganz leicht auszuführen sein würde, und das obendrein, wenn es gelang, Rußland übermächtig zu machen drohte.

Den letzten Gesichtspunkt haben die Briten, nachdem sie sich mit den Franzosen durch Cabrinowic and Prinkip, einen Setzer und einen Gymnasiasten, haben für ihre auswärtige Politik die entscheidende Direktive geben lassen, vorläufig vollkommen aus den Augen verloren. Sechs Oxforder Professoren der Geschichte haben ein Buch erscheinen lassen, in dem sie das Eintreten ihres Landes in den Krieg zu rechtfertigen versuchen.*) Diese Gelehrten geben sich als Anhänger der internationalen Schiedsgerichte und Abrüstungen. Da sie Historiker sind, mußte ihnen doch wohl bekannt sein, daß Rußland und England viele stark divergierende Interessen gehabt haben und noch haben. Das aufregende mystische Fluidum, das von Kanonenschüssen auszugehen pflegt, gehörte dazu, damit jene sechs Geschichtsforscher schreiben konnten: „Jetzt, wo Oesterreich gesucht hat, Serbien aufs Aeußerste zu erniedrigen auf die unbewiesene

*) Why we are at war. Great Britains case. By members of the Oxford Faculty of modern history. With an appendix of original documents including the authorised english translation of the White Book issued by the german government. Second impression. Oxford of the Clarendon Press. 1914. Die sechs Herren heißen Barker, Davis, Fletcher, Hassall, Wickham, Legg, Morgan.



Anklage hin . . ., es trage Mitschuld an der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Gemahlin, hat Rußland eher Krieg gewagt, als seine Schutzherrlichkeit über ein slavisches Königreich aufzugeben. Die slavischen Gefühle forderten gebieterisch, daß zugunsten Serbiens gehandelt wurde; keine Regierung konnte sich weigern, das Verlangen zu erfüllen. Der Kampfpreis Rußlands ist nicht bloß die Integrität Serbiens; es ist auch sein Prestige unter den slavischen Völkern, deren Haupt es ist . . ."

Es ist höchst merkwürdig, hier aus dem Munde von sechs Inhabern Oxforder historischer Lehrstühle die panslavistischen Tendenzen des Zarenreichs ausdrücklich anerkannt zu sehen. Und nicht zufrieden damit, sich selber soweit verirrt zu haben, verlangen die sechs gelehrten Herren auch noch von dem Berliner Kabinett, daß es in Wien Rußlands Anspruch, als Vormacht der Slavenwelt zu gelten, hätte unterstützen sollen. Nachdem sich die Regierung Deutschlands in der serbischen Sache dessen geweigert hat, muß sie nach der Oxforder Flugschrift: „wählen zwischen Unfähigkeit oder Verschuldung; der Unfähigkeit, eine offenkundige Tatsache nicht erkennen zu können oder der Verschuldung, Oesterreich eine Handlungsweise erlaubt zu haben, die Rußland zur Schilderhebung zwang."

Besser als in Oxford unbewußt könnte in der Tat auch in Berlin bewußtermaßen die Verteidigung des Verhaltens der deutschen Regierung gar nicht geführt werden! Die Oxforder Geschichtsforscher werfen der Wilhelmstraße weiter vor, daß sie ihren Mangel an Friedensliebe durch die Verwerfung des Greyschen Konferenzvorschlages bewiesen habe. Der britische Staatssekretär des Auswärtigen wollte nämlich, daß die in London akkreditierten Botschafter Deutschlands, Frankreichs und Italiens mit ihm zusammentreten sollten, um in dem Streit zwischen Oesterreich und Rußland über Serbien eine Ausgleichsformel zu finden. Daß sich Unterstaatssekretär von Jagow nicht geneigt zeigte, jene Viererkonferenz anzunehmen, überführt in den Augen der Oxforder Universitätsprofessoren die deutsche Regierung des „Verbrechens oder des Wahnsinns" (pag. 74). In Wahrheit handelte das Kabinett von Berlin ebenso klug wie ehrenhaft. Eine Konferenz würde die Beendigung des österreichisch-serbischen Konflikts auf die lange Bank geschoben haben. Die Oxforder Historiker charakterisieren selber den Geist, den eine solche Diplomatenversammlung entwickelt haben würde, am besten, indem sie als ihre Aufgabe bezeichnen die Erhaltung des europäischen Friedens: „By staving off the evil day." Das Kabinett von Wien aber konnte sich eine dilatorische Behandlung der Forderungen, die es durch das Ultimatum vom 23. Juli an Serbien gestellt hatte und die nun England vor das Forum der Mächte ziehen wollte, unmöglich gefallen lassen. Der Prozeß gegen die Fürstenmörder ist heutigen Tages noch nicht zu Ende geführt worden, die Konferenz aber würde ihr Votum verschleppt haben, bis die Aktenmasse des Serajewoer Prozesses sowie überhaupt alles Material für ihren Schiedsspruch vorlag und nötigenfalls noch länger. Es kann kein

Zweifel sein, daß inzwischen die dynastischen und imperialistischen Affekte, die zur peinlichen Ueberraschung aller Feinde Oesterreichs bei dessen Untertanen sich so feurig geregt hatten, wieder erkaltet wären:

„Wo fließet heißes Menschenblut,
Der Dunst ist allem Zauber gut!"

Von dieser psychologischen Berechnung geleitet, stellte sich das Kabinett von Wien auf den Standpunkt. der seit 1909 zwischen Oesterreich und Serbien geführte Kampf um die Macht müsse jetzt, nachdem die serbischen Herausforderungen auf ihrem Kulminationspunkt angekommen seien, definitiv zu Ende gebracht werden. Daß die sechs Oxforder ihr Buch nicht als Historiker geschrieben haben, sondern als Advokaten, geht deutlich hervor aus dem Stillschweigen, mit dem sie den serbischen Irredentismus übergehen. In dem ganzen, 206 Seiten zählenden Bande ist nur ein einziges Mal von den serbischen Bestrebungen die Rede, die südslavischen Provinzen von Oesterreich-Ungarn loszureißen, aber nicht in der eigentlichen Darstellung, sondern in den beigegebenen Beweisstücken, und zwar in dem vierten und letzten Anhang, der, als einziger Teil der deutschen Dokumente, nicht ins Englische übersetzt, sondern in der Ursprache abgedruckt ist. Auf Grund der Erzählung der Oxforder Tendenzschrift kann der englische general reader, der von der neuesten Geschichte Südosteuropas wenig weiß, sich den Zusammenhang der Begebenheiten nicht anders als so vorstellen, daß Oesterreich die kriminelle Sache in Serajewo zum Vorwand genommen hat, um seinen unberechtigten politischen Bestrebungen am Balkan nachzugehen. Noch schuldiger aber als die Habsburgische Monarchie ist Deutschland, das den verhältnismäßig schwachen österreichisch-ungarischen Staat zu seiner Offensive gegen Serbien aufgestachelt hat. Deutschland hat das österreichische Ultimatum an Serbien vom 23. Juli, das am 24. den Mächten mitgeteilt wurde, um 25. in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" publizieren lassen und so an die große Glocke gehängt. Allerdings hat Graf Pourtalès in Petersburg die Garantie Deutschlands dafür angeboten, daß Oesterreich die Integrität Serbiens respektieren würde, aber Herr Sasonow hat dagegen mit Recht eingewendet, jene Bürgschaft sei ungenügend, weil Serbien, wenn auch vielleicht nicht verkleinert, so doch zu Oesterreichs Vasallen herabgedrückt werden würde. Wenn Rußland das dulde, sei hier der Ausbruch einer Revolution gewiß.

Die Oxforder mögen recht darin haben, wenn sie diesem autoritativen Gewährsmann glauben, daß der Nationalismus im Zarenreich genügend erstarkt war, um nach dem Attentat in Bosnien nötigenfalls noch eine Revolution in „Petrograd" anzustiften. Aber ein Irrtum ist es, wenn die Verfasser der Schrift insinuieren, Wien sei durch Berlin vorwärts gedrängt worden. Hatten wir doch um der Erhaltung des europäischen Friedens willen 1912 und 1913 die Oesterreicher wiederholentlich gemahnt, sich gegenüber der dramatischen Entwicklung der orientalischen Frage zu

mäßigen und Geduld zu haben, eine Haltung, die von unseren österreichischen Bundesgenossen nicht immer gelobt worden war. Wenn wir diese damals durchaus angebrachte diplomatische Taktik in Oesterreichs Schicksalsstunde nach dem Meuchelmord an seinem Thronfolger von neuem beobachtet hätten, würden wir des britischen Beifalls sicher gewesen sein, denn diese Art von Nibelungentreue hätte Sir Maurice Bunsen ermöglicht, die Abwendung Oesterreichs von Deutschland, die vor ihm schon Sir Fairfax Cartwright herbeizuführen versucht hatte, zu vollbringen. Zum Ueberfluß citiert die Oxforder Flugschrift selber Aeußerungen von englischer diplomatischer Seite, aus denen hervorzugehen scheint, daß die deutsche Regierung noch nach dem österreichischen Ultimatum an Serbien die Bemühungen Englands unterstützt hat, die Doppelmonarchie zur Rücksichtnahme auf die russischen Empfindlichkeiten zu bewegen. Natürlich aber hat sich diese Tätigkeit der deutschen Diplomaten in dem Rahmen gehalten, den der feste Entschluß des österreichischen Bundesgenossen, jetzt die serbische Frage für immer zu lösen, ihr zog. An der Spree wird man sich um so mehr gehütet haben, bei dem Wiener Kabinett Oel ins Feuer zu gießen, als der britische Botschafter in Rom, Sir Rennell Rodd, nicht vergebens gearbeitet hatte. Nicht ohne eine gewisse Annäherung an den Standpunkt Sasonows verriet der seither verstorbene Marchese di San Giuliano einige Unzufriedenheit damit, daß Oesterreich in Petersburg nur die Integrität, nicht auch die Unabhängigkeit Serbiens zu respektieren versprach.*)

Welche Gründe geben nun die Oxforder Gelehrten an, aus denen Deutschland Oesterreich aufgehetzt haben soll? Deutschland, sagen sie, wollte den Krieg, um eine andere Verteilung der Welt herbeizuführen. Nicht etwa, daß Kaiser Wilhelm II. der Schuldige gewesen wäre! Der hat aufrichtig versucht, den europäischen Frieden zu erhalten. Er ist überhaupt ein ehrenhafter Fürst, wenn auch nicht ganz so edel wie Kaiser Nikolaus II., der die Friedensbewegung inauguriert hat und jetzt als der ritterliche Vorkämpfer für die kleinen Völkerschaften des Ostens dasteht. Noch in elfter Stunde hat das Oberhaupt des Deutschen Reichs sich bemüht, wenigstens den Krieg mit England zu vermeiden: „gegen Hindernisse, von denen unsere Landsleute nichts ahnen. Aber gewisse Anzeichen sprechen dafür, daß auf den niederen Rangstufen der deutschen Hierarchie Krieg mit England beschlossen worden war“.

In Deutschland regiert, so behaupten die sechs gelehrten Männer aus Oxford, nicht der Kaiser, sondern ein militärischer Anarchismus, der, so fügen sie drohend hinzu: „zerstört werden wird, wenn England, Frankreich und Rußland ihn zerstören können. Dafür haben Frankreich und England ihr letztes Schiff und ihren letzten Soldaten eingesetzt.“ Jener Anarchismus, der unsere militärischen Kreise durchdringen soll, ist sowohl ein poli-

---

*) „Why we are at war“ usw. S. 101. Zitate aus den Depeschen des englischen Botschafters in Rom.

tischer, gegen die eigentlichen Absichten des Monarchen gerichteter, als auch ein moralischer, dem Gewalt vor Recht geht. In beiderlei Gestalt verbreitet sich die gekennzeichnete Gesinnung vom Herrn über das ganze deutsche Volk oder erfüllt wenigstens den gesamten preußischen Staat. Ihre charakteristische literarische Gestaltung hat „die neue deutsche Theorie vom Staat" in dem Buche des Generals von Bernhardi gefunden; das ins Englische übersetzt ist. Aber Bernhardi ist doch nur Schüler, der eigentliche Urheber der Denkungsart, die die modernen Deutschen zu einer Nation unsittlicher und grausamer als die Hunnen stempelt, ist Heinrich von Treitschke. An seine „Politik" glauben Treitschkes Landsleute wie an ein Evangelium; versinnbildlichen der Bruch der Neutralität Belgiens und die rauchenden Trümmer Löwens. Die ethischen Grundsätze der Oesterreicher entsprechen denen der Deutschen; die Vergewaltigung Serbiens ist das Pendant zu dem Vorgehen gegen Belgien. Wir würden unsere Leser beleidigen, wenn wir ihrem Urteilsvermögen zu Hilfe zu kommen suchten, indem wir die Heuchelei, Ungerechtigkeit und Trivialität jener Anklagen gegen uns im einzelnen nachwiesen. Auch nach der armseligen Oxforder Rechtfertigung des britischen Angriffs auf uns hat England nichts Konkretes mit uns auszumachen, wie Oesterreich und Rußland den Streit über die Vorherrschaft in Serbien. Vielmehr führen die Engländer gegen das Deutsche Reich lediglich einen Präventivkrieg, wie ihn unser Bismarck sowohl aus Gründen der Staatsklugheit als auch der Religion zu unternehmen immer abgelehnt hat. Man befürchtete jenseits der Nordsee, daß Kaiser Wilhelm II. nach der Besiegung Frankreichs und Rußlands mit der gepanzerten Faust rechts, mit Treitschkes „Politik" in der Linken über die britischen Kolonien hergefallen wäre. Darum ist das Kabinett von St. James dem Zweibund beigesprungen.

Es ist ein durchaus richtiger Grundsatz, daß Mißtrauen zu den Pflichten eines Politikers gehört. Gerade die Engländer haben zuerst diese Maxime aufgestellt, allerdings mehr in Beziehung auf die innere als die äußere Politik. Das Prinzip gilt aber auch von der äußeren und ist hier viel mehr wert als das sentimentale Ideal der „comity between nations", das nach den Oxfordern England, wenn es siegt und dem preußischen Militarismus die internationale Abrüstung aufzwingt, zum maßgebenden Gesichtspunkt für das Verhältnis der Mächte untereinander zu erheben wissen wird. Wir haben es in Deutschland zwar nicht für berechtigt gehalten, aber doch verstanden, daß England, von Furcht vor den wachsenden inneren Kräften unseres Vaterlandes ergriffen, sich diplomatisch auf die Seite des Zweibundes schlug und ihn zur Tripelentente erweiterte. Wenn es auf die Reichsregierung und die erdrückende Mehrzahl unserer Landsleute angekommen wäre, würden Dreibund und Tripelentente noch lange haben ohne Blutvergießen nebeneinander hergehen können. Dazu wäre aber erforderlich gewesen, daß Downing Street schon seit Jahren seinen Einfluß an der Newa aufbot, um den von Belgrad her unterhaltenen latenten Kriegszustand zwischen Serbien und Oesterreich aus der

Welt zu schaffen. Das würde haben geschehen können, ohne daß die Serben den unberechtigten anti-österreichischen Ehrgeiz, der ihnen nun einmal im Blute liegt, ausdrücklich hätten zu verleugnen brauchen. Mochten sie den großserbischen Samen in eine unbestimmte Zukunft streuen! Von der gleichen ungesunden Eroberungslust wie die Serben erfüllt, haben die Rumänen zwischen 1867 und 1877 durch Agitationen in Siebenbürgen der Wiener Regierung sehr große Schwierigkeiten bereitet. Zum Krieg ist es aber doch nicht gekommen. Denn damals stand hinter dem Fürstentum Rumänien keine Großmacht, wie von 1909 bis 1914 hinter Serbien oder 1859 hinter dem Kabinett von Turin, dem Serbien als „südslavisches Piemont" nacheiferte.

Die würdigen Herren aus Oxford sind weit entfernt, zu bedauern, daß ihre Regierung die serbischen Brandfackeln, die seit Jahren den europäischen Horizont röteten, nicht rechtzeitig zu löschen versucht hat. Eher möchte sie eine leise Reue beschleichen, daß man englischerseits nicht schon vor Jahren unternommen hat, die deutsche Flotte zu zerschlagen. Aber so erklären die Sechs angesichts des englischen Präventivkriegs salbungsvoll: „Wir haben es abgelehnt, eventuelle Absichten zur Begründung eines Ultimatums zu gebrauchen."

Vor genau 60 Jahren begann Großbritannien den Krimkrieg, den letzten Waffengang, den dieses Reich mit einer Großmacht ausgefochten hat. Noch heute pflegen die Geschichtschreiber den Ausgang des Krimkrieges ziemlich unbedingt als militärischen Erfolg Englands und seiner Verbündeten gegenüber Rußland aufzufassen. Das ist aber keineswegs richtig geurteilt. Die Verbündeten haben in der Krim niemals die ganze Festung Sebastopol erobert, sondern nur die Stadt dieses Namens mitsamt den Feldbefestigungen, die Oberstleutnant Totleben im Süden Sebastopols, das hier offen war, improvisiert hatte. Von den vier Sebastopoler Forts dagegen, die, nördlich des Platzes gelegen, seine permanenten Verteidigungswerke bildeten, haben die Verbündeten nicht ein einziges zu nehmen vermocht. Die Krim ist etwas größer als Pommern, bildet also nur einen winzigen Bruchteil des Zarenreichs. Es fehlte aber viel daran, daß die Verbündeten auch nur die Krim eingenommen hätten. Vielmehr behauptete sich in der Nachbarschaft der unbezwungenen Sebastopoler Forts eine russische Armee, gegen die die Verbündeten nichts auszurichten vermochten, auch nachdem der Feldzug in der Krim fünfviertel Jahre gedauert hatte. Von der Krim befand sich nur ein Schutthaufen am Saum derselben in den Händen der Invasionsarmee.

Wenn Zar Alexander II. dennoch einen ungünstigen Frieden einging, so bewog ihn hierzu nicht die militärische, sondern die diplomatische Lage Rußlands, auf die einzugehen wir keine Veranlassung haben. Die Verbündeten hatten ihren mageren Sieg mit kolossalen Menschenopfern erkaufen müssen. Besonders groß waren die Verluste der Engländer gewesen, zu deren Ausgleichung eine Parlamentsakte den Militärbehörden hatte gestatten

müssen, Ausländer anzuwerben. Der Krimkrieg machte die Mängel der britischen Heeresverfassung und Taktik weltkundig. England errang das Uebergewicht über Rußland, soweit militärisch von einem solchen geredet werden konnte, lediglich durch die Hilfe Frankreichs und einer großen türkischen Armee, wozu als Vorläufer der heute mit einer analogen Ehre bedachte Portugiese Sarden kamen. Indische Truppen verwendete Großbritannien damals nicht. Die indische Eingeborenenarmee und die anderen Inder erfuhren infolgedessen durch Autopsie nichts von der Schwäche, die die englische Wehrverfassung in der Feuerprobe der kriegerischen Praxis an den Tag gelegt hatte. Den Nachrichtendienst für den Orient beherrschte und verwaltete England damals wie jetzt. So kam es, daß die Bewohner Indiens, solange der Krimkrieg dauerte, den wahren Verlauf der Dinge nicht durchschauten. Wie ich oben gesagt habe, sehen ja heute noch die meisten europäischen Historiker die militärische Geschichte der Jahre 1854 und 1855 nur durch einen Schleier. Der Orient dagegen ließ sich durch das glänzende Schaugepränge des Pariser Kongresses nicht blenden. Als nach dem Frieden von 1856 die Informationsquellen über die vorangegangenen Ereignisse für das Morgenland minder getrübt als vorher zu fließen begannen, erkannten die Asiaten, daß man sie durch gefälschte Berichte vom Kriegsschauplatze hintergangen hatte und daß England bei weitem nicht so mächtig war, wie es schien. Die Folge war eine ungeheure moralische Erschütterung der britischen Herrschaft am Indus und Ganges. Der uralte Haß zwischen Hindus und Mohammedanern wurde durch die Aussicht, das gemeinsame Joch abschütteln zu können, für den Augenblick besänftigt, und sowohl die heidnischen als auch die den Propheten verehrenden Seapoys, die Verächter des Schweins wie die Anbeter der Kuh erhoben sich gegen den englischen Kriegsherrn in der großen Meuterei von 1857.

An dieses Kapitel der englischen Geschichte fühlt man sich gemahnt bei der Lektüre der interessanten Broschüre des Bonner Professors Dr. C. H. Becker: „Deutschland und der Islam".*) Der Verfasser meint, daß Indien von den Aktionen des gegenwärtigen Krieges wohl erst hören werde, nachdem die Entscheidung gefallen sei. Allerdings, wenn sich der Krieg in die Länge ziehe, würden jedenfalls Nachrichten aus der Türkei nach Indien gelangen; dann könne es nicht ausbleiben, daß die Untertanen der englischen Krone sowie der Emir von Afghanistan schwierig würden und daß England in seinem asiatischen Kaiserreich alle Hände voll zu tun bekomme. Und selbst wenn die Indier erst nach dem Frieden den wirklichen Hergang der kriegerischen Begebenheiten erfahren sollten, sieht Professor Becker, zumal ja jetzt indische Truppen nach Europa versetzt worden sind, das Entstehen einer sehr schwierigen Lage in Indien für die Briten voraus. Hoffentlich schon während des Feldzuges, jedenfalls aber, wenn

*) Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin. 1914.

nach dem Frieden das Wegräumen des Schuttes von den internationalen Brandstätten sich vollzieht, wird der Zeitpunkt kommen, wo nach dem Urteil der eigenen Landsleute der Oxforder Geschichtsprofessoren von der ganzen Deduktion, die den Präventivkrieg gegen uns als vitales englisches Interesse erweisen sollte, kein Stein auf dem anderen bleiben wird, ausgenommen der erste Satz des Buchs: „We are not politicians."

Zum Schluß will ich noch einer kleinen Studie Erwähnung tun, die ein gelegentlicher Mitarbeiter von uns, Herr F. von **Wrangel**, unter dem Titel „**Warum kämpfen sie?**"*) veröffentlicht hat. Der Verfasser nennt sich einen „Rußländer", worunter er zum Unterschied von den Russen einen Angehörigen der dem Zaren untertänigen Fremdvölker versteht. Herr von Wrangel hat 40 Jahre im russischen Staatsdienst gestanden und bekennt sich als treuen Untertanen des Kaisers Nikolaus. Zugleich aber betont er seine Herkunft aus einem deutschen Geschlecht. Er will den Krieg unparteiisch betrachten und nimmt es mit diesem Bestreben sehr ernst. Aber die Aufgabe ist schwer. Die Wrangelsche Broschüre enthält Irrtümer des Urteils, gegen die um der Gerechtigkeit willen und wegen der ideellen Interessen Deutschlands und Oesterreichs energischer Protest erhoben werden muß. Daneben streut der Autor allerdings auch eine Fülle feiner und treffender Bemerkungen aus und bewährt sich in ihnen als ein Kosmopolit im wahren und edlen Sinne des Wortes. Wenn in den kämpfenden Ländern die Flugschrift des Herrn von Wrangel Beachtung findet, wird allseitig eine Erweiterung des politischen Horizontes und eine Reinigung der nationalen Leidenschaften die wohltätige Folge sein.

Daniels.

Das englische Weltreich.

Wenn, wie wir jetzt mit immer größerer Sicherheit erwarten dürfen, der Krieg günstig für uns ausgeht und wir unsere Gegner, einen wie den anderen niedergezwungen haben, so wird dennoch deren Situation bei gleicher Niederlage eine sehr verschiedene sein. Am wenigsten wird sicherlich Rußland eingebüßt haben. Es wird seine Hegemonie auf dem Balkan verlieren, vermutlich außerdem Kongreß-Polen, vielleicht auch noch sehr viel mehr, bis zur Lostrennung all' der unterworfenen „fremdstämmigen" Landschaften an seiner Westgrenze. Trotzdem wird es in seinem Wesen und seinen Tendenzen annähernd so bleiben wie es gewesen ist. Die wirtschaftlichen Folgen kann es wieder ausgleichen, indem es seine auswärtigen Anleihen, namentlich also die französischen, einfach streicht oder doch die Zinsen sehr erheblich reduziert. Die Abtretungen schaffen zwar neue Verhältnisse deren Folgen noch gar nicht zu überblicken sind, die aber

*) Zum Besten des schweizerischen Roten Kreuzes. Zürich 1914. Verlag Art. Institut Orell Füßli.



jedenfalls Rußland nicht verhindern seinen Expansionsdrang, den stärksten Trieb, der überhaupt in ihm lebt, in Asien weiter zu betätigen. Sollte sich die Abtretung gar auf Kongreß-Polen beschränken, so wäre das in mancher Beziehung eher eine Verbesserung als eine Verschlechterung für die Macht Rußlands und ist deshalb von vielen Russen direkt als wünschenswert bezeichnet worden. Die Gewichtsverteilung unter den Großmächten würde durch ein selbständiges Polen kaum wesentlich verändert werden, denn dessen Wert für uns als Pufferstaat würde durch die mannigfachen Schwierigkeiten, die uns das Verhältnis zu diesem Staat bereiten würde zwar gewiß nicht aufgehoben, aber doch wesentlich beeinträchtigt werden.

Ein viel schwereres Schicksal steht den Franzosen bevor, die doch von den drei Hauptverbündeten unzweifelhaft den moralisch am wenigsten anfechtbaren Kriegsgrund in ihrem so lange im Herzen getragen Revanche-Gedanken hatten. Obgleich wir die unvergleichlich härtesten Kämpfe mit den Franzosen hatten, ist doch der Nationalhaß des deutschen Volkes gegen diesen Feind bei weitem weniger entflammt, als gegen die anderen. Aber die politischen Folgen werden natürlich durch solche mehr oder weniger großen Antipathien zwischen den Kämpfenden nicht berührt werden. Worin nun auch die direkten Schadloshaltungen, die die Franzosen uns werden leisten müssen, bestehen werden, fast noch wichtiger ist, daß die Grundidee, die den Franzosen in diesen 44 Jahren den moralischen Halt gegeben hat, eben der Revanche-Gedanke, definitiv zerstört ist. Er ist tot und kommt nicht wieder. Die Erfahrung, die die Franzosen heute mit ihm machen, ist so furchtbar, daß keinerlei noch so leidenschaftliche Agitation ihn wieder bei den Massen wird zum Leben erwecken können. Eine stärkere Koalition, als sie diesmal gegen Deutschland zusammengebracht worden ist, gibt es nicht. Mit diesen beiden Bundesgenossen, Rußland und England, glaubten die Franzosen des Sieges unbedingt sicher zu sein; die Friedensliebe Deutschlands wurde als Schwäche ausgelegt. Aber der Sieg ist ausgeblieben, und es war der letzte Augenblick, wo er überhaupt ins Auge gefaßt werden konnte, denn der Mangel der Volksvermehrung läßt Frankreich in der Rangordnung der Mächte nur noch immer tiefer sinken. Wie auch das zukünftige europäische Staatensystem aussehen wird, die alten Revanche-Hoffnungen sind gebrochen. Was das Kaiserreich nicht vermochte, hat auch die demokratische Republick nicht vermocht — woran soll das französische Volk sich zukünftig halten? Es wird sich, um überhaupt mit Bewußtsein weiter zu bestehen, eine ganz neue Volksseele schaffen müssen. In einer wahrhaft klassischen Form hat Friedrich Naumann diesen Gedanken in dem Schriftchen „Deutschland und Frankreich*) ausgeführt und

*) In der Sammlung „Politische Flugschriften", herausgegeben von Ernst Jäckh, Deutsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. 50 Pfg.

ich rate allen unseren Lesern, sich den Genuß dieses literarischen Kunstwerkes, das zugleich echte politische Belehrung bietet, nicht entgehen zu lassen.

Nun aber England! Es scheint gerade, diesem Gegner, der doch die Hauptschuld an dem Kriege trägt, können wir am wenigsten anhaben. So war es bisher, ob es auch so bleiben wird, wird die Zeit lehren. Klar aber ist schon jetzt, und das ist das Eigentümliche, daß England den Krieg unter keinen Umständen politisch mehr gewinnen kann.

Die Möglichkeit, daß wir noch geschlagen werden, darf jetzt gleichfalls als ausgeschlossen betrachtet werden. Das Aeußerste, was selbst der größte Pessimist noch als möglich betrachten kann, wäre, daß es unseren Gegnern gelänge, einer vollständigen Niederlage zu entrinnen und die Wage noch wieder in ein gewisses Gleichgewicht zu bringen. Auch dann aber ist es mit der Weltherrschaft, wie sie England bisher hat ausüben können, zu Ende. Unzweifelhaft ist die politische und strategische Idee der Verbündeten darauf eingestellt gewesen, daß Deutschland wie Oesterreich nicht imstande sein könnten, mit ihren gesamten Volkskräften in den Krieg einzutreten. Man rechnete auf den Parteihader in Deutschland, auf die angebliche internationale, revolutionäre Partei mit ihren 4 Mill. Wählern, ebenso wie auf den Nationalitätenhader in Oesterreich-Ungarn. Wenn sich trotzdem das russische und französische Heer nicht stark genug erweisen sollte, die verbündeten Gegner niederzuzwingen, so sollte die völlige Absperrung vom Welthandel uns durch den Hunger auf die Kniee zwingen. Schon der glänzende Verlauf der Mobilmachung widerlegte die erste Voraussetzung, und auch die zweite zeigt sich mehr und mehr als unwirksam. Die englischen Staatsmänner und Zeitungen prahlen noch, daß sie den Krieg ja von Anfang an auf eine lange Dauer berechnet hätten, und haben jüngst verkündet, daß sie die Hauptmasse ihrer Truppen erst im Herbst 1915 ins Feld führen würden. Angenommen, die Franzosen hielten es solange aus, angenommen, unsere Angriffsmöglichkeiten gegen England versagten allesammt, angenommen, wir müßten wirklich einen ungünstigen Frieden schließen, so wäre die englische Weltseeherrschaft darum nicht weniger verloren. Ein amerikanischer Gelehrter, der mich jüngst besuchte, äußerte, daß dieser Krieg seine allerstärksten Nachwirkungen nicht einmal in Europa, sondern in Afrika und Asien haben werde. Deutschlands natürliches Bestreben müsse jetzt sein, ein großes koloniales Imperium zu erwerben, vermutlich in Afrika. Englands Herrschaft aber in Indien gehe zu Ende. Es sei ja möglich, meinte er, daß England mit Hilfe der indischen Truppen und der Portugiesen das Gleichgewicht der Kräfte auf französischem Boden wieder herstelle, aber was es hier gewinne, verlöre es in Indien. Die indischen Fürsten, die ihre Truppen England jetzt zur Verfügung gestellt und daraus erführen, wie sehr England ihrer bedürfe, würden in Zukunft nicht mehr mit dem Vizekönig, als dem Vertreter der übergeordneten souveränen Gewalt, verkehren wollen, sondern nur mit der englischen Krone direkt; sie

würden beanspruchen, als Gleichgestellte behandelt zu werden. Die Eindrücke, die sie mitbrächten, siegreich oder geschlagen, wie schwach die eigentliche englische Landmacht sei, würden die Autorität der englischen Regierung über die 350 Millionen Inder vollends aufheben. Sollten die Engländer die Japaner zu Hilfe rufen, so würde auch das nur ein Verzweiflungsmittel sein, das auf die Dauer das Uebel nur ärger machen würde.

Ich ergänze zunächst diese Betrachtungen eines Neutralen, der über die asiatischen Verhältnisse besonders gut unterrichtet war, durch die Wiedergabe der Warnungen eines hohen englischen Beamten in Indien, des Baronet Edmund Cox, die wir bereits im Jahre 1909 (Band 135, S. 182) aus der „Nineteenth Century" hier angeführt haben. Sie lauteten:

„Der Inder ist heute der Ansicht, daß die Tyrannei der englischen Regierung und ihrer Beamten in Indien alles übertrifft, was man je von Rußland gehört hat. Dschingiskan und Nadir-Schah waren Engel, verglichen mit den heutigen englischen Gouverneuren und Kommissaren. Die Eingeborenenpresse, die Reden der wandernden Agitatoren, die kreuz und quer durch das Land ziehen, die Flugblätter, die öffentlichen und privaten Versammlungen, die Privatkorrespondenzen, die hin und her gehen, sind alle eingestellt auf den einen Punkt, daß die britische Regierung in Indien aus Männern besteht, denen jede menschliche Empfindung, Gewissen, Ehre oder Moral völlig fremd sind, deren einziger Zweck ist, den letzten Pfennig aus dem unterdrücktesten und elendesten Volk der Welt herauszupressen. Es ist ganz gleichgültig, was die Regierung tut. Was sie auch immer tut oder unterläßt zu tun, immer sieht man dahinter das bösartigste Motiv. Die Engländer haben mit Absicht die Pest und die Cholera verbreitet, um die Bevölkerung zu vermindern, und zu dem Zweck die Brunnen vergiftet. Das Einimpfen der Pocken betreiben sie ganz öffentlich. Die Rechenpfennige an denen die Kinder in der Schule lernen, sollen einmal das Mittel werden, das ganze wirkliche Geld dem Volke zu entziehen. Gebildete und ungebildete Klassen sind einig in dieser Gesinnung, die einzige Differenzierung ist, daß die einen gemäßigt sind und die anderen radikal und der einzige Unterschied zwischen den Gemäßigten und Radikalen, daß diese verlangen, wir wollen morgen gehen und jene übermorgen" . . . . .

„Der einzige Halt für die Regierung ist und bleibt die Armee. Auch die eingeborenen Regimenter sind durchaus treu und zuverlässig. Aber werden sie es immer bleiben? Diese Soldaten gehen doch hervor aus der mit leidenschaftlicher Unzufriedenheit erfüllten Bevölkerung, und die Offiziere empfinden es als eine Unbilligkeit, daß ihre Karriere beschränkt ist und sie oft viel jüngeren englischen Offizieren unterstellt werden. Sie wissen es sehr gut, daß bei den Russen und Franzosen der mohammedanische Offizier mit den christlichen rangiert und avanciert und hochgeborene russische oder französische Offiziere unter seinem Befehl haben kann. Auch die indische Armee bleibt daher eine empfindliche und gefährliche Maschinerie, die irgend ein kleiner Fehler in der Behandlung gegen uns wenden kann".

So schrieb Sir Edmund Cox vor fünf Jahren. Wie sich Indien seitdem weiter entwickelt hat, kann man einer vortrefflichen Studie entnehmen, die der Privatdozent Prof. A. Krause kurz vor Ausbruch des Krieges im „Asiatischen Jahrbuch“ veröffentlicht hat. Er geht davon aus, daß eine Hauptstütze für die englische Herrschaft in Indien immer der Gegensatz zwischen den Hindus und den Mohammedanern gewesen sei. Durch die Zugeständnisse in der Beteiligung an der Regierung, die der liberale Lord Morley den Indern gewährte, sei in der Tat zunächst eine Beruhigung eingetreten; man habe den guten Willen Englands dankbar anerkannt, besonders bei den Mohammedanern. Aber bald brachten die auswärtigen Verhältnisse wieder einen Rückschlag. Das Bündnis Englands mit dem Todfeinde des Islam, mit Rußland, erregte die mohammedanischen Bewohner Indiens (60 Millionen) aufs äußerste. Auf den Tagungen ihrer Kongresse zu Lucknow und Agra (März und Dezember 1913) ergingen sich die Redner in heftigen Protesten gegen die auswärtige Politik Englands, die das Empfinden der mohammedanischen Untertanen verletze. Mohammedaner und Hindus begannen sich zu nähern, um über den religiösen Gegensatz hinweg eine nationale Einheit zu schaffen. Die scharfen Polizeimaßregeln des englischen Vizekönigs brachten die beiden Parteien nun immer näher zusammen. In derselben Richtung wirkten wirtschaftliche Interessen, die sich der Ausbeutung durch England entziehen wollten, und namentlich der mangelnde Schutz der Inder in Südafrika, wo die weiße Bevölkerung die Inder nicht dulden will.

Einem Privatbrief, der mir soeben aus Ostasien zugegangen ist, entnehme ich weiter, daß in Hongkong bereits ein Attentat auf den englischen Gouverneur stattgefunden habe, das verunglückte; daß man aber die dortigen indischen Truppen entwaffnet und verteilt habe; überdies arbeite man fieberhaft an der Befestigung Hongkongs aus Furcht vor einem Ueberfall der Japaner. Da die Japaner in Kiautschou mehr zu tun gefunden haben, als sie erwarteten, so mag es mit einer direkten Wendung gegen England soweit noch nicht sein. Aus politischen Gründen mag eine solche Wendung überhaupt noch nicht so nahe bevorstehen. Aber auch wenn dem so ist, so erscheint doch von neuem das verhängnisvolle Dilemma in der englischen Politik: je länger und je intimer England mit Japan zusammengeht, desto mehr bringt es sich in Zwiespalt mit seinen eigenen wichtigsten angelsächsischen Siedlungskolonien, Australien und Kanada. Heute sind die Australier, Neuseeländer, Kanadier alle noch überzeugte Söhne des Mutterlandes und unterstützen es auch in dem gegenwärtigen Kriege nach Kräften, aber ein Weltreich wie das englische, das sich über alle fünf Erdteile erstreckt, ist seiner Natur nach ein Kunstbau, in dem direkt entgegenstrebende Interessen auftauchen und sich entfalten müssen. Mit großer diplomatischer Kunst haben die englischen Staatsmänner diesen Bau bisher noch immer zusammengehalten; jedoch der jetzige Krieg treibt ihn, nachdem die Verbündeten nicht imstande gewesen sind, gleich im ersten Anlauf zu

siegen, unweigerlich auseinander, selbst dann, wenn sie einer wirklich zermalmenden Niederlage noch entgehen sollten.

Bei alledem habe ich die Schwierigkeiten in Südafrika noch nicht einmal erwähnt. Trotz einer überaus klugen Versöhnungs-Politik ist es den Engländern nicht gelungen, die Saaten des Hasses, die einst aus den blutgetränkten Feldern des Burenkrieges und den Kirchhöfen der Konzentrationslager emporkeimte, wieder auszureuten. Freilich ist es ihnen gelungen, den geschmeidigen Botha und eine erhebliche Anhängerschaft unter den Buren für die friedliche Eingliederung in das englische Weltreich zu gewinnen. Aber der Krieg mit Deutschland hat nicht nur den Unversöhnlichen wieder den Rücken gestärkt, sondern auch den besonderen in den politischen Problemen des Landes neue, kaum überwindliche Schwierigkeiten geschaffen. Der Kampf der Weißen untereinander erzeugt stets die Gefahr eines allgemeinen Aufstandes der Schwarzen, und schon aus diesem Grunde wollen viele sonst England freundlich gesinnte Buren von dem Kampf gegen Deutschland nichts wissen. Dann aber taucht auch hier die indische Frage auf; die Südafrikaner wollen so wenig wie die Australier oder Neuseeländer eine Einwanderung von Indern oder überhaupt Asiaten. Das widerspricht den Lebensinteressen sowohl der eigenen Untertanen Englands in Indien wie der Japaner. Nur ein schneller und absoluter Sieg Englands über Deutschland hätte der englischen Regierung die Autorität geben können, alle diese Divergenzen noch auf eine längere Zeit auszugleichen oder zu überwinden. Jetzt aber würde der Sieg schon zu spät kommen. Wenn ich also vor vier Wochen noch glaubte, daß England bei dem gegenwärtigen noch nicht ganz entschiedenen Stand der Dinge sich keinem Frieden beugen würde, weil ein militärisch nicht ganz ausgefochtener Krieg politisch schon seine Niederlage bedeuten würde, so kann ich, glaube ich, heute den Satz noch dahin verschärfen, daß selbst ein Sieg Englands Weltstellung nicht mehr retten könnte. Es mag sein, daß der indische Aufstand nicht mehr während des Krieges aufflammt; im Orient bewegt sich alles langsam; der große Sepoy-Aufstand, der innerlich unzweifelhaft mit dem Krimkrieg zusammenhing, kam doch erst zwei Jahre hinterher zum Ausbruch. Eine direkte Unterstützung von dieser Seite her mag uns also vielleicht nicht zuteil werden; auch von Aegypten ist etwas zu erwarten nur wenn die Türkei noch in den Krieg eintritt, was dann freilich auch wohl die indischen Mohammedaner in Bewegung bringen würde. Aber ich will alle diese zunächst liegenden Fragen in diesem Zusammenhang nicht erörtern. Was darüber zu sagen wäre, liegt wohl ohnehin auf der Hand; im Orient handelt es sich nicht mehr um Aufklärungen, sondern um Taten. Mögen diese Taten nun kommen oder nicht, was man sich klar zu machen hat, ist, daß, je länger der Krieg dauert, desto schneller für das englische Weltreich die Krisis naht. Die Vorstellung, daß eine lange Dauer des Krieges uns unbedingt schädlich, England unbedingt nützlich sei, muß in das Gegenteil verkehrt werden.

Mag der Friede bald, mag er erst nach langer Zeit geschlossen werden, der englische Weltstaat und damit die unbedingte Superiorität zur See geht auf alle Fälle in Trümmer. Ganz wie Frankreich und Rußland wird nichtsdestoweniger England immer noch eine große Macht sein und bleiben, und es würde verhängnisvoll sein, das zu verkennen.

24. 10. 14. Delbrück.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Althoff, Friedrich. Ein politischer Brief, vertraulich mitgeteilt von Marie Althoff. Eugen Diederichs, Jena 1914.
Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Herausgegeben von Edgar Jaffé. Band 38, Heft 3. J. C. B. Mohr, Tübingen 1914.
Beusch, Paul. Das Bankwesen. Staatsbürger-Bibliothek. Heft 89, Preis M. 0,50. Volksvereinsverlag, M.Gladbach 1914.
Böhlig, Lic. Hans. Aus dem Briefe Paulus nach Rom. Praktische Bibelerklärung. VI. Reihe der Religionsgeschichtlichen Volksbücher. 2. Einfache Nummern, Preis M. 0,50, geb. M. 0,80, Doppelnummer M. 1, geb. M. 1,80. Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen.
Breuer, Dr. Hans. Die Strategie Erzherzog Carl's und Jourdan's im Feldzuge von 1799. A. W. Hayn's Erben, Berlin SW. 68.
Cohen, Dr. Hermann. Die religiösen Bewegungen der Gegenwart. Buchh. Gustav Fock, G.m.b.H., Leipzig.
Cramer, Valmar. Bücherkunde zur Geschichte der katholischen Bewegung in Deutschland im 19. Jahrhundert. M. 2. Volksvereinsverlag G.m.b.H., M.Gladbach 1914.
1914, der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. 1. Aufbruch und Anfang. Ausgewählt von Julius Bab. Preis jeden Heftes M. 0,50. Verlag Morawe & Scheffelt, Berlin.
Die Einweihung der neuen Universität Zürich und Jahresbericht 1913/14. Preis M. 0,80. Verlag Orell Füssli, Zürich.
Eberhardt, Paul. Das Ungeheure. Von dem Irrtum des Lebens ohne Gott. Vandenhoek & Ruprecht, Göttingen 1914.
Fandler, Otto. Buntes Laub. Gedichte. Bruno Vo'ger, Leipzig 1914.
Fehling, Ferdinand. Friedrich des Grossen Gedichte, vornehmlich aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. M. 1. Carl Winter's Universitätsbuchh., Heidelberg.
Gnauck-Kühne, Elisabeth. Der staatsbürgerliche Jugendunterricht. M. 0,55. Volksvereinsverlag, M.Gladbach 1914.
Güttler, Felix. Wordsworth's politische Entwicklung. M. 4,50. J. B. Metzler'sche Buchhandlung, G.m.b.H., Stuttgart.
Hoeniger, Robert. Die wirtschaftliche Bedeutung des deutschen Militärwesens. — Vorträge der Gehe-Stiftung. 5. Band, Heft 2. Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Dresden.
Huch, Ricarda. Natur und Geist als die Wurzeln des Lebens und der Kunst. M. 2,50 Ernst Reinhardt, München.
Jahrbuch des Völkerrechts. Herausgegeben von Th. Niemeyer u. K. Strupp. 2. Band, 1. Hälfte. M. 24. Duncker & Humblot.
Industrial Unrest. A practical solution. Price 6 d. John Murray, London 1914.
Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. Einzelh. M. 25. B. G. Teubner, Leipzig.
Junghann, Dr. Heinrich. Der Staat als Schlichter gewerblicher Streitigkeiten in den Vereinigten Staaten. M 2. J. C. B. Mohr, Tübingen.
Kilian, Werner. Herwegh als Uebersetzer. M. 4. J. B. Metzler'sche Buchhandlung, G.m b.H., Stuttgart.
Kjellén, R. Die Grossmächte der Gegenwart. Uebers. von Dr. C. Koch. Geh. M. 2,40. B. G. Teubner, Leipzig 1914.
Kosten der Lebensunterhaltung in deutschen Grossstädten. I. Ost- u Norddeutschland. Mit Beiträgen von F. Thiemen, J. Hartwig, R. Fischer, J. Katz, F. Jägtmeyer, R. Herbst, R. Gohr, E. Reisser. Herausgegeben von Franz Eulenburg. Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 145, I. Duncker & Humblot, München und Leipzig.
Kriegsschriften des Kaiser Wilhelm-Dank. Heft 1. Sein oder Nichtsein? Des Deutschen Reiches Schicksalsstunde von Professor Dr. Dietrich Schäfer. Preis M. 0,30. Kameradschaft, Berlin W. 35.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Der Geist von 1914.

Von

Ernst Rolffs.

Die Haltung des deutschen Volkes beim Ausbruch des Weltkrieges bedeutete eine ungeheure Ueberraschung. Der für 1915/16 ausersehene Roosevelt-Professor Thomas C. Hall nennt sie in einem Artikel in der „Göttinger Zeitung" eine Offenbarung und gibt folgenden Stimmungsbericht:

„Ein jeder, der die Tage der Vorbereitung und grenzenlosen Spannung erlebt hat, hatte das Gefühl der Anwesenheit bei einem heiligen Sakrament. In diesen Tagen gab es kein lautes Lachen in den Straßen. Die Luft vibrierte mit der allgemeinen Spannung und jeder suchte eine Gelegenheit, dem Lande zu dienen. „Ein feste Burg ist unser Gott" hörte man in jeder Kirche und auch auf der Straße. Männer, die vielleicht seit ihrer Kindheit nicht gebetet hatten, versammelten sich um den Feldprediger und sangen die mächtigen alten deutschen Choräle aus vollem Herzen .... Ernst und gefaßt, aber mit glänzenden Augen geht das deutsche Volk in den tödlichen Kampf hinein, und mit Ruhe und feierlicher Dankbarkeit wird Deutschland das siegreiche Schwert zurück in die Scheide stecken und wird der Welt einen langen, wohlbewachten Frieden schenken."

Nach allem, was vorangegangen war, konnte das niemand erwarten. Noch kein Jahr ist verstrichen, seitdem die Zaberner Vorfälle ganz Deutschland gegen den Militarismus aufregten, und heute schlägt das Herz des deutschen Volkes in seiner Armee. Noch sind keine sechs Monate vergangen, seitdem die sozialdemokratische Reichstagsfraktion durch ihr Sitzenbleiben beim Kaiserhoch allem patriotischen Empfinden einen Schlag ins Gesicht versetzte, und heute zeichnen die sozialdemokratischen Gewerkschaften Millionen für die

Kriegsanleihe. Vor wenigen Wochen standen wir noch mitten in der kirchlichen Austrittsbewegung und fühlten uns ohnmächtig gegenüber dem wachsenden religiösen Indifferentismus, und heute sind die leeren Kirchen überfüllt und flutet eine mächtige Welle religiöser Erhebung durch die indifferenten Massen. Bis in die Tage unmittelbar vor dem Kriegsausbruch setzten sich die Erörterungen über die wachsende Zuchtlosigkeit der Jugend und ihre Gefährdung durch den immer weiter um sich greifenden ethischen Libertinismus fort, und diese Jugend zeigt heute eine Begeisterungsfähigkeit, die der von 1813 nichts nachgibt. Alles, worüber wir uns noch vor kurzem aufregten und entrüsteten, liegt weit hinter uns wie ein häßlicher Traum. Ein neuer Geist ist in unser Volk gefahren und hat einem Sturmwind gleich die Geister giftiger Nörgelei und kleinlichen Parteihaders, seichten Unglaubens und frivolen Libertinismus vertrieben. Unser Volk hat sich größer gezeigt, als es sich selbst zugetraut hatte. Der Geist von 1914 ist nicht kleiner als der Geist von 1870. Unter diesem Eindruck schrieb Max Lenz in den „Süddeutsch. Monatsh." (S. 822):

„Beschämt fast stehen wir Alten, die wir 1870 erlebt haben, vor diesem nie gesehenen Leuchten und Glühen des deutschen Geistes. Selig aber preisen wir uns, daß wir auch diese Zeit noch sehen durften. Selig selbst dann, wenn alles vergebens wäre, wenn der Schwall unserer Feinde unserer mächtig werden und die deutsche Nation ausgelöscht werden sollte. Auch dann noch wäre unser letzter Seufzer ein Dank gegen Gott. Denn Gott würde uns dann dargestellt haben als ein ewiges Beispiel für das, was Treue ist; eine Predigt würde unser Todeskampf sein, die durch die Jahrtausende hallen würde."

Und Hans Thoma äußerte an seinem 75. Geburtstage zu einem Besucher im Hinblick auf die Schwarzwälder Bauern:

„Sie ziehen mit stiller, eherner Entschlossenheit hinaus; sie haben mit allem abgeschlossen und denken gar nichts anderes, als zu siegen oder zu sterben. — Ja, es ist eine großartige Zeit, größer als 1870. Das Volk ist ruhiger als damals, aber es ist im Innersten von heiligstem Feuer durchglüht. Diese gewaltige Volksbewegung bringt den einen unermeßlichen Reichtum unseres Volkes auf, den Reichtum an innerer Kraft des Gemütes und Geistes. Durch diese Kraft werden unsere Waffen siegen." (Hann. Kur. v. 10. Okt. 14).

* * *

„Der Geist weht, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt." Das gilt auch für den Geist von 1914. Sein Ursprung läßt sich ebensowenig völlig aufhellen, wie sich das schließliche Ergebnis dieser geistigen Bewegung im Voraus bestimmen läßt. Aber es ist eine Aufgabe von höchstem volkspsychologischen Interesse, den Bedingungen und Kräften nachzuspüren, deren Zusammenwirken die Voraussetzung für den Umschwung in der Geistesverfassung des deutschen Volkes bildet. Dabei ist zu untersuchen die Volksstimmung vor dem Auftreten der Kriegsgefahr, der Eindruck der Ereignisse von dem österreichischen Ultimatum bis zur englischen Kriegserklärung auf die Volksseele, und endlich die in ihr vorhandenen religiösen Gefühle und sittlichen Kräfte, die durch den Krieg zur Entfaltung gebracht wurden.

Die Volksstimmung vor dem Auftauchen der Kriegsgefahr muß als höchst unerfreulich bezeichnet werden. Kaum einer war mit den Zuständen unseres öffentlichen Lebens zufrieden. Eine allgemeine Reichsverdrossenheit drohte chronisch zu werden. Diese Stimmung war weder durch die politischen noch durch die wirtschaftlichen Verhältnisse gerechtfertigt. Schon 1909 hatte Harnack in seiner Begrüßungsansprache auf dem Ev.-soz. Kongreß in Heilbronn die weitverbreitete nörgelnde Unzufriedenheit durch das Wort Antonios über Tasso charakterisiert: O glaube mir, sein launisch Mißbehagen ruht auf dem breiten Polster seines Glücks. Das war in der Zeit der unglücklichen Reichsfinanzreform, die immerhin verständigen Menschen einigen Grund bot, verdrießlich und verdrossen zu werden. Seitdem hatten sich die Verhältnisse — trotz der 111 Sozialdemokraten im Reichstag — durchaus befriedigend entwickelt. Gegen Ende 1913 war in der äußeren wie in der inneren Politik eine gewisse Entspannung eingetreten. Aber die Unzufriedenheit mit den Zuständen unseres öffentlichen Lebens wurde deshalb keineswegs geringer. Im Gegenteil — Delbrück behielt recht, als er in der politischen Korrespondenz für das Novemberheft 1913 der Preuß. Jahrb. schrieb:

„Abschwächung der Gegensätze innen und außen — gehen wir etwa einer Epoche der allgemeinen Friedlichkeit und Freundlichkeit, des Wohlbehagens und der Zufriedenheit entgegen? Das gerade Gegenteil wird der Fall sein. Nur im Kampfe fühlt sich die Menschheit wohl. Was wir erleben werden, ist allgemeiner Mißmut, Nörgelei und geradezu Verzweiflung an dem unfruchtbaren, abgestandenen Zeitalter. Man wird sich aufregen über Bagatellen — —"

Kaum zwei Wochen später erlebten wir „Zabern“. Eine solche nationale Selbstentwürdigung konnte sich unser Volk nur leisten, weil uns jede Sorge und Verantwortung für unsere politische Existenz fern lag. Beides hatten wir mehr und mehr der Reichsregierung überlassen. Der deutsche Staatsbürger kam sich als müßiger Zuschauer bei der politischen Entwicklung seines Vaterlandes vor und fühlte sich in dieser Rolle einigermaßen überflüssig und unbehaglich, weswegen er sich durch möglichst rücksichtslose Kritik an dem Verhalten seiner Regierung zur Geltung zu bringen suchte. Sie mußte sich besonders Mangel an Initiative, Energie und Konsequenz vorwerfen lassen, also gerade das, was zu beweisen die Kritiker keine Gelegenheit hatten.

Man würde indes diese Volksstimmung vollkommen mißverstehen, wenn man annähme, daß ihr eine kriegerische Aktion willkommen gewesen wäre. Das Gegenteil war der Fall. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß nicht nur die sozialdemokratische Presse, sondern auch ein Blatt wie die „Post“, dem man enge Beziehungen zur Rüstungsindustrie nachsagt, das österreichische Ultimatum an Serbien mit unverhohlenem Unbehagen aufnahm. Auch in alldeutschen Kreisen wollte niemand den Krieg. Die großen Massen der Bevölkerung aber durchzuckte beim Auftauchen einer ernsten Kriegsgefahr ein lähmender Schreck. Der Ansturm auf die Banken und Sparkassen war ebenso wie der Andrang zu den Kirchen eine Aeußerung vollständiger Rat- und Hilflosigkeit. Ueber diese kopflose Verwirrung wurde man hinausgeführt durch den Mobilmachungsbefehl. Damit wurde die Verantwortung für den Bestand des Reiches allen Wehrfähigen auf die Seele gelegt. Das Volk in Waffen hatte jetzt selbst einzustehen für seine Zukunft. Das Bewußtsein, für das Vaterland etwas tun zu können, ja, das Liebste und Letzte opfern zu müssen, hob jeden Deutschen über sich selbst empor. Aber nicht in den lauten Kundgebungen patriotischer Begeisterung in den Straßen Berlins kam des Volkes wahre Stimmung zum Ausdruck. Es waren verhältnismäßig wenige, über die der Krieg wie ein Rausch gekommen ist. „Blickt man tiefer hinein in unser Volk“, schreibt Rade (Christl. Welt Nr. 41, S. 905), „so hat es dem Kriege fest ins Auge geschaut als einem furchtbar ernsten Geschick. Es hat sich erhoben wie ein Mann, von keinem anderen Gedanken erfüllt, als seine Pflicht zu tun für König und Vaterland.“ „Ich möchte ja gern wiederkommen“, sagte mir ein junger Klempner beim Abschied, als er nach Heilung einer Schußwunde in die Front zurückkehrte, „aber wenn es nicht

sein soll, schadet es auch nichts; dann habe ich doch meine Pflicht getan." So denken die Einberufenen durchweg: wir wollen unsere Pflicht tun.

Diese ernste, entschlossene Kampfstimmung wurde in zielbewußte Kraft verwandelt durch das Vertrauen zur Reichsregierung. Sie, der man so oft Energielosigkeit und Inkonsequenz vorgeworfen hatte, hatte durch ihr energisches und konsequentes Handeln alle Welt überrascht. Ihre sich Schlag auf Schlag folgenden Maßnahmen erweckten den Eindruck, daß man an den leitenden Stellen ganz genau wußte, was man wollte und was man konnte. Jede entschlossene Tat gewinnt Vertrauen, ganz abgesehen von ihren Motiven und ihrem Zweck. Sie reißt die viel zu vielen, die nicht wissen, was sie wollen, mit fort. In diesem Falle wurde das Vertrauen zur Reichsregierung vertieft und gestärkt durch drei Momente: ein persönliches, ein sachliches und ein ethisches. Das persönliche war die Rede des Kaisers am Abend nach der Erklärung des Kriegszustandes. Nie ist der Monarch seinem Volke menschlich so nahe getreten wie in jener schicksalsschweren Stunde, als er über alle Parteigegensätze hinweg jedem Deutschen die Hand bot und allen inneren Zwist für begraben erklärte. Es ist außerordentlich zu bedauern, daß der Wortlaut dieser improvisierten Rede nicht authentisch feststeht. In der offiziösen Fassung fehlen gerade die Wendungen, die in den ersten Stimmungsberichten den tiefsten Eindruck gemacht haben, sogar der Satz, auf den der Kaiser sich bei seiner Ansprache an die Parteiführer nach Verlesung der Tronrede ausdrücklich bezog: Ich kenne jetzt keine Parteien, ich kenne nur Deutsche. — Das sachliche Moment war die wundervolle Sicherheit, Schnelligkeit und Pünktlichkeit, mit der sich die Mobilmachung vollzog. Schon nach den beiden ersten Mobilmachungstagen war es klar, daß die in Frage kommenden Behörden ihrer ungeheuren Aufgabe voll gewachsen waren. Es fehlte nichts, und nirgends gab es eine Stockung. Dadurch wurde das Vertrauen zur Reichsregierung mit jedem Tage mehr gefestigt. Das ethische Moment lag in der Tatsache, daß der Kaiser und seine Regierung sich bis in die zwölfte Stunde um die Erhaltung des Friedens bemüht hatten. Von vornherein war die moralische Position unserer Gegner so ungünstig wie möglich: Serbien belastet mit dem Odium der Mordtat von Sarajewo, und Rußland als Protektor großserbischer Machtgelüste mitverantwortlich für die Umtriebe dieses Staates der Königsmörder gegen Oesterreich; wer sich in diese Gesellschaft begab, setzte sich offensichtlich ins Unrecht.

Andererseits war der Zeitpunkt des Kriegsausbruchs — nach Fertigstellung des Nord-Ostseekanals, Inkrafttreten der Heeresvermehrung, Erhebebung der ersten Rate der Wehrsteuer und vor Vollendung der russischen und französischen Rüstungen — für Deutschland so unvergleichlich günstig, daß der Verdacht, das Deutsche Reich sei zu einem Präventivkrieg entschlossen, sehr nahe lag. Dieser Verdacht wurde durch die Veröffentlichung des Depeschenwechsels zwischen dem Deutschen Kaiser und dem Zaren gründlich widerlegt: die Reichsregierung hatte darnach mit der Mobilmachung länger gewartet, als sie es unter rein militärischem Gesichtspunkte verantworten konnte. Sie konnte mit gutem Gewissen erklären: Deutschland hat diesen Krieg nicht gewollt; er ist ihm ruchloserweise aufgedrängt worden; wir müssen ihn führen um unserer nationalen Selbsterhaltung willen. Von diesem Standpunkt aus wurde es dem Reichskanzler leicht, den Bruch der belgischen Neutralität als einen Akt der Notwehr zu rechtfertigen, ohne die hohe sittliche Gesinnung zu verleugnen, von der die Reichsregierung alle ihre Handlungen hatte leiten lassen. Man hatte ihm den Vorwurf gemacht, daß er zu viele ethische Gesichtspunkte in die Politik hineingetragen habe; er hat sich eindrucksvoll dagegen verteidigt. Aber seine beste Rechtfertiguug liegt in dem Erfolg seiner Politik: sie hat ihm das Vertrauen des Volkes gewonnen und dem Volk das Vertrauen auf seine gerechte Sache gegeben.

Und das Vertrauen des Volkes auf seine gerechte Sache setzt sich um in Vertrauen auf den gerechten Gott. Diese religiöse Wendung der Volksstimmung tritt, soweit ich beobachten konnte, in dem Augenblick ein, wo durch die Kriegserklärung Englands und durch die Neutralitätserklärung Italiens der Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des Krieges ihre Stützen in der Gruppierung der Mächte entzogen wurden und zugleich bei den neutralen Staaten ein Verleumdungsfeldzug gegen Deutschland eröffnet wurde, dessen Wirkungen wir in dem Uebelwollen und Mißtrauen der meisten Neutralen machtlos über uns ergehen lassen mußten. Mit Rußland und Frankreich fertig zu werden, das traute man der deutsch-österreichischen Heeresmacht ohne weiteres zu. Aber als England das ungeheure Uebergewicht seiner Flotte zu unseren Ungunsten in die Wagschale warf und uns alle Wege zu unserer Rechtfertigung abschnitt, während die italienische Regierung uns ihren militärischen Beistand und das italienische Volk seine moralische Unterstützung versagte, gewann das Gefühl die Oberhand: Mit uns'rer Macht ist

nichts getan. Es kam in den weitesten Kreisen das unwiderstehliche Bedürfnis zum Durchbruch, für die Gerechtigkeit unserer Sache, für die Reinheit unserer Motive und Absichten zu appellieren an den gerechten Gott. Der Glaube an eine sittliche Weltordnung im Sinne Fichtes und Carlyles machte sich mit elementarer Wucht geltend als ein Postulat des nationalen Selbsterhaltungstriebes. „Es sind nicht die Dogmen der unterschiedlichen Konfessionen und die aus diesen abgeleiteten religiösen oder politischen Ansprüche, die dabei auftauchen", schreibt Max Lenz (a. a. O.), „sondern Ideen und Ueberzeugungen, welche allen Predigern und Philosophen gemeinsam sind und, frei von dogmatischer Bindung, demnach immerdar als die Kerngedanken aller echten Religiosität gegolten haben. Nicht die Umwertung aller Werte, von der die Neumalklugen soviel fabuliert haben, sondern die alten, ewigen, welterbauenden Gedanken: Demut, Treue, Gehorsam, Pflichterfüllung bis aufs äußerste und ein unzerstörbarer, stürmisch vorwärts drängender Glaube an den Sieg der gerechten Sache." Diese Gesinnung äußerte sich allerdings je nach der Konfession und Geistesrichtung der Menschen in recht verschiedenen Formen. Am treffendsten kommt sie vielleicht zum Ausdruck in dem Altniederländischen Dankgebet; aber auch Luthers Trutzlied entsprach ihr im allgemeinen, wenn es auch im einzelnen nur gezwungen der Situation sich anpassen ließ. Selbstverständlich trat sie auch nicht bei allen in der gleichen Stärke auf, sondern in verschiedenen Nüancen. Trotzdem darf man behaupten: das deutsche Volk ist seit den Befreiungskriegen zum erstenmal wieder von einer einmütigen Gesinnung erfüllt, die sich als ein monarchisch gefärbtes Nationalgefühl, durchdrungen von einem theistisch gerichteten Glauben an die sittliche Weltordnung, charakterisiert. Dieser Geist von 1914 ist dem von 1813 näher verwandt als dem von 1870. Das zeigt sich deutlich in der Haltung der Jugend. Sie wurde von einer wachsenden Kriegsbegeisterung ergriffen in dem Maße, als sie den Ernst der Entscheidung begriff. Aber ihre Begeisterung artete nirgends in einen stürmischen Rausch aus, sie ist vielmehr ein inneres Glühen von Kampflust und Siegesgewißheit im Vertrauen auf Deutschlands gerechte Sache, durch einen die jugendliche Fröhlichkeit überschattenden Ernst in Zucht gehalten. Es ist in ihr der Geist Körners und Friesens wieder aufgelebt. Sie hat nicht umsonst das Gedächtnis von 1813 gefeiert.

Dieser neue Geist erscheint als vollkommener Gegensatz zu dem Geist, der unser Volk bis zum Ausbruch des Krieges beherrschte.

Und doch wäre es falsch, in seiner jetzigen Haltung eine völlige innere Umwandlung zu sehen in dem Sinne, daß durch den Krieg Kräfte und Gesinnungen in der Volksseele geweckt wären, die im Frieden überhaupt nicht vorhanden waren. So vollzieht sich die innere Erneuerung eines Volkes nicht. Sie kommt vielmehr zustande durch eine Verschiebung und Neuorientierung der vorhandenen geistigen und sittlichen Potenzen. In der Weise hat sich die sittliche Wiedergeburt Preußens in der Zeit von 1807 bis 1813 vollzogen: Durch den Zusammenbruch des friderizianischen Staatswesens wurde die unfruchtbare Bureaukratie in der Zivil- und Militärverwaltung beseitigt und ein- verhältnismäßig kleiner — Kreis von Persönlichkeiten, in dem neue Ideale und Erkenntnisse mächtig geworden waren, übernahm die Führung im öffentlichen Leben; diese Minorität nötigte die Massen zu einer Neuorientierung ihrer Anschauungen und Gefühle und bildete dadurch eine neue Volksgesinnung. Aehnlich erklärt sich der gegenwärtige Umschwung: Durch den Krieg um Deutschlands Existenz sind Minoritäten zur Geltung gekommen und haben die bisher im Vordergrunde des Volksbewußtseins stehenden Interessen und Stimmungen zurückgedrängt. Analog dieser Kräfteverschiebung innerhalb der Volksseele durch Neubewertung der Autoritäten hat sich in den Einzelseelen eine Verschiebung der Wertgefühle und Willenskräfte vollzogen. Dunkle Instinkte sind zur Klarheit bewußter Gedanken erhoben; gelegentliche Stimmungen haben sich zu festen Gesinnungen verdichtet und sind als wirksame Motive in den Vordergrund des Bewußtseins getreten. Dabei hat eine unendlich vielseitige Wechselwirkung zwischen der Volksseele und den Einzelseelen stattgefunden.

Versucht man nun, die Verschiebung und Neuorientierung der geistigen und sittlichen Potenzen im einzelnen zu analysieren, so ist vorweg zu bemerken: Der Krieg als Tat im höchsten Sinne entwertet alle bloßen Worte und leeren Gedanken, die in normalen Zeitläuften allzu große Beachtung beanspruchen. Was sich als öffentliche Meinung gibt, ist zum großen Teil auf den suggestiven Einfluß federgewandter Journalisten und zungenfertiger Demagogen großen und kleinen Stils zurückzuführen. Oppositionelle Zeitungen, die nichts zu verantworten haben, und Witzblätter, denen nichts heilig ist, finden ein zahlreicheres Publikum als die Veröffentlichungen der sachverständigen und verantwortlichen Kreise. Der „Simplizissimus“ ist kurzweiliger zu lesen als die „Norddeutsche Allgemeine“. Ebenso werden in den Parlamentsberichten von den meisten

die Reden der Opposition vor denen der maßgebenden Parteien bevorzugt, weil sie witziger und pikanter zu sein pflegen. Demnach ist die „öffentliche Meinung" keineswegs ein getreuer Reflex der wahren Gesinnung des Volkes; sie verhüllt dieselbe mindestens ebenso viel, wie sie sie offenbart. Im Kriege erst gewinnt das Wort seine volle Bedeutung: was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert. Die Presse soll Tatsachen berichten und nicht Theorien entwickeln; die praktische, organisatorische Arbeit gilt mehr als die scharfsinnigste Kritik. Die öffentliche Meinung wird somit frei von der suggestiven Macht beschränkter Dogmatiker und schrankenloser Skeptiker und kommt unter die Herrschaft gesunder, einfacher Gefühle.

Dieser Vorgang läßt sich bei den drei großen geistigen Richtungen innerhalb des deutschen Volkes, dem Protestantismus, dem Katholizismus und der Sozialdemokratie, in analoger Weise beobachten. Der Protestantismus ist von seinem Ursprung her der eigentliche Träger des deutschen Nationalgefühls. Wird man der Reformation Luthers auch nicht völlig gerecht, wenn man sie als Verdeutschung des Christentums bezeichnet, so läßt sich doch nicht übersehen, daß deutsches Nationalgefühl bei der Loslösung von Rom einen wichtigen Faktor gebildet hat. Jedenfalls durfte man bei der gegenwärtigen Lage des Protestantismus fast die Behauptung aufstellen, daß ein aufrichtiger und rückhaltloser deutscher Patriotismus das stärkste, wenn nicht das einzige Band zwischen den auseinanderstrebenden Richtungen sei. Der Protestantismus in seiner kirchlichen Erscheinungsform schien einem unaufhaltsamen Zersetzungsprozeß verfallen zu sein. Der Kampf der theologischen Richtungen hatte sich bis zu dem Grade verschärft, daß sie von hoher kirchlicher Stelle aus als zwei verschiedene Religionen bezeichnet wurden. Hand in Hand damit ging eine wachsende Entfremdung der Massen vom kirchlichen Leben, der gegenüber alle Bemühungen um Hebung des religiösen Interesses vergeblich zu sein schienen. Außerhalb ihrer kirchlichen Formen bot die protestantische Geisteswelt ein Bild äußerster Zerfahrenheit; eine einheitliche Weltanschauung war längst nicht mehr vorhanden; kritischer Skeptizismus hatte die schöpferischen Ideen aufgelöst, ästhetischer Individualismus die sittlichen Ideale erweicht; der Kampf zwischen alter und neuer Ethik verwirrte die Gewissen. Der Krieg hat die relative Bedeutungslosigkeit dieser geistigen Bewegungen für das innere Leben des Volkes aufgedeckt und die Kräfte hervorbrechen lassen, die in der Tiefe der Volksseele wirksam waren. Es hat sich gezeigt, daß trotz der Auflösung der

kirchlichen Sitte ein starker Fonds vererbter Frömmigkeit vorhanden war und die wirkliche Religiosität von den Fragen und Problemen der streitenden Theologen so gut wie gar nicht berührt wurde. Sie hat sich geäußert als eine allen gemeinsame Gesinnung starken Vertrauens auf eine gerechte Weltregierung und opferbereiter Pflichttreue. Durch sie sind alle kritischen Räsonnements der reflektierenden Vernunft unterdrückt. Was sich nicht unmittelbar in kriegerische Energie umsetzen läßt, tritt zurück hinter dem kategorischen Imperativ nationaler Selbsterhaltung. Die Träger intellektualistischer Bildung sind den von starkem Glauben beseelten Willensmenschen gewichen. Der Primat des Willens hat die Herrschaft des Gedankens gebrochen. Gottvertrauen geht über Wahrheitsuchen. Die Promotion des Generalobersten Hindenburg zum Doktor sämtlicher Fakultäten symbolisiert diese Umwandlung bisher gültiger Werte.

Umgekehrt war die geistige Situation im deutschen Katholizismus. Er hat seine Einheit in der kirchlichen Organisation und in der religiösen Tradition und weist daher ein stark internationales Gepräge auf. Der „Ultramontanismus“ hat das deutsche Nationalgefühl lange niedergehalten. Die Sympathien des deutschen Klerus mit den nichtdeutschen Nationalitäten waren für die Politik in Polen wie in den Reichslanden ein schweres Kreuz. Protestantischerseits traute man vielfach den deutschen Katholiken kein echtes Nationalgefühl zu und führte die Schwenkung des Zentrums in nationalen Fragen, die sich um die Jahrhundertwende vollzog, lediglich auf taktische Erwägungen zurück. Für die „Ultramontanen“ im eigentlichen Sinn, die als Hüter der streng katholischen Prinzipien in der Presse vielfach das Wort führten, traf das im wesentlichen zu. Aber in der katholischen Bevölkerung war infolge der positiven Mitarbeit des Zentrums am Ausbau des Reiches der deutsche Patriotismus stärker geworden, als es nach außen hin scheinen mochte. Der Krieg hat ihm Raum geschafft. Er hat die „Ultramontanen“ matt gesetzt. Katholische Theologiestudierende haben sich in großer Zahl als Kriegsfreiwillige gestellt, und zahlreiche zum Lazarettdienst und als Feldgeistliche einberufene Kapläne haben sich geweigert, sich von ihren vorgesetzten Behörden reklamieren zu lassen.*)

*) Nach einer Anweisung des neugewählten Papstes darf allerdings in den katholischen Kirchen nicht mehr um den Sieg dieses oder jenes Volkes, sondern nur um den Frieden gebetet werden; das Nationalgefühl der deutschen Katholiken kann sich also in den kirchlichen Gebeten nicht voll zum Ausdruck bringen; es bleibt eine Diskrepanz zwischen dem nationalen und dem religiösen Empfinden.



Schwieriger und zweifelhafter war die Lage der Sozialdemokratie, die derjenigen des deutschen Katholizismus in den 70er und 80er Jahren glich. Ebenso wie dieser auf internationaler Basis verankert und grundsätzlich den Krieg verwerfend, hatte sie dem kapitalistischen Staat für Rüstungszwecke offiziell jeden Mann und jeden Groschen verweigert. Allerdings war es kein Geheimnis, daß den maßgebenden Parteiführern bei dieser Unentwegtheit keineswegs wohl zumute war, da sie sich vollkommen klar darüber waren, daß sie dabei die Masse ihrer Wähler nicht hinter sich hatten. Wie Delbrück (im Septemberheft) bereits hervorgehoben hat, hatten sich diese infolge der sozialen Gesetzgebung, sowie der Verbesserung ihrer Lage durch die praktische Arbeit der Gewerkschaften längst mit dem Gegenwartsstaat ausgesöhnt. Der Mißerfolg der Propaganda für den Austritt aus der Landeskirche hatte außerdem gezeigt, daß auch in den sozialdemokratischen Wählermassen ein Fonds von Religiosität vorhanden war, größer, als es bei ihrem kirchlichen Indifferentismus schien. Aber in der Oeffentlichkeit dominierten die Hüter des Parteidogmas und unentwegten Religionsverächter über die nationalgesinnten und religiös toleranten Revisionisten. Diesen hat der Krieg Oberwasser verschafft. Der nationale Sozialismus Lassalles, in dem ein Stück Fichteschen Glaubens an den Sieg der Gerechtigkeit lebte, erwachte aus seinem latenten Dasein und überwand den blutlosen Schemen des marxistischen Internationalismus, der bis dahin das patriotische Empfinden der deutschen Arbeiter gelähmt hatte. Daß der Krieg durch das despotisch regierte Rußland provoziert war, hat der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion ihre Schwenkung erleichtert, für die Kriegswilligkeit der Masse ihrer Anhänger bedeutete es etwa ebensoviel wie für die Katholiken der günstige Umstand, daß Deutschland den Krieg im Bunde mit dem katholischen Oesterreich führte. Nicht mehr. Der Patriotismus der sozialdemokratischen Arbeiterschaft in diesem Kriege ist durchaus wurzelecht. Der Abgeordnete Frank, der als Kriegsfreiwilliger eintrat und den Heldentod fürs Vaterland starb, nachdem er wenige Wochen vorher an einer internationalen Friedensdemonstration teilgenommen hatte, ist das ergreifendste Beispiel dafür, wie die urwüchsige nationale Gesinnung über die blasse internationale Theorie siegt.

Bei alledem ist die Einmütigkeit, mit der die rote wie schwarze Internationale in nationaler Gesinnung ihre Vergangenheit verleugnet haben, höchst auffallend. Zu ihrer Erklärung ist noch ein

anderes Moment zu beachten. Harnack hat in seiner Schrift über die Dienstentlassung Traubs (S. 19) als unsern größten und wertvollsten Erwerb im letzten Menschenalter „den unerbittlichen, freudigen und zuversichtlichen Wirklichkeits- und Wahrheitssinn in allen Fragen der Erkenntnis" bezeichnet. In der Tat, das ist vielleicht das bedeutendste Geschenk der Wissenschaft an das praktische Leben. Fehlt auch noch viel daran, daß es von allen für alle Gebiete angeeignet sei, so läßt sich doch nicht verkennen, daß der Wirklichkeits- und Wahrheitssinn im modernen Leben eine Macht geworden ist und alle Theorien und Traditionen stark entwertet hat. Diesen Wirklichkeitssinn bewährte das deutsche Volk beim Ausbruch des Krieges, indem es ihn als eine furchtbar ernste Notwendigkeit verstand. Auch die international gestimmten Kreise konnten sich dieser Erkenntnis nicht verschließen. Die deutschen Katholiken erkannten in ihrer nationalen Interessengemeinschaft mit den deutschen Protestanten eine Realität, der gegenüber sich die kirchliche Verbindung mit den belgischen und französischen Katholiken als eine kraftlose Theorie erwies. Die deutschen Sozialdemokraten hatten die Machtstellung des Deutschen Reiches als Voraussetzung für die Emporentwicklung der Arbeiterklasse begriffen und sahen sich mit der deutschen kapitalistischen Bourgeoisie durch stärkere Interessen verbunden als mit den englischen und französischen Proletariern; der moderne Wirklichkeitssinn ließ sie die Idee von der internationalen Solidarität des Proletariats als Illusion erkennen.

Der moderne Wirklichkeits- und Wahrheitssinn hat aber auch in protestantischen Kreisen die Auffassung des Krieges nicht unwesentlich beeinflußt, und zwar nach der ethischen wie nach der religiösen Seite. In ersterer Beziehung hat er einerseits die Utopien der Friedensbewegung abgelehnt und die Einsicht von der Notwendigkeit militärischer Stärke zur Erhaltung der politischen und wirtschaftlichen Machtstellung des Deutschen Reiches verbreitet, andererseits die Wahrheit in den Schilderungen der Pazifizisten von der Barbarei und Sinnlosigkeit des Krieges anerkannt und eine Ueberspannung des kriegerischen Geistes verhindert. Indem er beim Ausbruch des Krieges über alle politischen Traditionen und Theorien, über alle Stimmungen und Verstimmungen der Volksseele triumphierte, hat er die Begeisterung gedämpft, aber die Entschlossenheit gesteigert. In religiöser Beziehung hatte er einerseits die konservativen Kreise angeleitet, die persönliche Erfahrung höher zu werten als die kirchliche Tradition und das religiöse Erlebnis in den Mittelpunkt der

Frömmigkeit zu rücken, andererseits die liberalen Christen von einer intellektualistischen Auffassung der religiösen Wahrheit befreit und den Wert der Religiosität einzuschätzen gelehrt nach der sittlichen Kraft, die sie auslöst. Daher werden die Eindrücke der gewaltigen Kriegsereignisse unmittelbar zu religiösen Erlebnissen, ohne daß dogmatischer Schematismus die Unbefangenheit stört oder kritischer Skeptizismus das Recht der religiösen Empfindungen bezweifelt. Reflektionen, wie sie die Schweizer Religiös-Sozialen zur schärfsten Verurteilung des Krieges führen, sind dem religiös gestimmten Deutschen vollkommen unverständlich.

Der moderne Wirklichkeits- und Wahrheitssinn ist hiernach direkt von wirksamstem Einfluß für das Ineinsschauen des Nationalen und Religiösen durch den Geist von 1914. Durch ihn ist dieser Geist aber auch indirekt modifiziert und geläutert. Sind doch auf ihn in letzter Linie alle die Bestrebungen zurückzuführen, die auf Wahrhaftigkeit im Ausdruck des inneren Lebens und auf Natürlichkeit und Einfachheit in der Lebensführung drängen. Mit wachsendem Erfolg hat „der Kunstwart" eine Ausdruckskultur gepflegt, deren Grundzug Wahrhaftigkeit in dem Sinne ist, daß die Kunstformen einen geistigen Inhalt rein und ungezwungen zur Darstellung bringen. Er hat den Geschmack für das Echte, das Schlichte, das Natürliche besonders bei dem jüngeren Geschlecht in hervorragender Weise entwickelt. In engem Zusammenhang damit steht das vielgestaltige Bemühen der Jugend um eine Lebensreform. Avenarius hat das Buch herausgegeben, in dem die neuen Ideale am eindrucksvollsten entwickelt sind, den Tendenzroman Helmut Harringa von Hermann Popert, der bis jetzt in 130 000 Exemplaren verbreitet ist und auf jugendliche Leser eine unwiderstehliche Wirkung ausübt. Es ist der moderne Wahrheitssinn, ins Praktische gewendet, der hier die Grundlinien einer gesunderen Lebensführung zeichnet. Die Wandervögel und Pfadfinder, die abstinenten Schüler- und Studentenvereinigungen, die Jugendgruppen des Guttemplerordens streben darnach, sich frei zu machen von den konventionellen Lügen einer überfeinerten Kultur und der Massensuggestion der Trinksitte und durch Rückkehr zur Natur ihre Lebensführung mit den Gesetzen und Kräften der wirklichen Welt in Einklang zu bringen. Der Wirklichkeitssinn der modernen Jugend reagiert gegen die eingebildete Lebensfreude einer feuchtfröhlichen Gemütlichkeit im Tabaksqualm dumpfer Kneipen und findet seine Befriedigung in der Betätigung körperlicher Kraft durch Wandern und Spielen in frischer

Luft und bei einfacher, nüchterner Lebensweise. Er hat sie zu der Erkenntnis geführt, daß das Lebensgefühl gesteigert wird durch energische Selbstzucht und nicht durch ein schrankenloses Sichausleben. In dieser Lebensreform der Jugend sind die Erfahrungen der Antialkoholbewegung wirksam, die sich aus einer charitativen Arbeit zur Bekämpfung der Trunksucht zu einer umfassenden Nüchternheitsbewegung entwickelt hat. Der Krieg hat alle diese Tendenzen, die bis dahin von Minoritäten getragen wurden, zur Geltung gebracht. Wie etwas Selbstverständliches wurde das Verbot des Alkoholausschanks auf Bahnhöfen und in der Nähe der Gestellungsplätze, sowie die Anordnung einer Polizeistunde für die Wirtschaftsbetriebe aufgenommen; auch ein Verbot der Verwendung eines Teils der Getreide- und Kartoffelernte zur Herstellung von Branntwein würde nur bei den Interessenten auf Widerspruch stoßen. Die kriegerische Begeisterung hielt sich in ihren Aeußerungen in erfreulichem Maße frei von der Herrschaft der Phrase; der Soldatenhumor, wie er bei den Truppentransporten in den Aufschriften an den Eisenbahnwagen zum Durchbruch kam, vermied bei aller Derbheit jede Obszönität; gegen häßliche und unpassende Ulkkarten, die auf die Kriegslage Bezug nahmen, reagierte nicht nur der gesunde Geschmack in der Heimat, sondern auch die ernste Gesinnung der Truppen im Felde, die sich nach dem „Vorwärts" die Zusendung derartiger Karten verbaten. Der Krieg hat also den Degenerationserscheinungen gegenüber, die unser Volksleben, besonders das kommende Geschlecht, unleugbar aufwies, die Kräfte der Regeneration zur Herrschaft gebracht, die der moderne Wahrheits- und Wirklichkeitssinn ausgelöst hatte.

Zusammenfassend darf man sagen: in dem Geist von 1914 hat sich der historische Patriotismus und das ethisch gerichtete Gottvertrauen des Protestantismus geeinigt mit der natürlichen Vaterlandsliebe der deutschen Katholiken und dem latenten Nationalgefühl der sozialdemokratischen Arbeiter zu einer mehr oder weniger religiös fundierten, gehobenen und freudigen Gesinnung, die durch den modernen Wirklichkeitssinn zu einem opferbereiten und zuchtvollen Pflichtbewußtsein abgeklärt ist.

* * *

Kaum jemals in der Weltgeschichte hat ein Volk erlebt, was unser deutsches Volk gegenwärtig erleben darf. Es hat gegen eine gewaltige zahlenmäßige Uebermacht den Kampf um seine nationale

Existenz zu führen; aber es hat ihn zu führen unter Bedingungen, wie sie günstiger kaum gedacht werden können: es hat das moralische Recht, die militärische Kraft und die Gunst der Zeit für sich. Das moralische Recht des Krieges als eines uns anläßlich einer verabscheuenswerten Mordtat aufgedrungenen Abwehrkampfes ist durch die diplomatischen Schritte der Reichsregierung so überzeugend ans Licht gebracht, daß es alle Deutschen ohne Unterschied der Konfession und Partei geeint hat in dem siegverbürgenden Bewußtsein: Wir kämpfen für eine gerechte Sache. Dem moralischen Recht entspricht, was in der Geschichte ein seltener Ausnahmefall ist, diesmal die militärische Kraft, und sie kann vermöge der entschlossenen Einmütigkeit des ganzen Volkes sich mit voller Wucht auswirken. Dazu brach der Krieg in dem Zeitpunkt aus, wo der moralische wie der militärische Faktor die relativ größte Stärke erreicht hatte: nachdem unsere Rüstungen beendet und bevor die Rüstungen unserer Feinde durchgeführt waren, — bevor die Degeneration unseres Volkes bis zur Zersetzung der Fähigkeit zu einem starken moralischen Glauben fortgeschritten war und nachdem eine Regeneration seit einer Reihe von Jahren eingesetzt hatte. Dieses Zusammentreffen kann nur eine oberflächliche Geschichtsbetrachtung als zufällig gelten lassen. Wer in der Geschichte eine plan- und zweckvolle Entwicklung voraussetzt, muß darin das Walten der Vorsehung erkennen, die dem Menschen an einzelnen großen Wendepunkten einen Einblick in ihre Absichten gestattet. Der Geist, der jetzt unser Volk durchweht und über sich selbst erhebt, ist die Spiegelung ihrer Gedanken im Bewußtsein derer, die sich zu ihrer Ausführung berufen fühlen. Er ist zu begreifen als eine Offenbarung des Weltgeistes in der deutschen Volksseele. Wir leben in einer Zeit, wo unser Volk Gottes Tritte in der Weltgeschichte und Gottes Stimme in seinem Herzen vernimmt. Was für politische Folgen der Krieg auch haben mag, der Sieg wird unserm Volk eine mächtige Stärkung seines Glaubens an eine sittliche Weltordnung bringen. Und das um so mehr; je größer und schwerer die Opfer sind, mit denen er erkauft werden muß. Der Geist von 1914 wird nicht verwehen, ohne auf Jahrzehnte hinaus das deutsche Gemütsleben zu vertiefen und die Wertschätzung moralischer Kräfte und idealer Mächte zu erhöhen.

Die Hypothese des Unbewußten.

Von

Prof. Dr. Arthur Drews, Karlsruhe.

Akademische Festreden pflegen im allgemeinen keine große über die Fachkreise hinausreichende Bedeutung zu haben. Man liest sie mit derjenigen Hochachtung und Ehrerbietung, die man allen Aeußerungen einer Akademie der Wissenschaften schuldig ist, und legt sie dann bei Seite, ohne sich weiter darüber aufzuregen. Anders, wenn es sich um einen Gegenstand handelt, der bisher noch überhaupt kaum für universitätsfähig, geschweige denn für würdig gehalten worden ist, vor einer hochansehnlichen akademischen Versammlung erörtert zu werden. Dieser Fall aber liegt vor bei der Festrede, die kein Geringerer als Windelband in der Gesamtsitzung der Heidelberger Akademie der Wissenschaften am 24. April dieses Jahres über „Die Hypothese des Unbewußten" gehalten hat, und die vor kurzem im Wortlaut bei Carl Winter in Heidelberg erschienen ist.

Man weiß, mit welchen Schwierigkeiten der Begriff des Unbewußten bisher zu kämpfen gehabt hat, wie es vor allem die herrschende Kathederphilosophie gewesen ist, die ihm den heftigsten Widerstand entgegengesetzt, und wie der Hauptvertreter dieses Begriffes, Eduard v. Hartmann, zeitlebens darunter hat leiden und sich die geflissentliche Nichtbeachtung von seiten der offiziellen Philosophie hat gefallen lassen müssen, weil diese dem Zentralbegriffe seiner Weltanschauung, dem Begriffe des Unbewußten, die Anerkennung versagt und ihn als „wissenschaftlich undiskutierbar" in Verruf gebracht hat. Um so größer ist die Ueberraschung, einen Windelband, dessen eigene Philosophie bisher so gut wie gar keine Berührungspunkte mit der Hartmannschen Weltanschauung zu haben schien, und der, bei aller Anerkennung der philosophischen Bedeutung Hartmanns, sich doch auf die Seite seiner prinzipiellen Gegner glaubte

stellen zu müssen, nun auf einmal, und dies noch dazu bei so feierlicher Gelegenheit, als Anwalt des Prinzips des Unbewußten auftreten zu sehen.

Windelband beginnt seinen Vortrag mit dem Hinweis auf die „hervorragende Rolle", welche die Hypothese des Unbewußten in der modernen Psychologie — freilich wohl kaum der offiziellen und gegenwärtig herrschenden — gewonnen habe. Er geht den Spuren der Geschichte dieser Hypothese nach, wie sie sich aus dem Streite um die sog. eingeborenen Ideen entwickelt hat, verfolgt ihre Ausgestaltung bei Leibniz, Fichte, Schelling (er hätte ruhig auch Hegel nennen können), Fechner, Schopenhauer und Herbart und zeigt, wie viele und z. T. sehr verschiedenartige philosophische Gedankenreihen auf das gemeinsame Ergebnis hinausliefen, der Psychologie diese Hypothese des Unbewußten bereit zu halten, „lange schon, ehe Eduard v. Hartmann alle diese Momente eindrucksvoll zu einer neuen idealistischen Metaphysik zusammenfaßte". Auch der sog. psychophysische Parallelismus soll nach Windelband unvereinbar mit einer Lehre von der Seele sein, die nur bewußte und keine unbewußten Zustände annimmt. Diese Behauptung ist indessen wohl nur haltbar, wenn man das Bewußtsein einseitig auf das Großhirnbewußtsein beschränkt, nicht aber, wenn den verschiedenen Stufen der Individualität auf der physischen Seite ebensoviele Abstufungen des Bewußtseins auf der psychischen koordiniert gedacht werden, die nur vom Standpunkte des Großhirnbewußtseins aus sich als ein Unbewußtes (Hartmanns „relativ Unbewußtes") darstellen. (Vgl. Hartmann, „Die Moderne Psychologie" 1901).

Windelband selbst will in seinem Vortrage die Frage des Unbewußten nur an dem Punkte aufnehmen, wo sie heute von der empirischen Wissenschaft der Philosophie als Problem übergeben wird, verzichtet mithin darauf, den einzelnen Wendungen oder Anwendungen der Hypothese nachzugehen. Dabei macht er darauf aufmerksam, daß es sich beim Unbewußten eben nur um eine Hypothese, aber nicht um eine Tatsache der Erfahrung handle, da das Unbewußte, seiner Natur entsprechend, niemals Inhalt eines Wahrnehmungserlebnisses werden könne. „Das Unbewußte, von dem in der Psychologie die Rede ist, bedeutet immer die Annahme eines Tatsächlichen, das wir nicht selbst erfahren, also eine Hypothese, und zwar eine solche, die nicht in dem eigensten Sinne des Wortes verifizierbar ist: denn wäre es hinterher erfahrbar, so wäre es wiederum nicht mehr das Unbewußte." Es ist — können wir

hinzufügen — der Fehler Fichtes, Schellings und Hegels, daß sie gemeint haben, das Unbewußte, wie es den metaphysischen Grund und den schöpferischen Urquell unseres Bewußtseins bildet, in seiner Tätigkeit und Aeußerungsweise mit dem Bewußtsein unmittelbar belauschen und ins Bewußtsein hereinziehen zu können. So spricht Fichte von dem unbewußten Produzenten und Träger unseres Bewußtseinsinhalts oder Ich, bezeichnet diesen jedoch als absolutes „Ich", obwohl er doch allem Bewußtseinvorhergehen und das letztere erst zustande bringen soll, erhebt ihn also damit zum Bewußtseinsinhalt. Und ebenso meinen Schelling und Hegel den unbewußten „Weltgeist", die „Idee", das unbewußte „Absolute" unmittelbar mit dem Bewußtsein erfassen, in „intellektueller Anschauung" (Schelling) sich seiner Existenz und Wirkungsweise bemächtigen und diese im Bewußtsein nachkonstruieren, ja, es geradezu als „absolutes Bewußtsein" bezeichnen zu können. Der Grund hierfür lag in dem Streben dieser Philosophen nach apodiktischer Gewißheit der Erkenntnis, denn diese ist in der Tat nur möglich, wenn Sein und Bewußtsein unmittelbar zusammenfallen und die unbewußte Wirklichkeit als solche ins erkennende Bewußtsein hereingenommen werden kann. Hatte doch schon Kant in diesem Sinne seine „transzendentale Deduktion der Kategorien" auf die Identität des Seins und des Bewußtseins im eigenen unmittelbaren Ich, Descartes' Cogito ergo sum, gegründet, und läuft doch die ganze Beweisführung der Vernunftkritik auf den Widersinn hinaus, die vorbewußten und unbewußten kategorialen Voraussetzungen des Bewußtseinsinhalts unmittelbar im Bewußtsein und mit dem Bewußtsein erfassen zu wollen, das doch selbst erst ein Erzeugnis ihrer vorbewußten Aeußerungsweise darstellt, eine Beweisführung, die daher auch nur allzu sehr an Münchhausen erinnert, der sich bei seinem eigenen Schopfe aus dem Wasser zieht.

Wir, die wir den Rationalismus dieser Philosophen nicht teilen, für welche apodiktische Gewißheit nicht mehr das notwendige Erfordernis einer „wissenschaftlichen" Erkenntnis bildet, die wir die rationalistische Methode der Deduktion durch diejenige der Induktion ersetzt und die wir uns überzeugt haben, daß alle Wirklichkeitserkenntnis als solche nur hypothetisch sein kann, wir haben demnach auch keine Veranlassung mehr, das Kind nicht beim rechten Namen zu nennen und uns gegen die Hypothese einer unbewußten Wirklichkeit zu sträuben. „Das Motiv aber der Hypothese besteht", wie Windelband mit Recht hervorhebt, „in dem Bedürfnis der

Erklärung der Bewußtseinszustände, die wir erfahren; wir greifen zu dieser Erklärungsweise, wo wir in dem Umkreise des Bewußtseins selbst die Erklärung von dessen Erlebnissen nicht finden können. Ist aber so das Unbewußte der Inhalt einer nicht verifizierbaren Hypothese, so bleibt es uns auch seinem Wesen nach unbekannt und unsagbar. Wir können es nur andeuten durch Analogiebezeichnungen zu den bewußten Zuständen, die wir damit auf irgend eine Weise in erklärenden Zusammenhang bringen wollen. Was ein unbewußtes Gefühl, was ein unbewußter Trieb, was eine unbewußte Vorstellung ihrem eigensten Wesen nach sind, kann niemand aussagen. Wir können immer nur andeuten, daß wir damit etwas meinen, was, wenn es ins Bewußtsein träte, eine Vorstellung, ein Trieb, ein Gefühl sein würde, was aber dies doch eben wirklich nicht ist." Hier ist nur der Ausdruck „unbewußtes Gefühl" zu beanstanden, denn alles Gefühl ist, ebenso wie alle Empfindung, seinem Wesen nach notwendig bewußt — ein „unbewußtes Gefühl", eine „unbewußte Empfindung" ist, streng genommen, ein hölzernes Eisen, da beide eben nur Zustände des Bewußtseins bezeichnen; es kann sich also höchstens um Gefühlszustände niederer Individualitätsstufen innerhalb desselben Organismus, also wiederum nur um rein „relativ Unbewußtes" handeln, von dem man deswegen aber auch nicht behaupten kann, daß wir es „seinem eigentlichen Wesen nach" nicht kennen.

Weiter hebt Windelband hervor, daß der Rückgriff auf das Unbewußte in der Psychologie nur dann erlaubt sei, wenn die Annahme physischer Zustände und Verhältnisse zur Erklärung der betreffenden bewußten Erscheinungen in strikt nachweisbarer Weise nicht ausreicht. Wohl ist auch die ganze körperliche Wirklichkeit mit Einschluß des organischen Leibes für das Bewußtsein unbewußt, indessen ist gerade dieses physisch (besser „physiologisch" Unbewußte nicht gemeint, wenn von der psychologischen Hypothese des Unbewußten die Rede ist. „Vielmehr muß in jedem besonderen Falle durchaus nachgewiesen werden, daß zur Erklärung der bewußten Zustände die Annahme des unbewußt Physischen nicht ausreicht, ehe man dazu schreiten darf, von unbewußten seelischen Zuständen oder Tätigkeiten auch nur hypothetisch zu reden." Diese Forderung ist von Hartmann selbst überall in aller nur wünschenswerten Weise erfüllt worden, ganz besonders auch in seinem „Grundriß der Psychologie" (1908); der Vorwurf, den man ihm in dieser Beziehung vielfach gemacht hat, ist demnach unberechtigt und beruht nur auf un-

genauer Kenntnis seiner Werke. Auch Windelband führt ein Beispiel an, nämlich die sog. „unbewußten Schlüsse“, sowie die „Lokalzeichen“, wo ihm den Rückgang auf das psychisch Unbewußte nicht gefordert scheint, und gibt zu bedenken, „ob nicht die Annahme eines psychophysischen Mechanismus hier gerade so weit zur Erklärung führt, wie bei der Lehre von der einfachen Empfindung. Wie dort nämlich an die einzelne Nervenerregung ohne alle analytische Beziehung rein synthetisch die besondere Empfindung als die psychische Begleiterscheinung gesetzmäßig gebunden ist, ebenso gehört in dem psychophysischen Mechanismus zu dem komplexen Gebilde sensibler und motorischer Erregungszustände der tastenden Hand oder des in die Ferne tastenden Auges gesetzmäßig die Vorstellung bestimmter räumlicher Verhältnisse.“ Dazu ist zu bemerken, daß hiermit keine Erklärung gegeben, sondern nur der einfache Verzicht auf eine solche ausgesprochen ist. Tatsächlich ist, wie Hartmann gezeigt hat, die Qualität, ebenso wie die Räumlichkeit, eine Kategorie, deren Anwendung auf einen bestimmten Bewußtseinsinhalt (Empfindung oder Gefühl) sich nach logischer Gesetzmäßigkeit vollzieht. Nun ist aber die Funktionsweise der Kategorien auch nach Windelband, wie wir sehen werden, eine unbewußt psychische Tätigkeit. Es besteht daher auch gar kein Grund, die Entstehung der sog. einfachen Empfindung, die als solche doch qualitativ bestimmt ist, sowie der Raumanschauung auf die bloße Annahme eines psychophysischen Mechanismus zurückzuführen und die Annahme unbewußter Schlüsse bei ihrem Zustandekommen abzuweisen, da es sich doch in jedem Falle um eine logische Operation von rein unbewußter Beschaffenheit handelt. Wenn die früher so beliebte Theorie der „unbewußten Schlüsse“ neuerdings in Mißkredit gekommen ist, so wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil ihr Urheber, der tonangebende Psychologe der Gegenwart, Wundt, das Seelische nur als Bewußtes gelten läßt, Wundt aber, wohl um Mißverständnisse abzuwehren, auf jene Annahme verzichtet hat, die ihn in so enge Berührung zur Philosophie des Unbewußten zu bringen schien, nachdem Hartmann sich dieselbe im Interesse seines Unbewußten zu eigen gemacht hatte.

Ist hiernach das Unbewußte in der psychologischen Hypothese durchaus nur als ein seelisch Unbewußtes aufzufassen, so scheint diese Hypothese nach Windelband vorauszusetzen, „daß die seelischen Inhalte Gegenstand der psychischen Funktion mit der Verschiedenheit sein können, wonach diese Funktion entweder in bewußter oder in unbewußter Tätigkeit sich daran entfaltet“. Ob nicht alle seelische

„Funktion“ als solche notwendig unbewußt und das Bewußtsein nur eine passive Erscheinung der unbewußt psychischen Tätigkeit ist, diese Frage legt Windelband sich nicht vor. Wir werden aber sehen, daß auch nach seiner eigenen Auffassung konsequenterweise nichts übrig bleibt, was sich mit Recht als Bewußtseins„funktion“ bezeichnen ließe.

Welche Veranlassung haben wir nun also, ein unbewußt Psychisches anzunehmen?

Die Grundtatsache für die Anwendung der Hypothese des Unbewußten findet Windelband in dem Zustande des erinnerbaren Vorstellungsinhalts in der Zwischenzeit zwischen seinem ersten Auftreten im Bewußtsein und seiner, sei es einmaligen, sei es mehrmaligen, Reproduktion darin. Was sind unsere Erinnerungen in den Zeiten, wo wir nicht an sie denken? Worin besteht unser Gedächtnisschatz in der Zwischenzeit, wo wir ihn nicht im Bewußtsein haben? In den physischen „Spuren“ oder „Dispositionen“ des Gehirns, in den Ganglienzellen der grauen Substanz und ihren Verbindungen, antwortet die große Mehrzahl der heutigen Psychologen. Und auch Windelband ist der Ansicht, daß, solange es sich nur um das „ruhende oder passive Unbewußte“ des Gedächtnisses handelt, man nötigenfalls mit diesem physisch (physiologisch) Unbewußten im Gehirn auskommen könne, wenngleich er sich nicht verhehlt, daß schon hier die Verbindungen zwischen den einzelnen Bestandteilen des Gedächtnisses recht schwer zu überwindende Schwierigkeiten bereiten. Denn auch diese beharren und sind die Bedingungen für die gemeinsame Reproduktion der einzelnen reproduzierbaren Inhalte. Man müsse, meint er, annehmen, daß bei jeder Wahrnehmung, die eine solche Verbindung zwischen verschieden lokalisierten Momenten in unserm Gehirne herstellt, die entsprechende Verbindung im Falle der Reproduktion physisch neu entsteht. „Wie das geschehen und was es bedeuten soll, ist freilich auf keine Weise und durch keine noch so kühne Phantasie auszudenken. Allein die Grenzen unserer Kenntnis der unendlich feinen Struktur des Gehirns verbieten als ein asylum ignorantiae auch hier, von einer Unmöglichkeit zu sprechen.“

Nun genügt aber offenbar die bloße Annahme solcher rein materiellen Lagerungsverhältnisse der Atome und Moleküle unseres Gehirns für sich allein noch keineswegs, um auch nur das von Windelband sog. „ruhende Unbewußte“ des Gedächtnisses zu erklären. Zum mindesten muß vorausgesetzt werden, daß dem Erre-

gungszustande derartiger Spuren auch gewisse Vorstellungen, Empfindungen und Gefühle in den niederen Gehirnzentren korrespondieren, die als solche erst das eigentliche Material der entsprechenden Erinnerungsvorstellungen im Großhirnbewußtsein darstellen; man müßte denn etwa mit dem Materialismus annehmen, daß die bloße Bewegung von Gehirnbestandteilen das Großhirnbewußtsein hervorbringen könne. Damit wäre dann der Gedächtnisschatz insofern also doch auf ein psychisch, wenn auch freilich nur relativ, in bezug auf das Großhirnbewußtsein Unbewußtes zurückgeführt. Hierzu kommt nun aber, daß, die Annahme von materiellen „Verbindungen" im Gehirn vorausgesetzt, diese die Vereinigung der diskreten Bestandstücke unserer Erinnerungsvorstellungen höchstens nur erleichtern, aber sie nicht selbst zustande bringen können, da nicht einzusehen ist, wie auf rein mechanischem Wege die Synthesis ihrer Empfindungselemente zu Vorstellungen zustande kommen sollte. Es muß folglich auch beim sog. mechanischen Gedächtnis, das sich auf äußere, mehr oder minder zufällige Gehirnzusammenhänge stützt, die Wirksamkeit der Kategorien, zum mindesten derjenigen der Empfindung und Anschauung (Qualität, Intensität, Räumlichkeit, Zeitlichkeit) hinzukommen, um auch nur die einfachste Erinnerungsvorstellung im Großhirnbewußtsein zu ermöglichen. Diese aber weist auf ein absolut Unbewußtes von psychischer Beschaffenheit hin, womit dann also auch das „ruhende Unbewußte des Gedächtnisses" auf ein psychisch Unbewußtes zurückgeführt ist.

Das gibt übrigens Windelband selbst im Hinblick auf die tatsächliche Reproduktion des unbewußten Gedächtnisschatzes zu: „sie vollzieht sich nach allen möglichen Arten der Assoziation, und diese bestehen nicht nur in räumlichen und zeitlichen Berührungen, sondern in allen Formen sachlicher und sinnvoller Zusammengehörigkeit. Und in diesen letzteren Formen ist die Reproduktion niemals aus den physischen Spuren zu erklären, für die es kein anderes Prinzip der Anordnung und des Zusammenhangs geben kann, als das räumliche Verhältnis der Lokalisation im Gehirn. Die raumlosen Beziehungen, worin der überwiegende Teil des Zusammenhangs zwischen den miteinander beharrenden und reproduzierbaren Momenten des Seelenlebens besteht, verlangen eine andere Art ihrer Wirklichkeit zwischen den verschiedenen Momenten ihrer Bewußtwerdung, und diese kann dann keine andere sein als die der unbewußten seelischen Existenz." Insbesondere zeigt, von anderem abgesehen, unser Vorstellungsleben in allen seinen schöpferischen

Tätigkeiten diese stetige Mitwirkung des aktiv Unbewußten. Wie dies Volkelt im dritten Bande seiner Aesthetik getan hat, wird auch von Windelband das Unbewußte der künstlerischen und wissenschaftlichen Schöpfertätigkeit wieder stark hervorgehoben. „Wer redet oder schreibt, der hat im Bewußtsein den dominierenden Inhalt dessen, was ihm zu erzeugen vorschwebt; aber alles Besondere, dessen er dazu bedarf, muß ihm, von der bewußten Absicht gerufen, dann doch aus dem unbewußten Bestande seiner Vorstellungsinhalte zufließen. Wir könnten über diesen ganzen Bestand nicht mit der mehr oder minder vollkommenen Sicherheit verfügen, wie es tatsächlich geschieht, wenn diese nur in träger Ruhe beharrte und nicht mit seiner Aktivität an dem Ablauf unserer bewußten Tätigkeit beteiligt wäre. Dies Ineinander bewußter und unbewußter Funktionen ist nun aber nur dadurch möglich, daß das, was wir unser Gedächtnis nennen, nicht bloß ein zusammengekehrter Haufen von einzelnen beharrenden Momenten ist, sondern vielmehr **ein nach Sinn und Verstand geordnetes** System (!), und dies System ist aus der bloß räumlichen Anlage der Spuren im Gehirn wiederum niemals zu begreifen."

So glaubt sich also Windelband der Annahme des psychisch Unbewußten mit Rücksicht auf die Tatsachen des Gedächtnisses nicht entziehen zu dürfen. Man sollte meinen, daß er damit ganz und gar auf den Standpunkt Hartmanns hinübergetreten wäre. Dies ist jedoch, genau besehen, nicht der Fall. Schon das muß uns stutzig machen, daß er die Tatsachen des Gedächtnisses in der Reproduktion „durch die Annahme der psychischen Existenz unbewußt beharrender Vorstellungsinhalte" meint erklären zu müssen. Denn damit könnten doch höchstens Bewußtseinsinhalte niederer Individualitätsstufen, die bruchstückartigen Vorstellungsbestandteile gemeint sein, die in den tieferen Teilen des Gehirns den physischen Erregungszuständen des letzteren korrespondieren, d. h. das relativ unbewußte Moment der zu reproduzierenden Vorstellungen, nicht aber jene absolut unbewußte Tätigkeit der Kategorien, die sich jener als des Materials zu ihren Synthesen bedient, da diese niemals „beharrt", sondern im gegebenen Augenblicke jeweils von neuem in Wirksamkeit tritt. Auch faßt Windelband das psychisch Unbewußte des Gedächtnisses als ein „Nichtmehrbewußtes", d. h. als ein Etwas auf, „was einmal, wenn auch noch so flüchtig, irgendwie durch unser Bewußtsein gegangen ist". Er scheint also anzunehmen, daß die einmal durchs Bewußtsein hindurchgegangenen Vorstellungen

selbst als solche in uns passiv weiterexistieren, wenn auch ohne die einstige Form des Bewußtseins. Allein das ist jene von Hartmann so entschieden bekämpfte Auseinanderreißung von Bewußtseinsform und Bewußtseinsinhalt, jene Auffassung des Unbewußten als eines „psychischen Phänomens", die man ihm selbst mißverständlicherweise so häufig in die Schuhe geschoben, und die vor allem dazu beigetragen hat, sein Unbewußtes bei den Forschern in Mißkredit zu bringen. Je weniger die Psychologen sich auch in Zukunft zu dieser Auffassung werden bekennen können, ein um so größeres Interesse haben wir daran, diesen unnatürlichen und unmöglichen Begriff des psychisch Unbewußten abzuwehren, wie er u. a. auch in der Psychologie von Beneke und Ebbinghaus unter dem Namen der „geistigen Spuren" sein Unwesen treibt. Alle einmal durchs Bewußtsein hindurchgegangene Vorstellung kann nur entweder als relativ unbewußte in niederen Zentren des Gehirns fortexistieren, oder aber sie kann als solche überhaupt nicht existieren, sondern muß in jedem Falle durch die absolut unbewußte psychische Tätigkeit aus ihren bewußten Elementen mit Zuhilfenahme von deren materiellen Bedingungen im Gehirne neu erzeugt werden Ein unbewußtes psychisches Phänomen im anderen als relativen Sinne wäre ein Bewußtseinsinhalt ohne die Form des Bewußtseins — ein hölzernes Eisen, das in keiner Wissenschaft eine Stelle hat. Ein solches unbewußtes psychisches Phänomen könnte aber auch gar nicht als aktiv, lebendig und schöpferisch angesehen werden, wie Windelband dies vom psychisch Unbewußten behauptet, sondern wäre nur ein passiver Widerschein der materiellen Gehirnerregung und könnte daher auch das Unbewußte der schöpferischen Tätigkeit nicht erklären. Schöpferisch und aktiv im wahren Sinne kann nur das absolut Unbewußte sein, das ebenso hinter den psychischen Phänomenen wie hinter der materiellen Erregung steht und sich dieser nur bedient, um im gegebenen Augenblick in zweckvoll kategorialer Tätigkeit aus ihnen die Erinnerungsvorstellungen und künstlerischen Intuitionen zu gestalten und dem Großhirnbewußtsein zu vermitteln. Dieses aber ist ein absolut Unbewußtes, das allein im eigentlichen Sinne seelisch Unbewußte, das schon Kant und Schelling als den Urquell der schöpferischen Tätigkeit erkannt haben, und dessen Anerkennung sich schließlich auch Windelband, wie wir sehen werden, nicht entziehen kann.

Zwar die sog. petites perceptions des Leibniz, die in unserem ursprünglich bewußten Lebensinhalt implicite enthalten sind, ohne

als solche unmittelbar apperzipiert zu werden, und auf deren Vorhandensein der Unterschied der klaren und deutlichen Vorstellungen beruht, sind bloße unterschwellige Komponenten der überschwelligen Empfindungen und gehören als solche dem Gebiete des relativ Unbewußten an. Wohl aber fallen die Kategorien, vermittelst welcher wir unsere Empfindungen verräumlichen und verzeitlichen, die Fülle des Empfundenen nach den Gesichtspunkten der Inhärenz und Kausalität gliedern, die Vorstellung von Dingen mit wechselnden Eigenschaften usw. bilden, fällt die ganze logische Struktur unseres Wahrnehmungs- und Vorstellungsinhalts, wie diese sich auch in den sprachlichen Verhältnissen des Substantivs zum Adjektiv und zum Verbum usw., sowie in den sprachlichen Verknüpfungsformen der Begriffe und Worte ausdrückt, als solche in kein Bewußtsein hinein, und zwar weder in unser eigenes unmittelbares Großhirnbewußtsein, noch in ein Unterbewußtsein, d. h. in irgendeines der in uns vorhandenen Bewußtseine niederer Individualitätsstufen. Das gesamte sog. Apriori, alle jene Zusammenhänge sachlicher Notwendigkeit, worauf das logische „Gelten" beruht, die in der mathematischen Untersuchung expliziert, und die erst von der gereiften Reflexion auf Grund der Erfahrungen mittelbar ins Bewußtsein erhoben werden, gehören einem Reiche des Unbewußten an, von dem auch Windelband zugibt, daß es sich im Verhältnis zum Bewußten als ein „Ueberbewußtes" darstelle, d. h. als etwas, „worin das Bewußtsein über sich selbst hinausdeutet zu Beziehungen und Zusammenhängen, die ihm selbst als letzte Voraussetzungen zugrunde liegen". Dies Unbewußte kann demnach auch nur als ein Unbewußtes im absoluten Sinne bezeichnet werden.

Unser Individualbewußtsein also trägt in sich eine höhere und allgemeinere Gesetzmäßigkeit, eben die der sachlichen Notwendigkeiten, die in jedem Erlebnis implicite enthalten sind, eine Gesetzmäßigkeit, welche, wie die Möglichkeit einer gegenseitigen Verständigung der Individuen durch die Sprache beweist, in allen verschiedenen Individuen identisch sein muß und im sprachlich ausgeprägten Gesamtbewußtsein der dieselbe Sprache Sprechenden seinen erfahrungsmäßigen Ausdruck findet. Freilich liegt es nach Windelband „den Gewohnheiten des empirischen Denkens" nahe, solche sachlichen Notwendigkeiten, die sich als unbewußte Bestandteile des empirischen Einzelbewußtseins mit einer in allen gleichen Gesetzmäßigkeit aufweisen lassen, auf ein „überindividuelles Bewußtsein" zu beziehen, das sich zu allen möglichen individuellen Seelen ähnlich verhalten

soll, wie das soziale Gesamtbewußtsein zum Individualbewußtsein. Indessen verwechselt er, als Neufichteaner, der das „Gelten" jener sachlichen Notwendigkeiten auf ein derartiges „Bewußtsein überhaupt", Fichtes absolutes Ich, zurückführt, seine eigene empirische Denkgewohnheit wohl mit einer Gewohnheit des empirischen Denkens überhaupt, da logischerweise gar keine Veranlassung besteht, das vorbewußte und überbewußte Unbewußte nicht auch als solches zu bezeichnen. Nur wenn es a priori feststeht, daß alles Sein Bewußt-Sein sei, kann, statt von einem Unbewußten, von einem überindividuellen Bewußtsein gesprochen werden. Im anderen Falle wäre mit der Annahme eines absolut Unbewußten der Uebergang von der Psychologie in die Metaphysik vollzogen und der rein logische und transzendentale Standpunkt aufgegeben. Dagegen aber sträubt sich Windelband und meint, zu solcher metaphysischen Ausdeutung der Hypothese des Unbewußten fehlten unserem empirischen Denken zureichende Gründe. Wir dürften eine solche Betrachtung nur als eine Analogie ansehen, mit der wir die Rätsel des logischen Geltens uns einigermaßen vorstellig zu machen versuchen. Es ist aber doch sehr die Frage, ob dem Denken damit eine größere Schwierigkeit zugemutet wird, als mit der Annahme des „Bewußtseins überhaupt", das nicht mehr eine psychologische und doch auch keine metaphysische Hypothese, d. h. weder Fisch noch Fleisch, sein soll, und bei dem es schwer fällt, sich überhaupt irgend etwas Bestimmtes zu denken. Bei Kant, Fichte, Schelling und Hegel war das „absolute Bewußtsein", wie gesagt, eine unumgängliche Annahme, um die Möglichkeit einer apodiktischen Wirklichkeitserkenntnis aufrecht zu erhalten, die jener Zeit so wertvoll erschien, daß Fichte und Schelling selbst vor dem Widerspruche eines unbewußten absoluten Bewußtseins oder eines bewußten Unbewußten im absoluten Sinne nicht zurückschreckten. Bei den Neueren hingegen entspringt dieser Widerspruch nur aus der modischen Scheu vor der Metaphysik, — als ob der vorbewußte und unbewußte Grund unseres Bewußtseins damit seine metaphysische Natur einbüßte, daß ich ihn „Bewußtsein" nenne! Diese irreführende und mißverständliche Bezeichnung ist aber schon deshalb nicht aufrecht zu erhalten, weil die Annahme eines „Bewußtseins überhaupt" als Trägers und Subjekts des „Geltens" auf jene von Kant gerügte „Subreption des hypostasierten Bewußtseins", der Verselbständigung der bloßen Form des Bewußtseins hinausläuft, die dem Satze der Immanenz mit seiner tautologischen Behauptung der unmittelbaren Zusammen-

gehörigkeit von Subjekt und Objekt oder Form und Inhalt des Bewußtseins widerspricht und weder erkenntnistheoretisch noch psychologisch zu rechtfertigen ist. (Vgl. meinen Aufsatz gegen Rickert „Der transzendentale Idealismus der Gegenwart“ und „Die Realität des Bewußtseins“ in Preuß. Jahrb. Bd. 117, Heft 2, 1904. Bd. 135, Heft 2, 1909). Damit fallen auch die Bedenken hinweg, die Windelband gegen eine monistische Ausdeutung des Begriffs des Unbewußten als der gemeinsamen Wurzel der Körperwelt und Bewußtseinswelt erhebt. Denn das Unbewußte der kategorialen Tätigkeit ist nicht „ein potentiell Bewußtes, ein nicht mehr oder noch nicht Bewußtes“, sondern es hat mit der Form des Bewußtseins als solchen überhaupt nichts zu schaffen, sondern bildet in seiner vorbewußten Aeußerungsweise den niemals selbst ins Bewußtsein aufgehenden Träger und den schöpferischen Grund alles bewußten sowohl wie alles körperlichen Daseins, jenes Hen kai Pan, das allein imstande ist, eine monistische Metaphysik zu begründen.

Die Windelbandsche Rede über die Hypothese des Unbewußten bezeichnet allem Anschein nach einen Merkstein in der Entwicklung der heutigen Philosophie. Wenn man diese Entwicklung als eine Art Repetitionskursus der so lange vernachlässigten klassischen Philosophie aus dem ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ansehen darf und Windelband selbst bereits programmatisch den Schritt von Fichte über Schelling zu Hegel vorweggenommen hat, so bezeichnet sie den Punkt des Ueberganges vom Fichteschen Ich oder absoluten Bewußtsein zu Schellings Unbewußtem. Und wenn dieser Begriff bei Windelband zwischen einem absolut Unbewußten in metaphysischem Sinne und dem transzendentallogischen Begriffe des „Bewußtseins überhaupt“ schillert und jedenfalls noch keineswegs als dasjenige anerkannt ist, was er ist, nämlich eine metaphysische Hypothese, so entspricht auch das nur dem Schillern zwischen der erkenntnistheoretischen und metaphysischen Auffassung dieses Begriffs bei Schelling. Noch ein Schritt weiter in dieser Richtung, und die Metaphysik wird neben der Erkenntnistheorie auch in der heutigen Universitätsphilosophie wieder zu ihrem Rechte kommen. Dazu ist freilich nötig, daß vorher die verschiedenen Bedeutungen des Unbewußten, das physiologische, das relativ und das absolut Unbewußte, die bei Windelband beständig durcheinanderlaufen, klar voneinander geschieden und ihr jeweiliger Geltungsbereich genauer abgegrenzt werden. Zwar hat Hartmann diese Unterscheidung bereits bis ins Einzelnste vollzogen und in seinem

posthumen „Grundriß der Psychologie", der unsern Psychologen nicht genug empfohlen werden kann, systematisch durchgeführt. Indessen ist die genauere Durcharbeitung des Begriffs des Unbewußten weiteren Kreisen, und nicht zuletzt auch unseren akademischen Psychologen, bis jetzt noch ziemlich unbekannt geblieben. Das Beispiel eines Windelband zeigt, wie sehr es hier noch an einer klaren Einsicht in die wahre Bedeutung und die Tragweite des Begriffs des Unbewußten fehlt und wieviel selbst unsere ausgezeichnetsten Philosophen in ihrem Studium der Gedanken Hartmanns nachzuholen haben.

Gottfried Kinkel im Zuchthause.

(Mitteilungen aus Archiven und Briefen.)

Von

Dr. Martin Bollert, Bibliothekdirektor in Bromberg.

1.

Der Dr. François Wille in Marienfeld bei Zürich, in dessen Hause Konrad Ferdinand Meyer mit Gottfried Kinkel zusammenkam, behauptete, Kinkel sei einen Augenblick lang, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, der berühmteste oder doch der am meisten besprochene Mann Deutschlands gewesen. Das wird der Wahrheit entsprechen.

Noch waren die Schreie der Entrüstung, der Wut, des Jammers über die Verwandlung von Kinkels Festungsstrafe in Zuchthausstrafe nicht verhallt, da drangen, kaum daß sich die Tore des Zuchthauses von Naugard am 10. Oktober des Jahres 1850 hinter dem Gefangenen geschlossen hatten, von neuem allgemein aufregende Gerüchte in die Oeffentlichkeit. Die Ostseezeitung brachte am 12. Oktober an ihrer Spitze: „Professor Gottfried Kinkel trägt in Naugard die graue Zuchthausjacke und muß spulen".

„Ist's möglich? Gott! Wüst brennt mir's im Gehirn,
Die Hände streich' ich über meine Stirn!
Mein Gottfried spulen im Verbrecherkleide?!
Derselbe Geist, der hohe Lieder sann,
Ein Knecht am Webstuhl — Jahre lang — und dann?
Vor Wahnsinn schütze Gott uns Beide!"

So rief in der Bonner Zeitung ein junger Student: Adolph Strodtmann. Varnhagen von Ense, der die Zeitungsnachricht in

---

Anmerkung der Redaktion. Der nachstehende Aufsatz, der die Fortsetzung des im Märzheft erschienenen „Kinkel vor dem Kriegsgericht" bildet, war seit mehreren Monaten gesetzt. Obwohl die Partei, der Kinkel angehörte, heute nicht mehr existiert, sondern durch Neubildungen ersetzt ist, scheuten wir uns etwas vor der Veröffentlichung, weil die Erinnerung an den Haß der Parteikämpfe, die ehedem unser Vaterland zerrissen, heute schmerzlich berühren kann. Wenn wir trotzdem den Aufsatz jetzt bringen, so geschieht es in der doppelten Erwägung, einerseits, daß es eine Freude ist, die Möglichkeit solcher Entzweiung in unserem nationalen Dasein nunmehr völlig überwunden zu sehen, dann aber auch, weil das Ergebnis des ersten wie des zweiten Artikels ist, daß aktenmäßig erhärtete Umstände an den Tag gebracht werden, die die Gehässigkeiten gegen Kinkel erheblich geringer erscheinen lassen, als man nach der Tradition glaubte.

sein Tagebuch schrieb, fügte voll Grimm hinzu: „Auf Manteuffels besonderen Befehl! Man will ihn quälen und beschimpfen! Wirkt so königliche Gnade? Will man zeigen, was von der zu halten?!“ Eine geistvolle Frau urteilte, „daß Preußens Regierung in den Augen der Reaktionärsten mit dieser Brutalität aus der Reihe der gebildeten Regierungen trete“. Die Ostseezeitung schrieb: „Unser politischer Standpunkt liegt dem poetischen Sozialismus des Herrn Kinkel sehr ferne. Aber als einfacher Arbeiter in der großen Geisteswerkstatt verehren wir in ihm einen Meister, und auch das Gefäß, dessen schönen und edlen Inhalt wir bewundern, können wir nicht verunehrt sehen ohne einen lauten Ruf der Entrüstung, der, wir hoffen es, in der ganzen unabhängigen Presse des deutschen Vaterlandes widerhallen wird.“ Am 4. November 1849 sandte der schlesische Dichter Georg Spiller von Hauenschild ein Gedicht an den Prinzen Wilhelm von Preußen, der soeben für majorenn erklärt worden war, und bat darin um seine Fürsprache bei dem königlichen Oheim für den Poeten im Kerker.

„Wohl manchen klaren Faden zog er ab und spann,
Bis ein Gewebe, licht und rein, entstanden:
Jetzt spinnt er Wolle und versiecht, ein kranker Mann,
Dem Stern' und Blumen aus dem Leben schwanden.“

In den Schaufenstern Berlins erschienen Bilder von Kinkel als Sträfling, so daß die Polizei ihre Ausstellung verbot: dergleichen rege zu sehr auf. Und noch jahrelang war das Bild von Kinkel im Zuchthause „als Monument von unserer Zeiten Schande, als ewiger Schmachfleck unserm Vaterlande“ in den besten Bürgerhäusern anzutreffen.

Die Aufregung wurde durch mancherlei Gerüchte und durch die Aeußerungen der regierungsfreundlichen Presse vermehrt. Es verlautete, die Stettiner Regierung habe eine geeignetere Beschäftigung für Kinkel gewollt; daher erhob die eine Partei die Anklage auf demokratische Gesinnungen innerhalb der Stettiner Regierung, und bei der Gegenpartei „entstand sofort die gegründete Besorgnis, daß von anderer Seite her die Absicht gehegt werde, gegen den Gefangenen sich besonderer Zuchtmittel zu bedienen“, wie denn auch später die Ansicht weit verbreitet war, „eine allerhöchste unverantwortliche Person habe sich selbst die Bestrafung des ehemaligen Theologen vorbehalten“.

Einige Zeitungen bestritten oder schwächten die Nachricht vom Spulen ab. Die Spenersche Zeitung meldete Ende Oktober, nach amtlichen Ermittlungen habe Kinkel niemals Wolle spulen müssen. Dem trat die Kölnische Zeitung entgegen, gewiß auf Johanna Kinkels Betreiben, die schon einen Brief Kinkels vom 11. Oktober in Händen hatte, in dem er geschrieben hatte: „Dies Spiel des Schicksals und der Parteiwut geht ins Wahnwitzige, daß die Hand, die der deutschen Nation den Otto Schütz schrieb, jetzt die Spule dreht." Daraufhin brachten die Frankfurter Oberpostamtszeitung und die Augsburger Allg. Zeitung unter dem 3. November die Nachricht, der Minister habe von Anfang an Schonung befohlen, namentlich auch angeordnet, daß Kinkel nicht mit mechanischen Arbeiten, sondern mit schriftlichen Arbeiten für die Strafanstalt zu beschäftigen sei. Kinkel habe sich selber für eine mechanische Arbeit entschieden. Und Mitte November meldete eine Korrespondenz aus Berlin: „Er hat ein ordentliches Zimmer und die Erlaubnis erhalten, sich darin mit Arbeiten zu beschäftigen, die seinem Geschmacke und seinen Fähigkeiten entsprechen. Seine Verpflegung erhält er aus der Küche des Direktors." — Und diese Darstellung braucht nicht eine beabsichtigte Entstellung zu sein. Zuverlässige Nachrichten über Kinkels Behandlung wurden von den wenigen, die etwas davon wußten, so geheim gehalten, daß nicht mal innerhalb der verschiedenen Ressorts des Staatsministeriums Klarheit herrschte. Als nämlich der Studiosus Strodtmann wegen des soeben erwähnten ‚Liedes vom Spulen' aus Bonn exkludiert wurde und dagegen beim Kultusminister Rekurs einlegte, billigte der Kultusminister Eichhorn jene — von ihm selber veranlaßte — Maßregel in einem Schreiben an Rektor und Senat vom 9. November 49, in dem er u. a. sagte, daß Strodtmann „aufgrund einer ohnehin nicht einmal authentischen Zeitungsnachricht" für den als Hochverräter verurteilten Kinkel Sympathien zu wecken bemüht sei. —

Diese Verschleierung war fehlerhaft. Zwar nicht die Proteste der Freunde Kinkels, aber doch die beunruhigenden Preßfehden hätten sich vermeiden lassen. Die „Deutsche Zeitung", die es gut mit der Regierung meinte, urteilte über all dieses Hin und Her: „Die Sache ist von Anfang an verkehrt angefangen und, wie so vieles, ganz geeignet, gerade den böseſten Schein auf die Regierung zu werfen, wo sie den Willen hatte, gut zu handeln". — —

Wie stand es nun in Wirklichkeit damit? Es ist heute allbekannt, daß Kinkel von Anfang an in Naugard Wolle spulen

mußte, wie wir denn überhaupt durch die Aufzeichnungen des Zuchthausdirektors Schnuchel, welche Heinrich von Poschinger veröffentlicht hat, über Kinkels Aufenthalt in Naugard gut unterrichtet sind. Aber ist alles nach Recht und Gesetz dabei zugegangen, oder hatte der Minister Manteuffel etwas zu verheimlichen?

Die folgenden Veröffentlichungen aus den Akten des Ministeriums des Innern (aufbewahrt im Geh. Staats-Archiv) werden zeigen, daß von einer Unrechtmäßigkeit bei der Behandlung Kinkels nicht gesprochen werden darf, daß aber die Unsicherheit der öffentlichen Berichterstattung verschuldet ist durch die Unsicherheit und Unstimmigkeit der in Betracht kommenden Behörden.

Nachdem das Ministerium sich soeben — nicht zur Zufriedenheit des Volkes — aus der Verlegenheit, in die es durch das vom Generalauditoriat empfohlene Todesurteil gesetzt wurde, gezogen hatte, erwuchs ihm eine neue aus der Frage, wie Kinkel im Zuchthause beschäftigt werden solle. Unmittelbar nachdem Kinkels Bestrafung mit Zuchthaus verfügt worden war, am 28. September, stellte der Oberbefehlshaber der Operationsarmee in Baden, der Prinz von Preußen, an den Minister des Innern, Manteuffel, die Frage, ob und inwieweit dem Kinkel die Fortsetzung seiner literarischen Tätigkeit zu gestatten sei. Wie wenig Manteuffel sich darüber klar war, beweist sein Erlaß an den Zuchthausdirektor Schnuchel vom 7. Oktober: „Sollten Sie über die Art der Beschäftigung des p. Kinkel zweifelhaft sein, so erwarte ich darüber Anfrage und Vorschläge." Aber der streng rechtliche Schnuchel war gar nicht zweifelhaft gewesen; denn noch bevor diese fragende Verfügung des Ministers zu ihm gelangt war, hatte er seine Maßnahmen getroffen, über die er am 8. Oktober ganz beiläufig in einem Nebensatze berichtet: Kinkel sei in einer Isolierzelle untergebracht worden, woselbst er mit Spulen am kleinen Rade, eine seiner Körperkraft angemessene Arbeit, werde beschäftigt werden. Solcherweise war die so ungeheures Aufsehen erregende Maßregel zustande gekommen. — Der Minister sagte nicht ja und nicht nein, als er am 18. Oktober schrieb: mit Rücksicht auf die Schlußbestimmung des § 556 der Kriminalordnung*) soll Kinkel in angemessener Weise beschäftigt werden und die Strafe der körperlichen Züchtigung soll in keinem Falle gegen ihn vollstreckt werden.

*) Kriminalordnung. § 556. Die Gefangenen auf den Festungen und Zuchthäusern, welche vor ihrer Verurteilung ihr Brodt durch Handarbeit erworben haben, müssen die ihnen angewiesenen Arbeiten verrichten. Auch Personen aus den höheren Klassen können sich einer ihren Kräften und Fähigkeiten angemessenen Arbeit für den öffentlichen Fond nicht entziehen.

Manteuffel fügte seiner Unentschlossenheit in dieser ohnehin delikaten Frage noch den verwaltungstechnischen Fehler hinzu, daß er mit Schnuchel unmittelbar verhandelte unter Umgehung der dem Zuchthausdirektor vorgesetzten Behörde, der Königlichen Regierung in Stettin. Die Folgen blieben nicht aus. Die Regierung, die von dem Schriftwechsel nichts weiß, durchkreuzt ihn mit der am 17. Oktober dem Direktor gegebenen Anweisung, Kinkel mit schriftlichen Arbeiten zu beschäftigen. Schnuchel weigert sich unter Berufung auf das ministerielle Reskript. Und als von Stettin der strikte Befehl erneuert wird, der Verfügung Folge zu leisten, bleibt er unbeugsam und bittet, falls die Regierung darauf bestünde, um Aufhebung seiner persönlichen Verpflichtung für die Sicherung Kinkels. Der auf solche Weise herbeigeführte Konflikt der Verwaltungsbehörden vermehrte natürlich die Schwierigkeit der ganzen Frage und zugleich die Unklarheit der Preßberichte. Der Minister wurde nun angerufen und er wand sich am 15. November mit der Verfügung heraus: obgleich jeder Strafgefangene die Arbeit verrichten müsse, die ihm überwiesen wird, so würde, wenn Kinkel schriftliche Arbeiten dem Spulen vorzöge, diesem Wunsche gewillfahrt werden können; andernfalls würde es bei der schon getroffenen Anordnung sein Bewenden behalten müssen. Obwohl diese Aeußerung sich mehr auf Schnuchels Seite stellte, legte die Regierung sie zu ihren Gunsten aus und befahl am 21. November, daß Kinkel unverzüglich mit angemessenen schriftlichen Arbeiten beschäftigt werden solle, außer wenn er den Wunsch äußere, weiter am Spulrade zu arbeiten. Kinkel löste die Verwicklung, indem er am 26. November die überraschende Erklärung zu Protokoll gab, daß er es vorziehe, am Spulrade beschäftigt zu bleiben, da 1. bei einer leichten körperlichen Arbeit ihm wenigstens die Möglichkeit bleibe, sich frei mit seinen Gedanken zu beschäftigen, 2. tagelanges Kopieren seine Brust angreife und ihn krank mache.

Später änderten sich seine Wünsche und er wurde mit Kopierarbeiten betraut.

2.

Noch einige Mitteilungen aus den Akten über die ersten Wochen von Kinkels Aufenthalt in Naugard mögen erlaubt sein. Manche Briefe voll Teilnahme an Kinkels Los finden sich. Ein Herr von Holtzendorff auf Bruchhagen bei Greiffenberg in der Uckermark bietet mit herzlichen Worten seine Bibliothek zur Benutzung an. Ein

gewisser J. C. Heisig, Hospital-Präbendat im Kloster Gertraud zu Magdeburg, ein früherer Tuchmacher, bittet den Minister, dahin zu wirken, daß Kinkels Strafe in Landesverweisung außerhalb Europas verwandelt werden möge. Er, der Briefsteller, wolle solange K.s Stelle im Zuchthause einnehmen, bis das überseeische Konsulat dessen Ankunft außer Zweifel gesetzt habe. Der Redakteur der „Lokomotive" in Ratibor, Em. Deutsch, bietet bei ihm eingegangene Geldbeiträge zur Erleichterung von Kinkels Lage an.

Johanna, Kinkels Frau, kannte keine Müdigkeit, alle Wege zu beschreiten, auf denen sie für ihren Mann wirken zu können hoffte. So bestürmte sie mit einem Briefe den Hauptmann Patzke von der Schutzmannschaft, welcher Kinkel von Potsdam nach Stettin gebracht hatte, so auch den Direktor Schnuchel (18. Oktober):

„Der Gefangene, den Ihr Haus seit Kurzem beherbergt, zieht die Blicke von ganz Deutschland auf sich. Nur eine kleine Partei haßt und verfolgt ihn. Selbst seine entschieden politischen Gegner ehrten in ihm den redlichen offnen Charakter. Seine Dichtungen, seine Leistungen im Fache der Kunst- und Kulturgeschichte sind von wenig Lebenden überboten. Grade so wie, als sein Leben an einem Haar hing, ein Sturm von Petitionen sich für ihn erhob, so wird jetzt nicht bloß das gebildete Deutschland, sondern die Stimme aller literarischen Nobilitäten Europas sich für ihn erheben. Ein König, der selbst auf einer so hohen Stufe ästhetischer Bildung steht, wird nicht den Vandalismus so weit treiben, einen der edelsten Geister zur Maschine herabzuwürdigen. Sobald die leidenschaftliche Aufregung dieser sturmvollen Zeit vorüber ist, wird man es bereuen, einen solchen Mann der Rache des Militärs geopfert zu haben.

Bis es aber dahin kömmt, kann die Gesundheit und die geistige Elastizität Kinkels einen unheilbaren Stoß erlitten haben. Das Schicksal so mancher seiner Leidensgenossen giebt uns eine ernste Mahnung. Ich weiß, wie streng Ihre furchtbar harte Amtspflicht ist, und daß es fast kein geringres Märtyrthum ist, Andre leiden sehn zu müßen, als selbst ihre Leiden zu theilen. Aber die Erfahrungen, die ich in Carlsruhe und Rastatt machte, haben mich auch belehrt, daß die göttliche Pflicht der Menschenliebe bei Männern Ihres Standes die kleinen irdischen sogenannten Amtspflichten überwiegen kann. Wir leben leider in beständigen Conflikten in dieser furchtbar verwirrten Zeit, und im Wahne gerecht zu sein ist mancher grausam geworden.

Es steht in Ihrer Macht, die Grenze des Erlaubten und Verbotnen nicht allzu scharf zu ziehen. Z. B. wie oft ein Gefangner schreiben darf, bis zu welchem Grade der Erschöpfung sein Organismus angestrengt werden darf, bei welchem Unwohlsein ihm eine wärmere Hülle und stärkendere Kost vergönnt wird, darüber ist doch ohne Zweifel Ihr Urtheil maßgebend. Kinkel's Charakter ist der Art, daß er Leid und Krankheit verschweigt, bis er endlich zusammenbricht. Daß sein Körper im Stande wäre, eine so von seiner frühern Lage kontrastirende Lebensart lange auszuhalten, das macht er sich und uns weiß, um die Seinigen nicht in Verzweiflung zu stürzen. Welche Folgen aber sein Märtyrthum für den Staat haben kann, das ermißt derjenige leicht, welcher den eigentlichen Cultus beobachtet, der jetzt im Rheinlande mit seinem Namen getrieben wird.

Ich, seine Frau, die ihn wie einen Heiligen verehrt, will es nicht versuchen, Ihnen ein Bild seines Charakters zu geben. Sie würden meiner Liebe zuschreiben, was hier die Ansicht Aller ist, die Kinkel kennen. Ich lege einstweilen nur eins seiner Gedichte, „Otto den Schützen", mit bei, und flehe Sie an, sich eine Mußestunde zu gönnen und es zu lesen. Und dann sagen Sie sich, daß noch hunderte von Liedern, schöner als dieses, im Geiste des Dulders schlummern, und Sie werden sich gedrungen fühlen, ihm hie und da ein Blättchen Papier und einen Bleistift zu gönnen.

Es wird mir eine Linderung meines Unglücks sein, wenn ich nur etwas für ihn thun kann. Ich bitte Sie, geehrtester Herr, sobald die zu erwartende Milderung seines Schicksals eintrifft, zu veranlaßen, daß ihm alles Erlaubte, das er verlangt, besorgt wird. Jede Auslage werde ich sogleich auf das pünktlichste berichtigen. Da es indeß möglich wäre, daß irgend vorher ein Unwohlsein ihn befiele, so lege ich für die dringendste Pflege 10 Thaler diesem Briefe bei, und bitte Sie um Gottes willen, wenn Kinkel ernstlich krank werden sollte, mich benachrichtigen zu laßen, damit ich rasch zu ihm reisen kann. Seinen Mantel, wollene Strümpfe u. dgl. nehme ich mir die Freiheit nächstens an Ihre Adreße zu senden, damit Kinkel diese Dinge keinen Tag länger entbehrt als ihm verboten ist sich ihrer zu bedienen.

Ich habe nur noch die Bitte beizufügen, daß Sie diese meine Freiheit nicht misdeuten, und meinem theuern Manne eine wohlwollende Theilnahme gönnen.

Voll Hochachtung empfiehlt sich Ihnen

Johanna Kinkel.

Dem Zuchthausdirektor war mit seinem ungewöhnlichen Gefangenen auch eine ungewöhnliche Verantwortung übertragen worden. Der Gendarmerieoberst in Stettin machte aufmerksam darauf, daß Kinkel geäußert haben sollte, er wolle die Flucht aus Naugard versuchen und sich nach England begeben. Daraufhin wurde allen Gendarmen das Signalement des Gefangenen bekannt gemacht. Auch auf einen gewaltsamen Befreiungsversuch ist Schnuchel gefaßt. Sogar Wrangel vermutete einen solchen. Schnuchel veranlaßte schleunigst, daß auf der am meisten ungeschützten Nordseite der Anstalt ein Palisadenzaun errichtet wurde, stellte eine Barriere auf der Brücke zur Anstalt auf und ließ während der Nacht 20 Mann und einen Unteroffizier im Torgebäude schlafen, so daß zur ersten Abwehr 36 Mann zur Verfügung standen. Das Vertrauen des Ministers, schreibt er am 20. Oktober, werde er zu rechtfertigen wissen. Sollte er bei einem gewaltsamen Befreiungsversuche unterliegen, so werde es seine letzte Sorge sein, „daß die Anhänger des p. Kinkel denselben nur als Leiche finden werden".

3.

Am 2. Mai stand Kinkel vor dem Assisengerichte in Köln, wohin man ihn gebracht hatte, damit er sich wegen seiner Beteiligung an dem abenteuerlichen Zuge gegen das Siegburger Zeughaus verantworten sollte. Der Staatsanwalt hatte Todesstrafe beantragt. Kinkel hielt, wie Karl Schurz erzählt, eine Verteidigungsrede von so mächtigem Eindrucke, daß die Richter auf ihren erhöhten Sitzen, die Geschworenen, die dicht gedrängten Bürger im Saal, der Staatsanwalt, der die Anklage geführt, die Gendarmen, welche die Angeklagten bewachten, die Soldaten, deren Bajonette an der Türe blinkten, in Schluchzen und Tränen ausbrachen. Und als die Geschworenen ihr Nichtschuldig verkündigten, da erhob sich im Saal ein donnernder Jubelruf, der, von der draußen versammelten Volksmenge aufgenommen, in den Straßen der Stadt weithin widerhallte.

Am 11. Mai wurde Kinkel im Zuchthause zu Spandau eingeliefert, wo der Direktor Jeserich regierte. Unsere Kenntnis von Kinkels Spandauer Tagen ist nicht allzu umfangreich, so daß es lohnend erscheint, einige der wichtigsten Stücke aus den Akten und aus ungedruckten Briefen bekannt zu machen.

„So ist denn wieder einmal vorläufig alles verloren! schreibt Adolph Strodtmann an Johanna am 17. Mai*). Man hat Kinkel

*) Ungedruckt.

Gelegenheit geben wollen, seinen stolzen Nacken zu krümmen, und er hat ihn nur um so männlicher erhoben! Jetzt lassen sie ihn das büßen, sie haben ihn nach Spandau geschleppt, um ihn einem Manne zu überliefern, der ein menschgewordener Satan sein soll! Ist es nicht das alte Inquisitionsdrama mit seinen Folterkammern und Marterbänken, die das Opfer nur verließ, um vor ein neues Verhör gezerrt zu werden! Er hat sich nicht gebeugt — die Marter beginnt wieder! Mein Spruch klingt trübe, aber Sie wissen ja, daß ich nicht trösten kann, wo mein Blut erstarrt. Ich bin ein Totenrabe, der Ihnen schon im Juli des vorigen Jahres sagte, ich wünsche Kinkel viel lieber den Mannestod, als dies qualvolle Sterben."

Johanna antwortet am 3. Juni:

„Sie werden schon gehört haben, daß ich in Spandau war, und also entschuldigen Sie, daß ich nicht rascher antwortete. Ehe ich zu den Fragen Ihres Briefes komme, theile ich Ihnen Einiges über die jetzige Sachlage mit. Was ich davon erfahren konnte, ist entsetzlich; der Genuß der freien Luft ist K. entzogen, und unsere Correspondenz gehemmt. Ich glaube, daß Ihre Ansicht über den Zuchthausdirektor richtig ist; dazu wird er noch, wie ich spürte, durch meinen Schwager Vögehold nebst Gemahlin influirt. Diese Leute wollten Kinkel in Cöln besuchen; Er wies sie ab. Das forderte natürlich eine Rachedemonstration. Auf mein Gesuch, K. zu sprechen, antwortete Direktor Jeserich, daß dem Reglement zufolge in den ersten 3 Monaten nur die nächsten Verwandten bei den Sträflingen zum Besuch vorgelaßen würden. Als ich ihm einwarf, daß die Ehefrau sich doch wohl dazu zählen dürfe, sagte Er: „Ich weiß genug von Ihnen, und bin über Ihr Inneres sehr wohl unterrichtet. Wenn selbst der Minister Ihnen den Zutritt zu Ihrem Manne gestattet, so werde Ich es nicht erlauben. Ihr Einfluß ist seinem Seelenheil schädlich. Versuchen Sie erst in Ihren Briefen, ihn zum wahren Glauben zu bekehren, und schreiben Sie ihm mehr von unserm Herrn Jesum Christum, dann will ich sehen, ob ich Ihnen gestatten kann, nach ein paar Monaten wieder zu kommen". Er tadelte es, daß Kinkel sein Loos so stoisch und heiter trage, und forderte, „er sollte zerknirscht sein, und Reue über seine Sünden zeigen". — Gegen die Conduitenlisten, die das verschwägerte Haus allenthalben über mich hinsendet, kann ich nicht ankommen. Ich habe jetzt in Berlin die Belege zu meinen Memoiren-Combinationen gefunden. Es ist alles genau, wie ich schon in Baden errieth. Sie

wollen uns unter jeder Bedingung getrennt wißen*). Zu der Zeit, als Kinkels Leben noch im Belieben des Königs stand, hat ein ehemaliger Freund K s (Theologe) einen Brief dem König ausgeliefert, worin K. (ungeduldig über den Bekehrungseifer jenes Freundes) demselben in etwas burschikosem Tone antwortete, und der Orthodoxie ein paar Hiebe gab, die grade der schwachen Seite des Königs eine Wunde beibrachten. Aehnliche schauderhafte Intriguen sind mir aufgedeckt worden. Nur ein Wunder kann uns retten, sonst ist jetzt Alles verloren. Zu den Herzen der Pietisten (die uns jetzt in der Gewalt haben) geht kein Pfad . . . .

Mit meiner Gesundheit geht's wieder leidlich, aber mein Mitleid mit des geliebten Mannes Qual ist zu einem ewigen Dorn in der Seele geworden. Die schwersten Seufzer beklemmen mir immer den Athem. Ich muß thatlos zusehen, und das ist nicht zu ertragen.

Ich drücke Ihnen die treue Hand.

Johanna Kinkel."

Johanna sandte leidenschaftliche und verzweifelte Klagen über ihres Mannes Los nach allen Seiten. Die Presse hallte wider von ihrem Jammer. „In Spandau war Kinkels Schicksal ein über alle Maßen gräßliches. Seine Feinde schäumten vor Wut über sein Kölner Auftreten. Der König wollte seine Namen aus keinem Munde, der ihn für ihn sprach, hören, selbst aus dem Bettinas nicht. Die Peinigungen, die der Dichter jetzt erlitt, waren teuflisch."**)

Auch die Fürsprache einflußreicher Personen suchte Johanna wieder nach. Der konservative Professor von Henning in Berlin, mit dessen Frau und Töchtern sie eine herzliche Freundschaft verband***), erhielt von ihr am 29. Juli folgenden Brief.

Verehrtester Freund!

Bei meiner Rückkehr von Berlin fand ich eine Maße gehäufter Geschäfte vor: ich wollte erst das dringendste abthun, und dann mit gesammelter Stimmung Ihnen brieflich nochmals meinen Dank für die freundliche Aufnahme aussprechen, die mir so sehr wohlgethan hatte. Die Nachrichten aus Spandau, die bittrer und bittrer

---

*) Vgl. M. Bollert, Kinkels Kämpfe bis zur Revolution. Bonn 1913. S. 149.

**) So heißt es in dem unten erwähnten Buche: König und Dichter.

***) Vgl. Preuß. Jahrb. Band 97. 1899. von Henning ist übrigens der Großvater des Herausgebers dieser Jahrbücher.

lauteten, verstimmten mich täglich mehr, und nur mit höchster Anstrengung stemme ich mich jetzt noch vor dem Untersinken in meinem Gram. Anstatt also, wie ich vorhatte, Ihnen den Beweis zu liefern, daß die Treue langjähriger Freunde mir einige Linderung gewährt und mich über mein Elend auf Momente hinausgehoben hätte, komme ich mit neuen Klagen und Bitten.

Sie haben mir zwar mit etwas herber Aufrichtigkeit neulich gesagt, daß ein zum Rebellen gewordner Profeßor nach Ihrer Ansicht wirklich den Tod verdiene. Ich erinn're Sie hier nur an den außerordentlichen Fall, daß mein Mann mit vielen Tausenden auf gleicher Stufe der Strafbarkeit nach unsern jetzt herrschenden Gesetzen stand, und Sie sind zu human, daß Sie die letzte Consequenz Ihrer Ansicht: ein allgemeines Blutbad, wirklich ausgeführt sehen möchten.

Sollte nun aber Kinkel, weil man ihn nicht erschießen wollte oder durfte, zu einem langsamen 1000fach qualvollern Tode verurteilt werden? War nicht Gefangenschaft hart genug, und mußte die raffinirte Qual eines Zuchthauses hinzugefügt werden? Die wenigsten Menschen kennen aus genauer Beschreibung das Zuchthausleben, oder haben es einmal gründlich durchdacht, welch ein Maß von Grausamkeit dazu gehört, einen gebildeten, denkenden und feinfühlenden Menschen der Behörde einer solchen Strafanstalt Preis zu geben.

Sie sagten mir auf unserm letzten Spaziergange, daß Sie zweifelten, ob meine Ansicht über Kinkels Behandlung die allgemeine sei und daß wohl nur seine Anhänger entrüstet darüber seien. Ich kann Sie mit Wahrhaftigkeit versichern, daß Kinkels ärgste Gegner, wenn von seiner Strafe die Rede ist, sich nur damit helfen, daß sie sie ableugnen. Keiner sucht das Ministerium zu entschuldigen, sondern sie behaupten einfach, Kinkel werde mit aller seiner Bildungsstufe gebührenden Rücksicht behandelt, und es sei eine Verleumdung der Demokraten, daß er spulen müsse. Nur die fanatischsten Pfaffen machen eine Ausnahme, und diese sind es ja, die heimlich sogar gegen das Ministerium schlimmer und tückischer intriguieren, als die Demokratie je offen dasselbe angriff. Die überwiegende Mehrzahl des Volkes, der Kernbürgerschaft und der Gebildeten empfinden Kinkels Loos als eine offene Wunde, und hoffen von Tag zu Tage auf eine Milderung desselben. Während in öffentlichen Blättern Unwahrheiten zur Beschwichtigung der vorherrschenden Stimmung über Kinkels Zustand verbreitet werden, ist mir bei

Verlust der Korrespondenz verboten, aus Kinkels Briefen (der einzig richtigen Quelle) die Wahrheit zu veröffentlichen. Sie fühlen gewiß, wie verzweifelt meine Lage ist, indem ich Kinkel zu Grunde gehen sehe, ohne einen lauten Aufruf zu seiner Rettung wagen zu dürfen. Sein letzter Brief verräth mir, daß seine Gesundheit schon zerstört ist. Er kann von der ungeeigneten Kost, die er erhält, nicht mehr soviel herabzwingen, als zur Erhaltung seiner Lebenskraft nöthig ist. Mehreres war durch die Censurstriche der Behörde für mich unleserlich gemacht. Sie werden wissen, daß Spandau nur die schwersten Verbrecher (den Abschaum der Hauptstadt) aufnimmt: dies wirkt auf alle Einrichtungen, auf den Ton, den die Aufseher sich erlauben dürfen rc. rc. Wie wollen Sie, selbst von Ihrem streng royalistischen Standpunkt aus, es entschuldigen, daß man eine solche Umgebung für Kinkel expreß aussucht? Ist es eines beglückten Siegers würdig, anstatt den Besiegten unschädlich zu machen, in so kleinlicher Weise sich an ihm zu rächen?

Ihre gepriesenen Minister sind ja selbst Familienväter, und mögen doch eine Ahnung davon haben, was ein Mann getrennt von den Seinen leidet. Es kann auf Erden kein inniger beglückendes Familienleben geben, als das unsre war. So leidet schon deßhalb Kinkel unsäglich schwerer als jene Ausgestoßenen der Gesellschaft, die nie ihr Herz in Liebe an die ihrigen feßelten, mit denen man ihn auf eine Stufe setzt. Soll ich Sie nun noch daran mahnen, wie der Hungertod des Geistes thut, und daß dies Zerreiben einer geistigen Kraft, der die Nahrung entzogen ist, zum Wahnsinn führen muß?

Neulich sagte mir Jemand, der in England häufig die Gefängniße besucht hatte: allen Erfahrungen zufolge richte die Isolirhaft spätestens in 1 und 1/2 Jahren auch die stärkste Natur zu Grunde. Jetzt ist Kinkel schon 1 Jahr lang gefangen. In Naugard durfte er täglich in freier Luft spazieren gehen und wöchentlich an mich schreiben. Dies ist ihm beides jetzt genommen, und nur noch einmal im Monat erhalte ich Nachricht von ihm. Ich kenne sein Wesen so genau, daß ich aus seiner Schrift entnehmen kann, wie er von Stufe zu Stufe sinkt und fast schon völlig geknickt ist. Sein letzter Brief raubte mir alle Faßung. Mein Vater, der sich im wahren Wortssinn zu Tode grämt, hat den demüthigsten Brief an den Direktor Jeserich geschrieben, und ihn angefleht, doch Kinkel wieder in alter Weise die wöchentliche Correspondenz zu gestatten. Wir haben keine Antwort erhalten. Der Befehl dieses Mannes,

daß ich Kinkel nur von Jesum Christum schreiben solle, hat völlig meine Feder gelähmt. Es ist mir nicht möglich, so an meinen Mann zu schreiben, daß es Hrn. Jeserich befriedigt. Alles was uns zu besprechen Bedürfniß ist, ist entweder verboten, oder ist derart, daß man es in einem kontrolierten Briefe nicht profaniren mag; also bin ich auf die geistlosesten Mittheilungen beschränkt, die ich keiner Kafeedame zur Unterhaltung anbieten möchte.

Dieser Zustand ist tödtlich für beide Theile, und das letzte Resultat deßelben ist so entsetzlich, daß ich oft denke, schon aus Klugheit sollten diejenigen es vermeiden, in deren Macht es steht, die öffentliche Meinung zu befriedigen.

Ihre Fürsprache hilft gewiß mehr, als wenn ich selber, von Schmerz und Leidenschaft aufgeregt, eine Bittschrift wage. Ich bitte Sie, theuerster Freund, reden Sie noch einmal für uns, und versuchen Sie zu erreichen, daß man entweder Kinkels Strafe in Verbannung oder in gewöhnliche Staatsgefangenschaft umwandelt.

Falls man Kinkel nach Amerika entließe, so wäre er bereit, sein Ehrenwort zu geben, daß er Europa nie wieder betreten, auch sich dort aller und jeder politischen Thätigkeit enthalten wolle. Er, der in der schwierigsten Lage seines Lebens stets seine Ueberzeugung offen aussprach, würde gewiß nicht zu dem Verdacht Anlaß geben, daß er nur um loszukommen dies Versprechen gemacht habe, um es später zu brechen.

Wenn die Regierung auf diese Strafumwandlung nicht eingehen will, so stellen Sie doch dem Minister vor, wie unverhältnißmäßig hart es ist, einen Gelehrten und an feinere Lebensart von Jugend auf gewohnten Mann durch eine Beschäftigung zu Grunde zu richten, die dem Nichtdenkenden schon Strafe ist. Man beschäftigt jeden gemeinen Verbrecher in seinem eigenthümlichen Fach, wenn er irgendwie ein nützliches Handwerk versteht. Streben Sie wenigstens zu erreichen, daß Kinkel humanere Vorgesetzte erhält, daß er sich selbst beköstigen und mit literarischen Arbeiten beschäftigen darf. — Verzeihen Sie mir, daß ich mich immer und immer wieder an Sie wende. Meine andern Freunde haben entweder keinen Muth oder keinen Zutritt in den Kreisen, wo es gilt, für K. zu wirken. Sie dürfen am ehesten mit Wärme für ihn auftreten, weil blos die Menschlichkeit Sie treibt und Jeder wohl weiß, daß Sie kein politischer Gegner sind.

Ich bitte sehr, daß Sie, wenn Sie selbst nicht Zeit haben, durch Ihre Kinder mich in ein paar Zeilen benachrichtigen laßen,

was Sie zu thun gedenken. Meine herzlichsten Grüße der lieben Emilie und allen Kindern.

Ihre ergebene Johanna Kinkel.

Professor von Henning hat sich den Bitten Johannas nicht entzogen, sondern dem Minister Manteuffel ihr Schreiben zugestellt. Dieser richtete daraufhin am 15. August ein Handschreiben an den Zuchthausdirektor in Spandau:

Das s. l. rem. anliegende Schreiben ist von Frau Kinkel an Profeßor v. Henning gerichtet, welcher es mir zugestellt hat.

Ew: Wohlgeboren ersuche ich über den Inhalt (die Punkte auf die es ankommt brauche ich nicht näher zu bezeichnen) Sich gegen mich zu äußern.

Mir und dem Staat könnte es nur erwünscht sein, wenn Kinkel auswanderte, aber zur Zeit scheint die schwere aber immerhin wichtige Pflicht der Strafvollstreckung noch dem Walten der Gnade entgegen zu stehn.

Ist Kinkels Geistes- oder Körper-Zustand wirklich Bedenken erregend? Jeden Falls will ich über den Gegenstand mit Sr. Majestät sprechen und bitte mir dazu bald genügendes Material zu liefern.

Die Bitte, Sich streng an der Wahrheit zu halten, selbst wenn sie ungünstig klingen sollte, brauche ich nicht hinzuzufügen.

Ganz ergebenst

Manteuffel,
Minister des Innern.

Der Aufforderung des Ministers kam Jeserich am 17. August nach mit einem eingehenden Berichte, der sowohl um seines Tatsachengehaltes als um der daraus hervorschauenden Charakterfigur des Zuchthausdirektorswillen interessant ist. Der oberflächliche Eindruck des Berichtes ist nicht so unsympathisch; die Festigkeit seiner Ueberzeugungen nimmt für den Verfasser zunächst ein, wenn er auch mit seinem Eifer und seiner Engherzigkeit hier und da Lächeln erregen mag. Der Mann kennt nur zwei Tugenden: unbestechlich reaktionär und einwandlos rechtgläubig zu sein, und als entsprechende Laster: demokratische Gesinnung und Unglauben; nach diesen Kriterien wird der Charakter eines Menschen beurteilt, nach ihnen wird die Erziehung der Gefangenen angelegt. Aber vertieft man sich näher in den Bericht, so gewahrt man eine Reihe von Eigenschaften an dem Verfasser, die Johannas Sorgen zu rechtfertigen scheinen. Er ist

der inferiore Mensch, der sich der Macht über einen ihm ausgelieferten überlegenen Gegner erfreut und der voller Wut und Hohn gegen die Feindin ist, bis zu der seine Macht nicht reicht. Er ist gespreizt, selbstgefällig, unduldsam, hämisch. Er richtet versteckte Angriffe auf den Kollegen in Naugard. Daß Johanna nicht zu ihrem Manne gelassen wurde, war eine unnötige und grausame Quälerei. Für seine geistige Höhenlage ist es kein gutes Zeugnis, wie er Johannas Briefe, die oft so fein und schön sind, bewertet. Wenn ein Zuchthausdirektor einem früheren gelehrten Theologen „eine gewisse Schriftkenntnis" zuerkennt, das ist albern. Kinkel, der stramm stehen muß vor dem Vorgesetzten, wird in der Unterhaltung nichts geschenkt; er wird genötigt, aus seinen Predigten vorzulesen; man hat das Gefühl, daß Kinkel einer systematischen Quälerei nur deshalb entgangen ist, weil seine Selbstbeherrschung und seine Anpassungsfähigkeit dem Direktor keine Betätigung erlaubten.

Bericht des Dir. Jeserich an den Minister des Innern vom 17. August 1850.

Auf den Befehl vom 14. d. M. zur Aeußerung über ein von der verehelichten Kinkel an den Professor von Henning gerichtetes Schreiben, spreche er sich im Folgenden der Wahrheit gemäß aus.

„Der p. Kinckel kam am 11. Mai cr. hier an im Hochmuthsgefühl über den durch seine vor dem Cöllner Schwurgericht gehaltene Vertheidigungsrede errungenen Sieg, wo ihm eine gottlose, verblendete Menge Weihrauch gestreut und unbeschreiblichen Jubel bereitet hatte. Daß die Einkleidung des Kinckel in die Haustracht, wozu auch das Abnehmen des großen Bartes und das Verschneiden des langen Haupthaares, gehörte, einen demüthigenden Eindruck auf ihn gemacht hat, ist zu glauben; aber eine Demüthigung der Art war ihm, dem Sieger von Cölln, der in Naugard den Eindruck einer strengen Zuchthaushaft nicht erfahren hatte, nur heilsam, abgesehen davon, daß die hiesige Hausordnung, sollte nicht Ungerechtigkeit gegen die übrigen Gefangenen begangen werden, dem Kinckel diese Demüthigung nicht erlassen konnte. Streng abgesondert von den übrigen Gefangenen mußte der Kinckel schon nach dem mir gewordenen hohen Befehl von Hause aus werden, es wäre dies aber auch ohnehin geschehen, weil ein durch und durch demokratisch gesinnter Gefangener, wie es Kinckel ist, als der ärgste Verführer zum Excediren gegen Zucht und Ordnung angesehen werden muß. Von seiner Isolirzelle (oder richtiger Zimmer) die 20 Fuß tief, 8 Fuß

breit und 9½ Fuß hoch ist, und durch zweckmäßige Ventilation zu jeder Zeit mit reiner Luft erfüllt werden kann, sagt Kinckel selber, daß sie weit besser als die frühere Naugarder sei.

In diesem Lokal ist derselbe vom Tage seiner Einlieferung ab mit leichter reinlicher Spularbeit beschäftigt worden, wie er sie in Naugard früher verrichtet hat, und das war nothwendig, einmal um den Kinckel erst die sogenannte Schule durchmachen zu lassen, damit er desto dankbarer die bessere Beschäftigung hinnähme*); dann aber auch, um ihn erst näher kennen zu lernen, da es immer gewagt ist, einen Gefangenen, zumal einen Kinckel, von vorn herein mit schriftlichen Arbeiten zu beschäftigen und ihm damit Schreibmaterial in die Hände zu geben. In einer mit ihm vorgestern stattgehabten Unterredung hat er nun dringend gebeten, auf seinem Zimmer mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt zu werden, und diesem Wunsche soll zum 1. September genügt werden. Er hat ein mäßiges Arbeitspensum, erschwingt einen wöchentlichen, wenn auch nicht bedeutenden Ueberverdienst und gewinnt dabei des Tages noch mehrere Stunden Muße, die er zu seiner geistigen Erholung mit Lectüre ausfüllt. Die von ihm gewünschten Bücher sind ihm aus seiner Bibliothek zugelassen worden, so weit solche nach der Hausordnung nicht verpönt sind, und er ist in dieser Beziehung völlig zufrieden gestellt und kann es auch sein.

Was des Kinckel Verpflegung anlangt, so genießt er die Gesundenkost, wie sie der Speiseetat hier gewährt, die zur Sättigung ausreichend ist. Außerdem wird ihm der wöchentlich von ihm erworbene Ueberverdienst, in der Regel 1 Sg. 10 Pf. betragend, ganz belassen, wofür er sich nach eigener Wahl die nach dem Reglement erlaubten Artikel beschaffen kann. Alle 14 Tage wird ihm aus seinem Depositalvermögen der Ankauf von Extra-Lebensmitteln als: Butter, Weißbrot, Schinken, Hering, Wurst, Obst, Bier pp. gestattet**), und es kann hiernach mit voller Wahrheit behauptet werden, daß der Kinckel keinen Hunger leidet, worüber sich derselbe auch hier nie beschwert hat.

Anlangend seine Erholungsgänge, so hält er solche täglich von 1 bis ½2 Uhr auf einem hellen, von frischer Luft durchströmten, 80 Fuß langen, 9½ Fuß breiten und 9½ Fuß hohen Corridor ab, so daß er auch bei dem übelsten Wetter, wo die übrigen Gefangenen

*) Mußte in jedem neuen Zuchthause die Schule von neuem beginnen?
**) Etwa alle 2 Wochen wurde für ungefähr 1,60 Mk. für ihn gekauft.

darauf verzichten müssen, diese Erholung genießt. Alle Sonnabend wird ihm ein kaltes Bad gewährt, nach welchem er ½ Stunde und an den Sonntagen Abends gegen ¾ Stunden auf dem Hofe spazieren geht. Täglich zwei Stunden zum Erholungsgange, wie ihm dieß in Naugard gestattet worden sein soll, können ihm hier nicht gewährt werden, das lassen die ganzen Verhältnisse der Anstalt nicht zu, und es ist auch das, was ihm hier an Erholungsgang gewährt wird, vollkommen ausreichend zur Erhaltung seiner Gesundheit. Kann ihm später mehr gewährt werden, so soll dieß geschehen*). Daß die Gesundheit des Kinckel in Folge seiner jetzigen Behandlung nicht leidet, davon habe ich mich erst vorgestern überzeugt, wo ich mit demselben eine länger denn einstündige Unterredung hatte. Ich fand ihn dem Geiste nach frisch und kräftig, seine leibliche Gesundheit in gutem Zustand, so daß er nicht die mindeste Klage über seinen Gesundheitszustand äußerte und mich nur bat, ihn mit Schreiberei zu beschäftigen. Daß der Kinckel nicht so voll und rund, nicht so strotzend und kräftig an leiblicher Gesundheit mehr ist, als er es vielleicht draußen unter der üppigen Pflege seiner bis zur Vernarrtheit in ihn verliebten Gattin gewesen, wo er von einem Banquett- und Zweckessen zum andern gewandert ist, das soll nicht bestritten werden; aber es liegt überhaupt in der Natur der Gefangenschaft, daß sie auch bei der üppigsten Verpflegung nicht nährt wie die Freiheit, sondern zehrt, um so mehr, wenn eine starke Sehnsucht nach Freiheit die Seelen- und Geisteskräfte anregt. So weit ist es mit dem Kinckel aber noch nicht gekommen und darum sein Geistes- und Körperzustand noch keineswegs Bedauern erregend, wie das jeder wahrheitsliebende Arzt, der seinen Gesundheitszustand zu untersuchen hatte, betheuern könnte. Allerdings sehnt er sich stark nach Weib und Kind, und das ist erklärbar und verzeihlich; aber er besitzt auch eine starke Portion guten Humors, der ihn für jetzt noch trägt und hält. Ob indeß dieser Quell, der aus dem Brunnen des lebendigen Wassers nicht gespeist wird, noch lange anhalten werde, ist eine andere Frage, darüber die Folgezeit entscheiden wird. Während seiner länger denn dreimonatlichen Haft ist der Kinckel zwei Tage etwas unwohl gewesen, wie er selbst sagt, an einer Art Grippe, während welchen Unwohlseins er nach Möglichkeit geschont worden ist. Die Beamten können sich nicht so schonen.

*) Hiernach scheint die überaus geringe Zumessung von freier Luft doch nicht unumgänglich gewesen zu sein.

Gleich bei seiner Einlieferung, wo der Kinckel mancherlei Bitten zu äußern hatte, wurde demselben die Zusicherung gegeben, daß er alle 4 Wochen an seine Ehefrau schreiben dürfe, während Letztere dieß so oft es ihr beliebe, thun könne. Hätte ich die alles Maß überschreitende Schreibseligkeit dieser Frau vorher gekannt, so würde ich auch ihr in ihrer Correspondenz Schranken gesetzt haben. Denn fast regelmäßig alle 3 Tage kommt von ihr ein Brief von bedeutendem Umfange hier an, dem nicht selten noch ein oder der andere Brief von Freunden oder Freundinnen beiliegt, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß mir das Durchsehen dieser Correspondencen manche Stunde wegnimmt*). Der bisherigen Correspondence zwischen beiden Ehegatten habe ich wenig oder gar keine Hinderniße durch ängstliche Censur in den Weg gelegt, nur einigemale war ich Gewissenshalber gezwungen, kurze Stellen zu streichen, und nur einmal habe ich der Frau einen Brief, der viel Ungehöriges enthielt, mit einigen warnenden Zeilen zurückgeschickt. Die Frau hat sich gar wenig im Zügel, ist fast immer in leidenschaftlicher Aufregung, und Leidenschaft macht bekanntlich blind gegen die Wahrheit. Da ist es denn dienlich, daß solcher Frau ab und zu mit Festigkeit entgegengetreten wird, daß sie wieder nüchtern werde . . ."

Nur über Politik zu korrespondieren habe er verboten.

. . . „Ich will es gern glauben, daß es der politischen Wühlerin gar sauer angekommen sein mag, den lieben Gatten nicht mit politischen Nachrichten füttern zu dürfen. Auch das habe ich der Frau streng aufgegeben, von den Correspondencen ihres Mannes nichts zu veröffentlichen, und dieser, der weit verständiger als jene darin ist, hat selber sie dringend gebeten, keinen Mißbrauch von dem Inhalte seiner Briefe zu machen. Wären ihr diese Winke nicht gegeben, sie hätte ihrer grenzenlosen Eitelkeit nicht widerstehen können, von dem unglücklichen „Märtyrer" zu veröffentlichen, was es irgend bekannt zu machen gab, damit nur der Gefeierte in der Erinnerung seines Anhangs desto länger erhalten werde.

*) Man vergleiche damit, was Poschinger (Kinkels Haft in Naugard. 1901) unter dem 14. Nov. von dem Direktor Schnuchel berichtet: Bei einer Unterredung sagte der Direktor zu Kinkel, daß ihn die Correspondenz, welche er mit seiner Frau unterhalte, sehr interessiere; Kinkel fragte, aus welchem Grunde, worauf der Direktor erwiderte, daß diesen Schriftwechsel ein ganz anderer Geist durchwehe, als dies bei Briefen der Fall sei, welche von anderen Gefangenen, die gleichfalls den höheren Ständen angehörten, geschrieben würden.

Kaum war Kinckel hier 14 Tage in Haft, als auch schon seine Gattin erschien und einen Hauptsturm auf mich unternahm. Von jeher daran gewöhnt, durch Beredsamkeit und durch weit über den Werth taxierte Gelehrsamkeit gegen sanguinische Männer Süd-Deutschlands leichten Sieg zu erringen, versuchte sie ihre Künste auch gegen mich. Aber sie stieß auf einen zähen Märker, dem es mit der Muttermilch eingetränkt ist: für König und Vaterland das Leben gern zu lassen. Fast eine Stunde währte die Unterhaltung mit dieser Frau. Ruhig und schweigsam hörte ich sie fast eine halbe Stunde an, wobei ich mich ganz in ihre traurige Lage versetzte; dann ergriff ich das Wort, knüpfte an ihre gewöhnte Offenheit und Aufrichtigkeit an und schilderte nun unumwunden das scheusliche Verbrechen ihres Mannes, daß er noch härtere Strafe verdient habe, als er jetzt büße, und daß sie selber nicht geringe Mitschuld an diesem Verbrechen trage, weil sie es verabsäumt habe, den Mann verständig zu leiten und demselben eine bessere Lebensrichtung zu geben. Erinnerte sie ernstlich daran, daß sie mittelst Correspondancen noch jetzt auf den kläglichen Seelenzustand des Mannes bessernd einwirken möge, und ich that dieß, da sie sich ihres christlichen Glaubens und ihrer besonderen Sittlichkeit rühmte. Die wiederholt erbetene Unterredung mit ihrem Manne wurde, als nach den Hausgesetzen nicht zulässig, entschieden abgelehnt. — Die Frau stutzte anfangs, als sie in mir so gar keine Sympathie für ihren Mann vorfand, sie stutzte noch mehr, als sie von mir erfuhr, daß in keinem der hiesigen Anstaltsbeamten eine derartige Sympathie anzutreffen sei. Entschiedene Wahrheiten, wenn schon in aller Ruhe und Liebe ausgesprochen, hat die Frau allerdings von mir vernommen, aber sie scheint sie nicht beherzigt zu haben, vielmehr nur ihre grobe Eitelkeit, die sie durch kahle Phrasen zu verdecken stets bemüht ist, verletzt worden zu sein [so!]. Ein sich in ihrer Eitelkeit verletzt fühlendes Weib aber wird bitter, gehässig, und das ist denn auch bei der Kinckel in Beziehung auf mich der Fall. Das spricht sich in allen ihren bisher an mich gerichteten Briefen aus, denen ich nichts als Schweigen oder, wenn geantwortet werden muß, eine ruhige Antwort entgegensetze. Bitten auf Bitten hat die ungestüme und zudringliche Frau auszusprechen, denen bei allem guten Willen nicht immer Erfüllung gewährt werden kann, während ihr Ehemann selber selten und bescheiden bittet und für das Geringste sich dankbar erweiset. Die Frau weiß sehr wohl, daß ihr Mann mit keinem der hiesigen Unteraufseher in Verkehr kommt, und

nur von Oberbeamten, deren Gesinnung ehrenwerth ist, besucht wird, und doch fabelt sie in ihrem Briefe von roher Behandlung, die jenem zu Theil wird. Ich spreche es mit gutem Grunde aus, daß keiner der hiesigen Beamten von so trauriger Gesinnung ist wie diese Frau, die entschieden in einem unseeligen Atheismus steckt und nur von einem großen Weltgeist zu schwatzen weiß, der ihr wie grauer Nebel unter den Händen zerfließt, und von ihm weder im Leben noch im Sterben Trost und Hülfe zu erwarten hat [so!]. Darum ist sie ohne Geduld, ohne Hoffnung, ohne Ruhe und Ergebung. Ich versichere in aller Ehrerbietigkeit, daß Kinckel hier von jedem Beamten, der mit ihm in Berührung kommt, mit der schonendsten Rücksicht behandelt wird, und er selber hat gegen mich nie eine Beschwerde über schonungslose Behandlung angebracht. In Naugard wurde derselbe geduzt, hier wird er mit Sie angeredet. In Naugard mag dieser und jener Beamte sich mit ihm in Gespräche eingelassen haben, hier geschieht dieß mit Ausnahme des Anstaltsgeistlichen und des Unterzeichneten allerdings nicht, nur der dienstliche Tact wird beobachtet, wie es die Hausordnung vorschreibt, und das möchte für den Kinckel etwas drückend sein, kann aber nicht geändert werden.

Was endlich das bisherige Verhalten des Kinckel, seine Gesinnung, sein Hoffen und Wünschen für die Zukunft anlangt, so hat sich derselbe von Anfang an sehr bescheiden, fügsam und genügsam bewiesen, und zwar gegen jeden Beamten, der bisher mit ihm in Verkehr gekommen; die strenge Befolgung der Hausgesetze hat er sich zur besonderen Aufgabe gestellt; er zeigt ein dankbares Gemüth und ist nicht gereizt, wenn ihm Bitten nicht erfüllt werden können.

Dem sonntäglichen Gottesdienste hat er hier noch nie beigewohnt, hat auch noch nie ein Verlangen darnach geäußert, im Gegentheil nur Abneigung; gezwungen dazu wird er nicht. Versorgt ist er in seiner Zelle mit Bibel, Gesangbuch und Catechismus; ob er darin viel liest, möchte zu bezweifeln sein, doch theilte er mir einmal mit, daß er im Catechismus gelesen, was ich absichtlich überhörte, um nicht etwa Heuchelei aufkommen zu lassen. Der Anstaltsgeistliche hat den Kinckel erst einmal gesprochen, ihn schroff, kalt und hochmüthig gefunden und später keine Freudigkeit verspürt, den Besuch zu wiederholen, bis er verlangt werde. Kinckel aber hat bis jetzt keinen Wunsch der Art ausgesprochen, und Wohlthaten sollen Keinem aufgedrungen werden. Ich selber besuche den Kinckel öfter, dann in der Regel auf längere Zeit, und es scheint mir so, als ob

er mich zuweilen nicht ungern sehe, obschon ihm bei der Unterhaltung nichts geschenkt wird. Nach den ersten Wochen seiner Haft hatte ich mit ihm eine länger denn zweistündige Unterredung, in welcher es zum entschiedenen Aussprechen über seine Lebensverhältnisse kam. Erfreulich war es mir, daß er hierbei nicht in Erbitterung gerieth, obschon ich ihm, gezwungen, herbe Wahrheiten sagte. Diese Unterredung war mir in vielfacher Beziehung höchst interessant, denn Kinckel deckte ohne Rückhalt (wie er denn überhaupt sehr offen ist) die Beschaffenheit seines ganzen innern Menschen auf und ließ mich tiefe Blicke in seinen Seelenzustand thun, der mich mit tiefem Schmerz erfüllte, weil sich hierbei der schwere Abfall des Kinckel von Gott und Seinem heiligen Wort so recht zu Tage legte, und doch kann er immer noch nicht ganz loskommen von einem persönlichen Gott, immer noch hängt er, wenn auch nur mit einem seidenen Fädchen, an demselben. Immerfort verwickelt er sich in Widersprüche, und weist man ihn darauf hin, dann provocirt man einen Trotz bei ihm, der nun gewaltsam los sein will von Allem, was nach einem dreieinigen Gott nur einigermaßen schmeckt. Ich erinnerte ihn an eine frühere Zeit, in der es mit seiner christlichen Gesinnung um vieles besser gestanden, legte ihm die damals von ihm gehaltenen Predigten vor, ließ ihn selber ein köstliches Gebet daraus vorlesen, was er jedoch mit so viel Kälte, Gleichgültigkeit und auf eine solche Weise that, daß er es kundgeben wollte, wie das Alles aus der Vergangenheit herrühre, die ihm jetzt nichts mehr gelte. „Denn durch das Studium der Kirchengeschichte sei er zu seinen jetzigen religiösen Ansichten gelangt“, so schloß er. Er behauptet zwar, ein Pantheist zu sein, ist aber, nach seinen Aeußerungen, in der That ein Atheist. In spätern Unterredungen mit ihm überzeugte ich mich mehr und mehr, daß diesem stolzen Geiste so ohne Weiteres mit dem Schriftworte nicht beizukommen war, denn mangelt ihm auch eine gewisse Schriftkenntniß nicht, so ist ihm doch das tiefere Verständnis ganz verschlossen. Daher suchte ich ihm Bücher zu empfehlen, die ihn zum Quell der ewigen Wahrheit nach und nach hinleiten konnten. „Der Spiegel der Natur“ von von Schubert und die Geschichte der Reformation von Ranke, die ich ihm empfohlen, las er, nebenher auch die köstlichen Erzählungen von von Schubert. Jene beiden Bücher haben ihn sehr angesprochen, insbesondere die Rankesche Reformationsgeschichte, die er nicht hoch genug preisen kann, und von der er mir wiederholentlich eingestanden, daß ihm dieß Buch in seiner Haft unendliche Erquickung

gewähre. Mag es ihm Gott zu großem Seegen gereichen lassen, und daß diese Lectüre schon jetzt einen günstigen Einfluß auf das innere Leben des Kinckel geübt hat, ist nicht zu verkennen. In einem seiner letzten Briefe schreibt er seiner Frau, wie er seinen Geburtstag (er fiel auf einen Sonntag) im Kerker verlebt, und sagt unter Anderm, daß er die Augsburgische Confession gleich früh Morgens zu lesen angefangen und sich daran höchlichst erquickt habe. Leider finden dergleiche Mittheilungen bei seiner Ehefrau, die, nebenbei bemerkt, inbetreff der Gesinnung von weit geringerem Werthe ist, keinen Anklang. Die Sehnsucht des Kinckel nach Erlösung aus seiner Gefangenschaft ist allerdings groß, hat sich jedoch in letzterer Zeit etwas gemildert. Nur einen zweiten Geburtstag möchte er im Kerker nicht erleben, das ist sein heißester Wunsch.

In den Unterredungen mit ihm, wenn ihm das Herz recht weit und offen wird, erinnert er sich zuweilen der früheren Jahre und Lebensverhältnisse, der Stolz tritt dann auf Augenblicke zurück, und es entschlüpfen ihm dann Aeußerungen wie: „Ja, wäre ich unter Eichhorn's Ministerium als Professor im Kunstfach an der Berliner Universität angestellt worden mit Burckhardt (aus der Schweiz) zusammen, wie es beabsichtigt war, vielleicht stände es mit mir anders". „Ich bedaure, daß ich Rankes Schüler nicht gewesen bin, wer weiß, wie ganz anders es mit mir gekommen wäre". In einzelnen seiner Briefe hat er den dringenden Wunsch, nach Amerika auszuwandern unter der Bedingung seiner Freilassung ausgesprochen und meint, daß er im äußersten Winkel der Erde, im Lande der Eskimos oder in den Steppen Afrikas, gern leben wollte, wenn er nur mit Weib und Kindern zusammen sein könnte. Und so weit ich den Kinckel kennen gelernt, möchte eine gründliche Heilung seines innern Menschen noch am ehesten in Amerika erlangt werden, in dem Lande, das viele als ein Paradies ersehnen, und in dem doch so Manche schon bitter enttäuscht worden sind. Kinckel muß noch durch manche heiße Trübsal gehen, wenn es mit ihm zur gründlichen Besinnung kommen soll, und die geträumten Paradiesäpfel Amerikas möchte er sicherlich recht bald als arge Sodomsäpfel erkennen. So lange er an der Seite seiner Frau in Deutschland weilt, wird nichts Gutes aus ihm: die eitele ehrsüchtige Frau, die den Gatten als Idol anbetet, und fort und fort der Eitelkeit, dem Stolze und dem Ehrgeize desselben reichliche Nahrung zu reichen versteht, ist und bleibt die Verführerin für ihn. Auch sie muß in den Schmelztiegel noch

größerer äußerer Noth und Trübsal gebracht werden, und der wird auch für sie in Amerika ohne Zweifel bereit stehen*).

Aber jetzt, nur jetzt noch nicht muß dem Kinckel Begnadigung widerfahren. Er hat viel gefrevelt, viel gesündigt, als Professor dreifach mehr verbrochen in Vergleich zu andern ähnlichen Frevlern. Jahrelang hat er vom Lehrstuhl herunter in die jungen Seelen hineindocirt, was zu ihrem Verderben gereicht — ist also ein Seelenverführer und Verderber. Seine Missethat ist groß, es muß dieser auch die Strafe angemessen sein. Die in Naugard von dem Kinckel bereits verbüßte Strafe kann hier füglich nicht in Betracht kommen. Hier büßt er erst seit etwas über ¼ Jahr die Freiheitsstrafe, wobei ihm in Vergleich zu den übrigen Gefangenen, viel Rücksicht und Erleichterung zu Theil wird, sie ihm also nicht so schwer als jenen fallen kann — und doch ist er ein arger Hochverräther. Das Schwert der Obrigkeit, zumal gegen politische Verbrecher, ist ohnehin in unserer Zeit so stumpf und schartig geworden, daß man täglich davor erschrecken möchte. Mindestens ein volles Jahr muß Kinckel seinen frevelhaften Uebermut hier büßen, dann möge seine Ausweisung nach Amerika erfolgen unter der Bedingung der Fortsetzung der erlassenen Strafe, wenn er sich beikommen lasse, nach Deutschland zurückzukehren. Das ist meine wie des Anstaltsgeistlichen Ansicht; ich habe sie unumwunden ausgesprochen, und Euer Excellenz werden meine Freimüthigkeit gnädigst verzeihen, denn es gilt hier einer sehr wichtigen Angelegenheit. Durch die längere Haft des Kinckel wirkt die Strafe für ihn um so eindrücklicher und nachhaltiger, und will er sich später nicht vor Gott fürchten, so wird er doch die äußern Folgen mehr scheuen und folglich die Gewalt der Obrigkeit auf Erden mehr respectiren lernen, es ihm auch um so weniger in den Sinn kommen, nach Deutschland zurückzukehren, wenn er in Amerika, wie zu erwarten, das geträumte Eldorado nicht finden sollte. Aber auch in der Erinnerung seines gottlosen Anhangs wird der Kinckel mehr und mehr verblassen, wenn er noch länger in Haft bleibt — und das ist kein geringer Gewinn. Wandert er dann später aus, so werden die Sympathien für ihn geringer und er bald aus der Erinnerung gänzlich geschwunden sein.

Sollte indeß die Gesundheit des Kinckel durch eine längere Haft in der That angegriffen werden, wie das jetzt noch gar nicht der

*) Ein gräßliches System frömmelnder Heilspädagogik.

Fall ist, so werde ich nicht verfehlen Euer Excellenz darüber der Wahrheit gemäß unterthänigst Bericht zu erstatten . . .

Der Strafanstaltsdirector

Jeserich.

Dieser Bericht wurde auch dem Könige vorgelegt. Seine Aeußerung darüber ist bemerkenswert. Der Kabinettsrat Markus von Niebuhr schreibt an Manteuffel am 23. September: Der König habe den Bericht des Strafanst.-Dir. Jeserich über Kinkel mit dem größten Interesse vernommen, habe sich jedoch sofort dahin ausgesprochen, daß Allerhöchstdieselben nicht gesonnen seien, dem p. Kinckel bereits nach Ablauf Eines Jahres die Auswanderung zu gestatten, da er noch ganz anders gedemüthigt werden müsse als bisher geschehen.

Sucht man nach einem klaren Einblick in Kinkels Lage, so wird man sich weder an die leidenschaftlich sorgenvolle Gattin noch an den selbstgefällig schönfärbenden Zuchthausdirektor halten dürfen, sondern Kinkel selber hören müssen. Es zeigt sich dabei, daß Johanna manches zu schwarz gemalt hatte, daß aber doch der schwere Druck der strengen Strafe tiefschmerzlich von Kinkel empfunden wurde.

Er schrieb im Juni, als Jeserich seiner Frau den Zutritt zu ihm verweigert hatte, an diese:

Die christlichen Märtyrer seien im Kerker ungehindert von Freunden, Schülern, Verwandten besucht worden, ebenso Sokrates und Johannes der Täufer, „und von Christi Kreuz trieb kein Kriegsknecht die Mutter hinweg; . . . daß man das Weib, das nach Christi Vorschrift ihren gefangenen Mann mit ihrem Kuß und ihrer Treue aufzurichten kommt, in einer schrecklichen Phase seines Duldens fernhält, das ist historisch neu. Gefangene besuchen zählt die Kirche unter die Werke der Barmherzigkeit, der christliche Staat verbietet es in seiner Hausordnung."

Am 8. Juli schrieb er an Auguste Heinrich, die treue Bonner Freundin: „Das kann ich Ihnen versichern, daß ich meine Gesundheit noch nicht erschüttert fühle und auch im geistigen Leben durch die jahrelange Haft noch keine Schwächung erlitten habe." Und im August an die baltische Baronin Maria von Bruiningk, die mit großen Summen das Werk seiner Befreiung unterstützte:*) „Ich beginne diese Antwort in der besten Stimmung, die es hier giebt:

*) Vgl. Hermann Baron Bruiningk, Das Geschlecht von Bruiningk in Livland. Riga 1913. S. 251 ff.

soeben habe ich am schönsten warmen Sommerabend einen Spaziergang im Hofe gemacht, zwischen Reseda und Weinlaub, das voll von schweren Trauben hängt. Der Himmel war so blau und weit aufgeschlagen, und einzelne kleine Wolken segelten hoch und langsam vorüber. Sie hören's also: noch hier in diesem Norden reift die Traube, und hier auch in Spandau gibt es erquickende Augenblicke aus der allerfreuenden Hand der Natur. — Nachdem der erste, allerdings bittere Eindruck der veränderten Gefangenschaft überwunden ist, trage ich mit Fassung, was ja für später mir wohl Rosen bringen wird." — Am 15. September schildert er derselben Frau seine Lage: er empfinde die Abschreibearbeit als Erleichterung. „Auch körperlich befinde ich mich gesund; in der Seele wird freilich bei längerer Dauer der Haft immer schwerer den geistigen Schwung oder wenigstens die elastische Schwungkraft sich zu erhalten. Das Gefühl ist wie ein Magnet: es verliert seine Kraft, wenn es nicht Menschen liebend an sich ziehen kann."

Die Spannkraft scheint ihm mit der Dauer der Einkerkerung zu erlahmen. Verzweifelt klingt es, was er am 13. Oktober an Auguste Heinrich schreibt: „Entehrt, wirkungslos, leibeigen — lassen Sie jeden dieser Begriffe sich in seiner ganzen Schärfe vor Ihrem Geiste krystallisiren und wenden Sie dann jeden, einzeln, auf mein Wesen an, wie Sie dies Wesen seit 15 Jahren kennen, so ahnen Sie, was ich leide . . . Der furchtbare Schmerz, mit dem ich besonders an meine Kinder denke, zerrüttet mir oft selbst die Möglichkeit freien klaren Forschens, und ich fühle gleichsam Stellen der Seele, wo es wie Vermoderung beginnt".*)

Vier Wochen später wurde er von Carl Schurz mit einer der romantischsten Taten des Jahrhunderts aus dem Kerker geholt.

* * *

Literatur.

Betsy Meyer, C. F. Meyer. 2. Auflage. Berlin 1903. S 5. ff.

König und Dichter. Stimmen der Zeit. Ein Kinkel-Album. Stuttgart und Wildbad 1851.

Dieses ziemlich seltene und wenig bekannte Buch bietet eine ergiebige Materialsammlung zu Kinkels Lebensgeschichte während seiner Gefangenschaft: Aeußerungen von Zeitgenossen in Prosa und Vers, auch Briefe und Aufsätze Kinkels. Es hat

*) Die Aufzeichnungen von Moritz Wiggers über Kinkels Schilderungen seiner Spandauer Zeit (Gartenlaube 1863) bedürfen starker Korrektur, sei es, daß Wiggers' Gedächtnis das vor 7 Jahren Gehörte nicht bis zur Niederschrift genau bewahrt hat, sei es daß Kinkeln nach dem ersten guten Mittagbrote zu Warnemünde in der Freiheit die Zunge durchgegangen ist.

Aehnlichkeit mit Strodtmanns Kinkelwerk (1850 und 1851), als dessen Fortsetzung es gelten könnte. Meine Vermutung, daß Strodtmann der Verfasser ist, wurde noch durch einen Brief Strodtmanns an Johanna Kinkel vom 17. Mai 1850 bestärkt*): „Ich habe jetzt wieder einen neuen Plan, von dem ich mir einiges, wenn auch immer nicht genug verspreche. Wie wäre es, wenn ich die besten Aufsätze, Gedichte usw. von hochgeschätzten Männern aller Parteien in ein Büchlein zusammenstellte, und das unter alles Volk, in alle Salons, in die Hofzirkel wanderte. Stahr, Hauenschild, Dr. Nolten, die Westdeutsche Zeitung, die Augsb. Allgem u. a. haben schon recht gute Sachen geliefert. Ich würde mich dann privatim an Freiligrath, Meißner, Arndt, Daumer, Marmier, Dulon, den dänischen Dichter Carsten Hauch, vielleicht auch an Victor Hugo, Lamartine, Bettina, Geibel, ferner an Titus Ullrich, Kühne, Kolb, Anastasius Grün, Prutz, Herwegh und viele andere wenden, die mir Beiträge liefern sollten. Ich selbst werde folgendes Gedicht vielleicht dazu geben, an das sich noch ein kleiner Cyclus anschließen sollte. (Vielleicht könnte man das Ganze dem König von Preußen dediciren.) „Nun sitzt er wieder bleich und kummervoll." Daß dieser Plan das tiefste Geheimniß bleiben muß, versteht sich von selbst. Ich würde meinen Namen als Herausgeber nicht auf das Titelblatt setzen. Das Buch soll ein Blitz sein, der aus der Wolke herabfährt, — von Wem er geschleudert wird, ist gleichgültig! Er ist da, er ist von „Gott", wenn Sie wollen, er schmettert plötzlich in den Kram des Gesindels hinein, und sie müssen doch ihr Haus retten!" Obwohl also das genannte Buch diesem Plane ziemlich genau entspricht, so ist doch Strodtmann nicht der Verfasser. Wie mir nämlich die Buchhandlung Gustav Fock in Leipzig, welche als Nr. 1083 ihres Katalogs 420 das Handexemplar Strodtmanns von diesem Buche angeboten hat, freundlichst mitteilt, hat Strodtmann eigenhändig auf den Titel geschrieben: von W. Zimmermann. Ueber Wilhelm Zimmermann vgl. Allg. d. Biogr. Bd. 45. S. 299.

K. A. Varnhagen von Ense, Tagebücher. Hamburg 1861—1870: 13. Oktober 1849; 4. Nov. 1849.

Friedrich Althaus, Erinnerungen an G. Kinkel. In: Nord und Süd. Band 24, 1883.

Heinr. v. Poschinger, Gottfr. Kinkels sechsmonatliche Haft im Zuchthause zu Naugard. Hamburg 1901.

Aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. Mit einen Briefe Gottfr. Kinkels. Mitgeteilt von J. K. In: Der Zeitgeist. 1909. Nr. 36 vom 6. September.

Erinnerungen an Gottfr. Kinkel. Aus den hinterlassenen Papieren des Dresdener Hofschauspielers Friedrich Wilhelm Porth. In: Frankfurter Zeitung v. 1. Dezember 1910.

R. S.: Gottfr. Kinkel. In: Vossische Zeitung v. 13. November 1907.

---

*) Aus dem handschriftlich in der Universitätsbibliothek zu Bonn vorhandenen Briefwechsel zwischen Strodtmann und Johanna.

Stand und Aufgaben der mitteliranischen Forschung.

Von

Rudolf Clemens.

Unter den Kulturen des vorderen Orients darf auch die iranische ein Interesse in Anspruch nehmen, das über das rein philologische oder historische des Fachgelehrten hinausgeht. Wohl besaßen wir, dank der mannigfachen Berührungen der Perser mit den beiden uns vertrautesten Völkern des Altertums, schon lange reichere Nachrichten über sie als etwa über die Egypter, Babylonier und Inder, aber die einheimischen Quellen für Religion, Geschichte und das eigentliche Geistesleben der Iranier wurden uns, wie für jene Völker, erst in den letzten 150 Jahren erschlossen. Drei Taten waren es vornehmlich, welche die Wege in dieses Gebiet bahnten: die Entdeckung des Awesta, die Entzifferung der altpersischen Keilinschriften und die Auffindung der Manuskriptfragmente von Turfân.

Ueber die Namen Iran und Persien sei bemerkt, daß der erstere der bei weitem umfassendere ist; zum iranischen Gebiete gehören außer dem heutigen persischen Reiche noch Afghanistan, Belutschistan und der größte Teil von Russisch-Turkestan, mit Merv, Chiwa, Buchara und Samarkand. Unter „Persien" versteht man zunächst nur die Provinz im Südwesten des heutigen Reiches (mit Schirâs), Persis bei den Griechen, Fârs heutzutage benannt. Der Gebrauch des Namens für das ganze Reich geht auf die Griechen zurück, die es nach dem herrschenden Stamme so benannten.

I.

Den entscheidenden Schritt in der Entzifferung der altpersischen Felsinschriften, von denen man schon durch neuere

Reisen wußte und deren Kopien man besaß, tat der Göttinger Oberlehrer Grotefend im Jahre 1802. Durch eine bewunderungswürdige Kombination, ohne bedeutende iranische Sprachkenntnisse, nur geleitet durch eine von Silvestre de Sacy gelesene mittelpersische Inschrift, ermittelte er in den durch Carsten Niebuhr 1775 kopierten Texten die Namen des Darius, Xerxes und Hystaspes und bestimmte damit die ersten neun Buchstaben richtig. Unter den Inschriften der Achämenidenkönige ragt die des Darius bei Bisutûn hervor; sie schildert die Aufstände, die sich in dem der Dynastie noch nicht lange gewonnenen Weltreich nach dem Tode seines Vorgängers Kambyses erhoben, und deren Niederwerfung. Neben der persischen Inschrift befinden sich in einer zweiten und dritten Reihe Uebersetzungen desselben Textes ins Elamische (Susische) und ins Babylonische. Dies waren die Sprachen der voraufgehenden Dynastien, nämlich des aus dem susischen Gebiete stammenden Kyros und der Könige von Babylon; in der mitteliranischen Zeit werden wir einem entsprechenden Zuge wieder begegnen. — Die Hauptarbeit in der Erklärung der altpersischen Inschriften ist durch die Bemühungeu des vergangenen Jahrhunderts bereits geleistet.

Hatten aber die nicht sehr zahlreichen Keilinschriften dem Inhalte nach im wesentlichen nur für die Geschichte Ausbeute geliefert und die Berichte der abendländischen Historiker, besonders Herodots, bestätigt, ergänzt und berichtigt, so war schon 1771 der Zugang zur eigentlichen iranischen Geisteswelt geöffnet worden, als der Franzose Anquetil du Perron, nach vieljährigen Studien bei den Priestern des Zoroaster in Indien, den Zend-Awesta in einer, freilich sehr unvollkommenen Uebersetzung herausgab. Dieser Name des Buches, das richtiger Awesta (Text) heißt, ging auf ein Mißverständnis zurück, da in den mitteliranischen Schriften häufig Awesta und Zend, Text und Erklärung, nebeneinander genannt werden. Der Awesta umfaßt religiöse Lehren und Mythologie, rituelles und weltliches Gesetz, Kalender und Gebete der Zoroaster-Bekenner (Parsen), von denen jetzt nur noch ein kleiner Teil im eigentlichen Iran wohnt, während die meisten, etwa 90 000, in Indien, vornehmlich in Bombay leben. Dort haben sie vor den Verfolgungen durch den Islam schon seit vielen Jahrhunderten Schutz gefunden. Die ältesten Teile des Awesta — denn seine Entstehung hat sich über Jahrhunderte hingezogen — sind die sogenannten Ghatas, Aussprüche und Unterweisungen, in denen die später so einflußreiche Lehre von den letzten Dingen schon von

großer Bedeutung ist; sie gehen vielleicht bis auf Zoroaster bezw. seine nächsten Schüler selbst zurück und reichen damit, wenn eine Vermutung erlaubt ist, wo jeder historische Anhalt fehlt, etwa bis zum Jahre 800 hinauf. Die Sprache des Awesta, früher Zend-Sprache, jetzt gewöhnlich Awestisch genannt, ist dem Altpersischen der Keilinschriften verwandt, aber dieses stellt eine südwestiranische Mundart dar, die in der „Persis“ (Fârs) zu Hause und die Muttersprache der Achämenidenkönige war, jener einen östlichen Dialekt.

So war das Gebiet des Altiranischen erschlossen worden; das Neuiranische oder eigentlich nur die Literatur des Neupersischen (das, wiewohl nicht ohne Beimischung aus anderen Dialekten, eine Fortsetzung des Altpersischen, also eine südwestiranische Mundart darstellt), wurde durch die Bemühungen vornehmlich von Herder, Goethe*), Hammer, Görres sowie durch Rückert und den Grafen Schack dem deutschen Publikum zugänglich gemacht; aber sie war infolge ihres Zusammenhanges mit der arabischen Literatur auch vorher nicht so unbekannt gewesen wie das Altiranische; z. B. hatte der Holsteiner Olearius schon 1654 Sadis Gulistân („Persianisches Rosenthal“) übersetzt. Durch jene Männer ist der Name des großen Epikers am Beginn der neupersischen Literatur, des Firdusi, dessen 1000. Geburtstag wir in nicht allzufernen Jahren werden feiern können, jedem geläufig geworden; auch Hafis, Sâdi, Omar Chajjâm und Dschelaluddîn Rumî, in dem viele den größten Dichter der Mystik verehren, sind nicht unbekannt, wiewohl sie verdienten, noch mehr gelesen zu werden.

II.

Aber der lange Zeitraum zwischen der Zertrümmerung der Achämenidenherrschaft durch Alexander und dem Beginn der neupersischen Literatur, also von rund 300 v. Chr. bis 900 n. Chr., war und ist noch vielfach in Dunkel gehüllt, und hier liegt das an Problemen und Aufgaben so reiche Gebiet des Mitteliranischen. Ziehen wir die durch einheimische Zeugnisse fast gar nicht erhellten Jahrhunderte von der Unterwerfung Persiens unter die Araber (651) bis zur Erneuerung des iranischen Geisteslebens ab, so bleiben immer noch nahezu 1000 Jahre übrig, während deren Iran die wechselvollsten und merkwürdigsten Geschicke erfuhr.

*) Seine Noten zum west-östlichen Divan vermögen noch heute eine treffliche Einleitung in jene Poesie zu geben.

Die wichtigsten einheimischen Quellen für die mitteliranischen Sprachen und Kulturen sind von dreierlei Art: Inschriften, Bücher der Parsen, und zahlreiche Handschriftenreste, die in jüngster Zeit bei Turfan in Chinesisch-Turkestan gefunden wurden. Ueber die ersten 500 Jahre nach Alexander besitzen wir nur sehr spärliche Ueberlieferungen. Die Seleukiden, die den iranischen Teil von Alexanders Reich überkamen, wurden nach und nach von einheimischen Königen aus dem Norden Irans, den Arsakiden, verdrängt; diese „Parther"-Könige wurden erst im dritten Jahrhundert n. Chr. wieder von einem Geschlecht abgelöst, das wie die altpersischen Könige im Südwesten Irans zu Hause war, den Sassaniden (226—651).*) Die alte iranische Religion, als deren Stifter Zoroaster verehrt wird, war mit der Zertrümmerung des Reiches durch Alexander erschüttert worden und hatte durch die Seleukiden wohl keine Begünstigung erfahren; die erste Neusammlung der heiligen Schriften fand im ersten nachchristlichen Jahrhundert unter den Arsakiden statt, aber nach der glaubwürdigen Ueberlieferung der Parsen müssen viele Bücher verloren gegangen sein. Die nationale Erneuerung, die mit der Sassanidenherrschaft begann, kam auch der nationalen Religion zugute. Am Anfang dieser Zeit fand eine erneute Sammlung der heiligen Schriften statt, und etwa um 400 wurden sie aus der schwer lesbaren, die Vokale ungenügend bezeichnenden semitischen Schrift in die aus dieser entwickelte „Awestaschrift" umgeschrieben, welche eine große Menge von Zeichen besitzt.**) Man versah die Bücher auch mit einer mitteliranischen, genauer mittelpersischen (da die Sassaniden ihren Dialekt zur Reichssprache erhoben, den südwestiranischen, „persischen") Uebersetzung, und zudem entfaltete sich eine umfangreiche, hauptsächlich religiöse Literatur, aus welcher der Bundehesch (eine Kosmogonie), der Mino-Chired („Geist der Weisheit")

*) Eine zusammenfassende Darstellung der Kultur jener Zeit, soweit sie bis jetzt zu übersehen ist, gibt der dänische Gelehrte Arthur Christensen in seinem „Empire des Sassanides" (1907).

**) Es läßt sich denken, daß bei allem guten Willen hierbei zahlreiche Fehler mit unterliefen, da die Sprache des Awesta schon seit Jahrhunderten nicht mehr im lebendigen Gebrauch war; ähnlich, aber wohl besser, steht es ja mit der Vokalisierung der Texte des Alten Testaments durch die babylonischen Juden. In dieser sassanidischen Redaktion, nur noch durch weitere Fehler der Abschreiber entstellt, liegt uns der Awesta heute vor, und die Aufgabe der Awestaphilologie muß es sein, soweit als möglich seine ursprüngliche Gestalt wiederherzustellen, was nicht etwa nur für den Lautstand, sondern ebenso sehr für die Erklärung der Texte von Wichtigkeit ist. In dieser Richtung bewegen sich die Awesta-Forschungen von Andreas und Wackernagel.

und das Ardai-Virâf-Namä (die Schilderung einer Höllen- und Paradiesesfahrt) hervorragen.

Lange Zeit gab die Sprache dieser Bücher, deren erste Kenntnis uns zugleich mit der des Awesta Anquetil du Perron vermittelte, große Rätsel auf. Zwischen persischen Worten, die man mit alt- oder neuiranischen identifizieren konnte, standen semitische, merkwürdigerweise oft mit unsemitischen Anhängen, die sich erst später als iranische Endungen erwiesen. Lange Zeit glaubte man an eine Mischsprache, aber es mußte doch befremden, daß nirgends im Neuiranischen Fortsetzungen dieser semitischen „Lehnwörter" zu finden waren; die Eindringlinge hätten mit einem Male verschwunden sein müssen. Das wahre Verhältnis ist uns in dem arabischen Buche Kitâb al Fichrist (998 verfaßt) dargestellt. Dort liegt uns die auf einen gelehrten Perser des 8. Jahrhunderts, der selbst von der Religion Zoroasters zum Islam übertrat, zurückgehende Nachricht vor, daß die Parsenpriester eine Anzahl von Worten zwar persisch sprächen, aber beim Schreiben dafür andere Wörter in anderer Schrift einsetzten, die Wörter jedoch beim Lesen durch die persischen Ausdrücke wiedergäben; z. B. schrieben sie l(a)chma und sprächen nan (= Brot). Den etwa 1000 Worte umfassenden fremden Teil ihrer Sprache, der also nur geschrieben werde, nannten sie Zäwaresch. Dieser fremde Bestandteil ist nun semitisch; der Name Zäwaresch bedeutet „das zu erklärende" (nämlich durch persische Worte). Die „andere" Schrift ist die ältere „Pechlewi"schrift im Gegensatz zu der neueren Awestaschrift.*)

Die Herkunft dieser merkwürdigen Erscheinung ist folgendermaßen zu denken. Die Verwaltungssprache von Vorderasien und Aegypten unter der Herrschaft der Achämeniden war nicht das

*) Es handelt sich um „Ideogramme", ähnlich wie im Japanischen, wo die von den Chinesen herübergenommenen Schriftzeichen mit japanischen Lautwerten ausgesprochen werden; der Chinese und der Japaner können wohl miteinander korrespondieren, aber nicht reden. Der Name Ideogramm besagt, daß die Schrift nicht die Aussprache der Worte, sondern Symbole der Wortbedeutungen („Ideen", „Begriffe") darstellt; freilich können dieselben Schriftbilder, die für die eine Sprache nur ideogrammatische Bedeutung haben, falls sie aus einer fremden Sprache entlehnt sind, in jener die wirkliche Aussprache bezeichnet haben. Einige verwandte Fälle begegnen uns auch in unseren Sprachen; so, wenn wir das Zeichen & (= et) als „und" lesen, etc. (lat. et cetera) als „und so weiter", cf. (lat. confer.) als „vergleiche", oder im Englischen e. g., die Abkürzung des lateinischen exempli gratia, als for instance. Wenn die Juden den J(a)hw(e)h geschriebenen Namen Gottes stets Adonai aussprechen, so unterscheidet sich der Fall nur dadurch, daß beide Worte derselben Sprache angehören. Das mittelpersische Schriftbild gibt also nicht das Gesprochene wieder, soweit es sich um semitische Bestandteile handelt.

Persische, sondern ein westaramäischer Dialekt. Dieser hatte schon unter der assyrisch-babylonischen Herrschaft als Verkehrssprache gedient, Spuren davon lassen sich bis ins 8. Jahrhundert zurück verfolgen. Münzen und Gewichte, die persische Statthalter und Vasallen in Kleinasien ausgaben, tragen daher aramäische Aufschriften. Das Persische, das in den Keilinschriften, in einer für den Verkehr unbrauchbaren Schrift, auftritt, wurde dort gerade wegen seiner Besonderheit und als der Heimatsdialekt der sich verherrlichenden Könige gewählt; es kann bei einer Inschrift auf einem Felsen, der sich 500 Fuß steil über die Ebene erhebt, nicht auf leichte Zugänglichkeit abgesehen sein, sondern sie ist gleichsam in die Ewigkeit geschrieben.*) Jener aramäische Dialekt nahm im Gebrauche von Iraniern in seiner Wortstellung und Syntax mit der Zeit, je geläufiger er ihnen wurde, desto mehr iranischen Charakter an. Aber zuerst hatte er weder im Bau noch im Wortschatz iranische Beimischung; das Iranische war keine Sprache, die man schrieb. Die ersten Bemühungen, persische Laute mit aramäischen Buchstaben wiederzugeben, mußten bei in den Briefen und Urkunden vorkommenden Eigennamen und Titeln erfolgen; später lernte man auch andere persische Worte, etwa solche, die keine geläufige aramäische Entsprechung hatten, mit aramäischen Buchstaben schreiben; aber bezeichnenderweise behielt man gerade für die gebräuchlichsten Ausdrücke das Aramäische bei. Das in dem Kitâb al Fichrist dargestellte System muß sich allmählich ausgebildet haben: Beibehaltung der aramäischen Schreibweise, aber durchgängige persische Aussprache. Der Beweis, daß in einem größtenteils aus semitischen Wörtern bestehenden Dokument nicht aramäische Sprache mit iranischen Beimengungen, sondern ideogrammatische Schreibung des Iranischen vorliegt, wird durch die starre, unlebendige Verwendung der semitischen Bestandteile im Satzganzen und durch die angehängten iranischen Flexions- und Wortendungen geliefert; ein schönes Beispiel für das letztere ist die Schreibung amid-d(ä)r (semitisch ami, iranisch madär) für „Mutter"; auszusprechen ist madär. Während mehr als 500 Jahren, bis zum Beginn der Sassanidenzeit, schweigt die schriftliche Ueberlieferung, wenn man von einigen Münzen absieht; aber die Beamten und Priester, die Träger des Schrifttumes, müssen jenes System ausgebildet und gepflegt haben, jedenfalls tritt es uns in den ersten Sassanideninschriften vollkommen fertig vor Augen;

*) Man vergleiche etwa die Einschließung einer Urkunde in den Grundstein eines Gebäudes.

ja der unten erwähnte Papyrus von Azerbeidschân, der aus dem Jahre 13 v. Chr. datiert ist, weist es schon auf. Der Priester lehrte also den Schüler das Wort für König, das **„malkâ“** geschrieben war, als **„schâh“** aussprechen, aber das **„schâh“** gesprochene Wort mit Schriftzeichen schreiben, deren Lautwert, wenn man sie ausgesprochen hätte, **„malkâ“** gewesen sein würde. Mag auch infolge des nie ganz aufhörenden Verkehrs mit Semiten die Kenntnis des Aramäischen bei den Iraniern und speziell den Priestern nicht ganz verschwunden sein: sie reichte jedenfalls nicht hin, um die Ideogramme vor Entstellungen zu bewahren. Zudem wurde die Schrift immer flüchtiger, so daß schließlich 3 – 4 Buchstaben in einem Zeichen zusammenfielen, die Anwendung abkürzender, aber undeutlicher Buchstabenverbindungen wurde immer häufiger, und dazu kommt, daß Fehler späterer Abschreiber die Verderbnis vermehrt haben, denn uns sind nur Handschriften aus sehr später Zeit, etwa seit 1200, erhalten. So läßt sich verstehen, daß die Parsenbücher sowohl hinsichtlich ihrer semitischen wie ihrer iranischen Bestandteile manche Fehler aufweisen. Die Verzeichnisse, in welchen die Parsen die aramäischen und mittelpersischen Worte gegenüberstellten, helfen hier auch nicht viel, da sie an denselben Mängeln teilhaben. Das klassische Beispiel der Parsenverlesung ist Anhoma für Ohrmazd: sie lesen nicht einmal den Namen ihres Gottes richtig. Wir müssen also darauf ausgehen, durch Vergleich mit der übrigen Ueberlieferung die Fehler der uns überkommenen zoroastrisch-mittelpersischen Texte zu beseitigen und in ihrem semitischen wie in ihrem iranischen Teil die ursprüngliche Gestalt wieder herzustellen; dazu werden Dokumente erwünscht sein, welche die Schriftunterschiede der einzelnen Buchstaben noch nicht so sehr verwischt haben.

III.

Hier kommen uns zunächst die Inschriften zu Hilfe, die die Sassanidenkönige haben einhauen lassen; auf ihnen begegnen wir ebenso wie in den Büchern den aramäischen Ideogrammen. Diese Inschriften finden sich in der ersten Sassanidenzeit in drei oder in zwei Sprachen, später bleibt nur eine übrig. Von den dreisprachigen ist eine Reihe griechisch, damit war die Handhabe zur Entzifferung gegeben; der große Arabist Silvestre de Sacy — ihm ist auch der Westöstliche Divan gewidmet — las als erster eine kleine Inschrift, die bei Persepolis gefunden und von Carsten Niebuhr auf

seiner persischen Reise kopiert worden war. In seinen **Mémoires sur diverses Antiquités de la Perse** (1793) ist darüber Bericht erstattet. Von den Sprachen der anderen beiden Inschriftarten wurde später die eine als im wesentlichen identisch mit dem in den Parsenbüchern auftretenden südwestiranischen Dialekt bestimmt, die zweite aber stellt, wie jetzt anzunehmen ist, einen Norddialekt*) dar, mit lautlichen Abweichungen und mit etwas anderem Wortschatz sowohl im Iranischen wie in den Ideogrammen. Der Grund der Darstellung desselben Inhaltes in verschiedenen Sprachen bezw. Dialekten ist genau derselbe wie bei den altpersischen Keilinschriften: der König redet in seiner eigenen Sprache und den Sprachen der vorhergehenden Dynastien: dort altpersisch, babylonisch, elamisch, hier sassanidisches Pechlewi**), arsakidisches Pechlewi, griechisch (Sprache der Seleukiden). Auf den späteren einsprachigen Sassanideninschriften wird nur das sassanidische Pechlewi verwendet.

Die Buchstaben, in denen diese Inschriften eingehauen sind, pflegen deutlich lesbar zu sein, nur wenige fallen schon in dieser Zeit zusammen; die Schriftführung der arsakidischen Schrift ist konservativer und steifer als die der sassanidischen. Wir haben auch aus anderen Teilen Irans Zeugnisse, daß die aramäische Schrift nach den Gegenden und den verschiedenen Mundarten, für die sie angewendet wurde, etwas abweichende Gestalten annahm; aber die Unterschiede halten sich in denselben Grenzen, wie etwa die unserer Fraktur und Antiqua. Wir finden auch in den Inschriften einige Ideogramme, die in den Verzeichnissen der Parsen nicht erwähnt sind; ihre iranischen Entsprechungen müssen auf andere Weise ermittelt werden.

*) Dieser Norddialekt war außerhalb der Inschriften bisher nur noch auf Münzen der letzten Arsakiden und auf Siegelsteinen zu finden, aber wie der ganz neue Fund eines Papyrus in Azerbeidschân zeigt, ist die Möglich vorhanden, daß sich unser Blickfeld auch hier erweitert. Die Papyrus, aus dem Jahre 13 v. Chr. datiert, enthält den Vertrag über den Kauf eines Weinberges; die Sprache ist unzweifelhaft „arsakidisches Pechlewi" (s. u.); die Erklärung des merkwürdigen Dokuments hat Andreas in der Gött. G. d. Wiss. im Dezember 1913 gegeben.

**) Das Mittelpersische der Parsenbücher pflegt man Pechlewi zu nennen. Das Wort bedeutet „parthisch" (arsakidisch); so wird es auch von den arabischen Historikern zur näheren Bezeichnung des letzten Arsakidenherrschers verwendet, des Ardewân Pechlewî. Bei der speziellen Verwendung als Bezeichnung für Sprache und Schrift dürfte es sinnvollerweise nur auf die des Arsakidenreiches bezogen werden. Zu Unrecht wurde der Name auf die südwestiranische Schrift und Sprache übertragen, die der Persis angehörte wie jene dem Norden Will man das Wort für beide mitteliranische Dialekte, die in den Inschriften auftreten, beibehalten, so würde es sich empfehlen, sie als arsakidisches und sassanidisches Pechlewi zu unterscheiden.

Die Sassaniden-Inschriften harren noch einer gründlichen Erklärung, namentlich der arsakidische Dialekt, da das Material für diesen viel geringer ist. Von den schon länger bekannten ist die Inschrift von Hadschiabâd, in der Nähe von Persepolis, die interessanteste; sie berichtet von einem feierlichen Pfeilschuß, den König Schapûr, der zweite Sassanide, vor den versammelten Großen seines Reiches getan. Im Jahre 1913 ist ein umfangreiches Sprachdenkmal der Forschung gewonnen worden, von dem bisher nur sehr bruchstückhafte Aufzeichnungen durch Sir Henry Rawlinson. den auch um die Erforschung der Keilinschriften sehr verdienten englischen Offizier, bekannt geworden waren. Die Inschrift befand sich auf zwei Seiten eines quadratischen, jetzt eingestürzten Monumentes bei Pâi Kûlî, an der türkischen Grenze; durch die Entschlossenheit Ernst Herzfelds, der sie von Samarra aus aufsuchte, gelangten wir in den Besitz der Photographien und Abklatsche von etwa 100 Stücken. Auch diese Inschrift ist in den beiden Pechlewi-Dialekten abgefaßt; sie geht ganz oder großenteils auf den ersten Sassaniden, Ardeschîr, zurück und enthält zahlreiche Namen und Titel von Königen, Völkern und Beamten, auch Ahriman und die Teufel werden genannt. Die Entzifferung der einzelnen Stücke bietet keine übergroßen Schwierigkeiten, nur ist vorläufig noch nicht abzusehen, ob die Zusammenfügung und Lesung der Gesamtinschrift möglich sein wird; Professor F. C. Andreas in Göttingen ist mit der Bearbeitung der Fragmente betraut. Da es außer diesem Gelehrten kaum einen gibt, der mit sicherer paläographischer Kenntnis zu arbeiten vermöchte, müssen wir von Herzen wünschen, er möge diesen Fund und womöglich auch das seit langem vorbereitete **Corpus Inscriptionum Sassanidarum** bald ans Licht bringen.

IV.

Damit waren bis zur Auffindung der Turfân-Fragmente die direkten iranischen Quellen beinahe erschöpft; von Münzen aus der Partherzeit war nicht viel Ausbeute zu erlangen, da ihre Aufschriften zum allergrößten Teile griechisch sind; sassanidische Münzen und Siegelsteine geben auch wenig mehr als Namen, Titel und einige stehende Formeln. Freilich ist noch vieles bekannte Material genauerer Lesung bedürftig, und neue Erwerbungen bieten hin und wieder lohnende Aufschlüsse, zumal für Schrift- und Lautgeschichte.*)

*) Siehe z. B. den Bericht von Nützel-Andreas über sassanidische Goldmünzen in den „Amtl. Berichten aus den Königl. Kunstsammlungen" vom Dezember 1912.

Aber zahlreiche mitteliranische Worte haben sich als Entlehnungen in den Nachbarsprachen erhalten, besonders im Aramäischen im engeren Sinne, im Syrischen und Altarmenischen. Die zahlreichen persischen Worte in den Büchern Daniel und Esra hat Andreas im Glossar der Biblisch-Aramäischen Grammatik von Marti erklärt; viel Ausbeute gewähren auch die neuerdings in Elephantine (Egypten) gefundenen und teils von Cowley, teils von Sachau, nicht befriedigend, publizierten aramäischen Papyri, von denen die ältesten aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert stammen.*)

Sehr viel ist auch aus der weiteren Durchforschung des Altarmenischen zu erwarten. Diese Sprache hat, wie ihr Volk, durch Jahrhunderte so unter dem Einfluß des Iranischen, zuerst des Nordiranischen (der arsakidischen Schriftsprache), später des Südwestiranischen (der sassanidischen Schriftsprache), gestanden, daß nach Abzug der syrischen, griechischen und einiger kaukasischer Wörter nicht viel im Wortschatz übrig bleiben wird, das als echtarmenisch bezeichnet werden kann; freilich betrifft das fast gar nicht den sehr eigenartigen Bau, die Flexion und Syntax. Die Zusammenstellungen Hübschmanns sind großer Vermehrung fähig und bedürftig, der iranisch Geschulte begegnet auf Schritt und Tritt Worten, die schon lautlich unzweifelhaft als entlehnt charakterisiert sind; wenn es nicht bei allen sofort gelingt, sie mit bekannten mitteliranischen Worten zu identifizieren, so ist zu bedenken, daß uns erst ein ganz kleiner Teil des iranischen Wortschatzes bekannt ist. Leider ist die Zahl der Armenisten überhaupt und der im Iranischen bewanderten besonders, äußerst gering; um so mehr mußte bei einer Darstellung der Aufgaben der mitteliranischen Forschung mit Nachdruck auf dieses fruchtbare Gebiet hingewiesen werden.

V.

Das Hauptinteresse der Forschung wird sich aber unzweifelhaft zunächst den Funden zuwenden, die seit dem Ende des vorigen

*) Diese Papyri sind äußerst wertvolle Denkmäler aus dem Leben einer jüdischen Militärkolonie in Ober-Egypten, die einen eigenen Tempel besaß. Am merkwürdigsten sind uns ein Erlaß Darius' II. über die Feier des Passahfestes (419), Bruchstücke einer aramäischen Uebersetzung der Bisutûninschrift Darius' I. und Reste des lehrhaften Achikar-Romans, an den sich in der späteren jüdischen Literatur, z. B. im Buche Tobias, starke Anklänge finden. Eduard Meyer hat die wichtigsten Ergebnisse dieser Funde einem weiteren Kreise bekannt gemacht. (Der Papyrusfund von Elephantine. Leipzig. Hinrichs. 2. A. 1912.)

Jahrhunderts in Zentralasien gemacht worden sind. Deutschland, Frankreich, England und Rußland sind an der Bergung der Schätze beteiligt; Grünwedel und A. von Le Coq sind als Leiter der deutschen Expeditionen zu nennen, hervorragende Verdienste hat sich, neben dem französischen Sinologen Pelliot, der Leiter der englischen Forschungen erworben, Marc Aurel Stein. Es wurden in Chinesisch-Turkestan viele Tausende von Manuskriptfragmenten entdeckt, die zum Teil aus Tempeln und Kloster-Bibliotheken stammen; sie reichen bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurück und sind vorwiegend religiösen Inhaltes, buddhistisch, nestorianisch-christlich und manichäisch. Die Sprachen, in denen sie abgefaßt sind, sind iranische, indische, türkische, syrisch, tibetisch und chinesisch. Auch eine bis dahin unbekannte indogermanische Sprache ist zutage getreten, das sog. Tocharische (Indoskytische); über die andere neue Sprache, das „Nordarische", findet man unten eine Bemerkung. Neben den literarischen Funden ist die archäologische Ausbeute von hoher Bedeutung. Eine knappe Orientierung über Umfang und Wert der Funde gibt trefflich die Erlanger Rektoratsrede Wilhelm Geigers vom 4. November 1912.

Die iranischen Handschriftenreste, die besonders in der Oase von Turfân gefunden wurden, betreffen die christliche, die manichäische und die buddhistische Religion. Wie zuerst Andreas erkannt hat, liegen drei Dialekte vor; zwei nahe verwandte, die sich wieder als südwestliches und als nördliches Mitteliranisch erweisen, der dritte ist ein vorher unbekannter aus Nordostiran, der genauer in zwei Unterarten auftritt, die eine in den manichäischen, die andere in den christlichen Fragmenten. Dieser dritte Dialekt, das Mittelsoghdische, gibt uns noch viele Rätsel auf, es begegnen uns eine große Anzahl uns bisher gänzlich unbekannter iranischer Worte; eine Deutung ist aber dadurch ermöglicht, daß die christlichen Stücke meist Uebersetzungen aus dem Neuen Testament und der uns bekannten syrischen Literatur sind. Für die manichäischen Stücke in diesem Dialekt sind die Schwierigkeiten ungleich größer. Eine gewisse Hilfe gewährt auch der einzige neusoghdische Dialekt, von dem wir wissen, das in den Berggegenden südöstlich von Samarkand gesprochene Jaghnobi, obwohl dieses nicht direkt auf eine der uns in den Turfanfragmenten überlieferten mittelsoghdischen Mundarten zurückgeht. In den christlich-soghdischen Stücken sowie in dem soghdischen Teile der unten erwähnten Inschrift von Kara Balgassun kommen auch aramäische Ideogramme vor. Soghdische Texte sind von F. W. K. Müller,

dem Leiter der Ostasiatischen Abteilung im Berliner Museum für Völkerkunde, herausgegeben worden. Dieser Gelehrte, dem auch die Veröffentlichung von westiranischen und türkischen (uigurischen) Fragmenten zu danken ist, hat sich, obwohl kein Iranist, aus Anlaß dieser Arbeiten mit dem Iranischen in anerkennenswerter Weise vertraut gemacht; freilich könnte ein Fachgelehrter sehr vieles verbessern, wie auch Müller z. B. bei der Bearbeitung der westiranischen Fragmente die Doppelheit der Dialekte entgangen war. Eine beträchtliche Menge soghdischer Texte befindet sich in Paris, wo sie Gauthiot bearbeitet. Das Soghdische war offenbar eine Sprache desjenigen iranischen Stammes, der als Kulturträger bis nach Zentralasien und an die Grenzen von China gedrungen ist.

Bei den anderen beiden Dialekten liegen die Dinge wesentlich einfacher. Wir begegnen hier wieder denselben oder ganz verwandten Mundarten, wie sie uns aus den Inschriften der Sassaniden bekannt sind, aber mit einem ganz unschätzbaren Vorzug: es fehlen die Ideogramme, alle Wörter sind rein iranisch. Die syrische Estrangeloschrift, in der die Texte geschrieben sind, läßt die Aussprache zwar unvollkommen, aber doch deutlich genug erkennen. Von hier aus fällt nun auch Licht auf die Sprache der Bücher und Inschriften, viele Lesungen werden berichtigt; für eine Anzahl von Ideogrammen der Inschriften, namentlich der arsakidischen, die bisher nur ihrem Sinn nach bekannt waren, läßt sich jetzt mit ziemlicher Gewißheit das mitteliranische Wort einsetzen; vor allem aber wird unser Lexikon in ungeahnter Weise bereichert.

Die weitere Erforschung der Handschriften — Salemann in Petersburg hat zu den von Müller bearbeiteten südwest- und nordiranischen Fragmenten ein dankenswertes Wörterverzeichnis und eine Reihe Ergänzungen aus den russischen Sammlungen geliefert — wird inhaltlich in der Hauptsache unserer Kenntnis der manichäischen Religion zugute kommen. Lange war uns diese allein durch die Streitschriften der abendländischen Christen, besonders des hl. Augustinus, bekannt; auf Grund dieser Quellen schrieb F. C. Baur sein noch immer wichtiges „Manichäisches Religionssystem“ (1831). Erst das Buch von Flügel über Mani (1862) brachte eine Vertiefung unserer Kenntnis dieser Religion durch die Erschließung des betreffenden Teiles des arabischen Kitâb al-Fichrist. Wertvolle Nachrichten haben auch die Araber al-Biruni und Masudi, sowie chinesische Bücher aufbewahrt, und auch des Armeniers Eznik*)

*) Sprich: jesnik, mit weichem s.

Streitschrift „Wider die Sekten" darf nicht übersehen werden. Der erste Band des Keßlerschen Manibuches (1889) wurde, wohl infolge einer gerechten, seine Schwächen mit Witz und Laune beleuchtenden Rezension in den Gött. Gel. Anzeigen, zum Glück nicht fortgesetzt. Jetzt haben Pognon und Cumont eine neue syrische Quelle für die manichäische Religion erschlossen, aber auch sie wird den manichäischen Turfanfragmenten die Bedeutung nicht streitig machen, welche diese als Originalschriften gegenüber Widerlegungsschriften besitzen.

Die erste Nachricht über die Ausbreitung des Manichäismus nach Ostasien gelangte schon in den neunziger Jahren nach Europa, als man in der nördlichen Mongolei die Inschrift von Kara Balgassun entdeckte. Sie war in chinesischer, köktürkischer und angeblich uigurischer Sprache abgefaßt und berichtete von der Einführung einer neuen Religion in jenem Lande. Der Sinologe Schlegel bezog diese Nachricht auf den Nestorianismus, erst 1898 wurde diese Religion als die Lehre Manis erkannt. 1909 entdeckte F. W. K. Müller, daß der angeblich uigurische Inschriftteil soghdisch sei. Die umfangreichen manichäischen Handschriftenreste haben dann gezeigt, welche Verbreitung der Lehre Manis im Osten Asiens zukam. Sie sind uns von unschätzbarem Werte. So kannten wir aus dem Fichrist die Titel der Schriften Manis; jetzt gelingt es, manche mit unseren Fragmenten zu identifizieren; z. B. haben sich Reste des berühmten, dem zweiten Sassaniden Schapûr ohne Erfolg gewidmeten Buches (Schawuhragân) sowie des „Evangeliums" Manis erhalten. Außerdem finden sich kosmologische Fragmente, Hymnen, Gebete, Legenden, Parabeln sowie Erzählungen, in denen Mani auftritt, unter anderm die Schilderung einer Begegnung mit Schapûr und eine Darstellung der Bekehrung von Schapûrs Bruder Mihr-Schâh. Vieles harrt noch der genauen Erklärung, namentlich in der religiösen Terminologie. Aber soviel läßt sich schon jetzt sagen, daß die Form, in der der Manichäismus nach Westen drang und in der ihn Augustin kennen lernte, eine modifizierte, der Denkweise des Abendlandes angepaßte war; seine Einreihung unter die christlich-gnostischen Lehren wird sich nicht aufrecht erhalten lassen, und man wird sich gewöhnen müssen, in ihm eine große Religion zu sehen, die ihre Bekenner bis in Zentralasien und China hatte: noch 500 Jahre nach Mani besaß sie solche Werbekraft, daß 762 der unter chinesischer Souveränität stehende Fürst der Uiguren (eines türkischen Stammes in Mittelasien) mit seinem Volke zu ihr übertrat, und damit begann für diese Religion eine Zeit des Glanzes.

Mit dem Fortschritt der Awestaforschung wird die hohe Bedeutung der zoroastrischen Lehre für Manis System deutlicher werden, das als eine konsequente Weiterbildung jener bezeichnet werden kann. Auch viele türkische Turfanfragmente behandeln Manichäisches; ebenso sind wertvolle chinesische Bearbeitungen manichäischer Bücher ans Licht getreten, aber es wird noch manches Jahr vergehen, bis eine Darstellung von Manis Religion aus den neuen Quellen möglich sein wird. Jedenfalls wird der Kirchen- und der Religionshistoriker den Fortschritten dieser Forschung seine Aufmerksamkeit schenken müssen.

Von den iranischen Sprachen hat, soweit wir sehen, allein das Soghdische Uebertragungen aus buddhistischen Büchern.

Die nestorianisch-christlichen Fragmente enthalten viele Stücke aus dem Neuen Testament. Eine eigenartige Stellung unter den bisher zugänglichen Turfanurkunden nimmt ein Büchlein ein, von dem 12 Blätter erhalten sind und über das F. C. Andreas, dem die Herausgabe anvertraut ist, einen vorläufigen Bericht gegeben hat. Es handelt sich um eine von persischen Christen verfaßte Pechlewiübersetzung der Psalmen, die sich eng an das Syrische anschließt. In diesem Psalter werden wie in den Parsenbüchern Ideogramme gebraucht: ihre Verfasser waren also bekehrte Zoroastrier. Dadurch fällt auch ein Licht auf die Rolle, welche das Christentum im Sassanidenreiche gespielt hat; sie wird größer gewesen sein, als man bisher angenommen hat.*) Die Schrift in diesem Psalter ist außerordentlich deutlich, der syrische Originaltext ermöglicht bei der sklavischen Art der Uebersetzung die genaue Bedeutungsbestimmung unbekannter Worte, wodurch rückwärts selbst für den Awesta manches erhellt wird. Auch dieser Psalter trägt zum Verständnis des übrigen Pechlewi bedeutend bei; die schriftgeschichtlichen Aufschlüsse, die er bringt, werden auch für die Awestaforschung von größter Wichtigkeit sein. Er führt jedenfalls neben den Inschriften am besten und sichersten in das Pechlewi ein.

---

*) Einen Beitrag dazu scheint auch ein kürzlich von den Kgl. Museen in Berlin erworbener Siegelstein zu bieten, über den im Novemberheft 1913 der Amtl. Ber. aus den Kgl. Kunstsammlungen Auskunft gegeben ist. Der wohlbekannte zoroastrische Feueraltar ist statt von den Feuerpriestern und der Flamme, rechts, links und oben von drei Kreuzen umgeben. Andreas hat an der angegebenen Stelle eine Erklärung in dem Sinne versucht, daß ein bekehrter Zoroastrier durch die Kreuze die alte Bedeutung des Feuerdienstes als abgetan bezeichnen wollte.

Noch eine weitere Ausbeute für das Iranische ist von der Erforschung der, von Leumann so genannten, „nordarischen" Sprache zu erwarten, deren zahlreiche, ebenfalls in Ost-Turkestan gefundene Fragmente Buddhistisches behandeln. Wie von Le Coq schon 1909 vermutete und der Indologe Heinrich Lüders im letzten Jahre zur Gewißheit erhoben hat, ist das sogenannte Nordarische identisch mit der Sprache der Saken, eines in Zentralasien ansässigen ostiranischen Stammes, der starke Berührungen mit den nördlichen Indern gehabt hat. So erklären sich die zahreichen indischen Lehnwörter in jenen Fragmenten.

Gar nicht konnte in dieser Darstellung der äußerst anziehenden Erforschung der hochentwickelten Kunst im Zeitalter der Sassaniden gedacht werden. In Herzfeld und Sarres „Iranischen Felsreliefs" sind eine Reihe hierher gehöriger Fragen behandelt; der Interessierte wird in der im Erscheinen begriffenen Kunstgeschichte von Burger eine zusammenfassende Schilderung dieser Kunst von Ernst Herzfeld finden.

VI.

So steht die mitteliranische Forschung am Anfang bedeutungsvoller Entdeckungen in schriftgeschichtlicher, sprachlicher sowie religions- und kulturgeschichtlicher Hinsicht. Vieles schon lange vorliegende Material wird erst jetzt seine wahre Deutung finden; noch wertvoller aber ist die Erschließung ganz neuer Quellen, aus denen unendlich zu schöpfen wäre, wenn nur die Hände sich fänden. Jedoch muß in diesem Zusammenhange leider erwähnt werden, daß eine gedeihliche Entwicklung der iranischen Forschung durch mancherlei Umstände gefährdet ist. Es hat ihr schon bisher schwere Nachteile gebracht, daß sie, mangels einer eigenen Vertretung an den Hochschulen, immer im Nebenamte teils von Indologen und Sprachvergleichern, teils von Semitisten besorgt wurde; auf mitteliranischem Gebiete muß sich dieses System vollends als ungenügend erweisen, denn der Erforscher des iranischen Mittelalters wird zugleich das Altiranische wie das Neuiranische beherrschen müssen. Kaum eine andere Philologie wird eine solche Vielseitigkeit von ihrem Jünger verlangen. Setzt die Awesta-Forschung genaue Bekanntschaft mit dem Altindischen, speziell dem Vedischen, voraus, und erfordert das Neuiranische unbedingt die Kenntnis des Arabischen und auch des Türkischen, so wird sich der Forscher auf mitteliranischem Gebiete mit dem Aramäischen, Syrischen und Altarmenischen vertraut machen

müssen. Eine unerläßliche Bedingung ist bei den eigenartigen Ueberlieferungsverhältnissen zumal des Awestischen und des Pechlewi paläogragische Uebung und Kenntnis der Schriftgeschichte.

Leider finden diese fast selbstverständlichen Forderungen selbst bei einem Teile der wenigen, die sich dem Iranischen zugewendet haben, nicht genügende Beachtung. Wenn ein junger Gelehrter eines der obenerwähnten aramäisch-mittelpersischen Wörterverzeichnisse, dessen überlieferte Gestalt in beiden Hälften von Entstellungen und Verlesungen wimmelt, herausgibt, ohne sich durch das Studium der Schriftformen und ihrer Entwicklung vorbereitet und ohne sich um die Kenntnis des Aramäischen bemüht zu haben, so muß das große Bedenken erregen. Es geht auch nicht an, wie es ein auf dem Gebiet des Altiranischen lange tätig gewesener Forscher empfiehlt, das Neupersische als einen Zweig der semitischen Philologie anzusehen und deren Vertretern zuzuweisen; wenigstens würde eine englische oder romanische Philologie ohne Kenntnis des Neuenglischen oder Neufranzösischen sehr merkwürdig sein. Und zur Vertrautheit mit der neupersischen Schriftsprache muß eine solche mit den neuiranischen Dialekten treten, wie ja der Betrieb der Germanistik ohne Kenntnis der heutigen Mundarten mit Recht als absurd betrachtet werden würde. Es muß unbedingt gefordert werden, daß einer so vielfältigen und verwickelten Forschung ein Mann seine gesamte Kraft widme und daß dieser das Gebiet in seinem gesamten Umfange beherrsche.

Der Weltkrieg und die deutsche Weltanschauung.

Von

Gymnasialdirektor **Dr. Paul Lorentz** in Spandau.

Es ist gute deutsche Art, von allem, was man tut, sich Rechenschaft abzulegen und bei allem, was man erlebt, sich Sinn und Bedeutung klarzumachen und es in den Zusammenhang des Vorher und Nachher einzureihen. Diese deutsche Art ist auch bei dem erschütternd großen Erlebnis, das dieser Krieg dem ganzen deutschen Volk beschieden hat, in erfreulicher Weise wieder deutlich zutage getreten. Wenn dabei nicht nur die unerwartete und deshalb um so wertvollere Einmütigkeit des Entschlusses zu beobachten war, daß wir kämpfen wollen, sondern auch die Ueberzeugung, daß wir siegen müssen, so beruhte das auf dem mehr oder minder klaren Bewußtsein — gerade auch das dunkle aber sichere Gefühl hatte hier um seiner Stärke willen seine große Wichtigkeit —, daß nationale Werte von unvergleichlicher Bedeutung gerettet, ja, daß die Möglichkeit einer noch ganz ungeahnten Entfaltung gesichert werden müsse. Das allgemeine Gefühl war: Der Tag der Deutschen ist angebrochen, doch dies nicht in dem Sinne, wie es der Tag der Römer bei ihrer Weltherrschaft im Altertum, wie es der Tag der Franzosen bei ihrer Beherrschung der ästhetischen und wissenschaftlichen Kultur im 17. und 18. Jahrhundert, der Tag der Engländer bei ihrer Beherrschung der Weltwirtschaft im 19. Jahrhundert gewesen war. Aus vielen der zahlreichen, ernsthaften und würdigen, auch in der Form mitunter recht glücklichen Kriegsbetrachtungen sprach vielmehr die Ueberzeugung, der Anbruch des Tages der Deutschen bedeute den Anspruch auf Weltgeltung des deutschen Geistes. Wir werden in der Tat durch das, was wir beim Ausbruch des Krieges und dann doch auch schon während seines Verlaufes erleben durften, in dem Glauben bestärkt, daß die deutsche Art, die Welt zu erfassen und im Zusammenhang

mit der gewonnenen Erkenntnis zu leben, den Anspruch erheben dürfe, in einer Weise sich zur Geltung zu bringen, wie das in der fast zweitausendjährigen Geschichte unseres Volkes bisher noch nie der Fall gewesen war.

Es ist gar keine Frage, daß auch bisher schon dem aufmerksamen Beobachter als das Eigentümliche deutschen Wesens gegenüber dem Schönheitssinn der Italiener, dem „Geist" der Franzosen, dem Menschenverstand der Engländer, der Tatkraft der Amerikaner der Drang und die Fähigkeit zur Weltanschauung und Weltdeutung erschienen ist. Bei der ungeheuren Mannigfaltigkeit deutscher Individualität aber war es denn auch nicht zu verwundern, daß diese auf so rein persönlichen Erfahrungen beruhende Fähigkeit auch außerordentlich verschiedenartige Formen annahm. Freilich hat man als allgemeinen durchgehenden Zug doch schon häufig den Idealismus angenommen. Insofern mit Recht, als immer in solchen Zeiten und Lagen, wo das Gefühl der Unvollkommenheit und Unbefriedigung der wirklichen Zustände — wie besonders in der deutschen Gegenwart vor hundert Jahren — aus dem Aufblick zu dem von der Phantasie gestalteten Zustande absoluter Vollkommenheit, eben dem Ideal, Kraft und Stärke gewonnen werden kann, über Mittel und Wege nachzudenken, die Unvollkommenheit der Zustände, gleichviel welcher Art, zu heben und zu beseitigen. Gewiß, wenn man beobachtet, wie unser Volk, weil ihm im 16. Jahrhundert die Auseinandersetzung auf religiösem Gebiete ungleich wichtiger dünkte, seine Renaissance um zwei Jahrhunderte aufschieben mußte; wenn man bedenkt, wie die Blüte der deutschen Dichtung, Philosophie und Musik mit der Zeit des traurigsten nationalen Niederganges zusammenfiel, so erklärt sich die Auffassung, daß der Deutsche vorzugsweise aus der Idee heraus und für die Idee lebe, also der Grundzug seiner nationalen Eigenart, die Welt zu betrachten und zu deuten, der Idealismus sei. Und wenn dann noch im 19. Jahrhundert gerade nach der politischen Befreiung die durch Schellings Naturphilosophie und Hegels Begriffsdichtung in der Philosophie besonders deutlich gekennzeichnete Loslösung von der „wohlgegründeten, dauernden Erde" stattfand, dann ist damit auch zugleich das völlig Ungefährliche, weil eben gänzlich Unpraktische der deutschen Weltanschauung in den Augen mindestens der übrigen zielbewußten Völker der Erde dargetan. Indes dieser Idealismus ist keineswegs das Kennzeichen deutscher Weltanschauung schlechthin. Man braucht nur auf die gewaltige kolonisatorische Tätigkeit im Osten der Elbe, Oder und Weichsel durch die Deutschen im Mittelalter, man braucht

nur auf die ungewöhnlich große Zahl von rein praktischen Erfindungen um die Wende der neuen Zeit und dann wieder auf die Höhe der technischen Vollkommenheit mit der Möglichkeit immer wieder neuer Erfindungen im 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart zu verweisen, wo das lenkbare Luftschiff und das 42 cm-Geschütz eine so unüberhörbare Sprache reden, man braucht nur auf die in immer schnellerem Tempo gestiegene Weltgeltung des deutschen Ingenieurs und des deutschen Kaufmanns zu achten, und als Folge davon auf die immer gesteigertere Vermehrung des Nationalvermögens, um die Anschauung gerechtfertigt zu finden, mindestens jetzt sei ein Hauptkennzeichen deutscher Welt- und Lebensanschauung der Realismus. Ja, es läßt sich auch nicht leugnen, daß bei uns Zeitalter, in denen die idealistische Denkungsrichtung vorherrschte, mit solchen abwechselten, in denen die realistische fast ausschließlich in Geltung war. Das schlagendste Beispiel eines solchen Wechsels der Haupt- und Grundrichtung wird immer im deutschen Kulturleben die Mitte des 19. Jahrhunderts bilden. Fichte, Schelling, Hegel hatten es gemeinsam unternommen, das gesamte Kulturleben aus der einheitlichen Grundlage der Vernunfttätigkeit zu erklären: hatte Schelling geradezu „die Natur in Vernunft verwandelt", so hatte Hegel alles, was ist, für „vernünftig" erklärt, und als Gegenwirkung führte nun die dem Realismus vor allem nahestehende exakte Naturwissenschaft an Stelle der Ueberschätzung der Macht der Ideen die nüchterne Einschätzung der Wirklichkeit und ihrer tatsächlichen Macht in einem solchen Grade herbei, daß die weitausgreifende Mechanisierung der Natur in geradezu tragischer Ueberhebung zu der vermeintlich unerschütterlichen Erkenntnis führte: „Die Welt ist Stoff, der Geist ist nur eine Tätigkeitsäußerung der Materie." War der Hochflug zuerst so weit gegangen, daß der Mensch selbst für Nichts als nur für ein Durchgangsgefäß einer Idee angesehen werden konnte, so galt jetzt der Satz Feuerbachs: „Der Mensch ist, was er ißt." Beobachten wir ähnliche, wenn auch nicht so stark ausgeprägte Erscheinungen im Wechsel der Grundrichtung des Denkens im 18. Jahrhundert und auch im 14. Jahrhundert, so scheint es fast zum Wesen der deutschen Weltanschauung zu gehören, daß sie zwischen Extremen hin und her gerissen wird und eines einheitlichen, harmonischen Grundes entbehrt. Richtig ist daran, daß in der Tat bei keinem andern Kulturvolk die Spannungen so stark sind und die Schwingungen, die Pendelausschläge gewissermaßen, in einem so ungewöhnlich weiten Bogen erfolgen.

Was zeigte denn nun aber die Beobachtung in dem Verhalten unseres Volkes beim Ausbruch dieses Krieges in Hinsicht auf Schlüsse für die Grundrichtung seiner Welt- und Lebensauffassung? War das wieder einfach der Ausschlag nach der der bisherigen entgegengesetzten Seite in der Richtung unseres Geisteslebens? Gewiß, wir kamen von einer Zeit der Ueberschätzung, der Ueberbewertung realer, ja geradezu materieller Güter, wir hatten sehen können, wie die exakten Wissenschaften in immer größerem Umfange auf die Erzeugung nutzbringender Dinge gerichtet waren, wie die Aufgabe der Wissenschaft überhaupt immer einseitiger dahin aufgefaßt wurde, daß sie nur die Erkenntnis und Feststellung des Tatsächlichen zu erzielen habe, so daß Intellektualismus, Psychologismus, Historismus allein Geltung zu haben schienen. Ganz leise freilich, dem feineren Ohr doch vernehmbar, erklang schon ein anderer Ton: die Forderung der Selbstständigkeit eines geistigen Lebensgehaltes, die Forderung, statt nur zu zählen und festzustellen und zu ordnen, jetzt zu „werten", zu unterscheiden; wir sahen in der sogenannten Jugendbewegung die grundsätzliche Abwendung von der allein seligmachenden bloßen Zivilisation und die Rückkehr zu einfacher, vertiefter, nicht einseitig intellektuell gerichteter, vielmehr das Irrationale wieder stark bewertender Kultur. Stellt nun die Umwertung, die beim Kriegsausbruch so deutlich zu merken war, einfach den Ausschlag nach der idealistischen Seite unserer deutschen Denkrichtung dar, während sie vorher nach der realistischen ausgeschlagen war? Es könnte so scheinen, und in vielen Reden und Aufsätzen ist das auch einfach so zum Ausdruck gekommen. Gewiß, es war für uns, die wir das so kaum noch zu erleben hofften, eine große und reine Freude, den ungeheuren „Kurssturz der bisher am meisten gehandelten Werte" zu beobachten, „Summen von Gehirnvorräten verloren gehen zu sehen", die nun nicht mehr anzubringen waren. Man trat aber deshalb keineswegs aus dem Rahmen der Wirklichkeit heraus, man konnte keineswegs bei der großen Masse unseres Volkes jene Art von Begeisterung sich ausdrücken sehen, wie sie am schönsten immer in der Form des Idealismus alten Stils sozusagen mit Fichtes Worten ausgedrückt ist: „Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Macht des Gemütes ist es, welche Siege erkämpft." Vielmehr zeigte sich im guten Durchschnitt Wille und Kraft mit Ernst und Würde vereint, es fehlte die Phrase und der Rausch doch in ganz anderer Weise wie 1870. „Reifes Zuchthalten, eifrige Dienstwilligkeit, unprahlerische Selbstverständ-

lichkeit, entschlossener Ernst und tiefe Freudigkeit" herrschten vor. Und das ist durchaus zu erklären aus dem unerschütterlichen Vertrauen auf die Zuverlässigkeit und die nüchterne Sachlichkeit, mit der alles für die Kriegführung in Frage kommende Technische vorbereitet war und jetzt von Tag zu Tag deutlicher die Probe besteht. Wenn es dem Bedürfnis des deutschen Herzens auf der einen Seite wohltun mußte, von den Heerführern anerkannt zu hören, daß sie ohne den guten Geist der Truppen draußen im Felde die Erfolge in dem Maße nicht erringen könnten, so ging doch keinen Augenblick auch das Bewußtsein verloren, daß ohne die in dem tatsächlichen Grade vorhandene Vollkommenheit und Wirksamkeit der technischen Kriegsmittel auf deutscher Seite vor allem die starken Erfolge der ersten Wochen nicht möglich gewesen wären, und es wird die Beobachtung der feindlichen und mehr noch der neutralen Völker ganz einfach als richtig empfunden, daß die deutschen Siege als Ergebnisse wissenschaftlich durchdachter Organisationen mit fast gesetzmäßiger Notwendigkeit eintreten. Und es wird mit Recht in dieser einzigartigen Fähigkeit zu organisieren und die Wissenschaft zu praktischen Zwecken zu befragen und ihre Antworten geschickt in die Tat umzusetzen, ein Hauptkennzeichen deutscher Geistesrichtung gesehen.

Auf Grund dieser doppelten Beobachtung der Aeußerung unserer Volksseele, die in dieser gleichmäßigen Stärke so sich bisher noch kaum im geschichtlichen Leben kundgegeben hatte, müssen wir feststellen, daß weder Idealismus, noch Realismus schlechthin den Grundcharakter unserer volkhaften Denkart ausmacht, vielmehr das, was man ja praktischen Idealismus genannt hat, ebenso gut aber idealistisch gerichteten Realismus nennen könnte. Ich meine indes, es ist zutreffender und bezeichnender, statt mit solchen gemischten Kunstausdrücken, die immer etwas Schillerndes und teilweise doch auch Negatives an sich tragen, ganz positiv und unzweideutig von dem deutschen Wirklichkeitssinn zu sprechen. Das entspricht tatsächlich ganz dem, was gemeint ist, und steht auch durchaus im Einklang mit dem vorhin am Geistesleben unseres Volkes Beobachteten. Auch im Leben unseres Volkes ist wie in dem des einzelnen Deutschen Einseitigkeit der Entwicklung nach der idealen oder der realen Seite immer da eine Notwendigkeit, wo besonders starke Wirkungen und vor allem, wo Höherentwicklungen zutage treten sollen. Gleichmäßig starke Auswirkung beider Seiten ist entweder ein Zeichen für die noch recht niedere Stufe oder für die schon recht vorgeschrittene Reife. Alles weist nun darauf hin,

daß das letztere bei unserem Volke der Fall sei. Vor dem Kriege hatte unzweifelhaft eine Ueberschätzung der Wirklichkeit im Sinne des strengen, materialistisch gerichteten Realismus stattgefunden, etwas vom „Emporkömmling ohne Herrengeist" war zu beobachten gewesen. Und nun zeigte der Kriegsausbruch einmal, wie auch der einfache Soldat, nach einer zutreffenden Bemerkung, diesen Krieg für einen Krieg der Intelligenz hält, natürlich aber nicht für einen Krieg der „Intellektuellen", die plötzlich so erfreulich an Wert verloren. Er zeigte andrerseits aber auch, was nicht weniger bezeichnend ist, wie fast mit einem Schlage die sonst so differenziert empfindenden Aesthetiker es wagen, in Ausdrücken zu reden, „die auf allen Plakaten zu stehen pflegen": Daß sie „mit Lust einem Volke angehören wollen, das das Gesetz der Sachlichkeit und Ehrlichkeit, der Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit gegen die Welt des Machtkitzels, des Merkantilismus, des lügnerischen Scheins verteidigt". Was heißt das alles aber anderes, als unser Volk gibt in offener, ehrlicher Weise der Wirklichkeit die Ehre. Es betätigt einen Wirklichkeitssinn in so noch nie erlebtem Grade, indem es den idealen wie den realen Werten der Wirklichkeit gerecht wird. Denn tatsächlich ist die Wirklichkeit ein Einheitliches, Ganzes, bei dem nur so häufig die eine Seite aus dem Auge verloren wird, wenn man die andere Seite ins Auge faßt, ja oft genug die eine unbeachtet bleiben muß, wenn die andere genau betrachtet werden soll. Die Scheidung in die ideale und die reale Seite ist ja im Grunde auch nur für den wissenschaftlich verfahrenden Verstand, der ordnen, gliedern, sondern muß, wo das Leben verbindet, um neues Leben zu schaffen, zu zeugen.

Tatsächlich hat die deutsche Weltanschauung auch da, wo sie besonders eigenartig und sichtbar in Erscheinung trat, den Wirklichkeitssinn so bewährt, daß der reale wie der ideale, ja geradezu irrationale Faktor in ganz bestimmtem, wirkungsvollem Zusammenhang auftraten. Ich erinnere an einige besonders bezeichnende Fälle aus unserer Kulturgeschichte. Unter den großen Mystikern des 13. und 14. Jahrhunderts, die man als die ersten, im besonderen Sinne deutschen Philosophen ansehen muß, sieht Meister Eckart in dem „Fünklein" oder „Gemüt" auf dem Grunde der Menschenseele das Göttliche ohne Hülle und Mittel erscheinen. Aber das eigentlich Göttliche, neben dem es nun nicht noch Gott als besondere Person geben dürfe, ist ihm das nach außen gewendete sittliche Handeln. Kant wiederum sieht, daß ein wirkliches Wissen nur von den der Erfahrung

zugänglichen Dingen der Erscheinungswelt möglich ist, verlangt andrerseits aber mit kategorischem Imperativ, daß die nur dem Glauben zugängliche Welt der Ideen dem Menschen die ganz unentbehrlichen Richtpunkte für sein Handeln abgebe. Und der künstlerisch-ästhetischen und philosophischen Kultur des deutschen Idealismus im 18. Jahrhundert verdanken wir geradezu die Grundlage unseres späteren politischen Aufbaus. „Ohne Poesie und Philosophie", so heißt es in einer Betrachtung dieser Tage, „keine Wiedergeburt und keine Befreiung von der Fremdherrschaft, ohne diese aber auch keine Erfüllung der Träume von Kaiser und Reich, keine Erfahrung aller Wirklichkeiten des Lebens und keine Durchsetzung des deutschen Willens in der Welt." Denn jener Idealismus, so sehr ihm selbst der Sinn für politisches Wirken fehlte, „erfüllte das vielfach zersplitterte deutsche Volk mit einem rein geistigen Zusammengehörigkeitsgefühl, mit dem stolzen Bewußtsein, daß alle einer großen selbständigen Kulturnation angehören". Der Mann aber, in dem sich dann später der deutsche Wirklichkeitssinn in politischer Hinsicht am sichtbarsten verkörperte, der unter Fortlassung aller Romantik die Idee des deutschen Kaiserreichs realisierte, Bismarck, hat doch nach seinem eigenen Wort für die Erhaltung und den Ausbau dieses realen Gebildes die Pflege der „Imponderabilien" als völlig unerläßlich gefordert, doch aus keiner anderen Ueberzeugung heraus, als weil er in diesen ideellen Faktoren höchstbedeutende Wirklichkeitswerte erblickte. Und jetzt, beim Ausbruch des Krieges, der der Deutsche im allertiefsten Sinne ist, erleben wir es, wie das politische Leben doch die Grundlage jedes geistigen Lebens ist, und erfahren hier, warum das schöngeistige Leben in den letzten Jahrzehnten — so drückt es Möller van den Bruck einmal aus —, wenn wir es mit früheren Zeitaltern vergleichen, „nur so zweitrangig, durchschnittlich und schließlich mittelmäßig gewesen ist: Weil nicht Geschichte, Hintergrund, Großzügigkeit dieses Leben rahmten". Wirklichkeitssinn im höchsten Grade, nicht was man so gewöhnlich Idealismus nennt, ist es doch, wenn unser Volk sich am allertiefsten von der Ueberzeugung leiten ließ — und Ueberzeugung ist, wie schon Goethe sagt, letzten Endes ein Akt des Willens, nicht des erkennenden Verstandes —, von der Ueberzeugung, daß der Kampf um das Recht der Wahrheit gegen die Lüge in jeder Gestalt geht. Freilich haben wir es in erschreckender Weise erlebt, daß die Verleumdungen und grundsätzlichen Lügenberichte unserer Gegner höchst greifbare, unsere nationale Selbständig-

keit bedrohende Wirkungen erzeugten, also ganz unzweifelhafte Wirklichkeiten waren. Und doch sind wir überzeugt, daß die endgültigen Wirkungen der Wahrheit und Schlichtheit des Denkens gehören, einfach, weil es zum Wesen des Menschen gehört, daß der Verkehr untereinander auf die Dauer nur bei gegenseitigem Vertrauen möglich ist: So ist die Wahrheit von uns als eine höhere Wirklichkeit denn die Lüge erkannt worden. Für diese Ueberzeugung aber Opfer bringen, von denen der, der sie bringt, nur in seltenen Fällen darauf rechnen kann, selbst noch Gewinn zu haben, was heißt das anders, als stärkste Bewertung eines ethischen Faktors, also Idealismus?

Solche gar nicht weiter beweisbaren Ueberzeugungen unterscheiden sehr genau deutsche Art der Welt- und Lebensanschauung von englischer, gegen die ja eigentlich der Hauptkampf geht. In englischer Anschauung regiert nicht die Ueberzeugung, sondern die aus der Ueberredung hervorgehende Meinung, der commun sens, die public opinion, die immer von den regierenden Ständen dem Volk aufgezwungen worden ist. Daß der Kampf um bloße Meinungen bei uns durch den Krieg vollständig zum Schweigen gebracht werden konnte, da das Gefühl vorherrschte, deutsches Wesen sei in seinem Kern in Frage gestellt — in England ist immer nur der Anspruch auf Alleinherrschaft in der Weltwirtschaft in Frage gestellt gewesen —, das verhalf ihm gerade zu vollster Behauptung. Der Kampf Deutschlands gegen England geht in der Tat um die Frage: wird es künftig überhaupt noch möglich sein, sittliche Ideen in der Menschheit zu verwirklichen? Der endgültige Sieg Englands würde diese Frage ebenso entschieden verneinen, wie der Deutschlands sie bejahen. Nur gut denken aber, wie Nietzsche einmal sagt, heißt wirklich vornehm denken, das heißt doch wieder, daß die ethische Bewertung den Ausschlag gibt. Im Gegensatz zu dieser deutschen Denkart weist Nietzsche gerade auf die Nützlichkeitsmoral der Benthamschen Philosophie hin. Sie wolle mit allen Kräften beweisen, daß das Streben nach englischem Glück, nach comfort und fashion, zugleich auch der rechte Pfad der Tugend sei, ja, daß, soviel Tugend es bisher in der Welt gegeben hat, es eben in einem solchen, im Grunde doch rein utilitaristischen Streben bestanden habe. Wo dagegen bisher, schon das ist eine ganz unzweifelhafte Tatsache, auf dem Gebiet des Handels und der Industrie, gerade auch der kriegstechnischen, deutsches Wesen englischem gegenüber siegreich war, ist es weniger durch höhere Verstandesgaben, als durch Eigenschaften

des deutschen Charakters dahin gekommen: Fleiß, Ausdauer, Sachlichkeit, Zuverlässigkeit, Genauigkeit, das heißt durch dieselben Eigenschaften, die für die Art, wie der Deutsche sich die Welt bildet, auch in Betracht kommen. Das Wort Friedrichs des Großen: „Liebt doch diese Details. Sie sind die ersten Schritte zum Siege" ist der deutschen Grundanschauung ganz ungewöhnlich gemäß. Durch Beachtung und Bewertung des scheinbar Unbedeutendsten gelangte ein Leibniz zu der umwälzenden Lehre von der Kontinuität des Geschehens überhaupt, wie auch zu der Möglichkeit der Infinitesimalrechnung, fand ein Robert Koch die ausschlaggebende Wirkung der unscheinbarsten Lebewesen, der Bazillen, und die Möglichkeit ihrer Bekämpfung, wurde die von allen Nichtdeutschen immer ganz besonders bewunderte und als eigenartig deutsch empfundene Fähigkeit der Organisation und Methode auf allen Gebieten des Wissens wie des Lebens möglich, nicht zuletzt auf dem Gebiet des Schulwesens, und dessen, was unsere Feinde aus wohlverständlichen Gründen mit dem verrufenen Wort Militarismus bezeichnen. Ueberall, im kleinen wie im großen, das Wirken zu sehen und zu werten und in die Tat umzusetzen, das ist deutscher *Wirklichkeitssinn*. Das Schaffende, das Leben erzeugende ist dabei so bezeichnend, es kann also auch mit Realismus gar nicht ausreichend benannt werden, weil in diesem immer mehr das Ruhende, bloß tatsächlich Feststehende enthalten ist. Das Wirkende selbst aber von den Dingen, den Realitäten, in denen es wirkt, zu unterscheiden, ist, das müssen wir heute mindestens zugeben, allzu wissenschaftlich und daher eine unwissenschaftliche Haarspalterei, unter der lange genug auch deutsches Denken gelitten hat.

Dieser Wirklichkeitssinn in der eben erörterten Auffassung, aber auch nur in dieser, mag denn also eine Art Monismus genannt werden, mit dem naturwissenschaftlichen Monismus Ostwalds hat er jedenfalls nichts zu tun. Vielmehr nähert sich die Formulierung, zu der es ja immer wieder drängt, uuter gleichmäßiger Berücksichtigung der Geisteswissenschaften wie der endlich für die Philosophie wieder fruchtbaren Naturwissenschaft, der Auffassung Goethes, der von einer „Systole und Diastole des Weltgeistes" sprach. Die von ihm als dem trotz allem und allem typischen Deutschen besonders reichhaltig beobachtete Wechselwirkung von allem mit allem führte ihn zu der Vorstellung einer nichts weniger als mystischen, vielmehr höchst realen Einheit alles Lebens. Natur und Geist sind ihm Polarisationen, Ausströmungen desselben Ganzen nach entgegen-

gesetzten Enden und selbst als Gegensätze aufzufassen, je nach dem Standpunkt des Betrachtenden. So sieht deutsche Weltanschauung die Wirklichkeit, so bewertet und verwertet sie sie auch. Bleibt der Deutsche dabei, das heißt, entwickelt er diese Grundauffassung immer kräftiger und vielseitiger im Gesamtleben, wozu der endgültige Sieg dieses Krieges seine Fähigkeit unendlich stärken kann, dann wird er noch in ganz anderer Weise als der Lehrer der Welt, als Deuter zugleich und als Schöpfer der Wirklichkeit auftreten können, als er das schon bisher getan hat. Zu wünschen und zu hoffen ist dann aber auch, daß er das kleinliche und andere Völker mit Recht so abstoßende Gebaren des Schulmeisters abtue, dieses Zerrbildes deutscher unentbehrlicher Grundeigenschaften. Zu diesem Zerrbild wird er, wenn er die Wirklichkeit durch allzu genaue begriffliche Einteilung vergewaltigt, wie O. A. H. Schmitz gut beobachtet hat, wie andrerseits der Franzose in den Fehler verfällt, von der eigenen Wirklichkeit sich dadurch zu entfernen, daß er die Phrase für die Wirklichkeit nimmt, während der Engländer es tut, indem er den wahren Wert mit dem Preise verwechselt, so daß gegenüber dem Schulmeister die Zerrbilder des Phrasenhelden und des Krämers entstehen.

Jede Weltanschauung, die von einem ganzen Volk geteilt und durch sein gesamtes Wirken und Erleben nach außen dargestellt wird, kommt jezuweilen in solchen Persönlichkeiten zu besonders sichtbarem Ausdruck, die auch sonst das Wesen des betreffenden Volkes stark verkörpern und ihm dadurch zeigen, wessen es überhaupt fähig ist. Derartigen Gestalten eignen dann auch notwendig einheitliche Grundüberzeugungen, und an ihnen kann der weitere Werdegang des Volkes sich immer von neuem zurechtfinden, mögen auch die Umstände, unter denen die Entwicklung stattfindet, immer andere werden. Als solche Repräsentanten zugleich und Wegweiser stellen sich für das deutsche Volk immer deutlicher heraus die drei großen Erzieher Luther, Goethe und Bismarck, und die in diesen vorhandene einheitliche Grundüberzeugung ist, nicht immer mit Bewußtsein des Zusammenhanges, aber durchaus tatsächlich, von drei Propheten künftiger deutscher, zur Weltgeltung berufener Kultur im 19. Jahrhundert besonders stark geahnt und gefordert worden, von Lagarde, dem Rembranddeutschen und Nietzsche. Der Erfüllung solcher Forderungen und Ahnungen scheint uns das, was wir beim Ausbruch und dem bisherigen Verlauf des Krieges beobachten konnten, erheblich näher gebracht zu haben. Ueberall hier ein

Wirklichkeitssinn, der sowohl den realen wie den idealen bezw. irrationalen Faktor der Wirklichkeit in der ihnen zukommenden Bedeutung zur Geltung bringt.

Will man diese Grundüberzeugung, die für alle Schichten des Volkes möglich sein muß, auf eine allgemein verständliche Formel bringen, so muß diese einen möglichst unwissenschaftlichen Ausdruck gewinnen, der doch zugleich imstande ist, die Denkart der geistig anspruchvollsten Schichten mit zu umfassen. Nun ist ganz gewiß das eine Kennzeichen deutscher Art, die Wirklichkeit zu erfassen und zu verwerten, die Freiheit, und da ist es wichtig, gerade das Wesen deutscher Freiheit, von dem, was der Engländer darunter versteht, zu unterscheiden. Dibelius, der bedeutende Kenner englischen Wesens, hat ganz richtig gesehen, daß der germanische Individualismus sich in England nur in negativem Freiheitsdrange betätigt, da der Einzelne nur als Einzelzelle gewissermaßen hausen will, so daß unter der durch die Oberschicht beherrschten öffentlichen Meinung alle auf Differenzierung angelegte wirkliche Geisteskultur zugunsten einer allgemein verbreiteten bloßen Zivilisation immer mehr verkümmert. Dem gegenüber bildet das Kennzeichen deutschen Freiheitssinnes das Streben nach einer unabhängigen persönlichen Ueberzeugung, verbunden mit dem Willen, die persönlich eigenartige Leistungsfähigkeit in den Dienst des großen Ganzen zu stellen. Ebenso unterscheidet sich der deutsche Freiheitsbegriff von dem französischen, indem wir erkannt haben und auch je länger desto mehr hoffentlich darnach handeln werden, daß die Behauptung, Freiheit und Gleichheit zu verbinden, sei möglich, nichts weiter als eine Phrase ist. Denn Gleichheit ist nur bei starker Unfreiheit, Freiheit eben nur bei starker Differenzierung möglich. Deutsche Auffassung drängt wieder kräftiger dahin, dem starken, viel leistenden Einzelnen, bei dem nach Nietzsche's Forderung die Selbstsucht Selbstzucht sein muß, die Führung anzuvertrauen, Persönlichkeiten aus bloßen Individualitäten derart zu schaffen, daß sie eine konkrete Einheit darstellen, die einer Vielheit von Teilen Gesetze gibt, so daß die Teile ihren Sinn und ihre Bestimmung vom Ganzen erhalten. Das „Freidenkertum" ist immer nur eine vorübergehende Erscheinung im deutschen Kulturleben gewesen — so wird es auch dem vulgären Monismus unserer Tage wieder gehen —, an wahrhaften Freiheitshelden von unvergleichlicher Kühnheit des Denkens und des Handelns weist die deutsche Wissenschaft wie die deutsche Geschichte eine ungewöhnlich große Zahl auf. — Aber nun das andere notwendige,

ergänzende Kennzeichen deutscher Welt- und Lebensanschauung! Es ist die freiwillige, selbstgewollte Gebundenheit; neben der aufs Höchste geforderten Freiheit im Wirken und Gelten der Persönlichkeit die allerstrengste Sachlichkeit: „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun." Dieses Sichselbstbinden, darauf kommt alles an, ist ein freier Akt der Ueberzeugung aus Würdigung der in der Sache, den Verhältnissen, den Umständen, kurz der Wirklichkeit liegenden Schranken und Gesetze. Es war eine Freude zu sehen, wie z. B. eine jener freiwillig von unserm Volk seit langem übernommenen, weil als notwendig erkannten Pflichten, der Volkswaffendienst, den England, zumal wetteifernd mit unserer eigenen Sozialdemokratie, als Militarismus nicht heftig genug befehden konnte, sehr bald nach der Mobilmachung als eine unersetzliche, segensreiche Einrichtung von unserer Sozialdemokratie gepriesen wurde. Die freiwillige Abhängigkeit dürfen wir, um allgemein verständlich zu sein, nach dem höchsten geistigen Gebiet, auf dem sie stattfinden kann, mit dem einfachen, schlichten Ausdruck „fromm" bezeichnen, der dann nichts mehr von kirchlich-konfessioneller Färbung an sich trägt. Wesentlich ist aber für die deutsche Welt- und Lebensanschauung, daß die gekennzeichnete Art von Freiheit und Gebundenheit, also von frei und fromm, in untrennbarer Einheit vorhanden ist, im Einzelnen wie im Volk. Auf dieser Vereinigung, und dann auf der ungeheuer weiten Spannung, die das Ausschlagen des Pendels nach der einen wie nach der anderen Seite erfahren kann und die nach der des Geistes als Freiheit, Persönlichkeit, Idealismus, wie nach der der Natur Gebundenheit, Sachlichkeit, Realismus im Leben und Handeln des Einzelnen wie des Volkes dauernd beobachtet werden kann, darauf beruht die Eigenart dessen, was deutsche Weltanschauung genannt werden muß.

Es sollte die Hauptaufgabe aller sein, die nicht unmittelbar oder mittelbar an der wirklichen Kriegsarbeit teilnehmen können, dahin zu wirken, daß die beim Kriegsausbruch deutlich hervorgetretene einheitliche Grundüberzeugung kräftigst gepflegt werde, damit die künftige Kulturentwicklung unseres Volkes in immer ausgedehnterem Maße sie als eine Selbstverständlichkeit, sie immer mehr rein gefühlsmäßig, ja geradezu instinktmäßig übe. Solche Selbstverständlichkeit war infolge zu einseitig ausgedehnter Verstandeskultur bei mangelnder Willensbildung vielfach arg verkümmert. Starkes, umfangreiches „Bewußtsein", gepaart mit starkem, gefühlsmäßigem, volkhaftem Handeln ist immer nur wenigen eigen, den Führernaturen:

Auf ihre Heranbildung, scheuen wir uns nicht zu sagen „Züchtung", wird künftig mehr Bedacht genommen werden müssen. Aber das Gepräge: frei und fromm kann auf allen Stufen geistiger und sozialer Schichtung die Art und Weise tragen, wie der Deutsche Welt und Menschen gegenübersteht: so kann er in jedem Stande, bei jedem Beruf, in jeder Lage den Wirklichkeitssinn betätigen. Gelingt das in einer größeren Ausdehnung, dann wird gerade dieser deutsche Krieg besonders dazu beigetragen haben, deutscher Weltanschauung Weltgeltung zu verschaffen. Denn die Weltgeltung auch auf dem Gebiete der Geisteskultur — auf dem der Zivilisation haben wir es in so ungewöhnlich empfindlicher Weise an dem Einfluß Englands erlebt — hängt letzten Endes doch von der Kraft und dem Nachdruck ab, mit dem ein Volk sich als Nation zur Geltung zu bringen vermag.

Amerikanische Gedanken zur Weltlage.

Von

Professor W. M. Sloane*), übersetzt von **Dr. Kurt Ed. Imberg.**

Westeuropa liegt unserem Lande näher als Mittel- oder Osteuropa, und was die strenge Nachrichtenzensur zu unserer Kenntnis gelangen läßt, ist genau darauf berechnet, unser Urteil zugunsten der einen oder der anderen Seite zu beeinflussen. Wir sind überzeugt, daß die volle Wahrheit noch nicht bekannt ist, da die Kabel durchschnitten sind und die drahtlose Telegraphie starken Einschränkungen unterworfen ist. Aus diesem Grunde wollen wir unser Urteil über die im Kriege befindlichen Staaten für eine spätere Zeit aufschieben, damit die amerikanische Regierung in der Lage ist, die Wünsche aller Amerikaner zu unterstützen, die darauf gerichtet sind, daß der normale Verlauf unseres Handels, unserer Industrie und unserer Landwirtschaft so wenig wie möglich Störungen erleidet durch die kriegerischen Erschütterungen, die wir nicht verschuldet haben.

Die Ehrlichkeit gegen uns selbst verlangt von uns, daß wir gerecht sind in dem Urteile, das wir uns über alle Völker bilden und zum Ausdruck bringen, die an dem Ringen um die Herrschaft in Europa beteiligt sind, dem Ringen, durch das auch wir unglücklicherweise so sehr berührt werden. Wollen wir ein so schreckliches Ereignis richtig erfassen, so müssen wir nüchtern und ruhig zu Werke gehen; die beste Vorbereitung hierfür ist strikte Neutralität in unseren Worten, in unserem Denken und Benehmen.

* * *

Unsere eigene Geschichte seit den Tagen des Unabhängigkeitskrieges ist stets eine Politik der Expansion und des Imperialismus gewesen. Wir haben die uns benachbarten Gebiete durch Gewalt, durch Krieg oder Besetzung, Kauf oder Tausch erworben. Wir

---

*) Anmerkung der Redaktion: Prof. Sloane bekleidete im Winter-Semester 1912/13 an der Berliner Universität die Roosevelt-Professur. Wir bringen die Uebersetzung dieses Artikels, der, indem er für Deutschland eintritt, doch anschaulich erkennen läßt, was gegen uns und Amerika gesagt wird.

haben aus der Verlegenheit anderer Staaten, wie Großbritannien, Frankreich, Spanien, Rußland und Mexiko unseren Nutzen gezogen.

Um ihre Landesgrenzen zu verbessern, erzwangen die Vereinigten Staaten zu Lebzeiten des Verfassers dieser Zeilen den Gadsden-Kauf. Unsere entfernteren Besitzungen haben wir durch Eroberung oder Revolution erworben, indem wir den geschädigten Staaten zur Beruhigung unseres Gewissens eine Summe Geld bezahlten, die nach unserem eigenen Gutdünken zur Schadloshaltung der Geschädigten genügte. Und gerade jetzt überlegen wir, was wir an die Vereinigten Staaten von Kolumbien zahlen wollen für ihren guten Willen in der Panamafrage, ohne einen unparteiischen Gerichtshof danach zu fragen, welche Entschädigungssumme billig wäre für den guten Willen, den wir einzig und allein zu dem Zwecke gebrauchen, um einen neuen Schutzbrief für den Panamakanal und eine Stütze für die Politik oder Doktrin zu haben, die die gegenwärtige Regierung als Ersatz für die veraltete Monroe-Doktrin aufgestellt hat.

In keinem Falle einer Annektierung oder Protektoratserklärung haben wir durch Volksabstimmung nach den Wünschen der Bevölkerung in den betreffenden Gebieten gefragt oder den Haager Schiedshof um Rat angegangen. Stets haben wir dieselbe Ausrede gehabt, nämlich die, daß unsere Interessen es erforderten.

Wir haben den ganzen amerikanischen Kontinent südlich unserer Grenzen jeglicher europäischen Besitzergreifung verschlossen und haben dadurch seit länger als ein Jahrhundert in einem reichen Lande eine unvollkommene Zivilisation unterstützt, die in trauriger Weise von den reichen Naturschätzen des Landes Gebrauch machte, die, richtig ausgebeutet, der gesamten Menschheit in hohem Maße zugute kommen würden.

In diesem Lichte sehen uns die europäischen Nationen; in der Stetigkeit dieser unserer Politik erblicken sie einen Beweis für unseren nationalen Charakter. Diese Politik unterscheidet sich in keinem Punkte von ihrer eigenen, ausgenommen einem einzigen Punkt.

Aber diese Ausnahme ist von wesentlicher Bedeutung. Wir sind eine aus vielen Völkern zusammengesetzte Nation, während die europäischen Staaten in der Regel eine homogene Bevölkerung haben. Ihre Einwohner haben eine Sprache, eine Geschichte, dieselben Einrichtungen und Gesetze; sie haben eine einheitliche Literatur, gleiche Gewohnheiten und gleiche Lebensweise. Einige europäische Staaten haben allerdings auch eine zusammengesetzte Bevölkerung; aber jeder Teil derselben fordert und pflegt seine nationalen Eigen-

arten und Grundsätze; jeder hält sich für eine Nationalität, deren Fortbestehen gesichert werden muß und die dazu ausersehen ist, in irgendeiner Weise, sei es in friedlicher Entwicklung oder mit den Waffen in der Hand, weiter verbreitet zu werden.

Mit vielleicht einer Ausnahme haben die europäischen Staaten einen durch Geburten herbeigeführten Ueberschuß an Bevölkerung, für dessen Versorgung sie nach territorialer Ausdehnung oder nach Verbesserung der Produktivität des eigenen Bodens trachten müssen. Von denjenigen aber, die auswandern müssen, wünschen sie, daß sie ihre Nationalität mit allem, was diese in sich schließt, für alle Zeit beibehalten.

In diesen Punkten unterscheiden sie sich von uns nur darin, daß wir vielleicht noch engherziger denken und anmaßender sind. Denn wir vermögen politisch zu denken nur vom Gesichtspunkte einer demokratischen Regierung aus, mag diese auf direktem oder indirektem Wahlsystem beruhen.

— — — — — — — — — — — — — —

Es ist interessant, daß das amerikanische Volk anscheinend an die Möglichkeit einer monarchischen Demokratie glaubt. Einer der hervorragendsten Amerikaner hat kürzlich seinem Widerwillen Ausdruck gegeben über Wendungen wie „meine Monarchie", „mein treues Volk", „meine getreuen Untertanen", Worte, die ein deutscher Monarch gebraucht hat, als er sein Volk zum Kampfe aufrief, und seinen Widerwillen begründete der Amerikaner damit, daß diese Ausdrücke ein dynastisches oder persönliches Eigentumsrecht an Menschen in sich schließen.

* * *

Dem amerikanischen Volke mißfällt der Ausdruck „Oberster Kriegsherr" („supreme war lord"), aber es läßt es ruhig zu, daß sein höchster Beamter Oberstkommandierender zu Wasser und zu Lande ist. Für unsere Ohren sind die deutschen Worte unangenehm; aber dies liegt daran, daß sie durch die wörtliche Uebersetzung einen ganz anderen Sinn erhalten, der zu falschen Vorstellungen Anlaß gibt. Die Ausdrücke wie Monarchie usw. werden in England stets vom König gebraucht, und bei keinem seiner „getreuen Untertanen" erregen sie Anstoß, selbst bei den radikalsten nicht, die auf diese Bezeichnungen stolz sind, ebenso wie anscheinend unsere Landsleute britischer Abstammung. Warum erregen sie so großen Anstoß, wenn die deutsche Regierung sie von ihrem Kaiser und König gebraucht?

Die soziale Schichtung in Deutschland ist nicht so auffallend wie in England, sein Adel weit weniger mächtig, und Eduard VII. hat den Beweis erbracht, daß ein geschickter und eigenwilliger Monarch sein „getreues Volk“ viel tiefer in schädliche geheime Bündnisse verstricken kann als Kaiser Wilhelm II., dessen Bündnisse und sonstigen politischen Maßnahmen stets unverschleiert waren und auch jetzt noch sind.

* * *

Der fundamentale Grundsatz unserer Nation ist seit langer Zeit die recht vage Monroe-Doktrin, durch deren Geltendmachung wir das Festsetzen einer starken Militärmacht an unseren Grenzen und in unserer Nähe verhindert haben, einer Macht, die bei Gelegenheit uns zwingen könnte, ein mächtiges und zahlreiches stehendes Heer zu unterhalten oder gar die allgemeine Wehrpflicht für alle Stimmberechtigten (Frauen natürlich ausgenommen) einzuführen.

Dennoch werden wir Krieg führen, wenn es nötig ist, um Angriffe von uns abzuwehren, und zu diesem Zwecke unterhalten wir die zweitstärkste und in ihrer Größe kriegstüchtigste Flotte der Welt. Das ist unser Militarismus. Derjenige Englands ist es, eine zweimal so starke Flotte zu haben als wir oder sonst ein Staat; denn sein erster Grundsatz ist die Aufrechterhaltung einer unbestrittenen Vorherrschaft auf den Wegen des Weltverkehrs. Bescheiden haben wir uns hierin gefügt, während andere Nationen unseren Frachthandel an sich reißen und unsere Flagge nur über einem Dutzend ansehnlicher Ozeandampfer weht. Unter Englands gönnerhaftem Schutze führen wir unsere auswärtigen Kriege, unter seinem Druck verwalten wir den Panamakanal, indem wir in zarter und löblicher Rücksichtnahme nach seinen Wünschen einen Vertrag auslegen, der ganz anders ausgelegt werden könnte. Ob dies Militarismus zur See in höchstem Grade ist oder nicht, ist nicht schwer zu entscheiden. Aber niemals haben wir dies als schändlich bezeichnet.

In einer Generation hat Frankreich ein Kolonialreich angesammelt, das zweitgrößte nach demjenigen Großbritanniens. Unterdessen forderte es fortwährend die Zurückgabe deutschen Landes, insbesondere die Rückgabe einer deutschen Stadt, die es sich in willkürlicher Weise angeeignet und durch seinen Militarismus auf ungefähr fünf Generationen behalten hat. Der Militarismus einer Republik und Demokratie, die im wesentlichen die Einrichtungen napoleonischer Verwaltung beibehalten hat, ist ebenso drückend ge-

wesen wie derjenige einer monarchischen Demokratie wie England, und er kann leicht drückender werden als der einer Monarchie wie Deutschland.

Warum sollte der Militarismus in einem Falle schändlicher und barbarischer sein als in dem anderen? Und mit welchem Staate ist diese kriegstüchtige Demokratie aufs engste verbunden? Mit Rußland, einem orientalisch-despotischen Staate, der mit Hilfe französischen Geldes einen an Zahl, Ausdehnung und Wirksamkeit so furchtbaren Militarismus zu Lande entwickelt hat, daß sein Auftreten demjenigen der Hunnen Attilas vergleichbar ist. Russen, die aus Rußland in westliche Länder geflohen sind, beschuldigen den russischen Militarismus als eine Bedrohung der Welt.

Von welchem Militarismus droht nun uns Amerikanern die größte Gefahr?

Es hat uns das Herz zerbrochen, mitanzusehen, wie die belgische Neutralität verletzt wurde, eine Handlung, auf die Frankreich und höchstwahrscheinlich auch England seit langem vorbereitet waren. Aber letzteres hat unter geringem oder gar keinem Protest der übrigen Staaten mit dem „Bären, der wie ein Mensch geht", eine Vereinbarung getroffen, durch die Persien in zwei Interessensphären geteilt wird und die in höhnischer Weise die Neutralität Persiens mißachtet. Genau so, wie der andere Verbündete Japan jetzt die Neutralität Chinas mißachtet, der jungen Republik, mit deren Anerkennung wir es so eilig hatten, daß wir depeschieren mußten. Und wie steht es mit Korea? Entgegen den heiligsten Integritätsgarantien ist es zu einer japanischen Provinz gemacht worden.

Doch wir wollen für den Augenblick derartige Betrachtungen beiseite lassen — man könnte noch zahlreiche weitere Beispiele anführen —, Betrachtungen, die uns Amerikaner zu unparteiischer Betrachtung der Ereignisse veranlassen und uns von einer gefährlichen Parteinahme abhalten sollten, und wir wollen uns fragen: können wir im Falle einer Vermittelung unparteiische Friedensstifter sein, wenn wir uns weiterhin so verhalten, wie wir es bis jetzt getan haben? Die Haltung unserer Regierung ist allerdings streng neutral gewesen, neutral bis zur Grenze äußerster Selbstverleugnung, und nach Ansicht mancher zimperlich neutral sogar.

Aber so felsenfest eine demokratische Obrigkeit auch in ihren Entschlüssen und in ihrer Politik sein mag, sie muß von der öffentlichen Meinung beeinflußt werden und wird es auch. Mit Recht oder Unrecht wird die Regierung seit Beginn der Feindseligkeiten

sogar noch mehr von ihr beherrscht und von jeder Partei der Parteinahme verdächtigt. Wie auch immer die Würfel der Entscheidung fallen werden, der Blick Europas wird auf uns gerichtet sein. Wenn uns Erfahrung und Erkenntnis nicht ganz täuschen, sind wir seit länger als einem Jahrzehnt nächst Deutschland das bestgehaßte Volk der Welt.

Es ist unsere erste Pflicht, auf unseren eigenen Vorteil bedacht zu sein wie die anderen Staaten auf den ihrigen. Dies ist jedoch unmöglich, wenn nicht der Parteihader in Amerika aufhört. In der Tat haben die Stürme der Entrüstung bei uns den Beweis erbracht, wie unfähig wir sind, die uns als Neutralen zustehenden Rechte mit aller Kraft durchzusetzen oder die günstige Gelegenheit beim Schopfe zu fassen, die sich uns als Neutralen bietet, die Vorteile auszunutzen, die die Neutralität zweifellos mit sich bringt.

Zum erstenmal seit 300 Jahren verbinden sich Staaten höchster Kultur mit solchen, die auf den niedrigsten Kulturstufen stehen; das erstemal seit jener Zeit, wo die streitlustigen Mächte Westeuropas um die Gunst der Hohen Pforte warben.

Dies sollte uns zum Nachdenken veranlassen. Aber das Gegenteil scheint der Fall zu sein: die meisten Amerikaner scheint diese Tatsache zu begeistern. Gegen eine derartige Verirrung gibt es nur ein einziges wirksames Mittel: wir müssen uns um uns selbst kümmern und gründlich alle Mittel und Wege studieren, durch die wir am besten verhindern, durch den Wirbelwind erfaßt zu werden, der uns selbst bei der leisesten Berührung in den allgemeinen Strudel hineinziehen kann. Oder um ein anderes Bild zu gebrauchen: wir schauen vergnügt dem Vorwärtstreiben des Strudels zu, ohne zu bemerken, daß jeder Augenblick uns Gefahren näher bringt, denen wir nur unter äußerster Kraftanstrengung entgehen können. Erregungen, für die man keine Verantwortung auf sich nimmt, lassen sich, ebensowenig wie im Roman oder auf der Bühne, mögen sie auch noch so stark sein, nicht im entferntesten vergleichen mit wirklichem Handeln. Sechs Wochen lang scheinen solche Erregungen, gleichsam paralytisch wirkend, die höchsten Personen in Amerika gelähmt zu haben.

* * *

Mehrere Leute haben in der letzten Zeit den glücklichen Gedanken gehabt, in den Zeitungen auf die unglückselige Verwirrung hinzuweisen, die man dadurch anrichtet, daß man gewisse Worte plötzlich in einem ganz anderen Sinne verwendet als sonst im Leben.

Nehmen wir z. B. den „Militarismus“. Nach unserer Ansicht hängt der Sinn dieses Ausdruckes ganz davon ab, in welchem Grade der Militarismus in einem Staate vorhanden ist. Um sich gegen die größte Gefahr verteidigen zu können, die ihnen nach seiner Ansicht droht, mußte Deutschland von Zeit zu Zeit die Stärke und Zusammensetzung seiner Angriffs- und Verteidigungsmittel ändern, mußte es die allgemeine Wehrpflicht einführen, die den Völkern angelsächsischen Blutes stets ein Stein des Anstoßes war. Und doch haben sie selbst zu dieser Maßregel gegriffen, wenn die Not sie zwang; so hoben z. B. die Amerikaner während des Bürgerkrieges die freiwillige Anwerbung auf und führten die Zwangsaushebung ein.

Die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland bedeutet, daß jeder Mann für eine bestimmte Zeit seines Lebens ausgehoben und militärisch ausgebildet wird. Vor 40 Jahren gab es sehr viele, die aus diesem oder jenem Grunde von der Ableistung der Dienstpflicht entbunden wurden. Die Zahl dieser Leute ging jedoch immer mehr zurück, und vor etwa 1 1/2 Jahren wurde schließlich bestimmt, daß jeder Deutsche, der die Strapazen des Dienstes zu ertragen fähig ist, seiner Dienstpflicht genügen muß. Diese Maßregel war die notwendige Folge der völligen Veränderung des militärischen Gleichgewichts, sie war bedingt durch die neuen Rüstungen in Rußland und durch die Schaffung von Armeen in den südslavischen Staaten der Balkanhalbinsel.

Zum Vergleich wollen wir uns einmal in die Lage versetzen, wir Amerikaner hätten nicht einen Nachbar, der unsere Ruhe stört, sondern vier solcher Nachbarn. Nehmen wir an, Kanada entwickelt sich zu einer starken Militärmacht, denken wir uns eine feindliche Militärmacht an der atlantischen Grenze und eine andere auf der Seite des Stillen Ozeans: fraglos müßten auch wir unser noch unvollständiges Militärsystem weiter ausbauen und ein großes stehendes Heer unterhalten, soweit wir dies für eine starke Defensive oder kräftige Offensive für nötig halten. Und wir würden diese Maßregeln wahrscheinlich ergreifen, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern.

Im Norden droht Deutschland kein wirklich erbitterter Feind, obwohl man nicht gerade sagen kann, daß Deutsche und Skandinavier sich lieben. Aber im Osten und im Westen stehen erbitterte Gegner und — wie es sich jetzt erwiesen hat — ein dritter jenseits des Kanals. Dazu kommt noch im Süden ein recht lauer neutraler Staat, der einst mit ihm verbündet war.

* * *

England hat sein „Blaubuch" und ebenso Deutschland sein „Weißbuch" nach Amerika geschickt. Die Herausgeber unserer größten Zeitungen, die diese Veröffentlichungen gelesen und durchgearbeitet haben wollen, erklärten, daß schon bei oberflächlicher Betrachtung Deutschland fraglos als Angreifer erscheine. Deutscher Militarismus brüste sich damit, Europa ins Gesicht schlagen zu können. Deutschland habe die Neutralität verletzt. Kurz, Deutschland hat jedes Unrecht begangen, das das Völkerrecht kennt, und deshalb sei das ganze deutsche Vorgehen höchst verwerflich. —

Vor kurzer Zeit griff im englischen Parlament ein Mitglied der Arbeiterpartei, J. Ramsey Mac Donald, auf Grund der Veröffentlichungen der Regierung, wie sie in die Hände des englischen Publikums gelangt waren, Sir Edw. Grey an, weil er England, Rußland und Frankreich gegenüber im voraus derartig die Hände gebunden hatte, daß er trotz der Vorstellungen des deutschen Botschafters nicht wagte, die Frage einer eventuellen Neutralität in Erwägung zu ziehen. Dieses Parlamentsmitglied gehört zu der mächtigen Anti-Kriegspartei in England, einer Partei, deren beiden Mitglieder John Burns und Lord Morley es vorzogen, aus dem Kabinett auszuscheiden, um nicht an einem Unrecht mitzuarbeiten, einer Partei, die vor dem Kriegsausbruch ihre Stimme erhob und in dem Wunsche, den Krieg zu lokalisieren, gegen eine Teilnahme Englands protestierte.

Mac Donald erklärte, nach seiner Meinung klinge es ganz töricht, wenn ein englischer Staatsmann von einer Verletzung der belgischen Neutralität fasele, weil schon lange vor 1870 sowohl französischerseits als auch von deutscher Seite geplant war, Belgien zu militärischen Zwecken im Kriegsfalle zu benutzen, mit anderen Worten, seine Neutralität zu verletzen, Pläne, die im englischen Kriegsministerium in Abschrift lagen. Gladstone habe einmal im Parlament erklärt, er gehöre nicht zu denen, nach deren Ansicht eine formelle Garantieerklärung England zum Kriege treiben dürfe, wenn der Lauf der Dinge sie durchkreuzte. Dies sei stets die offen ausgesprochene Politik Englands seit 1870 gewesen, und deshalb sei die Verletzung der belgischen Neutralität bloß ein leerer Vorwand.

Dies ist ein weiterer Beweis für die geheime Verabredung zwischen England einerseits und Frankreich und Rußland andererseits, die einem Manne wie Grey derartig die Hände band, daß er außerstande war, irgend einen Vorschlag bezüglich Englands Neutralbleiben zu machen, als der deutsche Botschafter ausdrücklich erklärte,

ihm alles bewilligen zu wollen, und ihn um seinen Gegenvorschlag bat.

Diese Tatsachen stehen im „Blaubuch“. Soviel ich weiß, hat kein amerikanischer Herausgeber, der nach seiner Behauptung diese amtliche Veröffentlichung gründlich durchgearbeitet hat, diese Tatsachen erwähnt, und sie waren auch noch nicht im Blaubuch veröffentlicht, als Grey und Asquith ihre Kriegsreden hielten und das englische Volk in den Krieg stürzten.

* * *

Es ist eine recht verhängnisvolle Sitte, - die auch in den Zeitungen schon oft genug getadelt worden ist, Ausdrücke aus fremden Sprachen wörtlich ins Englische übersetzen zu wollen.

Was das Wort „Kaiser“ bedeutet, wissen die Amerikaner gar nicht. Die meisten von ihnen sehen in seinem Träger einen römischen Kaiser aus der späteren Kaiserzeit, anderen ist das Wort gleichbedeutend mit dem autokratischen Zarismus Rußlands, noch andere wieder ziehen die kurze, aber nichtsdestoweniger autokratische Herrschaft Napoleons III. zum Vergleich heran. Kurz, wenn wir den Ausdruck „Kaiser“ gebrauchen, denken wir an eine Persönlichkeit, die es — mit Ausnahme des Zaren von Rußland — überhaupt nicht gibt.

Wir betreiben es geradezu als Sport, Ausdrücke aus fremden Sprachen zu gebrauchen, die es in unserer Sprache nicht gibt, und freuen uns an Uebersetzungen, die geradezu lächerlich sind. So übersetzen wir den Ausdruck „Oberster Kriegsherr“ mit **„Supreme War Lord“**. Was sich der Durchschnittsamerikaner darunter vorstellt, ist nicht ganz klar. In Wirklichkeit aber — und dies ist stets in Wort und Schrift betont worden — bedeutet dieser Ausdruck nichts anderes als Höchstkommandierender im Deutschen Reiche, es ist also dem Sinne nach dieselbe Stellung, die die Präsidenten der Vereinigten Staaten in Zeiten höchster Gefahr bekleiden. Lincoln war während seiner Präsidentschaft zeitweise mindestens in demselben Maße „Oberster Kriegsherr“, wie der Deutsche Kaiser es sein könnte; in Wirklichkeit vielleicht in noch viel höherem Maße. —

Das Gefühl des Verbrechens, das die Amerikaner bei dem Gedanken an die Schrecken des Krieges beschleicht, hat sehr oft seinen Grund in der völligen Unkenntnis der Gesetze und Verein-

barungen sogenannter zivilisierter Kriegführung und in einer Sentimentalität, die — mag sie ihnen auch alle Ehre machen — leider keiner der treibenden Faktoren im Getriebe der Welt ist. Keinen Amerikaner würde es wohl in seinem Feingefühle verletzen, wenn man ihm bei passender Gelegenheit Shermans Marsch zur Küste in die Erinnerung riefe, auf dem alles nur Denkbare verwüstet wurde, oder wenn man ihn an die Taten eines Generals erinnerte, der stolz darauf war, die Täler von Virginien in eine solche Wüste verwandelt zu haben, daß eine Krähe nicht genug Nahrung finden konnte, um von einer Seite auf die andere zu fliegen. In den Tagen, in denen unser Vaterland in der größten Gefahr schwebte, billigte man das Verhalten solcher Männer und vergötterte sie wegen ihrer Heldentaten.

* * *

Die Verbündeten glauben fest daran, daß bei den bis jetzt noch unentschiedenen Kämpfen im Westen die lange Dauer des Krieges zu ihren Gunsten ins Gewicht fallen werde. Lloyd George hat kürzlich, wenn auch nicht mit genau denselben Worten, so doch dem Sinne nach dasselbe gesagt, wie Disraeli im Jahre 1878: „Wir wünschen keinen Krieg; wenn wir aber das Schwert ziehen müssen, dann, meiner Treu („by jingo“), haben wir auch genügend Schiffe, Soldaten und Geld.“ Diese Worte waren die Veranlassung für die Bezeichnung „Jingoes“.

Vor einiger Zeit hat Lloyd George hervorgehoben, daß das Geld in dem langen Ringen eine wichtige Rolle spielen werde, und er fügte hinzu, England sei genügend mit Geld versehen. Und in den Versammlungen, in denen man Engländer zum Eintritt ins Heer zu veranlassen suchte, wurden die Redner mit Beifall begrüßt, wenn sie erklärten: „Wir können zwar nicht gleich dieselbe Anzahl Soldaten ins Feld stellen wie Deutschland oder Rußland, aber in Anbetracht der Haltung aller Teile unseres weiten Reiches werden wir bei der Länge des Krieges imstande sein, ebensoviel Soldaten aufzustellen. Deshalb kommt uns die Dauer des Krieges zugute sowohl bei der Aufstellung der Streitkräfte als auch bezüglich der Geldfrage für deren Unterhaltung.“

Lloyd George erklärte ferner, daß Englands Feinde nur für eine verhältnismäßig kurze Zeit sich finanziell halten und kriegstüchtig bleiben könnten, daß sie mit der Zeit aber fraglos nicht nur

ihre Geldquellen, sondern auch ihr Menschenmaterial erschöpfen würden. Das ist jetzt seine Ansicht. Daher wünscht man scheinbar, wenigstens in England, daß der Krieg recht lange dauern möge; es scheint, als ob sie hierin die einzige Hoffnung auf Sieg sehen. England und Frankreich sind beides reiche Länder. Aber ich weiß nicht, wie hoch sie den Reichtum Deutschlands anschlagen, wir kennen ihn auch nicht genau, und ich weiß auch nicht, ob sie wissen, was Deutschland im äußersten Falle zu leisten vermag.

Wir finden kein Anzeichen dafür, daß in irgend einem Lande Europas der Abrüstungsgedanke eine nennenswerte Anzahl von Vertretern gefunden hat. Der Standpunkt des deutschen Volkes ist der, nicht die größte, aber die stärkste Armee zu besitzen; das Grundprinzip Englands, das über den Militarismus spöttisch die Nase rümpft, war der Wunsch, nicht nur die mächtigste Flotte zu haben, sondern eine Flotte zu besitzen, die zweimal so stark ist wie alle anderen.

Und welches ist der leitende Gedanke in dieser Frage in den Vereinigten Staaten? die Monroe-Doktrin; die Politik, keinen bewaffneten Nachbar an unseren Grenzen zu haben, der uns schon durch seine Anwesenheit dazu zwingen könnte, unsere Abneigung gegen die allgemeine Wehrpflicht fallen zu lassen und große Summen für unsere Rüstungen auszuwerfen.

Das ist für jeden von uns in erster Linie bestimmend gewesen. Allerdings haben wir bis jetzt die Monroe-Doktrin aufrechterhalten, indem wir nur die Zähne zeigten; aber ich glaube kaum, daß wir sie ohne eine genügende militärische Macht auch in Zukunft werden aufrechterhalten und durchsetzen können. Aus diesem Grunde hat die Monroe-Doktrin eine ganze Anzahl Abänderungen erfahren, die ich hier nicht näher erörtern will.

Dieser unser Grund nun, daß wir von Patagonien bis zu unserer Grenze gegen Mexiko keiner Militärmacht Europas gestatten werden, sich dauernd festzusetzen und unseren Frieden zu gefährden, ist derselbe Grund, der den Deutschen zwingt zu sagen: „Wir müssen die stärkste Armee haben“, und der den Engländer bestimmt, wenn er die stärkste Flotte für sich fordert.

* * *

Ich möchte dahin verstanden werden, daß ich weder für die eine noch für die andere der kriegführenden Gruppen bis jetzt

Partei ergriffen habe. Ich vertrete weder die Interessen der einen Partei noch die der anderen, sondern spreche nur im Interesse der Amerikaner. Der Hauptgrund, der mich bestimmt hat, den Versuch zu wagen, meine Ansichten klar darzulegen, ist die Hoffnung, daß die hysterischen Ausbrüche einer Parteinahme für die einen oder die anderen aufhören werden, zu der manche Leute, die meiner Meinung nach noch zu sehr an dem Ruhm, der Ehre und den Ueberlieferungen ihrer alten Heimat hängen, unsere neutrale Nation mit aller Kraft zu verleiten suchen.

Haben wir noch ein Völkerrecht?

Ein Vortrag von **Ernst Zitelmann.**

Haben wir noch ein Völkerrecht? Wie oft ist mir in den letzten Monaten bei der Besprechung der Kriegsereignisse diese Frage entgegengetreten, bald im Sinn eines sorgenvollen Zweifels, bald und meist im Sinn einer geringschätzigen Verneinung: nein, wir haben kein Völkerrecht mehr!

Die harte Männlichkeit dieses Krieges hat bereits so vieles an Träumen, Glauben, Zuversicht, Hoffnungen, die manchen von uns, und es waren nicht die schlechtesten! teuer waren, vernichtet. Vernichtet ist der allzuweiche Traum, als könne die Menschheit einem ewigen Frieden zugeführt werden. Vernichtet ist der freundliche Glaube, als ob in der hohen Politik Liebenswürdigkeit, Wohlwollen, Gefälligkeit einen Einfluß haben könnten auch harten Interessengegensätzen gegenüber. Vernichtet ist die Zuversicht, daß Blut dicker sei als Wasser, und daß die mächtige stammverwandte Nation jenseit des Kanals aus freien Stücken dem aufstrebenden deutschen Vetter Luft und Sonne gönnen und Hand in Hand mit ihm den Zielen der Menschheitentwicklung zuschreiten werde. Vernichtet ist die Hoffnung, daß die sich täglich verdichtenden Fäden der Kulturbeziehungen zwischen den einzelnen Völkern stark genug sein würden, um ein Wiederaufbrennen uralten Völkerhasses und wildester Roheit zu verhindern. All das ist jetzt vorbei, gestorben, begraben — wir mögen das mit Schmerz sehen, aber es ist schließlich nicht schade darum, denn es waren eben nur Einbildungen. Die Luft um uns ist kälter und härter geworden, aber sie ist jetzt auch reiner. Und so denkt man, auf den großen Kehrichthaufen, auf den alle diese Einbildungen geworfen sind, gehöre auch der Glaube, als könnten die verschiedenen Völker in ihren Beziehungen zueinander durch ein Recht regiert werden: es gebe eben kein Völkerrecht.

In diesem Gedanken bergen sich, wie mir scheint, zwei verschiedene Vorstellungen. Man meint entweder, das sogenannte Völkerrecht sei überhaupt kein wahres Recht, ein wirkliches Völkerrecht habe es niemals gegeben, und der Krieg, in dem wir stehen, habe das nur offenbart und erwiesen; oder man denkt, es möge wohl ein Völkerrecht gegeben haben, aber dieses Völkerrecht sei jetzt durch den Krieg zerbrochen, beseitigt worden. Ich will diese beiden Fragen trennen und zuerst erörtern: hat es überhaupt je ein Völkerrecht gegeben? ist das, was wir Völkerrecht nennen, ein wahres Recht? und sodann: gibt es jetzt noch ein Völkerrecht?

Hat es überhaupt je ein Völkerrecht als wahres Recht gegeben? Aber ich spreche hier zu Nichtjuristen und muß daher zunächst deutlich machen, was man denn überhaupt unter Völkerrecht versteht.

Das Wort Völkerrecht ist irreführend. Bei seinen Sätzen handelt es sich nicht um die Beziehungen der mehreren Völker zueinander, sondern um die der mehreren Staaten. Beides deckt sich ja tatsächlich nicht. Zum deutschen Volk gehören auch die Deutsch-Oesterreicher, die Deutsch-Balten, die Deutsch-Schweizer und manche anderen in der weiten Welt draußen; staatlich genommen sind aber die einen Oesterreicher, die anderen Balten, Schweizer, nicht Deutsche; und umgekehrt: wir haben in Deutschland Splitter fremden Volkstums, Franzosen in Elsaß-Lothringen, Dänen in Nord-Schleswig, und sie gehören doch zum deutschen Staat. Und sehen wir gar nach Oesterreich hin: die verschiedensten Völker sind hier zu einem Staat geeinigt. Aber das, was wir ein Volk nennen, ist viel zu wenig scharf abgrenzbar, viel zu wenig fest gestaltet, als daß es den Ausgangspunkt rechtlicher Regelungen bilden könnte. Nein, das Völkerrecht ist nicht ein Recht der Völker, sondern ein Recht der Staaten — ein Staatenrecht, und zwar ein Recht der Kulturstaaten. Wie das Privatrecht die Beziehungen der Einzelnen zueinander ordnet und wie das öffentliche Recht eines Staates die Beziehungen zwischen dem Staat und dem Einzelnen bestimmt, so regelt das Völkerrecht die Beziehungen zwischen den einzelnen Staaten. Es regelt diese Beziehungen, wie sie im Frieden bestehen, es regelt sie aber auch im Kriege, und darnach zerfällt das Völkerrecht in die beiden großen Teile: das Friedensvölkerrecht und das Kriegsvölkerrecht.

Das Friedensvölkerrecht: längst haben ja doch die Staaten begriffen, daß es eine Menge von Zwecken gibt, die der Staat ver-

folgen muß und die doch durch einen einzelnen Staat für sich allein nicht erreicht werden können, sondern nur durch das Zusammenwirken der mehreren Staaten. Dann muß es aber auch rechtliche Regelungen geben, die dieses Zusammenwirken ordnen und damit sicherstellen. Damit wird die tatsächliche Kultur- und Interessengemeinschaft zu einer rechtlichen Zweckgemeinschaft: über dem einzelnen Staat baut sich dieser Zweckverband der mehreren Staaten auf. Es genügt hier beispielsweise zu erinnern an die internationale Gestaltung des Post- und Telegraphenverkehrs, an den internationalen Schutz gegen Seuchen, an die internationale Bekämpfung des Verbrechens durch die Auslieferungsverträge und durch die gemeinsamen Maßnahmen gegen den Sklavenhandel und den Mädchenhandel, ferner an die internationale Ordnung der Handelsbeziehungen, endlich an den internationalen Schutz des Urheber- und Erfinderrechts. Und damit die Staaten im Frieden miteinander in allen diesen und anderen Beziehungen verkehren können, gibt es auch Rechtssätze, die die Stellung der internationalen Verkehrsorgane, insbesondere der Gesandten, näher bestimmen.

Den anderen Teil des Völkerrechts bildet das Kriegsrecht das Landkriegsrecht und das Seekriegsrecht. Aber ist das nicht ein Widerspruch in sich selbst, von Kriegs-Recht zu sprechen, während doch der Krieg gerade das Aufhören des Rechts ist, wo der Urstand der Natur zurückkehrt und allein die kalte, nackte Gewalt entscheidet? Indes man überzeugt sich von dem Sinn, den es hat, von Kriegsrecht zu sprechen, am leichtesten, wenn man einen Vergleich aus dem Bereich unseres privaten Lebens heranzieht: man braucht nur an das Duell oder die studentische Mensur zu denken. Das Duell, die Mensur ist keine regellose Schlägerei, sondern ein Kampf, der nach Beginn, Durchführung und Beendigung unter gewissen Regeln steht. Die beiden Parteien mitsamt den Nebenbeteiligten, den Kartellträgern, Zeugen, Sekundanten, Unparteiischen sind gebunden, in bestimmter Weise zu verfahren, ihre Tätigkeit untersteht von Anfang bis zu Ende einer festen Ordnung. Ebenso will auch das Kriegsvölkerrecht den kriegführenden Staaten und neben ihnen auch den neutralen Mächten gewisse Verpflichtungen auferlegen. Jeder Krieg ist entsetzlich, er schreitet in erhabener Furchtbarkeit über unendlich viele Lebensgüter fort; das Völkerrecht aber hat den Zweck, soviel es angeht, ihn zu vermenschlichen und seine Grausamkeit einzuschränken. Unter Rechtsgrundsätzen steht der Beginn des Krieges, man denke an das Erfordernis der Kriegserklärung, seine

Beendigung (der Friedensschluß) und vor allem seine Durchführung; so kommt man wissenschaftlich zu der Begriffsbestimmung, die zunächst etwas Befremdendes hat: der Krieg ist, völkerrechtlich betrachtet, ein Rechtsverhältnis zwischen den Staaten, vor allem zwischen den kriegführenden Staaten. Man meint damit lediglich: er ist ein rechtlich geregelter Vorgang.

Und zwar ist er ein Rechtsverhältnis zwischen den Staaten. Gerade hier zeigt sich die Wichtigkeit der Auffassung, daß das Völkerrecht nicht ein Recht der Völker, sondern ein Recht der Staaten ist. Auch der Krieg soll nur zwischen den Staaten geführt werden — sie führen ihn durch ihre Armeen und ihre Flotten —, nicht aber zwischen den Völkern in dem Sinn, daß die einzelnen, die weder zum Herr noch zur Flotte gehören, sich bekämpfen. Daraus ergeben sich Folgerungen nach zwei Seiten hin. Einmal: der Krieg soll nicht sein ein Kampf des Staates gegen die Bevölkerung des feindlichen Staates, ich meine gegen die Einzelnen, die nicht zum Heer oder zur Flotte gehören; daher soll grundsätzlich Leben und Freiheit der Privatpersonen gewahrt bleiben, und ebenso soll das Privateigentum geschont werden; Plünderung ist verboten, und was dem Einzelnen für den Heeresbedarf genommen wird, muß ihm vergütet werden. So beginnen auch die Aufrufe der deutschen Oberfeldherren an die Bewohner eines besetzten feindlichen Landesteils: „Bürger! Ein Truppenkorps der deutschen Armee hat Eure Stadt besetzt. Da der Krieg nur zwischen den Heeren geführt wird, garantiere ich in aller Form Leben und Privateigentum aller Einwohner . . .“ Nur im Seekrieg gilt heute immer noch das alte Seebeuterecht: jedes Handelsschiff unter feindlicher Flagge darf gekapert werden. Alle Versuche, diesen Rest alter Barbarei abzuschaffen, sind an Englands Widerspruch gescheitert — man begreift leicht, warum.

Aber auch umgekehrt. Der Krieg soll nicht sein ein Kampf der Privatleute gegen den Staat. Jeder Staat, der das sogenannte Franktireurwesen duldet oder gar anreizt oder befördert, begeht eine schwere Verletzung des Völkerrechts, und die Einzelnen, die, ohne zum Heer oder zur Flotte zu gehören, in einem besetzten Gebiet feindliche Handlungen begehen, können nach Kriegsrecht kurzerhand gerichtet werden.

Auch bei dem Kampf des Staats gegen den Staat, also der Heere und Flotten gegeneinander, will das Völkerrecht im Interesse der Menschlichkeit Schranken aufrichten. An sich ist der Zweck des Krieges stets die vollständige Vernichtung des Gegners, und jedes

Mittel, das dazu nötig ist, ist auch erlaubt. Aber Einschränkungen gibt es doch nach zwei Richtungen hin. Einmal in bezug auf die Personen: ich brauche hier nur an das Genfer Abkommen zur Verbesserung des Loses der Verwundeten und Kranken bei den im Felde stehenden Heeren zu erinnern; ebenso tritt eine Einschränkung hinsichtlich der Gefangenen ein: der Gefangene darf nicht getötet, nicht gequält, er soll menschlich behandelt werden. Gerade über diesen Punkt bestehen auch bei den Beteiligten vielfach Unklarheiten. Ich möchte besonders darauf aufmerksam machen, daß man den Kriegsgefangenen doch nicht mit dem Strafgefangenen verwechseln darf. Es handelt sich in keiner Weise darum, den Gefangenen für seine Teilnahme am Krieg zu bestrafen — hat er doch seinem eigenen Staat gegenüber mit der Teilnahme nur seine Pflicht erfüllt. Die Kriegsgefangenenhaft ist vielmehr nur Sicherungshaft: man entzieht dem feindlichen Staat für die Dauer des Kriegs einen Teil seiner Wehrmacht, eines seiner Kriegsführungsmittel, und jeder Soldat ist ein solches — über diesen Zweck darf man bei der Behandlung der Kriegsgefangenen nicht hinausgehen.

Sodann treten Beschränkungen in bezug auf die Maßnahmen ein, die zur Erreichung des Kriegszwecks getroffen werden. Auch hier will ich nur zwei Beispiele nennen: es dürfen keine Dum-Dum-Geschosse verwendet werden und offene Städte, die nicht verteidigt werden, darf der Angreifer nicht beschießen. Aber genug der Einzelheiten. Ich habe ja nur den Zweck zu zeigen, nach welcher Richtung hin das Völkerrecht wirken will.

Und woher kommt alles dieses Recht, insbesondere das Kriegsrecht, von dem ja hier allein zu reden ist? Es entsteht, so lautet die allgemeine Lehre, bald durch tatsächliche Uebungen — das sind die sogenannten Gebräuche des Krieges —, teils durch Verträge: ich erwähne hier noch einmal das Genfer Abkommen über das Rote Kreuz, sodann die auf den Friedenskonferenzen im Haag 1899 und 1907 getroffenen Abkommen. Eine außerordentlich ausgedehnte, mühevolle Arbeit der Rechtswissenschaft in allen Kulturländern hat jene Gebräuche und diese Verträge vorbereitet und sie inhaltlich gestaltet oder doch beeinflußt, sie hat die Ueberzeugung von der Notwendigkeit und Nützlichkeit dieser Ordnungen erweckt und damit bewirkt, daß sie in Uebung gekommen und in Verträge aufgenommen worden sind. Man darf sagen, es sind höchstgesinnte Geister der Nationen gewesen, die sich an diesen Arbeiten abgemüht haben.

Aber, so wird man sofort dagegen sagen, das mag alles recht schön und gut sein; Diplomaten und Gelehrte mögen am „grünen Tisch“ sehr feine Grundsätze ausgedacht und als Recht verkündet haben, die Sätze mögen auch hier und da angewendet sein, aber in Wirklichkeit ist das alles kein Recht im wahren Sinne des Worts. Wenn ein Staat diese Sätze nicht halten will, so hält er sie eben nicht, es fehlt gerade das wichtigste Rechtsmoment des Rechts, nämlich der Zwang. Diese Meinung ist allerdings sehr weit verbreitet, auch unter Juristen. Und das ist leicht erklärlich. Man ist gewöhnt, das Recht wesentlich vom Standpunkt des Einzelnen zu betrachten. Hier denkt man zunächst immer an das Privatrecht, also an das Recht, das über Mein und Dein, über Verträge, Schadensersatz, über Ehe und Erbschaft usw. bestimmt, mit der Möglichkeit der Klage vor Gericht und der in der Ferne drohenden Gestalt des Gerichtsvollziehers, der die Zwangsvollstreckung vornimmt; man denkt auch an das Strafrecht mit seinem Gerichtsverfahren und der staatlichen Strafvollziehung, und so kommt man zu dem Gedanken: Recht sind nur die Sätze, die durch eine übergeordnete staatliche Gewalt erzwungen werden können.

Eine solche Erzwingbarkeit fehlt nun dem Völkerrecht allerdings, sie muß ihm fehlen, denn jeder wahre Staat ist souverän, d. h. er steht unter keiner anderen staatlichen Gewalt als seiner eigenen; wäre er einer mit rechtlicher Zwangsgewalt ausgerüsteten höheren Staatenorganisation unterworfen, so wäre er nicht mehr souveräner Staat, sondern Glied eines neuen Staats, eines Bundesstaats, und von Völkerrecht könnte keine Rede mehr sein, höchstens noch von einem öffentlichen Recht innerhalb dieses Staatsganzen. Aber jener Gedanke, daß alles Recht zu seinem Dasein einer begrifflich übergeordneten staatlichen Zwangsgewalt bedürfe, ist ein Irrtum, Dasein und Wirksamkeit des Rechts sind vom Zwang nicht abhängig. Diese tiefgreifende Frage kann ich hier nicht genauer erörtern, es mag genügen, wenn ich zum Beweis nur eine einzige Tatsache anführe. Wenn sich nachweisen läßt, daß es Sätze gibt, die überall einmütig als wahres Recht angesehen werden, die aber doch des Merkmals der staatlichen Erzwingbarkeit entbehren, dann ist damit nachgewiesen, daß der Zwang kein Wesensmerkmal des Rechts bildet. So steht es aber zum großen Teil gerade mit dem Recht, das uns als das wichtigste, das festeste, das heiligste Recht gilt: mit dem Verfassungsrecht. Die Verfassung legt dem Herrscher des Landes bestimmte Verpflichtungen ob, Verpflichtungen, die jedermann als rechtliche

ansieht, Verpflichtungen, deren Einhaltung geradezu die Grundlage des ganzen staatlichen Lebens bildet, und doch sind diese Verpflichtungen durch eine staatliche, übergeordnete Gewalt nicht erzwingbar: es gibt keinen staatlichen Zwang im wahren Sinne des Worts gegenüber dem Fürsten, denn seine Person ist unverletzlich, Zwangsmaßregeln irgendeiner Art können gegen ihn nicht getroffen werden. Ein Beispiel: Wenn im Deutschen Reich Bundesrat und Reichstag ein Gesetz beschlossen haben, so wird das Beschlossene doch erst Recht, wenn der Kaiser es als Gesetz verkündet hat; dazu ist er verpflichtet, er hat die Rechtspflicht, die Verkündung vorzunehmen, selbst wenn ihm der Inhalt des Gesetzes mißfällt. Aber wenn er das nicht tun will, dann kann ihn schließlich niemand dazu zwingen. In der Verfassung haben wir also ganz zweifellos Sätze vor uns, die überall als wahre Rechtssätze anerkannt sind und denen doch die Erzwingbarkeit durch eine übergeordnete Gewalt fehlt.

Und diese Sätze sind auch wirksam. Wir alle haben es fortgesetzt vor Augen, daß diese Sätze auch ohne Erzwingbarkeit tatsächlich geachtet und befolgt werden. Warum erfüllt der Fürst seine Verpflichtungen? Man wird vielleicht versucht sein zu sagen, er setze sonst seine ganze Stellung, seinen Einfluß im Staat aufs Spiel, ja er führe die Gefahr einer Revolution herbei, darin liege eben der Zwang, der auf ihn ausgeübt werde. Aber es ist unschwer einzusehen, daß bei dieser Erwiderung ein Spiel mit dem Worte Zwang getrieben wird. Was hier Zwang genannt wird, ist nicht ein Zwang in dem bisher gemeinten Sinn, es ist ja kein Zwang durch eine übergeordnete staatliche Gewalt. Und sogar wenn nach den tatsächlichen Verhältnissen die Stellung des Fürsten so fest ist, daß die Furcht vor solchen Nachteilen, insbesondere auch die Furcht vor einer Revolution ganz ausgeschlossen wäre — der Fürst wird das Recht doch halten; er hält es, weil seine Ehre und sein Gewissen es ihm gebieten: das Bewußtsein, daß diese Sätze Rechtssätze sind, genügt für ihn, sich ihnen zu fügen, es bedarf keiner anderen Beweggründe. Und kann es nicht im gewöhnlichen Privatleben ebenso stehen? Ich habe von jemand etwas gekauft oder Geld entliehen, er ist verstorben und sein Erbe weiß von der bestehenden Schuld nichts, ich habe also nicht zu befürchten, daß ein gerichtlicher Zwang auf mich ausgeübt werden könnte — und doch werde ich meine Schuld zahlen: ich tue das, weil es mir eine Gewissenspflicht ist, dem Recht Folge zu geben.

Daraus geht hervor: das Recht wirkt auch ohne übergeordnete

Zwangsgewalt, so wie die Sätze der Moral auch wirken, es zeigt seine Rechtsnatur darin, daß es von den Menschen als eine übergeordnete Macht anerkannt wird: darin, und nur darin besteht sein Dasein. In ganz der gleichen Weise ist nun auch das Völkerrecht wahres Recht, obwohl der übergeordnete Zwang fehlt es; ist Recht, weil es als solches von der Gemeinschaft der Kulturstaaten angesehen wird.

Und auch das Völkerrecht entbehrt der tatsächlichen Schutzwehren, des Zwangs in diesem anderen uneigentlichen Sinne nicht, das heißt, es sind Beweggründe genug vorhanden, die auf seine Anerkennung und Befolgung hinwirken. Aus der Verletzung des Völkerrechts drohen Folgen, die der Staat im eigenen Interesse zu vermeiden bestrebt sein muß. Einmal bringt jede Völkerrechtsverletzung im Frieden die Gefahr des Krieges mit dem verletzten Staat hervor. Man erinnere sich daran, wie blutig einst die Staaten, Deutschland einbegriffen, den Gesandten-Mord in Peking gerächt haben. Und ist der Krieg zwischen zwei Staaten bereits entbrannt, so bleibt doch immer noch die Gefahr, daß eine allzu starke Mißachtung des Völkerrechts auch weitere neutrale Staaten zum Einschreiten, zur sogenannten Intervention veranlassen könne. Im letzten Balkankrieg tauchte diese Möglichkeit mehrfach am Horizont auf, als sich die Berichte über verübte unmenschliche Gräuel häuften. Je größer freilich der Kreis der am Krieg bereits beteiligten Mächte ist und je mehr es gerade die Hauptstaaten sind, die den Krieg führen, desto geringer wird diese Schutzwehr; das gilt gerade für den gegenwärtigen Krieg — die Gefahr, daß ein neues Haus vom Feuer ergriffen wird, ist nicht mehr zu befürchten, wenn schon alle Häuser brennen.

Sodann besteht eine starke Schutzwehr für das Völkerrecht in der Furcht vor sogenannten Repressalien, d. h. vor Vergeltungsmaßregeln, die der verletzte Staat anwenden könnte. Im Verkehr der Staaten gilt allgemein der Satz: wie du mir, so ich dir; bricht der eine Staat das Völkerrecht, so ist der andere berechtigt, es ebenfalls zu verletzen. Solche Vergeltungsmaßregeln können verschiedenen Zwecken dienen. Sie können ergriffen werden, um einen schon eingetretenen Schaden wieder wett zu machen. Wenn z. B. Frankreich gegen das Völkerrecht fremdes deutsches Privateigentum, das in Frankreich liegt, einzieht, so kann der für Deutschland entstandene Schaden dadurch ausgeglichen werden, daß Deutschland auch französisches Privateigentum, das in Deutschland liegt, einzieht. So hat

ferner Deutschland die Maßregeln Englands gegen die deutschen Gläubiger, die zwar dem englischen Recht entsprechen, aber nach deutscher Ansicht mit den in der Haager Konferenz anerkannten Grundsätzen von der Unverletzlichkeit des Privatvermögens im Kriege nicht vereinbar sind, durch ein Zahlungsverbot gegen England erwidert. Repressalien können ferner — das ist ihr gewöhnlicher Zweck — ergriffen werden, um zu bewirken, daß der Gegner für die Zukunft von einer weiteren Schädigung ablasse, daß er sein schädigendes Verhalten einstelle; man muß dann immer dafür sorgen, daß der Feind von der Gegenmaßregel erfahre; schon die bloße Androhung kann hier ja wirksam sein. Z. B. ein Staat will die grausame Behandlung der Gefangenen in Feindesland dadurch bessern, daß er den Feind wissen läßt, er werde die feindlichen Gefangenen ebenfalls in gleicher Weise schlecht behandeln, bis der Gegner eine angemessene Behandlung eintreten lasse. Endlich kann die Repressalie auch lediglich den Zweck haben, den Gegner für ein bereits begangenes und abgeschlossenes Unrecht zu strafen, sich an ihm zu rächen: man vergilt Unrecht mit Unrecht lediglich der Vergeltung halber. Z. B. der Feind hat einen Parlamentär erschießen lassen, der verletzte Staat läßt darauf eine Anzahl Gefangener töten.

Aber auch von solchen äußeren Gefahren, die der Rechtsbruch heraufbeschwört, abgesehen: es gibt Nachteile anderer Art, die er im Gefolge hat. Der Staat, der völkerrechtswidrig verfährt, schädigt dadurch leicht seine Stellung für die Zukunft. Durch die Maßregeln, die England gegen seine deutschen Gläubiger ergriffen hat, steht es, wie neulich lichtvoll ausgeführt ist, in Gefahr, seine Stellung als Weltbankier einzubüßen, und einsichtige Politiker in Italien haben ihre dringliche Warnung, Italien dürfe keine feindliche Stellung gegen Oesterreich einnehmen, damit begründet, Italien würde, wenn es jetzt, entgegen dem Bündnisvertrage, Oesterreich in den Rücken fiele, für die Zukunft seine Bündnisfähigkeit verlieren. Welcher Staat würde künftig noch einen Vertrag mit Italien schließen wollen, wenn Italien den Dreibund-Vertrag, der ihm so lange Jahre genützt hat, jetzt verletzen wollte?

Aber noch darüber hinaus. Auch in den Beziehungen der Staaten zueinander wird es als Gebot der Ehre, als Gewissenspflicht empfunden, das Völkerrecht zu achten. Jeder Staat fürchtet auch hierin das Urteil der anderen Staaten, die ihn nicht mehr als Kulturstaat anerkennen würden, wenn er die zu Rechtsgeboten verdichteten Gebote der Menschlichkeit nicht mehr achten würde. Er fürchtet die moralische Verurteilung durch die Mitwelt und Nachwelt,

und er muß auch das Urteil seiner eigenen Staatsangehörigen fürchten. Ein Krieg muß heute, im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht, wenn er siegreich durchgeführt werden soll, durch das Bewußtsein des ganzen Volkes getragen werden, und ein völkerrechtswidriges Verhalten des Staats wird stets von den Besten des Volkes verurteilt werden und auf diese Weise schließlich die Stimmung des Volkes beeinträchtigen. Wie sehr würde in Deutschland der begeisterte Aufschwung des Volkes geschwächt, ja gelähmt werden, wenn etwa Deutschland durch fortgesetzte Völkerrechtsbrüche sich selbst ins Unrecht setzte! Es gibt auch in völkerrechtlichen Dingen ein Gewissen, und dieses Gewissen ist eine Macht.

Freilich ist diese Macht eine rein seelische, das rechtliche Gewissen ist bei dem einen Volke feiner und empfindlicher entwickelt, bei dem anderen — wir erleben das ja! — sehr viel gröber, und auch alle anderen Machtmittel, die auf die Befolgung des Völkerrechts hindrängen, können versagen. Das ist seine unleugbare Schwäche. Und doch, tatsächlich hat das Völkerrecht seine Kraft früher hundertfach bewährt, nicht nur, was ja jedem sofort ersichtlich ist, im Frieden: auch in früheren Kriegen hat es mäßigend und vermenschlichend eingewirkt. Man darf sagen: die Anerkennung des Völkerrechts bildete bisher eines der schönsten Besitztümer menschlicher Gesittung.

Haben wir danach das Völkerrecht wirklich als Recht anzusehen, so bleibt die Frage: gibt es auch jetzt noch ein Völkerrecht, oder ist es richtig, was man jetzt häufig sagen hört, das Völkerrecht sei, möge es auch bisher bestanden haben, doch in den Flammen dieses Weltkrieges mitverbrannt worden, nichts sei von ihm übrig als ein Haufe mißfarbener Asche?

Diese Behauptung kann einen weitergehenden und einen engeren Sinn haben. Der weitergehende Sinn wäre der: das Völkerrecht bestehe nicht mehr, denn es werde von den Staaten jetzt nicht mehr als verbindlich anerkannt. Damit wäre es allerdings aufgehoben, denn da es durch die Anerkennung der Staaten, wie sie sich in übereinstimmenden Gebräuchen oder in Verträgen äußert, entsteht, so muß es mit dem Versagen dieser Anerkennung auch sein Dasein wieder verlieren. Freilich: Recht ist ein Erzeugnis der Gemeinschaft. Der Einzelne kann das Recht nicht dadurch aufheben, daß er ihm die Anerkennung weigert. Wenn ein Einzelner als Anhänger der anarchistischen Lehre sagt: ich erkenne die Rechtsordnung dieses Staates nicht als für mich bindend an, so hört die Rechtsordnung nach unserer Vorstellung dadurch nicht auf, für ihn zu gelten. Die

Forderung der Gemeinschaft an den Einzelnen, daß er sich ihr beuge, bleibt bestehen, und der Staat wird ohne Rücksicht auf die Nicht-Anerkennung Zwang auf den Einzelnen ausüben. Aber auch da, wo kein Zwang möglich ist, urteilen wir ebenso. Ein Satz der Verfassung, der dem Fürsten eine bestimmte Verpflichtung auferlegt, würde nach unserer Anschauung seine Geltung dadurch noch nicht verlieren, daß der Fürst ihm die Anerkennung versagt. Und ebenso steht es auch im Völkerrecht, das ein Erzeugnis der Staatengemeinschaft ist. Selbst wenn also England jetzt erklärt: ich halte mich an diesen oder jenen Satz des Völkerrechts nicht mehr gebunden, so bleibt dieser Satz doch Völkerrecht. Wir würden urteilen, daß der Rechtssatz weiterbestehe und nur England ihn nicht mehr befolgen wolle. Nur eine gemeinschaftliche Nichtmehr-Anerkennung vermöchte also das Völkerrecht aufzuheben; ja auch schon dann, wenn die jetzt am Kriege beteiligten Staaten — und das sind ja so ziemlich die Hauptstaaten der alten Welt — einem Satz des Völkerrechts oder gar dem ganzen Völkerrecht die Gefolgschaft verweigerten, wäre es wenigstens für ihre Beziehungen zu einander beseitigt.

Tatsächlich ist davon aber keine Rede. Im Gegenteil: alle beteiligten Staaten erklären fortdauernd, daß sie das Völkerrecht als bindend anerkennen. Das ist zum Teil durch ausdrückliche Erklärung der einzelnen Staaten bei Ausbruch des Krieges geschehen, z. B. hat Rußland verkündet, es werde sich im Kriege an gewisse näher bestimmte völkerrechtliche Verträge halten, eine Erklärung, die übrigens besonders interessant ist durch das, was sie nicht enthält. Aber auch hiervon abgesehen: jeder beteiligte Staat — davon kann man sich täglich aus den Zeitungen überzeugen — erhebt fortdauernd die Forderung an die Gegner, diese sollten das Völkerrecht achten, das verlangen wir Deutschen, das verlangen unsere Feinde, und jeder wirft dem Gegner fortgesetzt den Bruch des Völkerrechts vor, teils mit Recht, teils mit Unrecht, und ist sicher, ihn damit im öffentlichen Urteil herabzusetzen. Und weiter umgekehrt: jeder Staat, auch wenn er selbst noch so völkerrechtswidrig verfährt, bestreitet das doch, er bestreitet die Tatsachen, die ihm als Völkerrechtsbruch vorgeworfen werden, und sucht sich dadurch von dem Vorwurf rein zu waschen, leugnet also nicht das Bestehen der Rechtssätze, sondern die Tatsache ihrer Verletzung. In alledem liegt eine fortdauernde ganz bestimmte und unzweideutige Anerkennung, daß das Völkerrecht fortdauernd verbindliche Kraft habe.

Die Behauptung, das Völkerrecht bestehe nicht mehr, kann also nur den engeren Sinn haben, es möge zwar, wie man zu sagen pflegt, theoretisch noch als bestehend anerkannt werden, tatsächlich aber sei es doch nicht mehr in Geltung, denn täglich aufs neue werde achtlos darüber fortgeschritten, jeder seiner Grundsätze werde fort und fort mit Füßen getreten — davon sind ja unsere Zeitungen und Gespräche voll. Es bleibt aber die Aufgabe, wenigstens in Kürze zu erörtern, wie weit dieser Vorwurf auf Wahrheit beruht. Wir wollen hier einmal die Schuldrechnung der Völker nach Soll und Haben aufmachen; dabei verlangt die Gerechtigkeit, daß wir das nicht nur gegen die Feinde, sondern auch gegen uns selbst tun.

Unzweifelhaft sind nun Völkerrechtsbrüche vorgekommen, doch muß von dem ganzen Material von Fällen, das hierbei vorgebracht wird, zunächst doch manches als nicht hierher gehörig ausgeschieden werden. Auch glaube ich, daß bei diesen Vorwürfen Verwechslungen unterlaufen und fremdartige Gedanken mit eingemischt werden.

Behaupten wir, ein Völkerrechtsbruch sei geschehen, so sagen wir damit: durch eine bestimmte Tatsache sei gegen einen bestimmten Satz des Völkerrechts verstoßen. Es muß also einmal eine Tatsache da sein, und es muß zweitens der Völkerrechtssatz da sein, beide vergleichen wir dann miteinander.

Die Tatsache. Dabei sei vorab bemerkt, daß es sich natürlich nicht um bloße Kleinigkeiten handeln darf. Mit Sammethandschuhen kann kein Krieg geführt werden. Er bringt, wie immer er auch verlaufen mag, doch unendlich Vieles an Schrecknis auch für die nicht unmittelbar Beteiligten, für die Privatleute mit sich, mögen sie in die Gewalt des Feindes geraten oder auf dem vom Feind eingenommenen Gebiet wohnen. In Friedenszeiten ist der Einzelne auf das sorgsamste gegen alle Verletzungen seiner Person und seines Hab' und Guts geschützt, auch für die geringste Beeinträchtigung kann er Vergeltung fordern, und der Staat hilft ihm dazu. So sanft gebettet kann er während des Krieges nicht bleiben. Es ist nur zu begreiflich: der Soldat, der jeden Augenblick sein Leben einsetzt, wird nicht in gleichem Maße wie in Friedenszeiten ängstlich darauf bedacht sein können, jede Unbill gegen den Einzelnen zu vermeiden, und wenn er täglich sieht, wie der Krieg Felder und Städte verwüstet und achtlos ungezählte Millionen an Werten vernichtet, so wird er notwendig gleichgültiger gegen irdisches Gut werden, und da mag es auch wohl vorkommen, daß er fremdes Eigentum nicht

allzu ängstlich schont und eine Verletzung im kleinen nicht schwer nimmt. Dies gilt für uns selbst, wir wollen es auch für unsere Feinde gelten lassen.

Also es muß in diesem Sinne eine Tatsache da sein. Und diese Tatsache muß als Tatsache auch wirklich feststehen. Da ist es nun eine Forderung, die selbstverständlich erscheint und doch eingeschärft werden muß, eine Forderung, die leicht auszusprechen und schwer zu erfüllen ist: man muß, wie stark die Leidenschaften jetzt auch erregt sein mögen, doch bei der Prüfung, ob die Tatsache sich wirklich ereignet hat, vorsichtig sein; nicht jedem umherschwirrenden nervenaufpeitschenden Gerücht und Geraune darf man Glauben schenken; manches von dem, was erzählt wird — ja, wo ist die Quelle solcher Erzählungen? es wird berichtet, man hat es gehört, den ersten Urheber kennt man niemals —, gehört zu dem eisernen Bestande der Kriegslegende aller Zeiten und wird in jedem Kriege immer wieder vorgebracht. Man soll nur einmal fremde und inländische Zeitungen nebeneinander lesen, da muß es doch stutzig machen, zu sehen, wie oft genau dieselben Scheußlichkeiten hüben und drüben, jedesmal aber von dem Gegner, behauptet werden — freilich dürfen wir zu unserer Ehre sagen, daß die ausländischen Berichte an wilder Erfindungskraft die unseren vielfach noch weit hinter sich lassen. Was wird nicht alles von unseren guten, braven Soldaten, deren durchschnittliche Gutherzigkeit wir ja alle kennen, gefabelt — keine Schandtat und Greueltat der Welt, die ihnen nicht nachgesagt wird! —, welche Schauermären werden nicht von unseren Offizieren berichtet, deren vornehme Gesinnung uns sofort Bürgschaft dafür ist, daß es sich hier lediglich um haltlose Erfindungen — und nicht einmal um talentvolle! — handelt! Bis zu dem groteskesten Blödsinn versteigt sich hierbei ja die geängstete oder auch böswillige Fantasie; hat doch sogar ein amerikanischer Berichterstatter gemeldet, deutsche Ulanen hätten aus Hunger ein kleines Kind in Frankreich getötet, gebraten und aufgegessen; und so etwas würde nicht geschrieben werden, wenn es nicht Leser gäbe, die es glaubten! Darum wollen wir auch den Feinden gegenüber nicht ungerecht sein und zu ihren Gunsten manches von dem, was an Schrecklichkeiten über sie berichtet wird, als unbeglaubigt abziehen.

Und andererseits: es muß ein Rechtssatz des Völkerrechts da sein, der eben durch jene Tatsache verletzt sein soll, und dieser Rechtssatz muß wieder feststehen. Es muß ein Satz des Rechts sein, damit man von Völkerrechtsbruch reden kann. Hierbei kommen,

wie ich glaube, nicht selten Verwechslungen und Trübungen des Urteils vor. Das Völkerleben wird, wie das Privatleben, nicht allein ja nicht einmal in erster Linie durch das Recht regiert, es gibt auch höhere Forderungen, Forderungen der Ethik, die wir an die staatliche Betätigung der Völker stellen. Und da darf man nun die ethische Wertung nicht mit der rechtlichen verwechseln. Nicht weniges von dem, was wir mit Recht unsern Gegnern vorwerfen, liegt auf dem Gebiet der Ethik, der Ehre, des Anstands, nicht auf dem des Rechts, wir mißbilligen es vom sittlichen Standpunkte aus — ein Bruch des Völkerrechts braucht es aber deswegen noch nicht zu sein. Dies trifft gerade auf England vielfach zu. Wenn England, alter Stammes- und Waffengemeinschaft vergessend, uns den Krieg erklärte, wenn es, die Kulturgemeinschaft der weißen Rasse verratend, Japan zum Kriege gegen uns heranzog, so handelte es ethisch verwerflich — kein Urteil wird hier hart genug sein —, aber ein Völkerrechtsbruch lag darin nicht. Und sodann: der Völkerrechtssatz, gegen den angeblich verstoßen ist, muß auch wirklich als Satz des Rechts feststehen. Er darf vor allem nicht eine bloße Erfindung des Augenblicks sein — auch solche kommen vor. Es tauchen plötzlich Sätze auf mit dem Anspruch, Völkerrechtssätze sein, die niemand vorher gekannt hat, und bei der großen Unbekanntheit des Völkerrechts in den Kreisen auch der Gebildeten wird an diese Sätze dann auch wirklich geglaubt. Als neulich unser herrliches Unterseeboot U. 9 die drei englischen Panzerkreuzer zum Sinken gebracht hat, wurde uns von der englischen Presse ein Völkerrechtsbruch vorgeworfen: U. 9 hätte nach dem Untergang der Abukir die beiden anderen Kreuzer nicht mehr angreifen dürfen, weil sie mit der Rettung der verwundeten und ertrinkenden Mannschaft beschäftigt waren, — das ist ein für diesen Zweck frei erfundener Satz, nach dem alten Rezept „was mir nützt, ist erlaubt, was mir schadet, verboten“. In dem Briefe eines jungen deutschen Offiziers vom östlichen Kriegsschauplatz las ich, ein gefangener russischer Offizier habe sich mit Entsetzen über die Wirkung unserer schweren Artillerie geäußert: Großer Kanonn macht nicht bloß Mensch tot, gräbt auch gleich Grab daneben“; so fürchterliche Geschütze zu haben sei gegen das Völkerrecht. Eine ausgezeichnete Behauptung! Auch hier wollen wir nach beiden Seiten hin Gerechtigkeit üben: auch bei uns sollte man mit der Behauptung von Völkerrechtssätzen vorsichtig sein. So wurde neulich, als England nach der Vernichtung der drei Kreuzer durch unser U. 9 in der südlichen Nordsee Minen gelegt hatte, in

einer deutschen Zeitung diese Tatsache unter der dickgedruckten Ueberschrift berichtet: „Ein neuer Völkerrechtsbruch Englands" — und doch ist dieses Mittel des Seekriegs durchaus als erlaubt anerkannt.

Aber auch von solchen reinen Erdichtungen abgesehen: es gibt bei der Feststellung des Völkerrechts mehr Schwierigkeiten, als der Nichtfachmann ahnt, mehr Schwierigkeiten als in irgend einem anderen Gebiete des Rechts. Das gerade ist die größte Schwäche des Völkerrechts, daß sein Inhalt so vielfach unbestimmt ist. Seine Entstehung beruht, wie ich schon anfänglich sagte, vielfach auf der tatsächlichen Uebung, die aus gemeinsamer Rechtsüberzeugung hervorgeht, nicht auf bewußter Rechtssetzung, und so ist sein Inhalt in weitem Maße unfertig, weich, biegsam; ein Satz wird aufgestellt, öfter geübt, und so verdichtet er sich allmählich zum Rechtssatz, indem die Ueberzeugung von seiner verbindlichen Kraft allmählich durchdringt; aber der Augenblick dieser Rechts-Werdung ist nicht genau zu bestimmen, und so ist denn eine ganze große Reihe von Sätzen erst noch im Zustande des Werdens, ihr Dasein ist noch nicht sicher und klar. Ich denke als Beispiel insbesondere an die Regeln über die Konterbande auf Schiffen, wie vieles ist hier noch zweifelhaft! einige — durchaus nicht alle — Maßnahmen der Engländer, die ihnen als Völkerrechtsbrüche vorgeworfen werden, mögen sich dadurch erklären und entschuldigen lassen, daß es sich bei ihnen in der Tat um streitige Rechtsfragen handelt. Und selbst wenn das Völkerrecht auf Verträgen beruht, wenn sein Inhalt also bereits in Worte gefaßt ist, es bleiben doch noch Unsicherheiten übrig: bei der Auslegung der Vertragssatzungen ergeben sich nicht selten schwere Zweifel. Das ist bei allen in Worte gefaßten Sätzen des Rechts so; auf anderen Rechtsgebieten haben wir aber den Gerichtshof, der die streitigen Auslegungsfragen entscheidet und damit tatsächlich für die Zukunft den zweifelhaften Sinn klärt; ein solcher übergeordneter Gerichtshof fehlt indes gerade für die Völkerrechtsstreitigkeiten. So hat z. B. Holland die Mannschaft der untergegangenen drei englischen Kreuzer, die von vorübergefahrenen Dampfern gerettet und nach Holland gebracht worden waren, nicht gefangen gehalten, sondern nach England zurückfahren lassen. Holland hat hier das Haager Abkommen anders ausgelegt, als uns richtig erscheint — beiläufig gesagt, halte auch ich die holländische Auffassung nicht für zutreffend —, aber die niederländische Regierung hat allzu häufig gezeigt, daß sie die völkerrechtlichen Pflichten des neutralen Staats gewissenhaft zu erfüllen gewillt ist, als daß ihr guter Glaube auch

nur entfernt in Zweifel gezogen werden könnte; es handelt sich eben um eine verschiedene Auffassung des vorhandenen Vertragsrechts.

Wenden wir nun also diese Vorsicht an. Nehmen wir nur wirkliche feststehende Tatsachen und nur echte feststehende Völkerrechtssätze, und werfen wir nunmehr die Frage auf: ist wirklich die pessimistische Auffassung berechtigt, daß das Völkerrecht in diesem Kriege tatsächlich einen Bankerott erlitten habe?

Aber wie kann man dies nur behaupten! Wie können gerade wir, wir Deutschen, dies behaupten! Zeigt sich denn nicht gerade bei Deutschland das Gegenteil in hellstem Lichte? Deutschland hat in diesem Krieg das Völkerrecht in allen wesentlichen Punkten auf das peinlichste geachtet und bewährt dadurch täglich aufs neue seine Geltung. Daß im einzelnen Ausschreitungen vorgekommen sein mögen — ich weiß nicht, ob es der Fall ist —, braucht unser Gewissen nicht zu beschweren: wo Millionen tatkräftiger Männer im Felde stehen, kann nicht alles nach Schnur und Regel verlaufen; in allem Wesentlichen aber haben wir das Völkerrecht geachtet. Was uns von den Feinden als Völkerrechtsbruch vorgeworfen wird — und es gibt ja wohl nichts, was uns jetzt in der auswärtigen Presse nicht zur Last gelegt worden wäre! —, steht, soweit die Tatsache überhaupt richtig ist, doch mit dem Völkerrecht nirgends im Widerspruch. In Wahrheit ist unser rechtliches Gewissen rein. Ich will nur kurz die drei Vorwürfe berühren, mit denen am meisten in der auswärtigen Presse Stimmung gegen uns gemacht wird, sie lassen sich zusammenfassen in die Stichworte: Löwen, Rheims, Neutralitätsbruch.

Man wirft uns vor, daß wir belgische Dörfer und dann die Stadt Löwen zerstört hätten. Aber dazu waren wir nach zweifellosem Kriegsbrauch berechtigt, weil es sich um Notwehr und Bestrafung meuchlerischer Taten von Personen handelte, die nicht der belgischen Armee angehörten. Allerdings ist auf der Haager Konferenz — ich muß sagen „leider“ — eine Bestimmung getroffen, auf die man sich jetzt gegen uns beruft, eine Bestimmung, die von Deutschland bekämpft und schließlich doch angenommen worden ist, der Satz nämlich, daß die Bevölkerung eines nichtbesetzten Gebietes, die beim Herannahen des Feindes aus eigenem Antrieb zu den Waffen greife, um die eindringenden Truppen zu bekämpfen, ohne Zeit gehabt zu haben, sich militärisch zu organisieren, doch als kriegführend betrachtet werde, vorausgesetzt nur, daß sie die Waffen offen führe und die Gesetze und Gebräuche des Krieges beachte.

Auf Löwen trifft das nicht zu, denn Löwen war bereits besetzt, als seine Bewohner gegen die deutschen Truppen Mord verübten. Und selbst die Angriffe, die bei dem ersten Einmarsch der Deutschen in belgische Dörfer von den Einwohnern verübt wurden und die dann zur Zerstörung von Häusern oder Dörfern und blutigen Strafen geführt haben, können, auch wo es sich noch nicht um schon besetztes Gebiet handelte, doch durch jene Bestimmung des Haager Abkommens nicht entschuldigt werden, denn die Waffen sind nicht offen geführt und die Gesetze und Gebräuche des Krieges sind nicht beobachtet worden; vielmehr sind von Einzelnen in hinterlistiger Weise im Verborgenen einzelne deutsche Soldaten getötet, verletzt, ja in scheußlicher Weise gemartert worden. Deutschland war also im Recht, blutigste Vergeltung zu üben, und wird das immer wieder in ähnlichen Fällen tun — es muß es tun, schon weil sonst der Zweck des Völkerrechts, eine Vermenschlichung des Krieges herbeizuführen, nicht erreicht werden könnte. Solche Taten ungeahndet zu lassen, hätte bedeutet, unsere Söhne und Brüder gegen entmenschte Wut unbeschirmt zu lassen, und würde schließlich nur den Erfolg gehabt haben, zu einem Vernichtungskrieg gegen die ganze, auch die unschuldige Bevölkerung zu führen.

Sodann: man wirft uns die Beschießung der Kathedrale von Reims vor. Gewiß, in dem Haager Abkommen ist ausdrücklich bestimmt worden, daß bei Beschießungen alle erforderlichen Maßregeln getroffen werden sollen, um die dem Gottesdienst gewidmeten Gebäude und die geschichtlichen Denkmäler soviel wie möglich zu schonen. Aber doch eben nur „soviel, wie möglich", d. h. wie nach der militärischen Lage möglich, und nur — dies ist ausdrücklich hinzugesetzt worden — „vorausgesetzt, daß sie nicht gleichzeitig zu einem militärischen Zwecke Verwendung finden". Wer hat also die Beschädigung der Kathedrale verschuldet? In Wahrheit allein die Franzosen, denn sie hatten auf dem herrlichen Bauwerke einen militärischen Beobachtungsposten aufgestellt, und hatten ferner ihre Stellung so gewählt, daß man sie nicht beschießen konnte, ohne auch den Dom zu verletzen. Ich bewundere auch die herrlichen Kunstwerke der französischen Gotik und trauere um alles, was ihnen Uebles geschieht, aber wichtiger als das schönste Bauwerk erscheint mir jetzt doch das Leben jedes einzelnen deutschen Soldaten. Die deutsche Liebe zur Kunst steht außer Zweifel, aber glücklicherweise hat sie uns nicht so verweichlicht, daß wir hier nicht unsere Wahl richtig zu treffen wüßten. Auch für die Zukunft wird das sicher geschehen.

Endlich muß ich auch von dem sogenannten Neutralitätsbruch bei der Besetzung Belgiens reden. Er hat uns am meisten unseren

Ruf bei den neutralen Staaten verdorben. Es ist wahr, wir haben durch Vertrag die Unverletzlichkeit Belgiens im Fall eines Krieges anerkannt, und es ist auch wahr, daß wir diese Neutralität gewaltsam verletzt haben. Aber doch lag darin kein Rechtsbruch. Einmal kann man sich darauf berufen, daß hier ein Fall echtesten Notstands vorlag, und nach überall anerkannten Rechtsgrundsätzen schließt der Notstand die Widerrechtlichkeit einer Handlung aus. Notstand liegt vor, wenn ich mich aus einer gegenwärtigen Gefahr nicht anders retten kann als durch Verletzung eines Dritten. Denken wir an das Privatleben: Jemand ist von Verbrechern bedroht, die ihm ans Leben wollen; er kann sich nicht anders retten als dadurch, daß er in ein fremdes Haus eindringt, er schlägt die versperrte Tür ein und dringt hinein, trotz dem Verbote des Hausherrn. Damit begeht er weder einen widerrechtlichen Hausfriedensbruch noch eine widerrechtliche Sachbeschädigung, und kann darum nicht bestraft werden, denn „Not kennt kein Gebot!“ In gleicher Lage war Deutschlaud gegenüber Belgien. Da England auch für den Fall einer vollen Achtung der belgischen Neutralität durch Deutschland keine sichere Friedenserklärung abgeben wollte, mußten wir fürchten, daß wir dem Angriff unserer Feinde nicht würden standhalten können, wenn wir Belgien nicht verletzten; wir mußten die einzige Möglichkeit benutzen, die es gab, den Krieg vom deutschen Gebiet abzuwehren, indem wir den Durchgang durch Belgien erzwangen. Die Verletzung Belgiens, die wir begingen, war also kein Rechtsbruch, sie war durch Notstand entschuldigt — darauf hat sich schon unser Reichskanzler in seiner denkwürdigen Rede vom 4. August berufen. Wie sehr wir uns dabei in den Schranken strengen Rechts zu halten bestrebt gewesen sind, dafür ist auch, beiläufig gesagt, diese Tatsache bezeichnend: unser Bürgerliches Gesetzbuch bestimmt, daß die im Notstand erfolgte Verletzung eines Anderen zwar nicht als widerrechtlich anzusehen sei, weshalb sie auch gewaltsam durchgesetzt werden kann, daß aber doch der Verletzer verpflichtet sei, den angerichteten Sachschaden zu ersetzen. Die deutsche Reichsleitung hat diesen Satz unseres bürgerlichen Rechts sofort entsprechend auch völkerrechtlich angewandt; sie hat dem belgischen Staat bei der Ankündigung des Durchmarsches vollen Schadensersatz versprochen, wie sie ja auch jetzt schon an Luxemburg, das sich in gleicher Lage wie Belgien befand, einen Teil der Schadensersatzsumme bezahlt hat.

Aber man braucht sich auf Notstand gar nicht zu berufen, es gibt einen noch besseren, noch schlagenderen Rechtfertigungsgrund.

In Wahrheit hatte Deutschland keine Verpflichtung mehr, Belgiens Neutralität zu achten, denn wie jetzt unwiderleglich nachgewiesen ist, hatte Belgien sich selbst schon auf die Seite unserer Feinde gestellt, und das war unseren Staatsmännern bekannt, wennschon sie damals die zwingenden Beweise noch nicht geben konnten. Belgien hatte geduldet, daß zu Kriegszwecken französische Flieger über seinen Luftraum flogen und französische Kraftfahrzeuge über sein Gebiet fuhren. Auch hatte es bereits für den Kriegsfall Verabredungen mit Frankreich und England getroffen. Sobald aber ein neutraler Staat selbst in irgendeiner Weise Partei nimmt, begibt er sich des Schutzes seiner Neutralität. Damit war Deutschland durch nichts mehr gebunden, es nicht wie jeden anderen Feind zu behandeln.

Alle diese Vorwürfe sind also, auch vom Standpunkte strengen Rechts aus, unhaltbar.

Und wie sieht es demgegenüber mit der Achtung des Völkerrechts bei unseren Feinden aus? Hier ist das Bild allerdings ein sehr anderes. Auch wenn man alles an zweifelhaften Tatsachen ausscheidet, so bleiben hier doch eine Menge von Fällen übrig, in denen klares Völkerrecht in schwerster Weise verletzt worden ist. Ich will nur einiges erwähnen, was entweder amtlich durch unsere Behörden über jeden Einwand hinaus festgestellt ist, oder was ich selbst durch Zeugen, die ich als völlig glaubwürdig kenne, erfahren habe.

Ein eigenes Kapitel für sich bildet zunächst die rohe, ja unmenschliche Behandlung der unglücklichen Deutschen, die sich bei Kriegsausbruch in Frankreich, Belgien, Rußland befunden haben, die Mißhandlungen, die sie erdulden mußten, die Plünderung, denen ihre Häuser und Geschäfte anheimfielen. Das geschah durch den Pöbel, aber die Behörden der fremden Staaten haben sich mitschuldig gemacht, indem sie für den Schutz, den sie nach Völkerrecht zu gewähren verpflichtet waren, um milde zu sprechen, nicht gesorgt haben; ja bei der späteren, durch nichts gerechtfertigten Verschleppung der schuldlosen Opfer in Gefangenenlager ist auch unmittelbar durch die Behörden schwerstes Unrecht geschehen. Und England, das auf seine freie Menschlichkeit so stolze England, ahmt das jetzt nach. Sodann: von den Franzosen wie von den Russen sind bei ihrem Eindringen in deutsches Gebiet wehrlose Privatleute mißhandelt, fortgeschleppt, getötet, und offene Ortschaften geplündert und verbrannt worden — die rauchenden Trümmer von Ostpreußen geben fürchterliche Kunde davon —, ohne daß irgendwie eine feindliche Handlung, die zu einer

Bestrafung hätte Anlaß geben können, vorgekommen wäre. Das Rote Kreuz ist in einer großen Anzahl von Fällen — die deutsche Reichsregierung hat sie zusammenstellen lassen — offenkundig verletzt worden, insbesondere haben die Franzosen deutsche Verwundete roh behandelt, beraubt, ja getötet, und haben Sanitätspersonen, die unter dem Schutz des Roten Kreuzes standen, angegriffen, erschossen, fortgeschleppt. Die Parlamentärflagge ist nicht geachtet worden; Frankreich und England haben sich der verbotenen Dum-Dumgeschosse bedient, man hat die Vorräte dieser Geschosse und die Maschinen zu ihrer Herstellung in Frankreich gefunden. Wenn die französische Regierung demgegenüber erklärt, die Geschosse seien nur zu militärischen Schießübungen, nicht für den Ernstfall angefertigt worden, so ist das eine Ausrede, die trotz des Ernstes der Sache notwendig Heiterkeit erregen muß; übrigens sind solche Geschosse in den Taschen gefangener Franzosen und Engländer gefunden worden, und englische Offiziere haben selbst zugegeben, daß ihnen trotz ihres Protestes solche Geschosse zur Verwendung gegeben worden seien. Erwähnt sei in dieser traurigen Sammlung noch der allen Grundlagen des Völkerrechts widersprechende Raub deutschen Privateigentums oder sonstiger Vermögenswerte, den die englische und die französische Regierung verfügt haben. Endlich hat England sich über die wichtigsten Bestimmungen des Seekriegsrechts, sowohl uns wie den Neutralen gegenüber, völlig offen mit kalter Gleichgültigkeit fortgesetzt, offenbar von dem Standpunkte ausgehend, daß auf dem Meere sein Wille allein herrsche und daß zur See Völkerrecht nur das sei, was England gut heiße. Unser Hilfskreuzer Kaiser Wilhelm der Große ist in den Gewässern einer neutralen Macht angegriffen und vernichtet worden. Schiffe, die bereits vor der Kriegserklärung den letzten Hafen verlassen hatten, oder die sich bei der Kriegserklärung in einem feindlichen Hafen befanden und dort festgehalten worden waren, sind entgegen den Bestimmungen des Haager Abkommens gekapert worden. Deutsche Postsendungen sind vernichtet worden. Der Begriff der Kontrebande hat die willkürlichste Ausdehnung erfahren, entgegen allem, was bisher galt, und so noch manches andere.

Ja, es sind völlig sicher über alles das hinaus auch scheußliche Unmenschlichkeiten, geradezu viehische Roheiten, Verstümmelungen, Marterungen, Ermordungen vorgekommen, Taten, die zu berichten die Zunge sich sträubt, nur an sie zu denken macht das Blut sieden. Und das nicht bloß bei den Serben, wo man es nach den Vor-

kommnissen des letzten Balkankrieges und in Anbetracht ihres Kulturzustandes noch eher erwarten konnte, und nicht bloß bei den halbwilden Reiterschaaren der russischen Heere, sondern auch bei den beiden Völkern, die sich so gern als die Eigner höchster Kultur ausgeben, von den Franzosen und Engländern; und man würde sich nicht wundern können, wenn bei solchen Taten die Wut unserer Soldaten entflammt würde und sie nun schließlich schreckliche Vergeltung übten. Dadurch ist die Gefahr nahe gerückt, daß der Krieg mehr und mehr verroht und zu einem beispiellosen Wüten und Morden des einen Volkes gegen das andere wird, und man wird nun wirklich versucht zu fragen: haben wir denn noch ein Völkerrecht? und darauf ein „Nein" zu erwidern.

Aber eine so trostlose Antwort wäre doch unrichtig. Es ist psychologisch leicht erklärlich, daß man über diese einzelnen, überall besprochenen und zum Teil grauenerregenden Taten des Unrechts die zahllosen Fälle übersieht, in denen das Völkerrecht auch in diesem Kriege seinen vermenschlichenden Einfluß geübt hat, in denen seine Gebote gewahrt worden sind. Die Aufmerksamkeit richtet sich, wie ja natürlich ist, auf die Unrechtstaten, und man übersieht dabei, daß sie doch schließlich nur Ausnahmen sind. Wir haben Grund anzunehmen, daß es der größeren Zahl unserer Gefangenen, der Verwundeten wie der Unverwundeten, auch bei den Feinden doch immerhin erträglich ergeht — das sagen auch manche in deutschen Blättern veröffentlichte Berichte —, daß das Rote Kreuz im allgemeinen geachtet wird, ebenso wie die weiße Flagge des Parlamentärs; selbst die russischen Truppen haben sich in einigen ostpreußischen Städten verhältnismäßig — wie es scheint — anständig benommen. Kurz, jene Rechtsbrüche und Scheußlichkeiten sind — an diesem Glauben, an dieser Hoffnung wollen wir festhalten —, so zahlreich sie auch sein mögen, doch nur Einzelfälle, Auswüchse, Entartungen, denen eine größere Menge besserer Erfahrungen gegenübersteht.

Will man sich überzeugen, daß auch in diesem Kriege das Völkerrecht immer noch seine große, gar nicht hoch genug zu schätzende Rolle spielt, so denke man sich nur einen Augenblick die Lage so, daß das Völkerrecht wirklich beseitigt wäre; dann wäre sofort das vollständige Chaos da, dann hätten wir jetzt Zustände wie zur Zeit der Hunnenkriege, nein, viel schrecklichere, entsprechend der größeren Ausbreitung des Krieges und den schlimmeren Zerstörungsmitteln, die die Technik der Neuzeit geschaffen hat. Ausmalen will ich das in dieser späten Stunde nicht: man weiß wohl im allgemeinen zu

wenig von den Einzelheiten der Kriege früherer völkerrechtsloser Zeiten, und so ist man undankbar und unterschätzt leicht, was uns das Völkerrecht nicht nur geleistet hat, sondern noch immer leistet.

Und indem wir diese ungeheure Rolle des Völkerrechts erkennen und anerkennen, stärken wir in uns den Willen, das Unsere dazu zu tun, daß dieser Krieg menschlich bleibe. Wir wollen die Rechtsbrüche unserer Feinde unparteiisch feststellen, und wenn sie festgestellt sind, sie aller Welt laut verkünden; dadurch wollen wir das Gewissen der Feinde schärfen, und beim endlichen Frieden werden wir über alles das abrechnen. Aber wir wollen, so nahe auch, wie ich zugebe, die Versuchung dazu liegt, doch möglichst nicht Gleiches mit Gleichem, nicht Rechtsbruch mit Rechtsbruch, nicht Unmenschlichkeit mit Unmenschlichkeit vergelten, sondern wollen den Krieg zu Ende führen so, wie wir ihn begonnen haben, ritterlich und unter Wahrung der völkerrechtlichen Gebräuche und der durch Verträge übernommenen Pflichten. Mit Schrecken beobachte ich, daß in nicht geringen Kreisen unserer Bevölkerung und seltsamerweise gerade unserer sonst so zarten Frauen die Stimmung und Neigung zu solcher Vergeltung durch Grausamkeit wächst; hat man ja doch sogar schon vorgeschlagen, daß für jeden durch ein Dum-Dum-Geschoß verwundeten oder getöteten deutschen Soldaten je zehn feindliche Gefangene erschossen werden sollten! Solcher Stimmung muß entgegengewirkt werden. Nicht laut genug können wir uns und anderen den Entschluß wiederholen: wir wollen, daß der Krieg, soweit sich das mit seinen Zwecken verträgt, menschlich bleibe.

Wir wollen das nicht aus milder Weichherzigkeit, die sei ferne von uns, zu ihr gibt die Forderung des Tages keinen Raum. Wir sind nicht weich und mild mit uns selbst, mit unseren Söhnen und Brüdern, wie sollten wir es mit den Feinden sein! Im Gegenteil, wir sind entschlossen, mit allen erforderlichen Mitteln, wie schrecklich sie auch sein mögen, unsere Gegner niederzuzwingen und diesen Krieg durchzuführen bis ans Ende, denn wir alle wissen, daß die Schicksalsstunde für uns geschlagen hat, daß es sich um unser ganzes Sein als Staat, ja als Volk, um alle unsere Kultur, ja um das Schicksal der Kultur überhaupt handelt. Der harte Wille zum Siege, koste er was er wolle, darf allein unsere Taten bestimmen.

Aber wir wollen das schon unseres eigenen Vorteils halber. Was würden wir denn erreichen, wenn auch wir jetzt die mühsam errungenen Grundsätze des Völkerrechtes mißachten und Grausamkeit

mit Grausamkeit erwidern wollten? Ein Mittel, rascher oder sicherer zu siegen, ist erhöhte Grausamkeit des Krieges jedenfalls nicht, die geschichtliche Erfahrung hat das allzu oft bewiesen. Das meint man wohl auch nicht, der Grund, warum man nach Vergeltung ruft, ist ein anderer. Ich sprach schon vorher davon, daß die Vergeltungsmaßregeln, die sogen. Repressalien, die ein Staat im Kriege gegen einen anderen Staat anwendet, verschiedenen Zwecken dienen können. Wollen sie bloß zur Strafe oder um das Rachegefühl zu befriedigen, Unrecht mit Unrecht vergelten, so können sie, auch von aller ethischen Beurteilung abgesehen, praktisch keinerlei Nutzen stiften. Verfolgen sie den Zweck des Schadensausgleiches, oder wollen sie bewirken, daß der Gegner von weiterer Schädigung ablasse, so sind das praktisch vernünftige Zwecke, und insofern mögen sie gerechtfertigt sein. Aber in allen Fällen bleiben sie ein höchst gefährliches Mittel, erfolgreich kann schließlich nur der Staat Repressalien anwenden, der sozusagen den längeren Atem hat. Denn man bedenke doch: nur allzu leicht ruft die Vergeltung eine Gegenvergeltung hervor, und so in schrecklicher Steigerung immer weiter, getreu dem Satze vom Fluch der bösen Tat, die fortzeugend Böses muß gebären. Und wer kann sagen, ob nicht die Nachteile aus solchem Wettkampf der Grausamkeiten für Deutschland noch größer sein würden, als für die Feinde?

Und wir wollen das unseres guten Rufes halber. Nicht als ob uns viel daran liegen müßte, was jetzt die anderen Völker von uns denken. Wir dürfen uns nicht länger darüber täuschen: Deutschland hat zurzeit — von wenigen Ausnahmen abgesehen — keinen wahren überzeugten Freund in der Welt, wir haben offene Feinde, wir haben versteckte Feinde, wir haben hämische, böswillige Neutrale oder mindestens solche, die lau, sehr lau in ihrer Neutralität sind, nach der Begriffsbestimmung „Neutralität heißt abwarten, wer siegen wird". Auf eine gerechte Beurteilung dürfen wir bei den Mehrheiten der einzelnen Völker jetzt noch fast nirgends rechnen, auch in dem englisch sprechenden Amerika nicht, und gerade dort vielleicht erst recht nicht. Wir wollen das Unsere tun, um den Neutralen die Wahrheit zu Gesicht und Gehör zu bringen auf allen uns noch zugänglichen Wegen — viele sind es nicht —, aber wir müssen stolz genug sein, uns über das Urteil der schlechtunterrichteten oder böswilligen Mitwelt zu trösten, wir brauchen bei ihr nicht um gute Zensuren zu betteln, unsere Siege werden unsere beste Zensur sein. Aber die Zeit unparteiischen Urteils wird dereinst

kommen, und vor dem Richterstuhl der Geschichte wollen wir künftig einmal das Urteil empfangen, daß wir auch in der Menschlichkeit der Kriegführung ein leuchtendes Vorbild gewesen sind: wir wollen den Ruhm haben, nicht nur das stärkste Kriegervolk, sondern auch das stärkste Kulturvolk der Erde zu sein.

Und wir wollen das schließlich und hauptsächlich unseres eigenen Gewissens halber. Wir wollen uns das Hochgefühl der Schicksalszeit, die wir zu erleben gewürdigt sind, nicht durch Verhetzung trüben lassen; erbitterte Rachsucht ist nicht die Stimmung, in der wir das heilige Opfer dieses Krieges bringen dürfen. Wie wir den Kampf mit reinem Gewissen begonnen haben, nicht der Eroberung wegen, sondern um unsere Existenz übelwollenden Nachbarn und Neidern gegenüber zu sichern, so wollen wir ihn auch mit reinem Gewissen weiter und zu Ende führen. Wir haben ein scharfes Schwert, wir haben eine gesunde Volkswirtschaft, wir haben ein reines Gewissen — damit haben wir die drei stärksten Mittel zum Siege, und so dürfen wir hoffen, daß uns dereinst auch ein endlicher letzter Sieg und ein ehrenvoller Friede beschieden sein wird.

Noch freilich ist, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, diese Stunde — wenn nichts Unerwartetes eintritt — fern, noch stehen wir erst im Beginn des gigantischen Ringens. Aber wenn dereinst die Zeit des Friedens wiedergekehrt sein wird, wenn erst die Menschen wieder sich einen werden, um auf dem blutüberströmten Boden des alten Europa die neue Kultur, der wir hoffnungsvoll entgegensehen, aus den Trümmern wieder aufzurichten, wenn alle die Fäden zwischen den einzelnen Staaten und Völkern sich wieder anknüpfen werden, die jetzt zerrissen sind und die wir doch in Zukunft nicht entbehren können, dann wird es das siegreiche Deutschland sein, dem die große und schöne Aufgabe zufällt, auch in dem Wiederaufbau und Weiterausbau des Völkerrechtes die führende Rolle zu übernehmen.

Oktober 1914.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Gustav Theodor Richter, Spinozas philosophische Terminologie, historisch und immanent kritisch untersucht. Erste Abteilung, Grundbegriffe der Metaphysik. Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1913.

Daß man dem Sprachgebrauch Spinozas nur auf historisch-kritischem Wege beikommen kann, ist seit Freudenthals vorbildlicher Untersuchung bekannt. Aber seine wertvolle Arbeit war mehr ein Programm als eine strenge Durchführungsschrift. Ein Anfang voll bedeutender Anregungen, aber kein abschließendes Unternehmen.

Es ist das Verdienst der vorliegenden Arbeit, auf diesem Wege fortgegangen zu sein. Dabei sind ihr so viele Entdeckungen gelungen, daß sie ganz von selbst in den Elementarbestand der Spinoza-Literatur einrücken wird. Einige Erkenntnisse erscheinen mir so wichtig, daß sie auch an dieser Stelle eine kurze Bekanntmachung verdienen.

In sechs Kapiteln werden nacheinander behandelt: (1) attributum, (2) attributa infinita, (3) in se, per se, a se esse, concipi, (4) substantia, (5) modus, modificatio, accidens, affectio, (6) modi infiniti. Am wichtigsten sind die Aufschlüsse über Attribut und Substanz. Das Attribut im Sinne der Scholastik und Spinozas ist nicht eine „Eigenschaft" der Substanz; denn unter Eigenschaft verstehen wir etwas, was von der Substanz real unterschieden ist. Z. B. Mensch und Größe. Die Größe kann Eigenschaft eines Menschen sein. Dann sagen wir wohl: der Mensch hat Größe. Aber wir sagen nicht: der Mensch ist Größe. Sondern wir unterscheiden die Größe vom Menschen. Diese Unterscheidung gilt nicht vom Attribut in seinem Verhältnis zur Substanz Das Attribut ist nicht eine Eigenschaft der Substanz, sondern es ist eine gewisse Verwirklichung der Substanz und als solche mit der Substanz identisch. Das Attribut ist die spezifizierte Substanz. Die Spezifikation ist das Werk des Verstandes, der eine bestimmte Wesensverwirklichung der Substanz hervorhebt, etwa wie wenn ich den König von England Kaiser von Indien nenne.

Das Wesen der Substanz ist Ewigkeit und Unendlichkeit. Alles, was dieses „Wesen" auf gewisse Weise verwirklicht, ist im spinozistischen Sinne

ein Attribut. Es ist ein schöner Erfolg des Verfassers, daß wir jetzt wissen, daß die drei Worte exprimere, explicare, constituere dem Sinne nach identisch mit „verwirklichen" sind. Wieviel durch diese Präzisierung gewonnen ist, lehre ein kurzer, aber charakteristischer Vergleich. Die Definition des Gottesbegriffes lautet in der Sternschen Uebersetzung (Reclam) so: Unter Gott verstehe ich das absolut unendliche Wesen, d. i. die Substanz, welche aus unendlichen Attributen besteht, von denen ein jedes ewiges und unendliches Sein ausdrückt. Otto Baensch übersetzt in der Philosophischen Bibliothek: Unter Gott verstehe ich das unbedingt unendliche Wesen, das heißt die Substanz, die aus unendlich vielen Attributen besteht, deren jedes ewige und unendliche Wesenheit ausdrückt. Das ist schon besser. „Unendlich viele Attribute" ist gut und entspricht, wie die vorliegende Arbeit zeigt, trotz neuerdings erhobener Zweifel, genau dem Sinne Spinozas. Nach Spinoza kommen einem Ding oder Wesen um so mehr Attribute zu, je mehr Realität es besitzt. Dem allerrealsten Wesen müssen also unendlich viele Attribute zukommen. Aber was heißt das: „ewiges und unendliches Sein" oder „ewige und unendliche Wesenheit" „ausdrücken"? Ich bin überzeugt, daß von hundert ernsthaften Lesern noch nicht einer imstande ist, sich etwas Bestimmtes dabei zu denken. Vielleicht bedeutet das Ganze nicht mehr als „ewig und unendlich sein". Aber wozu dann die seltsame Umständlichkeit der Sprache? Das hätte man doch viel einfacher haben können! Und Spinoza liebt zwar die Korrektheit des Ausdrucks, aber nicht die Umständlichkeit.

Die Antwort liegt in folgender Uebersetzung, die mir den Sinn am besten zu treffen scheint: Unter Gott verstehe ich das unbedingt unendliche Wesen, das heißt die Substanz, die aus unendlich vielen Attributen besteht, von denen ein jedes die Idee der Ewigkeit und Unendlichkeit verwirklicht. — Diese Uebersetzung steht nicht wörtlich bei Richter; aber sie ist aus den Andeutungen seines Textes herausgezogen und scheint mir ein wesentlicher Fortschritt zu sein.

So wenig das Attribut bloße Eigenschaft ist, so wenig ist es eine Kraft der Substanz, wie u. a Trendelenburg und Kuno Fischer gemeint haben. Die Deutung liegt nahe und hat ein philosophisches Motiv. Sie versucht von modernen Gesichtspunkten aus die unendliche Vielheit der Attribute mit der Einheit der Substanz in Einklang zu setzen. Dennoch ist sie falsch. Denn wären die Attribute Kräfte der Substanz, so hingen sie augenscheinlich von dieser ab und wären nicht mehr real identisch mit ihr. Diese Identität behauptet Spinoza indessen ausdrücklich. Am klarsten ep. 9, wo er sagt: Per substantiam intelligo id, quod in se est et per se concipitur, hoc est, cuius conceptus non involvit conceptum alterius rei. Idem per attributum intelligo, nisi quod attributum dicatur respectu intellectus substantiae certam talem naturam tribuentis. — Hier ist es ganz klar: Attribut ist die durch den Intellekt spezifizierte, mit dieser real identische Substanz. Es ist nicht die ganze Substanz, es

ist aber auch nicht nur ein Teil der Substanz, sondern es ist die wirkliche Substanz, in einer bestimmten Besonderung erfaßt, wie wenn ich die Sonne als Wärme bezeichne und von ihrer Leuchtkraft absehe. Es ist nicht das Verhältnis von Ganzheit und Teil, sondern eher das Verhältnis von Gesetz und Einzelfall. Der Einzelfall ist das konkretisierte Gesetz, gleichsam das Attribut des Gesetzes; und wie man in diesem Sinne wohl sagen kann: alle Einzelfälle sind das Gesetz, so hat Spinoza von der Substanz gesagt: alle Attribute sind die Substanz. Aber die Substanz entsteht so wenig durch Addition der Attribute, wie das Gesetz durch Addition der Einzelfälle, sondern der Einzelfall ist die Exemplifikation des Gesetzes und das Attribut ist die Exemplifikation der Substanz.

Die Exemplifikation, aber nicht die Kraft. Denn die Substanz ist selbst schon Kraft. Substantialität und Aktualität sind schon für Spinoza identische Begriffe, und das Attribut ist nicht Kraft der Substanz, sondern die konkrete Verwirklichung der in der Substanz enthaltenen und mit ihr identischen Kraft. Richter weist sehr schön darauf hin, daß Spinoza eth. III 6 die „Dinge, welche Gottes Attribute in bestimmt begrenzter Weise ausdrücken", selber identifiziert mit den „Dingen, welche Gottes Lebens- und Wirkungskraft in begrenzter Weise ausdrücken". Das heißt aber nicht, daß die Attribute von Gottes Wesen verschiedene Gotteskräfte sind; denn nicht Attribut und Kraft gehören zusammen, sondern Wesen und Kraft: die Attribute sind Verwirklichungen der Wesenskraft, insofern also mit ihr identisch und nur für den Intellekt von ihr verschieden.*)

Ich überschlage das Folgende und wende mich gleich dem Substanzkapitel zu. Hier kommt der Verfasser zu dem lehrreichen Ergebnis, daß Spinoza nicht weniger als vier Deduktionen der Substanz gegeben hat, von denen die drei letzten friedlich nebeneinander in der „Ethik" stehen. Im tractatus brevis leitet er scharfsinnig aus dem von der Scholastik behaupteten göttlichen Ursprung aller Substanzen die Unendlichkeit der Substanzen ab, um dann aus dieser Unendlichkeit gegen ihre Schöpfung durch Gott zu schließen und ihre Identität mit Gott zu folgern. In der „Ethik" geht er zweimal aus von der Nichtinhärenz. Dies eine Mal folgert er aus der Nichtinhärenz die Einzigkeit, Ursachlosigkeit, Existenznotwendigkeit und Unendlichkeit der Substanz (I 5—8). Das andere Mal schließt er aus der Nichtinhärenz unmittelbar auf die Existenznotwendigkeit (eth. I 8 schol. 2). Da die Substanz dem Intellekt, der sie denkt, nicht inhärieren kann — dann wäre sie ja nicht mehr Substanz, wenn sie etwas anderem inhärierte —, so muß sie sich auf sich selber gründen, also not-

---

*) Das heißt im Sinne Spinozas bekanntlich nicht, daß sie an sich nicht existieren; sondern sie existieren so gewiß, wie sie durch den Intellekt erfaßt werden. Aber sie existieren nur für den Intellekt, wie die Sonne nur für das Auge existiert. Es gäbe ohne den Intellekt — wohl die Substanz, aber kein Bewußtsein von ihr also auch keine Attribute. Das Attribut ist die ins (reine, nicht etwa unvollkommene) Bewußtsein erhobene Substanz.



wendig existieren. In einem dritten Verfahren erschließt Spinoza aus der logischen Unabhängigkeit der Substanz unmittelbar ihre reale Unabhängigkeit = Existenznotwendigkeit (eth. I 6 cor. al.).

Diese Beobachtungen sind vortrefflich und ein wesentlicher Gewinn für die Erkenntnis Spinozas. Nur vermisse ich die Berücksichtigung des kosmologischen und ontologischen Arguments in den Beweisen zu Lehrsatz 11, die doch wohl mehr als bloße argumenta ad hominem sind. Und dann verstehe ich nicht, warum der Verfasser so großes Gewicht darauf legt, festzustellen, daß Spinoza in seinen Deduktionen nur von dem Merkmal der Nichtinhärenz Gebrauch gemacht habe, nicht aber von dem der Aseität oder Independenz. Denn erstens steht dieses Merkmal ausdrücklich in der Definition der Substanz, zweitens macht Spinoza tatsächlich von der Independenz in seinem letzten Beweisgang einen sehr starken und konstitutiven Gebrauch. Richter sagt selbst: „Nichtinhärenz und Independenz, so verschieden sie an sich sein mögen, haben etwas Gemeinsames, das logische Korrelat ihrer ontologischen Selbständigkeit: eben die begriffliche Selbständigkeit. Diese ist das Bindeglied, wodurch Aseität als notwendige Folge an die Nichtinhärenz geknüpft wird." Ich kann nur nicht einmal zugeben, daß Nichtinhärenz und Independenz für Spinoza so sehr verschieden seien, sondern, wie die Definition der Substanz beweist, sind sie für ihn unzertrennliche Begriffe. Und wenn Descartes, trotz der Aufnahme des Unabhängigkeitsmerkmales in den Substanzbegriff neben dem aristotelischen Selbständigkeitsmerkmal (Princ. I 51), ruhig von geschaffenen Substanzen spricht, so ist das eine Inkonsequenz, die Spinoza eben überwunden hat. Insofern ist er doch der eigentliche Schöpfer des revolutionären Substanzbegriffes, und ich muß mich im Gegensatz zu Richter der seit Christian Wolff allgemein vertretenen Auffassung anschließen, nach welcher Spinoza schon in der Definition der Substanz die Aseität als grundlegendes Merkmal feststellt.

Das folgende Kapitel über den modus ist deshalb wichtig, weil der Verfasser zu zeigen sucht, daß die den modi oder Einzeldingen zukommende Unselbständigkeit, ihr akzidenteller Charakter, sich nur auf ihr Verhältnis zur Substanz bezieht. Nur in dieser Beziehung ist der modus etwas Unselbständiges. Für sich betrachtet, hat jeder modus Selbständigkeit oder Subjektscharakter, und seine Unselbständigkeit besteht lediglich darin, daß er, mit Einschluß seines Subjektscharakters, der Substanz inhäriert. Diese Beobachtung ist wichtig; sie rückt Spinoza an einem wichtigen Punkte in die Nähe des Neuspinozismus. Dennoch, meine ich, bleibt es dabei: der Subjektscharakter des Modus tritt in Spinozas Metaphysik so stark hinter der Unselbständigkeit zurück, daß der Modus zum wirklichen Leben nicht kommt.

Das letzte Kapitel handelt von den modi infiniti und stellt in gründlicher Untersuchung fest, was wir sachlich wohl schon wußten, daß diese modi den Uebergang vom Unendlichen zum Endlichen nicht eigentlich er-

klären, und daß es dem Spinozismus so wenig wie irgend einem anderen monistischen System gelungen ist, diesen Uebergang begreiflich zu machen.

Schon in der Abhandlung ist mehrfach von der merkwürdigen Uebereinstimmung Spinozas mit Geulincx in der kritischen Weiterbildung Descartes'scher Gedanken die Rede. Eine in den Anhang gebrachte Spezialuntersuchung sucht diese Uebereinstimmung als Resultat einer Beeinflussung Spinozas durch Geulincx zu erklären.

Die vorliegende Schrift ist das erste Stück einer vermutlich noch umfangreichen Arbeit, der schließlich ein kritisches Spinoza-Lexikon folgen soll. Man hat allen Grund, dieses Lexikon mit großen Hoffnungen zu erwarten; denn was der Verfasser in diesem Erstwerk geleistet hat, ist trotz gewisser unvermeidlicher Bedenken ein wahrer Gewinn für die Spinozaforschung.

Karl Siegel, Geschichte der deutschen Naturphilosophie. Leipzig 1913.

Die Geschichte der deutschen Naturphilosophie ist ein wichtiger Bestandteil der allgemeinen deutschen Geistesgeschichte, zumal auf ihren Höhepunkten, im Klassizismus und in der Romantik. Unter Naturphilosophie ist alsdann in erster Linie die auf die Nachschöpfung der Natur gerichtete geistige Arbeit zu verstehen. In dieser Auffassung trifft sich die Naturphilosophie mit der Naturwissenschaft in der Identität des Objekts. Beide handeln von der Natur, aber auf verschiedene Weise. Die Naturwissenschaft mathematisch-abstrakt, die Naturphilosophie anschaulich-konkret. Die Naturwissenschaft mit den Mitteln der Beobachtung, Rechnung und Reflexion, die Naturphilosophie mit den Mitteln der intellektuellen Anschauung und Phantasie. Die Naturwissenschaft analytisch, vom einzelnen zum Ganzen, dessen Anschauung für sie transzendent ist, die Naturphilosophie synthetisch, vom Ganzen zum einzelnen, dessen systematische Erforschung sie der Naturwissenschaft überläßt. Naturphilosophie und Naturwissenschaft verhalten sich hiernach zueinander wie die künstlerische Wiederholung zur Anatomie der Natur.

Man kann unter Naturphilosophie auch noch etwas ganz anderes verstehen, nämlich die Kritik der naturwissenschaftlichen Methoden und Begriffe. Dann unterscheidet sich die Naturphilosophie von der Naturwissenschaft nicht nur durch die Eigenart ihres Erkenntnisideals und ihrer Erkenntnismittel, sondern auch durch ihr Erkenntnisobjekt. Das Objekt der Naturphilosophie ist dann nicht mehr die Natur, sondern die Wissenschaft von der Natur, und ihre Arbeit besteht in der systematischen Prüfung der Erkenntnismittel, deren sich die Naturwissenschaft bei ihrem Verfahren bewußt oder unbewußt bedient. Dieser Begriff von Naturphilosophie ist durch Kant in Kraft gesetzt worden, spielt aber z. B. schon bei Leibniz eine erhebliche Rolle. Auch bei den übrigen Naturphilosophen vor und nach Kant fehlt die Kritik der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung nicht ganz. Und um-

gekehrt hat Kant „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft" verfaßt, die an mehr als einem Punkte in das Gebiet der eigentlichen Naturphilosophie hineinragen. Man darf also als Historiker die beiden angegebenen Begriffe nicht zu streng voneinander unterscheiden und tut wohl, in einer geschichtlichen Darstellung den charakterisierten Doppelbegriff von Naturphilosophie zum Ausgangspunkt zu nehmen.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat sich hieran gehalten und auf dieser Basis eine schöne und aufschlußreiche Geschichte der deutschen Naturphilosophie von der Reformation bis zur Gegenwart geliefert. Er hat den Stoff auf sieben große Kapitel verteilt. Das erste Kapitel handelt von der deutschen Naturphilosophie vor Leibniz. Ein besonders schönes Stück dieses Kapitels ist der Abschnitt über Kepler, mit seiner glücklichen Darstellung des fruchtbaren Ineinanders von Spekulation und Induktion in der Arbeit dieses außerordentlichen Kopfes. Das zweite Kapitel handelt von Leibniz und legt die naturphilosophischen Wurzeln und Ideale seiner Monadenlehre klar. Das dritte Kapitel behandelt die kritische Naturphilosophie: Kant und Fries. Das vierte Kapitel schildert die Chorführer der romantischen Naturphilosophie: Goethe, Herder, Schelling, Schopenhauer. Das fünfte Kapitel ist den Gegnern der romantischen Philosophie, Herbart und Feuerbach, gewidmet. Im sechsten Kapitel erscheinen die Vorläufer der modernen Naturphilosophie: Lotze und Fechner. Endlich schließt das siebente Kapitel mit einem Ausblick auf die naturphilosophischen Strömungen der Gegenwart.

Der Schwer- und Höhepunkt des Werkes liegt meines Erachtens in dem auch äußerlich umfangreichsten vierten Kapitel mit der Darstellung der romantischen Naturphilosophie. Ich will damit natürlich nicht sagen, daß die übrigen Kapitel fehlen könnten. Sie sind alle gut geschrieben und verraten ebensoviel gründliches Studium wie gesunde Urteilskraft. Die Ausführungen über Leibniz und Kant, die ich besonders durchgeprüft habe, sind selbständig gearbeitet und voll wertvoller Aufklärungen. Aber das Hauptstück bleibt doch das vierte Kapitel. Dieser Abriß der romantischen Naturphilosophie ist auch als Idee ein neues Werk, und das Licht, durch welches die vier Leuchten dieser Bewegung sich gegenseitig erhellen, ist von dankenswertester Deutlichkeit. Sehr zutreffend ist die allgemeine Charakteristik dieser romantischen Naturphilosophie. Ihr Ausgangspunkt: die Deutung der Natur aus der inneren Erfahrung, gestützt auf Beobachtung und Analogie. Ihre Hauptprinzipien: Polarität und Steigerung. Ihr Endergebnis: ein teleologischer Evolutionismus, unter schroffer Ablehnung der Außenzwecke und Auffassung der Natur als eines großartigen Selbstzweckprozesses. Die Natur selbst ein dynamisches Wesen, Unendlichkeit der Kraft, die sich in Kräfte zerlegt und durch Zerlegung der Kräfte steigert. Daher auch der Evolutionismus dynamisch, nicht realistisch im Sinne der Darwinschen Lehre. „Der Evolutionismus der Romantiker ist keine reale Deszendenz der Einzelformen, sondern ein Aufstieg der Kraft oder vielmehr

ein immer von neuem Anheben und sich immer vollkommeneres Durchsetzen der Grundkraft."

Der Anfänger dieser Bewegung ist Herder. Ihm verdankt Goethe fast ebensoviel, wie Herder umgekehrt Goethe verdankt. Die fruchtbaren Jahre von 1783—1787 haben die entscheidenden Ansätze geliefert, und es ist im einzelnen vielfach unmöglich zu sagen, wo Herder und wo Goethe spricht. Herder wurde auf den Kraftbegriff der Natur durch das Erlebnis der Kraft in sich selbst geführt, und die religiöse Struktur seines Geistes gab auch seiner Naturanschauung jene religiösen Akzente, die dann auf Goethe übergingen und beide auf Spinoza zurückführten. Aber auch auf Schelling hat Herder bedeutend gewirkt, und Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur" erinnern nicht zufällig schon im Titel an Herders großes Ideenwerk.

Herders naturphilosophische Grenze ist die, daß seine Naturphilosophie ihm von vornherein nur zum Unterbau seiner Geschichtsphilosophie gedient hat.

Hier hat Goethe die Bahn gebrochen, indem er das Mittel zum Selbstzweck erhob. Und indem er so die Grenzen des Herderschen Standpunktes durchbrach, hat er zugleich seine Schranken überwunden. Herders eigentliches Organ war stets das Gefühl, Goethes Organ dagegen die Anschauung. Das setzte ihn Herder gegenüber in einen Vorteil, dem er seine eigentümliche Selbstbehauptung als Naturforscher bis zum heutigen Tage verdankt. Die liebevolle Anschauung der Natur, die Herder nicht einmal erstrebt hat, ist die Basis seiner Naturvorstellung, und seine Spekulationen haben durch dieses Verfahren eine Solidität erhalten, durch die sie alle verwandten Versuche bis zum heutigen Tage weit überragen. Sehr wichtig wurde dabei für Goethe ein Verhalten, das man als natürlichen Kritizismus bezeichnen kann. Die Abhängigkeit von der Anschauung, die ihm zur zweiten Natur geworden war, machte es ihm unmöglich, sich in substanzlose Spekulationen zu verlieren, und drängte ihn statt dessen zu den Urphänomenen, die von bloßen abstrakten Ideen durch den in ihnen kristallisierten Anschauungsgehalt sehr zu ihrem Vorteil unterschieden sind. Daß Goethes Anschauung nicht rohe, sondern reine, d. i. durchdachte Anschauung ist, hat der Verfasser natürlich gesehen und durch bezeichnende Aussprüche belegt. Sehr gut ist Goethes naturwissenschaftlicher Entwicklungsgang geschildert. Der Anteil des Künstlers an diesem Entwicklungsgang ist fein herausgehoben. So wird als letztes Motiv der Farbenlehre mit Recht das künstlerische Problem der warmen und kalten Farben genannt. Dieser Hinweis ist um so wichtiger, als er zugleich die Uebergriffe der Goetheschen Farbenlehre erklärt. Goethe, als Künstler, ging von Sehproblemen aus; und indem er die Sehprobleme mit den Farbenproblemen verwechselte, kam er zu jener heftigen Polemik gegen Newton, die wir für ihn wie für Newton bedauern.

Der Systematiker der Goetheschen Naturphilosophie ist der junge Schelling, bis 1800. Er unterscheidet sich von Goethe von Anfang an

durch den stärkeren Zug zur Konstruktion und die Unlust zu jener ausdauernden Beobachtung, die Goethes großes Erbteil war. Er wollte die Natur erstürmen, während Goethe sie sich zu erobern gedachte. Die Stürme wurden Schelling alsbald zum Verderben. Er stand; aber er stand auf den Trümmern der Natur, während Goethe in weitestem Umfange auf ihre Höhen gelangte. Aber die Richtung war anfangs dieselbe; und die Begriffe der Polarität und Steigerung, die auch Goethe später sehr nachdrücklich verwendet hat, sind zuerst von Schelling durchgearbeitet worden. Auch der evolutionistische Monismus, der Kern dieser ganzen Naturphilosophie, tritt in Schellings Epikurischem Glaubensbekenntnis von 1799 klassisch und mustergültig hervor.

Vom ersten Ringen dunkler Kräfte
Bis zum Erguß der ersten Lebenssäfte,
Wo Kraft in Kraft und Stoff in Stoff verquillt,
Die erste Blüt', die erste Knospe schwillt,
Zum ersten Strahl von neugebor'nem Licht,
Das durch die Nacht wie zweite Schöpfung bricht,
Und aus den tausend Augen der Welt
Den Himmel so Tag wie Nacht erhellt,
Hinauf zu des Gedankens Jugendkraft,
Wodurch Natur verjüngt sich wieder schafft:
Ist Eine Kraft, Ein Wechselspiel und Weben,
Ein Trieb und Drang nach immer höherm Leben.

Ich bemerke, daß diese wichtigen Verse in doppelter Fassung überliefert sind. Die Fassung des Textes stammt aus dem Originaldruck in der von Schelling herausgegebenen Zeitschrift für spekulative Physik, Erster Band zweites Heft, Jena und Leipzig, bei Christian Ernst Gabler, 1800, S. 155. — Schelling hat damals, auf Anraten Goethes, um einen zweiten Atheismusstreit zu vermeiden, nur ein Fragment seines tiefsinnig-übermütigen „Bekenntnisses" abgedruckt. — Das Ganze ist erst in „Schellings Leben" I, 1869, S. 282 ff. veröffentlicht worden, augenscheinlich nach dem Konzept und mit zahlreichen Abweichungen von der ersten gedruckten Textgestalt. Hier lauten die beiden letzten Zeilen:

Ist Eine Kraft, Ein Pulsschlag nur, Ein Leben,
Ein Wechselspiel von Hemmen und von Streben.

In dieser Fassung ist der Polaritätsgedanke — Hemmung und Strebung — auf Kosten des Steigerungsprinzips in den Vordergrund gestellt. Die Korrektur ist lehrreich, weil sie zeigt, mit welchem Bedacht die scheinbar so harmlosen Zeilen gedichtet sind. Der Text des Konzeptes ist vielleicht der poetischere; der Text des Urdrucks ist jedenfalls, sachlich betrachtet, der präzisere. Insofern ist die Veränderung einer Verbesserung gleich zu achten.

Hiernach wundert man sich nicht mehr, wenn Goethe um die Jahrhundertwende einen starken Zug zu Schelling empfand. „Seitdem ich mich von der hergebrachten Art der Naturforschung losreißen . . . mußte, habe ich selten hier- oder dorthin einen Zug verspürt: zu Ihrer Lehre ist er entschieden."

Daß die Schopenhauersche Naturphilosophie in ideeller wie in methodischer Hinsicht der Ausklang der Romantik ist, ist ja den Kundigen wohlbekannt, wird aber erst in diesem Zusammenhange über jeden Zweifel hinaus klar. Auch Schopenhauer dringt auf den Kern der Natur (Identität des Erkenntnisideals) und bedient sich dazu der Innenerfahrung (Identität der Methode). Es ist demgegenüber ein Unterschied zweiten Ranges, daß das Schopenhauersche Prinzip der Natur nicht das Herder-Goethische „Leben", auch nicht das Schellingsche, dem Ideellen entgegenstrebende Reale, sondern der Schopenhauersche Wille ist; denn Schopenhauers „Wille" ist bekanntlich nur das in seiner Wurzel ergriffene Leben.

Daß Hegel nicht mitberücksichtigt ist, muß man billigen. Seine Naturphilosophie ist das schwächste, fragwürdigste und unselbständigste Stück seines großen Systems und eine verhängnisvolle Steigerung Schellingscher Irrtümer. Auch daß die Schellingschule fehlt, kommt der Eindrücklichkeit des Ganzen nur zugute. Dagegen hätte Hardenbergs Fragment „Die Lehrlinge zu Sais" zur Charakteristik der ganzen Richtung mit Vorteil herangezogen werden können. Hier stehen die wichtigsten Dinge beisammen, und man sieht, wie selten, in die Brunnenstube des Geistes.

Die Mannigfaltigkeit der Naturaspekte als Ausgangspunkt der Naturphilosophie. „Man steht mit der Natur gerade in so unbegreiflich verschiedenen Verhältnissen, wie mit den Menschen; und wie sie sich dem Kinde kindisch zeigt . . ., so zeigt sie sich dem Gotte göttlich und stimmt zu dessen hohem Geiste." Die Verwandtschaft des Naturphilosophen und Dichters. „Naturforscher und Dichter haben durch eine Sprache sich immer wie ein Volk gezeigt." Das Grundgefühl des Naturphilosophen: „Vertrauen auf die Allgegenwart und innige Verwandtschaft der Natur." „Wird nicht ein Fels ein eigentümliches Du, eben wenn ich ihn anrede? Und was bin ich anders als der Strom, wenn ich wehmütig in seine Wellen hinabschaue, und die Gedanken in seinem Gleiten verliere?" Die Talente des Naturphilosophen. „Langer, unablässiger Umgang, freie und künstliche Betrachtung, Aufmerksamkeit auf leise Winke und Züge, ein inneres Dichterleben, geübte Sinne, ein einfaches und gottesfürchtiges Gemüt, das sind die wesentlichsten Erfordernisse eines echten Naturfreundes, ohne welche keinem sein Wunsch gedeihen wird." Der Schlüssel zur Natur das menschliche Herz. „Was brauchen wir die trübe Welt der sichtbaren Dinge mühsam zu durchwandern? Die reinere Welt liegt ja in uns, in diesem Quell. Hier offenbart sich der wahre Sinn des großen, bunten, verwirrten Schauspiels; und treten wir von diesen Blicken voll in die Natur, so ist uns alles wohlbekannt, und sicher kennen wir jede Gestalt. Wir brauchen

nicht erst lange nachzuforschen, eine leichte Vergleichung, nur wenige Züge im Sande sind genug, um uns zu verständigen." Endlich das Ideal: die Dechiffrierung der Natur. „Und wenn kein Sterblicher den Schleier hebt, so müssen wir Unsterbliche zu werden suchen." Führt dieses Wort über Goethe hinaus zu Schelling hin, so liegt Goethes Genie um so deutlicher vor uns in der von Novalis geforderten „Kunst des ruhigen Beschauens, der schöpferischen Weltbetrachtung." Naturerkenntnis im Sinne der Romantik ist eine Art von Naturerschaffung. „Um die Natur zu begreifen, muß man die Natur innerlich in ihrer ganzen Folge entstehen lassen."

Novalis ist der Klassiker der Romantik. Darum sollte er auch in einer Naturphilosophie der Romantik nicht fehlen.

Berlin. Heinrich Scholz.

Die Tradition und ihre Verneiner.

Eine eigenartige Erscheinung zeigt sich auf den Höhepunkten menschlicher Kultur, nämlich die Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustande, die Neigung, ihn von sich zu werfen, der Ueberdruß an den Menschen, an der Umgebung, an den Dingen.

Nicht die tiefen Denker sind es, nicht diejenigen, welche die Nichtigkeit der gesamten überlieferten Kulturgüter für das Glück der Seele, der Einzelnen, der Gesamtheit erkannt haben, die sich losmachen von der Bewunderung des Bestehenden. Es ist vielmehr der Instinkt der Massen, den gesammelten Besitz der Menschheit zu zerstören, zu vernichten, was sie nicht selbst errungen haben, was ihnen in seiner geschichtlichen Grundlage unverständlich ist und damit ungenießbar bleibt. Sie sehen nicht das Eine und verstehen nicht das Andere.

Eine Erinnerung an den Demos von Athen, der Sansculotten von Frankreich eröffnet sofort den Ausblick auf die unermeßliche Zerstörung, die von diesen elementaren Mächten angerichtet ist.

Jene Massen waren selbst nur mitgezogen worden auf den Gipfel des erstiegenen Berges, sie hatten selber zum Ersteigen nichts beigetragen, und nun war ihnen weder die Arbeit, noch das Ergebnis der Arbeit von irgendwelchem Wert. Sie standen erschöpft da.

Nicht die Neigung zur Weiterentwicklung, zur organischen Einpflanzung in das Gegebene ist den Massen gegeben, sondern das Bedürfnis nach Vernichtung des Unbegriffenen, nach Zerstörung des ihnen fremdartig Gebliebenen.

Dieser Gemütszustand, diese Willensrichtung würde unbemerkt, wenigstens unschädlich vorübergehen, wenn nicht oft zu gleicher Zeit die Träger der Kultur ihrer Zeit den Mut und die Kraft verlören, ihren Besitz an sichtbaren und unsichtbaren Werten zu verteidigen, und damit den grollenden Massen das verschafften, was man dann die historische Be-

rechnung nennt, wenigstens dann so nennt, wenn die Vernichtung gelungen ist. Ebenso macht man auch im Privatleben die Beobachtung, daß die Inhaber ihres guten Rechts keineswegs immer den Mut der Verteidigung haben, daß es vielmehr die Angreifer, die Feinde des Rechtszustandes sind, die Entschlossenheit und Kühnheit besitzen, daß es, wie Voltaire sagt, les honnêtes gens sind, qui sont lâches. Wie dann im Privatleben der Ruin, die Vernichtung, so ist im öffentlichen Leben die Revolution bei der Hand, der Absturz zur Tiefe, aus der dann aufs neue der Aufstieg versucht werden muß, und dann Anwendung aller der Kräfte zur Wiederherstellung, die zur Weiterentwicklung im ruhigen Verlaufe hätten verwandt werden können.

Es schläft eben im Menschen ein Trieb, nicht nur, die Ruhe um ihn herum zu stören, sondern auch sich an der Hilfslosigkeit derer zu weiden, die diese Ruhe mit ihren Begleitern sich bemühen zu erhalten. Ein Trieb, der sich in manchen Naturen dahin erweitert, die Schranken der Sitte und des Anstands zu durchbrechen, um so die eigene Person zu offenbaren, die nichts dabei empfindet; sich selbst und andern die Kleider abzureißen, die ihnen die Kultur umgetan hat, denn diese Kleider sind ihnen etwas Fremdes geblieben, das ihnen selbst lästig ist und bei andern Furcht oder Neid erregt. Derartige Naturen müssen gewissermaßen mit Gewalt dazu angehalten werden, sich zu bekleiden. — Sie empfinden nicht mit dem gegebenen Zustande, sie wollen nicht aus ihm heraus wirken und arbeiten, sondern, da er ihnen innerlich fremd ist, erscheint er und alles, was mit ihm zusammenhängt, ihnen als Lüge, als Unwahrhaftigkeit. Kaum genügt es ihnen, sich so unbekleidet wie möglich zu zeigen — sie möchten sich umkehren und alles hervorbringen, was sonst unsichtbar bleibt, erscheint ihnen als ein Triumph der Wahrheit oder Wahrhaftigkeit.

Damit ist ihr Wollen, ihr Denken, ihr Empfinden zu Ende. Was an die Stelle des Bestehenden treten solle, ist ihnen völlig unklar, so unklar, wie etwa den sog. Schreckensmännern, was nun mit Frankreich werden sollte, wenn alles Vornehme, alles Bedeutende, schließlich alle Erwachsenen hingerichtet waren. Freilich wurden sie davor bewahrt, dieses Nichts zu offenbaren, denn sie versanken vorher selber.

Hier liegt der Unterschied von dem reformierenden Genie, auf das sich die revolutionären und destruktiven Talente ja oft berufen. Jenes weiß zu schaffen, nachdem es das Feld bearbeitet hat, diese zerstören, in der unklaren Vorstellung, daß sie dann unbehindert und von allen Seiten sichtbar allein dastehen würden. Sie wollen nicht arbeiten, nicht kämpfen um etwas Besseres, sondern vernichten, um gesehen zu werden, um etwas zu erreichen, was ebenso vergänglich ist, wie sie selber, mag es nun auf dem Gebiete der Politik oder auf dem der Kunst, der Erziehung, der Religion, der Philosophie hervorgebracht werden. Die gesamte Ueberlieferung gewährt ihnen nichts zu diesem Ziel; deshalb muß sie beseitigt werden, obwohl nichts von Dauer sein kann, das nicht seine Wurzeln

hat — oder vielmehr weil nichts von sittlicher Größe ist, das nicht auf der Ueberlieferung beruht.

Die Griechen machten den Gott des Handels, des selbsterworbenen Reichtums zum Führer in die Unterwelt, zu den Toten, eine Wahrheit, die das Christentum mit den Worten widergibt, man könne nicht Gott zugleich dienen und dem Mammon — was nicht mit der ganzen Seele erworben ist, zerrinnt, wie es gewonnen war, oder, wer sich nicht selbst vergessen kann, arbeitet umsonst; wer nicht im Sinne des Bleibenden des Ewigen tätig ist, schafft nicht, was wert ist, zu bleiben, ewig zu sein.

Das gilt von ganzen Völkern, wie von Einzelnen, von der gesamten Kulturarbeit, wie von Geld und Vermögen.

Freilich kann „mit einem Federzug der Wert der Gedankenarbeit eines Jahrhunderts geleugnet werden von dem, der nicht imstande ist, sie zu begreifen", sagt Jelinek (System der subjektiven öffentlichen Rechte S. 11), und so eindringlich, wie meist vergeblich, muß „solchen nihilistischen Bestrebungen gegenüber daran erinnert werden, daß so etwas wie absolute Voraussetzungslosigkeit in menschlichen Dingen nicht existiert. Durch den ganzen Inhalt seiner Bildung ist dem Forscher eine Voraussetzung seiner Arbeit gegeben, die ihm selbst unaufhebbar ist. Alle Erkenntnis ist nun einmal in ihrer Art durch das erkennende Subjekt bedingt". (Das.)

Wer also das Gegenwärtige, das jetzt Bestehende nur an sich kennen gelernt hat und ihm zu seiner Auffassung nur die eigenen Wünsche gegenüberzustellen weiß, der muß naturgemäß zunächst den Widerspruch der beiden erkennen und daraus die Notwendigkeit, sei es die praktische, sei es die theoretische, der Vernichtung des Feindlichen.

Die gesamte Entwicklung, aus der die Vorstellungen, die Verhältnisse, die Ideale, die Grundsätze entstammen und durch die sie gerechtfertigt werden, sind für derartige Geister nicht vorhanden.

Umsonst hat die Kunst, die ausübende und die reflektierende, sich mit der Darstellung des Schönen beschäftigt. Für jene ist die Schönheit

> „Konventionelles!
> Nur Scheidemünze! Nichts Reelles!
> Und gerade das Extravagante gefällt,
> Wenn man bis zum Grunde Normales gekostet."
>
> (Ibsen, Peer Gynt. IV.)

und das ewig Weibliche, das uns hinanzieht, nach des Dichters Worten, wird zu einem ewig Weiblichen, das „uns anzieht". (Das.)

Weil ihnen die Welt und das Leben roh und gemein erscheint, ist ist ihnen alle Kunst, die gewohnt ist, die Umgebung liebevoll anzuschauen, Täuschung und Schein, und das Rohe und Gemeine allein wahr, ohne zu bedenken, daß ce qui est brusque ne porte pas à vrai, wie Napoleon sagt (an Talleyrand am 13. August 1805, Korresp. Bd. II,

S. 80). Diese Wahrheit braucht nicht die mathematische zu sein, mit der es die Dichter nicht genau nehmen, sondern diejenige, die in der Tiefe liegt.

Jene Alltäglichkeiten, gegen die Schiller schon vor mehr als hundert Jahren, als der Poesie unwürdig, zu Felde zog, weil in ihnen das Oberflächliche der Dinge und nicht ihr Wesen zutage tritt, werden zum Gegenstande der Kunst, und man kann sich nicht genug daran erfreuen, daß hier der Mensch so erscheint, wie man sich selbst zu sehen gewohnt ist. Einem ähnlichen Annäherungsbedürfnis an die eigene Persönlichkeit unterliegt die Religion, und nirgends zeigt sich die Flachheit dieser Bestrebungen so wie hier.

Man glaubt die Wahrheiten der Religion eines tieferen Wahrheitsgefühls wegen zurückweisen zu müssen, und doch ist das, was von der Religion gnädig bedeckt wird, für den Menschen so wenig zu ergründen, wie zu ertragen. Wenn keiner anderen Quelle, verdankt sie ihr Dasein dem Bedürfnis nach Verherzlichung der natürlichen Verhältnisse; — eben, weil die Menschen „es noch nicht tragen können", hat sie „Worte des ewigen Lebens" (Ev. Joh. 16,12—6,68), die dauern bis zum Ende der Menschheit.

Die Menge aber findet sich wieder und beglückt, wenn die halbverstandenen Lehren der Religion armseligen Spöttereien ausgesetzt werden, welche die verborgene Tiefe des Verspotteten ignorieren, und müht sich ab, Weisheiten zu erfinden, die in dieser Tiefe schon längst enthalten sind.

Oder ein Neues wird geschaffen, im Gegensatz zu allem bisher Dagewesenen, auf die Forderungen der Gegenwart begründet.

Da man nicht mehr die Sicherheit hat, die der Glaube an die Berechtigung des um uns Bestehenden verleiht, so fühlt man das Selbstvertrauen nicht mehr, das vergangene Geschlechter besaßen, weder das Selbstvertrauen gegenüber dem heranwachsenden Menschen, noch gegenüber dem mitlebenden. Man kennt nicht mehr den eigenen Wert, noch den des eigenen Besitzes.

Daher versagt die Fähigkeit, der Jugend das Ueberkommene als das Feststehende, als das Schutzbringende weiter zu überliefern. Man überlasse es jenen, sich selbst zurechtzufinden. Nicht einmal die eigene überlieferte Stellung ihnen gegenüber weiß man zu wahren, denn man zweifelt, ob sie begründet ist. Mancher möchte sich, alle und jede Tradition verneinend, ihnen gegenüber des letzten Kleides entblößen und ihnen Unterricht in Dingen geben, die seit Jahrtausenden die Natur den Menschen gelehrt hat.

Von den Familien überträgt sich das Gleiche in das Staatsleben.

Weil die Grenzen der eigenen Persönlichkeit ins Fließen geraten sind und mancher nicht mehr erkennt, was ihm von Rechts wegen zukommt, kann er auch nicht sehen, was Anderen gebührt. Das Gefühl für das Recht des Einzelnen geht allmählich ganz verloren und wird in die Macht des Ganzen, nämlich der Mehrzahl, aufgelöst, der dann der Einzelne vollkommen wehrlos

gegenübersteht; jener Mehrzahl, die ein willenloses Werkzeug in der Hand dessen ist, der es zu nutzen weiß, so daß sich selbst verliert, wer sich der Masse in irgendeiner Weise zugesellt

Auch der Einzelne, dessen zweckmäßige Anordnungen in kleineren und größeren Kreisen die Anderen bisher gefolgt sind, sei es bei Verwaltung eines eigenen Besitzes oder derjenigen des Eigentums einer Gesamtheit, muß fortan das Zustandekommen jenes Willens, das bisher unsichtbar blieb, sichtbar machen. Erst dann gilt er diesen aller überlieferten Autorität Abgewandten als ihnen gleichartig, ihnen unterworfen; und was ihnen nicht unterworfen ist, muß vernichtet werden.

Arbeit und deren Sieg soll ihr Wahlspruch sein, in Wahrheit ist es die Faust und, was die Faust vermag. Der Arbeit der Jahrtausende höchstes Ergebnis ist ihr verhaßt, nämlich der Wert der Persönlichkeit und ihr Recht, das nicht zu zeigen, was sie nicht zeigen will. Auflösen, atomisieren wollen sie alles bei Anderen, denn bei ihnen ist nichts aufzulösen; ihr Geist ist der eines Atoms. Deshalb haben sie immer nur solange Erfolg, bis sie ihrem Todfeind gegenüberstehen, der in sich geschlossenen Persönlichkeit, die von dem Glauben an die überlieferte Gesittung durchdrungen ist. R. Bartolomäus.

Otto Ernst, Nietzsche der falsche Prophet. 1. bis 5. Tausend. Leipzig, 1914. Verlag: L. Staackmann. 135 S.

Im vergangenen Winter haben in Hamburg Vorträge des Dichters O. Ernst über Nietzsche Aufsehen erregt und dort wie außerhalb Hamburgs eine lebhafte Kritik hervorgerufen. Erweitert liegen diese Vorträge nunmehr im Druck vor. Auch wer, vom religiösen Gesichtspunkt geleitet, in O. Ernst einen unerwarteten Bundesgenossen begrüßt gegen einen „falschen Propheten", von dem „eine unheimlich fortschreitende Vergiftung unserer Volksseele" (S. 133) zu befürchten ist, wird an der von O. Ernst gewählten Angriffsart keine reine Freude haben. Ansätze zu einem wirksamen und würdigen Kampfe, welcher die eigene ethische und ästhetische Gesamtanschauung und die drohenden Konsequenzen der gegnerischen zum Ausgangspunkt nimmt, finden sich in dem Kapitel (S. 105—126), das „Folgeerscheinungen des Nietzscheanismus in Kunst und Leben" überschrieben ist. Hier verfährt der Verfasser wirklich nach dem auf S. 85 allerdings abgelehnten Rate Simmels', da, wo es sich um zwei verschiedene „Seinsarten" handelt, auf logisches Ueberzeugen zu verzichten und sich darauf zu beschränken, „psychologisch zu überreden oder praktisch zu überwältigen" (S. 85), hier läßt er merken, daß er in der Bekämpfung Nietzsches eine ihm aufgedrungene heilige Pflicht empfindet.

Wenn O. Ernst aber im Hauptteile des Buches Nietzsches Gedanken zerpflückt und seinen einzelnen Sätzen, oft mit großem Scharfsinn, inneren

Widerspruch, Unbeweisbarkeit, offenbare Geschichtsdichtung nachweist, so ist das ein Kleinkrieg, der der Größe des Dichterphilosophen nicht gerecht wird und mit dem eigenen Grundsatze des Verfassers (S. 126) nicht im Einklang steht, bei jedem Werke der deutschen Literatur „nur nach der Größe der Kraft zu fragen, aus der es quillt". Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Theologie.

Die Klassiker der Religion, herausgegeben von G. Pfannmüller, VII. Band: Paul De Lagarde von H. Mulert. Berlin-Schöneberg, 1913. Verlag: Protestant. Schriftenvertrieb. Preis: brosch. 1,50 Mk., geb. 2 Mk, 116 S.

Knorrig und knurrig, echt und schlecht in des Wortes bester Bedeutung, zugleich ein deutscher Denker und das Urbild des deutschen Gelehrten, so erschien uns Göttinger Studenten Paul de Lagarde. Wem kam es damals in den Sinn, ihn einen Propheten und Klassiker der Religion zu nennen? Lagarde würde es sich eher, ohne darin eine Unehre zu sehen, haben gefallen lassen, unter die Ketzer gerechnet zu werden. Steht es jetzt darum anders? Gewiß. Wo die Gesamtheit seiner schriftstellerischen Lebensleistung überblickt wird, wird man des erst recht inne, welch starker religiöser Einschlag in dem allen war. Aber ein Klassiker der Religion? Dazu tritt doch das Negative gegenüber dem Positiven zu stark hervor; dazu bleibt zu vieles unausgeglichen, wie z. B. seinem Preise des Ketzers (Nr. 35) die Anerkennung (Nr. 105) widerspricht, daß Frömmigkeit nur in frommer Gemeinschaft gedeiht.

Aber das ist nicht die Hauptfrage, ob die Sammlung der „Klassiker der Religion" der rechte Ort gewesen ist, um darin Lagardes in dichterischer oder wissenschaftlicher Form gehaltene Aeußerungen über Religion einzuordnen. Sie ausgewählt und leicht zugänglich gemacht zu haben, bleibt unter allen Umständen ein Verdienst Mulerts, dem Dank gebührt. Z. B. ist es in unserer Zeit, wo Diesseitigkeitsreligion vielfach schon fast mit dem Anspruch auf Selbstverständlichkeit auftritt, von großem Wert, zu wissen, ein wie starker Ewigkeitsglaube in einem kirchlich so wenig gebundenen Denker, wie Lagarde es war, gelebt hat. Und was Nr. 56 bietet, ist vielleicht das Treffendste, was je über „Schuld und Versöhnung" geschrieben ist.

E. Sehling, Geschichte der protestantischen Kirchenverfassung. 2. Auflage. (Grundriß der Geschichtswissenschaft zur Einführung in das Studium der deutschen Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, herausgegeben von A. Meister, Reihe II, Abt. 8). Leipzig-Berlin, 1914. Verlag: B. G. Teubner, Preis: geheftet M. 1,20, geb. M. 1,80. 50 S.

Diese kurze Geschichte der protestantischen Kirchenverfassung, die jetzt in zweiter nicht wesentlich veränderter Auflage erschienen ist, widmet der re-

formierten Kirche nur einen drei Seiten langen Abschnitt. Der springende Punkt ist hier, daß zwischen der Kirchenverfassung Calvins unterschieden wird, die nur als untere kirchliche Instanz eine aus Laien und Geistlichen gemischte Körperschaft (Konsistorium) kennt, und der nachcalvinischen dies Prinzip auf das obere Kirchenregiment ausdehnenden Verfassung, wie sie in Ländern entstanden ist, wo sich die Obrigkeit feindlich zum Calvinismus stellte. Aber diese gegen jene auszuspielen, scheint mir untunlich, weil es nur die nachcalvinische Kirchenverfassung gewesen ist, die es zu einer folgerichtigen Ausbildung gebracht hat und übergreifenden Einfluß gewonnen hat.

Auch der bei weitem längere der Kirche Luthers gewidmete Teil behandelt den allerdings sehr umfangreichen Stoff nicht gleichmäßig. Den größten Raum nimmt die Entwicklung des landesherrlichen Kirchenregimentes in Anspruch. Das sind höchst lehrreiche Abschnitte des Buches, welche in dem Rate gipfeln, die Lösung des geschichtlich gewordenen Verhältnisses zwischen Kirche und Landesherrn nicht zu beschleunigen. Schwerlich wird aber die drohende Trennung aufgehalten durch die vom Verfasser vertretene Auffassung, daß „das landesherrliche Kirchenregiment ein innerkirchliches Amt ist, welches historisch dem Landesherrn zu seiner staatlichen Stellung (ohne begrifflich darin enthalten zu sein) hinzugeflossen ist", daß der Landesherr also gewissermaßen im Nebenamt die Kirche regiert. Denn eine solche Personalunion schließt doch einen unlösbaren Widerspruch in sich, der bei konkreten Fragen (beispielsweise Aufhebung der theologischen Fakultäten oder Zertrennung der Kirche in eine an die alten Bekenntnisse gebundene und eine ungebundene) jeden Augenblick zu den schwersten Konflikten führen kann, wenn der Landesherr in seiner einen Eigenschaft sich nur von staatlichen, in der andern nur von innerkirchlichen Interessen leiten lassen darf.

Anfechtbar erscheint mir ferner die Behauptung Sehling's, daß unsere neueren synodalen Einrichtungen, die, nebenbei gesagt, auch er für verbesserungsbedürftig hält, nicht in reformierten, sondern in Ideenkreisen der lutherischen Kirche wurzeln. Gemeint sein kann nur die Idee des allgemeinen Priestertums, welche Luther aber, wie Sehling selbst richtig bemerkt, nur als eine religiöse verstanden hat. Denn Luthers gelegentliche Aeußerungen zugunsten einer Heranziehung von Aeltesten zu den Vorständen der Einzelgemeinden, Aeußerungen, denen nur in wenigen Orten Süddeutschlands und Hessens tatsächliche Einrichtungen entsprochen haben, sind doch erst von Sehling und seinen Gewährsleuten wieder ausgegraben worden, können aber nicht bei der Neugestaltung der Kirchenverfassung im 19. Jahrhundert mitgewirkt haben, zu der vielmehr das Streben nach konstitutioneller Vertretung und das Vorbild der unter calvinistischem Einfluß entstandenen rheinischen Kirchenordnungen den Anstoß gegeben haben.

Aber auch wo das Buch zu lebhafter Auseinandersetzung Anlaß geben kann, bietet es dankenswertes Tatsachenmaterial und wertvolle Literaturnachweise.

R. Garbe, Indien und das Christentum. Eine Untersuchung der religionsgeschichtlichen Zusammenhänge. Tübingen, 1914. Verlag: J. C. B. Mohr. Preis: geheftet M. 6,—, gebunden M. 7,25, 301 S.

Nicht etwa von den Erfolgen der jetzigen Mission in Indien will dies Buch berichten; es ist vielmehr eine wissenschaftliche, obwohl gemeinverständliche, Untersuchung der religionsgeschichtlichen Zusammenhänge zwischen Indien und dem Christentum. Darin stecken zwei Aufgaben, nämlich Indiens Einfluß auf das Christentum und christliche Einflüsse auf die indischen Religionen zu verfolgen. Um mit dem letzten Stücke zu beginnen, so wird die Erkenntnis gewonnen, daß, wohl nicht durch die Thomaschristen, welche aus Persien im 4. Jahrhundert ausgewanderte Christen waren, sondern durch Vermittlung nestorianischer Christen in einige hinduistische Sekten gewisse christliche Anschauungen und Bräuche hineingekommen sind, ein Nachweis, der allerdings auch den praktischen Wert hat, indischen Missionaren erwünschte Anknüpfungspunkte zu bieten.

Von weit größerem und allgemeinerem Interesse ist aber der erste Teil des Buches, der wirklich einem sehr stark gefühlten Bedürfnis entgegenkommt. Den meist zum Nachteil des Christentums verwerteten Schlüssen, welche zahlreiche dilettantistische Schriften aus Parallelen zwischen Buddhismus und Christentum zogen, stand bisher der Nichtfachmann recht hilflos gegenüber. Da ist es von hohem Werte, sich über diese Fragen von einem kundigen und besonnenen Forscher belehren zu lassen, ohne eines gelehrten Handwerkszeuges zu bedürfen. Und Besonnenheit darf man sich von Garbe sicher versprechen. Er hat früher die Annahme buddhistischer Einflüsse auf die Evangelien, mit Ausnahme der apokryphen, abgelehnt und scheidet auch jetzt noch alle Parallelen aus, welche sich aus ähnlicher religiöser Stimmung oder aus der Gleichheit der äußeren Verhältnisse erklären lassen. Indessen die in älteren buddhistischen Quellen gefundenen Parallelen zum greisen Simeon, der das Jesuskind auf den Arm nimmt, zur Versuchungsgeschichte, zum Wandeln des Petrus auf dem Meer, zum Brotwunder sieht er als so auffällig an, daß er sich jetzt gezwungen sieht, buddhistische Einflüsse auf die Evangelien zuzugeben. Daß Garbe dabei nicht leichtfertig verfährt, mag das Beispiel vom Meerwandeln zeigen. Nicht daß in der buddhistischen Quelle ein Jünger auf dem Wege zum Buddha das Fährboot verfehlt und auf dem Wasser wie auf festem Lande wandelt, dann aber in der Mitte des Flusses zu versinken droht, ist es, was Garbe bestimmt, sondern der übereinstimmende Zug, daß Petrus aus Kleingläubigkeit unterzusinken beginnt, wie Buddhas Jünger infolge der schwindenden Versenkung in die freudigen Gedanken an Buddha.

Doch mögen die Leser, vor allem auch theologisch geschulte Leser, nachprüfen, vorurteilslos und mit der Gewißheit, daß von dem Ausfall der Prüfung, wie der Verfasser sich ausdrückt, die „Ewigkeitswerte des Christentums“ nicht abhängen. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Geschichte.

Max Lenz. Geschichte Bismarcks. Vierte durchgesehene Auflage. Verlag von Duncker und Humblot. München 1913. Leipzig.

Von den Lieblingsbüchern unserer Zeit ist die Bismarck-Biographie, mit der uns Max Lenz beschenkt hat, eines der allerbesten. In dem Lenzschen Geist vereinigen sich zwei Strömungen. Lenz ist objektiver Rankeaner und zugleich leidenschaftlicher Parteigänger der Ideen, die Bismarck verwirklicht hat. Nach beiden Richtungen hin hat Lenz Rühmliches geleistet. Wirklich in der Art Rankes die Geschichte Bismarcks zu schreiben, wird erst kommenden Geschlechtern möglich sein; vor der Hand können nur immer neue Versuche gemacht werden. Leicht wird es keinem davon werden, Lenzens Buch zu erreichen oder gar zu übertreffen, während Lenz alle seine Vorgänger übertroffen hat.

„Denn wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten." Aber zum Lobe von Lenz darf mehr gesagt werden. Die Zeit wird kommen, wo unter der Ueberfülle der neu veröffentlichten authentischen Dokumente und durch andere nicht abzuwendende Umstände Lenzens Bismarck-Biographie veraltet, dann wird sie aber einem Geschichtsforscher, der sein Fach gründlich versteht, doch noch sehr verdienstvoll erscheinen: „In dem Werke von Lenz", so wird der Historiker der Nachwelt sagen, „kommt ein Zeitgenosse Bismarcks zu Worte, der hochgebildet und geistvoll und in der Jugend wie im Alter zu jedem patriotischen Opfer bereit war; wie eine solche distinguierte, durch persönliches Interesse nicht bestimmte Persönlichkeit den eisernen Kanzler beurteilte, in welchem inneren Verhältnis sie zu seiner Erscheinung stand, das erfahren wir Nachlebenden aus keinem Geschichtswerk authentischer als aus dem Lenzschen."

Daniels.

Hermann Oncken, Historisch-politische Aufsätze und Reden. 2 Bde. München, R. Oldenbourg, 1914. Preis: 12,50 M.

Objektivität ist Ehrlichkeit gegenüber der eigenen Person und gegenüber den Mitmenschen. Diese Ehrlichkeit, die ohne ein gerüttelt Maß Skepsis nicht zu denken ist, soll den prüfenden Geist des Geschichtsforschers vor den Schlingen eines unfreien Willens bewahren, darf aber nicht bis zu der Forderung gesteigert werden, daß jedes Werturteil zu unterdrücken sei. Hinter dem Werk sucht unser Blick den Meister, und das entspringt nicht allein der Anlage des kritischen Verstandes, sondern auch der tiefwurzelnden Ueberzeugung, daß nur vom Lebendigen Leben ausgehen kann. Vor uns liegen die Historisch-politischen Aufsätze Hermann Onckens, in denen er bekennt: Es gibt ein historisches Verständnis, das am Ende alles verstehen kann und sich gerade durch dies schwächliche Anpassungsvermögen doch der Fähigkeit beraubt, den lebendigen Mächten der Geschichte ganz gerecht zu

werden. Eine kräftige Individualität kann niemals die ihr eigene Farbe völlig auslöschen, und so spricht denn selbst aus den von höchster Objektivität getragenen Werken Leopold Rankes eine bestimmt differenzierte konservative Weltauffassung.

In den letzten Jahren haben nicht wenige deutsche Historiker, ich nenne nur Lenz, Marcks und Schäfer, sich veranlaßt gesehen, ihre kleineren Arbeiten zu sammeln und Sträuße zu binden, die in bunter Fülle Festreden und akademische Ansprachen enthielten, gelehrte Untersuchungen und eindrucksvolle Uebersichten bestimmter Entwicklungsreihen. Maßgebend für derartige Publikationen ist nicht so sehr das Bedürfnis der Verfasser, ihren Fachgenossen und den gebildeten Laien eine bereits dargebotene Speise nochmals aufzutischen, damit alle, die es verabsäumt haben, von ihr zu kosten, nochmals dazu Gelegenheit finden; vielmehr regt sich in der Lesewelt selbst das Verlangen, einen geachteten Mann auf dem geistigen Lebenswege ein Stück zu begleiten, nicht etwa um die Tiefen seiner Gedanken auszuschöpfen, denn dazu gehört die Bekanntschaft mit den umfassend angelegten Hauptwerken, sondern um der wandelbaren und doch so beständigen Psyche ins Antlitz zu schauen, Vorzüge und Schwächen als Ganzes zu erfassen.

Es bietet sich gewiß keine bessere Gelegenheit, das Bild einer Persönlichkeit der Gelehrtenrepublik sorgsam nachzuzeichnen, als bei der Veröffentlichung ihrer Essays. Dieser Versuchung muß ich widerstehen und mich damit begnügen, die Grundlinien von Onckens Geschichtsauffassung zu skizzieren.

Der Verfasser hat in seiner Sammlung 29 Arbeiten aufgenommen, von denen nicht weniger als neun in den Preußischen Jahrbüchern erschienen sind. Sie behandeln mit wenigen Ausnahmen Gegenstände der Deutschen Geschichte. Ein Aufsatz unterrichtet über den amerikanischen Imperialismus, der sich frühzeitig geregt hat und seit dem spanischen Kriege, trotz aller pazifistischen Anwandlungen, die ausschlaggebende Macht im öffentlichen Leben der Union geworden ist, ein neuer Beweis für die von Ranke aufgestellte These von dem Uebergewicht der äußeren über die innere Politik. An diese Arbeit schließt sich eine Abhandlung über die deutsche Auswanderung nach den Vereinigten Staaten, über die Absorption unserer Landsleute durch das Angelsachsentum und die erst in jüngster Zeit bemerkliche Selbstbesinnung der deutschen Elemente. Dann wäre noch ein Aufsatz zu nennen, der von Politik, Geschichtschreibung und öffentlicher Meinung handelt. Er gehört zum Besten, was über die Wesensunterschiede des Historikers und des Staatsmannes geschrieben worden ist. Die Abschnitte über die öffentliche Meinung berühren sich mehrfach mit den Darlegungen Delbrücks über „Regierung und Volkswille“.

Sieht man ab von einer Festrede zur Dreihundertjahrfeier der Universität Gießen und von zwei gehaltvollen Beiträgen zu einer Biographie Sebastian Francks, des warmherzigen Mystikers und schriftgewandten Antipoden Martin Luthers, so umfängt uns einzig und allein die Luft des

19. Jahrhunderts. Die Erfahrungen unseres Volkes seit dem Jahre der Hoffnung 1813, der Drang nach Freiheit und Einheit, die große Enttäuschung des Jahres 1848 und die Vollendung des nationalen Werkes durch Bismarck, der Sieg der Klein-Deutschen und das tragische Schicksal der in die neue Gemeinschaft nicht aufgenommenen Oesterreicher und Balten werden mit feinfühligem Verständnis erörtert und nicht minder die durch soziale Herkunft, Tradition und persönliche Anlagen bedingten Entwickelungswege der namhaftesten Parteiführer, der Marx und Engels, der Bamberger, Bennigsen und Reichensperger. Alles wird in einfach würdiger Sprache vorgetragen, frei von jedem Schwulst und atemraubenden Pathos, gleichwohl zu lebendiger Anteilnahme aufrufend. So geleitet uns Oncken bis an die Schwelle der Gegenwart. Eine neue Zukunftssorge hat sich erhoben, der deutsch-englische Gegensatz. Der Historiker mahnt uns, das hohe Ziel der Gleichberechtigung unter den Weltvölkern nur mit der Selbstbeherrschung eines Mannes zu erstreben, der gelegentliche Rückschläge zu verwinden weiß. Als einer der ersten hat Oncken davor gewarnt, über dem Ausbau der Seemacht die notwendige Verstärkung der Armee zu versäumen. Die Ansicht, das letzte Ziel aller Politik sei der Frieden, vermag ich allerdings nicht zu teilen, da der Frieden als solcher keinen konkreten Inhalt hat und nur die Atmosphäre ist, in der wir etwas Positives zu schaffen wünschen.

Als Sybel die Aufgabe ergriff, die Begründung des Deutschen Reiches zum ersten Male wissenschaftlich darzustellen, da konnte es nicht ausbleiben, daß der liberale Politiker, der sich Bismarcks Machtgedanken hatte unterwerfen müssen, die Kämpfe der Vergangenheit in ein gedämpftes Licht rückte. Der einstige Gegensatz zwischen den in zentralistischen Gedanken lebenden Männern der Paulskirche und dem stockpreußischen Junker verflüchtigte sich vor dem rückwärtsgerichteten Blicke des Historikers. Er selbst hatte es ja erlebt, wie der leidenschaftliche Partikularist sich schließlich doch in den Dienst der deutschen Sache gestellt und mit Wilhelm I. die innigsten Hoffnungen der Nation verwirklicht hatte. Schon aus diesem Grunde war es Sybel nicht möglich, die Persönlichkeit Bismarcks in ihrem innersten Kerne zu erfassen, auch fehlte es ihm an der nötigen Distanz, um das Verhältnis des schöpferischen Genius zu dem seine Würde wahrenden Monarchen zu ergründen. Mit Recht hebt Oncken hervor, wie bedeutend sich der Standpunkt für die jüngere Generation der Geschichtsforscher verschoben hat. Die Bismarck-Biographie von Max Lenz dokumentiert wohl am greifbarsten diese Veränderung: das Reich ist von dem eisernen Kanzler geschaffen worden. Freilich, er war kein Prometheus, der eine neue Welt aus leblosem Ton formte, vielmehr erwuchs das Werk im Kampf vielgestaltiger Kräfte, die insgesamt etwas von ihrem Leben dem Reiche mitteilen durften. Die Nation beginnt, im Schatten des Einzigen seine Mitwelt aus den Augen zu verlieren, um so dringlicher ist das an die gelehrte Forschung zu richtende Verlangen, sie möge die bescheideneren Werkmeister

an dem stolzen Bau unserer nationalen Größe nach ihren Verdiensten zu würdigen lehren. Sie waren gewiß nicht einmütig, die Liberalen und die Konservativen, die Kleindeutschen und die Großdeutschen, die Protestanten und die Katholiken, die Bürger und die Männer des vierten Standes. Der Parteigeist mag wohl den Gegner kurzsichtiger Bosheit zeihen, aber der Billigdenkende wird erkennen, daß sich in diesem Streit Potenzen entgegentraten, von denen jede ihre eigentümliche Berechtigung besaß.

Der nachhaltigste Eindruck, den die Lektüre der Onckenschen Sammlung hinterläßt, dürfte gerade in dem Gefühl beschlossen liegen, eine wie unendliche Fülle des Lebens durch die deutsche Einheitsbewegung entbunden und in wilder Gärung dem gewaltsamen Ausgleich zugeführt wurde: ein Prozeß, der noch nicht sein Ende erreicht hat. Das wirtschaftlich aufblühende und nach wirtschaftlicher Macht geizende Bürgertum erhebt sich auf den Adlerflügeln des nationalen Gedankens, aber sein Sturmflug erweckt die Geister der alten historischen Gewalten: nur in heftigem, mehrfach erneutem Kampfe können sie sich behaupten. Der den natürlichen Egoismus des preußischen Staates verkörpernde Mann zeigt sich bereit, die Mächte der Tiefe als Bundesgenossen gegen den machtlüsternen Liberalismus ins Feld zu führen. Er knüpft mit Lassalle an und sucht sogar eine Verbindung mit Marx. Die Wortführer des Sozialismus arbeiteten an der Politisierung der Massen und erwarben sich dadurch ein gewisses Verdienst, trotzdem sie ihrem Ziel auf Irrwegen zustrebten. Einen Augenblick konnte es scheinen, daß sie auch zur dienenden Mitarbeit an der Lösung des verfassungsrechtlichen und des nationalen Problems berufen seien. Nach der Entscheidung von Königgrätz wurde den Liberalen von Bismarck die Hand zur Versöhnung entgegengestreckt, und sie besaßen genug Wirklichkeitssinn, um sie zu ergreifen. Nur die Unentwegten hielten sich zurück. Die Jahre 1866 und 1870/71 brachten den nationalen Träumen die Erfüllung, aber für einen großen Teil des Volkes mischten sich in den Freudentrank bittere Tropfen. Oncken läßt den Großdeutschen volle Gerechtigkeit widerfahren, haben doch die Söhne und Enkel jener Männer, die die preußische Lösung der deutschen Frage durchsetzten, gelernt, den Schmerz der ausgestoßenen Stammesbrüder nachzuempfinden und auch den Trotz der katholischen Volkshälfte zu begreifen, die ihre uralte kulturelle Gemeinschaft mit der Ostmark zersetzt sah und deswegen den modernen Staat grollend befehdete. Eine genetische Geschichte der deutschen Einheitsbewegung darf sich nicht an den Boden dieses oder jenes Staatswesens, dieser oder jener politischen und konfessionellen Ueberzeugung klammern, ihr Bereich umfaßt das Leben der gesamten Nation, wie es durch die Vergangenheit bedingt wird und sich mit innerer Notwendigkeit entwickelt. Diese Geschichte ist noch nicht geschrieben worden, vielleicht dürfen wir hoffen, daß sie uns aus der Feder von Hermann Oncken beschert wird.

Der Heidelberger Geschichtslehrer stellt uns vor die ernste Frage: „ob die staatlich geordneten Kräfte, denen wir das Reich verdanken, nicht zuviel

von dem Gegenpol individueller Kräfte, die 1813 zum Durchbruch kamen, in sich aufgesogen und zerstört haben, — mehr als eine innerlich gesunde Nation entbehren kann." Oncken wahrt sich stets die Selbständigkeit des Urteils, aber er wird nie dogmatisch. So hat er vor manchem liberalen Gesinnungsgenossen das eine voraus: ein intimes Verständnis für die Eigenart und die Berechtigung der konservativen Monarchie. „Für die Schöpfung des Reiches war und bleibt notwendig eine machtvolle und autoritäre Zusammenfassung der Kräfte."

Karl Bücher, Die Berufe der Stadt Frankfurt a. M. im Mittelalter. Des XXX. Bandes der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften No. III, Leipzig 1914. Preis 4,50 M.

Die Arbeit behandelt namentlich das 14. und 15. Jahrhundert und zerfällt in zwei Teile. Das Hauptstück ist ein Berufswörterbuch, das die außerordentliche Spezialisierung des mittelalterlichen Handwerks in einer erwerbseifrigen deutschen Stadt zur Anschauung bringt. Dem Wörterbuch ist eine Einleitung vorausgeschickt. In dieser gibt Bücher über die mühselige archivalische Arbeit Aufschluß. Benutzt wurden Badebücher, Ratsprotokolle, Zunftordnungen, Stadtrechnungen, Bürgerverzeichnisse u. s. w. Bücher erhofft von seiner Arbeit eine Bereicherung unserer sprachgeschichtlichen, technologischen und wirtschaftsgeschichtlichen Kenntnisse. In der Tat dürfte sich sein Lexikon für manche Zweige der philologisch-historischen Forschung als eine mehr oder minder reiche Fundstätte erweisen. Z. B. wäre zu erwähnen, daß es bereits im Mittelalter unter den Aerzten verschiedene Spezialisten gab, so für Augen-, Harn- und Geschlechtskrankheiten (augenarzt, hodensnyder und snydearzt, franzosenheyler 1509/10). Neben dem Wundarzt und dem Roßarzt fehlt auch nicht der zanbrecher.

Den Kriegshistoriker interessieren vor allem die berufsmäßigen Verfertiger von Waffen zu Schutz und Trutz. Ich notiere aus dem Wörterbuch: armbruster (balistarius) — beingewender (auch beinherter?), der Metallhandwerker, welcher die Beinbekleidung zur Rüstung herstellt. — blatharnescher, blechharnescher, platenmecher, platharnescher, pleterer, Verfertiger von Plattenharnischen; in den Badebüchern von 1326 ab regelmäßig. — bogener, bogenmecher. — bolzer, bolzmecher. — boszenmecher, Büchsenmacher. — bossensmydt, Büchsenschmied. — bussenmeister, Geschützgießer, vor 1377 nachweisbar. — drumpetsmit, Trommel- oder Trompetenmacher. — glenenmecher, Lanzenmacher. — harnescher. — harneschfeger. — hubenmecher, hubensmid, Verfertiger von Helmen, Sturmhauben. — huberstricker, Metallhaubenstricker. — isenhuder, der Eisenhüte anfertigt. — panzermacher. — pylmecher, Pfeilmacher. — pilsmid, Verfertiger von Pfeileisen. — pilsticker, der die Pfeile schäftet und fiedert. — rinckharnescher, Ringharnischmacher. — sarworte, Rüstungmacher. — scheidenmecher. — schilder. — sparleder,

der Sporenleder verfertigt. — spiser, spissmacher. — sporer (calcariator), Sporenmacher. — steingiesser, etwa Geschoßgießer. Als steine wurden auch die eisernen Kanonenkugeln bezeichnet. — swertfeger. — swertmann, der Schwerter macht oder verkauft. — wassersmyd. — windenmecher, der Winden (zum Spannen der Armbrust) verfertigt.

Unter den Personen, die sich das Kriegshandwerk oder eine verwandte Berufsart erwählt haben, fallen auf, aus diesem oder jenem Grunde: Der blydenmeister, Geschützmeister, 1367, 1376, tagewechter neben mittagewechter und nachtwechter (von den Nachtwächtern auf den Türmen sind die scharwechter, die die Nachtwache in den Straßen versahen, zu unterscheiden); fünfschillinger, nach der Höhe ihrer Bezahlung genannte Söldner; der furschutze, der mit Feuergeschütz umgeht; der gebieder, Befehlshaber der Söldner; der geleitsknecht; die gerde gesellen, Fußsöldner; die glener, reitende Lanzknechte unter den Söldnern; der reyseman, Reisige; der wapenmeister, Fechtmeister; der uff der varte, Wächter auf einem der Warttürme, welche sich in der äußersten Stadtbefestigung, der Landwehr, befanden; die zustosser, eine berittene Abteilung der Söldner, 1444, 1445, 1449, 1495.

In der deutschen Literatur fehlen m. E. Werke wie die der Italiener Grassi (Wizionario militare italiano, Turin 1833) und Rezasco (Wizionario del Linguaggio italiano, storico e amministrativo, Florenz 1881). Sie sind veraltet, haben aber zu ihrer Zeit einem vorhandenen Bedürfnis entsprochen und sind auch jetzt noch nicht entbehrlich. Für uns bietet v. Altens Handbuch für Heer und Flotte, das sich vorzüglich an den praktischen Militär richtet, keinen vollständig ausreichenden Ersatz. Ein Forscher, der sich zu einer systematischen Bearbeitung der kriegsgeschichtlichen Terminologie entschlösse, würde an der Schrift Büchers gewiß nicht vorbeigehen können. Dr. Francis Smith.

Gustav Anrich. Martin Bucer. Straßburg 1914. (Verlag Karl J. Trübner.)

Es ist schwierig, Martin Bucers allgemeine Bedeutung für die Geschichte der Reformation mit kurzen Worten scharf und klar zu kennzeichnen, innerhalb der ganzen Entwicklung einen Punkt aufzufinden, von dem aus die Wirkung seiner Lebensarbeit sich eindeutig bestimmen ließe. Denn die Gegensätze, die man bei einem solchen zusammenfassenden Urteile verkoppeln müßte, sind zu stark, um nicht jede Klammer zu sprengen, und vermögen nebeneinander nur zu bestehen, wenn man sie in einen weiteren Rahmen stellt, der mit ihnen zugleich ihre gemeinsame Grundlage umfaßt. Zeitigt doch ein Ueberblick über das Leben Bucers das zunächst überraschende Ergebnis, daß einmal die Einmündung des oberdeutschen Protestantismus in das Luthertum in der Hauptsache als sein Werk angesehen werden muß,

und ferner, daß er als der unmittelbare Vorgänger Calvins gelten kann. Er ist, wie Gustav Anrich in seiner vortrefflichen Studie über den Straßburger Reformator zusammenfassend sagt, „ein Vater des Calvinismus vor Calvin geworden". Nimmt man dazu, daß Bucer — oder Butzer nach der landläufigen Schreibart — zeitweilig, namentlich zu Beginn des Abendmahlsstreites, ein Kampfgenosse Zwinglis war, so gewinnt man eine ungefähre Vorstellung von den Widersprüchen, welche dieses Leben erfüllten und beherrschten.

Es wäre jedoch unrichtig und voreilig, aus dem bloßen Vorhandensein dieser Widersprüche endgültige Schlüsse auf den Charakter des Mannes zu ziehen, der sie in sich vereinigte. Freilich war Bucer niemals ein Bahnbrecher der neuen Lehre, und so, energisch und eifrig er sich in Straßburg und anderswo an die Spitze der reformatorischen Bewegung setzte, und soweit seine Gedanken dem Denken der Menge voranflogen, so war doch immer letzten Endes er derjenige, der von Größeren und Stärkeren geführt wurde. Dennoch liegt in diesem Geführtwerden kein Beweis innerer Unselbständigkeit. Bucer unterwarf sich fremdem Einfluß durchaus nicht kritiklos. Seine Ziele standen ihm stets fest und unverrückbar vor Augen, und daß er sie in Anpassung an die bestehenden starken Strömungen erreichen zu können glaubte, das lag in erster Linie an Art und Beschaffenheit eben dieser Ziele, auf die ihn wiederum seine persönliche, individuelle Veranlagung mit zwingender Notwendigkeit hinwies.

Die Grundlage und Voraussetzung aller, auch der heterogensten Entwürfe und Pläne Bucers, seiner widerspruchvollsten Wandlungen, bildet ein tiefes inneres Bedürfnis nach Einheitlichkeit und Ausgleichung aller Lebensverhältnisse, das nicht etwa einem kleinlichen Sinn und pedantischer Enge entsprang, sondern von einer selten universalen Denk- und Betrachtungsweise getragen und durchglüht wurde. Aber gerade in der Universalität des Denkens liegt, mehr noch vielleicht als in der Einseitigkeit, Stärke und Schwäche zugleich, wenn nicht eine ganz starke und selbstsichere Persönlichkeit dahinter steht. Bucer mußte das schmerzlich erfahren. Die glücklichste Zeit seines Lebens bildeten wohl die ersten Jahre seiner öffentlichen Laufbahn, die er als begeisterter Anhänger Luthers in Straßburg begann. Dort eröffnete der zunächst außerordentlich glatte und rasche Verlauf der Reformation dem religiösen und politischen Idealisten, der Bucer sein Leben lang war, die hoffnungsreichsten Aussichten. Es war „eine Zeit, da man wie im Fluge das alte Wesen abtun und die Welt erneuern zu können meinte." Alles, was Bucer damals über die Richtlinien schrieb, die von den Straßburger Reformatoren innegehalten wurden, so besonders der Traktat „Grund und Ursach der Neuerungen zu Straßburg fürgenommen" (1524), zeugt davon, wie einfach und großzügig, wie tief innerlich und frei er die neue Lehre ergriff und ausgestaltete. Der schwere Dogmenpanzer fiel; die Liebe zu Gott und den Nächsten wurde das oberste Prinzip; liebende Unterordnung vor allem unter das Wohl der

Gesamtheit trat, ungemein bezeichnend für Bucer, ausschlaggebend an die Spitze seiner Forderungen. In diese wenn nicht kampflosen, so doch von inneren Konflikten noch freien Tage fegte ein erster Sturm hinein, als die Täuferbewegung begann und, obwohl mit einigen Grundgedanken Bucers religiösem Empfinden verwandt, ihm dennoch in beängstigender Deutlichkeit zeigte, welche auflösende Wirkung auf das Ganze ein von allen äußeren Formen und Vorschriften befreites Christentum, wie es die Täufer predigten, mit sich brachte. Die Auseinandersetzung mit den Sektierern, denen er weniger ihre Lehre als ihre Verfehlungen gegen das höchste Gebot der Liebe vorwarf, wurde für Bucer der entscheidende Wendepunkt seines Lebens: aus dem Seelsorger wurde der Kirchenmann, aus dem Reformator der Organisator. Es ist unendlich interessant, diese Wandlung zu beobachten, zu sehen, wie der Mann, der vor wenigen Jahren „in der religiösen Sphäre alles Aeußere, Sinnliche, Menschliche, alle Zwischenglieder und alle Vermittler möglichst auszuschließen" gesucht und Gott und die Seele in unmittelbare Beziehung gesetzt hatte, jetzt in Erkenntnis der die Gesamtheit der evangelischen Christen zermürbenden Wirkung des Täufertums und Sektenwesens mühelos den Weg fand, auf dem ihm die „Kirche" wieder die Heilsanstalt wurde, „die nach Gottes Ordnung durch ihre gottgesetzten Institutionen dem einzelnen das Heil vermittelt".

Diese Wandlung war bedingt in Bucers innerstem Wesen, das ihn immer und überall zur einheitlichen Zusammenfassung aller in sich zersplitterten Erscheinungen des Lebens drängte. Derselbe Zug, der ihn zuerst fast auf jede Bindung der neuen Lehre an feste Formeln verzichten ließ, zwang ihn, nun er durch die Fessellosigkeit die Einheit bedroht sah, wiederum ein festes Band um die Gesamtheit zu schlingen. Er spannte es weit und frei. Engherzigkeit in bezug auf die Lehre und etwa abweichende Auffassungen war ihm fremd, aber das regellose und feindliche Nebeneinander oft verwandter Tendenzen vermochte er nicht zu ertragen, dem warf er sich mit allen seinen Mitteln entgegen. Nun ist es wohl nicht zu kühn, zu behaupten, daß die vorwiegend organisatorischen Fähigkeiten Bucers das schöpferische Moment dieser innerlichen Veranlagung bildeten, während ihr die Kraft zu wirklich großen Neubildungen fehlte. So leistete er sein Bestes und Größtes da, wo er aus Unklarheit Klarheit, aus Regellosigkeit Ordnung schaffen konnte, bei der Neugestaltung des Kirchenwesens in Straßburg und Augsburg, in Hessen und wohin er sonst zu Hilfe gerufen wurde. Aber bei seinem heißesten Bemühen, bei den Versuchen, seine höchsten Ideale zu verwirklichen, blieb Bucer ein glückloser Mann.

Als der Abendmahlsstreit und die Zwistigkeiten zwischen Wittenberg und Zürich tiefe Spaltungen im protestantischen Lager hervorriefen, vermochte Bucer nicht, wie Luther und Zwingli, das eigene Leben vor dieser Zerrissenheit zu bewahren. Sein stets ins Universale gerichteter Geist verstand und würdigte die Beweggründe beider Parteien, hinderte ihn aber

zugleich, sich einer von ihnen anzuschließen. So unternahm er den Versuch, die Gegensätze in der neuen Lehre zu versöhnen; ein aussichtsloses Beginnen in einer Zeit, da hüben und drüben die lang verhaltene religiöse Erregtheit in leidenschaftlichem Bekennen Befreiung und Befriedigung suchte, zugleich aber auch ein Beginnen, das einen unheilbaren Riß in den geschlossen angelegten Aufbau seines persönlichen Lebens brachte, indem es ihn zwang, auf die bisher unangetastet bewahrte Uebereinstimmung zwischen innerem Empfinden und äußerem Handeln zu verzichten. Wie immer empfand er die Gegensätze weniger schroff als die streitenden Parteien und sah eher als das Trennende das Gemeinsame und Einigende. Das machte ihn freilich zum Vermittler geeignet, aber dennoch war er, dem die „Gaben der Menschenbehandlung, der Vermittlung, der Organisation" vornehmlich eigneten, nicht stark genug, um das Einigungswerk in einem seinem Ideale entsprechenden, allumfassenden Sinne durchzuführen. Er erstrebte als höchstes Ziel die Einheit des Gesamtprotestantismus, aber das Ergebnis jahrelanger Bemühungen und aufopferndster Arbeit, die Wittenberger Konkordie (1536), war keine eigentliche Vermittlungsaktion, sondern ein unverkennbarer Sieg des Luthertums; sie schied Bucer — bitter empfand er das — von seinen Schweizer Freunden, mit denen ihn innerlich zahllose Fäden verknüpften. Dem Frieden der deutschen Kirche zuliebe, der auch eine zwingende praktisch-politische Bedeutung gewonnen hatte, und der ohne ein Zusammengehen mit Luther nicht zu erreichen war, hatte Bucer Zugeständnisse gemacht, die seiner Auffassung widersprachen, und so der Lehre Schranken gezogen, von denen sein eigenes Denken und Fühlen nichts wußte. Dieser Schritt, zu dem er sich hatte entschließen müssen, hinderte ihn nicht, seinen Idealen treu zu bleiben. Während er diesem ersten Kompromiß, vom harten Druck der Verhältnisse gezwungen, bald auf anderen Gebieten weitere folgen lassen mußte und äußerlich immer weiter von der ursprünglichen Richtlinie seines Lebens abwich, bekannte er sich innerlich unentwegt zu ihr, das beweist seine niemals verleugnete oder verhehlte Anschauung von der Einheit der Kirche, die, weise ausgebaut und regiert, nach Bucerscher Auffassung Raum für alle Protestanten wie auch für die Katholiken geboten hätte. Aber immer versagte seine Kraft, sobald er den Hebel anzusetzen versuchte, immer wieder gelang es ihm nur, einer der streitenden Gewalten neue Kraft zuzuführen, statt, wie es sein Wille war, sie alle zu einer imposanten Macht zusammenzuschließen. Vielleicht, daß er glaubte, der ständig steigende Strom werde einst mit Naturnotwendigkeit die trennenden Dämme überfluten müssen und daß dieser Gedanke ihn aufrecht und beim Werke festhielt. Den Sieg seiner Ideen mußte er stets aus der Hand geben. Auch da ging er in einem Größeren unter, wo er mit seiner Lehre, hauptsächlich in bezug auf Kirchenrecht und -organisation, einen fruchtbaren Boden gefunden hatte: Calvin lernte von ihm, aber er überholte ihn zugleich. „Der Straßburger Reformator ist in den Genfer eingemündet und in ihm untergegangen."

Das Buch Anrichs gibt einen kurzen, aber in aller Kürze vollständigen und klaren Ueberblick über das Leben und Wirken Bucers. Mit liebevoller Sorgfalt sucht es seiner Bedeutung auf allen Gebieten seiner Tätigkeit gerecht zu werden. Wir sehen den Seelsorger und Prediger, den Theologen und den Politiker Bucer, der als Vertrauensmann des Landgrafen von Hessen eine besonders wichtige Rolle spielte, ferner den Mitbegründer und eifrigen Förderer der berühmten Straßburger Schule und endlich den Reformator und Organisator der englischen Kirche und Berater des jungen Eduards VI. Freilich, der Mensch Martin Bucer kommt darüber nicht ganz zu seinem Rechte, obwohl Anrich an dem Problem seines Lebens durchaus nicht achtlos vorübergeht. Aber es mag sein, daß der Zweck des Buches — es ist verfaßt auf Veranlassung des Komitees für die Errichtung des Bucer-Denkmals in Straßburg — Veranlassung gegeben hat, den Hauptnachdruck auf die positiven Ergebnisse dieses Lebens zu legen, auf die tatsächlichen Verdienste des Mannes um den Protestantismus. Keineswegs soll damit gesagt sein, daß es sich um eine bloße Propagandaschrift handelt; strenge Wissenschaftlichkeit und ernsteste Forscherarbeit fundieren das Ganze und stützen es in allen seinen Teilen; nur, wie gesagt, tritt die negative Seite des Problems, die von gescheiterten Hoffnungen, von Tragik und ohnmächtigem Wollen erzählt, vor der positiven etwas zurück. Nicht, als ob Anrich den Kern Bucerschen Wesens, der gerade von dieser Seite aus am ehesten aufzuspüren ist, überhaupt nicht erkannt und aufgedeckt hätte! Aber die Fäden sind manchmal nur vereinzelt und lose gespannt, wo man ein festes und starkes Gewebe sehen möchte. Von vornherein beherrschend in den Mittelpunkt der Darlegung gestellt, hätte das Mißverhältnis zwischen dem idealen Streben und dem realen Vollbringen Bucers die Bedeutung des letzteren allerdings in etwas beschränkt, aber es hätte eine viel festere Geschlossenheit des ganzen Buches gewährleistet. In der vorliegenden Form aber sind zwar die einzelnen Kapitel in sich wohlabgerundet — ich verweise z. B. auf den prächtig zugeschliffenen Abschnitt über die Täuferbewegung —, die Gesamtdarstellung jedoch läßt die einheitliche Grundlage dieses in seinen Aeußerungen so widerspruchsvollen Lebens nicht überall gleichmäßig erkennen. Anderes dagegen ist sehr fein und klar herausgearbeitet, so Bucers Verwurzelung in den Traditionen der alten Kirche, aus der sich seine eigenartige Auffassung vom Kirchenregiment, seine Lehre von der Schlüsselgewalt und der Heilsmittlerschaft der Kirche ohne weiteres begreift, so seine unbefangene Vorurteilslosigkeit bezüglich der Würdigung antiker Kultur, Geistesrichtung und Religion, in denen er, hierin von Luther gänzlich abweichend und ihm weit voraus, den Geist Gottes wirksam glaubte; eine Auffassung, welche seiner Weitherzigkeit und Frömmigkeit ein gleicherweise schönes Zeugnis ausstellt. Etwas stark zu überschätzen scheint mir Anrich den Politiker Bucer; man wird sein günstiges Urteil in dieser Beziehung kaum unterschreiben können, auch dann nicht, wenn man es ablehnt, die Erfolge eines Menschen zum Maßstab

seiner politischen Befähigung zu machen. Im übrigen aber zeichnet sich das Buch durch eine maßvolle Kritik und ruhige Objektivität aus. Es entwirft in kräftigen Farben das Bild eines Mannes, der die heißen Kämpfe seiner Zeit durchkämpfte und durchlitt, seine lebendigste Kraft an den Sieg höchster Ideale setzte, und dem bedeutende Gaben des Geistes wie des Herzens es dennoch nicht ersparen konnten, daß er zuletzt doch allenthalben die Ereignisse und Verhältnisse über seine groß und umfassend gedachten Pläne hinauswachsen sehen mußte. Th. Ebbinghaus.

Recht.

Grundlegung der Soziologie des Rechts von Eugen Ehrlich. 409 S. Preis geh. 10 M. München und Leipzig. Verlag von Duncker und Humblot, 1913.

Unsere herrschende Rechtswissenschaft läßt sich nach dem Verfasser vornehmlich zwei Hauptfehler zu Schulden kommen: einmal läßt sie das Recht — ganz oder doch vorwiegend — durch den Staat entstehen und zweitens bevorzugt sie als Gegenstand ihrer Forschung zu sehr den geprägten Rechtssatz. Trotz der großen Romanisten Savigny und Puchta ist die Rechtswissenschaft das geblieben, was sie seit der Entstehung des staatlichen Richteramtes gewesen ist, eine Lehre von der Anwendung des staatlichen Rechts. Dieses umfaßt aber nur einen kleinen Teil des gesamten Rechts. Als eine gesellschaftliche Erscheinung fußt es in erster Linie von jeher seit Urbeginn der Zeiten bis zum heutigen Tage auf der inneren Ordnung der menschlichen Verbände. „Diese Ordnung schafft sich jeder Verband selbständig." (S. 25.) In den gesellschaftlichen Verbänden fließt die Quelle der zwingenden Gewalt aller gesellschaftlichen Normen, des Rechts nicht mehr als der Sittlichkeit, der Sitte, der Religion, der Ehre, des Anstands, des guten Tons, der Mode. Auf dem stillen, unausgesetzten Walten der Verbände beruht heute noch genau wie in den Anfängen der Rechtsentwickelung die Kraft des Rechts. Deren Zwang wirkt viel nachhaltiger ein auf die Beachtung der Normen als der Staat und seine Gerichte. Die meisten Lebensverhältnisse, man denke namentlich an das Familienrecht, kommen überhaupt nicht zur gerichtlichen Entscheidung. Jeder Rechtssatz ist abhängig von der gesellschaftlichen Entwickelung, der Staat ist nicht der allmächtige Beherrscher der Gesellschaft, wie namentlich in absolutistischen Zeitaltern irrig gelehrt wurde, vielmehr ist er nur ihr Organ. Im allgemeinen wenigstens führt er, Staatsoberhaupt, Beamtentum und Heer nur das aus, was die in der Gesellschaft maßgebenden Schichten von ihm verlangen. „Gesellschaftliche Kräfte sind elementare Kräfte, gegen die Menschenwille, wenigstens nicht auf die Länge, nicht aufkommt." (S. 122.) Wenn nun auch in der neueren Zeit die Menge der „Entscheidungsnormen", d. h. der staatlichen, von den Gerichten des Staates anzuwendenden Rechtssätze

gewaltig zugenommen hat und „es angesichts der Komplizierung der gesellschaftlichen Verhältnisse ein kindischer Gedanken wäre, ganz auf die Legalisierung des Rechts verzichten zu wollen", so sind doch gerade die grundlegenden gesellschaftlichen Einrichtungen entweder ganz oder doch großenteils unabhängig vom Staate entstanden. Dieses gilt namentlich, wie Ehrlich auf Grund erstaunlicher Beherrschung der geschichtlichen Quellen darlegt, von der Ehe, der Familie, der Sippe, der Gilde, den Herrschafts- und Besitzverhältnissen, dem Erbe und den wichtigsten Rechtsgeschäften wie Verträgen. „Der Schwerpunkt der Rechtsentwickelung lag seit jeher nicht in der Staatstätigkeit, sondern in der Gesellschaft selbst und ist auch in der Gegenwart dort zu suchen." (S. 314.) Entstehung und Fortbildung des Rechts bedeutet also letzlich nichts anderes als Entstehung und Umbildung gesellschaftlicher Verhältnisse. Fortwährend ist das Recht mit logischer Notwendigkeit im Fluß, weil die Menschen, deren äußere Beziehungen zu einander das Recht zu regeln hat, es fortwährend vor neue Aufgaben stellen. Dieser nie rastenden Entwickelung des gesellschaftlichen Rechts gegenüber bleibt das starre und unbewegliche staatliche Recht nur zu oft im Rückstand. Den so sich leicht ergebenden Widerspruch nun zwischen den wechselnden Forderungen des Lebens und dem Wortlaut des festgelegten Rechts zu lösen ist die ewige und große Aufgabe der Jurisprudenz. Ein verhängnisvoller Irrtum wäre die Annahme, daß alles Recht in den staatlichen Rechtssätzen, im Gesetz enthalten liege. Die Lebensverhältnisse, die nach irgend einer rechtlichen Norm beurteilt werden wollen, sind heute „unvergleichlich reicher, mannigfaltiger, wechselvoller, als sie es je gewesen sind (S. 394). „So wäre schon der bloße Gedanke, diesen gewaltigen Komplex von Lebensbeziehungen „in einem Gesetzbuche auszuschöpfen, eine Ungeheuerlichkeit. Das ganze Recht einer Zeit oder eines Volkes in die Paragraphen eines Gesetzbuchs sperren zu wollen, ist überhaupt ungefähr ebenso vernünftig, wie wenn man einen Strom in einen Teich fassen wollte: was hineinkommt, ist kein lebender Strom mehr, sondern totes Gewässer, und viel kommt überhaupt nicht hinein." (S. 394). So gibt es gerade heute mehr denn je lebendes Recht, das nicht in Rechtssätzen des Staates festgelegt ist, das aber doch das Leben beherrscht. „Die Quellen seiner Erkenntnis sind vor allem die moderne Urkunde, aber auch die unmittelbare Beobachtung des Lebens, des Handels und Wandels, der Gewohnheiten und Gebräuche, dann aber aller Verbände, sowohl der rechtlich anerkannten als auch der vom Rechte übersehenen und übergangenen, ja sogar der rechtlich mißbilligten." (S. 399.) Mit dieser Erforschung des lebenden Rechts muß die Soziologie des Rechts beginnen, sie darf nur auf das Konkrete, nicht auf das allgemeine gerichtet sein.

Das sind etwa in ganz großen Zügen die Grundgedanken des vorliegenden trefflichen Werkes. Der Einfluß der großen Rechtshistoriker Savignys, Puchtas und insonderheit Georg Beselers, ist unverkennbar, ebenso wie diese betont Ehrlich auf das Nachdrücklichste den Einfluß der

still waltenden Gesellschaft auf das Werden des Rechts und warnt er vor einer Ueberschätzung des staatlichen Einflusses auf das Werden des Rechts. Aber mit viel größerer Klarheit und Entschiedenheit als sie betont er den Einfluß des Entwickelungsgedankens auf das Recht.

Auf die stete Wandelung der Rechtsvorstellungen hingewiesen zu haben, ist wohl das Hauptverdienst Ehrlichs. Eine unendliche Fülle von Mühe und Arbeit steckt in dem äusterst gehaltvollen Werke, reiche Anregung wird der Jurist, der Nationalökonom und Historiker aus ihm schöpfen. Auch nicht annähernd konnte sein großer Gedankenreichtum hier mitgeteilt werden. Es bedeutet eine der wertvollsten rechtswissenschaftlichen Neuerscheinungen des letzten Jahres.

Fr. Frensdorff, Geheimer Justizrat und Professor der Rechte: Gottlieb Planck, Deutscher Jurist und Politiker. Mit 4 Bildbeilagen. Berlin 1914. 452 S. Verlag H. Guttentag, Preis geh. 10 M.

Mit diesem schönen, formvollendeten Werke hat der Verfasser seinem berühmten Landsmann, dem Hauptschöpfer des Bürgerlichen Gesetzbuches und warmherzigen deutschen Patrioten, ein hochragendes literarisches Denkmal gesetzt. Es ist eine wahrhafte „anima candida“, deren Leben und Wirkungskreis Frensdorff schildert. Durch all' die Verfolgungen des dumpfen reaktionären hannöverschen Polizeistaates unter Ernst August und Georg V., dessen Wesen und Politik uns deutlich vor Augen geführt werden, läßt sich die freie, große Porsönlichkeit Planck's nicht niederzwingen, sondern verfolgt unbeirrt ihren Weg zur deutschen Rechts- und Reichseinheit. Wir sehen seinen überragenden Geist walten auf den deutschen Juristentagen, den in dieser ihrer Eigenschaft noch lange nicht genügend gewürdigten Bahnbrechern der deutschen Einheit, im deutschen Reichstag als Mitglied der nationalliberalen Partei und in den beiden Kommissionen zur Beratung des großen nationalen Werkes, des Bürgerlichen Gesetzbuches. Von ihm ist das ganze 4. Buch, das umfangreiche Familienrecht, seine ureigenste Tat. Wenn manche Tadler Planck als engherzigen, dem modernen Leben abgewandten, weltfremden Nurjuristen hinzustellen versucht haben, so erbringt demgegenüber Frensdorff den einwandsfreien Nachweis, daß sein Held in seinem Geiste wie in einem Brennspiegel alle Ausstrahlungen der ganzen geistigen Kultur seiner Zeit in sich aufzufangen und zu verarbeiten verstand. Nil humani a me alienum esse puto, das konnte er wohl mit Recht von sich sagen. Den Bedürfnissen des Lebens suchte er als Gesetzgeber in vollem Umfang gerecht zu werden. Die Verleihung der elterlichen Gewalt an die Frau nach dem Tode des Mannes unter Beseitigung der bisherigen dann eintretenden Vormundschaft ist das höchst persönliche Verdienst des zu Unrecht von der modernen Frauenbewegung Deutschlands Geschmähten. Nicht nur dem Fachmann bietet das Werk reiche Belehrung, auch für den allgemeinen Politiker und Historiker ist es eine Quelle mannigfachster Belehrung, denn Frensdorff entwirft mit sicherer Hand ein gutes Stück allgemeiner Kultur-

und Geistesgeschichte Deutschlands, vom Vormärz bis zur Gegenwart. Namentlich die Enge und das Elend der früheren deutschen Kleinstaaterei tritt uns zum Greifen deutlich vor Augen.

Johann Victor Bredt, Dr. jur. et phil., a. o. Professor der Rechte in Marburg: „**Die Mecklenburgische Ständeverfassung und das Reichsrecht**", eine staatsrechtliche Studie. München und Leipzig. Verlag Duncker u. Humblot, 1914. 69 S. Preis 1,80 M.

Die Ergebnisse dieser bedeutsamen, auf breitester rechtsgeschichtlicher Grundlage sich aufbauenden Abhandlung, die an manchen Stellen auch recht dankenswerte und fördernde Streiflichter auf preußisches Verfassungs- und Verwaltungsrecht wirft, sind folgende. Mecklenburg ist das einzige deutsche Land, das die Entwickelung aller anderen deutschen Länder zum modernen Staat nicht mitgemacht hat. Es ist heute noch ein Ständestaat des Mittelalters; die Ständeverfassung mit all ihren Folgerungen steht dort noch voll und ganz in Kraft. Der ganze Staatsgedanke wird durch den Landesherrn repräsentiert. Nach innen hin aber ist dieser den Ständen vertraglich gebunden. Durch den Eintritt Mecklenburgs in das Deutsche Reich klafft nun zwischen dem Reichsrecht und dem mecklenburgischen Ständerecht ein schneidender Widerspruch. Denn das Reich setzt stillschweigend bei seinen sämtlichen Gliedstaaten das Bestehen moderner, organischer Staatsverfassungen voraus. Alle seine Gesetze sind darauf zugeschnitten. Sehr oft bedient sich das Reich zur Erfüllung der durch seine Gesetze vorgesehenen Aufgaben der einzelstaatlichen Behörden als Organe oder gar wie bei der Reichsversicherungsordnung der Selbstverwaltnng der „Staatsbürger" (Krankenkassen, Berufsgenossenschaften usw.). So schafft das Reich selbst langsam und allmählich auf Umwegen einen modernen Staat Mecklenburg. Natürlich geschieht diese Einwirkung um so häufiger und stärker, als das Reich seine Gesetzgebung immer weiter ausdehnt. Auf diese Weise hat ein langsamer und allmählicher Umwandelungsprozeß längst begonnen. Wie weit er noch führen wird, ist heute noch nicht zu übersehen. Eins aber ist sicher: Die Anpassung der mecklenburgischen Ständeverfassung an das Reichsrecht muß unaufhaltsam weiter fortschreiten, und man kann für die schönen mecklenburgischen Lande keinen besseren Wunsch hegen, als den, daß der endgültige Hinübertritt auf den Boden der Reichsverfassung sich friedlich und in gedeihlichem Zusammenwirken aller berufenen Faktoren vollziehen möge. Man wird dieser Schlußbetrachtung sich nur anschließen und ihr recht baldige Erfüllung wünschen können. Die zwar nur knappe, aber ungemein gehaltvolle und anregende Schrift verdient ernste Beachtung.

Das Ideal des volkstümlichen Rechts. Zur Verständigung von Volk und Recht von Professor Dr. Max Rumpf, 1913, Verlag Bensheimer-Mannheim, 25 S., Preis 60 Pf.

In dieser warmherzigen Schrift versteht es der Verfasser, Brücken zu

schlagen zwischen Volk und Recht, die sich leider heute noch unleugbar kalt und fremd gegenüberstehen. Zivil- wie Strafgesetzbuch müssen beide knapp gehalten sein, sich einer klaren und gemeinverständlichen Ausdrucksweise bedienen, der Richter muß möglichst freigestellt und von lästigen ihn einschnürenden gesetzlichen Banden entfesselt werden, um in voller geistiger Freiheit seines Amtes walten zu können. Erweiterte Beiziehung von Laien im Strafverfahren dient zur dringend notwendigen Einbürgerung des Rechts. Freilich ist eine volkstümliche Gestaltung unseres Rechts bei den heutigen ungemein komplizierten wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnissen der Gegenwort — das verhehlt sich auch Rumpf keinen Augenblick — nur in gewissen Grenzen möglich, tieferes Verständnis für das Recht und sein Walten kann nur dem denkkräftigen und für Kulturfragen interessierbaren Gebildeten erschlossen werden, leider aber nicht auch jedem Mann auf der Straße.

Wir wünschen den Bestrekungen des Verfassers von Herzen den besten Erfolg, ihre Befolgung würde gewiß die von ihm mit Recht beklagten Mißstände ganz wesentlich mildern.

Professor Dr. Allfeld: Die Gewohnheitsverbrecher im künftigen Strafrecht. Verlag von Teubner-Leipzig, 1914. 29 S. Preis 80 Pf.

Unter Gewohnheitsverbrechern versteht Allfeld „alle diejenigen, welche durch die begangene strafbare Handlung in Verbindung mit ihrem Vorleben oder durch die Häufung einer größeren Anzahl strafbarer Handlungen auch ohne Rücksicht auf ihr Vorleben bekundet haben, daß ihr strafbares Verhalten aus einer zur Begehung von Verbrechen neigenden Gesinnung hervorgegangen ist und daß sie für die Sicherheit der Gesellschaft gefährlich sind, insbesondere diejenigen Personen, die bei Begehung ihrer Tat gewerbsmäßig gehandelt haben" (S. 16). In der Bekämpfung dieser Persönlichkeiten versagt das heutige Strafrecht vollkommen, auch der Standpunkt des neuesten Entwurfes unseres zukünftigen Strafgesetzbuches, der eine langwierige Sicherungshaft unter Umständen sogar auf Lebenszeit vorsieht, und zwar nach Verbüßung der eigentlichen Strafe, befriedigt mit Recht den Verfasser nicht. Zutreffend führt er aus, daß diese sogen. „Sicherungshaft" sich in Wahrheit praktisch in nichts von der eigentlichen Strafe unterscheidet. Zu der ganzen Trennung von eigentlicher Strafe und „Sicherungsnachhaft" besteht kein Anlaß. Beim Gewohnheitsverbrecher genügt eine sehr erhebliche Strafverschärfung, so daß namentlich in allen schwereren Fällen auf Zuchthaus zu erkennen wäre, vollständig. In Fällen äußerster Schwere wäre die völlige Ausscheidung des antisozialen Rechtsbrechers aus der bürgerlichen Gesellschaft in Form lebenslänglicher Einsperrung durchaus am Platze. Als Korrektiv sei freilich zur Verhütung etwaiger Mißgriffe die Möglichkeit der vorläufigen Entlassung auch dem lebenslänglich Eingesperrten zu gewähren. Sympathisch berührt besonders in der inhaltsreichen, auch dem Nichtjuristen viel Anregung bietenden Arbeit die Ablehnung mancher Einseitigkeiten und Uebertreibungen der modernen kriminalistischen Schule. Dr. jur. et phil. Bovensiepen-Kiel.

Musik.

Ein Preisausschreiben.

Im Februar 1912 hatte der Deutsche Bühnenverein ein Preisausschreiben für den besten deutschen Text zu Mozarts Don Juan erlassen. Im April d. Js. wurde der Preis der Arbeit mit dem Motto: „Ora cantiamo“ mit dem Vorbehalte notwendiger Aenderungen zuerkannt. Etwa 10 Wochen später, am 20. Juni d. Js., fand die erste Anwendung des Textes in Dresden nach Maßgabe der nachstehenden Bekanntmachung des Deutschen Bühnenvereins statt.

In der ganzen, an Seltsamkeiten so reichen Entwicklungsgeschichte des von dem Deutschen Bühnenverein vor $2^1/_2$ Jahren für den besten Don Juan-Text veranlaßten Preisausschreibens, das, wie wir mitteilen können, die ungewollte Wirkung einer dem Bühnenverein von dritter Seite zugegangenen Anregung bildet, ist wohl nichts mehr geeignet, Verwunderung zu erwecken, als die Tatsache, daß der für eine Preiskrönung in Aussicht genommene Text am Tage seiner, zehn Wochen nach der Beratung der Preisrichter bewirkten Erstaufführung dem Publikum in seiner eigentlichen Gestalt nicht nur vorenthalten wurde, sondern in seiner wirklichen Verfassung, nämlich als preisgekrönter Text, noch nicht zur Welt gebracht war. Daß ein Bühnentext, dessen wirkliche Beschaffenheit zehn Wochen nach der Entschließung des Preisrichter-Kollegiums überhaupt noch nicht feststand, für eine Preiskrönung in Aussicht genommen werden konnte, ist ebenso merkwürdig wie die Tatsache, daß das Preisgericht zur Empfehlung dieses Textes eigentlich nichts weiter als dessen Verbesserungsbedürftigkeit zu konstatieren wußte. Der zwischen dem Tage der Entscheidung des Preisgerichts und der Erstaufführung liegende Zeitraum ließ die Annahme berechtigt erscheinen, daß der von dem Preisgericht in Aussicht genommenene Text wenigstens bei der Erstaufführung, und zwar in der von den Preisrichtern gewünschten Form, das Licht der Welt erblicken und daß man somit bei dieser Gelegenheit den lang ersehnten Idealtext zu dieser Oper kennen lernen würde. Zur allgemeinen Ueberraschung veröffentlichte dagegen unmittelbar vor der Erstaufführung des Textes in Dresden am 20. Juni d. Js. das Präsidium des Deutschen Bühnenvereins statt des Textes eine Erklärung, um darin das Nichterscheinen des Textes zu begründen. Diese Erklärung, deren Wortlaut nachstehend folgt, ist für die Beurteilung der ganzen Frage von entscheidender Bedeutung; denn sie zieht wie mit einem Ruck den Vorhang auseinander, um der überraschten Oeffentlichkeit einen Blick hinter die Kulissen des Preisgerichts zu ermöglichen. Die Publikation des Bühnenvereins lautete wörtlich:

„Der Aufführung des „Don Juan“, die heute (Sonnabend) im Dresdener Königl. Opernhause stattfindet, ist der Text zugrunde gelegt, der das Preisrichter-Kollegium bei seinen Sitzungen in Stuttgart veran-

laßte, die Bearbeitung des Kammersängers Scheidemantel als die beste für die Zuerteilung des Preises in Betracht zu ziehen. Es ist damals Herrn Kammersänger Scheidemantel die Verpflichtung auferlegt worden, die von den Herren Preisrichtern gewünschten Aenderungen vorzunehmen. Die Dresdener Aufführung, der das Preisrichter-Kollegium ganz oder teilweise beiwohnen wird, soll nun die Bühnenfähigkeit der Scheidemantelschen Bearbeitung dartun. Nach den Erfahrungen der Dresdener Aufführung wird dann der endgültige Text festgelegt werden, der mit großer Beschleunigung im Verlage von Bote & Bock erscheinen wird."

In der vorstehenden Erklärung wird also mitgeteilt, daß der neue Text bei der Erstaufführung deshalb noch nicht in seiner endgültigen Gestalt vorgelegt werden könne, weil zunächst erst die Bühnenfähigkeit durch eine Aufführung erprobt werden müsse. Nun frage ich: Was haben die Preisrichter in den zwei Jahren des Preisausschreibens eigentlich geprüft, wonach haben sie am 13. April d. Js. ihre Entscheidung gefällt, wenn sie die Hauptsache, nicht zu prüfen vermochten, wenn sie, um die Bühnenfähigkeit zu prüfen, erst die Aufführung abwarten mußten? Die Bühnenfähigkeit, die bei einem Operntexte in erster Linie eine Frage der Sangbarkeit ist, bildet doch den Kernpunkt der ganzen Prüfung; sie vor der Aufführung zu beurteilen, war die eigentliche, man kann sagen, alleinige Aufgabe des Preisgerichts; wenn also diese ohne die Aufführung selbst nicht zu beurteilen war, was haben dann eigentlich die Preisrichter am 13. April beurteilt? Was erschien ihnen an diesem Tage eigentlich des Preises wert?

Wenn die Preisrichter an dem gewählten Texte Aenderungen wünschten, so mußten diese Aenderungen, um ein klares Bild der Sache zu geben, in der Erstaufführung selbst berücksichtigt werden. Das Natürliche wäre daher gewesen, wenn die Preisrichter den von ihnen selbst noch als mangelhaft erkannten Preistext nach ihrem Gutdünken geändert und in der von ihnen selbst gebilligten und damit endgültigen Form hätten aufführen lassen, die sie dann, ohne sich selbst zu disqualifizieren, nicht nochmals hätten ändern können. Welchen Sinn hat es, durch eine Aufführung eine Textfassung erproben zu wollen, deren Mangelhaftigkeit doch schon ohne die Aufführung bereits amtlich festgestellt ist? Mit dieser Tatsache hat das Preisgericht sich selber gerichtet! Die Aufgabe eines Beurteilers einer Bühnenarbeit kann nur darin bestehen, vor der Aufführung die Bühnenfähigkeit zu beurteilen: kann er das nicht, so hat er in diesen Dingen überhaupt kein Urteil.

Schon aus diesem Grunde verdienten alle diejenigen Uebersetzungen, deren Bühnenfähigkeit bereits erprobt worden ist, gegenüber der preisgekrönten den Vorzug! Sie alle haben die Bedingung erfüllt, die nach der Erklärung des Deutschen Bühnenvereins

die Preisrichter vor der Aufführung des Preistextes zu beurteilen sich außerstande erklärten.

Beweisen somit schon die vorstehenden Umstände negativ, daß die Entscheidung des Preisgerichts unmöglich aus sachlichen, d. h. die Bühnenfähigkeit des Textes betreffenden Gründen erklärt werden kann, und geht schon aus dem Mangel sachlicher Gründe schlechthin hervor, daß es nur persönliche Momente gewesen sein könnten, die die Entscheidung des Preisgerichts bestimmt haben, so kann der positive Beweis für diese Behauptung, schon in der Tatsache gefunden werden, daß die Grundlage, auf der das Preisausschreiben beruhte, die Anonymität der Verfasser der eingelieferten Arbeit, in Wahrheit illusorisch war. Das geht aus den Bedingungen des Preisausschreibens selbst hervor, wonach auch ältere, an den Bühnen bereits aufgeführte Uebersetzungen zu dem Wettbewerbe zugelassen wurden, zweitens daraus, daß prinzipiell kein Teilnehmer an dem Wettbewerb daran gehindert werden konnte, trotz Einhaltung aller formalen Bedingungen in betreff der Anonymität, von seiner Teilnahme an der Konkurrenz auf dem einen oder anderen Wege Kenntnis zu geben. Sodann bietet die Bedingung des Preisausschreibens, daß der Name des Autors auf einem Zettel im verschlossenen Umschlage enthalten sein müsse, sofern nicht für die Beschaffenheit des Umschlages besondere Vorschriften erlassen werden, nicht die geringste Gewähr für die Anonymität: vielmehr ist es unter dieser Voraussetzung genau dasselbe, ob der Umschlag offen oder geschlossen ist. Wen kann es da noch wundernehmen, daß die Wahl auf eine bekannte Bühnenpersönlichkeit gefallen ist?

Wem diese Tatsachen nicht genügen sollten, braucht im übrigen nur das amtliche Protokoll des Bühnenvereins vom 23. Mai d. Js., die die deutschen Bühnen zur Annahme dieses Textes zu verpflichten suchte, zur Hand zu nehmen. Um die einwandsfreie Beschaffenheit des Textes zu begründen, erklärte der Antragsteller selbst: daß nichts Unkünstlerisches darin sei; daß sie künstlerisch absolut wertvoll sei, dafür bürge der Name des Preisträgers, dafür seien auch die Preisrichter Bürge! Wenn das erstere der Fall wäre, dann wäre doch nicht zu verstehen, zu welchem Zwecke das kostspielige Preisausschreiben überhaupt erlassen wurde, warum man sich nicht vielmehr mit dem Preisträger direkt ins Benehmen gesetzt hat, warum man ihn nicht einfach mit der Abfassung des Textes beauftragt hat. Leider verkennt die obige Behauptung des Antragstellers gerade die Tatsachen: weder der Preisträger noch die Preisrichter bürgen für die künstlerische Beschaffenheit des Preistextes, denn beide haben im Gegenteil den Text für verbesserungsbedürftig erklärt!

Zu diesem positiven Beweis, daß es nur der Name gewesen sein kann, der hier den Ausschlag gegeben hat, hat ein anderer Redner der Generalversammlung, der Direktor des Hamburger Stadttheaters, den negativen Beweis, daß es nicht die Beschaffenheit der Sache war, in einer so verblüffend-offenherzigen Weise geliefert, daß man ihm für seine Erklärungen nur dankbar sein kann. Er erklärte wörtlich in der Versammlung, es handle sich

„nicht mehr um die spezielle Frage, ob man dem Don Juan und Mozart nachträglich eine Ehrenpflicht erweisen soll, sondern um die prinzipielle Frage unseres Opernlebens, ob wir alle für einen eintreten, wobei es ganz gleichgültig ist, ob der Text im einzelnen mehr oder weniger gelungen ist."

So der Direktor einer der größten deutschen Bühnen, ohne Widerspruch zu finden. Jeder Zusatz zu diesen Worten wäre nur geeignet, den Eindruck dieser mit erfrischender Deutlichkeit abgegebenen Erklärung abzuschwächen.

Ich glaube damit die Zusammenhänge, die diesem Urteile zugrunde liegen, aufgedeckt und gezeigt zu haben, daß das Urteil des Preisgerichts nicht durch sachliche, sondern nur durch persönliche Gründe, durch den Einfluß des Namens, also gerade durch dasjenige Moment, das das Preisausschreiben ausschalten wollte, bestimmt sein kann. Zum Ueberfluß hat das auch noch die Beschaffenheit des Textes selbst sowie seine Aufnahme durch die Oeffentlichkeit dargetan, die ihn durchweg für abänderungsbedürftig, zum Teil aber für schlechthin unbrauchbar erklärte. Faßt man somit die hier erwähnten Punkte zusammen, so ergibt sich: Die offizielle Erklärung des Bühnenvereins für das Nichterscheinen des Textes, die schon an sich eine Erklärung des Preisurteils aus sachlichen Gründen ausschließt, der illusorische Charakter der Grundlage, auf der das Preisausschreiben selbst beruhte, der Anonymität der Uebersetzer, die offiziellen Erklärungen in der Generalversammlung, die die Bindung des Textes zu beschließen hatte, die Beschaffenheit des Textes selbst, sowie seine Beurteilung durch die Preisrichter, durch den Bühnenverein und durch die Oeffentlichkeit, die den Preistext als verbesserungsbedürftig, teils als schlechthin unbrauchbar bezeichnete, schließen jeden Zweifel aus, daß für die Entscheidung des Preisgerichts nicht sachliche, sondern nur Momente persönlicher Natur entscheidend gewesen sein könnten, besonders nachdem das Preisausschreiben auch die Möglichkeit, von einer Verteilung des Preises überhaupt Abstand zu nehmen, ausdrücklich vorgesehen hatte. Es ist eben wieder einmal der Name und nichts weiter als der Name, der sich hier durchgesetzt hat. Daß jemand, der sich seinen Namen als Sänger erworben hat, übersetzen oder dichten kann, scheint sich für viele ebenso zu verstehen, so wenig man umgekehrt geneigt sein dürfte, einem Uebersetzer oder einem Dichter ohne weiteres die Qualifikation zum Heldentenor oder Operndirigenten zuzuerkennen. Lenau sagt einmal: „Doch des Wortes so und so, wer nicht stumm, ein jeder froh." Die Worte stehen jedem zur Verfügung — warum sollte also nicht jeder auch mit Worten dichten können? Daß ein Operntext eine Dichtung sein müsse, und zwar gerade um der Musik willen, ist eine Wahrheit, die freilich die Einsicht gewisser „Nurmusiker" übersteigt, weil sie nicht begreifen können, daß die Musik nicht nur das einzelne Wort, sondern auch den sprachlich-dramatischen Zusammenhang der Worte, mithin das Ganze, als eine Dichtung zu vertonen hat. Daß aber ein Sänger schlechthin

dichten kann, versteht sich eben für viele von selbst. Ich wiederhole: das Urteil hat mit der Beschaffenheit der Sache nicht das geringste zu tun, es ist nichts weiter als der Triumph des Namens, der sich darin kundgibt: Jede andere Deutung muß nach Lage der Sache, d. h. nach den mitgeteilten amtlichen Unterlagen, selbst als ausgeschlossen bezeichnet werden.

Für die deutschen Bühnen aber ist der Beschluß des Preisgerichts vom April d. Js. schon deshalb vollkommen bedeutungslos und sie zu nichts verpflichtend, weil mit diesem Beschlusse an dem betreffenden Tage eine Preiskrönung eines Textes überhaupt nicht stattgefunden hat. Nach der amtlichen Mitteilung vom 20. April ist der Preis wörtlich „mit dem Vorbehalte notwendiger Aenderungen" zuerkannt worden. Diese Aenderungen waren am 20. Juni noch nicht bewirkt; bestanden mithin die Aenderungen am 20. Juni noch nicht, so bestanden sie folglich auch am 13. April, am Tage der Preissitzung nicht, und es fehlte an diesem Tage somit diejenige Voraussetzung, unter der nach der Bekanntmachung vom 20. April der Preis zuerkannt werden konnte. In Wahrheit hat also eine Preiskrönung am 13. April nicht stattgefunden. Daß dies der wirkliche Sachverhalt ist, ergibt sich im Uebrigen aus der oben mitgeteilten Bekanntmachung des Bühnenvereins, in der es heißt, daß bei der Erstaufführung in Dresden der Text zugrunde gelegt worden sei, der das Preisrichter-Kollegium in seiner entscheidenden Sitzung veranlaßt habe, die in Frage stehende Bearbeitung „als die beste für die Zuerteilung des Preises in Betracht zu ziehen." Dieser Wortlaut schließt auch den letzten Zweifel darüber aus, daß die betreffende Arbeit eben nur für eine eventuelle Preiskrönung in Betracht gezogen ist, nicht aber, daß ihr an dem betreffenden Tage der Preis tatsächlich verliehen worden ist. Nachdem nunmehr im übrigen der Name des, wie obige Erklärung des Bühnenvereins sagt, „in Betracht gezogenen" Preisträgers bekannt gegeben ist, würde dessen Preiskrönung auch der Fundamentalbedingung des Preisausschreibens selber, der Anonymität des Uebersetzers, schnurstracks zuwiderlaufen.

Für eine unbefangene Betrachtung konnte es von vornherein keinem Zweifel unterliegen, daß der von dem Deutschen Bühnenverein eingeschlagene Weg, durch ein Preisausschreiben eine gewisse Vereinheitlichung fremdsprachlicher Operntexte herbeizuführen, nicht zum Ziele führen konnte. Die Operntextfrage bildet ein altes Bühnenproblem; die Bestrebungen, Operntexte ausländischer Komponisten, um auch sie dem deutschen Publikum verständlich zu machen, in einwandsfreier Weise zu übertragen, führten im Hinblick auf die hierbei zutage tretenden, in der Berücksichtigung der sprachlichen wie der musikalischen Faktoren liegenden Schwierigkeiten zu einer Reihe von Lösungen, die je nach Gefallen den verschiedenen Bühnenaufführungen zugrunde gelegt wurden. Durch den beständigen Wechsel des Opernpersonals an den Bühnen gelangten nun diese verschiedenen Lesarten allmählich in Verwirrung, woraus die schon sprichwörtlich gewordene Sinnlosigkeit so vieler fremdsprachlicher Operntexte zu erklären ist. Trotz dieser

sowohl in künstlerischer als auch in praktischer Beziehung höchst unerwünschten Konsequenzen muß der von dem Bühnenverein eingeschlagene Weg, die Vereinheitlichung solcher fremdsprachlichen Texte durch ein Preisausschreiben zu erzwingen und die sämtlichen deutschen Bühnen auf einen womöglich von einer Kommission „überdichteten" Text zu verpflichten, als absurd und die Opposition innerhalb der Bühnen gegen einen solchen Versuch als durchaus berechtigt bezeichnet werden. Probleme von der vorstehenden Art können niemals durch eine Vielheit von Personen, sondern nur durch eine Individualität gelöst werden; nur ein Don Juan-Text, der sich als Produkt eines Einzelnen vermöge seiner Eigenschaften in freiem Wettbewerbe bei den deutschen Bühnen durchsetzt, wird der sogenannte Idealtext sein können, und nur ein solcher, nicht ein obrigkeitlich dekretierter Text wird die langersehnte Text-Vereinheitlichung innerhalb der deutschen Bühnen zur Wahrheit werden lassen. Jejunus.

Literatur.

J. Barbey d'Aurevilly. Goethe et Diderot. Nouvelle édition. Paris. Librairie Alphonse Lemerre. 1913.

Weshalb ich in dieser Zeit das Buch eines Franzosen bespreche? Wenn es gut wäre, verdiente es das auf jeden Fall. Aber ich will gleich sagen, daß es schlecht ist, grundschlecht sogar. Warum es also heranziehen? Etwa um sich an den Franzosen zu rächen? Um seinen leichtverständlichen Grimm gegen den Feind auszutoben? Das würde einem deutschen Kritiker nicht anstehen. Sondern wenn ich es bespreche, so geschieht es, weil es ein echt französisches Buch ist und ein selten klares Licht auf den Charakter der Franzosen wirft, den wir erkennen müssen, nicht um zu — verzeihen, sondern um Geschehenes besser zu begreifen und uns künftig vor Selbsttäuschung und Ueberraschung zu hüten.

Es ist nicht willkürlich, sich zu diesem Zwecke gerade ein Buch von Barbey d'Aurevilly herauszugreifen. Er bedeutet in Frankreich etwas. Der Große Larousse widmet ihm nicht weniger als vier enggedruckte Spalten, das ist halb soviel wie für Victor Hugo, doppelt soviel wie für Goethe. Der Anfang seiner unter dem Titel „Les Oeuvres et les Hommes" erschienenen Serie kritischer Aufsätze wird seit kurzem neu aufgelegt, selbst bei uns ist er nicht unbekannt, und seine gut gearbeiteten aber sterilen Novellen sind im letzten Jahrzehnt mehrfach ins Deutsche übersetzt. Ich greife also nicht irgend einen beliebigen „Ladenhüter des Geistes" heraus, sondern eine Persönlichkeit.

Ich nagele ihn auch nicht auf eine weiter nicht ernst zu nehmende Jugendsünde fest, nicht auf eine der bekannten Bilderstürmereien, die talentvolle junge Leute zur Zeit literarischer Revolutionen zu unternehmen pflegen, um ihr volles Herz von seinem natürlichen Groll auf die alte

Generation zu erleichtern. Barbey d'Aurevilly war ein Sechziger, als er seinen Versuch über Goethe schrieb, von dem hier allein die Rede sein soll. Auch um eine vorübergehende Laune, eine plötzliche Verstimmung, eine chauvinistische Rachetat, wie man wohl bei uns bei dem ersten Erscheinen des Aufsatzes gemeint hat, handelt es sich nicht, denn der Verfasser hat ihn, nachdem er einige Jahre zuvor in einer Zeitschrift erschienen war, buchmäßig publiziert und eingeleitet und konnte beweisen, daß seine Meinung über Goethe schon vor 1870 festgestanden hatte. Nichts hindert uns also, diesen Essay ernst zu nehmen.

Schon der Eingang ist charakteristisch. Barbey fängt damit an, zu erzählen, wie er die ihm zur Rezension gesandte Uebersetzung der Werke Goethes (von Porchat, erschienen bei Hachette) während der Belagerung von Paris zwischen seinem Dienst als Wachtposten las. Das braucht nicht unbedingt zu stimmen, denn die Uebersetzung erschien 1861—63, und es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Franzose, obendrein ein Draufgänger wie Barbey sich sieben Jahre vorbereitet, um eine Kritik zu schreiben, aber es klingt gut und gibt, wie wir gleich sehen werden, Gelegenheit zu einer famosen Metapher. (Wann hätte ein Franzose sich die entgehen lassen!) Denn „man wird es glauben, wenn man Goethe gelesen hat . . . . dieser große Goethe langweilte mich . . . . Er bombardierte mich mit Langeweile! (Il m'obusait d'ennui!) Von allen deutschen Bomben, die es auf mein Stadtviertel regnete, war die schwerste seine „Sämtlichen Werke".

Diese sechzigjährige Lausbuberei ist natürlich nur dazu da, den Leser in gute Laune zu versetzen. Ein Barbey „findet" nicht, er ist überzeugt und beweist. Und er beweist folgendermaßen. Zuerst holt er einen Satz aus seinem ästhetischen Kodex herbei: „la première qualité du génie, c'est la spontanéité." Dann der Hauptschlag: „avant d'entrer dans le détail., posons carrément qu'il n'a pas ce signe du génie, qui est mieux qu'un signe, car sans cela le génie n'est pas. Goethe n'eut jamais de spontanéité. Littérairement, pas de jeunesse.

Bewiesen wird dieser Mangel an Jugend aus einem — Alterswerke, aus „Dichtung und Wahrheit", das Barbey so wenig verstanden hat, daß er von den „confidences (!) de cette autobiographie" spricht. Hier erkennt man, meint er, daß alles in diesem Manne lediglich „combinaison et parti pris" ist. Daß „Dichtung und Wahrheit" als Kunstwerk gedacht ist und daher auch beim Erzählen künstlerisch, also absichtsvoll kombinierend verfährt, kommt unserm Manne nicht bei. Vielmehr fährt er fort „Curieux beaucoup plus qu'inspiré, nul s'il n'avait eu autour de lui des littératures, fait par l'éducation seule, il . . . und führt als Beweis eine Stelle an aus den „Melanges" von 1789 (gemeint sind die Annalen) an, die sich lediglich auf Goethes Darstellung des Römischen Karnevals bezieht. (Weimarer Ausgabe XXXV, S. 12) und die übrigens auch nur Goethes Selbstzucht, seinen Willen zur Objektivität beweist. Aber Barbey hat noch ein Zitat: Goethe spricht von seinem Zustand 1793 „Eben

dieser widerwärtigen Art, alles Sentimentale zu verschmähen, sich an die unvermeidliche Wirklichkeit halb verzweifelnd (!) hinzugeben, begegnete gerade Reineke Fuchs als wünschenswertester Gegenstand für eine zwischen Uebersetzung und Umarbeitung schwebende Behandlung" (ibidem S. 22). Diese Stelle, die, wie man sieht, keine Verallgemeinerung verträgt, ist für Barbey, wie er selbst sagt, eine Erleuchtung, denn in der Tat: „Toute la manière de procéder à jamais de Goethe sera dans ces deux mots: remaniement et traduction." Und so beglückt ist er über diesen Fund, daß er seine Feststellung noch eine halbe Seite lang variiert, um zu schließen: „l'infatigable curiosité, tel est donc le signe particulier, la caractéristique de Goethe .... Il est curieux jusqu'à la badauderie. (Noch einmal:) Il était depuis l'axe de son être jusqu'a l'épiderme, un badaud." Und nun noch schnell die These befestigt: Der badaud in Goethe berührte sich mit den beiden Menschentypen, die am meisten auf den äußeren Effekt sehen: dem Diplomaten und dem Theaterdirektor. Fertig. Nun wissen wir Bescheid. Die These ist lanciert. —

Wir machen hier einen Augenblick Halt, um uns zu fragen: Wie ist eine solche Verkennung eines Genies möglich? Offenbar nicht ohne tiefeingewurzelte Voreingenommenheit. Tatsächlich geht denn auch aus mehreren Stellen deutlich hervor, daß Barbey zwei Ursachen hat, Goethe von vornherein prinzipiell abzulehnen, erstens den „Heiden" als konservativ gläubiger Katholik, als der er z. B. auch an Voltaire nicht viel Gutes läßt, und zweitens als Reagent gegen den seit den Tagen der Frau von Staël durch die ganze französische Romantik deutlich wahrnehmbarem Einfluß des deutschen Geistes auf französische Literatur und Philosophie.

Nun würde niemand es im Ernst einem Kritiker verübeln können, wenn er das Problem Goethe von diesem Standpunkte aus erörterte, ja nicht einmal, daß er den nach seiner Meinung schädlichen Einfluß Goethes bekämpfte, wenn er nur offen und ehrlich, wie das bei uns z. B. Wolfgang Menzel getan hat, sagt, weshalb er das tut. Aber gerade das will und kann der Franzose nicht. Das Bewußtsein der geistigen Herrschaft, die seine Nation während des 17. und 18. Jahrhunderts über ganz Europa ausgeübt hat, steckt ihm noch heute viel zu sehr im Blut, als daß er auf den Gedanken kommen könnte, seine Meinung sei vielleicht nur subjektiv bedingt. Vielmehr ist er auf Grund jenes Atavismus der festen Ueberzeugung, daß, was er sagt, von vornherein objektive Gültigkeit hat, ein Zug, der sich in allen künstlerischen Fehden in Frankreich nachweisen läßt und die maßlose Heftigkeit dieser Kämpfe erklärt. Und eben deshalb erklärt Barbey nicht einfach: ich bekämpfe den Einfluß Goethes aus den und den Gründen, sondern deshalb kritisiert er Goethe, wie er meint, objektiv, und deshalb hat er den felsenfesten Glauben, Goethe mit einer Kritik totschlagen zu können.

Deshalb kann der Franzose auch nicht von der eigenen Persönlichkeit ausgehen, nicht von der Begründung seines Standpunktes, sondern objektiv

von einer These. Schon der Charakter seiner Sprache drängt ihn dazu. Diese Sprache, die im 17. Jahrhundert zu einem mächtigen Werkzeug des Rationalismus gemacht werden sollte und darum von allen wilden Auswüchsen gewaltsam, fast tyrannisch befreit und zu einer klaren Allgemeinheit erhoben werden mußte, hat sich aus dem Werkzeug in einen Herrscher verwandelt, so daß man fast sagen kann, nicht der Franzose beherrscht die Sprache, sondern die Sprache beherrscht den Franzosen. Ein Franzose, der mit dem Anspruch, die Oeffentlichkeit zu überzeugen, auftritt, kann, will er mehr als bloß ein ungezogener Journalist sein, nur in dieser allgemein verständlichen, an Vokabeln jedoch relativ armen Sprache zu ihr sprechen. Da ist von vornherein nur klare Objektivität möglich. Gebieterisch bemächtigt sich die Sprache des Gedankens und bringt sie glatt und glänzend heraus in einer wohlabgerundeten These.

Alle geistigen Bewegungen der neueren Zeit in Frankreich sind mit Hilfe solcher Thesen gemacht worden, und das kritische Talent der Franzosen ruht recht eigentlich auf dieser Kunst Thesen zu finden, die, sprachlich vollendet gefaßt, unter gewandter Benutzung einiger auffallender Umstände unmittelbar einleuchten, zur Zustimmung reizen und als allgemeine Sätze selbst bei ruhiger Ueberlegung und bei der vielseitigen Betrachtung, die der ruhigere Deutsche liebt, nicht völlig falsch erscheinen. Dieses Talent ist es auch, das dem Franzosen vornehmlich bei uns, die wir infolge weiterer Ueberschau langsamer zur Synthese vordringen, den Ruf der Intelligenz verschafft hat.

Aber eben diese Gabe, Thesen zu finden, hat auch ihre sehr gefährliche Seite, ihr Glanz, ihre Rundung üben auf den Finder einen geradezu magnetisierenden Einfluß aus. Ist die These richtig, so schadet das nichts, das Geheimnis des französischen Elans dürfte zum großen Teil auf dieser Suggestionskraft der These beruhen; ist sie aber, was bei dem leicht, daher nicht immer tief bewegten Temperament der Franzosen und der virtuos gelungenen sprachlichen Fassung leicht passieren kann, falsch, so sind die Folgen um so schlimmer.

Denn dann hat die vielgerühmte Intelligenz der Franzosen, wie man täglich beobachten kann und durch unseren Autor noch bestätigt finden wird, plötzlich ein Ende und der zähe Eigensinn eitler Selbsttäuschung tritt an ihre Stelle. Durch keine Tatsache läßt er sich erschüttern, und wer, um nur ein einziges Beispiel zu nennen, eine Biographie Victor Hugos gelesen hat, kennt diese merkwürdige französische Unfähigkeit, die Dinge anders als im Lichte der vorgefaßten Meinung zu sehen, und jene ganz unbewußte Gabe, Thatsachen, die sich diesem Lichte absolut nicht einordnen wollen, überhaupt nicht zu sehen, und das ohne alle Böswilligkeit, wenn auch meist mit einigen verächtlichen Seitenblicken auf den armen Narren, der ihn eines Besseren belehren will. Keine Macht der Erde kann den Franzosen aus dem Bann seiner einmal ausgesprochenen These herausreißen, er ist ihr willenloser Sklave.

Beweise für diese Behauptungen findet man auf allen Gebieten des französischen Geisteslebens in Hülle und Fülle, aber selten so hübsch übersichtlich und für jeden nachprüfbar wie in dem vorliegenden Buche. Es handelt sich also darum, zu zeigen, wie ein französischer Kritiker ersten Ranges Tatsachen verdreht, andere beiseite läßt und zu gänzlich falschen Urteilen kommt, weil er aus dem Bereich seiner These: Goethe ist langweilig, ein mittelmäßiges Talent, ohne Erfindungskraft, ohne Größe, ohne Phantasie, ohne Leidenschaft, kurz ein mittelmäßiger Kopf und ein ebenso mittelmäßiger Schriftsteller, nicht hinauskann.

Barbey beginnt seine Analyse mit dem Goetheschen Drama. Faust: „remaniement et traduction, fatras incohérent" etc. Immerhin ist das Gretchen selbst in Frankreich zu berühmt geworden, als daß Barbey so ohne weiteres an ihr vorbeikäme. Wirklich findet er denn auch, daß, was in ihr an naivem Glauben und religiöser Angst ist, aus ihr eine unvergeßliche Figur macht. Die übrigen Züge in Gretchens Gestalt scheint er dafür desto gründlicher vergessen zu haben, denn jetzt folgt die merkwürdige Behauptung: „Figure de missel, qui entre en scène un missel à la main et qui meurt dans l'église des remords de son péché". Man sieht deutlich, der Drang, eine runde Charakteristik zu geben, führt ihn zu glatter Entstellung der Tatsachen, ja sie prägt sich ihm so fest ein, daß diese Behauptung, Gretchen stirbt in der Kirche, noch einmal auf der folgenden Seite wiederholt wird, obwohl Barbey andrerseits auch die Kerkerszene zu kennen scheint, von der er allerdings annimmt, daß sich ein Strahl von Ophelias (!) Wahnsinn hineinverirrt hätte (natürlich der These von der Sterilität zuliebe). Aber weiter: An sich ist Gretchen dennoch wenig, der Typus war nicht schwer zu finden, es war keine Offenbarung, keine Entdeckung. Sie ist nur das elementare Wesen, auf das sich alle Frauen aller Gesellschaftsklassen und aller Zivilisationen aufbauen. Und in allen seinen Werken hat der sterile Goethe nur dieses einzige weibliche Wesen, das wahr und lebendig ist. Sie kehrt wieder in Werthers Lotte, in Dorothea (!), in Lili, Ottilie, ja Mignon. — Und Adelheid und Iphigenie, und Leonore Sanvitale, und die Charlotte der Wahlverwandtschaften und Philine, Therese oder Natalie? Barbey sieht sie nicht, weil seine These ihn kopfscheu macht, weil die Lebensfülle dieser Gestalten ihn zwänge, seine These zu revidieren und fallen zu lassen. Aber lieber will ein Franzose blind sein, als von seiner These lassen.

Wir können nur den gröbsten Entstellungen von Tatsachen nachgehen. „Weislingen se donne tout de suite à Maria (was bei seinem Charakter und in seinen Umständen nicht weiter erstaunlich ist) pour se reprendre et se donner tout de suite à Adelaïde (für das ganze wundervoll entwickelte Intriguenspiel des zweiten Aktes fehlt Barbey also der Blick). Klärchen erscheint Egmont im Gefänguis „au milien des anges" „pour le conduire au ciel". (Man lese nach: Kein Wort von Engeln oder Himmel, auch übersetzt Porchat durchaus richtig.) Um Lili

zu gefallen, dichtete Goethe Clavigo. (Mißverständnis von Dichtung und Wahrheit XV gegen Ende) Tasso: „c'est Rousseau passé à la double estompe de l'imbécille platonisme de la Renaissance et de l'idéalisme allemand." Iphigenie ist nur eine schlechte Nachahmung der griechischen Tragödie. Stella „idée retournée de Werther (!), alle Stücke Goethes aber sind kalt, sind „composés — et c'est bien le mot — à l'aide de ces procédés de mémoire, l'investigation, de retouche, de pointillé, de tortillé, qui sont les procédés, de Goethe." Erwähnt sei noch die einfache Behauptung: Goethe habe nicht eine einzige Person, die er selbst erfunden hätte, wie Shakespeare, Fallstaff, Jago oder Shylock erfand.

Das dritte Kapitel handelt von der Lyrik des „chiffonier poétique". Da nun Goethe laut der These keine Persönlichkeit war, so enthält auch seine Lyrik nichts als „mythologie rebattue, vulgarité d'images, niaiseries sentimentales". Dazu wollen wir nur eine ganz kleine Frage stellen. Was würde man in Frankreich, diesem klassischen Lande des literarischen Geschmacks, von einem deutschen Kritiker sagen, der beispielsweise Victor Hugos Lyrik, ohne ein Wort Französisch zu verstehen, nach einer deutschen Uebersetzung in Prosa! (Porchat übersetzt alles in Prosa) beurteilen wollte. Stupider Idiot wäre wohl noch das Geringste, das man ihm an den Kopf würfe. Wir groberen Deutschen wollen uns auf die höfliche Bemerkung, daß Barbeys Vorgehen in diesem Falle doch wohl methodisch verfehlt sein dürfte, beschränken.

Das vierte Kapitel, das auf zehn Seiten Goethes Philosophie behandelt und unter anderem den schönen Satz enthält: „Il y a de l'Indou en lui, mais tempéré par la choucroute" überschlagen, es ist der übrigen würdig. Das nächste bringt etwas über die Romane. Aber alle die pompösen Kraftstellen, die auf den sechs Seiten stehen, herzusetzen, hieße nach dem, was vorhergegangen, die Geduld des Lesers mißbrauchen. Nur der eine Satz sei ihm nicht vorenthalten: die Wahlverwandtschaften müßten eigentlich heißen: „les Concubinages du sentiment." Denn „ces candides Allemands, ces faux bonshommes d'Allemands ont inventé la métaphysique (!) pour cacher leur hypocrisie. Ils sont futés, quoique lourds et benêts."

Damit mag es genug sein. Ich glaube nicht, daß ich Barbey unrecht tue, wenn ich die letzten beiden Kapitel, die über Goethe als Reisenden und Kunstschriftsteller (nicht ganz ohne Anerkennung) und als Gelehrten handeln und natürlich nur wieder die These bestätigen, und den Schluß, der nur die Einleitung variiert, fallen lasse.

Ich wiederhole: es ist ein alter Mann, der hier über das größte dichterische Genie seit Shakespeare und einen der größten Menschen, die je gelebt haben, ohne Voreingenommenheit — mehr als einmal betont er seine Genauigkeit und Gerechtigkeit — die Wahrheit sagen will und sich in der Buchausgabe rühmen darf, daß niemand öffentlich gegen sein Urteil protestiert hat. Sollte dieser Fall nicht bei uns zu denken geben?

Er ist, wie jeder, der das Wesen literarischer Bewegungen in Frankreich studiert hat, weiß, keineswegs vereinzelt, ja er beschränkt sich keineswegs auf die Literatur, sondern wiederholt sich, wenn auch nicht immer in so krasser Form, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Irgend ein Faktum, irgend ein Moment regt den Franzosen an, seine Meinung zu sagen, er schmiedet sie, wirft sie hinaus und ist mit dem ganzen Komplex für immer fertig. Das ist der wahre Grund, weshalb alle Verständigungspläne mit Frankreich scheitern müssen, man kann den Franzosen wie er jetzt ist, schlagen, aber nicht überzeugen. R. Schacht.

Prof. Dr. Hermann Suchier und Prof. Dr. Adolf Birch-Hirschfeld. Geschichte der Französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage, Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1913. 2 Bände, in Halbleder gebunden, zu je 10 Mark. 844 Seiten in Großoktav mit 169 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung, 13 Faksimile-Beilagen.

Zwölf Jahre nach der ersten Auflage (vergl. Preußische Jahrbücher, März 1901) erscheint die Neuausgabe dieser „Geschichte der Französischen Literatur", deren erster Band Hermann Suchier zum Verfasser hat, während der zweite, der mit dem 16. Jahrhundert einsetzt, von Adolf Birch-Hirschfeld geschrieben ist. Das Buch half bei seinem Erscheinen einem Mangel ab. Es gab noch keine deutsche Geschichte der französischen Literatur, die für das große Publikum in Betracht kommen konnte wie diese, die das ganze große Gebiet einschließlich der provenzalischen Literatur umfaßt und, obwohl auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut, nicht allein für den Fachmann geschrieben ist, sondern auch dem Nichtkenner willkommen sein wird.

Zwei verschiedene Gelehrte haben sich in die Aufgabe geteilt. Wenn dadurch größere Sicherheit und Gründlichkeit der Behandlung der beiden Hälften ermöglicht wurde, so blieb die Einheitlichkeit des Ganzen trotzdem ungefährdet bestehen. Folgen doch beide Verfasser als Schüler von Adolf Ebert demselben Grundsatz, nämlich, „daß die Literaturgeschichte im Zusammenhang mit der ganzen politischen und kulturalen Entwicklung eines Volkes zu behandeln ist". Ein natürlicher Unterschied im Charakter der beiden Bände ergab sich aus dem Stoff: Im älteren Teil findet sich überwiegend Gruppierung nach Dichtungsgattungen, während in der zweiten Hälfte mehr die einzelnen Persönlichkeiten hervortreten.

Dem Buche war durch die Absichten des Verlegers ein gewisser Umfang vorgeschrieben; man muß bewundern, wie durch weises Haushalten mit dem Raume eine solche Gründlichkeit und Vollständigkeit erreicht wurde, wie es hier geschehen ist. Gleichwohl kann es nicht ausbleiben, daß man

je nach dem subjektiven Empfinden hier und da etwas vermißt oder größere Ausführlichkeit zu wünschen geneigt ist.

Ein anderes Bedenken ist gewichtiger. Wird es nicht immer etwas Mißliches haben, über die Literatur eines Volkes anders als in dessen eigener Sprache zu reden, da doch Geist und Sprache eines jeden Volkes untrennbar zusammengehören? Das vorliegende Werk, das die Ergebnisse französischen Geistes und Denkens dem deutschen Geiste in deutscher Sprache so trefflich zu eigen zu machen weiß, würde jedoch dieses Bedenken kaum aufkommen lassen, wenn nicht infolge allzu konsequent durchgeführter Verdeutschung jeglicher Titel, auch der bekanntesten und allgemein verständlichen, Bekanntes den Leser vielfach fremd anmuten mußte. Wie können z. B. die Titel „Poetische Kunst“ oder „Liebfrauenkirche“ so schnell und sicher die betreffenden Werke, ihren Gegenstand, ihre Eigenart vor unserem geistigen Auge erstehen lassen, wie es bei Nennung der ursprünglichen: „Art Poétique“ und „Notre Dame de Paris“ geschieht. Daß diese in Klammern folgen, ändert nichts an der Sache, nachdem der Zauber einmal gebrochen ist. Aehnlich ergeht es dem Leser mit bekannten Schlagwörtern und Zitaten, bei denen er, trotz durchaus zutreffender Verdeutschung, oft erst der Ueberlegung bedarf, um sich ihre ursprüngliche Form zu vergegenwärtigen.

Das Zuweitgehen in dieser Richtung könnte dahin führen, das Werk als ein nur für Laien geschriebenes Buch erscheinen zu lassen; und damit würde ihm großes Unrecht geschehen. Die beiden Verfasser wissen, gestützt auf gründliche Sachkenntnis und eingehendes Quellenstudium, selbst in diesem engen Rahmen auch Fachleuten Anregendes und Neues zu bieten, und ihr Werk hat demgemäß auch jenseits des Rheines gebührende Würdigung und Anerkennung gefunden. So heißt es in einer sehr eingehenden und lobenden Kritik von Gaston Paris, daß Hermann Suchier noch Neues zu dem behandelten Stoff zu sagen finde, und daß man gegenüber der Meinung eines ebenso unparteiischen wie zuständigen Beurteilers abwartend schweige, selbst wenn man anderer Ansicht sei. Jedenfalls hat das Werk seit seinem ersten Erscheinen sich seinen Leserkreis zu erwerben gewußt. Man nimmt diese auch in ihrem Aeußeren so ansprechenden Bücher gern zur Hand, sei es zu fortlaufender Lektüre, sei es zum Nachschlagen von Einzelheiten. Groß ist die Zahl der farbigen Tafeln und Abbildungen im Text, der Porträts, Darstellungen von Oertlichkeiten usw., die die Darstellung beleben und anschaulich ergänzen. Von besonderem, persönlichem Reize sind die Faksimile-Beilagen, darunter beispielsweise eine Druckseite aus Montaignes „Essais“, deren Rand mit handschriftlichen Korrekturen und Zusätzen des Verfassers bedeckt ist, die uns gleichsam erlauben, dem schreibenden Autor über die Schulter zu blicken.

Die vorliegende Neuauflage ist gegenüber der ersten um eine Anzahl Abbildungen bereichert, der Text ist beträchtlich vermehrt und in Einzelheiten berichtigt worden. Es ist für den ersten Teil die letzte Auflage,

an die der Verfasser, Professor Hermann Suchier, seine feilende Hand legen konnte, denn vor kurzem wurde der Arbeit dieses hervorragenden Sprachforschers durch den Tod ein Ziel gesetzt.

Vielleicht begibt sich in jetziger Zeit manch einer an das Studium der französischen Literatur, um zu forschen, wie sich der nationale Geist der Franzosen in ihrem Schrifttum widerspiegelt. Eines wird ihm da auffallen: Der deutsche Geist, der unser Volk belebt, es mutig und siegreich einer Welt von Feinden gegenübertreten läßt, ist er nicht von seinen Dichtern gestärkt und stets aufs neue entflammt worden? Wo aber findet man in der französischen Literatur eine unsterbliche vaterländische Dichtung oder eine Epoche, da Leier und Schwert in innigem Bunde dem Lande unvergängliche Lorbeeren erwarben, wenn man von der Einen Marseillaise absieht. Hier tritt zutage, worin der oft verachtete „teutonische", „tudesque" Geist dem vielgepriesenen französischen Esprit überlegen ist.

Martha Hobohm.

Politische Korrespondenz.

Die slavische Philosophie unter Rußlands Druck.

Wenn man von „russischer Geisteskultur" hört, so soll man dabei bedenken, daß das nur heißen kann: Kultur im russischen Reiche, nicht aber: Kultur von russischer Art und Eigentümlichkeit, wie man von „deutscher Kultur" spricht. Denn eine auf russischem Boden wurzelhaft gewachsene Geisteskultur in unserem Sinne gibt es noch nicht, und wenn jenseits der Memel dennoch geistiges Leben blüht, so existiert dieses trotz der russischen Verhältnisse und trotz der weltlichen wie geistlichen Regierung, welche seine Entwicklnng unterband, und zeigt eben deshalb mehr die Spuren der Entlehnung als selbständiger Gestaltung.

Während alle größeren Völker des Abendlandes es zu einer bedeutsamen, mindestens eigentümlichen philosophischen Produktion gebracht haben, sogar die Böhmen, in noch höherem Grade die Ungarn und Polen, machte sich bis noch vor kurzem auf den Kathedern Rußlands der Dilettantismus breit. Zurzeit wo im Abendlande die Kette der philosophischen Gedankenentwicklung in selbständiger Weise an den antiken Gedankenüberfluß Großgriechenlands anknüpft und den Humanismus gebiert, um sich dann in ununterbrochenem, organischem Fortgang zu vollenden, herrscht noch in Rußland die erstarrte Schultradition byzantinischer Herkunft. Zu derselben Zeit, wo Newton seine „Mathematischen Prinzipien", Leibniz seine metaphysischen Werke schrieb, durfte noch Dositheus, Patriarch von Jerusalem und höchste Autorität der griechischen Kirche, an den Zaren zu Moskau die Worte richten: die Glaubenstreuen dürften sich von der Philosophie nicht verführen lassen und müßten der Versuchung zu diesem Wahne widerstehen. Mit der Begründung der Moskauer Universität im Jahre 1755 faßte aber auch hier der Same abendländischer Weltweisheit Wurzel. Denn damit das russische Geistesleben aus sich selbst, etwa aus der bisher allein gepflegten Scholastik den philosophischen Funken schlüge, dafür waren die Voraussetzungen nicht gegeben. So kam es nur zu einer Verpflanzung der Lehren des deutschen Leibnizianers Christian Wolff auf die Universität zu Moskau, wo der Professor Anitschkow 1769 seine „Betrachtung aus der natürlichen Religion über den Anfang und Fortgang der natürlichen Gottesverehrung" schrieb. Ein vielverheißender Anfang! Aber er ging unter in dem Sturm,

der sich unter den Professoren erhob. Der Verfasser wurde wegen seines nach unseren Begriffen recht zahmen Buches der Gottlosigkeit geziehen und seine Schrift von Henkershand vernichtet. Die zweite Auflage erschien dann ohne die anstößigen Stellen.

Obzwar im ganzen der Entwicklung vorherrschend das Leuchtfeuer der deutschen Philosophie auch den russischen Geistesfrühling erhellte, so war daneben, zumal im 18. Jahrhundert, der englische und französische Einfluß bedeutsam. Zu einer tieferen und selbständigen Entwicklung der aus der Fremde angeeigneten Gedankensysteme fehlten indes ganz die Bedingungen: nämlich ein genügend ausgebautes Bildungswesen und eine, wenigstens bescheidene, Freiheit des Forschens und Lehrens. Jener erste Umstand macht es begreiflich, daß die kritische Philosophie unseres Kant von den Russen seinerzeit nicht genügend verdaut wurde. Sie war ihnen zu hoch und zu schwer, weshalb sie sich ihrer nur mit vieler Mühe und stückweise bemächtigten. Immerhin regten sich die Gedanken und strebten zur Selbständigkeit. Aber es kam anders. Es folgte die „heilige Allianz“ der Herrscher Preußens, Oesterreichs und Rußlands und die mit ihr verbundene **Reaktion**. Während diese aber in Preußen mit der herrschenden Philosophie Fühlung zu nehmen, ja in Hegels großartigem Gedankenbau eine Art offizieller Staatsphilosophie zur Anerkennung zu bringen verstand (die ihr dann allerdings auch über den Kopf wuchs), trat die Reaktion unter Alexander I. der russischen Philosophie von vornherein feindlich gegenüber. Wie ein Rauhreif kam es über das noch so unbeholfene, allzu junge neurussische Gedankenleben. Eine systematische Verfolgung der Philosophie begann Der Professor **Galitsch** an der Universität Petersburg, ein Schüler des deutschen Philosophen Schulze (der den „Aenesidemus“ verfaßte), schrieb eine „Geschichte der philosophischen Systeme“, die 1818—19 in zwei Bänden herauskam. Das harmlose Werk von dieser für den philosophischen Lehrbetrieb unentbehrlichen Art gab den Anlaß, daß sein Verfasser der Gottlosigkeit und der Erschütterung der Grundlagen des Staates beschuldigt wurde und seine Professur verlor. Denn er hatte die philosophischen Systeme dargelegt, ohne sie zu widerlegen, und dieses objektive Verhalten gab den Grund zu seiner Maßregelung. Der Moskauer Professor **Dawydow** suchte vom Katheder aus seinen Studenten die Kenntnis der Lehren seines berühmten deutschen Zeitgenossen Schelling zu vermitteln. Der Regierung mißfiel jedoch diese neue Richtung, und sie inhibierte die Vorlesungen. Das konnte freilich den Einfluß Schellings wie auch Hegels nicht ganz und gar unterbinden. Ja, es erschien schon damals, freilich nur ein Jahr lang, eine philosophische Zeitschrift, die von dem Fürsten **Odojewsky** mitredigiert wurde, dem begeisterten Anhänger Schellings und Mittelpunkt der Philosophischen Gesellschaft zu Moskau. Auch hatte sich die Regierung freundlicher gezeigt und war dem philosophischen Unterricht dadurch ein wenig entgegengekommen, daß sie 1828 die Logik wieder in den Lehrplan der Gymnasien aufzunehmen gestattete. Es blühte unter

der Regierung Nikolaus' I. eine sonderbare Philosophie auf. Soweit sie nicht geistlich war, knüpfte sie auf ihre Weise an deutsche Denker, besonders Kant, Fichte, Schelling und Hegel an. Damit verband sich ein strenger Rationalismus eigentümlicher Art, wie man ihn in Deutschland nicht kannte. Der Professor Michnéwitsch in Odessa war nicht der Einzige, welcher glaubte, nur in Rußland könne eine wahrhafte Philosophie erblühen Dem russischen Geiste allein wohnen, so argumentierte er, die festen Grundlagen der Religion inne, die ihn vor den schädlichen Grübeleien bewahren. Die Russen vermögen es, Verstand und Offenbarung, Philosophie und Religion zur Harmonie zu bringen. Jeder Slave soll, so heißt es bei Danilewsky, nächst Gott und der Kirche, das Slaventum als höchste Idee verehren. Ihm sollen Selbständigkeit und Unabhängigkeit das höchste Gut sein. Die westlichen Völker sind entartet und gehen in Fäulnis über, daher ist es Zeit, daß die slavische Kultur als selbständige hervortrete. Ein durchgreifender Unterschied trennt den Slaven von den übrigen Europäern. Im Gegensatz zu diesen hat der Slave niemals nach Gewalt gestrebt, hat sich niemals vom Interesse, vom Nutzen, sondern nur vom sittlichen Bewußtsein leiten lassen. Diese Aeußerungen des Rassenbewußtseins auf irgendwelchen Druck seitens der Regierung zurückzuführen, geht nicht an. Wir begegnen ihnen bei den polnischen Philosophen wieder. Sie scheinen ein besonderes Symptom slavischen Geistes zu sein. Ins Philosophische und Metaphysische erhoben, sind auch heute die Probleme der Rassen und Nationen beliebte Gegenstände.

Ein typischer Vertreter der Regierungsphilosophie aus der Zeit Nikolaus I. war der Petersburger Professor Fischer. Er zählte sich zu den Anhängern Kants, hatte von dessen Geiste aber keinen Hauch gespürt. Die gesunden Grundlagen der Philosophie sind nach Fischer: heilige Achtung vor der Religion, Treue gegen den Monarchen, unbedingter Gehorsam gegen die Gesetze. Von Volksrechten wollte er nichts wissen. Die Leute im 18. Jahrhundert, die sie ausgedacht hatten, waren töricht. Die Regierung in ihrer Weisheit versteht auch so schon ihre Zeit und weiß. wessen das Volk bedarf. „Uebrigens war Fischer, je nach Befehl der Obrigkeit, bereit, ganz entgegengesetzte Lehren zu predigen", sagt Jakob Kolubowsky, der Historiograph der russischen Philosophie. Weit ernster sowohl in seinen wissenschaftlichen wie politischen Ueberzeugungen zu nehmen ist der Professor der Philosophie an der Universität Kiew, O. Nowitzky. Dieser unterscheidet drei Hauptrichtungen in der Philosophie. Die dritte ist die höchste, die Gegensätze vereinigende Richtung und stellt die Aufgabe des russischen Volkes dar, dessen Geist sich in ihr ausspricht. Denn das russische Volk hat alles, was für die Verwirklichung dieser Mission nötig ist: vorbildliche Frömmigkeit, Hingabe an Zar und Vaterland. Dies sind die Hauptzüge des russischen Geistes. Nur, wenn sie wirksam bleiben, kann sich eine eines großen Volkes würdige Philosophie bilden. Die Regierung aber dachte anders. Alle diese vom Geiste der Vermittelung getragenen Versuche, die

Regierung Nikolaus I. mit der Entwickelung einer selbständigen Philosophie auszusöhnen, waren vergeblich gewesen. Wiederum und gründlicher als das erstemal wurden die für gefährlich gehaltenen Denker gemaßregelt. Die Katheder der selbständigen, nicht-geistlichen Philosophie an den Universitäten wurden im Jahre 1850 aufgehoben, und diese ward somit von den Stätten der wissenschaftlichen Forschung verbannt. Ihr Erbe überwies man den Lehrern der Theologie. „Ein Ende ist den verführerischen Grübeleien der Philosophie gesetzt", konnte der Minister für Volksaufklärung befriedigt ausrufen. Wie in früheren Zeiten waren nun wieder die geistlichen Akademien, die unbehelligt geblieben waren, die einzigen Zufluchtstätten des philosophischen Unterrichts. Auch Nowitzkys Lehrstuhl in Kiew ward aufgehoben, er selbst wurde wenigstens noch für würdig befunden, zum Zensor ernannt zu werden. Erst 1863, unter der Regierung des freundlicher gesinnten Alexander II., errichtete man die Lehrstühle wieder.

Aber die ersten Keime und die erste Möglichkeit einer gesunden Entwickelung waren dahin. An die Stelle des deutschen Einflusses trat vorwiegend französischer und englischer. Der doch nur importierte Positivismus, die Philosophie der sinnlichen Erfahrung, triumphierte; man ward radikal; denn man hatte keine geschichtliche Tradition. Hören wir den Positivisten Tschernyschéwsky (der übrigens in die Verbannung mußte): Wir haben weder Zeit noch Lust, uns mit fruchtlosen Grübeleien zu beschäftigen. Das Leben wartet nicht auf uns. Die Sünden unserer Väter und Großväter dürfen wir nicht wiederholen. Was soll z. B. alle Spekulation über das Sittliche? Das Gute ist der Nutzen. Ebenso hat die Kunst dem Leben zu nützen. Diese eine Probe möge genügen. Solcherlei lernte man nun von England, nachdem die Regierung den deutschen Einfluß erstickt hatte. Für die jüngste Zeit ist wiederum eine erfreuliche Zunahme geistiger Regsamkeit zn verzeichnen.

Den gleichen geistigen Eindruck zeigt die Geschichte der trotzdem bedeutenderen polnischen Philosophie. Auch hier hatten die Ideen Kants, Schellings und Hegels festen Fuß gefaßt und waren zum Sauerteig philosophischer Spekulation geworden. Außer der bereits erwähnten ungewöhnlichen Betonung des nationalen Moments zeigte sich mitunter die Neigung zur Bearbeitung gerade der schwierigsten Gebiete, welche darum der wissenschaftlich geforderten Exaktheit am meisten zu entbehren pflegen, wie: Naturphilosophie, Philosophie der Geschichte; ja sogar Telepathie, Spiritismus und Mystizismus finden Anhänger. Dann folgte der Polenaufstand und der polnisch-russische Krieg von 1863—65, der auf längere Zeit die philosophische Spekulation lahmlegte. Politische Interessen verdrängten die wissenschaftlichen. Dazu kam die russische Zensur, die mit unerbittlicher Strenge alle nicht-geistliche philosophische Arbeit und damit die selbständige philosophische Forschungs- und Lehrtätigkeit verhinderte. Auch hier hat somit die russische Regierung für den nun aufkommenden radikalen, alle Metaphysik und selbständig gestaltende Philosophie verachtenden Posivitismus den Boden

bereitet. Wie ungesund das Leben der wissenschaftlichen Philosophie in Polen war, zeigt die Zerrissenheit in den Richtungen der positivistischen, also erfahrungswissenschaftlichen, der kirchlich-katholischen und einer religiös-mystischen Schule — Extreme, die nicht, wie bei uns, durch eine starke, besonnene, idealistische Schule ausgeglichen wurden. Erst die folgenden Jahrzehnte brachten wieder starke Strömungen einer unabhängigen, von echt philosophischem Geiste getragenen Forschung, wenn auch noch lange nicht alle Blütenträume gereift sind. Und diese werden nicht reifen, solange die schwere Hand einer für Geistesfragen verständnislosen Regierung auf dem begabten und hochstrebenden polnischen Volke lastet.

Dr. Paul Feldkeller.

Die Bedeutung Asiens im Kampf für unsere Zukunft.

Der Krieg, der von Serbien angezündet wurde, hat fast die gesamte östliche Erdhälfte in Brand gesteckt. Ringsumher hat das Feuer Nahrung gefunden und immer kann es noch auf neue Gebiete übergreifen. Die vier aggressiven Großmächte Frankreich, England, Rußland und Japan haben seit Jahren das Unheil mit voller Hand ausgestreut, und soll man ihren Anteil an der Schuld feststellen, so muß man sagen: Frankreich hat vom Kriege gesprochen, England hat ihn gewünscht, Rußland hat ihn gewollt und Japan hat ihn benützt.

Rußland hat den Krieg gewollt. Dies ist jetzt für alle Welt so klargestellt, daß es überflüssig ist, es noch einmal zu beweisen. Vielleicht hätte es ihn lieber um ein Jahr oder um zwei Jahre später geführt, aber führen wollte es ihn und es hat alle diplomatischen, agitatorischen und militärischen Vorbereitungen dazu sorgfältig getroffen. War ihm der Krieg vielleicht durch ein Lebensinteresse vorgeschrieben, oder hat es zu dem furchtbarsten Mittel, das Staaten gebrauchen können, greifen müssen, um seine Macht zu erhalten? Durchaus nicht. Rußland war in fortwährendem Wachstum, und wenn es das Schicksal nicht gegen sich herausforderte, konnte es, ohne zwischen sich und seinen Nachbarn einen Blutstrom auszugießen, auf seinem ungeheuren Gebiete seine Kräfte immer mehr entfalten. Es wollte jedoch höher und höher steigen und die ihm benachbarten Großmächte überwältigen. Nichts Starkes darf an Rußlands Grenzen bestehen.

Rußland wollte Oesterreich-Ungarn niederwerfen, um die Polen und ebenso die Ukrainer bequemer entnationalisieren zu können; es wollte diese Monarchie, in der sich die Slawen geordnet und liberal organisieren können, zu einem verkleinerten und innerlich zerrütteten Vasallenstaat herabwürdigen; es wollte ihr die Möglichkeit nehmen, den Balkanländern eine Anlehnung zu bieten; es wollte den Bundesgenossen des Deutschen Reiches, das sich der allmählichen Umwandlung der Türkei in ein russisches Chanat

zu widersetzen begann, aus dem Wege räumen, und es wollte insbesondere einmal des robusten Deutschlands selbst gründlich Herr werden. Aus allen diesen Gründen hat es den Krieg entfesselt, für den ihm die Zeit gekommen schien, weil es an die innere Schwächung der verhaßten Habsburgischen Monarchie glaubte. Die nie zu sättigende Sucht nach immer weiterer Ausbreitung seiner Herrschaft, die ihm nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck ist, die die Seele des Zarismus ist, hat Rußland zum Kriege getrieben.

Diese Herrschaft ist auch in die russische Intelligenz eingesickert, die mehr mit der Phantasie als mit der Vernunft Politik treibt, zu Extremen stets geneigt war und nach dem Ablaufen der inneren Revolution um so empfänglicher wurde für eine Revolution nach außen. Der alte russische Nationalismus mit seinem durch die wirtschaftliche Konkurrenz gesteigerten Deutschenhaß kam ihr entgegen, und die Regierung konnte sicher sein, keinen offenen Widerstand zu finden, wenn sie die angesammelten Heeresmassen zum vermeintlich sicheren Sieg in Bewegung setzte. Wie freilich die Stimmung werden wird, wenn die Hoffnung getäuscht wird und die schweren Opfer sich nutzlos häufen, ist eine andere Frage; doch an diese Möglichkeit scheint die russische Kriegspartei in ihrem Hochmut gar nicht gedacht zu haben. So wurde Rußland der wahre Anstifter des Krieges. Ohne russischen Schutz hätte Serbien nicht den Mut zu seiner Verschwörer- und Attentatspolitik gefaßt; ohne russischen Einfluß wäre Poincaré nicht zum Präsidenten der französischen Republik gewählt worden; ohne die bestimmte Ankündigung des russischen Willens zum Kriege hätte auch die Clique, die die englische Regierung beherrschte, ihren Haß gegen Deutschland noch bezähmt. König Eduard hat einmal klagend bemerkt, daß den Ententemächten der Kapellmeister fehle; er fehlt ihnen nicht mehr. Es ist der russische Imperialismus, der es glücklich dahin gebracht hat, daß England, in dessen locker gebautem Weltreich 60 Millionen Mohammedaner wohnen, sich dem Ansturm des geeinigten Islam gegenübersieht. Wenn Rußland siegt und Japan seinen Besitz erweitert, ist Englands Zukunft in Asien verloren; in seiner Unvernunft wird es für die europäisch-asiatische Nordmacht und für das asiatische Inselland Japan gearbeitet haben. England selbst müßte wünschen, daß, wenn es fällt, Rußland mit ihm falle.

Wir hoffen alle, daß es kommen wird, und dann wird es eine der wichtigsten Aufgaben sein, in Asien neu aufzubauen. Das Wort: Ich sehe kein Europa mehr, ist jetzt zutreffender als jemals. Europa ist geteilt und Asien ist geteilt, die alte Grenze ist verwischt. Aber während der Teil von Asien, der sich an die Seite unserer Feinde gestellt hat, Japan, auf Raub ausgeht, erwartet der Teil, der mit seinen Waffen oder doch mit seinen Wünschen an unserer Seite steht, von uns seine Rettung. Wir sollen diese asiatischen Länder emporheben und ihnen Schutz bieten. Das Verlangen nach nationaler Selbstbestimmung ist nicht auf europäische Völker beschränkt, die alten Kulturvölker Asiens fühlen es gleichfalls, und die

Fremdherrschaft, die ihnen droht, hat ihnen für den Verlust ihrer Eigenart nichts zu bieten, was sie entschädigen könnte. Indem wir durch unsere Stöße nach Osten und nach Westen hin die Türkei ermutigten, selbst einzugreifen, haben wir den ersten Schritt für eine freie Entwicklung der von den Eroberungsstaaten eingeschlossenen und gefährdeten asiatischen Nationen getan. Wir arbeiten damit für uns selbst, denn wir schaffen uns politische und wirtschaftliche Bundesgenossen. Rußland in Europa zu schwächen, die Westflanke Deutschlands gegen England zu sichern, ist gewiß das Wichtigste. Aber als nicht weniger wichtig wird sich für uns die Kräftigung der entwicklungsfähigen asiatischen Länder erweisen; gelingt sie, so bleiben wir Rußland auf die Dauer gewachsen und vermindern die Gefahren, die ein etwaiger englischer Revanchekrieg bringen kann.

Mit der Möglichkeit, daß England, wenn es diesmal das Spiel verliert, den Kampf mit vermehrter Flotte und durch Einführung der Wehrpflicht gesichert gegen eine Invasion, zu gelegener Zeit wieder aufnimmt, müssen wir rechnen. Diese Möglichkeit wird geringer, wenn England weiß, daß es auch in Indien ernstlich bedroht werden kann. Läßt es sich aber trotzdem von einem Revanchekrieg nicht abschrecken, so wird es neuerdings unseren Seehandel unmöglich machen, wir werden von Asien abgeschnitten sein. Aber auch, wenn der militärische Kampf nicht wieder einsetzt, können England, Rußland und Japan, wenn sie die Vormächte in Asien bleiben, unseren Handel dahin vernichten. Welche Mittel sie dazu verwenden werden, läßt sich im einzelnen nicht vorhersagen; daß sie aber alles aufbieten werden, um uns von den Weltmärkten zu verdrängen, ist mehr als wahrscheinlich, und unser Ziel muß es daher sein, uns verkehrspolitisch von Rußland und England so unabhängig zu machen, als es nur irgend geht. In jeder Hinsicht also wird für uns nach dem Kriege Asien doppelt wichtig sein. Wir dürfen uns nicht von Asien abschneiden lassen; die Festsetzung Rußlands am Bosporus oder in Persien oder Afghanistan oder Chinesisch-Turkestan, die Stellung Chinas unter japanische oder russische Aufsicht wäre für uns ein schwerer Schlag.

Die Länder zwischen dem zu Rußland und Japan gehörigen Norden und dem von England und Frankreich mit Beschlag belegten Süden bilden einen das ganze asiatische Festland durchziehenden Mittelstreifen, der China, Afghanistan, Persien und die Türkei umfaßt. Dieser Mittelstreifen und das mittlere Europa haben große gemeinsame Interessen. Der Zusammenhang zwischen ihnen darf von uns feindlichen Mächten nicht durchbrochen werden.

In dieser Kette der europäischen und asiatischen Mittelländer wurden Rumänien und Bulgarien nicht genannt. Ihr Interesse müßte sie dahin führen, sich dieser Gemeinschaft anzuschließen, denn es wird natürlich für jeden Staat außerordentlich vorteilhaft sein, die Straße von der Nordsee nach dem stillen Ozean durch das eigene Gebiet zu legen. Aber vorläufig brauchen wir nur von den Ländern zu sprechen, die sich uns offen ange-

schlossen oder die deutlich für uns Stellung genommen haben, oder von denen, wie von China, zum mindesten mit Bestimmtheit gesagt werden kann, daß sie sich durch unsere Gegner unmittelbar schwer bedrängt fühlen. China wird vielleicht Beziehungen zu den Vereinigten Staaten suchen; für uns ist die Hauptsache, daß es seine politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit und Bewegungsfreiheit auf welche Art immer behauptet.

Im Grunde genommen, ist der Zusammenschluß Rußlands und Englands zunächst aus dem Gedanken entstanden, daß ihnen beiden die Herrschaft über die östliche Erdhälfte gebühre. Dieser Gedanke, dessen Reifen durch die gemeinsame Abneigung gegen Deutschland beschleunigt wurde, ist schon der Politik Gladstones, des Hassers Deutschlands und Oesterreichs, zugrunde gelegen. Gladstone war der erste leitende Staatsmann, in dessen Vorstellungskreis eine enge Annäherung zwischen den beiden Nationen Platz griff, deren Aehnlichkeit darin besteht, daß beide Nationalkirchen besitzen, beide scheinbar unangreifbar sind, beide geschlossene Welten für sich bilden und beide über ein riesiges Kolonialreich gebieten. König Eduard, persönlich grundverschieden von Gladstone, hat den Gedanken nach der Niederlage Rußlands in Ostasien zu seinem Programm erhoben und mit der Vorbereitung einer Teilung Persiens, der eine Teilung der Türkei gefolgt wäre, die Ausführung begonnen. Frankreich war schon vorher nach Marokko geleitet worden, unter Umständen, die berechnet verletzend für Deutschland waren, da es darauf abgesehen war, die erlöschende deutsch-französische Feindschaft wieder anzufachen, und allmählich gelang es auch, Rußland und Japan zusammenzubringen und so der großen gemeinsamen Aktion vorzuarbeiten. Indem Japan jetzt die Abtretung Kiautschaus in beleidigendster Form verlangte, wollte es den Chinesen vorführen, daß Deutschland in Ostasien hilflos sei; die Standhaftigkeit, mit der die Festung verteidigt wurde, hat freilich diesen Teil der Rechnung umgeworfen, aber Tsingtau ist besetzt und die Schantungbahn desgleichen. Die Japaner sitzen im Zentrum der chinesischen Küstenlinie und hoffen von hier aus das Reich, an dessen Schwächung sie in den letzten Jahren redlich gearbeitet haben, beherrschen zu können. England hat sich auf Tibet längst schon vorgemerkt, Rußland über die Mongolei schon sein Netz geworfen, und gewiß rechnet es auch Turkestan schon zu seinen künftigen Besitzungen. China ist verloren, wenn die Ententemächte siegen, wie Persien und die Türkei unzweifelhaft verloren sein werden, worauf dann Afghanistan als vereinzelter Ueberrest den Angriffen der umklammernden Großmächten ausgesetzt sein wird. England, Rußland, Japan, sogar das kinderarme Frankreich wollten die Welt unter sich teilen, Deutschland und Oesterreich-Ungarn widersetzten sich der Teilung; sie sind die Beschützer der Bedrohten, von denen bisher einer, das Osmanische Reich, nun auch selbst die Waffen für sich ergriffen hat.

Die Sachlage ist also sehr klar. Wir stehen vor einer Interessengemeinschaft, die im großen und ganzen alle Länder vom Ufer der Nordsee bis zum Ufer des Chinesischen Meeres miteinander verbindet. Auch vor

einer wirtschaftlichen Interessengemeinschaft, denn wenn diese Länder die Handelsbeziehungen zueinander pflegen, können sie in voller Unabhängigkeit von Rußland, England und Japan den reichsten Verkehr unterhalten. Betrachten wir eine Karte von Asien; sie enthält auch fast das ganze Europa, denn unser viel gegliederter kleiner Erdteil ist nur wie ein Anhang zur asiatischen Masse. Diese Karte lehrt uns, daß der Zusammenhang zwischen den beiden mitteleuropäischen Reichen und den jetzt noch freien Ländern des Orients ganz natürlich ist. Die farbigen Linien, die sie von einander trennen, versinnbildlichen uns ihre außerordentliche innere Verschiedenheit, aber die Fläche erscheint wie eine Einheit.

Afghanistan und China haben nur eine kurze Grenze gemeinsam, auf der Chinesisch-Turkestan und der schmale afghanische Anteil von Pamir, in dem die Quellflüsse des Amur Darja nach Westen laufen, aneinanderstoßen. Das ganze übrige Pamir und die sich daran schließenden anderen Hochländer sind im Lauf der letzten Jahrzehnte allmählich russischer Besitz geworden, und die Täler des Murgab und des Kisil Su wurden damals als strategisch wertvolle Punkte viel genannt, ebenso wie Tschitral, wohin die Engländer von Süden her ihre Posten vorschoben. Weder Engländer noch Russen würden jedoch ihre Eroberungen behaupten können, wenn Afghanistan mit voller Kraft gegen sie vorginge, und dann wäre ein sicherer und breiter und jederzeit zu verteidigender Uebergang von Afghanistan nach China geschaffen. Der beste Kenner dieses Gebietes ist heute Sven Hedin; schwerlich würde er Nein sagen, wenn man ihn fragte, ob er die Erbauung einer Eisenbahn dort für möglich hielte. Man denke nun, welche Bedeutung eine Bahn mit der Zeit gewinnen müßte, die das chinesische Eisenbahnnetz mit dem türkischen verbinden würde. Sie wäre im Krieg und im Frieden für Afghanistan selbst viel wichtiger als die russisch-indische Linie über Herat und Kandahar nach Beludschistan, denn sie würde nicht nur eine rasche Sammlung der militärischen Kräfte ermöglichen, ihr würde auch der ungeheure Verkehr zwischen China und Europa zufallen. Die zentrale Stellung Afghanistans würde politisch und wirtschaftlich voll zur Geltung gelangen; es würde einer der wichtigsten Flecken Erde unserer Hemisphäre werden. Die großen Wirtschaftsgebiete China und Mitteleuropa würden in ihrem Warenaustausch von ihren geschworenen Feinden unabhängig werden. Der Anstoß, der dadurch der beiderseitigen Produktion und dem Aufschwung der dazwischen liegenden Gebiete, insbesondere der türkischen, gegeben würde, ist ganz unberechenbar. Für China und die Türkei, aber auch für Persien wird tatsächlich eine ganz neue Aera beginnen.

Russen und Japaner suchen China zu zerstören. Es genügt ihnen nicht, ihm seine Außenländer zu entreißen, sie wollen es im innersten treffen. Sie fürchten China, denn wenn dieses Riesenland zu Kräften käme, könnte es für sie Beide, so friedlich es ist, ein höchst unbequemer Nachbar werden. Die achtzehn inneren Provinzen Chinas haben allein schon eine zweimal so zahlreiche Bevölkerung, wie das ganze russische Reich, und in Bedürfnis-

losigkeit und Ausdauer sind die Chinesen dem Russen noch überlegen. Die Feinde Chinas möchten ihm sein Ausdehnungsgebiet nehmen, damit die mehr als 320 Millionen, die es bewohnen, auf dem engen Raum der inneren Provinzen für alle Zeit zusammengedrängt bleiben. Turkestan und Tibet, diese natürlichen Abflüsse für eine chinesische Auswanderung, sollen gesperrt werden, und vor allem hat Rußland schon im vorigen Jahre die Mongolei gesperrt, die es für sich selbst vorbehalten will. Für uns dagegen ist es eben darum doppelt wichtig, daß China groß und stark wird, ebenso wie es für uns wichtig ist, daß sich die Türkei festige und Persien sich zusammenraffe. Diese asiatischen Staaten sind unsere natürlichen Bundesgenossen gegen die Uebergriffe Rußlands, Englands und Japans, Genossen, ob sie kämpfen oder ob sie nur Wache halten. Wir müssen Rußland in Europa nach Möglichkeit schwächen, aber wir dürfen nicht übersehen, daß die Hälfte der Arbeit in Asien zu bauen ist. Rußland und England sind heute asiatische Mächte, und wenn man sie bekämpfen und sich gegen sie schützen will, muß es auch in Asien geschehen. Die alten Kulturstaaten Asiens mußten nicht weniger als die Länder Osteuropas gegen die Steppenreiche auf der Hut sein, die ringsumher alles verschlingen wollten. Nun, die Traditionen eines solchen Steppenreiches hat das Zarenreich in sich aufgenommen, und ehe seine Uebergewalt nicht zusammengebrochen ist, wird keiner seiner Nachbarn in Frieden leben können.

Wien. Berthold Molden.

Die Rumänenfrage.

In der schwierigen Frage, welches die stärkere Macht im Leben der Völker ist: die Stimme der Stammeszugehörigkeit oder das Staatsgefühl, stellt der gegenwärtige Krieg in der österreichisch-ungarischen Monarchie die Serben und die Rumänen auf die härteste Probe. Den Serben wurde die Lösung dieses Problems durch die Heeres- und Staatsgewalt erleichtert, da sich beide mit ihrer ganzen Wucht auf die von Serben bewohnten Landesteile Ungarns legten und jedes staatsfeindliche Gelüste im Keim erstickten. Das war berechtigt und naheliegend, denn das Habsburgerreich führt eben gegen einen Serbenstaat Krieg, der dem serbischen Sprachgebiet Ungarns unmittelbar vorgelagert ist. Heikler ist die Rumänenfrage, gerade weil Oesterreich-Ungarn mit Rumänien nicht im Kriegszustand sich befindet, also mit seinen eigenen rumänischen Staatsbürgern doppelt vorsichtig umgehen muß, um auch ihre Stammesgenossen jenseits der Karpathen nicht zu reizen, denen von den Feinden Oesterreich-Ungarns mit genügender Deutlichkeit nahegelegt worden ist, sie möchten die Gelegenheit zu einer schönen Abrundung ihres Staates auf Kosten Oesterreich-Ungarns benützen. Ungarn mußte darum alles dransetzen, in seinen Rumänen das Staatsgefühl in einer Weise zu stärken, daß dies nicht in Konflikt komme mit ihrem na-

tionalen Empfinden. Diese Erwägung veranlaßte den Grafen Tisza zu der angekündigten „Neuorientierung“ der ungarischen Nationalitätenpolitik mit besonderer Anwendung auf die Rumänen. Nach außen motivierte er diesen Entschluß mit dem Hinweis auf die ausgezeichnete Haltung der Rumänen Ungarns während des Krieges. Die in seinem Brief an den Hermannstädter Erzbischof Metianu versprochene Revision der Wahlrechtsordnung und des Volksschulgesetzes sollte ein Ausdruck der Anerkennung sein für die im Kampf für das ungarische Vaterland betätigte Staatstreue der Rumänen. Als konkrete Zugeständnisse, die sofort durch Ministerialverordnung in Wirksamkeit traten, konnten angesehen werden: die Niederschlagung aller politischen Prozesse unter gleichzeitiger Amnestierung der schon Verurteilten und die Zulassung nationaler Fahnen und Abzeichen, die nicht identisch sind mit denen eines fremden Staates. Rot-gelb-blau sind zwar die Nationalfarben der siebenbürgischen Rumänen wie des Königreichs Rumänien, aber hier sind sie an der Fahnenstange in senkrechter Reihenfolge angebracht, während sie bei den Siebenbürger Rumänen quer zur Fahnenstange verlaufen, — ein Unterschied, der freilich beim Tragen von Kokarden und Schärpen ganz wegfällt. Die früheren Verfügungen, die so viel böses Blut gemacht und zu polizeilichen Schikanen selbst bei Beerdigungen Anlaß gegeben hatten, sind dadurch aufgehoben. Ungarische Regimenter mit rumänischer Mannschaft zogen jetzt sogar ins Feld mit solchen Fahnen, die in den rumänischen Kirchen feierlich eingeweiht worden waren.

Diese beiden Verfügungen — über die politischen Prozesse und über die Nationalfarben — waren klug und haben gut gewirkt. Mit lebhafter Spannung werden aber auf rumänischer Seite die viel tiefer greifenden Aenderungen des Wahl- und des Volksschulgesetzes erwartet, denn sie berühren die Lebensfrage des Rumänentums in Ungarn und Siebenbürgen. Je größere Wirkung Graf Tisza von diesen Zugeständnissen erhofft, desto dringender notwendig ist es, daß er ohne Verzug bekannt gibt, wie er sich diese Reformen im einzelnen denkt. Natürlich kann er in diesen beiden Punkten der Mitwirkung der gesetzgebenden Körperschaft nicht entraten, aber in ihren Grundlinien darf er die beiden Gesetzentwürfe oder Novellen schon jetzt bekanntgeben; das Parlament wird von der Tisza-Partei beherrscht, und diese wird ihm gewiß nicht in den Rücken fallen, da es sich hier um eine so dringliche vaterländische Aufgabe handelt.

Mit jedem Tag, man kann ohne Uebertreibung sagen mit jeder Stunde nimmt in Rumänien die Agitation für den Dreiverband an Heftigkeit zu; eine Steigerung der leidenschaftlichen Erregung in der Oeffentlichkeit Rumäniens ist kaum noch denkbar. Den günstigen Augenblick haben die Mächte des Dreiverbandes erfaßt und gehen stürmisch auf ihr Ziel los. Eben kündigt der Großfürst Michael Michailowitsch, ein Vetter der jetzigen Königin von Rumänien, seinen Besuch am rumänischen Hofe an. Das hatte noch gefehlt, um die Leidenschaft auf der Straße

bis zur Siedehitze zu steigern! Höhere englische Offiziere sind schon in Bukarest eingetroffen, und daneben arbeitet französisches Geld seit Monaten an allen nur irgendwie erreichbaren Stellen. Die Regierung selbst ist zwar noch standhaft und will auch weiterhin Neutralität wahren. Aber schon die Antwort des Königs **Ferdinand**, die er der Abordnung von Professoren der Bukarester Universität und ehemaligen Ministern auf ihr Verlangen nach Eintritt in die „Aktion zur Verwirklichung des nationalen Ideals" zuteil werden ließ, war so vorsichtig gehalten, daß daraus jeder herauslesen konnte, was ihm paßte; der König bat die Abordnung, „mit Geduld abzuwarten, bis die verantwortlichen Faktoren die Gelegenheit für gekommen erachteteten, um das nationale Ideal zu verwirklichen". Die Oppositionellen verstehen unter diesem Ideal nichts anderes als die **Einverleibung Siebenbürgens**, während die Regierung ihr Augenmerk mehr auf die **Rückgewinnung Bessarabiens** richtet. Gegen Oesterreich-Ungarn wird einzig und allein mit dem Argument gearbeitet, daß die rumänischen Brüder jenseits der Karpathen jetzt befreit werden müßten. Niemand in der Welt ist imstande, dieses Argument unwirksam zu machen, außer der ungarischen Regierung; wenn sie ihr Versprechen, den ungarländischen Rumänen nationale Zugeständnisse einzuräumen, in diesem äußerst kritischen Augenblick mit aller Aufrichtigkeit und Klarheit erfüllt, so sind die französisch-russisch-englischen Hetzapostel und ihr rumänischer Anhang in der allergrößten Verlegenheit um einen brauchbaren Agitationsstoff, denn dann gibt es in Ungarn einfach — **keine** Rumänen zu befreien. Die rumänische Nationalpartei in Ungarn hat in ihrem Organ, dem Arader Blatt „Romanul", folgende Erklärung abgegeben: „Nicht wir werden die persönlichen Bestrebungen des Ministerpräsidenten Tisza vereiteln, wir beeilen uns vielmehr, unsere Ueberzeugungen auszusprechen, daß die rumänische Nationalpartei in ihrer tiefen Liebe zum Vaterland und in unwandelbarer Treue gegen den hohen Thron in jedem Augenblick bereit ist, zur Verwirklichung des auf Recht und Gerechtigkeit, auf gegenseitiges Vertrauen und auf wechselseitige Rechtsachtung gegründeten nationalen Friedens beizutragen, und daß wir von ganzem Herzen wünschen, die Regierung Sr. Majestät möge durch ihre Regierungsmaßnahmen die für eine derartige Verständigung unentbehrliche Atmosphäre schaffen. Eben darum haben wir aber auch die patriotische Pflicht, zu erklären, daß ohne Zusicherung der Bedingungen für eine nationale Existenz und Entwicklung des rumänischen Volkes in Siebenbürgen in alle Ewigkeit jeder Versuch einer Versöhnung dieses Volkes erfolglos bleibt." Hervorragende Mitglieder des rumänischen Nationalkomitees haben sich in diesen Tagen auch persönlich so ausgesprochen und haben übereinstimmend hervorgehoben, daß eine sachliche Würdigung der Absichten Tiszas nicht möglich sei, bevor man etwas darüber wisse, was die ungarische Regierung den Rumänen im einzelnen bieten wolle.

Es ist sehr zu bedauern, daß die reichsdeutsche Presse in dieser Frage nicht ausreichend genau unterrichtet, ja zum Teil geradezu irregeführt wird. Man liest in den verbreitetsten Zeitungen, daß es dem Grafen Tisza schon gelungen sei, den Ausgleich zwischen Magyaren und Rumänen zu einem glücklichen Ende zu führen. Die Aeußerungen von rumänischer Seite sind doch in dieser Beziehung allein entscheidend, und diese Aeußerungen haben leider nur in ganz wenigen reichsdeutschen Blättern Eingang gefunden. Es wird auch behauptet, es dürfe die Agitation in Rumänen zugunsten des Dreiverbandes „nicht tragisch genommen werden". Man vergißt dabei, wer auf rumänischer Seite an der Spitze dieser Bewegung steht: der frühere Kriegsminister Filipescu ist zwar als Demagog bekannt, aber sein Einfluß in der breiten Masse der Bevölkerung ist grade deshalb nicht zu unterschätzen, und der frühere Minister Take Jonescu hat sehr weitreichende Beziehungen zu Frankreich und England, seine Gattin ist selbst Engländerin. Die Familie des Ministerpräsidenten Bratianu ist durchweg französisch erzogen, und es ist schon alles mögliche, wenn der Ministerpräsident selbst auf dem Standpunkt der Neutralität verharrt. Er wird sich ja wohl sagen, daß eine Förderung der russischen Bestrebungen dem Königreich Rumänien nichts Gutes bringen kann. Die Erfahrungen nach dem russisch-türkischen Krieg, der den Rumänen als Dank für ihre Waffenhilfe den Verlust Bessarabiens einbrachte, würden jetzt nach einem Siege Rußlands sich in viel schlimmerer Form wiederholen. Wohl macht Rußland augenblicklich die schönsten Versprechungen. Die russischen Blätter versprechen den Rumänen goldene Berge; vor einigen Tagen war dort zu lesen, daß in betreff der Herrschaft über Konstantinopel und die Dardanellen eine Verständigung zustande gekommen sei, wonach die Hauptstadt der Türkei und die Meerenge von einer internationalen Kommission verwaltet werden soll, in der dem Königreich Rumänien die vorherrschende Rolle zugesprochen wird; Rumänien, heißt es hier, habe „in der letzten Zeit viel politische Einsicht bewiesen und werde die Verwaltung Konstantinopels mit dem ganzen erforderlichen Takt besorgen". Man wird sich ja in Rumänien an die Vorgänge nach dem russisch-türkischen Krieg noch erinnern: der Verlust der südbessarabischen Distrikte an Rußland war nicht das einzige, womit Rußland seinen Bundesgenossen bedacht hatte; es forderte damals (1878) außerdem, daß Rumänien auch sein Heer entwaffne; König Karl ließ hierauf nach Petersburg sagen, daß diese Forderung nicht ernst genommen werden könne, worauf der Zar sie widerrief. Wenn aber Rußland jetzt, mit Rumäniens Hilfe, siegen würde, ist bestimmt zu erwarten, daß es sich noch viel weniger Zurückhaltung in seinen Friedensbedingungen für die Kriegskameraden zweiter Ordnung auferlegen wird. Ist es doch in Rußland nachgerade ein politisches Axiom, daß der Weg nach Konstantinopel nicht nur über Wien und über Berlin, sondern auch über Bukarest führt.

Wenn in Rumänien die politische Vernunft die Oberhand behält, so braucht uns um den endgültigen Entschluß der Regierung nicht bange zu

sein. Aber gerade auf diesem heißen Boden, wo die politische Stimmung immer ein so großer Machtfaktor ist, und gerade in dieser Zeit hochgradigster Erregung kann damit nicht sicher gerechnet werden. Nicht ganz ohne Belang ist auch der Umstand, daß die Königin von Rumänien durch ihre Abstammung allein, sagen wir, nicht ganz gefeit ist gegen russische und englische Einflüsse; darauf spekuliert man selbstverständlich auch in Petersburg, in London und in Paris. An die Festigkeit des Königs werden also in verschiedenster Beziehung die höchsten Ansprüche gestellt!

Aus dieser ganzen Sachlage ist leicht zu ersehen, wieviel dem Grafen Tisza in die Hand gegeben ist. Von der Art der Behandlung der ungarischen Nationalitätenfrage lassen sich alle Politiker in Rumänien ohne Unterschied der Partei beeinflussen. Wenn die ungarische Regierung hier nicht ganze Arbeit macht, ist alle ihre Mühe vergeblich. Graf Tisza hat sich doch selbst zu dem Programm einer magyarisch-deutsch-rumänischen Interessengemeinschaft bekannt; diese kann aber nur durch einen vollständigen Systemwechsel zur Tatsache werden. In einem unverständlichen Gegensatz zu dieser Auffassung steht aber die folgende Aeußerung eines siebenbürgisch-sächsischen Abgeordneten, der mit dem Grafen Tisza politischen Zusammenhang pflegt; er schreibt im „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt“: „Nicht als ob wir des naiven Glaubens wären, daß irgend eine sogenannte grundstürzende Aenderung eintreten wird. In ihren Grundzügen wird die ungarische Nationalitätenpolitik dieselbe bleiben, die sie bisher war. Aber sie wird zielbewußter und rationeller werden, das Unwesentliche vom Wesentlichen scheiden lernen.“ Man halte dagegen die folgende Aeußerung eines rumänischen Führers, die kurz darauf veröffentlicht wurde: „Wir wissen, daß aus der Erfahrung der Vergangenheit und aus der Geschichte unserer politischen Kämpfe im Bewußtsein des rumänischen Publikums die Ueberzeugung sich entwickelt und herauskristallisiert hat, daß ohne eine in konstitutioneller und organischer Art erfolgende Zusicherung des politischen Einflusses des rumänischen Volkes sowohl in der Regierung als auch in der Gesetzgebung des Landes an eine definitive und befriedigende Lösung der rumänischen Frage in Siebenbürgen und Ungarn nicht gedacht werden kann.“ Die Rumänen erwarten also allerdings eine „sogenannte grundstürzende Aenderung in der ungarischen Nationalitätenpolitik“, und die wiederholten Kundgebungen des Grafen Tisza in dieser Angelegenheit können gar nicht anders verstanden werden, als daß er diese Hoffnungen zu erfüllen gewillt ist. Graf Tisza wird sich also beeilen müssen, die falschen Interpreten seiner letzten Absichten baldigst zu widerlegen, wenn er nicht mißdeutet werden und wenn er verhindern will, daß aus einem Mißverständnis dieser Absichten gerade das Gegenteil von dem bewirkt werde, was er durch seine magyarisch-rumänische Verständigungsaktion während dieses Krieges nach seiner eigenen Versicherung mit heiligem Ernst angestrebt hat.

26. 11. Lutz Korodi.

Britische Illusionen.

Der mächtigste unserer Feinde, England, hat im bisherigen Verlaufe des Krieges eine Reihe von empfindlichen Enttäuschungen und Nachteilen erlitten. Die deutsche Flotte, deren Vernichtung den Briten beinahe als ihre Hauptaufgabe erscheint, ist unnahbar für sie. Das Treffen von Coronel ist vielleicht die erste größere maritime Niederlage des Union Jack seit den Kämpfen des 17. Jahrhunderts gegen die Holländer. Und wenn auch der treffliche Kapitän der „Emden“ unter den englischen Kaufleuten nicht soviel Schrecken verbreiten konnte, wie einst Jean Bart, ist es doch ein paar über das Weltmeer verstreuten deutschen Kreuzern gelungen, die Prämien bei Lloyds so in die Höhe zu treiben, daß in die Kalkulationen des englischen Handels erhebliche Verwirrung hineingetragen wurde. Das Schwarze Meer und die Ostsee sind der britischen Seeherrschaft vollkommen entzogen worden; jenes gehört den Türken und den deutschen Kriegsschiffen, die ihnen zu Hilfe gekommen sind, dieses den Deutschen allein. Die Erfolge der deutschen Tauchboote und Minenleger erweckten bei allen Rivalen Englands die Erkenntnis, daß die britische maritime Vorherrschaft keineswegs auf einer angeborenen und deshalb anderen Flotten unerreichbaren Seetüchtigkeit der Insulaner beruht.

Auch der Angriff der Osmanen, der die Feindschaft des gesamten Islam im Gefolge hat, zerstört festgewurzelte englische Hoffnungen. Die Briten haben der Pforte Aegypten entrissen; sie haben Armenier und Mazedonier gegen ihre türkischen Beherrscher aufgewiegelt; König Eduard hat in Reval mit dem Zaren die Teilung der Türkei eingeleitet. Trotzdem zeigten sich die Jungtürken ebenso anglophil, wie vor ihnen die Mehrzahl der osmanischen Staatsmänner. Erst ganz allmählich erblaßte der Nimbus der „Mutter der Freiheit“ bei den Reformern am goldenen Horn, und daß sie sich heute wirklich entschlossen haben, gegen ihre englischen und russischen Peiniger in den Krieg einzutreten, der ihre einzige Rettung ist, hat an der Themse noch immer als eine peinliche Ueberraschung gewirkt.

Auch die Niederlage der russischen Armee hat jenseits der Nordsee niemand erwartet. Die englische Presse hat alles getan, was in ihrer Macht stand, um der öffentlichen Meinung den letzten Rest von Russenfeindschaft auszutreiben. Die Moskowiter wurden in den öffentlichen Blättern dargestellt als eine kräftige, männliche, mit den Vorzügen der Jugend geschmückte Nation, die allerdings auch mehr oder weniger mit den natürlichen Unvollkommenheiten jenes Lebensalters behaftet sein möge. Auf jeden Fall seien die Russen mit ihren freimütigen, liebenswürdigen und anmutigen Umgangsformen, die allerdings mit einer gewissen bequemen Nachlässigkeit gepaart wären, der Schroffheit, Härte und pedantischen Pünktlichkeit der Deutschen vorzuziehen. Ganz außerordentlich sind, so rühmten die Londoner Zeitungen, die Leistungen des Russentums auf dem Gebiete der Literatur, Musik, Medizin und historischen Forschung*). Zugeben müsse man, daß

*) Eine kleine anschauliche Schilderung des verkrüppelten Geisteslebens im Zarenreich brachten wir in einem vorausgehenden Artikel.

die auswärtige Politik des Kabinetts von Petersburg keine Skrupeln kenne, und so habe sich Rußland in Persien einen ganz überwältigenden Einfluß zu verschaffen gewußt. Diese unliebsame Erscheinung dürfe aber das britische Publikum nicht zur Russophobie verführen, denn es stehe ganz fest, daß man an der Newa niemals ernstliche Absichten auf Indien gehabt habe. So könne man sich denn englischerseits unbedenklich freuen über die unvergleichliche Begabung Rußlands zur Assimilation unterworfener Völkerschaften. Die mittelasiatischen Nationen gehorchten dem russischen Szepter heute recht gern. Das Bündnis Rußlands mit England werde auch in dem europäischen Rußland eine liberale Aera heraufführen, und so werde sich mehr und mehr die magnetische Anziehungskraft geltend machen, die von jeher zwischen dem Engländer und dem Russen obgewaltet habe.

Mit solchen verwegenen Behauptungen haben die Macher der britischen öffentlichen Meinung seit Monaten auf das Urteilsvermögen John Bulls einzuwirken gesucht und wohl in der Tat einen gewissen Erfolg erzielt. Die Katastrophe der Wilna- und der Narew-Armee in Ostpreußen ließ sich dem englischen Publikum zwar nicht verhehlen, wurde ihm aber von seinen Journalisten als ein bei „Rußlands Millionen“ unwesentlicher Zwischenfall dargestellt. Unsere tapfere achte und neunte Armee werden es hoffentlich der englischen Presse, der eine täglich wachsende Zahl ihrer Landsleute Unglauben entgegenbringt, bald unmöglich machen, ihren Lesern die Wahrheit über die offensive Untauglichkeit der Heere Rußlands länger vorzuenthalten. Unter den Wirkungen, die deutsche Waffenerfolge haben können, ist ihr Eindruck auf die öffentliche Meinung Englands nicht am geringsten anzuschlagen. Unser siegreiches Vordringen in der Richtung auf Calais hat in der öffentlichen Meinung Englands eine jener Paniken hervorgerufen, die Richard Colden so unnachahmlich zu schildern verstand. Das Ueberwuchern der Spionitis unter den Insulanern, die sonst manchmal kaltblütig beinahe bis zur Karikatur sind ist auch kein Beweis für besondere nationale Zuversicht. Das Zentralkomitee der „patriotischen Landesorganisationen“, dem u. a. Asquith, Rosebery und Balfour angehören, fordert in einem Rundschreiben alle Preßorgane und angesehenen Persönlichkeiten auf, die englische Oeffentlichkeit im kriegsfreundlichen Sinne zu bearbeiten. Da die liberale Partei früher so viel dafür getan hat, die pazifistische Gesinnung im Lande zu verbreiten, so fühlt sich der Premierminister von der Furcht angewandelt, die öffentliche Meinung könne rasch kriegsmüde werden und unter dem Druck von immer mehr und immer schwereren Mißerfolgen und Niederlagen mit unwiderstehlicher Ungeduld einen faulen Frieden verlangen. Ganz offenbar haben die englischen Minister das Gefühl, daß die Zerstörung nationaler Illusionen, an der sowohl auf den maritimen und kontinentalen Kriegsschauplätzen als auch im Orient die Ereignisse arbeiten, ihrer Politik verderblich werden kann. Der den britischen Parteiführern so verhaßte „Militarismus“ der deutschen Verfassung bringt es mit sich, daß der Kaiser in der auswärtigen Politik seinen Kurs steuern kann, ohne bei jedem Windstoß der öffentlichen Meinung lavieren zu müssen. In gewissem Sinne

ist man berechtigt zu sagen, daß die auswärtige Politik des streng monarchischen Deutschland einem modernen Dampfer vergleichbar ist, dessen Kapitän nach den Launen der Witterung relativ wenig fragt, während die englischen Staatsmänner, da sie mit der demokratischen Unbeständigkeit zu rechnen haben, von Wind und Wellen abhängen wie die Lenker eines altmodischen Segelschiffes.

In der Erkenntnis dieser konstitutionellen Schwäche des britischen Gemeinwesens sagt der Aufruf des oben erwähnten Zentralkomitees: „Die britische öffentliche Meinung kann letzten Endes ein entscheidender Faktor im großen Kampfe werden. Wenn das britische Volk unerschütterlich und standhaft bleibt, glauben wir, daß der Sieg unser sein wird. Aber es darf — komme was da wolle — kein Schwanken und Erschlaffen und kein Flickwerk von Waffenstillstand geben, der unsere Kinder einer Erneuerung der deutschen Drohung aussetzen würde, die wahrscheinlich dem Reich etwas weit Schrecklicheres bringen würde als heute. Angesichts der grundlegenden und vitalen Bedeutung des Ringens ist es klar, daß die öffentliche Meinung nicht umschlagen noch sich verändern darf, wie Temperament und wechselndes Kriegsglück es diktieren mag“.

Es mag noch viel Wasser die Themse hinabfließen, bis die innere Gefahr, von der die Machthaber in London ihr Werk bedroht sehen, dringlich wird. Aber die Ernüchterung ist bei den Engländern da und macht Fortschritte. So einmütig wie das deutsche Volk ist ja das englische in dem Entschluß, den Krieg zu führen, von Anfang an nicht gewesen. Was denjenigen Briten, die den Feuereifer der Hauptmasse ihrer Landsleute für den Krieg nicht teilen, mit den meisten Zuwachs verschafft hat, ist die exorbitante Ziffer der englischen Verluste auf dem belgisch-französischen Kriegsschauplatz. Eine so ungeheure Einbuße ist nur möglich bei einer Armee wie der englischen, die teils in veralteten taktischen Anschauungen befangen, teils aus dem Boden gestampft ist. Wenn die englische Presse die Tatkraft preist, die die englische Nation entfaltet hat, um ein großes Landheer in die Wagschale werfen zu können, hebt sie als einen ganz besonders radikalen Entschluß der verantwortlichen Männer die Ernennung Lord Kitcheners zum Kriegsminister hervor. Der deutsche Beobachter vermag kaum zu verstehen, wie die britischen Zeitungen Aufhebens davon machen können, daß einer der erfahrensten und berühmtesten Generale der englischen Armee an die Spitze des Kriegsministeriumn gestellt wird. Aber die Verfassungen der beiden Länder sind eben von Grund aus so verschieden, daß, was in dem einen für die einfachste und natürlichste Sache von der Welt gilt, in dem anderen eine unerhörte Neuerung ohne jeden Präzedenzfall ist. Noch niemals hat sich das britische Parlament dazu verstanden, einen Militär zum Staatssekretär des Krieges zu machen. In jedem nicht streng monarchisch organisierten Staat droht die Regelung des Verhältnisses der bürgerlichen zur militärischen Gewalt besondere Schwierigkeiten zu bereiten und ist die erste von Mißtrauen gegen die zweite erfüllt. Symbole dieser republikanischen und halbrepublikanischen Staaten gleichsam angeborenen inneren Spannung sind, daß im alten Rom

die Truppen das Kriegskleid ablegen mußten, sobald sie den Boden Italiens wieder betraten, und daß englische Offiziere außer Dienst immer in Zivil gehen.

Von solchem instinktiven Argwohn erfüllt hat es das englische Parlament seit 1688 niemals über sich gewonnen, einem General die Militärverwaltung anzuvertrauen. Lord Kitchener ist der erste soldatische Kriegsminister Englands. Daß die Bedrohung durch Deutschland diese Wahl herbeizuführen vermocht hat, ist um so charakteristischer, als unmittelbar vor Ausbruch des Krieges infolge der irischen Wirren die absolute Unterordnung der Armee unter das Parlament ins Wanken geraten war, nachdem die politischen Parteien sie seit der Vertreibung der Stuarts immer aufrechtzuerhalten verstanden hatten. Wenn der britischen Regierung ihre Absicht gelingen sollte, im Laufe des nächsten halben Jahres 30 englische Divisionen in Frankreich auf die Beine zu bringen, würden die Folgen einer solchen Entwickelung für die innere Geschichte Großbritaniens gar nicht abzusehen sein. Zwar meint die englische Presse, daß die 5—600000 Mann Landtruppen, mit denen man Franzosen und Belgiern zu Hilfe kommen will, nicht mehr, wie das englische Landheer bis jetzt, den Charakter einer Söldnerarmee tragen würden. Neben den Arbeitern, so rühmen die Zeitungen, ließen sich auch Handwerker, Buchhalter, Söhne der besitzenden Klasse, ja Sprößlinge von Peers in großer Zahl anwerben, so daß unter General Kitcheners Verwaltung eine wahrhaft nationale Wehrmacht, ein Volk in Waffen in der Bildung begriffen sei. Die Erfahrung dürfte aber beweisen, daß sich jene Träume niemals verwirklichen lassen. Zu einem Bürgerheer im vollen Sinne des Worts gehört die gesetzliche allgemeine Wehrpflicht, die jenseits der Nordsee nach wie vor auf unüberwindlichen Widerstand stößt. Die Art und Weise, wie die Engländer ihre Heeresverfassung zu reformieren suchen, leidet an einem inneren Widerspruch. Sie wollen die großen Heeresmassen auf den Kontinent werfen, die sich nur vermittelst der allgemeinen Dienstpflicht beschaffen lassen. Aber in Einem Athem damit preisen sie Großbritannien glücklich, daß ihm dank seiner Wehrverfassung während des Krieges Arme genug zur Verfügung stehen würden, um die Ernte einzubringen, während sich die deutschen und österreichischen Schnitter entweder auf dem Schlachtfeld tummeln oder unter der Erde liegen würden, die sie hätten bearbeiten sollen.

Der Wahn, daß Deutschland und Oesterreich ihre Landwirtschaft nicht würden betreiben können, wie überhaupt die skeptische Beurteilung der ökonomischen Kampftüchtigkeit jener beiden Länder sind Einbildungen, die bei den Briten noch festsitzen. Sie werden ihnen erst durch ihre Erlebnisse ausgetrieben werden. Was aber den Wandel betrifft, den wir heute in der sozialen Zusammenwirkung der englischen Armee beobachten, so hat diese Entwicklung schon lange vor dem Kriege angefangen, sich geltend zu machen. Seit Jahrzehnten ist das gesellschaftliche Niveau der britischen Rekruten im Steigen begriffen. Der gegenwärtige Krieg mag noch etwas mehr Leute besseren Standes dem Soldatenberuf zuführen, da das nationale Bedürfnis nach gutem Rekrutenmaterial ein schreiendes ist, aber inwieweit der Charakter der britischen Armee dadurch verändert werden wird, liegt noch im Dunkeln.

Die Werbung im heutigen England beruht nicht vollständig auf Freiwilligkeit. Abgesehen davon, daß Zehntausende durch die Arbeitslosigkeit der Fahne zugetrieben werden, scheut man sich auch nicht, um die immer wieder stockende Rekrutierung aufs neue in Gang zu bringen, abhängige Elemente mit moralischen oder materiellen Nachteilen zu bedrohen und so einen indirekten Zwang auszuüben, der als eine Verfeinerung der alten Preßgänge angesehen werden kann. Ganz ähnlich wie die Streitkräfte, die England jetzt improvisiert, waren im alten Rom die Heere beschaffen, die die republikanische Verfassung über den Haufen warfen: Legionen, hervorgegangen aus einem Anwerbungssystem, über dem aber die Idee der allgemeinen Wehrpflicht schwebte, so daß, in den Grenzen des Bedarfs, auch eine mehr oder weniger geregelte Aushebung stattfand. Junge Leute aus vermögenden Familien unter den Legionären zwar nicht vorhanden, aber doch als gemeine Soldaten dem Heere angehörend in der Reiterei. Dazu die Hauptstütze des Cäsarismus, die Centurionen, vergleichbar den Unteroffizieren, die gegenwärtig in England zu Hunderten Leutnants und Hauptleute werden, weil die Lücken, die die deutschen Kugeln reißen, das aristokratische Offizierkorps nötigen, seine Reihen den plebejischen Non commissioned weit zu öffnen, zumal auch im Hause der Gemeinen Radikale und Arbeiterpartei die Gelegenheit nicht versäumen, die Demokratisierung der Armee zu fördern. Auch in der englischen Marine finden gegenwärtig zahlreiche Beförderungen statt, bei denen auf die soziale Homogenität des Offizierkorps keine Rücksicht mehr genommen wird.

Es soll hier in keiner Weise eine Vermutung darüber geäußert werden, wie sich nach dem Frieden die englische Armee zu dem Parteitreiben in ihrem Vaterlande stellen wird, nachdem die Truppen in Irland schon vor dem Krieg versucht hatten, durch passive Resistenz den Gang der inneren britischen Politik zu beeinflussen. Genug, daß England auch seinen „Militarismus“ hat und ihn nach dem Kriege wahrscheinlich in steigendem Grade haben wird. Die vergrößerte und qualitativ verbesserte Armee wird kaum umhin können, durch den Mund ihrer Führer ihre Stimme in einer Weise zu erheben, die von den Demagogen nicht überhört werden kann, wenn, mit den Rednern am Steuerruder, das Staatsschiff schwankt, und es wird unter den Nachwirkungen dieser Welterschütternng noch jahrelang ganz gewaltig schwanken!

Im Jahre 1878 zog Lord Beaconsfield 8000 Seapoys von Indien nach Malta, um sie gegebenenfalls zur Verteidigung Konstantinopels gegen die Russen zu verwenden, die nach dem Untergange Osman Paschas den Balkan überschritten hatten. Die Opposition in der britischen Volksvertretung griff damals den Premierminister heftig an, weil die Verwendung asiatischer Hilfstruppen in Europa eine Drohung für die englische Freiheit sei. Heute ist Lord Kitchener in dem Gebrauch, den er von indischen Regimentern macht, so weit gegangen, daß jener Präzedenzfall aus dem Jahre des Berliner Kongresses vollkommen dagegen verblaßt. Nicht, wie man in Deutschland vielfach glaubt, 30 000, sondern volle 70 000 Inder

stehen in Frankreich. Es heißt, daß mit dem gleichen Landungsziel noch etwa 40000 unterwegs seien. Auch dieser exotische Sukkurs ruft die Erinnerung an Institutionen wach, die wir in dem Heerwesen der verfallenden römischen Republik finden, indem damals barbarische Kohorten und Alä den Heerbann der Italiker ergänzten . . .

Die englischen Zeitungen, auch die radikalen, haben die konstitutionellen Bedenken, die die Seapoys in Malta der vorigen Generation englischer Demokraten einflößten, vollkommen aus ihrem Gesichtskreis verloren. Politisch fürchten sie von den Sikhs und Gurkhas nichts, und militärisch haben sie von den indischen Truppenteilen, die auf dem europäischen Festland fechten, die höchste Meinung, eine höhere als der greise Feldmarschall Lord Roberts, der jahrelang an der Spitze der indischen Armee gestanden hat, und der jetzt, bei einem Besuch in dem Feldlager seiner alten Waffengefährten, den Unbilden der Witterung erlegen ist. Im übrigen interessiert sich die englische Publizistik in Heeresfragen gegenwärtig weit weniger für das qualitative Moment als für das quantitative. Nicht allein aus militärischen, sondern auch aus politischen Gründen wünschen die Briten, eine möglichst große Zahl von Streitern in Frankreich und Belgien zu haben. Eine englische Flugschrift, von Preßleuten herausgegeben*), entwickelt folgenden dummschlauen Gedanken. Die Kämpfer auf dem Kontinent, die sämtlich die allgemeine Wehrpflicht hätten, würden, je länger der Krieg dauere, an Truppen immer schwächer werden, England dagegen, das nur mit einer kleinen Armee in den Krieg eingetreten sei, dürfe darauf rechnen, während seines Verlaufs militärisch mehr und mehr zu erstarken: „Solche großen militärischen Reserven . . . werden nicht allein während des Krieges von erheblichem Nutzen sein, sondern auch nachher. Es kann wohl so kommen, daß, wenn der Friede in der Luft liegt, von allen den großen Mächten wir allein noch im Besitz einer bedeutenden und nicht erschöpften Heeresmacht sind, ein Faktor, der uns zu Schluß bei der Regelung der Sache die Vorherrschaft verleihen würde. Eine derartige Idee liegt offenbar den Bestrebungen Lord Kitcheners zugrunde."

Mit merkwürdiger Aufrichtigkeit spricht man also schon heute in England von dem Zeitpunkt, wo innerhalb der antideutschen Koalition die Interessen der Teilnehmer auseinander gehen werden. Die Weltgeschichte lehrt, daß Großbritannien seine Kriegsverbündeten im Stiche zu lassen pflegt, sobald es ihrer nicht mehr zu bedürfen glaubt. Auf dem Kongresse von Utrecht, der den Spanischen Erbfolgekrieg beendigte, entschlugen sich die englischen Unterhändler fast aller bundesgenössischen Rücksicht auf Holland, das Deutsche Reich und den Kaiser. Es genügte ihnen, daß Großbritannien durch Abtretungen und handelspolitische Zugeständnisse Frankreichs und Spaniens sein Schäfchen ins Trockne brachte. Wie unbedenklich England im Siebenjährigen Krieg Friedrich den Großen beiseite schob,

*) The great war book published for the Daily Chronicle by Hodder and Stoughton, Warwick Square, London E. C. Eine sehr lesenswerte Veröffentlichung.

als es ihn nicht mehr brauchte, ist jedem Preußen bekannt. Diese Traditionen altenglischer aristokratischer Staatskunst scheinen auch in der modernen britischen Demokratie noch fortzuleben. Daß das Kabinett von St. James sich durch den Vertrag von London gegenüber seinen Verbündeten verpflichtet hat, keinen Separatfrieden zu schließen, wird die englische Diplomatie nicht hindern, wenn sie es zweckmäßig findet, ihre eigenen Wege zu gehen. Zwar ist sie ein Muster an Gewissenhaftigkeit, wenn es sich um die belgische Neutralität handelt, wo aber britische Vorteile in Frage stehen, ist sie immer nach dem Grundsatz verfahren, daß in der Politik wie in der Galanterie Treuschwüre nicht ewig binden.

Einstweilen allerdings kann John Bull seine Alliierten gut gebrauchen, nicht nur um des unmittelbaren politischeu Kriegszwecks willen, sondern auch, weil man jenseits der Nordsee wähnt, durch Ausbeutung der gegenwärtigen kommerziellen Konjunktur noch einmal die im Schwinden begriffene Handelsherrschaft befestigen zu können. Die oben zitierte Flugschrift sagt über diesen Punkt: „Die Konkurrenz Deutschlands und Oesterreich-Ungarns ist beseitigt, und gleichermaßen auf dem Markt des englischen Mutterlandes wie auf dem der Kolonien und Indiens, sowie auf ausländischen neutralen Märkten sieht sich der britische Fabrikant dem Ansturm seines furchtbarsten Nebenbuhlers enthoben . . . . . Es ist richtig, daß nicht alle deutschen Importe in das englische Mutterland, streng genommen, eine Konkurrenz für uns darstellten, denn auch solche wertvollen Materialien, wie Zink, bezogen wir in bedeutender Menge aus Deutschland. In manchen Warengattungen machten wir auch nur schwache Versuche, mit Deutschland in Wettbewerb zu treten, beispielsweise in Farbstoffen und in manchen Zweigen des Chemikalien- und Drogenhandels. Es steht jedoch fest, daß es wenige oder gar keine deutsche Fabrikate gibt, die nicht in England auch angefertigt werden können, und da deutsche Erzeugnisse, wie die wundervollen Alizarinfarben, und Drogen, wie Aspirin usw. jetzt nicht zu erlangen sind, so müssen wir die günstige Gelegenheit energisch ergreifen und die Herstellung solcher Dinge in unserem Land ins Werk setzen.

„Was Chemikalien, Farben und Farbstoffe betrifft, so hat der Handelsminister eine Sachverständigen-Kommission ernannt, um die Verhältnisse zu prüfen, und eine auserlesene Männerschar, mit Lord Haldane als Vorsitzendem, hat sich zum Eintritt bereit erklärt. Unter den herangezogenen Gelehrten befindet sich . . . . . Professor W. H. Perkin, der eigentlich die Anilinfarben entdeckt hat.

„Die Zusammensetzung dieses Ausschusses ist sehr charakteristisch und ruft uns die Tatsache ins Gedächtnis zurück, daß für ein gewisses Maß der deutschen Ausfuhr der deutsche Erfolg nicht so sehr eine Frucht deutscher Tatkraft und Unternehmungslust im Handel ist, wie der Lohn für industrielle Tüchtigkeit und technisch-wissenschaftlichen Forschungsgeist . . . . Das sind große Eigenschaften; sie sind erforderlich, um unter sich so verschiedene Gegenstände zu machen, wie deutsche Pianofortes, deutsche elektrische Maschinen, deutsches Leder, deutsche Papierspezialitäten 2c.

„Das Handelsministerium hat energische Schritte getan, um die Kenntnis der vielen Chancen zu verbreiten, die wir berührt haben. Von den Handelsämtern in den Kolonien sind detaillierte Denkschriften beschafft worden, und man hat eine ganze Reihe von höchst gehaltvollen kommerziellen Monographien verfassen lassen zur Verteilung unter die Handelskammern . . ."

Zum Glück für Deutschland ist es nicht so leicht für ein Volk, sich in Fabrikation und angewandter Wissenschaft zu vervollkommnen, wie jene Stimme aus dem feindlichen Lande meint. Der zitierte Schriftsteller ist auch selber solchen Bedenken zugänglich und richtet zum Schluß seiner Ausführungen folgendes Mahnwort an seine Landsleute: „Es würde natürlich sehr töricht sein, anzunehmen, daß der deutsche Handel dauernd weggekapert werden könne, ohne daß wir uns große Mühe gäben und erleuchtete Anstrengungen machten. Es ist etwas Anderes, sich Aufträge zu verschaffen, solange die deutsche Konkurrenz zwangsweise ferngehalten wird, und Erneuerungen jener Aufträge zu erreichen, nachdem der Krieg vorüber ist und Deutschland wieder aufs Geschäft gehen kann. Es ist wahrscheinlich, daß der deutsche Händler für Jahre nnter der Mißgunst zu leiden haben wird, die das deutsche Vorgehen (nota bene: die englischen Entstellungen desselben) in vielen Ländern hervorgerufen hat..... Dem britischen Händler bietet sich eine Chance dar, an die niemand gedacht hatte; es wäre jammerschade, wenn sie nicht bis zum Aeußersten verfolgt würde".

Wie schon oben bemerkt, glauben die Engländer nicht, daß die deutsche Landwirtschaft während des Krieges unser Volk wird ernähren können. Schon zu Anfang 1915 hoffen unsere angelsächsischen „Vettern" fast unerschwingliche Kornpreise in Deutschland zu erleben. Manche dieser Prophezeiungen in der britischen Presse gehen von so wohlunterrichteten Männern aus, daß als das Hauptkonsumgetreide der Deutschen der Weizen angenommen wird. Einigermaßen fühlen sich die Engländer dadurch beunruhigt, daß öfter die Rede davon war, unter der amerikanischen Flagge Korn über Holland nach Deutschland zu verschiffen. Aber die Publizistik, die die Durchschnittsmeinung des englischen Volkes vertritt, erklärt, den gordischen Knoten der Seerechtsfragen durchhauend, kurzab, daran müsse, so oft wie nötig, die englische Regierung die Amerikaner und Holländer durch die Kriegsflotte verhindern lassen. Das Volk, das sich am besten ernähre, müsse siegen „on the principle of the survival of the fittest." Dem Deutschen aber werde es bald neben dem Brot auch an Fleisch fehlen, denn schon im Frieden hätte Deutschland häufig unter „meat famines" gelitten.

Damit der deutsche Magen vollends geleert werde, hat England die Heringszufuhr verboten. Einige Heringshändler, Untertanen neutraler Länder, haben als staatsgefährliche Personen Großbritannien verlassen müssen.

Eine nahe Zukunft wird den Briten die Selbsttäuschungen benehmen, in die sie sich bezüglich der Möglichkeit, Deutschland aushungern zu können, gewiegt haben, und auch die regelmäßige, wohlfeile Versorgung der britischen Inseln mit Mundvorrat ist keineswegs vollkommen sichergestellt. Nach einem Telegramm der „Times" aus Melbourne lagern infolge von Störungen, die

in der Schiffahrt eingetreten sind in australischen Häfen 1625 Tonnen Butter, 59000 Rinderviertel, 80000 Körbe Kaninchen, fast 950000 Hammel und Lämmer. Die Versendung dieser Nahrungsmittel nach England kann nicht vor sich gehen, da Dampfer mit Gefrierräumen dazu erforderlich sind, die durch den Krieg abgelenkt wurden. Auch bedroht der Krieg mit den Türken den englischen Lebensmittelmarkt. Nach einer Statistik aus dem vorigen Jahr besitzen die nach England eingeführten Zerealien per annum einen durchschnittlichen Wert von ungefähr 1300000000 Mark. Beinahe die Hälfte dieser Transporte passiert das östliche Mittelmeer, also die Sphäre des Türkenkriegs. Der größte Produktenhandel, den England in Friedenszeiten betreibt, ist der durch die Dardanellen. Denn Rußland und Rumänien senden jährlich für nicht weniger als 425 Millionen Mark Getreide und Mehl in die britischen Häfen. Da die türkischen Meerengen gesperrt sind, so müssen die Engländer zusehen, wie sie sich das wegfallende Drittel ihres Imports an Brotfrüchten und Futtermitteln in anderen Produktionsländern verschaffen. Da käme u. a. Ostindien in Betracht, das im Durchschnitt für 205 Millionen Mark Korn zu senden pflegt. Aber der indische Getreideexport nach England ist gewohnt, den Weg über Suez zu nehmen, und die jüngsten Ereignisse scheinen zu beweisen, daß man in London mit der Möglichkeit einer Sperrung dieser Route wird rechnen müssen. Ja man kann nach den mancherlei unliebsamen Ueberraschungen, die der Seekrieg bisher den Briten gebracht hat, in London nicht einmal mit Bestimmtheit darauf bauen, daß die Straßen des Atlantischen Ozeans vor frechen schwimmenden Wegelagerern absolut sicher bleiben werden. Dieses Meer aber passiert alles, was England von Weizen und Weizenmehl, Gerste und Hafer, Mais und Maismehl aus Australien und Neuseeland, Nord- und Südamerika sonst noch einführt. Wenn also John Bull, in der Erinnerung an die erwähnte Lehre Darwins, beruhigt sein Embonpoint betrachtet und seine Marine preist, daß dank der Seeherrschaft, die sie behaupte, in England die Lebensmittelpreise durch den Krieg nur wenig in die Höhe gegangen seien, so ist noch nicht aller Tage Abend. Der englische Verbraucher kann noch manchen rauhen Eingriff des Krieges in seine Gewohnheiten erleben. Stark steigende Preise für Nahrungsmittel würden bei der Lockerheit der englischen Staatsverfassung jenseits der Nordsee ganz andere politische Wirkungen hervorbringen können, als sich die Engländer vorspiegeln, bei uns infolge von Teuerung eintreten zu sehen. Lange vor dem Ausbruch des Krieges hat Sir Edward Grey in einer Parlamentsdebatte einmal zu verstehen gegeben, daß ein Waffengang zwischen Deutschland und England bei uns „Hungerrevolten" hervorrufen würde. Aber einstweilen bedürfen wir in Deutschland noch keines patriotischen Nationalausschusses, der die einflußreichen Leute im Lande beschwört, dem Erschlaffen, Schwanken und Umschlagen der öffentlichen Meinung als eines entscheidenden Faktors durch stimulierende Agitationen vorzubeugen.

Es ist soeben Ostindiens Erwähnung getan worden als eines Gebiets,

aus dem England beinahe den sechsten Teil seines Imports an Zerealien bezieht. Unter den Gefahren, die Englands Herrschaft in Indien bedrohen, scheint eine ganz besonders große der bevorstehende Vorstoß des Emirs von Afghanistan zu sein. Afghanen dienen in vielen Regimentern der indischen Eingeborenen-Armee, denn nicht nur die vielgenannten kriegerischen Afridis, sondern alle Stämme an der nordwestlichen Grenze Indiens sind afghanischen (pathanischen) Volkstums. Nach Lord Roberts können diese Völkerschaften 150—200000 Männer von durchaus martialischem Charakter ins Feld stellen. Ueber die Gesinnungen des afghanischen Elements im indischen Heere urteilt Roberts: „Der persönliche Einfluß der Offiziere auf ihre Leute wird immer der einzige Rückhalt der Regierung sein, sobald der Schrei nach einem heiligen Krieg ertönt und die Truppen zum Abfall von uns verführt werden sollen. Sold, Pension und Verdienstorden würden in den Wind geschlagen werden, wenn die Glaubensehre auf dem Spiel steht. Aber Beziehungen, die seit Jahren bestanden haben, über den Haufen werfen und in der Stunde der Not sich gegen den Mann wenden, den er als gerecht und gut erkannt, den er in der Gefahr als Helden gesehen und als solchen seiner Familie gepriesen hat, das eben ist es, was ein Pathane nie tun wird. Dies sei zu seiner Ehre gesagt. In der Tat bestand zwischen den Offizieren und ihren Leuten im Lager ein solch herzliches Verhältnis, daß diese willens waren, ihre Vorgesetzten über ihren Religionslehrer, den Akhund von Swat, zu setzen".

Der gegenwärtige heilige Krieg ist ein panislamitischer, und auch sonst von ganz anderer Art, als die lokalen heiligen Kriege, die früher von Mohammedanern proklamiert worden sind. Es ist leicht möglich, daß die Explosibilität der heute von Stambul aus in die mohammedanische Welt geworfenen halb mittelalterlichen, halb modernen Ideen, die den Glauben des Propheten bekennenden Soldaten Englands in eine Kollision der Pflichten stürzt, aus der nicht die Ideale der Treue und der Anhänglichkeit als Siegerinnen hervorgehen, sondern die von den Religionslehrern gepredigten Tendenzen. Was den Staat Afghanistan betrifft, so scheint in Kabul eine nicht unerhebliche innere Machtentwickelung stattgefunden zu haben. Jedenfalls ist die afghanische Regierung sehr viel stärker als die benachbarte persische. Schon vor einem Menschenalter, als der kräftige Emir Sher Ali Afghanistan beherrschte, verfügte dieser Fürst über regelmäßige Landeseinkünfte in einer Höhe von jährlich 16 Millionen Mark, für mittelasiatische Verhältnisse eine stattliche Summe. Sher Ali benutzte, wie Lord Roberts in seinen Memoiren erzählt, seinen Reichtum zu Kriegsrüstungen, die schöne Resultate ergaben. 68 Infanterie-Bataillone und 16 Regimenter Kavallerie wurden errichtet; 300 Geschütze zählte die Artillerie. Alle Truppenkörper führten Präzisionswaffen. In den Geschütz- und Gewehrfabriken wurde ein Heer von geschulten Arbeitskräften ständig beschäftigt, und auch die im eigenen Lande hergestellte Munition war in kolossalen Mengen vorhanden. Säbel, Helme, Uniformen und andere Ausrüstungsgegenstände füllten die Arsenale.*)

*) Vgl. meinen Aufsatz im 118. Band dieser Zeitschrift: „Die Engländer in Indien und der europäische Feind".



Nach dem Berliner Kongreß führte Afghanistan einen zweijährigen Krieg mit England (1878—1880). Trotzdem Sher Ali schon zu Anfang der Krisis starb und sein Sohn und Nachfolger Jakub Khan eine schwache Natur war, fochten die Engländer mit wechselndem Glück und gewannen den Feldzug erst nach großen Anstrengungen. Roberts, der bei dem Vormarsch auf Kabul durch nächtlichen Ueberfall eine von den Afghanen stark besetzte Bergposition einzunehmen versuchte, hatte unter seinen Pathanenkompagnien Verräter. Um den Afghanen die Annäherung der Engländer kund zu tun, ließen sie scheinbar absichtlich ihre Gewehre losgehen. Wenn die Afghanen dieses Warnungssignal gehört hätten, wäre die Vernichtung der britischen Kolonne die unvermeidliche Folge gewesen. Nachdem die Ueberraschung des Feindes gelungen war, desertierte während des Gefechts eine Anzahl Pathanensoldaten; andere waren schon vorher zu ihren Stammesgenossen übergelaufen. Bei einer anderen Gelegenheit erwartete General Roberts mit Ungeduld den Eintritt feuchter Witterung, weil er befürchtete, seine getreuen Pathanen könnten ihm die Vorräte anzünden.

Auf so vulkanischem Boden beruht die Herrschaft der Briten in Ostindien. Allerdings herrscht zwischen mohammedanischen und heidnischen Indern nach wie vor eine starke Entfremdung. Der richtige Instinkt, daß der Krieg mit Deutschland Großbritannien auch in einen Konflikt mit der Türkei hineintreiben würde, hat die Führer der englandfeindlichen heidnischen Oppositionspartei Indiens schon im August dazu vermocht, ihre Stellung gegenüber der britischen Regierung zu revidieren. Da sich zwischen England und den Mohammedanern Indiens, die vorher regierungsfreundlich waren, eine Kluft aufzutun begann, wurden die Heiden, vorher Revolutionäre und Anarchisten, plötzlich gouvernemental. Der Parse Naoroji, dieser politische Proteus, der sich vor Jahren, als er in London ansässig war, unter Loyalitätsbeteuerungen in das britische Parlament wählen ließ und dann, in die orientalische Heimat zurückgekehrt, als rabiater Separatist auftrat, ist infolge des Krieges zu seinen alten Gesinnungen zurückgekehrt. In einem Schreiben an die „Times" vom 10. August sagt der nicht nur unter den Feueranbetern, sondern auch in weiteren indischen Kreisen angesehene reiche Bankier, er könne sich aussprechen: „mit der vollkommensten Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit über das, was britischer Charakter ist, was die Zivilisation der Welt dem britischen Genius schuldet, und was wir Indier sowohl für vergangene als auch für zukünftige Wohltaten dem britischen Volk schuldig sind. Ja! ich habe nicht den geringsten Zweifel daran, daß jedes Individuum aus der ungeheuren Masse der indischen Menschheit nur einen Herzenswunsch hat, nämlich nach dem ganzen Maße seiner Fähigkeit und Kraft das britische Volk in seinem ruhmreichen Kampf für Gerechtigkeit, Freiheit, Ehre und wahre menschliche Größe und Glückseligkeit zu unterstützen".

Das sind nicht etwa bloß leere Worte eines black man, wie einst Lord Salisbury höhnisch Naoroji bezeichnete, als er sich um die Ehre bewarb, London im Unterhaus zu repäsentieren. Der Haß, der in Indien zwischen denen, die an Einen Gott glauben, und den Polytheisten herrscht, verleiht

den schwülstigen Expektorationen des persönlich vielleicht sehr unzuverlässigen Ormuzd-Verehrers sachliche Bedeutung. Unter allen Himmelsstrichen sind Parteien sehr versatil nicht etwa bloß im Bereich von Indiens glühender Sonne. Aber wundernehmen muß einen doch noch mehr als die politische Bekehrung Naorojis der Wandel, der durch den Krieg in der Denkweise des Brahminen Tilak stattgefunden hat. Seit 20 Jahren steht dieser Mann an der Spitze der extrem nationalistisch gesinnten Hindus. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges wurde er aus dem Gefängnis entlassen, in dem er 6 Jahre zugebracht hatte, weil er in seinen Zeitungen unter sehr durchsichtigem Schleier für den Meuchelmord als erlaubte politische Waffe eingetreten war. Bei seiner Rückkehr in die Freiheit schnob er noch Wut gegen alles Englische. Aber dann kam der Krieg, und sofort schwenkte Tilak um und forderte in seinen beiden Wochenschriften die Inder auf, alles, was in ihrer Kraft stehe, zu tun, um dem Reich zu helfen.

Es ist ganz in der Ordnung, daß die Engländer die „Großherzigkeit" ihrer neu gewonnenen heidnischen Freunde in Ostindien preisen. Sind doch die indischen Truppenmassen, die in Europa und Aegypten für England kämpfen, durchweg den polytheistischen Kultusgemeinschaften der Halbinsel entnommen. Aber die Briten haben in ihrer Literatur den klassischen Essay Macaulays über Warren Hastings. Das Charakterbild des Brahminen Nunkomar wird ihnen in die Erinnerung zurückrufen, wie leicht am Ganges das Rohr, auf das sich der Europäer stützt, ihm die Hand durchstechen kann. In den Londoner Klubs gibt es Völker- und Menschenkenner genug, die auf die Treue von Brahminen so wenig Häuser bauen wie auf die von Pathanensoldaten. Niemand weiß, welchen Gang die Dinge inmitten der indischen „Menschheit", wie Naoroji richtig sagt, noch nehmen werden. Dieses 300 Millionen-Volk mit seinem Gewirr von Religionen und Sprachen ist ein politisch unberechenbarer Faktor, zumal abendländische Ideen angefangen haben, die überlieferten Weltanschauungen umzugestalten. Trotz Tilaks Schwenkung hat wieder ein Bombenattentat in Kalkutta stattgefunden. Allerdings ist die englische Herrschaft infolge der Spaltung zwischen den indischen Religionen und dann auch wegen der fortdauernden geistigen Passivität der eingeborenen Massen schwer zu erschüttern, aber der im Zuge befindliche Angriff der Türken auf das Niltal, der bevorstehende Einfall der Afghanen in die Landschaft am Indus, die Erhebung Persiens, dazu das Echo der russischen Niederlagen und ungeheuren Verluste, — alles das sind doch Minen und Torpedos, die mit der Grundlage des anglo-indischen Kaiserreichs in Verderben bringenden Kontakt zu kommen drohen.

Erst vier Monate dauert der Krieg, und schon ist ein namhafter Teil der Illusionen, mit denen die britische Nation in den Kampf eintrat, durch vollendete oder sich vorbereitende Ereignisse von unwillkommener Natur brüsk verscheucht worden. Die Herrschaft der englischen Flotte über die See ist zwar noch lange nicht vernichtet, hat jedoch aufgehört, eine ganz unbedingte zu sein, so daß in dem Inselreich ein Gefühl der Unsicherheit entstanden ist. Was den englischen Handel betrifft, so hat der Versuch,

die Handelsherrschaft mit dem Degen zurückzugewinnen, bisher den Erfolg gehabt, daß die allmonatlich veröffentlichte Statistik des Vereinigten Königreichs ein gewaltiges Zusammenschrumpfen nicht etwa bloß des Imports, sondern auch der Ausfuhr zeigt. Das britische Vertrauen auf die überwältigende militärische Tüchtigkeit der russischen Verbündeten mußte eingesargt und in den weiten Ebenen Ostpreußens und Polens begraben werden. Und was schließlich die Bedingungen der materiellen Existenz für den Demos Großbritanniens betrifft, so ist bei längerer Dauer des Krieges wenigstens nicht ausgeschlossen, daß sie sich durch die Erschütterung des Morgenlandes, die Unsicherheit der See und den Ruin des Geschäfts mit dem Kontinent in einer die britische Kriegspartei mit gefährlicher Unpopularität bedrohenden Weise verschlechtern.

Eigentlich in einem einzigen Punkte sind für Albion alle Blütenträume gereift. Es ist ihm gelungen, in *allen neutralen* Ländern starke antideutsche Strömungen zu erzeugen. Fast nur Skandinavien, das die Moskowiter fürchtet, macht eine Ausnahme. Ihre im wesentlichen noch nicht gebrochene Seeherrschaft ermöglichte den Engländern, uns durch die Verbreitung falscher Nachrichten zu diskreditieren. Aber der Besitz und Mißbrauch der Kabel würde den Engländern nicht zu jenem moralischen Erfolg verholfen haben, wenn nicht zwischen dem britischen Gemeinwesen und solchen Staaten wie die Union, Italien, Rumänien u. s. w. eine gewisse konstitutionelle Verwandtschaft obwaltete, die zwischen den letzteren und dem Deutschen Reich nicht besteht. Ueberall, wo die Regierung auf der Parteienherrschaft beruht, betrachtet man unsere starke, auf eigenem Recht ruhende Exekutive mit Sorge und Argwohn. Mehr als durch erfundene Siegesdepeschen und Verleumdungen unserer Truppen schaden uns die englischen Zeitungen, wenn sie die demokratisch regierten Länder mit der Prophezeiung internationaler Machtverhältnisse ängstigen, wie sie in Zukunft heraufziehen würden durch: „die außerordentliche Gelehrigkeit des deutschen Volkes, seine schafsmäßige (sheeplike) Unterwürfigkeit gegenüber seinen Beherrschern, seine Bereitwilligkeit, sich trotz all seines Fortschritts und seiner Kultur von der wirksamen Beteiligung an der Regierung seines eigenen Landes ausschließen zu lassen."

Nicht die Mängel, sondern die Vorzüge unseres inneren Zustandes sind es, durch die es den Engländern gelingt, uns mit dem Schlagwort vom preußischen Militarismus an vielen Stellen der Erde unbeliebt zu machen. Wir allein unter den Völkern der Hochkultur haben nicht die Autorität der Majorität geopfert und erfreuen uns deshalb einer Heeresverfassung, die in dieser Vollkommenheit für Demokratien unerreichbar ist. Darum vor dem Krieg der Schrei nach Abrüstung und Rüstungsbeschränkungen in verschiedenen großen Staaten, die auf dem Prinzip der Volkssouveränität beruhen, in der Union, in England, selbst in Frankreich. Diese Gemeinwesen pflanzten die pazifistische Fahne auf, weil sie nicht hoffen durften, Deutschland an Kriegsmacht jemals gleichkommen zu können, und weil obendrein ihren leitenden Männern der politische Instinkt sagte, daß sich in Republiken und parlamentarisch regierten Monarchien das stehende Heer nur kraftvoll ausgestalten lasse unter wachsender Gefahr des Cäsarismus.

Diesen tiefen inneren Gegensatz des historisch gewordenen deutschen Staats zu den teilweise auch sehr ehrenreichen Gemeinwesen, die von Parteien regiert werden, können und wollen wir nicht aus der Welt schaffen. Der gleichfalls auf das Autoritätsprinzip begründete russische Staat hat unter den oben charakterisierten kosmopolitischen Antipathien, die Deutschland treffen, viel weniger zu leiden. Hat er sich doch der pazifistischen Bewegung angeschlossen und auf den Haager Konferenzen sogar eine führende Rolle in dieser Beziehung gespielt. Natürlich ist Rußland lediglich in dem Gefühl innerer Schwäche für die internationale Abrüstung eingetreten, die schon Katharina II. mit höchst rührseliger Motivierung befürwortet hat; nur um so bereiter sind die innerpolitisch gleichfalls labilen Demokratien, dem Zarenreich seine Regierungsform nicht allzusehr nachzutragen. Aber auch dieser Atout in Englands Händen wird sein Spiel schwerlich retten. Die Vernunft, die in den Dingen liegt, dürfte dafür sorgen, daß sich die neutralen Staaten ihre auswärtige Politik nicht durch den doktrinären Parteigeist diktieren und verderben lassen, sondern in den diplomatischen Beziehungen zum Ausland bloß ihre realen Interessen verfolgen. Immerhin ist in allen neutralen Ländern ein energisches öffentliches Auftreten derjenigen, die in ihrem Herzen Deutschland Gerechtigkeit widerfahren lassen, das Bedürfnis der Stunde. In keinem Lande mehr als in der Union. Erfreulicherweise erwächst hier den Deutschamerikanern ein nicht zu unterschätzender Bundesgenosse in den Iren, die in der Presse und in Versammlungen gegen England auftreten.

In irischen Kreisen gehen heute wieder Schriften um, die den diesem Stamm durch seine ganze Vergangenheit eingepflanzten Englandhaß zu lodernden Flammen anzufachen die Tendenz haben. Das Verdienst, uns mit diesem Schrifttum bekannt gemacht zu haben, gebührt Theodor Schiemann.*) „In diesem Kriege“, so heißt es in den Brandschriften, die anonym veröffentlicht worden sind, „ficht Deutschland nicht nur für seine eigene Existenz, es kämpft für die Freiheit der Meere . . . . . . Iren in Amerika, haltet Euch bereit! . . . . . . waffnet Euch! Die deutschen Geschütze, die zum Untergang britischer Dreadnoughts donnern, rufen Irlands verstreute Söhne zum Kampfe auf . . . . . . Armselige Argumente beherrschen halb unbewußt die Erwägungen des Engländers, wenn er die wachsende Größe des deutschen Volkes ins Auge faßt. Ein Gefühl bitterer Mißgunst, im Grunde Furcht, ein hastiges Hämmern von Bolzen und Klammern am Gurt neuer Dreadnoughts und ebenso emsiges aber dumpfes Hämmern am Bau des amerikanischen Bündnisses, das ist der wahre Dreadnought, dessen Kiel vor 16 Jahren gelegt wurde, und dessen langsamer und geheimer Bau verlangt, daß mancher Lieblingswunsch der Engländer unausgesprochen bleiben mußte.“

Wie Sir Edward Grey, von den Parteien in England einmütig unterstützt, an dem „Dreadnought“ des englisch-amerikanischen Bündnisses gearbeitet hat, ist in Deutschland nicht genug beachtet worden. Selbst unter unseren Politikern erinnern sich sicher nur noch wenige jener denk-

*) „Die Achillesferse Englands.“ Aus dem Englischen übersetzt und eingeleitet. Berlin bei Georg Reimer

würdigen Sitzung des britischen Hauses der Gemeinen im Mai 1911, in der darüber verhandelt wurde, ob England dem Vorschlage des Präsidenten Taft seine Zustimmung geben solle, daß alle Konflikte zwischen den Staaten, auch die Ehre und Lebensinteressen betreffenden, obligatorischen Schiedsgerichten unterbreitet werden sollten. Die Debatte, vom Staatssekretär des Auswärtigen geleitet, gestaltete sich zu einer förmlichen Ovation für die Vereinigten Staaten und ihre uneigennützige, edelmütige Hingebung an die Sache des ewigen Friedens. Die plumpen Schmeicheleien, die bei dieser Gelegenheit englischerseits an Amerika verschwendet wurden, kosteten Großbritannien nichts. Auch als die Engländer vor jetzt 16 Jahren bei der Gelegenheit, an die der Verfasser der irischen Flugschrift erinnert, dem amerikanisch-spanischen Kriege, auf „das richtige Pferd" wetteten, haben die Engländer für diesen hohen Gewinn versprechenden Sport so gut wie gar keinen Gegenwert einzusetzen brauchen.

Nun haben ja die klugen Yankees trotz der förmlichen Proskynese des englischen Parlaments vor ihnen den „wahren Dreadnought" nicht fertig werden lassen. Welchen vernünftigen Grund zur Feindschaft gegen das Deutsche Reich sollte das Kabinett von Washington auch haben? Die Germanophoben aber unter der amerikanischen Bevölkerung bedürfen der vernünftigen Gründe für ihr öffentliches Handeln vielfach nicht. Denn in diesem kirchlich gesinnten Lande werden Lehren wie der Pazifismus leicht zu Dogmen und ihre Anhänger zu Fanatikern. Darauf rechnet an der Themse der sehr ehrenwerte Sir Edward, und diese Spekulation zu durchkreuzen, kann jenseits des Ozeans die irische Agitation Einiges beitragen, die uns übrigens auch in der alten Welt insofern zustatten kommt, als dank derselben in Irland die Werbung für die englische Armee stockt. Gerade aus Irland haben die Engländer seit dem 18. Jahrhundert ihre besten Soldaten in großer Masse bezogen, und so mag auch der trotz der Homerulebill eingetretene Rückfall eines Teils der grünen Insel in die alte reichsfeindliche Gesinnung zu den mancherlei ernüchternden Wendungen gerechnet werden, die das Schicksal unseres britischen Erzfeindes seit seinem hochmütigen Entschluß vom 4. August genommen hat. Daniels.

* * *

Am Schlusse eines jeden Monats erwäge ich immer von neuem, ob ich wohl wieder einen Ueberblick über die Kriegsereignisse in ihren großen strategischen Zusammenhängen geben könne, wie ich es im September- und Oktoberheft getan habe. Aber die Zeit dafür ist noch nicht gekommen. Nicht, daß nicht schon sehr viel zu sagen wäre, aber wenn es Wert haben soll, müßte es jetzt den noch schwebenden Zustand hineinziehen und das ist ausgeschlossen. Nur eine Periode, die abgeschlossen hinter uns liegt, kann ohne Schaden und mit der nötigen Unbefangenheit behandelt werden. Sobald es möglich ist, werde ich suchen nachzuholen, was unsere Leser jetzt vielleicht vermissen.

29. 11. 14. Delbrück.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt: Seite

Pastor Lic. Ernst Rolffs, Osnabrück:
Der Geist von 1914 377
Dr. Arthur Drews, Professor d. Philosophie a. d. Technischen Hochschule. Karlsruhe:
Die Hypothese des Unbewußten 392
Dr. Martin Bollert, Direktor der Stadtbibliothek in Bromberg:
Gottfried Kinkel im Zuchthause 405
Dr. Rudolf Clemens, Göttingen, z. Zt. im Felde:
Stand und Aufgaben der mitteliranischen Forschung . 431
Gymnasialdirektor Dr. Paul Lorentz, Spandau:
Der Weltkrieg und die deutsche Weltanschauung . . . 447
W. M. Sloane, Professor an der Columbia-Univer., Ver. Staaten:
Amerikanische Gedanken zur Weltlage 460
Geh. Justizrat Dr. E. Zitelmann Professor der Rechte a. d. Univ. Bonn:
Haben wir noch ein Völkerrecht? 472

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke,
Hofbuchhändler S. K. u. K. H. des Kronprinzen.
1914.

Ausgegeben den 2. Dezember 1914.



Notizen und Besprechungen.

Philosophie. Dr. H. Scholz, Berlin: Besprechung von G. Th. Richter, Spinoza's philosophische Terminologie. (S. 496.) — K. Siegel, Geschichte der deutschen Naturphilosophie. (S. 500). — Amtsrichter R. Bartolomäus, Krotoschin: Die Tradition und ihre Verneiner. (S. 505.) — Prof. Dr. Ad. Matthaei, Cuxhaven: Besprechung von Otto Ernst, Nietzsche, der falsche Prophet. (S. 509.)

Theologie. Prof. Dr. Ad. Matthaei, Cuxhaven: Besprechung von: Die Klassiker der Religion. VII. Band. (S. 510.) — E. Sehling, Geschichte der protestantischen Kirchenverfassung. (S. 510.) — R. Garbe, Indien und das Christentum. (S. 512.)

Geschichte. Dr. E. Daniels, Berlin: Besprechung von Max Lenz, Geschichte Bismarcks. IV. durchgesehene Auflage. (S. 513.) — Dr. Francis Smith, Leipzig: Besprechung von Herm. Oncken, Historisch-politische Aufsätze und Reden. (S. 513.) — K. Bücher, Die Berufe der Stadt Frankfurt a. M. im Mittelalter. (S. 517.) — Dr. Therese Ebbinghaus, Letmathe i. Westf.: Besprechung von Gustav Anrich, Martin Bucer. (S. 518.)

Recht. Dr. jur. et phil. Bovensiepen, Kiel: Besprechung von E. Ehrlich, Grundlegung der Soziologie des Rechts. (S. 523.) — Fr. Frensdorff, Gottlieb Planck. (S. 525.) — Joh. Victor Bredt, Die Mecklenburgische Städteverfassung und das Reichsrecht. (S. 526.) — M. Rumpf, Das Ideal des volkstümlichen Rechts. (S. 526.) — Dr. Allfeld, Die Gewohnheitsverbrecher im künftigen Strafrecht. (S. 527.)

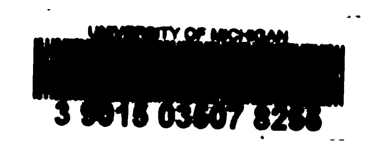
Musik. Jejunus: Ein Preisausschreiben. (S. 528.)

Literatur. Dr. Roland Schacht, Charlottenburg: Besprechung von J. Barbey d'Autevilly, Goethe et Diderot. (S. 533.) — Martha Hobohm, Hermsdorf i. Mark: Besprechung von H. Suchier und A. Birch-Hirschfeld, Geschichte der französischen Literatur. (S. 539.)

Politische Korrespondenz.

Dr. Paul Feldkeller: Die slavische Philosophie unter Rußlands Druck. (S. 542.)
Berthold Molden: Die Bedeutung Asiens im Kampf für unsere Zukunft. (S. 546).
Lutz Korodi, Die Rumänenfrage. (S. 551.)
Dr. E. Daniels: Britische Illusionen. (S. 556.)

Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14, Dresdenerstr. 43.


UNIVERSITY OF MICHIGAN

